Rund um Afrika.

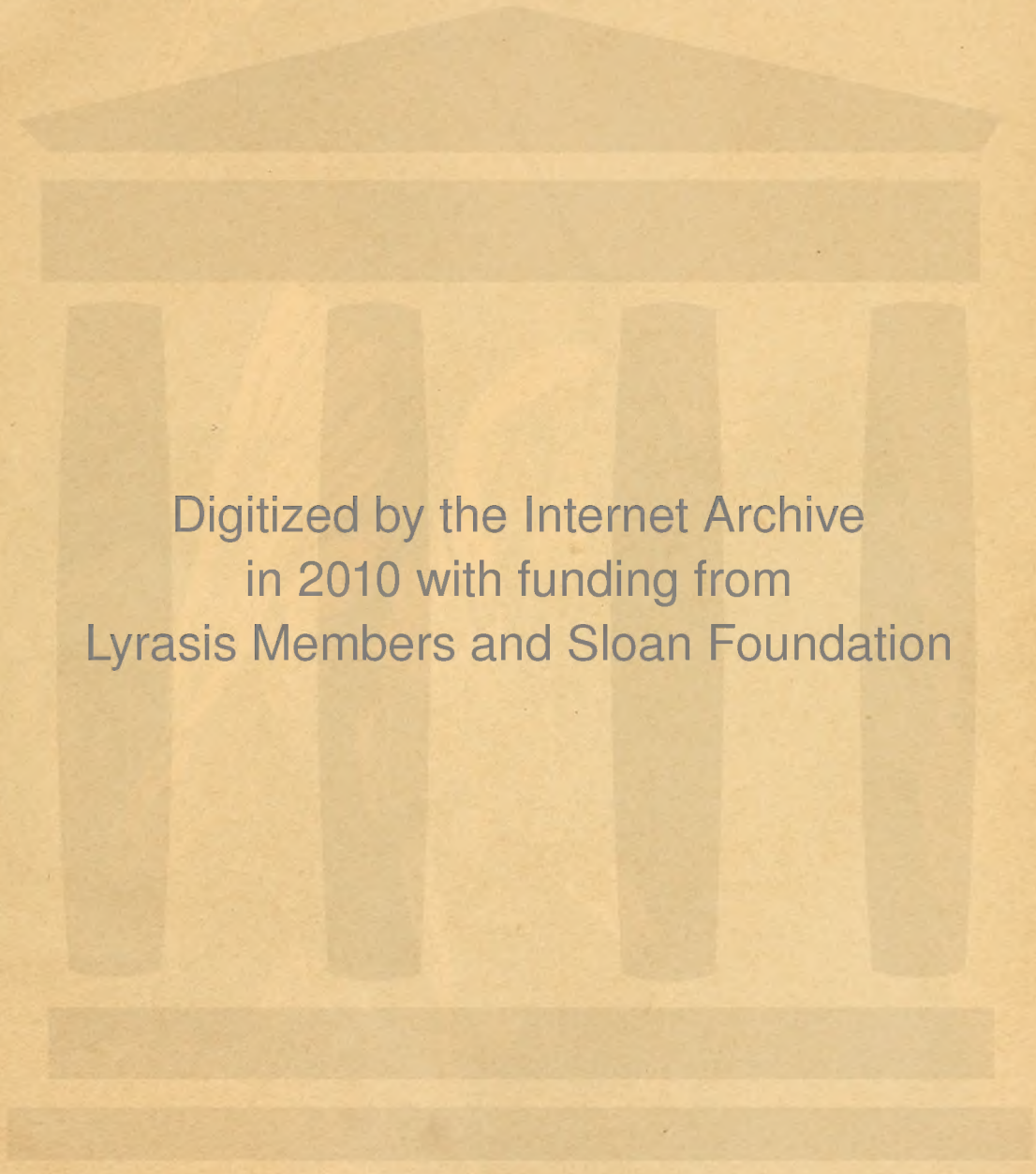
Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von

Jos. Spillmann S. J.

Dritte, wesentlich erweiterte Auflage.

Duquesne University



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/rundumafrikaeinb00jspi

Mulei Haſſan, der Sultan von Marokko. (S. 480.)

Rund um Afrika.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von

Joseph Spillmann S. J.

Dritte, wesentlich erweiterte Auflage, mit einer großen kolorierten Karte von Afrika.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1897.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

~~q 916~~
~~S756a~~

G

q
DT11
S6x
1897

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort zur ersten Auflage IX
Vorwort zur zweiten Auflage X
Vorwort zur dritten Auflage XI
Der Reiseplan 1

I. In Algier und Tunis.

1. Das Land und seine Hauptstädte 3
2. Das Volk und seine Geschichte 8
3. Ein arabischer Blutzeuge 11
4. Lavigeries Anstalten christlicher Barmherzigkeit . . 12
5. Helyma, das Kabylenkind 17
6. Tunis 21
7. Glaube, Aberglaube und religiöse Pflichten der Muselmänner 22
8. Das alte Karthago und seine Zerstörung . . . 26
9. Märtyrer von Karthago 32
10. Spätere christliche Erinnerungen 37
11. Die Kirche von Tunis 38

II. Ein Ausflug in die Sahara.

1. Rhadames 40
2. Von Rhadames nach den Dünen von Edeirar'en . . 42
3. Am Tikhammalt und beim Scheik Fenaït . . . 44
4. Der Aufenthalt am Fuße des Tassili und die Rückreise 50
5. Die Ermordung der Missionäre 53

III. In Ägypten.

1. Der Nil 55
2. Ein Blick in das alte Ägypten 58
3. Das heutige Ägypten 60
4. Ein Gang durch Kairo 62
5. Ein Besuch in einem mohammedanischen Kloster . . 65
6. Das Geburtsfest Mohammeds in Kairo . . . 66
7. Eine Wallfahrt zum Brunnen der seligsten Jungfrau . 68
8. Ein Ausflug in die Thebais 71
9. Im Kloster St. Antonius 77
10. Die Grotte und das Kloster des hl. Paulus . . . 81
11. Katholische Anstalten der Gegenwart 84
12. Eine Koptenstadt in Oberägypten 86
13. Eine koptische Taufe 87
14. Eine koptische Hochzeit 88
15. Der ägyptische Blocksberg 89

IV. Ein Ausflug nach dem Sudan.

1. Die Erzählung der weißen Mutter 92
2. Den Nil aufwärts 96
3. Der ägyptische Sudan 100
4. Aus dem Leben der Dinka 102
5. In Wadai 107
6. Am Tsadsee 111
7. Die Mission im Sudan 117
8. Der Mahdi und die Missionäre 118
9. Der Fall Chartums und Bonomis Flucht . . . 122
10. Augenblickliche Zustände im Mahdireiche . . . 126

V. Abessinien.

1. Massauah 128
2. Die Italiener in Abessinien 128
3. Ein Gang durch Abessinien 132
4. Ein Blick in Abessiniens Kirchengeschichte . . . 136
5. Ein Besuch bei Menelik 142
6. Die Galla und ihr Apostel 143
7. Die Somal 148

VI. Deutsch-Ostafrika.

1. Die Insel Sansibar 151
2. Die Entstehung der deutschen Kolonien in Ostafrika . 156
3. Kiloa und Lindi 160
4. Dar-es-Salaam 163
5. Pugu und seine Opfer 166
6. Bagamoyo vor dem Kriege 168
7. Bagamoyo während des Krieges 172
8. Saadani, Pangani und Wanga 173
9. Die Küste von Mombas 179
10. Im Thale des Tana 183
11. Die Wapokomo 186
12. Nach dem Kilima-Ndscharo 190
13. Am Fuße des Berges 194
14. Eine Besteigung des Kilima-Ndscharo 201
15. Auf der Rückreise 204
16. Im Lande der Massai 208
17. Durch Udoë 212
18. Durch Usegua. Die Blutsbrüderschaft . . . 215
19. Über den Wami nach Ukami 218
20. Mrogoro und seine Umgebung 221
21. Die Kämpfe Wissmanns 226
22. In das Gebiet der großen Seen 231
23. Auf dem Viktoria-Njansa 234
24. Blutzeugen von Rubaga 240
25. An den Ufern des Tanganjika 242

VII. Madagaskar.

1. Die Insel und ihre Bewohner 257
2. Die Arbeit der katholischen Missionäre . . . 263
3. Die heidnische Krankenpflege und Totenbestattung . 266
4. Ein christliches Begräbnis auf Madagaskar . . 267
5. Das Aussätzigenspital von Ambahivoraka . . . 268
6. Eine Reise der Königin in das Land der Betsiléos . 269
7. Die Königin in Fianarantsoa und ihre Schulvisite . 272
8. Die Treue der madegassischen Katholiken . . . 276
9. Die Inseln Réunion und Mauritius 280

MAR. 4 1957

Seite

VIII. Südafrika.

1. Mozambique 284
2. Die Mission am Sambesi 288
3. Die Viktoriafälle des Sambesi 290
4. Die Marutse-Mabunda und die Matabelen . . 292
5. Die Moraves am Sambesi 298
6. Die wilden Tiere am Sambesi 300
7. Ungemütliche Hausbewohner 306
8. Länder und Staaten am Kap 310
9. Bei den Boeren in Transvaal 313
10. Die Sulukaffern 315
11. Betschuanen und Basuto 316
12. Der Aufstand der Maschonas und die Mission von Chishawasha 320
13. Eine Reise durch Tembuland 325
14. Südafrikanische Fabeln und Märchen . . . 327
15. Deutsch-Südwestafrika 328
16. Hottentotten, Buschmänner und Herero . . . 332
17. Die Mission von Cimbebasien 334
18. Weiterfahrt längs der Küste von Angola . . . 336

IX. Am Kongo.

1. Der Strom 340
2. Die Entdeckung des Kongo 341
3. Stanleys Stromfahrt 342
4. Stanleys Zug vom Kongo zu den Nilquellen . . 344
5. Erinnerungen an die alte Kongo-Mission . . . 356
6. Die Gründung des Kongo-Staates 360
7. Die Mission am untern Kongo 366
8. Weihnachten am Kongo 368
9. Die Jesuiten-Mission am Kuango 371
10. Etwas über die Neger und ihre Moden . . . 373

X. Ogowe, Gabun und Kamerun.

1. Das Land am Ogowe 379
2. Die Adumas 382
3. Religiöse Anschauungen und politische Einrichtungen der Adumas 384
4. Eine Geschichte aus dem Urwald am Ogowe . . 385
5. Ste. Marie am Gabun 388

Seite

6. Libreville 391
7. Die Dörfer am Flusse Kamerun 394
8. Das Kamerungebirge 398
9. Die Duallaneger 402
10. Die Deutschen in Kamerun 404

XI. Zwischen Niger und Senegal.

1. An der Nigermündung 408
2. Flußfahrt auf dem Niger 410
3. Fahrt auf dem Benue und Überblick über die Haussa-Staaten 412
4. Die Stadt Bida 414
5. Die Zöglinge von Puerto-real, Porto-novo und die Negerschule des hl. Ludwig 418
6. Spiele, Geld und Ceremonien 419
7. Die Obrigkeit an der Sklavenküste 421
8. Die Totenopfer für die Könige 423
9. Andere Menschenopfer 426
10. Der Schlangentempel 427
11. Von den Fetischen und Fetischhainen 428
12. Ein Ausflug nach Abeokuta 430
13. Tiko, der kleine Negerknabe von Dahomeh . . 433
14. Deutsch-Togoland 435
15. An der Goldküste 436
16. Weiterfahrt 446
17. Das Land am Senegal 447
18. Die Einwohner Senegambiens 453
19. Etwas aus der Landesgeschichte Senegambiens . 456
20. Der ehrwürdige P. Libermann und sein Werk . . 459
21. Die Canarischen Inseln 460

XII. Marokko.

1. Ein Blick auf das Land und seine Geschichte . . 464
2. Tanger 468
3. Umgebung Tangers 470
4. Ein Aufzug der Aïssauas 472
5. Ein maurisches Gastmahl 474
6. Von Tanger nach Fes 476
7. Fes 477
8. Mekines und Marakesch 480

Schluß 483

Verzeichnis der Illustrationen.

(Die Vollbilder sind durch fette Schrift bezeichnet.)

	Seite
Mulei Hassan, der Sultan von Marokko (Titelbild).	
Der „Afrikaner"	2
Ansicht von Algier	3
Algier	4
Basilika U. L. Frau von Afrika bei Algier	5
Ansicht von Konstantine	6
Galerie im Palaste des Bey	7
Ein Marabut (mohammedanischer Missionär) und sein Zögling	8
Arabisches Nomadenzelt	9
Maure und Maurin von Konstantine	10
Der Martertod des ehrw. Hieronymus von Algier	11
Se. Eminenz Kardinal Lavigerie	13
Das Viereckhaus (Maison carrée)	15
Kabylenkinder	17
Kapelle des hl. Ludwig	21
Ansicht von Tunis	22
Straße von Tunis	23
Der Löwenhof im Bardo	24
Muselmann im Gebete (1)	25
Muselmann im Gebete (2)	25
Arabische Musikanten	26
Ein Araber erzählt seine Wallfahrt nach Mekka	27
Dorf auf den Ruinen von Karthago	28
Die alten Häfen und das alte Forum von Karthago	29
Die Ruinen von Utica	30
Utica, rekonstruiert	31
Ruinen des Amphitheaters von Karthago am Fuße des alten Burghügels	33
Grabschrift der heiligen Märtyrin Victorina aus Tunesien	34
Christliche Grablampen von Karthago	35
Sklavenmarkt zu Tunis	37
Die Kathedrale vom hl. Ludwig	38
Provisorische Kathedrale von Tunis	39
Ansicht von Rhadames	41
Eine Hauptstraße von Rhadames	42
Schwarzer Tarig aus der Sahara	43
Ritt über die Dünen	44
Tuareg in der Sahara	45
Tuareg aus der Sahara	46
Lager der Imanrhasaten am Tikhammalt	47
Begrüßung einer Karawane	49
Eine Musikbande der Tuareg	51
Ansicht der Sawya	52
Ansicht von Timassanin in der Sahara	53
Der Ruwenzori oder das „Mondgebirge"	55
Nilschleuse des Ebrahim-Kanals	56
Ruinen auf Philä in Oberägypten	57
Der Kopf der Sphinx und die Große Pyramide	58
Die Pyramiden von Gizeh	59
Ägyptische Mumie und ihr Sarkophag	60
Grabstatue Ramses' II.	61
Fellahdorf	62
Ägyptische Typen	63
Kairo	64
Straße in Kairo	65
Ein Nubier in Kairo	66
Eine Frau aus dem Volke in Kairo	66
Tanz der Derwische	67
Dosch	68
Ein Eseltreiber in Kairo	69
Die sogenannten „Chalifengräber" bei Kairo	71
Der Brunnen der seligsten Jungfrau im Balsamgarten von Matarjeh	72
Der Baum der seligsten Jungfrau im Balsamgarten von Matarjeh	73
Stufenpyramide von Sakkarah	74
Knickpyramide von Daschur	75
Inneres einer koptischen Kirche	77
Eingang in das Kloster des hl. Antonius	79
Koptisches Hostienbrot	81
Kloster des hl. Paulus	82
Nilfahrt bei Nacht	83
Die Knabenschule der Franziskaner in Beni-Suef	85
Ein katholischer Kopte aus Oberägypten	86
Ansicht von Sohag in Oberägypten	87
Grabmal des Scheich Haridi in Oberägypten	89
Grotten des Gebel Haridi in Oberägypten	90
Dorf der Dinka-Neger	93
Am Ufer des Weißen Nil	94
Die Nilbarke Stella matutina	95
Dumpalme	97
Nil-Katarakte bei Assuan	99
In der nubischen Wüste	100
Der Hauptplatz in Chartum	101
Ansicht von Berber	103
Ein Dinka-Neger	104
Ein Murach der Dinka-Neger	105
Dorf der Bari	107
Ein Sänger der Niam-Niam	109
Reiter in Wattenpanzer	110
Der Tsad bei Ngigmi	111
Sultan Omar von Bornu mit seinem Gefolge	113
Baumwohnungen in Kimre	114
Vegetation am Ufer des Schari	115
Audienz in Massenja	116
Kirche und Missionsgebäude von El Obeid	117
Dom Luigi Bonomi in arabischer Tracht	118
Bischof Comboni, Missionäre und Negerkinder	119
Englische Truppen im Sudan	123
Ein Ansar oder Glaubensstreiter des Mahdi	125
Ein Nisigattkrieger	127
Massauah	129
Haus der Schwestern in Massauah	130
Negus Menelik II. und seine Generäle	131
Abessinischer Soldat	132
Eine Bergschlucht in Abessinien	133
Abessinische Vögel	135
Die Obelisken von Axum	136
Königspalast von Gondar	137
Der Negus Theodoros II. von Abessinien und seine Thronassistenten	139
Zug der Engländer durch den Senafe-Paß	141
Negus Menelik II.	142
Gemahlin des Negus Menelik II.	143
Abessinischer katholischer Priester	144
Die eigentliche Tracht der abessinischen Priester	145
Se. Em. Kardinal Wilhelm Massaja, O. Cap., vormals Apostol. Vikar der Gallaländer	146
Abessinische Mahlzeit	147
Somali-Frau	148
Somali-Krieger	149
Chalid ben Bargasch, der Pratendent des Sultanats von Sansibar	152
Ein Sklaventransport	153
Der durch das Bombardement der Engländer zerstörte Palast des Sultans von Sansibar	154
Said Bargasch, Typen aus Sansibar, Ansicht von Sansibar und Kartenskizze der Hafenstadt	155
Arabische Familie von der Suaheli-Küste	157
König von Ukami	159
Dorf an der Küste von Sansibar	161
Die Bai Dar-es-Salaam	163
Die am 13. Januar 1889 zerstörte Missionsstation von St. Benedikt zu Pugu	164
Die Opfer von Pugu	167
Neue Wohnung der Missionäre in Bagamoyo	169
Kirche U. L. Frau von Lourdes zu Bagamoyo	171
Pangani	175
Ruinen von Mtangata	177
Kampf einer englischen Dampfschaluppe mit einem Sklavenschiff bei Pemba	179
Ansicht von Mombasa vom Lande aus	181
Auf dem Tana	183
Tschara am Tanafluß	185
Scenen am Tana	187
Hütten der Wapokomo	188
Vögel am Tana	189
Haartrachten und Geräte in Wapokomo in Ostafrika	190
Kartenskizze der Reise nach dem Kilima-Ndscharo	191
Rast auf dem Bergsattel bei Mbaramu	192
Begegnung mit einem Löwen beim Dschipe-See	193
Der Dschipe-See und der Kilima-Ndscharo	195
Trachten von Tovela	197
Mandara, Sultan von Motschi und Oberhäuptling von Kilima-Ndscharo	198
Kilima-Ndscharo	199
Bergbach am Kilima-Ndscharo	201
Im Urwald am Kilima Ndscharo	202
Die Spitze des Kima-Wenzi vom Bergsattel aus	203
Schwanzaffen im Walde von Kahe	205
Das Rhinoceros	207
Ein Massai-Chr. zwei Massai-Damen und ein Massai-Kraal	208
Massai-Typen	209
Junger Massai im Kriegskostüm	211
An der Mündung des Kingani	213
Am Thore eines Dorfes	215
Das Bereiten des Pombe	216
Der Freundschaftsbund	217
Brücke aus Lianen über den Wami	219
Mrogoro, die Hauptstadt von Usigova	221
Die Mission von Tunungo in Ostafrika	223
Die Tsetse-Fliege (Glossina morsitans)	225
Der Häuptling Buschiri	226
Major von Wissmann	227
Gefecht bei Jambo	228
Marsch der Karawane durch den Urwald	233
Araber Häuptlinge von Tabora	235

	Seite
Am Ufer des Viktoria-Nyanza	236
Auf dem Viktoria-See	237
Der König Mtesa von Uganda inmitten seiner Minister	239
Christlicher Page aus Uganda	240
Rubaga, die Hauptstadt von Uganda	241
Der Tanganjika und seine Uferstämme	243
Ansicht von Udschidschi am Tanganjika	244
Abfahrt im Schiffe der Mission	245
Straße im Dorfe Kibanga	247
Das Zerlegen eines Flußpferdes	249
Mpala am Tanganjika	250
Der Hof der Missionsstation Mpala	251
Im Sturm auf dem Tanganjika	253
Ein Missionär in der Fiundschana	257
Tananarivo und das königliche Schloß	258
Eine „Straße" in Madagaskar	259
Der neue französische Regierungspalast in Tananarivo	260
Vornehme Howa-Frauen aus Madagaskar	261
Ein edler Howa	262
Die neue Kirche der Unbefleckten Empfängnis in Tananarivo	263
Innere Ansicht der Kirche von der Unbefleckten Empfängnis zu Tananarivo	264
Die erste feierliche Taufe in Tananarivo	265
Begräbnisstätte der Sakalaven auf Nossi-Be	266
Musiker im Leichenzuge	267
Ein Mädchen von Madagaskar im Trauergewande	268
Ein Träger im Leichenzug	269
Die Aussätzigen von Ambahivoraka in Madagaskar	271
Feierlicher Aufzug der Königin	273
Haartrachten der Betsiléos-Frauen	274
Fianarantsoa, die Hauptstadt der Betsiléos	275
Zugang und dreifaches Thor eines Betsiléos-Dorfes	277
Der „Peter-Booth" auf der Insel Mauritius	279
Die Wilhelms-Ebene auf der Insel Mauritius	280
Am Ufer der Grande Rivière auf Mauritius	281
Das Heiligtum Unserer Lieben Frau von Lourdes auf der Insel Mauritius	282
Fort San Sebastian in Mozambique	285
Das alte Jesuitenkolleg St. Paul, jetzt Residenz des Generalgouverneurs von Mozambique	286
Ochsenwagen der Missionäre	287
Grab des P. Fuchs bei Tati	289
P. Gabriel S. J., Missionär am Sambesi	291
Eine Partie der Viktoria-Fälle	292
Die Viktoria-Fälle des Sambesi	293
De Boß, der König der Marutse, in europäischer Kleidung	295
Matabele im Kriegskostüm	297
Hütte der Moraves	299
Tierleben am Sambesi	301
Flußpferde am Sambesi	302
Löwe und Rhinoceros	303
Elefanten	304
Büffeljagd	305
Der Leopard im Hause Pit Jakobs	306
Angemütliches afrikanisches Ständchen	307
Die Kirche von Inhambane	309
Vasco da Gama	310
Ansicht von Kapstadt, im Hintergrunde der Tafelberg	311
Diamantengrube von Kimberley	312
Bloemfontein im Oranje-Freistaat	313
Straße in Johannesburg	315
Hirten- und Kriegertypen der Sulukaffern	317
Das Gnu oder Wildebeest	318
Die Mission Roma im Basutolande	319
Einheimische Minenarbeiter in Rhodesia	321
Matabele Krieger	323
Springhase und Band-Iltis	327
Südafrika	328
Fort Vogelsang, die erste Faktorei im Lüderitzlande	329
Häuptling der Orlam (Halb-Hottentotten) in europäischer Kleidung	330
Herero-Frau mit einer dreiohrigen Ledermütze	331
Ein Buschmann	332
Frau eines Buschmanns	333
Ein Bruder der Cimbebasi-Mission auf einem Reitochsen	334
Fluß und Landschaft bei Kassinga in Ober-Cimbebasien	335
Der Häuptling Mwene-Tschamba	336
Rhede von Loanda	337
Die roten Uferfelsen bei Ambris an der Grenze von Angola und Kongo	338
San Paolo de Loanda	339
Ritter Martin Behaim	341
Stanley	342
Flußkampf bei der Mündung des Aruwimi	343
Stanleys Fahrt durch die Stromschnellen des Kongo	345
Pagazis (Träger)	346
Francis Pocock verunglückt in den Singa-Fällen	347
Karte zu Stanleys Zug vom Kongo nach dem Albert- und Viktoria-Nyanza	349
Im ostafrikanischen Urwald	350
Überfall im Urwalde	351
Emin Pascha	353
Zusammentreffen Stanleys mit Emin Pascha	355
Taufe des Königs von Kongo	357
Audienz der Holländer 1642 beim König von Kongo	359
Faktorei in Banana an der Kongomündung	361
Am Kongo oberhalb Vivi	362
Stanleys Karawane	363
De Brazza	365
Ansicht von Landana	367
Der hochw. Herr Koller, Missionär am Kongo, mit einigen seiner Neubekehrten	368
Boot der Mission, von Missionskindern gerudert	369
Aufbruch einer Karawane nach dem Innern	371
Bubangi-Krieger am Kongo	373
Wayopo in Ostafrika	374
Wagubha und andere Stämme am Westufer des Tanganjika	374
Manyuema westlich von Tanganjika	374
Haartrachten der Bewohner am Ostufer des Tanganjika	375
Haartrachten der Balunda-Frauen am obern Sambesi	375
Mangandscha-Frauen mit dem Pelele	376
Ubudscha-Frauen	376
Neger von der Beninküste mit ihren Stammeszeichen	377
Fahrt den Ogowe aufwärts	380
Urwald am Ogowe in Westafrika	381
Adumas am obern Ogowe	382
Adumasdorf	383
Fetischpriester der Adumas	385
Am Ogowe	387
Die Missionsanstalt Ste. Marie am Gabun	389
Die katholische Missionsanstalt für die Negerknaben am Gabun	391
Ansicht von Libreville	392
St. Peter in Libreville	393
Das Mündungsdelta im Kamerun-Gebiet	394
Die Blechmusik der Negerknaben	395
Mangrowebaum	396
Ein Hulk im Kamerunflusse	397
Die Banane	398
Fächerpalme	399
Ölpalme	400
Ein Baobab	401
Die Besitzergreifung Kameruns	403
Beschießung von Hikory-Town in Kamerun durch die deutsche Korvette „Olga"	405
An der Mündung des Braß	409
Das Dorf Lokodscha am Niger	411
Zusammenfluß des Niger mit dem Benue	412
Kano	413
Timbuktu	414
Der König Maliki und seine Minister	415
Eine Fähre über den Niger	416
Waffen der Neger an der Sklavenküste	417
Die Kirche von Lagos	419
Musik-Instrumente der Neger an der Sklavenküste	420
Cauri-Muscheln	421
Palast des Königs Sudschi	422
Fetischthor in Porto-novo	423
Thronsessel eines Häuptlings	424
Ein dem Kriegsgotte Ogun heiliger Baum	425
Der Totentempel in Porto-novo	426
Der Schlangentempel	427
Verschiedene Amulette	429
Pfahlbauten bei den Negern	430
Reise in einer Sänfte in Dahomeh	431
Bewohner von Abeokuta	432
Ogubige, Obergeneral von Abeokuta	433
Ein Missionär und eine Gruppe Schulkinder beim Totentempel in Porto-novo	435
Togoland an der Sklavenküste	436
Ansicht von Elima	437
Fort St. Georg, Schloß von Elima	438
Festung von Cape Coast	439
Garten des Spitals von Cape Coast	441
Ansicht von Saltpond	443
In der Barre	445
König von der Goldküste	446
Mädchen von Cape Coast an der Goldküste im Festkleide	447
Monrovia, Hauptstadt von Liberia	448
Ansicht von Freetown in Sierra-Leone	449
Felu-Wasserfall des Senegal	450
Springflut am Kap Rufisque	451
Papyruspflanzen	452
Blätter und Frucht des Butterbaumes	453
Ein Griot oder schwarzer Musikant mit seiner fünfzehnsaitigen Mandingoguitarre	455
Ein großer Marabut und seine Diener	456
Frauen vom Senegal	457
Der ehrw. P. Libermann auf dem Sterbelager	458
Frau und Kind von Dakar am Kap Verde	459
Dakar am Kap Verde	459
Der erste schwarze Priester	460
Der Pik von Teneriffa	461
Gangas oder Zauberer	462
Stadt und Kathedrale von Palmas	463
Der Löwenhof der Alhambra	465
Ansicht von Tanger	467
Die Marktstraße in Tanger	469
Der Leuchtturm am Kap Spartel	471
Vornehmer Maure	473
Ein Maure aus dem Volke	475
Der Palast zu Mekines	479
Ein Thor des Palastes in Mekines	481

Karte von Afrika. Entworfen von A. Petermann. (Aus Stielers Handatlas.)

Vorwort zur ersten Auflage.

Von verschiedenen Seiten und zu verschiedenen Malen wurde die Redaktion der „Katholischen Missionen" aufgefordert, eine Auswahl ihrer Jugendbeilagen neu aufzulegen und so für Knaben und Mädchen, welche den Bilderfibeln und Kinderbüchern entwachsen sind, ein passendes, reichillustriertes Buch herzustellen. In der That haben wir keinen Überfluß an illustrierten Werken, deren Inhalt und Bilder für die Jugend passend wären, und leider werden durch diesen Mangel viele Eltern veranlaßt, Bilderwerke zweifelhafter, oft geradezu gefährlicher Natur auf den Weihnachtstisch zu legen. Wie manche dieser von rein naturalistischen und indifferenten Gedanken erfüllten Bücher mögen in jungen Herzen Giftkeime zurücklassen, aus denen sich später Unglaube oder doch wenigstens Kälte und Gleichgültigkeit im Glauben entwickeln! Von der Redaktion der „Katholischen Missionen" aufgefordert, unterzog ich mich deshalb mit Freuden der Aufgabe, die gewünschte Auswahl zu besorgen.

Es schien am ratsamsten, die verschiedenartigen kleinen Aufsätze, welche in den Beilagen für die Jugend seit 1874 erschienen sind, nach Ländern zu gruppieren. So stellte ich zunächst diejenigen Schilderungen und kleinen Erzählungen zusammen, welche sich mit Afrika befassen. Algier, Tunis, Ägypten, Nubien, einzelne Skizzen über Madagaskar und eine Arbeit über die Sklavenküste in West-Afrika waren in den Jahrgängen 1876—1878 veröffentlicht. Indem ich nun aus den „Missionen" zwei einfache Beschreibungen einer Reise in die Sahara und an der Ostküste Afrikas einfügte und, teils ebenfalls aus den „Missionen", teils neu, einige Kapitel über Abessinien, den Sambesi, Kongo, Niger und Senegal ergänzte, und die neuen deutschen Erwerbungen an der Westküste Afrikas, namentlich „Lüderitzland" und Kamerun, ganz besonders berücksichtigte, entstand eine Rundreise um Afrika, welche ein in sich abgeschlossenes, ziemlich vollständiges Ganzes bietet und gewiß des Interessanten, Belehrenden, Unterhaltenden und Erbaulichen manches enthalten dürfte. Jedenfalls ist sowohl in Bild als Wort alles streng vermieden, was der Jugend gefährlich sein könnte. Wenn die vorliegende bescheidene Arbeit den gehofften Anklang und der Herausgeber die nötige Muße finden, so werden später die Schilderungen und Erzählungen aus Asien, Amerika und Oceanien in ähnlicher Weise gesammelt und ergänzt diesem ersten Bande folgen.

Manche Blätter des vorliegenden Buches lieferten meine teuern Freunde und Ordensbrüder, die hochwürdigen PP. Rudolf Cornely, Alexander Baumgartner und Wilhelm Kreiten. Das übrige hat der Herausgeber geschrieben.

Möge die also entstandene Jugendschrift nach der Absicht, in der sie verfaßt wurde, Stunden der Erholung und Belehrung gewähren und in die Herzen vieler Kinder ein fruchtbares Samenkorn zur größern Ehre Gottes senken!

Blijenbeck, am Feste des hl. Joseph 1885.

Joseph Spillmann S. J.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die allseitig günstige Aufnahme des vorliegenden, zunächst für die Jugend bestimmten Buches heischt an erster Stelle meinen herzlichsten Dank. Dieselbe ermutigte um so mehr zu dieser zweiten, bedeutend vermehrten Auflage, als Afrika noch immer in hervorragender Weise aller Augen auf sich zieht. Und wahrlich nicht an letzter Stelle die Blicke Deutschlands! Haben doch gerade in jüngster Zeit eine Reihe Deutscher Großes in der Erforschung Afrikas geleistet und sind mehrere deutsche Gesellschaften ins Leben getreten, um Ländereien auf dem Boden Afrikas zu erwerben und auszubeuten. Das Reich selbst ist bemüht, diese Unternehmungen nicht nur zu schützen, sondern in jeder Weise zu fördern und auszubreiten. Zu dem wissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Interesse, das daraus für Deutschland erwächst, kommt für alle und zunächst für uns Katholiken die innige Teilnahme an dem zeitlichen und ewigen Wohle der armen Bewohner Afrikas, die in geistiger und leiblicher Sklaverei schmachten. Unser Heiliger Vater Leo XIII. hat deshalb seine Hirtenstimme erhoben und allen gebildeten Nationen die Christenpflicht ans Herz gelegt, den Kindern Chams, die elend hingewürgt werden, beizuspringen und den Greueln der Sklaverei zu steuern. Mit Stolz dürfen wir sagen, daß die Worte des Papstes kaum in einem Lande eine wärmere Aufnahme fanden als in Deutschland, wie die Gründung, rasche Ausbreitung und segensreiche Thätigkeit des „Afrikavereins deutscher Katholiken zur Unterdrückung der Sklaverei" beweist, der unter Leitung Seiner Erzbischöflichen Gnaden Philippus von Köln ins Leben getreten ist.

Bei der neuen Bearbeitung wurden dieselben Grundsätze befolgt, welche die erste Auflage leiteten: „Rund um Afrika" soll ein reich illustriertes, belehrendes, unterhaltendes, erbauliches Buch sein, welches die Eltern ihren Kindern getrost in die Hand geben können und welches für jung und alt des Wissenswerten manches enthalten dürfte. Es ist wohl kein Abschnitt ohne Änderungen und Ergänzungen geblieben; einige sind wesentlich erweitert worden. So wurde beispielsweise bei „Ägypten" ein Ausflug zu den Klöstern in der Thebais und zu den Kopten Oberägyptens aus den „Missionen" eingeschoben; der Abschnitt „Sudan" erhielt mit Benützung von Nachtigals „Sahara und Sudan" Bilder aus Wadai und den Tsadsee-Ländern; in „Abessinien" wurden, wie im Sudan der Aufstand des Mahdi, die neuern politischen Ereignisse erzählt. Eine ausführlichere Behandlung als in der ersten Auflage fanden auch die portugiesischen Besitzungen, die Länder am Kap, am Gabun und Niger und namentlich der Kongostaat. Ganz neu ist der Abschnitt über Marokko (aus den „Missionen"). Vor allem aber wurde Deutsch-Ostafrika, das beim Erscheinen der ersten Auflage noch nicht bestand, eingehend geschichtlich und geographisch geschildert. Die ganze Küste, das eigentliche Schutzgebiet und das Binnenland mit Einschluß der großen Seen werden in Wort und Bild dargestellt. Deutsch-Südwestafrika, Kamerun und Togoland wurden natürlich nicht übersehen. Das Buch geht so freilich über seinen ursprünglichen Titel „Rund um Afrika" etwas hinaus, indem es nicht nur die Küstenländer, sondern durch seine Ausflüge in das Innere auch eine doppelte Durchquerung des dunkeln Erdteiles bietet, die eine durch das Sudangebiet (von Osten zu den Tsad- und von Westen zu den Haussaländern) und die andere von Bagamoyo zum Kongo (von Osten und von Westen zu den Binnenseen).

Außer den Freunden und Ordensbrüdern, die in der Vorrede zur ersten Auflage dankend genannt sind, habe ich für diese Auflage den hochw. PP. Robert von Nostitz-Rieneck, Guido Dreves und Anton Huonder für freundliche Hilfe zu danken.

Möge also auch die neue Auflage die Absicht erfüllen, welche ich in der Vorrede zur ersten Auflage aussprach: möge sie „Stunden der Erholung und Belehrung gewähren und in die Herzen vieler Leser ein fruchtbares Samenkorn zur größern Ehre Gottes senken"!

Exaeten bei Roermond, im Januar 1891.

Joseph Spillmann S. J.

Vorwort zur dritten Auflage.

Bei dieser dritten Auflage ist den kurzen Bemerkungen, welche in den Vorreden der frühern Ausgaben ausgesprochen sind, kaum etwas beizufügen. Der Zweck des Buches blieb natürlich derselbe: Belehrung, Unterhaltung und Erbauung. Auch Anlage und Durchführung sind nicht wesentlich geändert. Bedeutend erweitert wurde namentlich der Abschnitt Deutsch-Ostafrika, weil derselbe für die deutsche Jugend ganz besonderes Interesse bietet. Auch alle übrigen Abschnitte sind teilweise neu gruppiert und vielfach ergänzt worden. Ferner hat die Illustrierung durch manche neue oder bessere Bilder eine wesentliche Bereicherung erfahren. Rund 350 Bilder schmücken jetzt den Text und führen dem Beschauer Land und Leute, Städte und Dörfer, Pflanzenreich und Tierwelt des „dunkeln Erdteils" vor Augen, wie man sie wohl kaum in irgend einem für den Familientisch passenden Buche in solcher Fülle von Einzeldarstellungen finden wird. Endlich ist auch die schöne kolorierte Karte, welche die Verlagshandlung der zweiten Auflage beifügte, neu revidiert und bildet eine wirklich wertvolle Beigabe. Das Buch hat so an Umfang nicht unbedeutend und hoffentlich auch an Wert gewonnen.

Möge also auch diese neue Auflage mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werden wie die frühern, und möge das Buch in immer weitern Kreisen Erholung und Belehrung gewähren und in die Herzen vieler Leser „ein fruchtbares Samenkorn zur größern Ehre Gottes" senken!

Es erübrigt mir nur noch wie meinen Freunden und Ordensbrüdern, die in den frühern Vorreden genannt sind, so auch den hochw. PP. Joseph Schwarz und Wilhelm Voßkühler für die freundliche Hilfe zu danken, welche sie mir bei dieser neuen Ausgabe gewährten.

Exaeten bei Roermond, im August 1897.

Joseph Spillmann S. J.

Der Reiseplan.

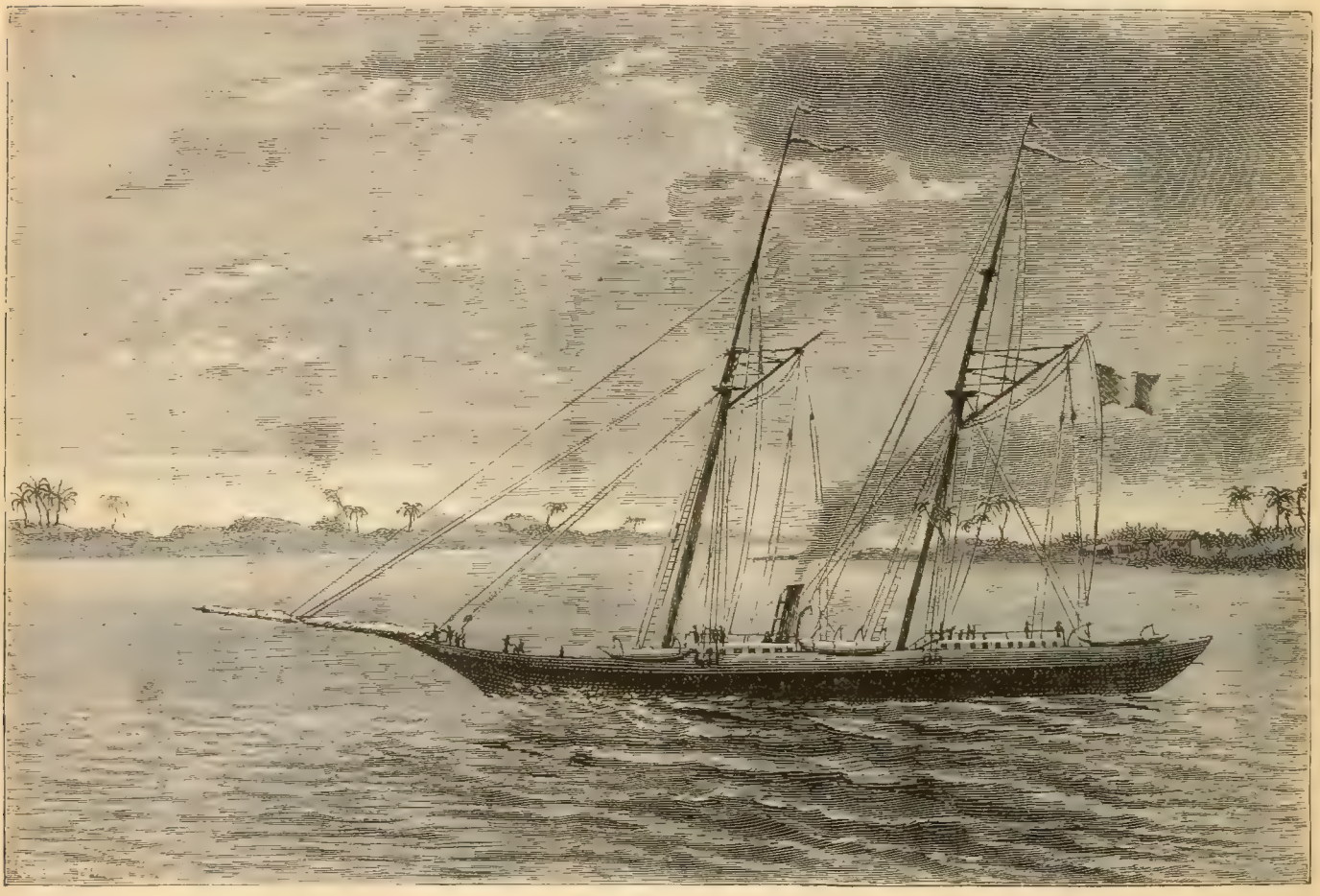
Bei jeder Reise muß der heilige Schutzengel unser Führer und Geleitsmann sein. Auch auf der Fahrt „Rund um Afrika“, welche wir zusammen unternehmen wollen, möge er uns zur Seite gehen und uns vor aller Fährlichkeit bewahren, wie einst der Erzengel Raphael den jungen Tobias beschützte und beschirmte!

Der Weg, den wir vorhaben, ist weit und beträgt nicht weniger als 3520 deutsche Meilen oder 24 640 km. Wenn wir ihn zu Fuß zurücklegen wollten, so müßten wir 41 Monate lang Tag für Tag etwa 20 km gehen, und so würden die wenigsten meiner jungen Freunde die Reise um Afrika zu Ende bringen. Wir wollen deshalb einen Dampfer mieten, der uns rasch und sicher um die ungeheure Küste des „dunklen Weltteils“ herum trägt; von Zeit zu Zeit laufen wir dann in einen guten Hafen ein oder gehen in einer Flußmündung vor Anker, um uns Land und Leute anzusehen. Denn rings um Afrika liegen vieler Herren Länder, muselmännische, christliche und heidnische, und wir werden auf unserer Fahrt mit weißen und schwarzen Menschen verkehren.

Der Hafen von Algier soll der Ausgangspunkt unserer Reise sein. Von dort wenden wir uns nach Osten, besuchen Tunis und unternehmen einen Ritt durch die Sandwüsten der Sahara. Dann fahren wir zur Nilmündung nach Ägypten, durchstreifen das alte Pharaonenland, pilgern in die Thebais und zu andern ehrwürdigen Orten, dringen stromaufwärts in den ägyptischen Sudan ein, den die Scharen des Mahdi noch immer besitzen, und wandern westwärts bis in die Länder, welche den Tsadsee umringen. Weiter geht die Fahrt auf dem Roten Meere südwärts bis zum Lande der Königin von Saba und um die östliche Spitze Südafrikas herum nach der Küste von Sansibar. Dort liegt Deutsch-Ostafrika, das wir nach allen Seiten durchwandern und dessen Geschicke wir eingehend erzählen wollen. Ein Ausflug nach dem Bergriesen Kilimandscharo und an die großen Seen, die ebenfalls, zum Teile wenigstens, in das deutsche Gebiet gehören, wird uns auch hier tief in das Herz des dunkeln Erdteils führen. Auf unserer Weiterfahrt betreten wir die große Insel Madagaskar, durcheilen das Land am Sambesi und kommen endlich an Afrikas Südspitze, in die Länder am Kap der guten Hoffnung. Nordwärts steuernd berühren wir Lüderitzland und Angola und gehen an der Kongomündung vor Anker; denn da giebt es vieles zu sehen, vieles zu erzählen vom neuen und alten Kongostaat, von Stanleys kühner Stromfahrt und Urwaldreise, von den Arbeiten der Missionäre aus alter und neuer Zeit. Weiter nordwärts steuernd erreichen wir Gabun

und Kamerun, wo ebenfalls die deutsche Fahne weht. Noch einmal bietet uns der Nigerstrom Gelegenheit, in das Innere, in die Länder des westlichen Sudan, vorzudringen. Dann geht die Fahrt längs der Sklavenküste, vorüber an Deutsch-Togoland und die Goldküste entlang nach dem Senegal und endlich an den Kanarischen Inseln vorbei zur Meerenge von Gibraltar. Da ladet uns Marokko, das Reich der Mauren, zu einem Besuche ein, und von dort kehren wir nach Algier zurück, das den Ausgangspunkt unserer Rundfahrt bildete.

Auf unserer Reise wollen wir aber nicht bloß das Land mit seinen Bergen und Flüssen, Wäldern und Wüsten, mit seinen fremdartigen Tieren und Bäumen ansehen, sondern uns namentlich seine Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche betrachten, uns von ihrem Glauben und Aberglauben, von ihrer Geschichte



Der „Afrikaner".

erzählen lassen, und ganz besonders auf die Arbeiten und Leiden der mutigen Missionäre schauen, welche ihr Herzblut daransetzen, die 200 Millionen Heiden und Mohammedaner Afrikas dem lieben göttlichen Kinde von Bethlehem und seiner gnadenreichen Mutter zuzuführen. So wird unsere Reise keine leere Unterhaltung sein, sondern sie wird uns auch mit Dank gegen Gott, der uns als Kinder schon in seine heilige Kirche einführte, und mit dem heiligen Verlangen erfüllen, den armen, verlassenen Kindern Afrikas durch frommes Gebet zu Hilfe zu kommen.

Und somit treten wir mit Gott die Reise an. Algier, wo unser Schraubendampfer, der „Afrikaner", im Hafen vor Anker liegt, ist unser erster Reiseaufenthalt.

I. In Algier und Tunis.

1. Das Land und seine Hauptstädte.

Von der Küste Italiens oder Frankreichs haben wir einen Seeweg von etwas mehr als 700 km quer über das Mittelländische Meer zurückzulegen, bevor die Küste Algiers aus den blauen Fluten emportaucht. Der erste Anblick der Hafenstadt Algier (vgl. diese Bilder S. 3 und 4), welche dem Lande den Namen giebt, ist bezaubernd. Sie liegt an einer breiten, schönen Bucht, welche durch eine weit ins Meer vorspringende Halbinsel gegen die Weststürme gedeckt wird, und steigt im Halbkreise an den sanften

Ansicht von Algier.

Hängen des Sahel-Berges empor. Der Leuchtturm, der uns von ferne grüßt, wie überhaupt der ganze Hafen, ist durch eine Reihe von Forts, von denen die französische Fahne weht, stark befestigt. Riesige Kanonen bedrohen jede feindliche Flotte mit einem vernichtenden Empfang. Auf einem steilen Hügel liegt 200 m über dem Meere das „Fort National", das die Stadt beherrscht.

Ein mächtiger Rampenbau aus Quadersteinen, der unter Napoleon III. mit ungeheuern Kosten aufgeführt wurde, steigt vom Meeresufer die 25 m hohe, steile Küste hinan, auf welcher die Stadt liegt. Auf den breiten Stufen dieses Uferbaues sind prachtvolle Hallen, Kaufläden, Lagerplätze errichtet; auf der Höhe endlich, die man auf Treppen oder sachte ansteigenden Rampen erreicht, betritt man eine schöne, breite Promenadenstraße. Dann folgt die fast ganz europäische Unterstadt, in der wir uns nicht aufhalten. Die Oberstadt mit ihren engen, krummen Gassen und den mit flachem Terrassendache bedeckten Häusern bringt uns schon klarer zum Bewußtsein, daß wir uns nicht mehr auf dem Boden der Heimat befinden. Doch mangelt es Algier an schönen und großartigen Gebäuden, wie sie die Mauren in Spanien hervorbrachten. Nicht einmal die Hauptmoschee am Fischmarkt ist trotz ihrer großen Kuppel ein wirklich schöner Bau. Man vermißt das Ebenmaß und die Zierlichkeit der Formen, welche sonst der maurischen Bauart eignet. Der „Paschali", der Palast des Dey, des frühern Beherrschers Algiers, und die „Kasbah", das Schloß, das auf einer Anhöhe steht und jetzt als Kaserne dient, haben allein die schlanken, zierlich gewundenen Säulen, die hohen, reich

verzierten Hufeisenthore und den bunten Arabeskenschmuck, der die mit Porzellanplatten belegten Wände kleidet und dessen phantastisches Spiel die Augen der Orientalen erfreut. Die Stadt zählt jetzt über 80 000 Bewohner, nahezu das Dreifache der Einwohnerschaft vor der Eroberung durch die Franzosen.

Der Ruhm Algiers ist der Halbkreis seiner Landhäuser, der vom Ufer des blauen Meeres bis an den Kamm des Sahel hinansteigt. In zierlichen Formen und in den verschiedensten Stilarten erbaut, liegen diese Villen meist in herrlichen, schattigen Gärten und gewähren einen wundervollen Ausblick auf die schneebedeckten Höhen des Atlas im Süden wie auf die Stadt, die Bucht mit ihren Schiffen und die blaue Fläche des Mittelmeeres. Mitten in diesem herrlichen Landschaftsbilde hat Kardinal Lavigerie auf einem Hügel nahe bei der Stadt, von dem aus das Auge über den grünen Uferkranz und die endlos ausgebreiteten Wogen hinschweift, eine prachtvolle Kirche zu Ehren U. L. Frau von Afrika (vgl. das Bild S. 5) erbaut. Wir wollen sie andächtig betreten, ehe wir unsern Wanderstab weitersetzen, und zu Maria flehen, daß sie ihre mächtige Fürbitte bei ihrem Sohne für die Völker Afrikas einlege, die wir nunmehr besuchen und die fast alle noch im Schatten geistigen Todes seufzen.

Die Hauptstadt Algier mit 83 000 Einwohnern liegt fast genau in der Mitte der etwas über 1000 km langen Küste von Algier, das im Westen an das Kaiserreich Marokko, im Osten an das Gebiet von Tunis und Tripolis grenzt. Die Nordgrenze ist das Mittelmeer, die Südgrenze ungefähr längs des 30. Breitegrades die große Sahara. Der Flächenraum des also umgrenzten Landes beträgt 667 065 qkm, nur um ein kleines weniger als Österreich-Ungarn; die Bevölkerung aber zählt nur 4 175 000 Seelen. Das Land muß also sehr schwach bevölkert sein. In der That

Algier. (S. 3.)

ist nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen längs des doppelten Höhenzuges, der im Südwesten vom Atlasgebirge ausgehend sich ostwärts am Meeresufer hin ausstreckt, wasserreich und fruchtbar. Dieser dankbare Streifen heißt „das Tell"; er ist 100 bis 200 km breit und umfaßt die muldenförmige Einsenkung der Hochebene zwischen den beiden Höhenzügen des Atlas, welche durchschnittlich 800—1300 m über dem Meere liegt. Der Nordrand dieser Hochebene ist sumpfig, weil das Randgebirge die von der südlichen Bergkette strömenden Bäche zurückstaut; der übrige Teil gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Gegenden unserer Erde. Da blühen und reifen die herrlichsten Südfrüchte, Citronen und Orangen, Granaten und Datteln, Feigen und Mandeln in überschwenglicher Fülle.

In der Nähe der Hauptstadt Algier liegt die berühmte „Metidschah", eine fast 100 km lange und 15—20 km breite, gewellte Ebene, welche Fleiß und Unternehmungsgeist seit der französischen Eroberung in einen wahren Garten verwandelt haben. Schon vor grauer Zeit war diese Ebene mit Städten und Dörfern besät und von Matten und Feldern bedeckt. Aber die heillose Türkenwirtschaft hatte alles zerstört und in einen fieberschwangern Sumpf verwandelt. Heute sind die Sümpfe ausgetrocknet; das saftige Grün der üppigen Wiesen erfreut das Auge, und ganze Wälder von Orangenbäumen erfüllen zur Blütezeit die Luft weithin mit dem köstlichsten Wohlgeruch. Ganz besonders berühmt sind die Orangengärten von Blidah, dem Hauptorte dieser Ebene, in denen an 100 000 Bäume, von den Wassern der nahen Atlaskette getränkt, üppig gedeihen. Blidah, das etwa 10 000 Einwohner zählt, und dessen schöne Umgebung ist der Aufenthaltsort vieler Elsässer, welche nach dem deutsch-französischen Kriege nach Algier auswanderten. Es befinden sich über 6000 deutsche Elsässer in Algier, auch 2700 Schweizer, 14 000 Engländer, 26 000 Italiener, fast 100 000 Spanier und 272 000 Franzosen. Diesen europäischen

Einwanderern und keineswegs den Eingeborenen ist alles zuzuschreiben, was für die Verbesserung des Landes geschehen ist.

Jenseits der ersten Atlaskette, welche sich bis zu 2300 m erhebt, folgt die Steppengegend der großen Salzsümpfe oder Schotts. Der Steppenboden ist salzig und unfruchtbar. Südlich an diesen traurigen Strich grenzt die Algerische Sahara, viele Tagereisen weit nur glühender Sand und nackte Felsen, hin und wieder von Oasen unterbrochen, wo ein Quell einige Palmen und Tamarisken wachsen läßt und für die Herden der Wüstenstämme den Boden mit Graswuchs bekleidet. Im Gebirge lungert die Hyäne und geht der Löwe auf Beute aus.

Algier zerfällt in drei Provinzen oder Departements: im Westen Oran, in der Mitte Algier und im Osten Konstantine. Die Stadt Oran, welche mit Algier durch eine Bahnlinie verbunden ist, wird auch heute noch meist von Spaniern bewohnt. 1509 entrissen die Spanier dieses feste Seeräubernest in heldenmütigem Kampfe den Mauren. Kardinal Ximenes schritt, das Kreuz in der Hand, der Sturmkolonne voran. Bis 1792 blieb die Stadt fast ununterbrochen in spanischem Besitz. Die starken Befestigungen, namentlich auch die Burg auf dem 400 m hohen Felsblock im Westen, sind noch von den Spaniern aufgeführt. Ein ganz anderes Gepräge trägt das südwestlich von Oran, nahe an der Grenze von Marokko gelegene Tlemsen, das im 13. Jahrhundert die Residenz des mauri-schen Herrschergeschlechts der Sianiden (Beni-Sian) war. Ihre Einwohnerschaft belief sich auf 125 000 Seelen. Heute zählt sie nur 28 000 Einwohner. Herrliche Bauwerke, meist in Trümmer gesunken, reden von der Pracht, die diese Kalifen des Westens in der düstern Berglandschaft, welche die Stadt umschließt, einst entfalteten und welche ihr den Namen Granada Afrikas erworben.

Hauptort der östlichen Provinz ist die Felsenfestung Konstantine (vgl. das Bild S. 6). Sie war schon die Hauptstadt des alten Numidierreiches und die Vaterstadt Jugurthas; denn ihre fast uneinnehmbare Lage auf einem 300–400 m hohen Felsen, dessen Fuß auf drei Seiten von einem schäumenden Flusse bespült wird, verleihen ihr eine natürliche Herrscherlage. Man vergleicht sie deshalb auch mit einem Leu, der auf hoher Felsplatte zum Sprunge bereit liegt, mit einem Adler, der von unzugänglichem Horste nach Beute späht. Die Eroberung dieses Felsennestes hat den Franzosen viel Blut gekostet. Der erste Angriff 1836 mißlang gänzlich; von 8000 Mann brachte General Clauzel nur 2800 zurück.

Basilika U. L. Frau von Afrika bei Algier. (S. 4.)

General Valée wetzte die blutige Niederlage im darauffolgenden Jahre aus, indem er Konstantine am 13. Oktober 1837 mit Sturm nahm. Oberst La Moricière drang zuerst in die Bresche, wurde aber aus einem Halbkreis von Häusern mit einem vernichtenden Feuer empfangen und suchte umsonst in die Gassen einzudringen. Zwei Minen flogen auf; ganze Mauern stürzten über die ersten Reihen der Franzosen nieder; der Sturm schien mißglückt. Aber die zweite Kolonne drang siegreich über Leichen und Trümmer vor. Es begann ein Gemetzel, wie es nur von den blutigsten Stürmen erzählt wird. Mit der

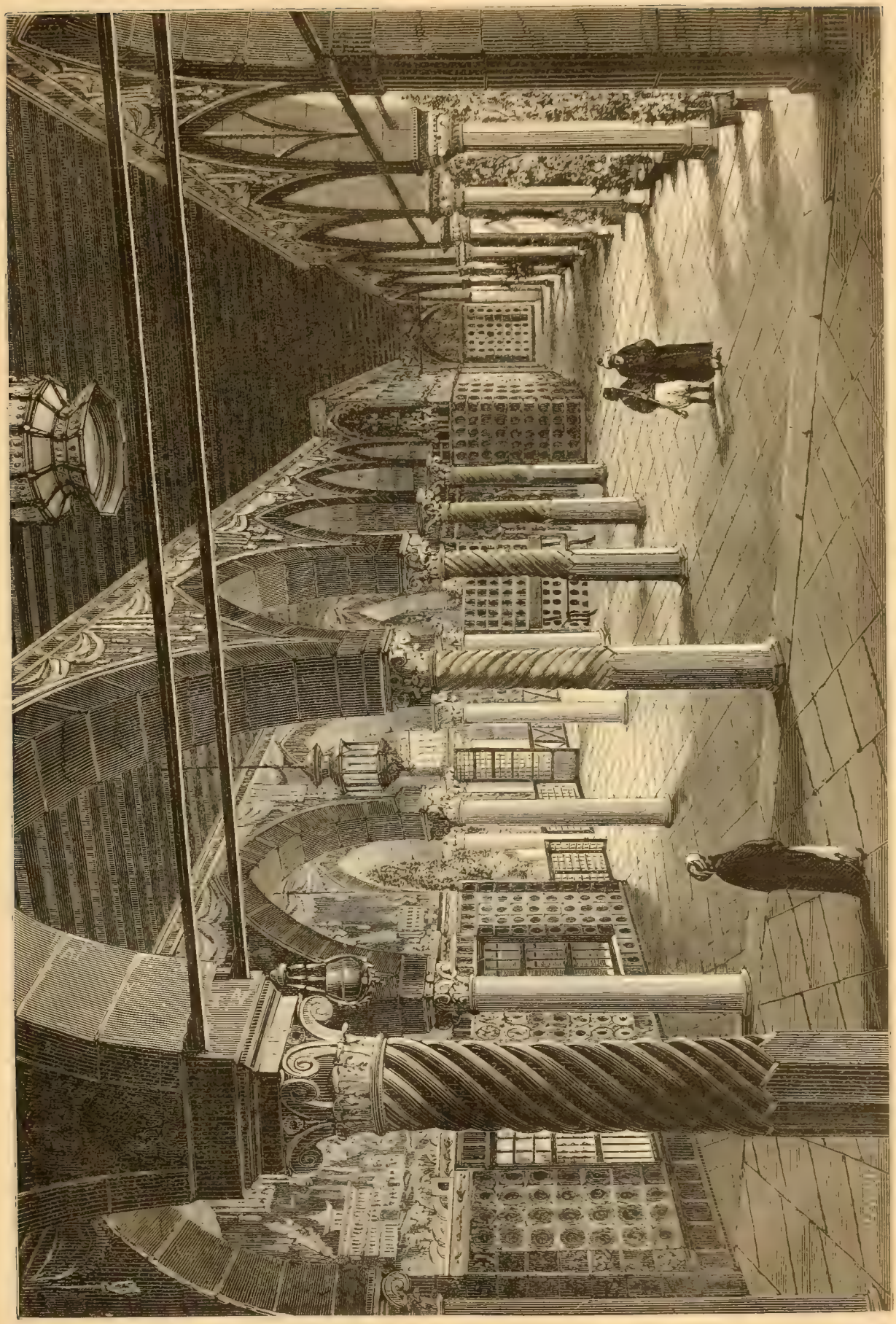
Wut der Verzweiflung verteidigten die Mohammedaner jede Spanne Raum; viele stürzten sich über die Felswände in den Abgrund, um der Gefangenschaft zu entgehen. Ströme von Blut röteten die Gassen; aber der Sieg ließ sich nicht mehr aufhalten, und die französischen Fahnen verkündeten ihn bald vom Palaste des Bey Achmed, der geflohen war.

Damals zählte Konstantine etwa 30 000 Einwohner; heute sind es 45 000. Doch ist es auch nach mehr als einem halben Jahrhundert seiner Eroberung immer noch eine mohammedanische Stadt, welche mehr Moscheen als Kirchen zählt. Die Anlage einer Hauptstraße durch das Araberviertel hat eine große Anzahl elender Hütten entfernt. Im Innern der Stadt erhoben sich manche ansehnliche Neubauten, während in der Oberstadt ein vollständig modern-europäisches Quartier entstand. Unter den neuern Bauten verdienen hervorgehoben zu werden: ein großes Militärgefängnis mit eigener Kapelle, ein Justizpalast, zu dessen Vorlage man das alte Prätorium von Lambaesa nahm, das europäische Lyceum, ein prachtvolles diesem gegenüberliegendes Bürgerspital, die ganz moderne Rue de France. Viele der alten Befestigungswerke wurden nach den Forderungen neuerer Kriegskunst umgebaut. Die Stadt hat durch diese Veränderungen nicht wenig von ihrem frühern romantisch-phantastischen Aussehen verloren, hat aber dafür an prosaischer Wohnlichkeit und Zweckmäßigkeit bedeutend gewonnen und im ganzen doch von ihren geschichtlichen Eigenthümlichkeiten noch genug bewahrt, um für den Reisenden eine sehr interessante Stadt zu sein. Denn neben den modernen Stadtteilen erheben sich noch manche Überreste der Römerzeit; über die engen orientalischen Straßen des arabischen Quartiers ragen die Kuppeln und Minarets der alten Moscheen; neben dem Komfort reicher Europäer zeigt sich noch die urwüchsige Armut des Wüstenbewohners, und in den Straßen drängt sich eine Bevölkerung, wie man sie bunter nicht wünschen mag: französische Soldaten, Kaufleute aus allen europäischen Nationen, Türken, Berber, Kabylen, Mozabyten, Neger und Negerinnen, Juden, arabische Karawanen-

Ansicht von Konstantine. (S. 5.)

führer, Beduinenhäuptlinge, verschleierte Maurenfrauen, mohammedanische Imams und Tholbas, Marabuts verschiedener Sekten, orientalische Pracht und afrikanisches Elend, europäische Verfeinerung und barbarisches Naturleben im grellsten Gegensatze, und das alles wirr durcheinander auf dem gewaltigen Felsen, um den Jugurtha mit den Römern gekämpft, der den hl. Augustin auf seinem Felsenschloß beherbergte, auf dem wohl durch Jahrhunderte arme Christensklaven unter dem Joch des Halbmondes seufzten, der heute noch, von den Wasserfällen des Rumel umtost, mit seinen weißen Klippen und Abgründen ebenso gewaltig und malerisch wie ehedem in den dunkeln Himmel hineinstarrt. Neben dem Kreuz und neben dem Halbmond seiner Kuppeln flattert über ihm das Banner einer Republik, die zwar beide zu schützen vorgiebt, aber das Christentum in Europa mehr bekämpft, als es ihre Söhne in Afrika auszubreiten vermögen.

Die Hauptverkehrsadern der Stadt bilden fünf größere Straßen, welche ungefähr in derselben Richtung laufen wie der Rumel, d. h. im Bogen von Süden gegen Norden. Sie werden von zahlreichen kleinern und meist sehr engen Gassen und Straßen geschnitten, welche zum Teil gewölbt, zum Teil mit Brettern gedeckt, zum Teil mit Tüchern überspannt sind und hinwieder mit den zahlreichen Winkelgassen der Altstadt in Verbindung stehen. Die Franzosen haben zwar viel gethan, um das arabische Quartier zu verschönern, haben die Einwohner gezwungen, gerader zu bauen, ihre Häuser zu weißen, Straßenpolizei zu halten u. s. w.; aber die Araber haben nun einmal wenig Geschmack an der Prosa gerader Linien und rechter Winkel und bringen mit ihren Boutiken, Erkern, Vorsprüngen, Anbauten immer wieder ein wunderliches Winkelwesen zu stande, das romantisch aussieht, aber wie ein Zigeunerlager mit vielen Unsauberkeiten verbunden ist. Und da ganze Herden in die Stadt getrieben werden, die Araber fast immer zu Pferd sind, so ist es eine wahre Kunst, im richtigen Zickzack sich durch das Gewühl dieser engen Straßen durchzudrücken und ohne Rippenstöße und unsaubere Insekten wieder nach Hause zu kommen. Konstantine ist noch immer ein bedeutender Woll- und Ledermarkt. Auch viele Erzeugnisse der Oasen, Datteln,



Galerie im Palaste des Bey. (S. 8.)

Goldstaub, Weihrauch u. s. w., kommen hier zum Verkauf. Vor allem wichtig aber ist der Verkehr in Korn und Feldfrüchten, welche von der ganzen Provinz und noch von Tunesien her in Konstantine zu Markt gebracht werden. Bei der Verschiedenheit der Einwohner und der Fremden, ihrer Kostüme und Sitten bietet darum das Verkehrsleben der Stadt eine Fülle von seltsamen Bildern, wie man sie nur auf den größern orientalischen Märkten zu sehen bekommt.

Von den Gebäuden, welche der Zeit der mohammedanischen Herrschaft entstammen, zeichnet sich durch Schönheit und Größe der Palast des letzten Beherrschers Achmed Bey aus, welcher gegenwärtig dem jeweiligen französischen Stadtkommandanten zur Wohnung dient. Es ist ein weitläufiger Komplex von Flügeln, halboffenen Sälen, Galerien, Korridoren, Gärten und Gebäuden, alles in jener phantastischen Zeichnung und Farbenpracht, welche dem Geschmack der Orientalen eigentümlich ist und für den Europäer etwas Märchenhaftes hat. Unser Bild S. 7, das die Galerie vor den Gemächern des Bey darstellt, kann uns einen Begriff von seiner eigenartigen Schönheit vermitteln. Neben diesem orientalischen Prachtbau hat die Stadt noch mehrere ansehnliche Moscheen, die bestens im Stand sind und der Frömmigkeit eines gläubigen Muselmanns nichts zu wünschen übrig lassen: so die große Moschee (Dschama el-Kabir), die auf den Ruinen zweier römischer Tempel (der Venus und der Konkordia) steht und teilweise noch aus dem Mittelalter herrührt; die prachtvolle Moschee Salah Bey mit ihrer zugehörigen Medresse (Tempelschule) u. s. w.

Das älteste katholische Gotteshaus in Konstantine ist die ehemalige Moschee am Wollmarkt (Suk el-Rezel), deren Raum im Innern durch 24 Säulen in fünf ziemlich niedrige Schiffe geteilt wird. Der Hauptaltar wurde in der Kebla, d. h. der Nische, errichtet, wohin die Moslemin beim Gebet sich zu wenden pflegten, und über welcher sich eine elegante, reich mit durchbrochener Arbeit geschmückte Kuppel erhebt. Jetzt steht hier der Liebfrauenaltar, indem der Hauptaltar in ein großes Chor verlegt wurde, das man an das Hauptschiff der ehemaligen Moschee angebaut hat und das mit einer sechseckigen Apsis abschließt. Die zwei Seitenwände der Kirche sind mit bunter Fayence, durchbrochener Arbeit, Schnitzwerk und anderer Ornamentik in orientalischem Stil reich geschmückt. Man hat daran auch kleine Fenster angebracht, die mit geschmackvollen Glasgemälden ausgestattet sind. Die prächtig gearbeitete Kanzel hat zuvor der Verkündigung des Islam gedient. Sie ist ein wahres Meisterwerk von Schnitzarbeit.

Nachdem wir Algier und dessen Hauptstädte kennen gelernt, wollen wir einen Blick auf dessen Volk und Geschichte werfen.

2. Das Volk und seine Geschichte.

Das Küstenland wurde schon im grauen Altertum bevölkert; Karthago, vor dessen Feldherren und Flotten das stolze Rom zitterte, herrschte hier. Als dann die Apostel die Lehre Jesu Christi in alle Welt hinaustrugen, bildete sich auch in Afrika bald eine blühende Christengemeinde, welche der Kirche große Lehrer, wie den heiligen Kirchenvater Augustin, und viele heilige Blutzeugen gab. Aber in der Folge verfielen diese Länder der Irrlehre, und zur Strafe schickte Gott wilde, unbändige Kriegsvölker: zuerst die Vandalen, die den Wohlstand des Landes vernichteten, und dann von Osten her die Araber, welche mit dem Schwert in der Hand den Glauben Mohammeds predigten und das Christentum gründlich ausrotteten. Vierzehnmal, so erzählt ein arabischer Geschichtschreiber, fiel das Volk gezwungen von Christus ab und vierzehnmal kehrte es wieder, wenn die Todesgefahr vorüber war, zum Christentum zurück. Da machten die Muselmänner mit einem Schlage dem Widerstand ein Ende. An einem und demselben Tage vertrieben sie mehr als 30000 christliche Familien von Haus und Hof und jagten sie in die Sandwüsten und Felsengebirge der Sahara hinaus, wo wohl die meisten verschmachteten. Der Rest ließ sich auf den wenigen Oasen der Wüste nieder, wo ein Quell einigen Dattelpalmen Wachstum gewährt; von ihnen stammen wahrscheinlich die kriegerischen Tuareg ab, welche die Araber noch heutzutage „die Christen der Wüste" nennen. Auf ihren Waffen führen sie das Kreuz eingeschnitten, mit ihm bezeichnen sie ihre Leichensteine, und wenn man sie fragt, was dieses Symbol bedeute, so antworten sie: „Wir haben es von unsern Vätern ererbt und werden es unsern Kindern übererben als ein Zeichen des Glückes; denn es ist das Zeichen des alten Weges." Ja freilich ist es das Zeichen des alten christlichen, des einzigen Weges zum Heile; aber von dieser innern Bedeutung des Kreuzes wissen die Tuareg nichts mehr. Im ganzen Küstengebiete hatte der Glaube Mohammeds gesiegt, und es giebt wohl nirgends so glühende Anhänger des Koran, wie das heilige Buch der Türken heißt, als gerade in Algier. Noch heute ziehen viele sogen. Marabuts (vgl. obenstehendes Bild) bettelnd

Ein Marabut (mohammedanischer Missionär) und sein Zögling.

Arabisches Nomadenzelt. (S. 10.)

und den Islam predigend im Lande umher. Überall sprechen sie die schrecklichen Flüche des Koran über die Ungläubigen gegen die Christen aus. Wir können unsern jungen Freunden das einer Photographie nachgezeichnete Bild eines solchen muselmännischen Missionärs geben. Der Knabe an seiner Seite hat das Unglück, von diesem Manne im Hasse gegen das Christentum und in den Lügen Mohammeds unterwiesen zu werden.

Zwei Volksstämme, die eingedrungenen Araber (vgl. das Bild S. 9) und die muselmännisch gewordenen Berber oder Kabylen, wie man sie nach dem Worte „Kabila“ nennt, welches Stamm bedeutet, wohnten seit dem Siege des Islam über das Christentum im Lande, und in der Folge bildete sich noch das Mischvolk der Mauren (vgl. untenstehendes Bild), unheimliche, böse Leute. Das Meer konnte den vorstürmenden Anhängern Mohammeds keine Schranke setzen. Bald schifften sie hinüber nach dem nahen Spanien und drohten, das ganze Abendland dem Koran zu unterwerfen. Es kostete viel Heldenblut und jahrhundertlange Kämpfe, bis es endlich den Christen unter dem besondern Beistande der Mutter Gottes gelang, die Muselmänner wieder nach Afrika zurückzudrängen. Und auch da blieben sie noch die Herren des Mittelmeeres und schleppten mit ihren Raubschiffen jährlich Hunderte von Christen in die Sklaverei.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts rief der Emir der Metidschah den Seeräuberführer Horuk Barbarossa (Rotbart) gegen die Spanier zu Hilfe, die sich 1506 Orans bemächtigt hatten und 1509 vor dem Hafen Algiers eine Burg erbauten, um das See-

Maure und Maurin von Konstantine.

räubernest im Zaum zu halten. Horuk ermordete den Emir und riß die Herrschaft an sich, wurde aber 1518 von den Spaniern gefangen und enthauptet. Jetzt wählten die Korsaren dessen Bruder Chair-Eddin zum Haupte, und dieser stellte Algier unter die Oberhoheit des Großtürken, der ihn zum Pascha ernannte und mit Hilfstruppen ausrüstete. Von dieser Zeit bis zur Eroberung durch Frankreich (1520—1830) war Algier der gefürchtete Seeräuberstaat, der oft mit mehr als 200 Raubschiffen nicht nur das Mittelmeer, sondern selbst den Atlantischen Ocean unsicher machte. Ein Angriff Karls V. mit einer Flotte von 370 Segeln und 30 000 Mann mißglückte 1541 infolge eines furchtbaren Unwetters vollständig. Nicht glücklicher waren die Engländer und Holländer in wiederholten Versuchen im 17. Jahrhundert. Etwas mehr erreichte Ludwig XIV., dessen Marschall d'Estrées 1687 Algier bombardierte und nahezu in Asche legte; doch wurde dadurch keine nachhaltige Wirkung erzielt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts sagte sich der Dey von Algier, Baba Ali, von der Oberhoheit der Pforte los, das Korsarenwesen fuhr fort, alle Küsten zu bedrohen, während im Innern eine heillose Janitscharenwirtschaft hauste. Erst im 19. Jahrhundert ermannten sich die Großmächte zum Einschreiten gegen die Seeräuber, denen sie bis dahin einen schmachvollen jährlichen Tribut bezahlt hatten. Sogar England entrichtete bei jedem Konsulwechsel ein „Geschenk“ von 600 Pfund Sterling (12 000 Mark). Eine ernste Schlappe erlitten die Korsaren 1815 durch die Nordamerikaner. Im darauffolgenden Jahre bombardierte eine englische Flotte Algier, erzwang die Freilassung von 1211 Christensklaven und das Versprechen, von der Seeräuberei zu lassen. Dasselbe

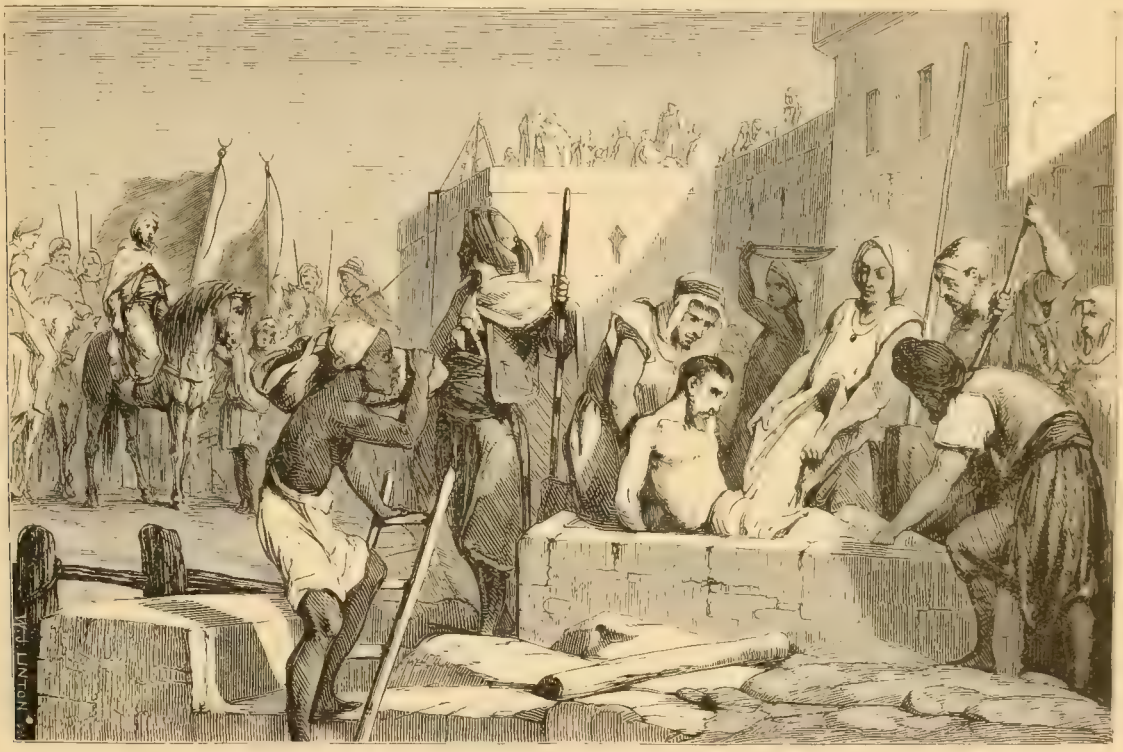
wurde aber nicht gehalten, und so griff endlich, nach wiederholtem Friedensbruch seitens des Dey, Karl X. zum Schwert. Ein Schlag mit dem Fächer, durch den der Dey den französischen Gesandten beschimpfte, führte zur Kriegserklärung.

Am 20. April 1830 erfolgte dieselbe. Eine stattliche Flotte mit 64000 Mann an Bord erschien vor Algier. Die Landung geschah am 15. Juni. Nach einem siegreichen Gefechte, welches etwa 40000 Beduinen zersprengte, wurde die Belagerung eröffnet; nach kurzer Beschießung übergab der Dey am 5. Juli die Stadt. Man erlaubte ihm, mit einem Teile seiner Schätze nach Italien auszuwandern, wo er starb.

Allein mit der Eroberung der Stadt war der Krieg keineswegs beendet. Der Besitz von Algier sollte Frankreich noch viele tausend Menschenleben und Milliarden Geld kosten. In den Kämpfen, die sich ein ganzes Menschenalter hindurch fast ununterbrochen fortsetzten, zeichnete sich namentlich der kühne Araberführer Abd-el-Kader aus, der später nach Syrien verbannt wurde, wo er die Christen in Damaskus bei dem blutigen Drusenaufstande so heldenmütig verteidigte. Doch es ist nicht möglich, auch nur einen Überblick dieser wechselvollen Kämpfe und sich immer wiederholenden Empörungen zu geben. Einen folgenschweren Sieg, der die Unterwerfung der östlichen Provinz nach sich zog, die blutige Erstürmung Konstantines, haben wir schon oben erzählt. Statt dessen wollen wir lieber einen Zug aus der Zeit einflechten, da der fünfte Nachfolger Chair-Eddin Barbarossas, des wilden Korsarenführers, über Algier herrschte und Christenblut vergoß.

3. Ein arabischer Blutzeuge.

Im 16. Jahrhundert hatten die Spanier an der afrikanischen Küste einige Bollwerke zum Schutze wider die Seeräuber angelegt. In eines derselben wurde mit andern Gefangenen im Jahre 1538 ein kleiner arabischer Knabe geschleppt; ein Geistlicher,



Der Martertod des ehrw. Hieronymus von Algier. (S. 12.)

Namens Johann Cars, kaufte ihn, unterrichtete ihn im Glauben und spendete ihm die heilige Taufe, wobei der Kleine den Namen Hieronymus empfing. Etwa vier Jahre später gelang einem Teile der Araber ein Fluchtversuch; diese nahmen Hieronymus mit sich und führten ihn in die Heimat zu seinen Eltern. Aber der Same des Glaubens, der in das jugendliche Herz gestreut war, keimte fort, und im Alter von 21 Jahren kehrte der Araberjüngling freiwillig mit seiner jungen Frau zu den Christen zurück und übte öffentlich den christlichen Glauben aus, zu dem er auch seine Braut bekehrt hatte.

Einige Jahre später kreuzte Hieronymus in einem kleinen Boote unfern der Küste. Da kam ein Seeräuberschiff, nahm ihn mit neun Gefährten gefangen und schleppte ihn nach Algier auf den Sklavenmarkt. Dey von Algier war damals Euldj Ali, ein Renegat (d. h. ein zum Mohammedanismus abgefallener Christ), und diesem Menschen fiel Hieronymus als Beuteanteil zu. Kaum gewahrte der Abtrünnige, daß der neue Sklave ein zum Christentume bekehrter Araber sei, als er ihm auch mit dem ganzen Ingrimm eines abgefallenen Christen den Glauben Mohammeds wieder aufnötigen wollte. Von nun an hatte Hieronymus Unsägliches zu leiden; aber er wankte nicht. Die Sarazenen umgaben damals Algier mit starken Festungswerken, und eben war man mit der Erbauung eines Forts beschäftigt. Seine Mauern wurden aus gewaltigen Blöcken aufgetürmt, die man künstlich aus Steinen, Mörtel und Sand in großen Mulden formte. Als der Renegat eines Tages die Arbeit seiner Leute überwachte, sagte er plötzlich zu dem Aufseher: „Laß diese Mulde bis morgen leer! Der Hund von Araber soll mir in diesen Block gebacken und in die Feste eingemauert werden.“

Der Aufseher, ein Christ, suchte alsbald Hieronymus auf, verkündete ihm sein Schicksal und ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Der christliche Sklave sagte nur: „Gott sei mir gnädig

und verzeihe mir meine Sünden!" und bereitete sich dann ruhig auf seinen Opfertod vor. Die Stunde des letzten Kampfes schlug; Hieronymus stand, von den Knechten des Dey umgeben, an der halbgefüllten Mulde: „Wohlan, du Hund," schrie der unglückliche Renegat, „ein für allemal — willst du den Glauben des Propheten Mohammed wieder annehmen oder nicht?" — „Nein," antwortete Hieronymus, „weder du noch all deine Qualen sollen mich dazu vermögen!" — „Siehst du diese Mulde?" entgegnete jener, „noch eine Minute und du liegst lebendig begraben in ihr!" — Aber der Märtyrer sagte ruhig: „Thue nach deinem Willen." Da knirschte der Dey vor Wut mit den Zähnen und winkte seinen Sklaven. Augenblicklich wurde der glorreiche Blutzeuge in die Mulde gelegt (vgl. das Bild S. 11) und lebendig mit der Masse überschüttet. Kaum war eine Schicht über ihn gelegt, da sprang ein spanischer Renegat in die Mulde und trat mit seinen Füßen die Mischung über dem lebendig Begrabenen fest, wütender selbst als die Muselmänner; denn abgefallene Katholiken sind stets die ersten in jeder Verworfenheit. Als der Block, zugleich das Sterbelager und der Sarg des Märtyrers, fest war, wurde er alsbald den Mauern des Forts eingefügt. Das geschah am 8. September, am Tage Mariä Geburt, des Jahres 1569.

Seither sind viele, viele Jahre verflossen, und niemand dachte mehr an den treuen Araber, der so heldenmütig sein Leben für seinen Glauben dahingegeben hatte. Aber das allsehende Auge Gottes, das vom Himmel herab die Thaten der Menschen schaut, hatte den Zeitpunkt der Verherrlichung seines Dieners vorherbestimmt, und in unsern Tagen, fast drei Jahrhunderte nach dem Martertode des armen Sklaven, sollte an eben der Stätte seines Kampfes sein Triumph auch vor den Augen der Menschen kund werden. Ein spanischer Geschichtschreiber, Don Diego de Haedo, hatte die Nachricht von dem Martertode in seinen Büchern aufgezeichnet und zugleich den Wunsch ausgedrückt, Gott möchte dereinst die Stelle offenbaren, an der die kostbaren Überreste ruhten, damit sie eine würdigere Bestattung fänden. Das sollte sich erfüllen. Als die Franzosen Herren des Landes geworden waren, befahl der französische Gouverneur, das Fort, in dem der Leib des Märtyrers eingemauert war, zu schleifen. Die mit der Überwachung dieses Unternehmens betrauten Offiziere gaben sich alle Mühe, die Reliquien aufzufinden; aber schon schien alles Suchen umsonst, als plötzlich das Sprengen einer Mine einen Steinblock spaltete und den lange gesuchten Leib offen legte.

Bald darauf bewegte sich eine glänzende Prozession, an deren Spitze zwei Bischöfe und ein Abt schritten, aus den Trümmern des Forts nach der Kathedralkirche von Algier. Dorthin übertrug man die Überreste des ehrw. Hieronymus und dort ruhen sie jetzt vorläufig in einem Grabe, bis sie dereinst nach Beendigung des Seligsprechung-Prozesses auf den Altären zur Verehrung ausgesetzt werden.

4. Lavigeries Anstalten christlicher Barmherzigkeit.

Man sollte glauben, Algier, das jetzt schon mehr als 60 Jahre unter der Herrschaft des „katholischen" Frankreich steht, müßte ganz oder doch zum größern Teil christlich geworden sein. Die Araber haben die Lehre des Halbmondes überall mit der Schärfe des Schwertes gepredigt und hätten sich also nicht wundern müssen, wenn ihnen die Lehre des Kreuzes ebenso angeboten worden wäre. Allein mit Gewalt werden die Herzen nicht bekehrt, und Christus will keine gezwungenen, sondern freiwillige Brüder, die seine Lehre glauben und das süße Joch seiner Gebote freudig auf sich nehmen. Daß also Frankreich das Christentum den Arabern nicht mit Waffengewalt aufzwang, verdient gewiß keinen Tadel; aber daß es nicht die Predigt des Glaubens unterstützte, ja daß es die Predigt des Glaubens geradezu verbot, die Bekehrung der Araber bestrafte und den Islam mit allen Mitteln schützte, ist eine Schmach für den christlichen Namen seiner Beherrscher. Es ist wahr, schon im Jahre 1831 wurde Abbé Colin als „katholischer Präfekt" nach Algier geschickt, und nach kurzer Zeit folgte ihm Msgr. Dupuch als erster Bischof; allein die Zahl seiner Priester betrug nur vier, und diese mußten ihre Arbeit auf die Militärspitäler beschränken. Es war ihnen streng verboten, sich mit der Bekehrung der Muselmänner zu beschäftigen. Die französische Regierung ging noch weiter: sie bezahlte den Anhängern des Islam die Pilgerfahrt nach Mekka, sie stellte eine Menge von Franzosen als Beamte an, die offen vom Christentum zum Islam übertraten, sie unterstützte die Schulen des Islam im ganzen Lande und zwar auch nachdem die Erfahrung gezeigt hatte, daß in diesen Schulen der Krieg gegen Frankreich gepredigt werde und daß die Marabuts und Tolba an der Spitze jeder Empörung stehen!

Gerade das Schulwesen des Islam setzt der Ausbreitung des Christentums ein fast undurchdringliches Bollwerk entgegen. „Der Primärunterricht," so erklärte La Moricière, „viel verbreiteter, als man glaubt, besteht darin, vom sechsten bis zum zehnten Jahre die ersten Elemente der Religion, die Glaubensartikel, die Gebete und äußern Ceremonien, die Gesetzesvorschriften, kurz das zu lernen, was ungefähr unserem Katechismus entspricht; dann lernen einige noch etwas lesen und schreiben. Merkwürdigerweise steht in den fünf Geboten, welche unsern Dekalog ersetzen, absolut nichts von Sittenlehre: sie sind lauter Formeln, welche sich auf die Glaubenslehre und den Gottesdienst beziehen.

„Die Tolba (Einzahl: Taleb) sind Leute, welche lesen und schreiben können und den Koran mehr oder weniger auswendig wissen. Jeder Taleb kann Schule halten. Ein regelmäßiges Gehalt hat der Taleb zwar nicht. Die Eltern bezahlen ihn je nach ihrem Vermögen und machen ihm an Festtagen Geschenke. Die Familienväter allein wählen und überwachen den Taleb; sie können ihm die Kinder fortnehmen, wenn sie wollen; sie können ihn sogar verjagen, nur müssen sie hierzu erst die Erlaubnis des Kadi (Richter) einholen. In den Städten gehören die Schulsäle zu den Moscheen. Bei den wandernden Stämmen hat jede Duar (Abteilung von Zelten) ein Zelt, ‚Scheria' genannt, das als Schule dient. Die Armen lernen nur ihre Religion. Die Reichern lernen etwas Lesen, Schreiben und die ersten Kapitel des Koran. Unglücklicherweise gehören gerade diese ersten Kapitel zu denjenigen, worin die ‚Ungläubigen' (d. h. die Christen) am meisten geschmäht werden. Daher rührt der Fanatismus bei Kindern von kaum 10 bis 15 Jahren. Jene, welche sich noch weiter ausbilden wollen, wandern von Lehrer zu Lehrer. Dieses Vagabundenleben entwickelt unzweifelhaft ihren Verstand; aber vor allem erlaubt es ihnen auch, ihrer Lust zum Umherschweifen zu genügen und all den bösen Neigungen und Lastern zu fröhnen, denen sie allgemein ergeben sind; denn man kann ohne Übertreibung sagen, daß ihre Unsittlichkeit und ihr schlechter Wandel sprichwörtlich sind, und zwar indem man diese Ausdrücke im nur denkbar weitesten Sinne nimmt. Die Gelehrten, welche über den Taleb stehen, nennen sich ‚Alem' (Plural: Ulema). In den Städten halten sie die Medersas (oder Medrasas), d. h. eine Art von Kollegien, die von frommen Familien gestiftet sind und Güter zum Unterhalt ihrer Lehrer besitzen. Außer den Städten leiten sie an den Gräbern

Se. Eminenz Kardinal Lavigerie. (S. 14.)

berühmter Marabuts die Zauïas. Gewöhnlich zählt die Familie des Marabut selbst Gelehrte in ihren Reihen. Gehören die Lehrer nicht der Familie an, so werden sie auf deren Kosten erhalten. Der Unterhalt der Schüler wird teils mittelst freier Gaben, teils mittelst der Einkünfte von Stiftungen bestritten.

„Es begreift sich ohne Mühe, daß derartige Kollegien, die über das ganze Flächengebiet des Landes hin verbreitet sind, ohne daß je irgendwelche Kontrolle über die eigentliche Richtung ihrer Studien Aufschluß giebt, für jedwede Regierung eine Gefahr bilden müssen. Sie waren auch von jeher die Hauptherde aller Aufstände.

„Um ‚Alem' zu werden, studiert man die Sprache der Bücher, die Anfangsgründe des Rechts und der Theologie. Es ist zu bemerken, daß eine Sittenlehre nicht einmal auf dem Programm dieser höhern Studien steht. Ich muß beifügen, daß die Idee, welche wir mit diesem Worte verbinden, den Muselmännern sozusagen unbekannt zu sein scheint. Ich wenigstens wüßte kein Wort in ihrer Sprache, welches dasselbe wiedergäbe.

„Die einzige Landschaft Tlemsen zählte auf eine Stadtbevölkerung von 12—14 000 Seelen 3 Kollegien und 50 Schulen, auf eine Landbevölkerung von 125 000 Seelen 30 mehr oder minder berühmte Schulen (Zauïas) und soviel niedere Schulen als Stammesabteilungen. Der Religionsunterricht wurde jedermann ertheilt; 2000 Zöglinge erhielten den Unterricht der Mittelschule, 600 machten ihre höhern Studien. Jede Anstalt hat ihre Bibliothek."

Dieses wohlorganisierte Netz von Schulen nun, welches die ganze Provinz Algier umspannte, in welchem der fanatische Haß der Mohammedaner gegen die Christen grundsätzlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurde, dieses Schulsystem, welches offenkundig nicht bloß eine Quelle der schreiendsten Unsittlichkeit, sondern auch eine Brutstätte steter Rebellion war, hielten die liberalen Staatsmänner Frankreichs nicht nur mit einer nahezu unbegreiflichen Mutterſorge für den Islam aufrecht, sie dachten nicht nur nicht daran, dieser wahren Staatsschule des Mohammedanismus wenigstens durch ein ebenso ausgebreitetes System katholischer Schulen entgegenzuwirken, nein, sie hemmten noch die Lehrthätigkeit der katholischen Kirche auf Schritt und Tritt und verboten ihr, die Muselmänner zu bekehren und zu verläßlichen treuen Staatsbürgern heranzuziehen.

Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb von Bekehrungen unter den Mohammedanern fast nicht die Rede sein kann. Die Thätigkeit der Missionäre sieht sich fast ausschließlich auf die Kolonisten beschränkt. Das einzige, was sie thun können, ist die Predigt durch das Beispiel, durch die Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Aber auch dadurch können sie nicht viel erreichen. Noch im Herbst (20. Sept.) 1877 meldete der Missionspfarrer Henri Delagard in Tebessa seinem Bischofe in Konstantine, er habe durch eifrige Ausübung von Werken der Nächstenliebe seit den acht Jahren seiner Amtsführung eine Menge Araber an sich gezogen, selbst die Gunst mehrerer Taleb (Schullehrer) gewonnen, mehr als einmal den Moslemin das Geständnis entrungen: „Marabut! deine Religion ist besser als die unserige!" Ja, mehrere Scheiks (Stammeshäuptlinge) und sogar Caïds wollten ihm durchaus ihre Kinder zur Erziehung übergeben; aber — — so lautet die Klage des Missionärs — „ich habe sie zu meinem großen Bedauern nicht annehmen dürfen".

Die weitern Eroberungen der Franzosen, die Zunahme europäischer Kolonisten und der große Umfang des ganzen Missionsgebietes veranlaßten den Apostolischen Stuhl im Jahre 1866, das bisherige Bistum Algier in drei Diöcesen zu teilen: Oran für den Osten, Konstantine für den Westen, Algier für den mittlern Teil des Landes. Trotz aller Schwierigkeiten haben die Werke der Barmherzigkeit wenigstens einigen Erfolg gehabt. Als nämlich im Jahre 1866 Msgr. Lavigerie, bis dahin Bischof von Nancy, Erzbischof von Algier wurde und gleich darauf eine furchtbare Hungersnot seinen neuen Sprengel heimsuchte, sammelte der Erzbischof, wie wir alsbald ausführlicher erzählen wollen, die Opfer derselben in Wohlthätigkeitsanstalten. Die Regierung wollte es ihm verbieten, und Kaiser Napoleon III. ließ ihm sagen, er habe sich gar nicht um die arabische Bevölkerung zu bekümmern. Aber der spätere Kardinal verteidigte mit apostolischem Freimut das heilige Recht der Kirche, Almosen zu spenden und die Kinder Jesu Christo zuzuführen, und die französische Regierung sah sich schließlich genötigt, den Erzbischof wenigstens einigermaßen seines heiligen Amtes walten zu lassen.

Einige seiner Unternehmungen und namentlich, was Kardinal Lavigerie für die armen Kabylenkinder thut, müssen wir eingehender erzählen.

Im Jahre 1867 wurde Algier, wie gesagt, von einer großen Dürre heimgesucht, infolge deren die Ernte ganz mißriet und eine wirklich schreckliche Hungersnot eintrat. Die Berichte aus jener Zeit lauten ganz schauerlich. Die armen Leute kamen scharenweise in die Städte, namentlich nach Algier, um dort Nahrung zu suchen; viele von ihnen fielen schon unterwegs vor Erschöpfung hin und starben; in Algier selbst suchten diejenigen, welche sich so weit hatten schleppen können, sogar im Straßenkot nach Dingen, die allenfalls ihren Hunger stillen konnten; aber es starben so viele dieser armen Leute, daß man täglich mehrmals Wagen durch die Straßen senden mußte, um die umherliegenden Leichen zu sammeln. Hunderttausende sollen in den beiden Notjahren des Hungertodes gestorben sein. Jetzt war die Zeit gekommen, wo die Christen für all das Böse, das ihnen die Korsaren Algiers einst zugefügt, in ihrer Weise Rache nehmen konnten, indem sie nach dem Beispiele des Erlösers Böses mit Gutem vergalten.

Die Katholiken Frankreichs thaten ihr möglichstes, um den armen Leuten zu Hilfe zu kommen; vor allen aber zeichnete sich der Erzbischof von Algier aus. Das große Elend ging Msgr. Lavigerie (vgl. das Bild S. 13) zu Herzen, namentlich rührten ihn die vielen verhungernden Kinder der Kabylen und der Araber. Auf der Stelle nahm er einige derselben in seine bischöfliche Wohnung auf. Kaum hörte man, daß der Erzbischof Kinder in seinen Palast aufnehme, da strömten ihm von allen Seiten her die Kleinen zu; die Mütter brachten selbst ihre Kinder dorthin, um diese wenigstens am Leben zu erhalten. So kamen 30, 40, ja 100 täglich an seine Thüre. Was sollte der arme Erzbischof thun? Er hatte ja nichts für so viele. Aber der fromme Herr vertraute auf Gott. Nach wenigen Tagen hatte er 800 Kinder um sich; vierzehn Tage später hatte sich diese Zahl schon verdoppelt. Man machte ihm Vorwürfe, daß er so viele Kinder annehme, die er doch nicht ernähren könne; er aber antwortete: „Ich würde Vorwürfe verdienen, wenn durch meine Schuld die katholische Kirche, die alles Elend der Menschheit gelindert hat, zum erstenmal vor einem Unglück stände, dem sie nicht gewachsen wäre." Sein Vertrauen wurde nicht getäuscht; reiche Gaben, die ihm aus Frankreich und der ganzen katholischen Welt zukamen, setzten ihn in den Stand, zwei große Waisenhäuser, eines für die Knaben und eines für die Mädchen, zu errichten; in jedes konnte er über tausend Kinder aufnehmen, sie ernähren, kleiden und erziehen. Binnen

wenigen Wochen nahm der Erzbischof 1700 verlassene Araber- und Kabylenkinder auf und nährte sie wie ein Vater. Viele starben infolge gänzlicher Erschöpfung; aber sie wurden vor dem Tode getauft und gingen in den Himmel ein. Doch blieben etwa 800 am Leben; für diese konnte der Erzbischof mit Hilfe der in Europa gesammelten Almosen Waisenhäuser bauen: Ben Aknun, das Viereckhaus, und das Seminar zum hl. Eugen für die Knaben, und Kuba für die Mädchen. Von dem Mädchenwaisenhause in Kuba hat uns eine der Ordensschwestern eine sehr schöne Geschichte erzählt, und wir werden dieselbe unsern jungen Freunden mitteilen, wenn wir wieder auf dem Schiffe sind. Inzwischen müssen wir miteinander dem großen Knabenwaisenhause einen Besuch abstatten.

Das schönste und größte Haus, in welches der Erzbischof von Algier die Knaben aufnahm, ist das Viereckhaus (Maison carrée; vgl. nebenstehendes Bild). Dasselbe hat eine herrliche Lage. Etwa drei Stunden von Algier entfernt steht es am Meeresufer. Von seinen Fenstern aus schweift der entzückte Blick über die Reede, wo die Schiffe vor Anker liegen, nach der Hauptstadt hinüber, die sich im Hintergrunde der Bai mit ihren zackigen Mauern, weißen Häusern und schlanken Minarets an den Fuß eines Berges hinschmiegt. Die blauen Fluten des Meeres spiegeln sie wieder und der Lichtglanz des afrikanischen Himmels umstrahlt sie. Als die Araberknaben zum erstenmal hierher geführt wurden, riefen sie: „O wie schön ist es hier! Es ist wie in unsern Bergen, man sieht nach allen Seiten, man sieht Algier, man sieht das Meer!“ Aber das Land war mit Gebüsch und Dornen bedeckt, und statt einer Wohnung mußten sich die Kinder vorerst mit einem Notdache in einer alten türkischen Strandbastion begnügen. Es bedurfte mancher Schweißtropfen und mancher mühseligen Stunde, bis diese Wildnis in die jetzigen Gärten und Mais- und Weizenfelder umgeschaffen war. Und das alles haben die Waisenknaben unter Leitung der Brüder zu stande gebracht. Lust und Liebe zur Arbeit diesen Kindern beizubringen, die von Jugend auf meist an ein träges, herumschweifendes Leben gewöhnt sind, ist in der That der erste und schwierigste Schritt, der sie dem Christentum und der Gesittung zuführen kann. Deshalb hat der hochw. Herr Lavigerie sich auch die Worte „Cruce et aratro“, d. h. „durch das Kreuz und den Pflug“, durch Gebet und Arbeit, zum Wahlspruche genommen.

Das Viereckhaus (Maison carrée).

Auch in dem Waisenhause Ben Aknun wird wacker gearbeitet. Die Knaben erhalten daselbst Unterricht in verschiedenen Handwerken und pflegen die Seidenzucht, und selbst die Mädchen im Hause von Kuba, wo sich auch das große Seminar befindet, haben unter Leitung der Schwestern weitläufige Gemüsegärten und einen großen Weinberg zu bestellen.

Für die begabtern Knaben wurde das Seminar zum heiligen Eugen gegründet, wo sie vollständigen Gymnasialunterricht erhalten. So hofft man nach und nach einen einheimischen Priesterstand heranzubilden.

Ueberall sind die Kinder froh und zufrieden und gesund wie der Fisch im Wasser. Die christliche Liebe hat ihre wilden Herzen erobert, in die der Haß gegen die Christen von frühester Jugend an wie eine giftige Pflanze eingesenkt war, und die Geduld und das Beispiel ihrer Erzieher entwurzelte nach und nach die alten, bösen Gewohnheiten, den Hang zum Lügen und Stehlen. Das Gefühl der Dankbarkeit erwachte; von ihm erfüllt, wurden den Kindern auch harte Opfer leicht. Dann kam die Gnade von oben und führte sie dem Christentume zu. „Weshalb findest du die christliche Religion besser als die arabische?“ fragte einst der Erzbischof einen schon ältern Knaben, der um die Taufe bat. – „Weil die Religion der Araber befiehlt, die Christen zu morden, die Religion der Christen aber, für die Araber zu sterben“, war die schöne Antwort.

Bald baten viele von den Kindern um die heilige Taufe. Aber sie werden sehr lange geprüft, bevor man ihrem Wunsche entspricht. Ihre Sehnsucht nach diesem heiligen Sakramente, das sie zu Kindern Gottes macht, ist rührend. Aus vielen Beispielen wollen wir nur den Brief eines kleinen Kabylenknaben auswählen, den dieser dem Erzbischof nach Frankreich schrieb.

„Ich kann nicht glücklich sein, bis du meine Stimme hörest. Ich bitte um die Taufe, die du bereits andern spendetest. O wenn du wüßtest, was die Sehnsucht nach der Taufe ist, du würdest meiner Bitte entsprechen! Du bist ja auch nicht glücklich, wenn du ein Verlangen hast, bis du das Verlangte besitzest, und siehe — deinem kleinsten Salem ul Mulad geht es gerade so!“ Der kleine

Kabyle erhielt auf diese Bitte die Taufe und in ihr den Namen Eliakim Cyprian.

Noch glücklicher waren zwei andere kleine Araber, die der Erzbischof mit sich nach Rom nahm und dem Heiligen Vater vorstellte. Wir wollen diese Audienz hier mitteilen; denn sie ist ein schöner Beweis von der Herzensgüte Pius' IX. Die beiden Knaben, Abd el Kader ben Mohammed und Hamed ben Aicha, wurden vom Heiligen Vater freundlich nach ihrem Namen gefragt und ob sie die christliche Religion kännten. „Ja", sagte der eine. — „Schön, ihr wißt den Katechismus? Nun, so sagt mir die zehn Gebote." Die Kinder nannten sie ohne Stocken, aber die Furcht benahm ihnen fast die Stimme, so daß sie sehr leise redeten. Pius IX. neigte sein Ohr fast bis zum Munde der Knaben und sagte lächelnd: „Seht, liebe Kinder, ich fange an alt zu werden und höre nicht mehr scharf." Dann stellte er noch verschiedene Fragen, welche zur vollen Zufriedenheit beantwortet wurden. Jetzt faßte sich der eine Knabe ein Herz und bat: „Heiliger Vater, wir verlangen eine Gnade — die heilige Taufe. Der Erzbischof will sie uns noch nicht geben." — „In der That, Heiliger Vater," sagte der Erzbischof, „ich halte es für gut, meine Kinder bis zu den Jahren der Unterscheidung zu prüfen. Aber diese zwei sind wohl vorbereitet und groß genug; auch haben sie keine Eltern mehr, welche sie zurückverlangen könnten." — „Wißt ihr auch," wandte sich der Papst wieder an die Kinder, „was die Taufe ist, welche Verpflichtungen sie auflegt? Wenn ihr nach Afrika zurückkehrt, so werden euch die Araber vielleicht verfolgen, weil ihr Christen seid." — „O, Heiliger Vater!" rief der ältere, „wenn man uns auch den Kopf abschlägt — das thut nichts: dann gehen wir geradeswegs in den Himmel!" Da legte Pius IX. seine Hand segnend auf das Haupt des Knaben und sagte zum Erzbischof: „Lassen Sie die Kinder hier in Rom taufen; das wird für dieselben eine schöne Erinnerung, für Sie selbst aber eine Freude und ein Lohn sein." Dann entließ der Papst die kleinen Araber, nachdem er sie mit schönen Bildern der seligsten Jungfrau beschenkt hatte. „O" — sagten die Kinder — „was der Papst gut ist! Sie sind gut, aber der Papst ist besser als Sie!"

Die beiden Knaben wurden in der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit auf dem Monte Pincio den 18. Januar 1870 von einem Kardinal getauft.

Milud, ein kleiner, lebhafter Schalk, sah eines Tages den hochw. Herrn Lavigerie ein paar Datteln essen. „Papa Erzbischof," sagte der Knabe zum hochwst. Herrn, den alle Waisen „Vater" nennen, „issest du gerne Datteln?" — „Ja, sehr gern", lautete die freundliche Antwort. Einige Wochen später kam das Fest des hl. Karl, das Namensfest des Erzbischofs. Die Brüder bemerkten am Morgen, daß der kleine Milud fehle; auch zu Mittag war er nicht da, und man suchte ihn vergebens. Zwei oder drei Stunden später kam der kleine Bursche ganz glühend und außer Atem zum Erzbischof mit einem großen Taschentuche voll Datteln. „Schau," rief er triumphierend, „das ist für dich!" — „Wo hast du die Datteln her?" fragte dieser erstaunt. — „Ich bin entwischt und nach Algier gelaufen und habe sie für dich gekauft. Du hast ja gesagt, du liebtest sie, und heute ist dein Namenstag!" — „Und womit bezahltest du sie?" — „Mit den Pfennigen meiner Preise." Die allerfleißigsten Kinder bekommen nämlich wöchentlich einen Sou (vier Pfennige). So hatte der kleine Milud sich mehrere Wochen angestrengt, um dem Erzbischofe eine Freude zu machen.

Inzwischen waren schon manche der Araber- und Kabylenkinder, welche der Erzbischof in seinen Waisenhäusern erziehen ließ, große Leute geworden und sollten nun ihr eigenes Brot verdienen. Aber Erzbischof Lavigerie konnte sich nicht entschließen, seine „Kinder" den Gefahren der Städte preiszugeben, und so faßte er den schönen Plan, für dieselben christliche Dörfer anzulegen, wo sie auch fortan in glücklicher Gemeinschaft unter Leitung ihrer „Väter" leben könnten. Er kaufte daher eine Strecke öden Landes, ließ darauf ein Kirchlein und eine Anzahl Häuschen bauen, nannte das kleine Dorf St. Cyprian und bevölkerte es zunächst mit einem Dutzend junger Ehepaare aus der Zahl der bereits erwachsenen Waisenkinder. Die umwohnenden Araber nannten aber St. Cyprian „das Dorf der Söhne des Marabut", indem sie nach ihrem Sprachgebrauche den Erzbischof „Marabut" nannten. Da bauten sich also diese jungen Leute an, machten den Boden urbar und leben seither unter der väterlichen Leitung der Missionäre ganz glücklich und zufrieden. Bald mußte ein zweites Dorf, St. Monika, in ähnlicher Weise gegründet werden, und wenn der Erzbischof nur Geld hätte, so würde bereits ein drittes und viertes erbaut sein.

Wenn nun der hochwst. Herr diese Dörfer besuchte, so war das ein großes Freudenfest für ihre Bewohner. Dann wurde das Glöcklein geläutet; Flintenschüsse weckten das Echo der umliegenden Berge; jubelnd zogen die ehemaligen Waisenkinder ihrem „Vater" entgegen und führten ihm ihre eigenen Kinder, seine „Enkel", zu. „Ich wollte," schrieb der Erzbischof vor einigen Jahren, „Sie könnten mich sehen, wenn ich das Dorf St. Cyprian besuche! Wie da diese kleinen Knirpse mich umdrängen, wie sie mich ‚Großpapa' nennen, wie sie mich am Gewande zupfen und ohne alle Umstände auf meine Kniee klettern, um meine Taschen zu untersuchen, ob ich kein Zuckerwerk für sie gebracht habe!"

Leider konnten nicht alle erwachsenen Waisenkinder so gut versorgt werden, weil eben der Ankauf des Landes, die kleine Hütte, Ackergeräte und Zugvieh viel Geld kosten. So mußten manche in Algier oder auf dem Lande als Handwerker und Knechte eine Unterkunft suchen, und von diesen sind einige durch böse Menschen zum großen Schmerze des Erzbischofs verführt worden; andere aber haben herrlich stand gehalten und selbst laue Christen durch ihr Tugendbeispiel angeeifert. Diese „Söhne des Marabut" hegen alle die größte Dankbarkeit gegen ihren „Vater", der sie vor Jahren dem Hungertode entriß. Ein Beispiel hiervon erzählt uns der hochwst. Herr in einem seiner Briefe: „Noch gestern besuchte mich eines meiner Kinder, die sich in Algier niederließen, Karl, ein armer Krüppel. Wir ließen ihn ein Handwerk lernen, dessen Ausübung der Zustand seiner Glieder erlaubte. So wurde er Schuster und arbeitete zuerst als Geselle, als er vor drei Jahren das Waisenhaus verließ. Mit dem Lohne, den er haushälterisch zurücklegte, kaufte er sich Leisten, Werkzeug, etwas Leder und gründete in einem armseligen Stübchen des arabischen Viertels in Algier sein eigenes Geschäft. Im Anfang ging es knapp genug; aber jetzt arbeitet er bereits mit einem Gesellen. Das alles erzählte er mir halb bescheiden und halb voll Selbstbewußtsein, und plötzlich warf er sich auf die Kniee, um eine Gnade zu erbitten, und sagte: ‚Meine Kameraden vom Waisenhause würden es sich zur Ehre rechnen und ich ebenfalls, wenn Sie ein Paar Schuhe von mir annehmen wollten.' — ‚Wie — ein Paar Schuhe?' — ‚Ja, die ich Ihnen mache, ich selber — ein Paar Schuhe als Neujahrsgeschenk; aber schöne Schuhe, Schuhe aus Glanzleder.' Sie können mir glauben, daß mich dieses kindliche Anerbieten mehr freute als eine reiche Gabe. Karl nahm sofort das Maß, dann erhob er sich überglücklich und sagte: ‚Wie werden sich alle meine Kameraden freuen, wenn sie hören, daß der Erzbischof ein Paar meiner Schuhe tragen will!'"

Dieser schlichte Zug mag uns die Dankbarkeit der arabischen Waisenkinder zu ihrem Vater und Retter veranschaulichen.

Mit diesen Schilderungen aus dem Leben der arabischen Waisenkinder, welche Kardinal Lavigerie vom zeitlichen und ewigen Tode rettete, wollen wir von Algier scheiden. Wir besteigen den „Afrikaner" und steuern, von Wind und Wetter begünstigt, längs der Küste nach Osten; nach kurzer Meerfahrt werden wir die Bucht von Tunis erreichen, welches der zweite kurze Ruhepunkt unserer Reise sein soll. Inzwischen soll uns die Schwester von Kuba die versprochene schöne und wahre Geschichte von dem Kabylenkinde Helyma erzählen, welches sie selbst gut gekannt hat.

5. Helyma, das Kabylenkind.

Helyma war unter den ersten verwaisten Kabylenkindern (vgl. untenstehendes Bild), die unser Haus vom hl. Eugenius bei Algier im Dezember 1868 aufnahm. Während der Hungersnot hatte das Kind alle Qualen eines herumirrenden Lebens und alle Schmerzen des Hungers kennen gelernt. Es war noch sehr jung, als seine Mutter starb; wie es uns später erzählte, wurde es von seinem Vater jeden Morgen ausgeschickt, um Reisig zu sammeln, aus welchem man dann Besen verfertigte, die er, so gut es ging, zu verkaufen suchte. Mehr als einmal wurde das arme Kind, wenn es nicht genug gesammelt hatte, mit Stockschlägen vom Vater empfangen, bis es einmal, als die Hungersnot immer größer geworden war, gar nicht mehr in die Gurbi — so heißen die Strohhütten der Kabylen — Einlaß fand, sondern von seinem Vater nur die Worte vernahm: „Ich habe nichts mehr für dich; fort mit dir!" Helyma brachte die Nacht unter freiem Himmel zu und klopfte am folgenden Tage noch einmal an die Thüre des Vaters. Der Empfang war noch unfreundlicher als am vorhergehenden Abend, und nachdem sie noch ein drittes und viertes Mal vergebens Einlaß begehrt hatte, mußte sie die Heimat verlassen. Nur notdürftig bekleidet irrte sie umher; wilde Kräuter und Wurzeln waren ihre einzige Nahrung, wenn nicht etwa, was allerdings selten geschah, eine mitleidige Adschus (d. h. im Arabischen eine alte Frau) ihr ein Stücklein Brot reichte. Aber der himmlische Vater wachte über das Kind, und derjenige, der den Vögeln ihre Nester anweist, hatte auch für Helyma einen Zufluchtsort bereitet.

Kabylenkinder.

Wir wissen nicht genau, wie lange dieses unstete Leben Helymas dauerte; eines Tages fand man sie in Millianah, einer von französischen Kolonisten bewohnten Ortschaft Kabyliens, und man brachte sie uns auf einem großen Wagen mit einer Menge anderer Kinder. Die bisher erduldeten Leiden hatten aber die Gesundheit des Mädchens zerstört und in seine Brust den Keim der Krankheit gelegt, an welcher es bald sterben sollte.

Als Helyma zu uns kam, mochte sie ungefähr acht Jahre alt sein; in ihrem Gesichte hatte sie etwas Düsteres und Wildes; ihre schwarzen, glänzenden Augen verrieten Verstand, aber auch ein heftiges Wesen. Schweigend kauerte sich das arme Kind an die Wand und zeigte eine Furchtsamkeit, welche Mitleid erregte. Tags nach ihrer Ankunft lag sie schwer krank danieder; der hochw. Erzbischof, welcher selbst kam, sie zu besuchen, dachte daran, ihr die heilige Taufe zu geben; allein der Arzt meinte, es sei keine Gefahr vorhanden, und er hatte recht; denn in wenigen Tagen war diese Krankheit überwunden.

Allmählich fand sich das wilde Kind heimisch in dem Waisenhause, und nun trat auch seine verwilderte Sinnesart in ihren häßlichen Eigenschaften an den Tag. Helyma war eifersüchtig, heftig, eigensinnig, naschhaft und lügnerisch. Kein himmlischer Strahl schien in dieses Herz gefallen zu sein. Essen war ihr einziger Gedanke, und Eßwaren stehlen und verbergen der Gegenstand ihrer verschlagenen Berechnungen. Es ist schwer, ein Kind, wenn es einmal auf schlimmen Wegen ist, zu bessern; doppelt schwer war es bei Helyma, die von ihren ersten Jahren an keine Erziehung empfangen hatte. Indessen wir beteten viel für dieses reichbegabte Kind, und Gott zeigte uns den Weg zu seinem Herzen.

An einem Sonntag, da die meisten Schwestern in der Kirche waren, stahl sich Helyma mit ihrer ältesten Gespielin in die Küche. Vorsichtig schauten sie um sich, und da sie sich unbemerkt glaubten, eilten sie auf den Kessel zu, in welchem das Fleisch kochte. Im Augenblick ist der Deckel entfernt, das Fleisch herausgenommen und die Teilung begonnen. Aber ein wachsames Auge hatte sie bemerkt, und eine angemessene Strafe folgte dem Vergehen. Die große Beschämung, die für Helyma darin lag, daß sie auf der That ertappt wurde, und die Demütigung der Strafe machten einen tiefen Eindruck. Sie sah, daß sie unrecht gethan, war aber auch zornig, daß man sie gestraft hatte. Dieser Kampf zwischen der

Wahrheit und dem Stolz dauerte mehrere Tage. Sie redete kein Wort, war finster und mißmutig und schien für alles freundliche Zureden der Schwestern keine Empfindung zu haben. Eines Tages verteilte die „gute Mutter“ (so nannten die Kinder die Oberin) Feigen unter die Waisen; alle stürzten freudig herbei, nur Helyma blieb ferne und nahm die Früchte, welche man ihr gab, kalt und trotzig an, ohne ein Wort des Dankes. Die Schwestern verdoppelten ihre Gebete für sie und ihre Freundlichkeit gegen sie; endlich suchte die „gute Mutter“ in der Not ihres Herzens dem armen Kinde zu Hilfe zu kommen. Da sie allein mit ihm war, legte sie ihm liebevoll die Hand auf die Schulter und klagte, wie sie es so gut mit ihm meine und so gerne helfen möge, wie aber Helyma alle Liebe zurückweise und immer eigensinnig sich zurückhalte. Diese Worte gingen dem Mädchen zu Herzen; es öffnete weit seine großen, schwarzen Augen und schaute die „gute Mutter“ wie fragend an. Als es aber die große Liebe sah und fühlte, die sich im ganzen Äußern der Oberin aussprach, füllten heiße Thränen seine Augen, und weinend schlang es seine Arme um den Hals der „guten Mutter“, indem es aus seiner tiefsten Seele und in seinem besten Französisch, das es verstand, ein „Merci“ stammelte. Helyma sah sich zum erstenmal in ihrem Leben geliebt und war dadurch gewonnen. Daß ein Kind, welches, wie Helyma, nur Grausamkeit von seinen nächsten Angehörigen erfahren hatte, an der Liebe seiner Lehrerinnen zweifeln konnte, ist begreiflich; wie aber Kinder christlicher Eltern, die von der Liebe beständig in den Armen getragen werden, nicht glauben wollen, daß man es gut mit ihnen meint, selbst wenn man ihre Fehler straft, ist weniger begreiflich und gewiß nicht schön.

Helyma hatte nun das Vertrauen gefunden, und es that dieses ihrem Herzen so wohl, daß sie von Stunde an anders wurde und mit einer wahrhaften Verehrung an der „guten Mutter“ hing, trotz der Strafe, welche sie von derselben erhalten. Ihr Blick wurde von da an sanfter und milder, und ihr ganzes Äußere zeigte die innere Umwandlung. Sie fing an zu arbeiten, lernte fleißig die Gebete, und allmählich begann sie auch klarer das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Wie notwendig aber das letztere war, kann man daraus sehen, daß Helyma einst ganz ernsthaft ihre Lehrerin fragte: „Ist es wohl eine Sünde, wenn ich meine Gefährtin töte?“ und dabei machte sie eine Bewegung mit ihrer Hand, welche zeigte, daß sie geneigt sei, dieselbe zu erdrosseln.

Helyma blieb auf dem guten Wege, nachdem sie ihn einmal betreten hatte; nicht als ob sie schon eine kleine Heilige gewesen wäre; o nein, es kamen noch immer viele Fehler vor, aber sie nahm die Strafe dafür gerne an und bemühte sich ernstlich, sich zu bessern. Damals wurde unser Haus unter den besondern Schutz der lieben Mutter Gottes gestellt, und der Schutz der Gottesmutter zeigte sich klar an unsern lieben Kindern; die Sehnsucht nach der Taufe schien alle Herzen zu erfüllen; vor allen ihren Gefährtinnen aber zeichnete sich Helyma aus. Ihr Gesicht glänzte, so oft sie dem Religionsunterricht beiwohnte. „Ich wünsche bald die Taufe zu empfangen,“ wiederholte sie oft, „um mit der ‚guten Mutter‘ in den Himmel zu kommen.“ „Ach,“ sagte sie eines Tages, „wenn der liebe Gott nicht diese Hungersnot geschickt hätte, wären wir nie so glücklich gewesen, hierher zu kommen und die Taufe empfangen zu können.“ Die Sehnsucht nach der Taufe ließ sie alle Strafen für vorkommende Fehler mit einer solchen Freude und Liebe annehmen, daß ihre Lehrerin schrieb: „Wenn es erlaubt wäre, sollte man wünschen, daß Helyma einen Fehler begeht, bloß um zu sehen, mit welcher rührenden Reue sie ihn gut zu machen sucht.“

Wiewohl sie noch nicht getauft war, kannte sie doch Christus, den Herrn, bereits und wußte auch, daß er im allerheiligsten Sakramente gegenwärtig ist. Wenn sie daher sich wieder verfehlt hatte, sagte ihre Lehrerin ihr bloß: „Gehe an die Thüre der Kapelle und bitte den lieben Gott, daß er dir zeige, was du thun mußt.“ Dann ging sie, und bald kam sie zurück und sagte: „Mutter, der liebe Heiland hat mir gesagt: ‚Du willst mir angehören und bist doch wieder böse gewesen; ich kann jetzt nicht in dein Herz kommen; siehe nur, wie unrein es ist. Thue zuerst diese Buße, und dann will ich dir vergeben.‘“ Sogleich erfüllte sie dann die Buße, welche sie sich auferlegt hatte, und erst dann wurde sie wieder heiter und zufrieden.

So kam der ersehnte Tag der Taufe heran. Am 25. Januar 1872, am Feste der Bekehrung des hl. Paulus, hatte Helyma das Glück, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen zu werden. Sie erhielt die Namen Maria Sophie Albina. Die Freude und Seligkeit, welche sie an diesem Tage empfand, läßt sich nicht beschreiben.

Auf einmal wird niemand gelehrt, sondern alle, die etwas lernen wollen, müssen sich viele Jahre plagen. So wird auch niemand auf einmal gut, sondern wir müssen auch daran viele Jahre arbeiten. Helyma, so will ich das Kind noch immer nennen, obgleich es jetzt Albina hieß, war zwar nun Christin geworden; die heilige Taufe hatte sie rein gewaschen von allen ihren Sünden, so daß sie unschuldig und rein war vor dem allwissenden Auge Gottes; aber die heilige Taufe hatte nicht zugleich alle ihre bösen Neigungen hinweggenommen. Diese lebten noch immer in ihr und suchten sie zu neuen Fehlern zu verleiten. Indessen war sie nicht damit zufrieden, bloß dem Namen nach Christin zu sein; sie wollte es auch in der That sein, sie wollte, wie sie selbst sagte, „eine Heilige werden“. Und wirklich arbeitete sie mit der Gnade Gottes ununterbrochen daran.

Wegen ihres heftigen und schwierigen Charakters mußten ihre Lehrerinnen sie manchmal etwas streng behandeln; diese Strenge nun war ihr nichts weniger als lieb. Trotzdem kämpfte sie unablässig gegen die Unzufriedenheit und Traurigkeit, die sich deshalb in ihrem Herzen regte. Natürlich kamen noch manchmal Fehler vor; aber sie war die erste, diese Fehler zu erkennen, und sie ruhte nicht, bis sie sich selbst dafür eine Strafe auferlegt hatte. Es war auch bald nach der Taufe, wo sie ihre frühern Verirrungen und Sünden mehr und mehr erkannte und bereute, ja sogar um Leiden betete, durch welche sie für dieselben genugthun könnte. Ein schmerzliches Augenleiden, das sogar eines ihrer Augen in Gefahr brachte, ertrug sie in diesem Geiste mit großer Ergebung. Überhaupt hatte sie trotz ihrer Jugend bereits fast eine Ahnung von der Bedeutung und dem Werte der Leiden im Christentum. Schon vor ihrer Taufe war der hochwst. Herr Erzbischof einmal ins Waisenhaus zu „seinen Kindern“ gekommen, wie er es öfters that, um sich zu erholen. Dringend baten ihn die Mädchen, ihnen recht bald die heilige Taufe zu spenden. Da wendete sich der Herr Erzbischof an Helyma und fragte sie:

„Weißt du denn auch, was es heißt, Christin zu sein?“

„Es heißt, Märtyrin sein für den lieben Gott“, antwortete Helyma sogleich.

„Du hast recht“, erwiderte der hochwürdigste Herr; „aber weißt du auch, was es heißt, Märtyrin zu sein?“ Und nun zeigte er ihnen das Bild des ehrwürdigen Geronimo (Hieronymus),

dessen Geschichte wir Seite 11 mitgetheilt haben. Der Herr Erzbischof erzählte den Kindern den Tod dieses Märtyrers und fragte dann Helyma:

„Möchtest du auch so lebendig eingemauert werden?"

Sie zögerte ein wenig; dann aber antwortete sie entschlossen: „Gewiß; man leidet einen Augenblick, dann folgt das Paradies ohne Ende."

Der Gedanke an die ewigen Freuden des Himmels ließ ihr alle Leiden und Anstrengungen hier auf Erden als gering und unbedeutend erscheinen.

Auch das „Heiligwerden" muß man lernen, und Helyma meinte, das könne sie viel rascher und leichter lernen in Europa, als unter ihren Gespielinnen in Afrika. Von Europa waren ja die Schwestern gekommen, welche sie so sehr liebte; in Europa waren die guten Kinder, die so vieles für die armen Heidenkinder gethan haben und noch thun; unter diesen, meinte Helyma, würde sie auch bald gut und brav werden können. Besonders hatten ihr die Schwestern so vieles erzählt von dem Eifer und der Frömmigkeit der kleinen Waisenmädchen in der Anstalt von Marseille, daß sie keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als auch in diese Anstalt zu kommen. „Gute Mutter," sagte sie oft zu der Oberin, die nach Frankreich zurückkehren sollte, „gute Mutter, nimm mich mit dir nach Marseille, damit ich dort lerne, heilig zu werden. Du bist so gütig gewesen, meine Patin zu sein, obgleich ich die Unartigste war; aber jetzt muß ich auch bei dir bleiben." Zwar reiste die Oberin ab, ohne Helyma mitzunehmen; indessen leitete die göttliche Vorsehung die Dinge so, daß ihr Wunsch dennoch in Erfüllung ging. Ihre schönen Anlagen und ihr guter Wille veranlaßten den hochwst. Herrn Erzbischof, sie und eine ihrer Freundinnen auszuwählen, damit sie in Frankreich eine vollständigere Ausbildung erhielten, als man ihnen in Afrika geben konnte, wo nur für das Notwendigste gesorgt ist. Diese Nachricht kam ihr sehr erwünscht, und obgleich sie tief betrübt war, als sie die Schwestern und ihre kleinen Gespielinnen in Afrika zurücklassen mußte, war sie doch auch wieder freudig gestimmt. Während ihre Gefährtin ganz außer sich war vor Freude, in Erwartung all des Neuen, das sie in Frankreich sehen würde, blieb Helyma ruhig; auf ihren ernsten Zügen konnte man lesen, daß in ihrem Herzen mehr vorging als in dem anderer Kinder. Das zeigte sich auch, als sie nach einer glücklichen Reise in Marseille ankam. Nicht die riesigen Schiffe, deren unzählige bei der großen Hafenstadt vor Anker lagen, waren es, die ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen; auch nicht die breiten Straßen mit ihren herrlichen Häusern und prächtigen Läden, oder all der Schmuck und die Kostbarkeiten, die sie zum erstenmal in ihrem Leben sah — alles dies ließ sie unbeachtet; sie dachte nur daran, daß sie jetzt in einem ganz christlichen Lande sei, und ihr erstes Wort war: „Welches Glück, jetzt keine Mohammedaner und Heiden mehr sehen zu müssen!"

Mit offenen Armen wurden Helyma und ihre Freundin von der „guten Mutter" und ihren neuen Gefährtinnen empfangen. Helyma war nun am Ziele ihrer Wünsche, und eine heitere Ruhe verbreitete sich immer mehr über ihr ganzes Wesen. Aber die Entbehrungen und das Elend ihrer ersten Kindheit und Jugend hatten auf ihren ohnedies schwachen Körper so tief eingewirkt, daß auch die größte Sorgfalt für ihre Gesundheit die gute Kleine nicht mehr retten konnte; ihre Kräfte nahmen langsam ab, und bald war es klar, daß sie dem Tode entgegenging. Früher hatte sie sich vor dem Tode gefürchtet; der Gedanke, daß ihr Leib „in der Erde verwesen werde", hatte sie mit Schrecken erfüllt. Aber an die Stelle der Furcht und des Schreckens trat mit dem Zunehmen ihrer Krankheit eine Heiterkeit, welche sie nicht mehr verließ. Oft drückte sie ihren Wunsch aus, „hinzugehen, um den lieben Gott zu sehen"; zuweilen auch wünschte sie wieder gesund zu werden und bat ihre Freundinnen, zu diesem Zwecke eine neuntägige Andacht zu halten; aber immer blieb sie ganz ergeben in den Willen Gottes. Bis zu ihrem letzten Hauche konnten wir nie auch nur einen Augenblick des Schreckens oder der Unruhe in ihrer Seele gewahren. Lange bevor wir daran dachten, daß sie in Gefahr schwebe, sagte sie lächelnd: „O ich werde nie eine Adschus (alte Frau) werden; ich werde jung sterben." Unaufhörlich erinnerte sie sich an eine ihrer Freundinnen, die bald nach der Taufe gestorben war. „Ich wünsche sehr," sagte sie manchmal, „daß Amalie (so hieß ihre verstorbene Freundin) mich abhole."

Sie sollte nicht lange darauf warten; bald vermochte sie keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen; täglich kostete es ihr keinen kleinen Kampf, bis sie es über sich brachte, etwas zu genießen. Zuweilen wies sie sogar alle Speise ganz zurück, und ihr früherer Eigensinn zeigte, daß er noch nicht ganz erloschen sei; indessen genügten dann ein paar Worte ihrer Oberin und ein Augenblick des Nachdenkens, um ihr den Sieg zu verleihen.

Wenn der liebe Gott das gute Kind auf diese Weise mit Leiden heimsuchte, so wollte er ihr auch auf der andern Seite einen großen Beweis seiner unendlichen Liebe gewähren. Helyma war so weit unterrichtet, daß sie im nächsten Jahre zur heiligen Kommunion gehen und den lieben Heiland unter Brotsgestalt, mit all seiner Liebe und all seinen Gnaden empfangen sollte. Diese große Gnade war der Gegenstand aller Wünsche und das Ziel aller Anstrengungen des Kindes gewesen. Da sich aber der Zustand der Kranken immer verschlimmerte, so wurde der Tag ihrer ersten heiligen Kommunion früher angesetzt, und man teilte ihr mit, daß sie schon nach wenigen Tagen, am Feste des hl. Michael (29. Sept. 1872), das Glück haben werde, ihren Heiland zum erstenmal zu empfangen. Ihre Freude über diese Nachricht war so groß, daß sie kaum daran glauben wollte; sie sprach ihr „Merci" mit einem Blicke und mit einem Tone, die ahnen ließen, was ihr Herz empfand. Wenn jedes Kind, das nur ein wenig denkt, bei dem Gedanken an die erste heilige Kommunion von Ehrfurcht, Liebe und Freude tief erschüttert wird, so kann man aus dem wenigen, was ich von Helymas lebendigem Glauben gesagt habe, schon schließen, wie mächtig jene Gefühle in ihrem Herzen waren.

Die Woche, welche dem Feste des hl. Michael vorherging, war für sie eine Leidenswoche; ihre Schmerzen erlaubten ihr nicht, dem Drange ihres Herzens nachzugeben und sich so vorzubereiten, wie sie es gewünscht hätte. Durch alle ihre Leiden aber strahlte doch auch wieder ihre Freude hervor. Am Vorabend des Festes, als sie außergewöhnlich litt, fragte man sie: ob sie nicht sterben und in den Himmel eingehen möchte.

„Nein," erwiderte sie, „ich möchte noch auf der Erde bleiben, um die heilige Kommunion zu empfangen."

„Aber im Himmel wirst du ja Christus den Herrn für immer besitzen."

„Es ist wahr," sagte sie, „nun denn — wie Gott will."

Am Tage selbst, den sie mit ihren heißen Wünschen herbeigesehnt, fand sie sich etwas kräftiger als gewöhnlich; sie konnte aufstehen und in ihrem weißen Kleide der heiligen Messe beiwohnen, in welcher sie die heilige Kommunion empfing. Was in diesem Augenblicke in ihrer Seele vorging, das weiß nur

derjenige, der damals in ihr Herz eingekehrt ist. Ihre Andacht war über die Maßen rührend, und lange blieb sie nach der heiligen Handlung noch im Gebete versunken. Dann aber mußte sie ganz erschöpft sich wieder auf ihr Schmerzenslager niederlegen; ihr Glück jedoch gab sie vor allem dadurch zu erkennen, daß sie die Schwestern dankbar umarmte; denn diese hatten ihr ja zu diesem schönen Tage verholfen.

„Was hat dir der liebe Heiland heute gesagt?“ fragte eine der Schwestern das gute Kind.

„Er hat mir gesagt: ‚Siehe, hier bin ich; verlange von mir, was du willst, ich werde es dir geben.‘ Er ist mein Freund“, fügte sie mit großer Innigkeit hinzu, indem sie ihre Arme fest über die Brust kreuzte, wie um ihren Schatz im Herzen festzuhalten.

„Gehst du gern in den Himmel?“ fragte eine andere Schwester.

„O ja, sehr gern.“

„Also willst du nicht nach Afrika zurück, um die armen Araber- und Kabylenkinder aufzusuchen?“

„Ich gehe auch gerne nach Afrika, wenn der liebe Gott es will.“

„Was thust du also lieber, in den Himmel eingehen oder nach Afrika zurückkehren?“

„O viel lieber gehe ich in den Himmel.“

„Aber die armen Araber- und Kabylenkinder?“

„Nun, ich werde sie nicht vergessen; ich werde im Himmel für sie beten.“

Still brachte sie nun den ganzen Tag im Gebete zu; sie betete für ihre armen Landsleute, die den wahren Glauben nicht haben und den lieben Heiland nicht kennen; sie betete für die Priester, welche sie unterrichtet hatten, und für die Schwestern, die es so gut mit ihr meinten, vor allem aber für den Herrn Erzbischof, dem sie das Glück dieses Tages wie überhaupt ihr ganzes Glück verdankte.

Nur wenige Tage hatte die fromme Helyma mehr zu leben; es waren Tage der Leiden, aber auch Tage der Gnaden. Weil ihr Tod so nahe war, erlaubte ihr Beichtvater, daß sie noch einmal am nächsten Sonntag, dem Rosenkranzfest, den Trost haben solle, ihren Herrn und Heiland zu empfangen. Aber auch zwei andere große Gnaden wurden ihr noch zu teil; zunächst empfing sie das Sakrament der heiligen Ölung, um sich für den letzten Kampf zu stärken; dann aber kam noch der hochwst. Herr Bischof selbst zu ihr, um ihr die heilige Firmung zu spenden. Sie war schon zu schwach, als daß sie ihr Bett hätte verlassen und in die Kapelle gehen können. Deshalb wurde ihr kleines Zimmer mit weißen Vorhängen und grünen Kränzen gleichsam in eine Kapelle verwandelt; alle andern Kinder umgaben das Krankenlager, und trotz ihrer großen Schwäche fand Helyma noch die Kraft, ihre Dankbarkeit und ihre Freude über diese neue Gnade an den Tag zu legen. Die Gnade der heiligen Firmung hatte die Kraft ihrer Seele für Leiden und Opfer sichtlich erhöht. Sie schien sich an die Worte zu erinnern, welche sie einst in der Einfalt ihres Glaubens zum hochwst. Erzbischof von Algier gesprochen, als sie ihren Wunsch ausdrückte, eine Märtyrin zu werden: „Man leidet einen Augenblick, dann folgt das Paradies ohne Ende.“ Wenn ihre Schmerzen zunahmen und ihr Thränen auspreßten, brauchte man ihr nur vom lieben Gott, vom Himmel, von der ewigen Freude zu sprechen, und sogleich war sie ruhig. Sie verlangte dann ihr kleines Kruzifix, hielt es fest in ihrer Hand und keine Klage kam über ihre Lippen. Sie opferte alle diese Leiden für ihre noch ungläubigen Landsleute und ganz besonders für ihren Vater auf. Mehr als einmal haben wir sie weinen sehen, wenn sie an ihren Vater dachte, der vielleicht unglücklich sei und gewiß nicht den lieben Gott kenne. Am Tage vor ihrem Tode, als man sie aufforderte, für die Araber und Kabylen zu beten, rief sie aus: „Gewiß, und für meinen Vater. Ach,“ setzte sie hinzu mit einem Tone, der uns die Thränen in die Augen trieb, „ich weiß nicht, ob er auch in den Himmel kommt.“

So kam der Tag ihrer Auflösung heran; Helyma, oder vielmehr Albina, hatte den guten Kampf gekämpft und den Sieg errungen. Am Donnerstag, nachmittags gegen 4 Uhr, hatte sie einen heftigen Anfall, der ihr nahes Ende verkündete. Ihr Beichtvater, der ihr mit väterlicher Liebe bis zum letzten Augenblicke beistand, kam, ihr noch einmal die heilige Lossprechung und den Sterbeablaß zu erteilen; gemeinschaftlich mit den Schwestern verrichtete er die Gebete für Sterbende und sprach ihr von Zeit zu Zeit einige Worte des Trostes und der Ermutigung zu. Die liebe Kranke konnte kein Wort mehr sprechen, nicht einen Tropfen Wasser zu sich nehmen; aber ihr Blick war voll Ergebung. Von Zeit zu Zeit wurde sie von Krämpfen befallen, und ihr Atem wurde kürzer, aber ihr Auge schaute ruhig zum Himmel; keine Spur von Angst oder Unruhe war an ihr zu merken.

So lag Helyma zwischen Tod und Leben bis zum Morgen des folgenden Tages. Nur einmal noch gab sie ein Zeichen des Bewußtseins. Mehr als alle andern Schwestern liebte das dankbare Kind jene, welche sie zuerst auf den guten Weg geführt hatte; eben diese „gute Mutter“, wie sie dieselbe zu nennen pflegte, kam an jenem Morgen noch zum Schmerzenslager und rief der Kleinen mit inniger Liebe zu: „Albina, meine kleine Albina, hörst du mich, die ‚gute Mutter‘? Sage mir Adieu; siehe, der liebe Gott und die seligste Jungfrau kommen, dich zu holen. Küsse das Kreuz.“ Da leuchtete auf dem Antlitz der Sterbenden ein letzter Lebensstrahl; sie bewegte die Lippen, wie um eine Antwort zu stammeln, und küßte das Kreuz. Es war ihre letzte Bewegung; die Lippen auf das Kreuz geheftet hauchte sie ihre Seele aus.

So war das Ziel erreicht; es scheint, daß sie schon im letzten Augenblick hienieden die Freuden des Himmels zu verkosten begann; denn die Züge der kleinen Leiche zeigten keine Spur des Schmerzes; sie waren wie verklärt und voll heitern Friedens; ihre halbgeöffneten Augen und ihr lächelnder Mund schienen noch einmal „Merci“ zu sagen.

Die Waisenkinder, welche Helyma gar sehr liebten, fürchteten sich nicht vor ihrer Leiche; mit Ehrfurcht und Liebe kamen sie alle, ihr den Abschiedskuß zu geben. Staunend betrachteten sie das freundlich lächelnde Antlitz. „Das ist der Lohn,“ sagte die eine, „daß sie sich ganz dem lieben Gott aufgeopfert hat.“ „Sie hat so viel gelitten,“ sagten andere, „jetzt ist sie glücklich.“ „Der liebe Gott muß sich doch freuen,“ meinte eine dritte ganz ernsthaft, „wenn er kleine Araberkinder in den Himmel kommen sieht.“

Ein kleines, dreijähriges Kind aber stand am Fenster und schaute fest auf einen Punkt des bewölkten Himmels, durch welchen gerade das blaue Firmament strahlte. „Da hindurch,“ rief sie endlich freudig, „ist Albina in den Himmel eingegangen“, und sie fügte mit kindlicher Innigkeit hinzu: „O jetzt muß man sagen: Heilige Albina, bitte für uns!“

6. Tunis.

Tunis, das wir jetzt betreten, grenzt im Westen und Süden an Algier, im Südosten an das Gebiet von Tripolis. Die übrigen Marken bildet das Mittelmeer. Sein nordöstlichstes Vorgebirge Ras Addar ist nur 150 km von der Küste Siciliens entfernt. Die flache Ostküste von Tunis wird von dem gefährlichen Syrtenmeer bespült. Der Flächenraum des Landes beträgt fast 100 000 qkm, etwa so viel wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen, aber die Bevölkerung beträgt nur 1 500 000 Seelen, wovon fast 100 000 Franzosen. Seit 1881 hat Frankreich die Schutzherrschaft über Tunis und betrachtet das Land als ein Anhängsel von Algier.

Vom Meere führt ein enger Kanal, den zwei nahe Landspitzen bilden, zu der gleichnamigen Hauptstadt des Landes. Rechter Hand zur Einfahrt liegen die Ruinen Karthagos, von Sand bedeckte Schutthaufen, aus denen die Kapelle des hl. Ludwig emporragt. Hier starb nämlich dieser fromme König von Frankreich vor 600 Jahren, am 22. Mai des Jahres 1271. Obwohl von Krankheit bereits gebrochen, hatte er sich doch noch einmal erhoben und mit ihm viele Herren und Ritter, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zurückzuerobern. Erst wollten sie Tunis nehmen und von da über Ägypten nach dem Gelobten Lande ziehen; aber vor den Mauern dieser Stadt brach in dem Heere der Kreuzfahrer eine pestartige Krankheit aus und raffte manchen streitbaren Helden hinweg. Auch der heilige König fiel ihr zum Opfer. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich auf Asche legen und gab, für sein Heer und für die Bekehrung der Ungläubigen betend, die mit Tugenden reich geschmückte Seele in die Hand ihres Schöpfers zurück. Erst im Jahre 1830 konnte Frankreich seinem heiligen König an dem Orte seines Todes diese Kapelle erbauen (vgl. obenstehendes Bild).

Kapelle des hl. Ludwig.

Links droht die alte Feste von Goletta, der Schlüssel von Tunis. Hart an den Festungsmauern und Bastionen müssen die Schiffe vorbeifahren, dann auf einmal bietet sich ein ganz unerwarteter Anblick. Der enge Kanal mündet in einen großen, wunderschönen See, den die Araber El-Bahyrath, „das kleine Meer", nennen. Seine Spiegelfläche strahlt im Sonnenlichte; Scharen von Silbertauchern und rotgefiederten Flamingos beleben und viele Barken mit dreispitzigem Segel durchfurchen ihn. Im Hintergrunde schimmern die weißen Mauern der Hauptstadt (vgl. das Bild S. 22), zwischen deren Häusern und Moscheen Palmen ihre Kronen in den Lüften wiegen. Die Araber preisen Tunis als „die Glorreiche", die „wohl Verwahrte", „die Wohnung der Glückseligkeit"; aber wenn wir unsere jungen Freunde in ihre Mauern einführen, um ihnen das Bild einer orientalischen Stadt zu zeigen, so werden sie sich vielleicht enttäuscht finden. Die Gassen (vgl. das Bild S. 23) sind meist eng, krumm und schmutzig; nur wenige Paläste, einzelne Moscheen und die Minarets fesseln durch ihre Bauart unsere Aufmerksamkeit. Minaret nennt man die schlanken Türme, von denen herab zu bestimmten Stunden der Ruf der Muezzin die Muselmänner zum Gebete auffordert. Die Wohnhäuser sind meist düstere, fensterlose Gebäude, die von außen nichts mit der Pracht und dem Prunke unserer Wohnungen gemein haben. Aber was ihnen nach der Außenseite abgeht, das ersetzen sie reichlich durch den Glanz und Reichtum der innern Einrichtung. Der Orientale will nämlich nicht, wie wir es oft thun, sein Haus für die Vorübergehenden bauen, um ihnen so eine hohe Meinung von seiner Wohlhabenheit zu geben: er baut es nur für sich, und daher verbirgt er die ganze Pracht im Innern.

Wenn wir eines dieser finstern Häuser betreten, so staunen wir über die Wohnlichkeit und den Reichtum seiner Räume. Durch einen dunkeln, winkligen Gang gelangen wir gewöhnlich in einen innern Hof, der nicht selten von schön verzierten Marmorgalerien umgeben ist. In seiner Mitte steht ein Springbrunnen, dessen Wassersäule rauschend in das kostbare Becken zurückfällt und rundum die duftenden Blumenbeete erquickt. Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen wechseln mit Jasmingesträuch und Rosenstöcken. In diesen Hof gehen die Fenster der Wohnzimmer, während nur wenige dicht vergitterte Öffnungen nach der Straße sich finden. Bevor wir diese Zimmer betreten, legen wir unsere Schuhe ab, um die weichen, kostbaren Teppiche nicht mit dem Schmutze der Gassen zu beflecken. Die Räume sind gewöhnlich hoch und luftig, und auch in ihnen trägt nicht selten ein plätschernder Springquell zur Milderung der Hitze bei. Längs zweier oder dreier Wände sind niedere, mit kostbaren Stoffen belegte Polster angebracht, auf denen der Hausherr seine Gäste empfängt, oder ruhig aus silberner Schale seinen Kaffee schlürft und seine lange Pfeife schmaucht. Der Fußboden wie die Wände sind mit verschiedenfarbigem Marmor bekleidet, und hoch oben am Gesimse ziehen sich Koransprüche hin. Die Decke ist gewöhnlich mit kunstreichem, buntbemaltem und reichvergoldetem Schnitzwerk verziert, so daß, wo immer der Blick hinfallen mag, Glanz

und Reichtum ihm begegnet. Nur eines würden unsere jungen Freunde seltsam finden: eigentliche Schlafzimmer kennt der Orientale nicht. Im Sommer schlafen die Leute meist auf den flachen Dächern. Sonst legen sie sich in den gewöhnlichen Wohnzimmern auf ihre Matratze, die dann des Tages über zusammengerollt und beiseite gelegt wird. Das würde man diesen einförmigen Gebäuden, die alle wie alte Gefängnisse dreinschauen, nicht angesehen haben, daß ihr Inneres so glänzend reich wäre — nicht wahr?

Der schönste Palast von Tunis ist der Bardo, das Residenzschloß des Bey oder Fürsten von Tunis. Es ist ein weitläufiges Gebäude mit großen Prachtsälen, in denen kostbare Teppiche aus dem fernen Morgenlande den glatten Marmorboden bedecken. Ganz besonders berühmt ist der sogen. Löwenhof (vgl. das Bild S. 24); derselbe hat seinen Namen von einer breiten und hohen Marmortreppe, an deren Seite in Stein gehauene Löwen Wache halten. Schöne Gärten umgeben diesen Palast. In den Gassen drängt sich eine bunte Menge; farbige Turbane, rote Feze (Tarbusche oder Mützen), weiße Kapuzen der Beduinen wogen durcheinander; aber nirgends eine Kutsche, wie in unsern Städten. Statt dessen schreiten schellenklingend in langen Reihen beladene Kamele, die aus dem Innern Afrikas durch die weite Wüste Gewürze, Goldstaub und Elefantenzähne bringen, durch die Menge. Hin und wieder lehnt ein Maure vor seiner Hausthüre, die Vorübergehenden mit seinem listigen Auge beobachtend. Auf dem Bazar (Marktplatze) oder vor den Cafés sitzen türkische Kaufleute auf Teppichen, rauchen aus ihren langen Pfeifen und schließen ihre Geschäfte. Die Stadt zählt jetzt 135 000 Einwohner.

Sehr auffallend würden unsere jungen Freunde auch die Art finden, wie sich die Orientalen grüßen. Sie sagen sich nicht kurzweg „Guten Morgen", wie wir das thun. Erst legen sie die Hand auf das Herz und verneigen sich tief vor einem Gleichgestellten; vor einem Vorgesetzten aber werfen sie sich zur Erde

Ansicht von Tunis. (S. 21.)

und küssen den Saum seines Kleides. Dann folgt statt eines kurzen Grußes ein ganzes Wechselgespräch, etwa so: Achmed: „Möge dieser Tag dir Glück bringen!" Mulad: „Dir sei er süß wie Milch!" A.: „Blüht die Blume deines Glückes?" M.: „Und dein Gut, hat es sich gemehrt?" A.: „Mein Wunsch ist, daß Gott dich segne!" M.: „Und meine Bitte, daß er dir Freude verleihe." So geht es in immer zierlicheren Redensarten eine gute Weile fort.

Ich aber weiß einen viel schönern Gruß — wenn wir katholische Christen uns von Herzen zurufen: „Gelobt sei Jesus Christus!" so antworten mit uns alle Engel im Himmel: „In Ewigkeit. Amen."

7. Glaube, Aberglaube und religiöse Pflichten der Muselmänner.

Tunis ist die erste mohammedanische Stadt, die wir mit unsern jungen Freunden betraten; denn obgleich es auch in Algier viele Muselmänner giebt, so herrschen doch daselbst die Franzosen und mit ihnen unser heiliger Glaube vor. Von jetzt an aber werden wir lange Zeit fast ausschließlich unter den Moslemin reisen müssen, und so wird es am Platze sein, etwas über die Religion dieser Leute zu sagen.

Die Hauptlehre des Islam — so nennt man die Religion der Muselmänner — lautet höchst einfach: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Die Türken glauben also wie wir Christen an einen einzigen Gott und nicht an mehrere Götter wie die Heiden; aber an eine heilige Dreifaltigkeit glauben sie nicht. Nach ihrer Lehre hat Gott der Reihe nach sechs Propheten an die Menschen geschickt: Adam, Noe, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed. Jeder dieser Propheten, sagen sie, wird an Würde und Vorzüglichkeit von seinem Nachfolger übertroffen, und so wäre denn Jesus geringer als Mohammed, und durch diesen, den letzten und größten der Propheten, wäre die Lehre Jesu Christi abgeschafft. Natürlich können die Mohammedaner, wenn sie ihren Lügenpropheten für

größer halten als unsern lieben Heiland, nicht glauben, daß Jesus Christus wahrer Gott sei, obwohl sie mit Ausnahme seines bittern Todes am Kreuze fast das ganze Evangelium als wahr annehmen und seine wunderbare Geburt aus Maria der reinen Jungfrau, seine Wunder und seine Himmelfahrt bekennen.

Der eigentliche Name Mohammeds (d. h. „der Vielgepriesene") ist Abul Kasem, der Sohn Abdallahs; geboren wurde er zu Mekka, einer Stadt in Arabien, im Jahre 571. Dieser Mensch hatte neben vielen guten Eigenschaften einen solchen Stolz, daß er sich selber vorlog, er sei der von Jesus Christus im Evangelium verheißene Tröster, er sei der Heilige Geist. So schrieb er denn aus den Büchern des Neuen und Alten Testamentes ein neues Evangelium, den Koran, zusammen, nach Lust und Laune hinzufügend oder weglassend, wie es ihm am besten paßte und wie er dachte, daß die Araber es ihm am leichtesten glauben würden. Natürlich sagte er, der Koran sei ihm wortwörtlich von Gott eingegeben, und log noch vieles dazu, wie er auf einem Schimmel in den Mond geflogen sei, wie sich der Mond ihm zu Ehren in zwei Hälften geteilt habe, weshalb denn auch die Türken den Halbmond im Wappen führen, wie die Christen das heilige Kreuz, und noch manches derart. Hören wir nun weiter seine hauptsächlichen Lehren!

Auch die Moslemin glauben an Engel, an gute und böse; unter den guten nennen sie besonders Gabriel und Michael, an der Spitze der bösen steht Iblis, der Engel der Verzweiflung. Die Menschen sind von Gott geschaffen, und ihre Seele ist unsterblich; jeder Gläubige wird von zwei Schutzengeln begleitet

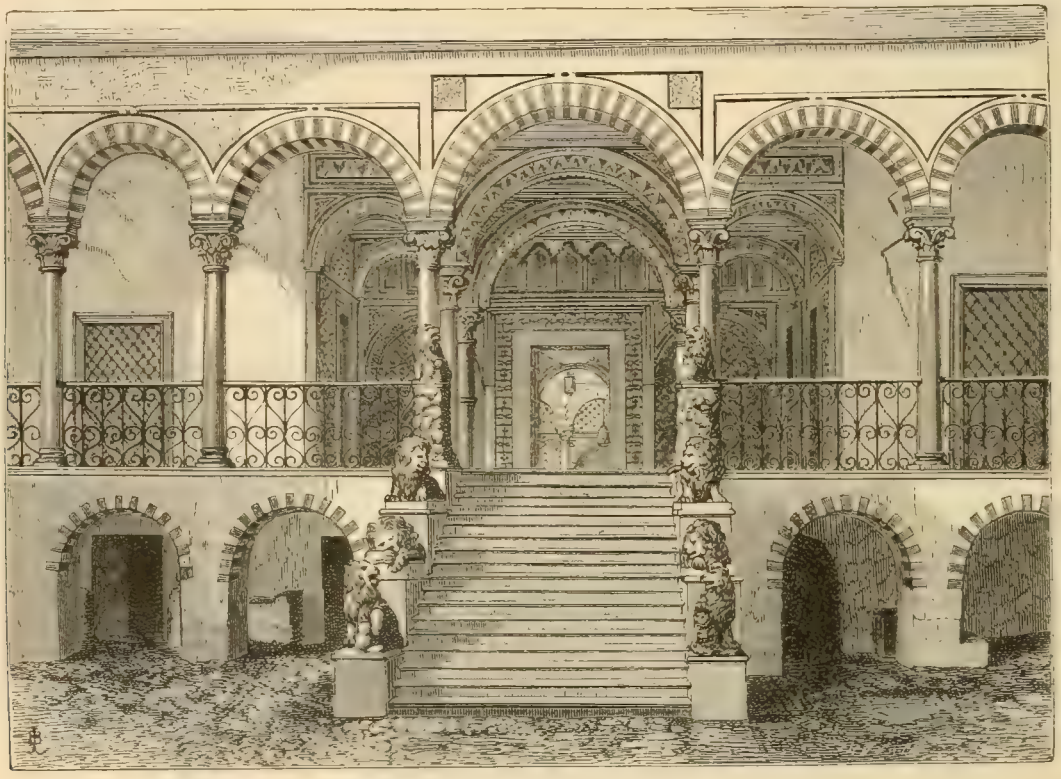
Straße von Tunis. (S. 21.)

und von zwei aufzeichnenden Engeln, von denen der eine die guten, der andere die bösen Handlungen aufschreibt. Wenn Israfel, der Engel der Posaune, das zweite Mal bläst, so werden die Toten in ihren Leibern auferstehen. Dann wird Gott ein allgemeines Gericht halten, indem er auf einer Wage das Gute und Böse abwägt und die Menschen in den Himmel einläßt oder der Hölle überantwortet. Nach dem Gerichte müssen alle Menschen über die Brücke „Es-Sirath" gehen, welche dünner als ein Haar und schärfer als die Schneide eines Schwertes ist; diese Brücke führt mitten über die Hölle, und von ihr herab stürzen alle Sünder in den Schlund der Qualen. Doch glauben die Muselmänner, keiner der in ihrer Religion gestorben sei, werde ewig brennen, sondern nach einiger Zeit geläutert in den Himmel eingehen. Demzufolge gäbe es für die Türken keine Hölle, sondern nur ein Fegfeuer; bloß diejenigen, welche nicht an Gott und seinen Propheten Mohammed geglaubt, würden ewig verdammt werden. Dem Koran gemäß soll die Hölle aus sieben Stockwerken bestehen; das erste und oberste Gewölbe wäre der zeitweilige Aufenthalt böser Mohammedaner; im zweiten sollten die Christen, im dritten die Juden, im vierten die Sabier oder Feueranbeter, im fünften die Zauberer, im sechsten die Götzendiener, im siebenten und untersten endlich die Heuchler gequält werden.

Den Himmel malt der Lügenprophet seinen Anhängern im Koran so aus, als ob das höchste Glück des Menschen in Schwelgerei und in den Lüsten des Leibes bestände. Dem geringsten unter den Seligen werden 80000 schöne Jünglinge als Diener versprochen. Ein überaus großes Zelt, mit Perlen, Hyacinthen und Smaragden überladen, ist seine Wohnung. Während des

Essens tragen 300 Aufwärter in goldenen Schüsseln jedesmal 300 verschiedene Gerichte auf, deren letzter Bissen ebenso wohlschmeckend sein wird wie der erste. Auch Wein, der den Muselmännern auf Erden verboten ist, mögen sie ohne Gefahr der Trunkenheit im Paradiese genießen. Von den andern Sinnenlüsten will ich gar nicht reden. Auch sollen nach der Auferstehung die Leiber der Seligen die Höhe von Palmbäumen haben, also etwa kirchturmhoch sein. Wenn aber einer als Märtyrer, d. h. im Kampfe für die Ausbreitung der Lehre Mohammeds gefallen ist, so darf seine Seele schon vor der Auferstehung des Fleisches in den Leib grüner Vögel fahren, welche die Büsche des Paradieses bevölkern, und von seinen Früchten essen und von seinen Strömen trinken. Und solche plumpe Fabeln ließen sich die Araber als göttliche Offenbarung aufbinden, so daß sie sich zu Hunderttausenden erhoben, um mit der Schärfe des Schwertes den Glauben ihres Lügenpropheten auszubreiten! Nach dem Tode in der Schlacht waren sie lüstern; sollte er ihnen doch die Pforte zu all diesen Genüssen sein! Wie werden im Jenseits die armen Betrogenen dem frechen Betrüger geflucht haben!

Statt einer gnädigen Vorsehung, die mit milder, väterlicher Hand die Schicksale jedes Menschen lenkt und unser vertrauensvolles Gebet erhört, wie wir Christen die trostreiche Zuversicht haben, glauben die Mohammedaner, es beherrsche sie ein starrer, unbedingter und unabänderlicher Ratschluß. Ob sie sich in eine Todesgefahr stürzen oder nicht, ob sie in Krankheit einen Arzt rufen oder nicht, ist nach ihnen ganz gleichgültig; es geschieht doch, was geschrieben ist. Wenn sie durch die Wüste reisen und der todbringende Sandsturm, die Luft verfinsternd, heranbraust, so kauern sie sich in dumpfer Ergebung neben ihr Kamel und lassen sich ruhig von dem glühenden Sande begraben. „Was



Der Löwenhof im Bardo. (S. 22.)

geschrieben steht, muß sich erfüllen", murmeln sie und sterben. Wir aber wissen, daß die Leiden eine Schickung Gottes sind, der uns durch sie heimsucht und von der Liebe zu den hinfälligen Geschöpfen ablöst, daß er auf unsere Gebete hört und sie zurückzieht, sobald das zu unserem Heile dienlich ist. Uns sind Leid und Unglück kein blindes, unabwendbares Verhängnis.

Das sind in kurzen Zügen die Glaubenslehren der Mohammedaner. Meine jungen Freunde mögen nun dieselben mit dem christlichen Glaubensbekenntnis vergleichen und dann selber angeben, was davon der von Gott geoffenbarten Wahrheit entlehnt ist und was der Lügenprophet aus sich änderte und hinzufügte. In überaus schrecklichen Kriegen eroberten die Moslemin einen großen Teil von Asien und Afrika diesem Glauben; Ströme von Blut flossen für seine Ausbreitung, und heute noch zählen seine Anhänger viele, viele Millionen, nach der Schätzung gelehrter Leute mindestens 170 Millionen. Wie muß uns das ein Antrieb sein, für die Bekehrung dieser vielen im Irrtume lebenden Mitmenschen zu beten!

Unter den Geboten, welche Mohammed seinen Anhängern auferlegte, nimmt das Gebet die erste Stelle ein; der Koran nennt es „den Schlüssel des Paradieses". Sobald ein mohammedanisches Kind zur Welt kommt, wird ihm der „Adan" oder Ruf zum Gebete in das rechte Ohr gesprochen. Fünfmal des Tages muß der Moslem beten, und der Ruf der Muezzin von den Minarets herab ruft diese Pflicht allen ins Gedächtnis. Dann werfen sich die Gläubigen, nachdem sie die vorgeschriebene Waschung verrichtet, auf den Gebetsteppich nieder, berühren mit der Stirne den Boden (vgl. das Bild S. 25) und sagen ihr Gebet nach der Gegend von Mekka gerichtet (vgl. das Bild S. 25). Dabei müssen sie so gesammelt sein, daß ein Abschweifen des Blickes oder der Gedanken, Husten oder ähnliches sie nötigt, wiederum von Anfang zu beginnen. Menschenfurcht scheinen sie dabei nicht zu kennen; auch wenn sie

zufällig mitten unter Andersgläubigen sind, z. B. auf dem Verdecke eines europäischen Schiffes, werfen sie sich auf den Boden und verrichten ihre Gebete. Wie beschämend ist das nicht für uns Christen, wenn wir so zerstreut beten oder es nicht wagen, dieser heiligen Pflicht vor andern Leuten nachzukommen! — Auch Almosen sind dem Muselmanne zur Pflicht gemacht; wer 40 Schafe besitzt, muß jährlich eines, wer 120, jährlich zwei den Armen geben; wer ein Vermögen von über 200 Drachmen Silber hat, ist verpflichtet, den vierzigsten Teil zu frommen Zwecken zu verwenden.

Muselmann im Gebete. (S. 24.)

Eine strenge Vorschrift des Koran ist ferner das Fasten. Den ganzen Monat Ramadan, den neunten des Jahres, muß strenge Fasten gehalten werden, weil in ihm angeblich der Prophet die erste Offenbarung erhalten habe. Das Fasten der Mohammedaner ist für alle Tage dieses Monats verpflichtend, und zwar dürfen sie von Tagesanbruch an, sobald es so hell ist, daß man einen weißen und einen schwarzen Faden unterscheiden kann, bis Sonnenuntergang gar nichts genießen. Der Türke muß sich dann nicht nur der Speise, sondern auch jeglichen Trankes, des Rauchens und aller Wohlgerüche enthalten und darf sich gar kein Vergnügen gestatten. Das ist aber in einem Lande, wo es im Sommer noch viel heißer ist als bei uns, ungemein hart. Die Reichen freilich können den Tag über auf ihren Polstern liegen und schlummern; aber die Armen und all die vielen Arbeiter, welche in der Hitze des Tages ihr Brot verdienen müssen, wie schwer muß es ihnen werden, sich jegliche Erfrischung zu versagen! Folgenden Zug haben wir aus dem Munde eines sehr gelehrten Freundes, der vor einigen Jahren das Morgenland bereiste. „Es war ein überaus heißer Tag im Monat Ramadan," erzählte er uns, „da ich mich anschickte, von Kairo aus die Pyramiden zu besuchen. Ein junger Araber, dessen Esel ich zu diesem Ritte gemietet hatte, lief den ganzen Tag unter der glühenden Sonne, die fast senkrecht über unsern Scheiteln brannte, rüstig neben dem langsam vorantrabenden Tiere. Ich hatte einige Orangen mitgenommen, deren Genuß bei der Hitze sehr erfrischend ist; auch dem jungen Araber bot ich eine an. Er nahm sie dankend an und barg sie in seinem Gewande. ‚Warum issest du sie nicht?' sagte ich zu ihm; ‚es dürstet dich doch wohl, und sie würde dich erquicken.' — ‚O ja, Effendi (Herr),' war seine Antwort, ‚aber ich darf nicht, denn es ist Ramadan.' Und in der That ging der arme Schelm den lieben langen Tag neben seinem Grauschimmel, ohne auch nur das mindeste zu genießen. Als aber die Sonne untersank und von der Stadt her der Kanonenschuß das Ende des Fastens anzeigte, langte er seine Orange sofort aus der Tasche und biß herzhaft hinein." Nicht wahr, so genau nehmen wir es nicht mit dem Fasten?

Dagegen muß man aber auch sagen: ist einmal der Tag vorüber und die Nacht angebrochen, dann verstehen die Muselmänner, sich für die ausgestandenen Entbehrungen schadlos zu halten. Wie mit einem Zauberschlage hat sich das Aussehen der Stadt geändert. Musikbanden (vgl. das Bild S. 26) durchziehen die Straßen oder lagern sich auf den Plätzen. Da dröhnt die Pauke, gellt die Pfeife, seufzt die Flöte und rasselt das Tamburin! Tänzer drehen sich, mit den Castagnetten klappernd, im Kreise, und Gaukler führen ihre Kunststücke aus. Hat man sich durch eine reichliche Mahlzeit gestärkt, so drängt sich alles nach den Kaffeehäusern, wo man seine Tasse schlürfend und seine Pfeife schmauchend dem Vortrage

Muselmann im Gebete. (S. 24.)

beliebter Romanerzähler lauscht. So bereitet sich der Muselmann während eines guten Teiles der Nacht auf die Mühsale des kommenden Tages vor.

Noch bleibt die letzte der vier wichtigsten Pflichten eines Mohammedaners zu erwähnen: die Wallfahrt nach Mekka zur heiligen Kaaba und nach Medina zum Grabe des Propheten. Die Kaaba ist ein viereckiger Tempel, den nach der mohammedanischen Fabel Abraham auf Gottes Befehl erbaut hätte. Jeder Muselmann ist verpflichtet, einmal in seinem Leben diese Wallfahrt zu machen; nur Armut und Krankheit entschuldigt. Jährlich gehen große Pilgerzüge von allen Hauptstädten des türkischen Reiches nach der heiligen Stadt. Heimgekehrt, pflegen sie dann natürlich die Erlebnisse und Abenteuer dieser weiten Reise zu erzählen: die hauptsächlichsten Gegenstände, so die Pyramiden, das Kamel des Propheten, die Moschee von Mekka, sind in groben Zügen Teppichen eingewirkt; solche breiten sie dann wohl aus und erzählen an diese Bilder anknüpfend ihre Pilgerfahrt (vgl. das Bild S. 27).

8. Das alte Karthago und seine Zerstörung.

Etwas nördlich von der Stelle, wo das heutige Tunis steht, erhob sich das alte Karthago, lange Zeit die gefürchtete Mitbewerberin Roms um die Herrschaft über das Mittelmeer. Ein paar unbedeutende Dörfer, Sidi Ben Said, Malga und Donar es Schat, sieht man heute auf dem Trümmerfelde. Der Sage nach gründete die tyrische Königstochter Dido diese berühmteste

Arabische Musikanten. (S. 25.)

aller phönizischen Kolonien etwas vor der Zeit des trojanischen Krieges. Die Lage war für eine Handelsstadt vorzüglich gewählt und ließ sich zugleich gegen feindliche Angriffe leicht verteidigen. Im innersten Winkel des großen Meerbusens, den die Vorgebirge Kap Blanc und Kap Bon bilden, kaum mehr als 100 Seemeilen von Sicilien und nicht viel weiter von Sardinien, lag eine geräumige Halbinsel mit einem steilen Hügel, zu einer Hafenfestung wie geschaffen. Eine Landenge von 25 Stadien (etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden) Breite trennte sie vom Festland, und eine kaum 60 Schritte breite Nehrung lief von dieser Landenge zwischen dem Meere und einem großen Binnensee von Tunis durch. Gegen das Meer hatte die Halbinsel steil abfallende Ufer und konnte somit durch eine einfache Mauer leicht verteidigt werden. Die einzige zugängliche Stelle war die Landenge; aber da erhob sich der Burghügel, „die Byrsa“, und wurde überdies im Laufe der Zeit eine dreifache Mauer aufgeführt, welche von dem alexandrinischen Geschichtschreiber Appian also beschrieben wird: „Jede dieser Mauern hatte eine Höhe von 30 Ellen (etwa 15 m) ohne die Brustwehren und Türme, welche in einem Abstande von 2 Plethren (etwa 90 m) sich voneinander vier Stockwerke hoch über die Mauern erhoben. Die Mauern hatten eine Dicke von 30 Fuß (fast 10 m) und jede hatte zwei Stockwerke; im untern waren 300 Elefanten mit Vorratskammern für Futter, im obern 4000 Pferde und Speicher für Grünfutter und Gerste angebracht. Überdies enthielten sie Wohnräume für 20 000 Mann Fußvolks und 4000 Reiter.“ (Diese dreifache Mauer enthielt also zugleich Kasernen, Stallungen und Magazine.) Die beiden Seehäfen lagen an der schmalen Nehrung, die sich zwischen dem Meer und dem Landsee durchzog, und waren durch eine doppelte Mauer

getrennt; doch konnte man von dem einen in den andern gelangen. Der äußere Hafen war für die Kauffahrteischiffe bestimmt, und seine 70 Fuß (etwa 22 m) breite Einfahrt vom Meere her konnte mit starken Ketten gesperrt werden; der innere Hafen bot Raum für 220 Kriegsschiffe und hieß „Kothon" nach der Insel, die sich in seiner Mitte erhob. (Auf unsern Bildern S. 28 und S. 29 sind die beiden Häfen und diese Insel im Innern derselben leicht kenntlich.) Das Ufer war mit Vorratshäusern und Schiffsarsenalen bedeckt. Zugleich hatten die Baumeister auch der Schönheit Rechnung getragen, indem sie die dem Hafen zugekehrte Front der Bauten mit ionischen Säulen zierten, so daß der Kriegshafen von innen wie eine Säulenhalle erschien. Der Admiral oder Flottenmeister pflegte von einem Zelte aus, das auf dem Kothon errichtet war, Hafen und Meer zu überwachen. „Von diesem Punkte aus", sagt Appian, „mußte der Trompeter Signale geben, der Herold die Befehle verkünden, der Flottenbefehlshaber seine Beobachtungen anstellen. Die Insel ragte nämlich der Hafeneinfahrt gegenüber so gewaltig in die Höhe, daß der Befehlshaber alles beobachten konnte, was von der hohen See her kam, während die von außen her Segelnden nicht deutlich wahrnehmen konnten, was im innern Hafen vorging. Selbst die Kauffahrer hatten von ihrem Hafen aus die Schiffswerften nicht sogleich im Gesicht, da eine doppelte Mauer sie ihren Blicken entzog, und sie, ohne den Kriegshafen zu betreten, durch ein eigenes Thor in die Stadt gelangten."

In der Nähe des Kothon war das Forum (vgl. das Bild S. 29). Dort scheint auch der Tempel des Apollo gestanden zu haben,

Ein Araber erzählt seine Wallfahrt nach Mekka. (S. 26.)

dessen vergoldete Säule in einem goldenen Gehäuse von 1000 Talenten Gewicht (etwa 4 Millionen Mark an Wert) Appian erwähnt. Vom Marktplatze aus liefen drei große Hauptstraßen südwärts durch die Stadt nach dem Burghügel; riesige, sechs Stockwerke hohe Häuser mit flachen Dächern bildeten sie. Der Burghügel, die Byrsa, selbst war stark befestigt; ein Tempel des Äskulap, zu dem man auf 60 Stufen hinanstieg, bildete die höchste Spitze. Heute krönt ihn die herrliche Kathedrale, welche Kardinal Lavigerie erbaute. Sehr verschieden wird der Umfang der Stadt geschätzt; nach Strabo, dessen Angabe aber als stark übertrieben gilt, sollen es 360 Stadien — über 20 Stunden! — gewesen sein. Doch wird ihre Einwohnerzahl kurz vor der Zerstörung auf 700 000 Seelen angegeben. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem Leben und Treiben zu machen, das sich in dieser gewaltigen Handelsstadt zur Zeit ihrer Blüte 300—100 Jahre vor Christus entfaltete. Nur wer unsere größten Hafenplätze gesehen hat, kann das. Schiffe aller Formen und Größe belebten damals den Meerbusen von Karthago, vom einfachen Kahne bis zur stolzen Trireme, die, von der dreifachen Reihe der Ruder getrieben, pfeilschnell über die Wogen dahinschoß. Kauffahrer aus allen Häfen des Mittelmeeres trafen sich hier: reiche Phönizier, lebensfrohe Griechen, stolze Römer, braune Ägypter und dunkelfarbige Äthiopier. Krieger, Händler, Ruderſklaven füllten Gassen und Marktplatz, und die Erzeugnisse von Ost und West waren in den Kaufläden ausgelegt, wo heute kaum ein paar elende Hütten stehen.

Die Zerstörung dieser gewaltigen Stadt bildet eines der traurigsten und blutigsten Blätter der Weltgeschichte. Der Neid Roms, das zur Zeit Hannibals vor Karthago zitterte, beschloß die Ver-

nichtung der Nebenbuhlerin, und dieselbe wurde ohne jede Rücksicht auf Menschlichkeit durch Verrat und Grausamkeit vollstreckt. Ein Vorwand war bald gefunden. Die Karthager hätten einen römischen Verbündeten bekriegt, warf man ihnen vor. Umsonst bat die Stadt um Frieden, stellte 300 Kinder der vornehmsten Bürger als Geiseln, lieferte sogar alles Getreide und die Kriegsvorräte, 2000 Kriegsmaschinen und 20 000 Rüstungen aus. Nun verlangten die Römer von den Wehrlosen, sie sollten die Stadt verlassen, welche zerstört werden müsse, und sich drei Meilen landeinwärts ein neues Heim gründen. „Aber ihr habt uns versprochen, die Stadt zu schonen gegen Übergabe unserer Waffen", sagten die Karthager. „Civitas bedeutet nicht die Mauern, sondern die Bürger", antworteten höhnend die Römer. Da ermannten sich die Karthager zum Verzweiflungskampfe; Tag und Nacht wurden Waffen geschmiedet und die ersten Stürme blutig abgeschlagen, so daß sich die Römer bis nach Utica zurückziehen mußten.

Aber Scipio, von seinem Siege über Karthago später Afrikanus genannt, übernahm nun den Oberbefehl der Römer. Alle Zufuhr war der Stadt abgeschnitten, und der Hunger wütete unter den Belagerten. Scipio nahm zunächst die Neustadt Magalia, die ihre eigenen Mauern hatte, weg und hoffte nun, Karthago selbst werde ihm die Thore öffnen. Umsonst! Den Winter über lagerte er auf den Höhen von Utica und sorgte nur dafür, daß keine Vorräte in die Stadt kamen. Im Frühjahre des Jahres 144 v. Chr. befahl er den entscheidenden Sturm. Ein Teil des Kriegshafens, dessen Arsenale Hasdrubal, der karthagische Feldherr, während des Sturmes anzünden ließ, wurde trotz der Flammenglut erstiegen, und die Legionen besetzten das angrenzende Forum, wo sie die Nacht unter den Waffen zubrachten. Mit neuen Truppen nahm Scipio am folgenden Morgen den Kampf wieder auf. Als die Soldaten den Tempel des Apollo erstürmt hatten, verweigerten sie den Anführern den Gehorsam und waren erst von der Stelle

Dorf auf den Ruinen von Karthago. (S. 27.)

zu bringen, nachdem sie das goldene Gehäuse mit ihren Schwertern zerschlagen und die Stücke geteilt hatten. Scipio schloß die Unbotmäßigen nach dem Siege von allen Ehrenpreisen aus. Dann wurden die drei Hauptstraßen bis zur Byrsa Haus um Haus erstürmt. In den Gassen wie auf den Dächern tobte der Kampf. Balken und Bretter wurden von Dach zu Dach geschoben und die Verteidiger sechs Stockwerke hoch in die Lanzen und Schwerter der Krieger gestürzt, welche die Straßen füllten. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte das blutige Morden; am siebenten Tage endlich baten die Karthager durch eine Gesandtschaft aus der Burg mit Ölzweigen in den Händen um Schonung. Scipio gewährte allen das nackte Leben mit Ausnahme der römischen Überläufer. So traten an 50 000 Menschen, Männer und Weiber, durch eine enge Mauerlücke heraus, die man ihnen öffnete, und wurden als Sklaven fortgeführt. Etwa 900 Überläufer aber zogen sich mit Hasdrubal, dessen Gemahlin und zwei kleinen Söhnchen in den Tempel des Äskulap auf die höchste Spitze des Burghügels zurück. Aber auch sie wurden endlich durch Hunger überwunden und steckten in Verzweiflung den Tempel in Brand. Hasdrubal ergab sich, während sein Weib ihm fluchte und sich mit den Kindern in die Flammen stürzte. Nun wurde die Stadt angezündet und dem Erdboden gleich gemacht - 17 Tage lang soll der Brand gewütet haben — und schließlich der Pflug über sie gezogen. So war die Rache Roms gestillt. 4 470 000 Pfund Silber und 50 000 Sklaven führte der Sieger nach Italien.

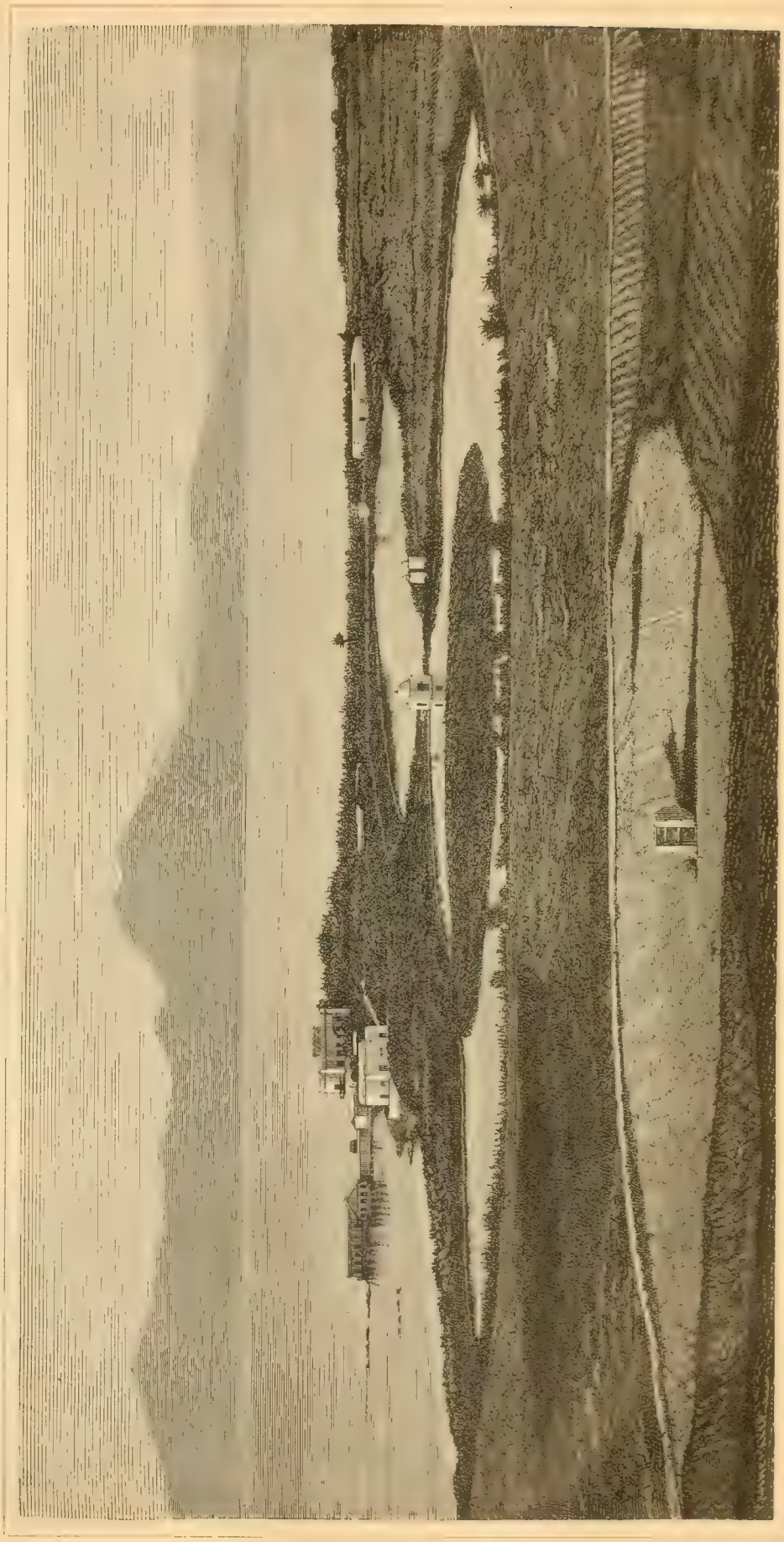
„Als Scipio die Stadt ansah," schreibt Appian, „welche seit ihrer Gründung 700 Jahre in Blüte gestanden, welche über ein so großes Gebiet auf dem Festlande, über eine Menge Inseln und über das Meer geherrscht, im Überfluß an Waffen, Schiffen, Elefanten und Geld es mit den größten Reichen aufgenommen hatte — hielt sie doch noch nach dem Verluste aller ihrer Schiffe und Waffen drei Jahre lang eine so schwere Kriegs- und Hungersnot aus! —, als er zusah, wie sie jetzt von Grund aus zerstört wurde und in gänzlicher Vernichtung versank; da soll er Thränen ver-

gossen und unverhohlen das Schicksal der Feinde beweint haben. Er verfiel dabei in langes und tiefes Sinnen und erinnerte sich, daß das Geschick der Städte, Völker und Reiche ebenso wie das der Menschen hinfällig sei. So habe es Ilium, einer einst so glücklichen Stadt, so dem Reiche der Assyrer, Meder und dem so mächtigen Reiche der Perser, so vor kurzem noch der glänzenden macedonischen Herrschaft ergangen. Da sprach er absichtlich oder unwillkürlich die Worte des Dichters:

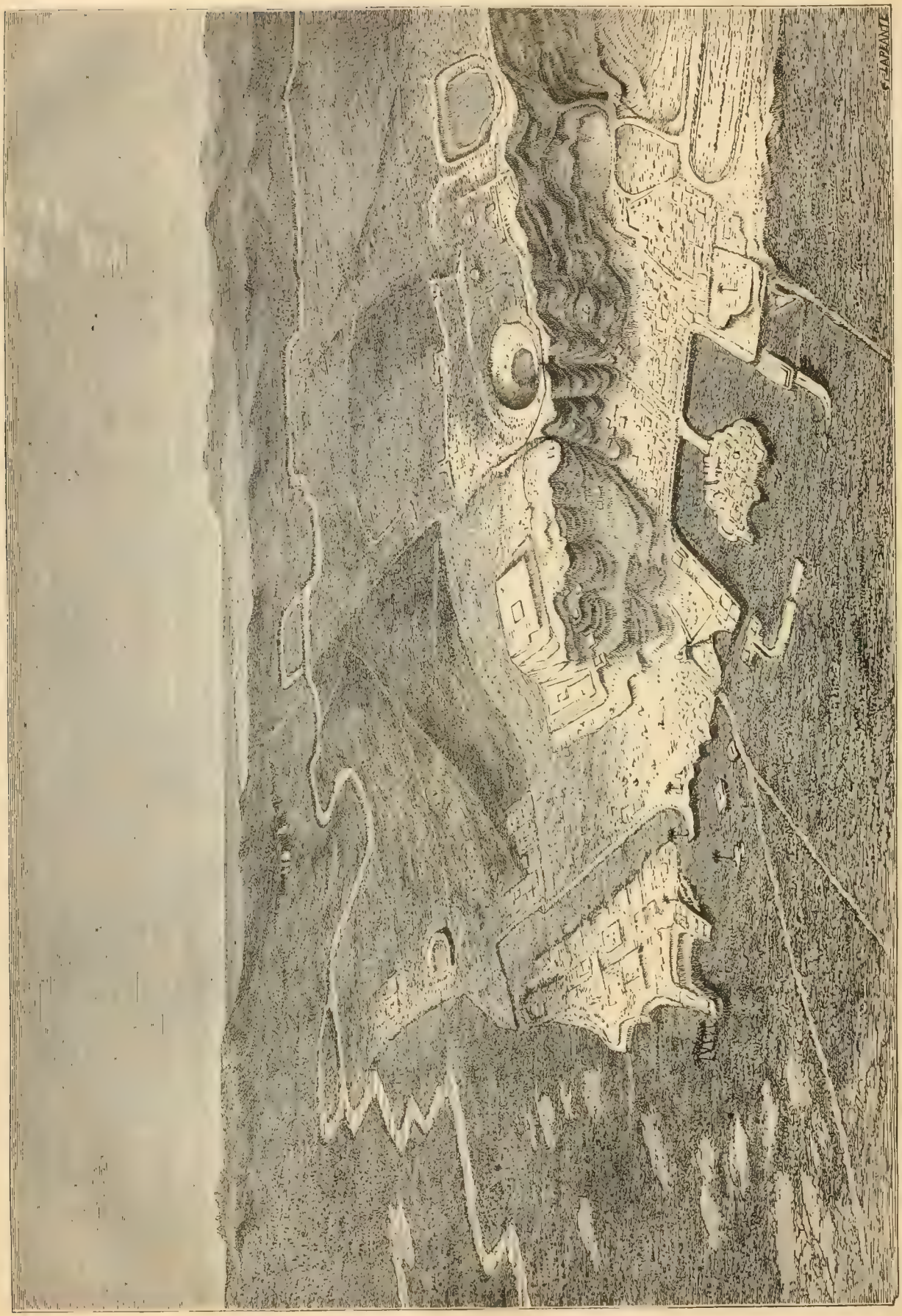
‚Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Herrschers.‘

„Dem Polybius aber, seinem alten Lehrer, der ihn fragte, was er mit diesen Worten sagen wolle, antwortete Scipio, er denke an das Los der eigenen Vaterstadt. Für Rom sei er besorgt, wenn er des Wechsels der menschlichen Dinge gedenke. So erzählt Polybius als Ohrenzeuge in seiner Geschichte“ (Appian, Römische Geschichte VIII, 132).

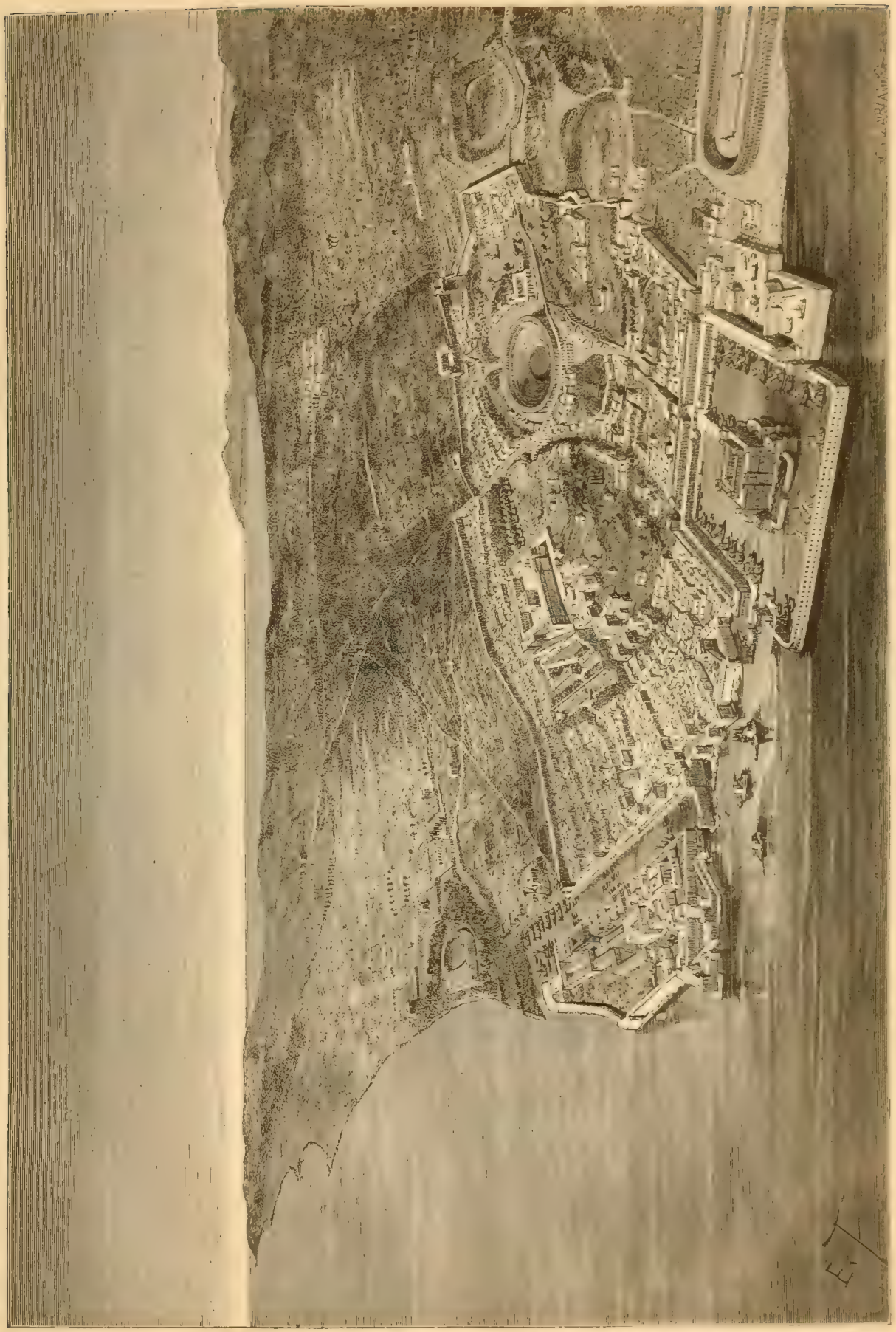
Utica wurde nun Hauptstadt der römischen Provinz Afrika. Wie dieselbe zur Zeit ihrer Blüte aussah, zeigt das Bild S. 31. Damals lag sie am Meere. Seither hat der Medscherdafluß den Busen weit hinaus versandet, so daß die noch deutlich kenntliche Ruinenstätte jetzt, von Sumpf und Sandfeldern umgeben, eine gute Strecke landeinwärts liegt. Auf den ersten Blick erkennt man im Norden die steilen Höhen, welche einst die Burg getragen, den alten Hafen, jetzt ein sumpfiger Binnenteich mit einer Insel, die früher die Hafenfestung trug (vgl. das Bild S. 30). Auf den Hügeln im Hintergrunde jenseits des Flusses hatte Scipio sein Winterlager aufgeschlagen, als er Karthago belagerte. Auch Utica ist ein Bild der Vergänglichkeit irdischer Größe, und das zweite Karthago, welches Augustus neu gründen und mit römischen Bürgern bevölkern ließ und welches das erste Karthago an Glanz und Größe bald erreichte, ist ebenfalls in den Staub gesunken. Doch hat dieses zweite den Ruhm, dem Himmel eine glänzende Schar christlicher Blutzeugen gesandt zu haben, und an dem Beispiele ihres Mutes wollen wir uns erfreuen, ehe wir die von ihrem Blute geweihte Stätte verlassen.



Die alten Häfen und das alte Forum von Karthago. (S. 27.)



Die Ruinen von Utica. (S. 29.)



Utica, rekonstruiert. (S. 39.)

9. Märtyrer von Karthago.

Das zweite Karthago wurde frühzeitig mit der Religion Jesu Christi bekannt. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus war es großenteils christlich, wie Tertullian, einer der ältesten lateinischen Kirchenschriftsteller, als Augenzeuge berichtet. Schon vor dem Jahre 200 floß in Karthago christliches Märtyrerblut; es wurden nämlich im Jahre 198 die hll. Namphanion, Miggen und Sanaen mit 25 Gefährten aus der Stadt Madaura auf dem Forum von Karthago enthauptet. Zwei Jahre später, am 17. Juli 200, erlitten auf demselben Platze 12 Märtyrer aus Scillium für Christus die gleiche Todesart; der hl. Speratus war ihr glorreicher Anführer. Von ihrem Martertod sind die ersten schriftlichen Beweise auf uns gekommen. Sie litten unter dem Prokonsul Saturninus, von welchem Tertullian berichtet, daß er zuerst in Afrika die Christen mit dem Schwert verfolgt habe und dafür mit Blindheit gestraft worden sei. Er forderte die heiligen Märtyrer auf, beim Genius des Kaisers zu schwören, aber Speratus erwiderte: „Den Genius des Kaisers kenne ich nicht, sondern ich diene dem Gott des Himmels. Ich habe mich nie eines vor den Staatsgesetzen strafwürdigen Verbrechens schuldig gemacht und allzeit die Abgaben entrichtet, die dem Kaiser gebühren. Diesen anerkenne und ehre ich als meinen Herrn auf Erden; ich bete aber nur den einen Gott an, welcher ist der König der Könige." Am folgenden Tage suchte Saturninus die Frauen zu gewinnen, aber die hl. Donata, eine von ihnen, antwortete im Namen aller: „Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist; wir beten aber nur Gott an und ihm allein bringen wir Opfer dar." Vergebens bot der Prokonsul allen drei Tage Bedenkzeit an, damit sie sich eines Bessern besännen. „Dieser Aufschub ist unnötig," entgegnete Speratus, „denn niemals werden wir den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus abschwören; befiehl demnach, was dir gefällt." Erzürnt verurteilte Saturninus alle zwölf zur Enthauptung, und frohlockend riefen sie aus: „Gelobt sei Gott, der uns in die Zahl der Märtyrer um des Bekenntnisses seines Namens willen aufgenommen hat."

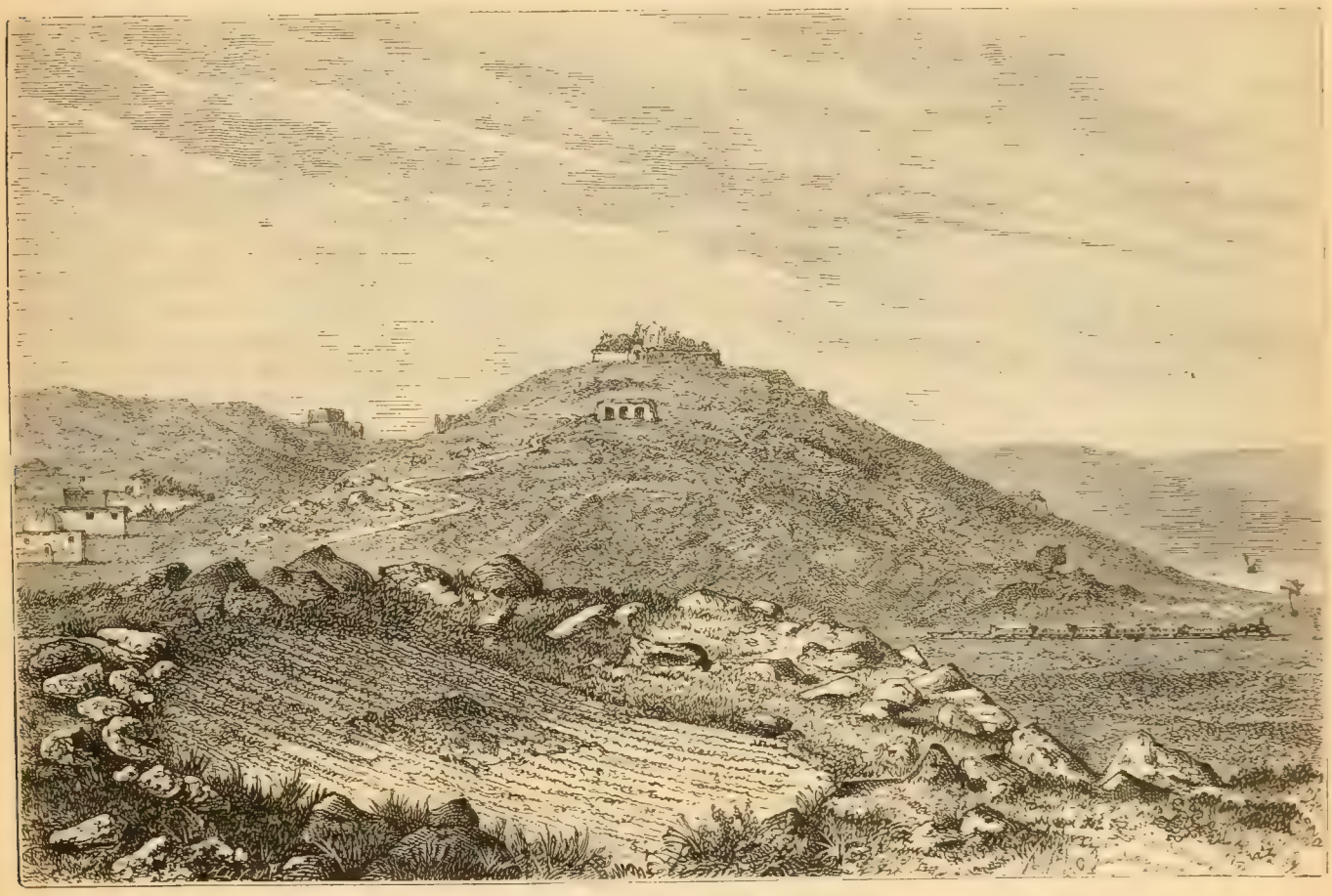
Die eigentliche Verfolgung begann jedoch erst im Jahre 202; die berühmtesten unter den vielen karthagischen Märtyrern dieses Jahres sind die hll. Perpetua und Felicitas mit ihren Gefährten. Auch die schriftlichen Aufzeichnungen über ihren Martertod sind uns noch erhalten, und sie gehören unzweifelhaft zu den schönsten Denkmälern des christlichen Altertums, die wir besitzen; dieselben wurden in den karthagischen Kirchen als die treue Geschichte ehrwürdiger Vorbilder der Glaubensstärke beim öffentlichen Gottesdienst zur Erbauung des Volkes vorgelesen. Den ersten Teil dieser Märtyrergeschichte hat die hl. Perpetua selbst noch niedergeschrieben, einen andern Teil ihr Leidensgefährte Saturus und einen dritten ein Augenzeuge.

Aber nicht bloß in Karthago, wohin an ihrem jährlichen Festtage große Pilgerscharen strömten, wurde ihr Andenken gefeiert, sondern ihre Verehrung dehnte sich auf die ganze Kirche aus, und noch heute nennt jeder Priester die hll. Perpetua und Felicitas täglich mit Andacht im Kanon der heiligen Messe. Die hl. Vivia Perpetua stammte aus Tuburbo, einer in geringer Entfernung von dem alten Karthago gelegenen Bischofsstadt. Sie war verheiratet und hatte ihr kleines Kind bei sich, als sie erst 22jährig mit einigen andern Gläubigen als Christin ergriffen und anfangs in leichter Untersuchungshaft gehalten wurde. Ihr Vater und ihre Mutter lebten noch, und sie hatte zwei Brüder, von denen einer Katechumen war, d. h. sich auf die heilige Taufe vorbereitete. Ihr Vater suchte sie vom Glauben abwendig zu machen. „Vater," erwiderte sie ihm, „siehst du dieses irdene Geschirr hier? Kannst du ihm einen andern Namen geben als den, welchen es hat?" — „Nein", antwortete er. — „So kann auch ich nichts anderes sein, als was ich bin, nämlich eine Christin." Erzürnt warf sich der Vater auf sie, um sie zu mißhandeln, zog sich aber dann zurück, beschämt darüber, daß er seine Tochter nicht hatte zum Abfall bewegen können. Die hl. Perpetua war aber noch Katechumenin, wie ihre Gefährten, und erst wenige Tage nach diesem Auftritt mit ihrem Vater empfingen sie gemeinschaftlich die heilige Taufe. Bald darauf führte man sie nach Karthago und warf sie dort in den Kerker. „Anfangs", schreibt sie, „machten die Schrecklichkeit und die Dunkelheit dieses Ortes einen tiefen Eindruck auf mich; denn ich hatte keine Idee von einem solchen Aufenthaltsort gehabt. Wie lang wurde mir dieser Tag! Welch furchtbare Hitze! Wir waren so eng aufeinander gedrängt, daß man fast erstickte, und dazu hatten wir noch beständig von der Frechheit der uns bewachenden Soldaten zu leiden. Was mir aber das größte Leid verursachte, war, daß ich mein Kind nicht bei mir hatte. Aber zwei Diakonen, Tertius und Pomponius, erlangten durch Geldgeschenke, daß man uns an einen geräumigern Ort brachte, wo wir wenigstens atmen konnten. Hier beschäftigte sich jeder mit sich selbst, und ich pflegte mein Kind, das man mir wiedergegeben hatte und das während seiner Trennung von mir beinahe verschmachtet war. Nur für das Kind war ich besorgt und unruhig, und ich empfahl es dringend meiner Mutter und meinem Bruder, indem ich dieselben zugleich zu trösten mich bemühte; denn es rührte mich tief, daß sie aus Liebe zu mir so betrübt waren. Mehrere Tage lang fühlte ich recht lebhaften Schmerz darüber; aber nachdem ich die Begünstigung erlangt hatte, daß man mir mein Kind ließ, nahm der Schmerz ab; ich fand mich ganz getröstet, und der Kerker wurde mir ein so angenehmer Aufenthaltsort, daß ich hier ebenso gern wie irgendwo anders bleiben mochte."

Der hl. Cyprian redet oft davon, daß die Märtyrer durch Offenbarungen und Erscheinungen über ihren bevorstehenden Martertod unterrichtet wurden. Auch die hl. Perpetua wurde einer solchen Gnade gewürdigt. Auf die Bitte ihres Bruders nämlich bat sie den Herrn, er möge ihr zeigen, ob sie den Martertod erleiden werde. In der folgenden Nacht wurde ihr ein Gesicht zu teil. Während sie betete, sah sie eine goldene Leiter, die bis zum Himmel hinaufreichte; an den beiden Seiten derselben befanden sich schneidige Messer und Schwerter, an welchen sich jene zerschnitten, die unachtsam, den Blick nicht aufwärts gerichtet, emporsteigen wollten. Am Fuße der Leiter lag ein ungeheurer Drache, der jeden vom Betreten derselben abschreckte. Satur stieg zuerst die Leiter hinan, und oben angekommen, munterte er Perpetua auf, ihm zu folgen, sich aber vor dem Drachen zu hüten. Mutig setzte sie „im Namen des Herrn Jesus Christus" ihren Fuß auf den Kopf des Drachen und stieg dann die Leiter hinauf. Oben sah sie einen ungeheuer großen Garten, in dessen Mitte ein Mann saß im Gewande eines Hirten — so wurde der Heiland in jener Zeit meistens dargestellt —; dieser melkte die Schafe, umgeben von vielen Tausenden in weißen Kleidern; er hieß Perpetua willkommen, gab ihr ein Stücklein von dem weißen Käse, den er auspreßte, und sie nahm es mit gefalteten Händen und aß es, während die Umstehenden „Amen" sprachen — es war dieses der Gebrauch, der bei der Austeilung der heiligen Kommunion beobachtet wurde. Bei dem Amen erwachte Perpetua von ihrem Gesichte, und sie spürte noch

die Süßigkeit der Speise, die sie von dem Hirten empfangen hatte, und erkannte daran, daß sie mit ihren Gefährten den Martertod erleiden würde.

In der That wurden sie nach wenigen Tagen zum Richterstuhl geführt. Auf diese Kunde eilte der Vater Perpetuas herbei und beschwor sie wieder, nicht durch ihren Starrsinn und einen schmachvollen Tod Schande auf seine grauen Haare und die ganze Familie herabzuziehen. Er erinnerte sie an seine Liebe zu ihr, an alle die Mühen, die er sich für sie und ihre Erziehung gegeben; er wies sie hin auf ihre Mutter, ihre Brüder, ihr Kind, warf sich ihr zu Füßen, küßte ihre Hände und weinte und jammerte. Aber Perpetua blieb standhaft, so wehe ihr auch der Schmerz ihres Vaters that, der allein von ihrer ganzen Familie kein Verständnis für ihre Standhaftigkeit hatte. Um ihn zu trösten, sagte sie zu ihm: „Betrübe dich nicht, es wird nichts geschehen, als was Gott will; wir hangen ja nicht von uns selbst ab, sondern von seinem Willen.“ Vor dem Richterstuhl des Hilarianus bekannten sich Perpetua und ihre Gefährten laut als Christen. Noch einmal machte ihr Vater hier einen Versuch, sie zum Abfall zu bewegen, und zeigte ihr das Kind, welches sie durch ihren Tod zur Waise machen werde. Auch Hilarianus wies sie auf ihren Vater und ihr Kind hin; aber die hl. Perpetua blieb standhaft, und der Richter sprach das Urteil, daß sie alle im Amphitheater den wilden Tieren vorgeworfen würden. Die Bekenner wurden in den Kerker zurückgebracht; außer der hl. Perpetua waren es die hl. Felicitas, eine Sklavin, die heiligen Saturus, Saturninus, Revokatus und



Ruinen des Amphitheaters von Karthago am Fuße des alten Burghügels. (S. 34.)

Sekundulus. Von diesen starb Sekundulus an den erlittenen Qualen im Kerker, bevor noch der für die Hinrichtung bestimmte Tag angebrochen war. Unterdessen bereiteten sich die übrigen durch Gebet auf das Opfer vor, das sie darzubringen gewürdigt wurden, und Gott stärkte sie durch wiederholte Gesichte, welche sowohl Perpetua als Saturus schauten.

Nachdem ihnen am Tage vor dem Kampfe dem Gebrauche gemäß ein öffentliches Mahl gegeben war, welches sie als Liebesmahl nach der Sitte der ersten Christen feierten, wurden sie zur festgesetzten Zeit in das Amphitheater geführt. „Sie verließen den Kerker,“ berichtet uns ein Augenzeuge, „fröhlich, schön von Antlitz und zitternd vor Freude, als ob sie in den Himmel gingen.“ Die Königin des Zuges war Perpetua; sie schritt einher wie eine Braut Jesu Christi, mit niedergeschlagenem Auge, ganz in Gott versunken. Am Thore des Amphitheaters wollte man alle zwingen, ihre Kleidung mit der Kleidung der Saturnuspriester für die Männer und der Cerespriesterinnen für die Frauen zu vertauschen; allein die heiligen Bekenner widersetzten sich: „Freiwillig sind wir hierhergekommen,“ sagte Perpetua, „wir geben unser Leben hin, um nicht den Göttern zu opfern; wie will man uns zwingen, die Kleidung der Götzendiener anzulegen?“ Die Ungerechtigkeit selbst konnte die Billigkeit dieser Weigerung nicht verkennen, und so gestattete ihnen der Tribun, in ihren eigenen Kleidern dem Kampfe entgegenzutreten. Psalmen singend betrat nun Perpetua die Arena; die hll. Revokatus, Saturus und Saturninus aber bedrohten die gaffende Menschenmenge mit dem ewigen Gerichte. Ihre edelstolze Haltung auch dem Prokonsul Hilarianus gegenüber reizte die Heiden noch mehr, und sie verlangten, daß die heiligen Bekenner gegeißelt

würden, bevor sie den Kampf mit den Tieren aufnähmen. Es geschah, und gegenseitig wünschten sie sich Glück, etwas vom Leiden des Herrn verkosten zu dürfen. Dann ließ man die Tiere auf sie los; Revokatus und Saturninus wurden zuerst von einem Leoparden und dann von einem Bären zerfleischt; Saturus, auch einem Bären preisgegeben, blieb unverletzt; Perpetua und Felicitas wurden von einer wilden Kuh umhergeschleudert; zuletzt empfingen sie alle, da die wilden Tiere sie nur verwundet, aber nicht getötet hatten, vom Henker den Todesstoß. Perpetua mußte selbst dem ungeschickten Menschen die Stelle anzeigen, wohin er stoßen solle.

Von dem Amphitheater, in welchem diese heiligen Märtyrer den Heiden zum grausamen Schauspiele dienten, sind nur wenig Ruinen mehr vorhanden (vgl. das Bild S. 33). Im 13. Jahrhundert dagegen war es nach dem Zeugnis des arabischen Geschichtschreibers Edrisi noch ziemlich erhalten. Derselbe spricht von noch bestehenden 50 Bogen, deren jeder eine Spannweite von etwa 7 m hatte, so daß der ganze Umkreis der untern Zuschauerplätze etwa 400 m haben mochte. Über dieser untern Bogenreihe erhoben sich aber nach dem Zeugnisse Edrisis noch fünf andere von gleicher Ausdehnung, so daß man leicht ermessen kann, welch ungeheure Menge von Heiden dem so traurigen und doch so glorreichen Kampfe der hl. Perpetua und ihrer Gefährten zuschauten. Damals mochte das Heidentum sich siegreich glauben und das Christentum in dem Blute der Märtyrer zu ersticken vermeinen; aber wie das karthagische Amphitheater, so ist das römische Heidentum verschwunden, und siegreich blickt das Kreuz von den Türmen der Kathedrale hernieder, welche jetzt den Burghügel oberhalb des Forums krönt (vgl. das Bild S. 38).

Grabschrift der heiligen Märtyrin Viktorina aus Tunesien.

Jedoch nicht nur zu Karthago wütete die Verfolgung; auch Hadrumetum und die meisten andern Städte des heutigen Tunesiens hatten ihre heiligen Bekenner; allein die Namen weitaus der meisten, welche, sei es in der severischen, sei es in den spätern heidnischen, donatistischen und vandalischen Verfolgungen litten, sind uns unbekannt. Während diese Namen eingeschrieben stehen im Buche des Lebens, sind die ihnen hienieden gesetzten Grabinschriften meistens verschwunden. Auf dem Gebiete der Regentschaft Tunesien finden sich nur wenige christliche Inschriften; denn vielleicht nirgendwo haben die Vandalen und später die Araber in gleichem Grade ihr Verheerungswerk vollführt. Der Grabstein einer heiligen Märtyrin wird gegenwärtig in der Kapelle des hl. Ludwig aufbewahrt. Er nennt uns die hl. Viktorina und bezeichnet sie durch den beigefügten Palmzweig als Märtyrin (vgl. obenstehendes Bild). Wann aber diese Heilige gelebt und gelitten hat, ob unter Severus oder in einer der spätern Verfolgungen, wissen wir nicht mit Sicherheit; das römische Märtyrerbuch nennt ihren Namen nicht.

Doch hat man in jüngster Zeit glücklichere Funde gethan. Ganz in der Nähe des Amphitheaters entdeckte man viele christliche Grabsteine, und zahlreiche Grablampen sind mit christlichen Sinnbildern verziert (vgl. die Bilder S. 35): mit dem guten Hirten, der Taube, dem Fische, dem Bilde des Jonas, der vom Walfische ausgeworfen wird, dem Kreuze und vielen andern ähnlichen Darstellungen, welche den göttlichen Heiland, die christliche Seele, die Auferstehung von den Toten u. s. w. bedeuten. Auch hat ein Missionär im Jahre 1881, als er mit seinen Negerzöglingen einen Ausflug nach dem Berge Kamart bei Karthago machte, in den Grabgewölben dieses Berges zahlreiche christliche Grabstätten entdeckt.

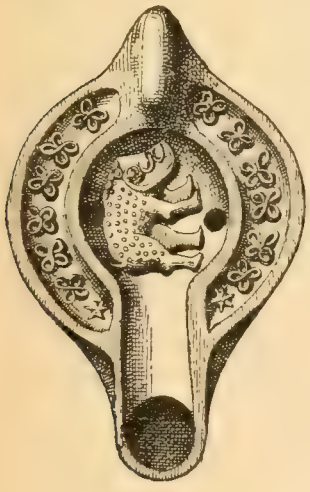
Nach dem Tode des Kaisers Septimius Severus (211) trat für die Christen eine Ruhezeit ein, indem die folgenden Kaiser dem Christentum weniger feindlich, teilweise sogar günstig gegenüberstanden. In dieser Zeit nahm auch die Kirche in Nordwest-Afrika einen neuen Aufschwung; wie sehr sie hier die Aufmerksamkeit auch der höhern und gebildeten Klassen auf sich zog, zeigt die Bekehrung des hl. Cyprianus. Er stammte aus einer reichen Senatorenfamilie Karthagos und war ein berühmter Lehrer, als er durch den Priester Cäcilius das Christentum kennen lernte und sich großmütig zu demselben bekannte, indem er seine Güter zum Besten der Armen verkaufte, sich zu beständiger Keuschheit verpflichtete und die heilige Taufe empfing (245). Drei Jahre später wurde er zum Bischof von Karthago erwählt. Er ist der größte Kirchenlehrer, den dieser Teil Afrikas der Kirche geschenkt; denn sowohl der Geburtsort des hl. Augustinus als auch sein Bischofssitz fallen außerhalb der Grenzen des heutigen Tunesiens.

Der hl. Cyprian hatte kaum die Leitung der karthagischen Kirche übernommen, als dieselbe von einer neuen heftigen Verfolgung heimgesucht wurde. Um 250 erließ der Kaiser Decius ein strenges Gesetz, die Christen durch Martern und Qualen aller Art zum Götzendienst zu zwingen und die Widerspenstigen zu töten. Leider hatte der vierzigjährige Friede, dessen die karthagische Kirche sich erfreut hatte, wohl zur Ausbreitung des Christentums beigetragen, aber auch einen erschlaffenden Einfluß auf viele Gläubige ausgeübt. Der hl. Cyprian entwirft ein recht trauriges Bild von den Sitten vieler Christen. So darf es uns nicht wundern, daß gar manche gleich auf die ersten drohenden Worte den Glauben verleugneten, und daß auch christliche Priester auf den heidnischen Altären opferten. Aber neben diesen traurigen Abtrünnigen fehlte es auch nicht an heldenmütigen Bekennern. In keiner andern Verfolgung waren die Qualen, die man den Märtyrern anthat, so grausam wie in der decischen; denn Decius wollte nach den Worten des hl. Hieronymus „nicht den Leib töten, sondern die Seele“, und der hl. Cyprian sagt: „Wenn man auch gern sterben wollte, man konnte es nicht, sondern die Folter mußte die Gequälten so lange zerfleischen, bis nicht der Glaube, der stark ist, sondern das Fleisch, welches schwach ist, erlag.“ Der erste, welcher in dieser grausamen Verfolgung zu Karthago für den Glauben starb, war der hl. Mappalikus. „Du wirst morgen sehen, wie wir kämpfen,“ sprach er zum Prokonsul in seinem und der mit ihm gefangenen Christen Namen, und der hl. Cyprian setzt hinzu: „Er hat den versprochenen Kampf gestritten und die verdiente Palme erhalten.“ Dem Beispiel des hl. Mappalikus folgten seine 20 Gefährten und Gefährtinnen, und voll Freude über ihren glorreichen Tod konnte der hl. Cyprian ausrufen: „O wie glücklich ist unsere Kirche, die in solcher Weise von Gott begnadigt und beehrt und in unsern

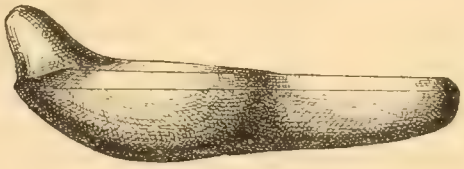
Zeiten durch das Blut der heiligen Märtyrer verherrlicht wird! Zuvor war sie weiß in den Werken der Brüder, jetzt hat sie den Purpur angezogen im Blute der Märtyrer. Ihrem Blütenschmuck fehlen weder Lilien noch Rosen. O wie erfreut wurde dort Christus! Denn er war beim Kampfe gegenwärtig; er hat die Kämpfer und Bekenner seines Namens aufgerichtet, gestärkt, ermutigt." Nicht weniger getröstet wurde der hl. Cyprian durch den heldenmütigen Opfermut vieler anderer Bekenner; wir erwähnen von diesen nur den hl. Numidikus, dessen der hl. Cyprian in einem seiner Briefe gedenkt. Derselbe hatte viele Märtyrer ermutigt und gestärkt und wurde deshalb mit seiner Gattin und vielen andern Christen ergriffen und zum Feuertode verurteilt. Er sah seine Gattin den Scheiterhaufen besteigen und bestieg ihn dann auch selbst. Aber der Scheiterhaufen stürzte zusammen, bevor noch Numidikus tot war; die Schergen jedoch, welche Arbeit genug hatten, bekümmerten sich nicht um ihn. Da kam seine Tochter abends, um die Asche ihrer geliebten Eltern heimlich zu sammeln; sie fand an ihrem Vater noch Lebenszeichen, und es gelang ihr, den Halbverbrannten wieder zum Leben zurückzurufen. Der hl. Cyprian erteilte später diesem wahrhaft im Feuer Geprüften die heilige Priesterweihe.

Während der decischen Verfolgung, welche es vor allem auf die hervorragendern Glieder der Kirche und also namentlich auf die Bischöfe absah, hatte der hl. Cyprian sich von Karthago entfernt und ein Versteck aufgesucht — nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern um sich seiner Herde zu erhalten. Ähnlich handelten zur nämlichen Zeit die heiligen Bischöfe Dionysius von Alexandrien, Gregor der Wunderthäter von Neu-Cäsarea, Maximus von Nola und andere; auch sehr viele Gläubige wichen dem Sturme aus, der Mahnung des Herrn folgend:

Abbildung des guten Hirten auf einer christlichen Grablampe von Karthago.

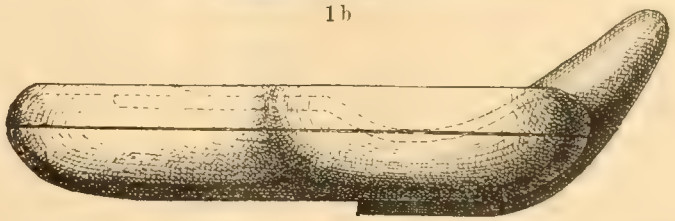


1a



1b

1c



2b

1a und 2a oberer Teil. 1b und 2b Seitenansicht. 1c und 2c unterer Teil.

2a.

2c

Zwei christliche Lampen von Karthago.

„Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere." Von seinem Verstecke aus fuhr der heilige Bischof von Karthago aber fort, seine Kirche zu leiten, die Gläubigen zu ermutigen und die Märtyrer zum Kampfe zu stärken. Glücklicherweise dauerte die Verfolgung nicht lange; schon um Ostern 251 ließ sie an Heftigkeit nach, und der Heilige konnte sein Versteck wieder verlassen; als

Decius dann gegen Ende 251 in einer Schlacht gegen die Goten fiel, hörte die Verfolgung ganz auf.

Aber keine gar lange Ruhe sollte den Christen von Afrika gegönnt werden. Eine Pest, welche 252 Karthago und die Umgegend verheerte, gab dem hl. Cyprian und seiner Gemeinde Gelegenheit, ihre Liebe und ihren Opfermut zu bewähren. Während die Heiden flohen und sich ihrer eigenen Kranken nicht annehmen wollten, ermahnte der heilige Bischof die Gläubigen eindringlich, die Pflichten der Barmherzigkeit zu üben. Sein Wort fiel auf guten Boden, und man sah so rührende Beispiele der Hingebung, daß selbst die Heiden voll Begeisterung diese große brüderliche Liebe bewunderten. Auch versäumte der heilige Bischof nicht, durch mehrere Synoden, die er veranstaltete, für das Beste der Kirche zu wirken. Allerdings geriet er hier auf einen Abweg. Im Jahre 255 wendeten sich einige numidische Bischöfe an ihn mit der Frage, ob die von den Ketzern erteilte Taufe gültig sei; mit seinen Synoden von 255 und 256 antwortete er verneinend. Diese Antwort war jedoch unrichtig, und Papst Stephan, an welchen der hl. Cyprian die Beschlüsse seiner Synoden einsendete, verwarf daher mit Recht die Entscheidung. Wenn der Heilige bei dieser Gelegenheit dem Papste gegenüber vielleicht etwas zu starr an seiner Meinung festhielt, so hat er Sorge getragen, diesen Fehler durch sein Blut abzuwaschen.

Bereits 257 erließ der Kaiser Valerian ein Edikt, welches die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen untersagte und die Entfernung der Bischöfe und Priester von ihren Gemeinden verordnete. Der hl. Cyprian, welcher sich vor dem Prokonsul Aspasius Paternus als Christ und Bischof bekannte, wurde in die Verbannung geschickt; er zog sich nach Kurubis, etwa 15 Meilen östlich von Karthago, zurück und fuhr hier fort, seines Amtes zu walten. Im folgenden Jahre 258 sprach ein neues Edikt Valerians den Tod aus über die Priester und Bischöfe, und nun sollte auch der hl. Cyprian die Märtyrerkrone erlangen. Er war nach Karthago zurückgekehrt und hielt sich in den Gärten der Stadt auf, als der neue Prokonsul Galerius Maximus ihn aufs neue verhaften ließ und zum Tode verurteilte. In dem untern Stadtviertel, Megara genannt, nicht weit vom Amphitheater, sollte das Urteil an ihm vollzogen werden. Begleitet von seiner Gemeinde und von vielen Heiden, wurde er hinausgeführt; an der bezeichneten Stelle angekommen, betete er zunächst, ließ dann dem Henker 25 Goldstücke auszahlen, verhüllte sich selbst die Augen und empfing den Todesstreich von der zitternden Hand des Schergen (14. September 258). Die Christen aber hatten rings Tücher ausgebreitet, um sein Blut aufzufangen. Er war der erste afrikanische Bischof, welcher mit der Märtyrerkrone geschmückt wurde. Die Verfolgung blieb indessen nicht auf die Bischöfe und Priester beschränkt, sondern gab der afrikanischen Kirche noch viele andere Märtyrer.

In Utica befanden sich gegen 300 Christen in den Gefängnissen, und Galerius Maximus, der nämliche Prokonsul, welcher den hl. Cyprian zum Tode verurteilt hatte, beschloß, dieselben zum Abfall zu bewegen. Vor der Stadt wurden Götzenaltäre errichtet und daneben eine tiefe Grube mit ungelöschtem Kalk bereitet. Dann wurden die Gefangenen herbeigeführt und ihnen die Wahl gestellt, entweder den Göttern zu opfern oder im Kalk verbrannt zu werden. Eine ungeheure Menschenmenge umgab im weiten Umkreis die Stätte und erwartete neugierig die Entscheidung der heiligen Bekenner. Da plötzlich, wie auf Eingeben des Heiligen Geistes, stürzten sich alle diese Christen unter Freudengeschrei in die rauchende Kalkgrube, und über sie schlug die weiße Masse wie ein Leichentuch zusammen. Daher wurden denn auch diese heiligen Märtyrer unter dem Namen Massa candida (weiße Masse) verehrt. So erzählt der hl. Prudentius, welcher etwa ein Jahrhundert später lebte und ihr Martyrium in einer seiner Hymnen verherrlichte. Von Utica sind jetzt nur noch wenige Trümmer vorhanden; das Amphitheater und die Häfen sind noch kenntlich (vgl. das Bild S. 30), aber keine Kunde hat sich erhalten von der Stätte, wo die 300 heiligen Märtyrer litten.

Nachdem Kaiser Valerianus im Jahre 259 von den Persern gefangen und zur Sklaverei verurteilt worden war, erfreute sich die Kirche wieder einer großen Ruhe, welche nur hie und da durch die Grausamkeit einiger Beamten unterbrochen wurde. Erst mit dem Kaiser Diokletianus trat eine neue Verfolgung ein, aber eine Verfolgung, die schrecklicher war und mehr Opfer forderte als alle frühern. Wie überall im römischen Reich, hatte auch im prokonsularischen Afrika die Kirche die Zeit der Ruhe benutzt, sich weiter auszudehnen, und offen war sie ans Tageslicht hervorgetreten. Ihre Bischöfe und ihre Priester, ihre Versammlungsorte und Kirchen waren bekannt; so konnten sich denn die Christen auch schwerer den Nachforschungen der Heiden entziehen, als dieses früher der Fall gewesen war. Sobald der Kaiser Diokletian seine Edikte gegen die Christen erlassen hatte (303), brach auch im Gebiete von Karthago der Sturm gegen sie los. Der erste afrikanische Märtyrer der diokletianischen Verfolgung ist der hl. Felix, Bischof von Tibursicumburä, dem heutigen Teburſuk, 20 Meilen südwestlich von Karthago. Aufgefordert vom Stadtpräfekten, die heiligen Bücher auszuliefern, damit sie verbrannt würden, gab er die mutvolle Antwort, lieber werde er seinen Leib als die heiligen Bücher zum Verbrennen ausliefern. Darauf schickte der Stadtpräfekt den Heiligen zum Prokonsul nach Karthago, und dieser überlieferte ihn an den Befehlshaber der prätorianischen Leibwache, welcher gerade in Afrika anwesend war. Mit schweren Ketten beladen, mußte nun der hl. Felix die Reise nach Italien antreten; vier Tage lang wurde er im untersten Schiffsraume ohne Nahrung und Trank gelassen, bis man zu Agrigent auf Sicilien landete. Die Gläubigen empfingen den heiligen Bekenner hier mit großen Ehren; ebenso geschah es in den andern Orten der Insel, durch welche er geführt wurde. Zu Venusia in Apulien endlich versuchte der Befehlshaber der Prätorianer noch einmal, seinen Gefangenen durch die Folter zur Auslieferung der heiligen Bücher zu zwingen; als jedoch seine Bemühungen fruchtlos blieben, verurteilte er ihn zur Enthauptung. Auf dem Richtplatz hob der hl. Felix seine Hände dankend zu Gott empor, der ihm die Barmherzigkeit erweise, für seinen Namen zu leiden, und empfing dann den Todesstreich. Mit dem hl. Felix litten zusammen, wie das römische Märtyrerbuch angiebt, seine beiden Priester Adauktus und Januarius, sowie seine beiden Lektoren Fortunatus und Septimus. Alle die zahlreichen Märtyrer hier anführen, welche im Gebiete des heutigen Tunis das Beispiel des hl. Felix während der diokletianischen Verfolgung nachahmten, ist ein Ding der Unmöglichkeit; doch wollen wir wenigstens noch die heiligen Jungfrauen Maxima, Donatilla und Sekunda erwähnen. Die beiden ersten waren Schwestern und stammten aus Tuburbo Lucernaria, einer Stadt, welche jetzt ganz verschwunden ist. Sie wurden verhaftet und im schmachvollsten und schimpflichsten Aufzug durch die Straßen geführt, als Sekunda, die erst zwölfjährige Tochter des vornehmsten Patriciers der Stadt, von der Terrasse ihres elterlichen Hauses herab sie erblickte. Sogleich eilte sie auf die Straße, gesellte sich ihnen bei und erklärte sich auch als Christin. Die drei Jungfrauen erschienen so zusammen

vor dem Präfekten Anulinus, welcher ebenso vergebens seine Überredungskünste wie seine Qualen aufbot, sie zum Abfall zu bewegen. Er ließ sie foltern, auf einen glühenden Rost legen, mit Eisenhaken zerfleischen — umsonst, sie beharrten bei ihrem Bekenntnis. Da verurteilte er sie zu den wilden Tieren; aber als diese sich menschlicher erwiesen als der heidnische Richter und sie nicht berührten, wurden die heiligen Bekennerinnen am 30. Juli 303 enthauptet.

Die diokletianische Verfolgung dauerte in Nordwest-Afrika nicht so lange wie in den östlichen Gebieten des römischen Reiches. Schon unter Severus, welchen Galerius 305 als Cäsar für Italien und Afrika annahm, ließ sie in Afrika nach, und die Behörden begnügten sich damit, die heiligen Schriften wegzunehmen, gestatteten auch wohl, daß man ihnen häretische Bücher statt der Heiligen Schrift auslieferte. Vollständige Sicherheit jedoch erlangte auch die afrikanische Kirche erst, als die Kaiser Konstantin und Licinius im Frühjahr 313 den Christen volle Religionsfreiheit zusicherten.

10. Spätere christliche Erinnerungen.

Seitdem sich die Muselmänner dieses Küstenlandes bemächtigten, hatte Tunis einen gefürchteten Namen; denn sein Hafen war der Schlupfwinkel zahlreicher Raubschiffe, welche jährlich Hunderte von Christen auf den Sklavenmarkt von Tunis (vgl. nebenstehendes Bild) schleppten. Um das überaus traurige Los dieser christlichen Sklaven zu mildern und wo möglich alle, welche in Gefahr waren, ihren Glauben zu verleugnen, loszukaufen, stiftete der hl. Johann von Matha mit andern frommen Männern unter dem besondern Antriebe Gottes den Orden der heiligen Dreifaltigkeit zum Loskaufe der Christensklaven, den Papst Innocenz III. bestätigte. Bald darauf forderte auch in Spanien die Mutter Gottes zur Gründung einer ähnlichen Genossenschaft auf, welche den Namen „Unsere liebe Frau vom Loskaufe“ annahm.

Sklavenmarkt zu Tunis.

Diese beiden Orden sollen in der Folge gegen 1 200 000 Christensklaven freigekauft haben, und es ist unsäglich, welche Martern und Beschwerden viele Ordensbrüder bei ihren Werken der christlichen Liebe erduldeten.

Bereits um das Jahr 1200 kam der hl. Johann von Matha selbst nach Tunis und kaufte unter namenlosen Beschwerden 120 Christen frei. Der heilige Mann wurde in den Straßen dieser Stadt fast totgeschlagen; aber, obwohl im Blute schwimmend, freute er sich, um Christi willen leiden zu können. Endlich war er mit seinen Losgekauften zu Schiffe und steuerte nach Italien; doch die Sarazenen holten sein Fahrzeug ein, zertrümmerten Mast und Steuer, zerfetzten die Segel und überließen es hohnlachend Wind und Wellen. Allein Gott erbarmte sich des Gebetes seines Dieners und führte die hilflose Barke wunderbar nach dem Hafen von Ostia.

Fast Jahr für Jahr kehrten nun die Brüder seines Ordens wieder, und der Martertod, den viele erduldeten, schreckte sie nicht ab. Im Jahre 1247 wurde P. Petrus von muselmannischen Kindern in den Straßen von Tunis zu Tode gemartert; er war als Geisel zurückgeblieben, weil er das Lösegeld für 208 Sklaven nicht völlig erlegen konnte. Zwei Jahre nachher wurden die Brüder bei ihrer Ankunft geplündert und ermordet, und im Jahre 1253 verbrannten die Sarazenen den P. Thwani lebendig, nachdem er das Lösegeld für 129 Gefangene bezahlt hatte und eben mit ihnen absegeln wollte; die Unglücklichen wurden wieder in Ketten gelegt. Doch wir können nicht alle nennen, die um ihres Glaubens und ihrer Nächstenliebe willen verbrannt, gepfählt und unter den grausamsten Qualen von den Sarazenen hingewürgt wurden. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts schmachtete der hl. Laurentius Compani 16 Jahre lang als Gefangener in Tunis. Einem Blinden gab er durch die Taufe das Augenlicht und befreite eine Tochter des Bey vom bösen Geiste. Dadurch erlangte er bei dem Sarazenen so großes Ansehen, daß er ihn zweimal als Unterhändler an König Alfons V. schickte, überzeugt, er werde freiwillig wieder in seinen Kerker zurückkehren. Endlich siegte die Geduld des Heiligen: der Moslem, zwei seiner Frauen und acht seiner Söhne nahmen das Christentum an.

Das Seeräuberunwesen machte zu Anfang des 16. Jahrhunderts das ganze Mittelmeer und alle seine Küsten so unsicher, daß Kaiser Karl V. die dem Christentume zugefügte Schmach rächte und Tunis in heldenmütigem Kampfe im Jahre 1535 eroberte. 20 000 Christensklaven befreite damals die Tapferkeit des Kaisers. Aber bald war die gezüchtigte Stadt wieder der alte Schlupfwinkel der Seeräuber.

Im Jahre 1605 schleppten sie den hl. Vincenz von Paul gefangen nach Tunis, wo er als Sklave an einen Renegaten verkauft wurde, an einen Mann, der seinen christlichen Glauben abgeschworen hatte. Es gelang ihm, die Frau seines Herrn und den unglücklichen Gebieter selber wieder zum Glauben zu bekehren. Dann floh er mit ihnen in einem kleinen Schifflein über das Meer nach Frankreich. Diese Gefangennahme des heiligen Mannes war eine ganz besondere Fügung der Vorsehung; er stiftete in der Folge einen Verein von Priestern, der sich auch mit den Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit unter den gefangenen Christen befaßte. Bald wurde in den Kerkern von Tunis die heilige Messe gelesen, und der Empfang der heiligen Sakramente stärkte die armen Leute. Man zählte um jene Zeit zu Tunis gegen 7000 Christensklaven und über 4000 Unglückliche, welche, um dem Elende der Sklaverei zu entgehen, ihren Glauben abgeschworen hatten. Aber auch den Loskauf der Sklaven ließ

sich der hl. Vincenz angelegen sein; in den letzten 15 Jahren seines Lebens verwendete er mehr als eine Million Franken darauf und befreite so gegen 1200 Sklaven. Ein Priester, den der hl. Vincenz nach Tunis schickte, Louis Guérin, hat uns mehrere schöne Züge christlicher Standhaftigkeit aufgezeichnet, sogar von Kindern, und diese müssen wir unsern jungen Freunden noch mitteilen.

Die Korsaren hatten an den Küsten Englands einen kleinen Knaben geraubt und nach Tunis geschleppt, wo er in den Gefängnissen mit der katholischen Religion bekannt wurde und dieselbe freudig annahm. Sein Herr wollte ihn aber durchaus zum Glauben Mohammeds zwingen. Vor den Augen Guérins, der diese Thatsache in einem Briefe vom Jahre 1646 aufgeschrieben hat, wurde der elfjährige Knabe grausam gemartert und geschlagen. Aber unter den unbarmherzigen Streichen rief der heldenmütige Bekenner seinem Peiniger zu: „Schlage, schlage nur zu! Reiße mir den Kopf ab, wenn du willst, aber wisse, daß ich als katholischer Christ sterbe!“ Dann wandte sich der Knabe zu dem Missionär und sagte: „Seien Sie ruhig! Ich bin entschlossen, eher alles zu dulden, auch den Tod, als meinen göttlichen Meister zu verleugnen.“ — Im selben Jahre noch errang ein portugiesischer Jüngling, weil er wie der ägyptische Joseph der Versuchung widerstand, die Marterkrone, und ein junger Franzose wurde aus demselben Grunde lebendig gepfählt. Vom Jahre 1648 wird wiederum von zwei Jünglingen berichtet, deren Standhaftigkeit die Wut der Henker entwaffnete. Eines Tages warf sich ein wütender Muselmann mit einem Dolche bewaffnet auf einen dieser jungen Glaubenshelden mit der Drohung, ihm die Ohren abzuschneiden, wenn er Christum nicht abschwören wolle. Der Jüngling entwand dem Türken das Messer, schnitt sich selbst das eine Ohr ab und reichte es, ohne eine Miene zu verziehen, dem Wüteriche hin mit der Frage: „Willst du auch das andere?“ Bald darauf raffte eine Krankheit die beiden Freunde hinweg. Leider sind uns die Namen dieser jugendlichen Blutzeugen nicht bekannt; aber sie sind eingeschrieben im Buche des Lebens und werden uns dereinst unter den ewig Glückseligen genannt werden.

Die Kathedrale vom hl. Ludwig. (S. 39.)

11. Die Kirche von Tunis.

Erst seit etwa 40 Jahren darf die christliche Religion öffentlich in diesem Lande geübt werden, und was bisan von den Missionären geschah, kann man mit der Vorbereitung des Bodens und der Aussaat vergleichen; es scheint, daß ein schwerer Fluch auf diesem Lande liegt, vielleicht zur Strafe für die Thränen so vieler tausend christlicher Sklaven, die hier vormals erpreßt wurden.

Es ist ein Ruhm des ehrwürdigen Kapuzinerordens, daß er inmitten aller blutigen Umwälzungen der Korsarenzeit seinen Posten in Tunis nicht verließ. Gott allein weiß, wie viele Christensklaven durch die opfermutigen Väter im Glauben gestärkt, wie viele heiße Thränen durch ihre Liebe getrocknet wurden. Glücklicherweise nahm die Zahl der Sklaven immer mehr ab. 1638 zählte man noch 7000, 1788 noch immer 2000, 1812 nur mehr 500 Christensklaven in den Gefängnissen und auf den Ruderbänken von Tunis. Erst 1830, am Vorabende der Eroberung Algiers, schaffte Hussein Bey die Korsarenwirtschaft ab. 1843 erhob Gregor XVI. die Mission von Tunis zur Würde eines Apostol. Vikariats und ernannte den frühern Apostol. Präfekten Msgr. Sutter O. C. zum Bischof von Rosalia. Derselbe gründete Schulen und rief die Schulbrüder zu Hilfe. Als 1881 Tunis sich gezwungen sah, das Protektorat von Frankreich anzuerkennen, übernahm 1882 Kardinal Lavigerie die Leitung

auch dieser Kirche, und Leo XIII. erteilte derselben 1885 den altehrwürdigen Titel „Erzbistum Karthago“.

Großartige Bauwerke, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts in Tunis und auf den Ruinen des alten Karthago entstanden, verdanken ihr Dasein der Thatkraft des Erzbischofs. Die Krone aller bildet die herrliche Kathedrale des hl. Ludwig, in weißem Marmor und vorherrschend maurischen Formen aufgeführt (vgl. das Bild S. 38). Am 15. Mai 1890 konnte der Kardinal dieselbe feierlich einweihen. Prinz Tareb-Bey nahm an der Feier teil. Und kaum war das herrliche Werk vollendet, so legte Kardinal Lavigerie am darauffolgenden Sonntag den Grundstein zu einer neuen Kathedrale von Tunis, welche die jetzige provisorische Kathedrale (vgl. untenstehendes Bild) ersetzen soll und dem hl. Vincenz von Paul geweiht sein wird, der einst in Tunis die Sklavenketten um Christi willen getragen hat.

Unter den 135 000 Einwohnern von Tunis befinden sich bereits mehr als 10 000 Katholiken, und die Gesamtzahl der Katholiken in den Besitzungen des Bey beläuft sich auf 27 000 Seelen. 24 geordnete Pfarreien, 50 Kirchen und Kapellen bestehen jetzt schon; daneben blühen große Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten. Man muß zum Lobe des mohammedanischen Bey sagen, daß er den katholischen Missionären in jeder Weise freundlich und wohlwollend ist, ja sie thatsächlich unterstützt, während die französischen Behörden in allem das gerade Gegenteil thun. 53 Missionare sind in Tunis thätig; darunter 11 Kapuziner und 23 Weltpriester. Auch sind die Schulbrüder und Schwestern verschiedener Kon-

Provisorische Kathedrale von Tunis.

gregationen von Frankreich herübergekommen, welche ungemein viel Gutes durch Schulen und Verpflegung armer Kranken wirken. Türken und Mauren sind von ihrer Liebe nicht ausgenommen und verehren auch ihrerseits diese Schwestern, die ihnen wie Engel des Himmels vorkommen. Unter den Schülern und Schülerinnen befinden sich viele Araber- und Judenkinder, von denen sich schon einige zum Christentume bekehrt haben. Ganz besonders feierlich wird das heilige Weihnachtsfest begangen. In einer Krippe ladet der göttliche Knabe zum Besuche ein, und nicht nur Christenkinder, sondern auch kleine Türken und Juden drängen sich herbei, um ihm ihre Geschenke darzubringen: Spielzeug, Honigkuchen, Geldstücke und Kleider, was dann unter die allerärmsten Kinder ausgeteilt wird. Auch die Maienkönigin wird mit Blumen und Kränzen geehrt, und am Feste des hl. Joseph pflegen sie Wachskerzen zu opfern, die Armen eine, die Reicheren mehrere, damit man dieselben auf dem Altare des Heiligen anzünde. Wir dürfen also erwarten, daß der liebe Gott auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau und des hl. Joseph den alten Fluch von diesem Lande wegnehme und ihm seine Gnade zuwende, damit das Christentum neu und kräftiger blühe.

Übrigens ist das Wirken dieser eifrigen Ordensleute nicht ohne Frucht geblieben; die guten Schwestern können jährlich bei ihren Krankenbesuchen 700—800 kleinen Kindern im letzten Augenblicke die heilige Taufe spenden und ihnen so den Himmel öffnen; auch in Tripolis, wo sie eine Schule von 400 Kindern haben, arbeiten die Schwestern mit ähnlichem Erfolge.

II. Ein Ausflug in die Sahara.

1. Rhadames.

Statt den an Tunis grenzenden östlichen Barbareskenstaat Tripolis zu besuchen, der bei einem doppelt so großen Flächenraum als das Deutsche Reich auf seinem öden Wüstenboden nur etwa eine Million Menschen ernährt, wollen wir einigen Missionären in die Sahara folgen; denn ein großer Teil von Tripolis kann zu dieser ungeheuren Wüste gerechnet werden. P. Richard, der 1879 dieselbe durchreiste und zwei Jahre später in ihrer Einöde den Tod fand, soll uns seinen interessanten Streifzug erzählen. Das Städtchen Rhadames oder Ghadames, wie es auf den Karten gewöhnlich heißt, das von Tunis gerade südlich 200 Stunden entfernt auf dem Boden von Tripolis am Saume der Wüste liegt, ist der Ort, von dem aus P. Richard und seine Gefährten die Wüstenreise unternahmen, um wo möglich auch den Beduinen der Sahara die frohe Botschaft der Erlösung zu bringen. Hatte doch der Papst auf die Bitte Msgr. Lavigeries bereits im Jahre 1868 eine Apostolische Präfektur der Sahara errichtet und die mutigen Väter von Algier mit dem Missionswerk der Wüste betraut.

Rhadames (vgl. das Bild S. 41) besitzt keine der Schönheiten europäischer Städte. Die Häuser bestehen aus Lehmwänden oder einer Art großer, an der Sonne getrockneter Backsteine. Gewöhnlich haben sie zwar ein Stockwerk und eine Terrasse; aber sie sind so ineinander hineingeschachtelt, so verbaut und verrammelt, daß sie viel eher den Anblick eines Wirrsals von regellosem Mauerwerk als einer Stadt gewähren. Die Straßen (vgl. das Bild S. 42) sind enge Fußsteige, in denen gewöhnlich nur einer hinter dem andern gehen kann. Von Kaufläden, von Fenstern keine Spur; eine aus festen Palmenplanken gezimmerte Thür bildet die einzige Verbindung mit der Straße. Ja diese Gassen gewähren nicht einmal dem Himmelslichte freien Zutritt. Die ersten Stockwerke der Häuser springen nämlich so weit vor, daß sie vollständig gedeckte Gänge bilden und daß man trotz der seltenen freien Stellen, die einen Lichtstrahl hereinfallen lassen, mit Hand und Fuß im Dunkeln sich durchtasten muß. So geht man durch die Stadt, ohne dieselbe zu sehen.

Doch versuchte man hin und wieder einige Verschönerungen. Die Gassen erweitern sich zu ihrer drei- oder vierfachen Breite und bilden ein mehr oder weniger regelmäßiges Viereck, das von einem auf plumpen Pfeilern ruhenden Gewölbe überdacht wird. Die mit Mörtel beworfenen Mauern sind mit unbeholfenen Zeichnungen bedeckt; zu unserer Freude finden wir darunter verschiedene Kreuze, wahrscheinlich das Werk der Tuareg. Bänke aus Backsteinen stehen an diesen öffentlichen Plätzen in der Runde. Da trifft man die Bewohner von Rhadames; die einen verfertigen Schuhe aus gelbem Leder oder säumen Pantoffeln; weitaus die meisten aber pflegen des lieben Müßigganges oder sagen höchstens an Betschnüren ihre muselmännischen Gebete her.

Die Bevölkerung von Rhadames läßt sich nicht genau angeben; die Einwohner selbst kennen die Zahl nicht; sie mag zwischen 3000 und 5000 Seelen betragen und zerfällt in vier Klassen: in die Edeln, Ataras, Hameranias und Sklaven. Die erstern geben vor, sie stammten von alten Mohammedanern ab, welche sich zur Zeit der mohammedanischen Eroberung Nordafrikas zu Rhadames niedergelassen hätten. Stolz auf ihren Namen, verachten sie die übrigen Klassen, namentlich die Ataras und die Sklaven. Nie würden sie mit diesen eine Ehe eingehen, ja sich nicht einmal mit ihnen auf derselben Bank niederlassen. Manche sind reiche Kaufleute, andere auch bettelarm; gleichwohl würden sie ihren Unterhalt nie mit ihrer Hände Arbeit verdienen; das käme ihnen zu schmählich vor. Das bißchen Geld, welches sie als Unterhändler u. s. w. erwerben, verwenden sie auf schöne Kleider und Luxusschuhe, indem sie viel lieber hungern als den Schein der Armut ertragen wollen. Die Frauen dieser vornehmen Klasse dürfen sich nicht in den Straßen zeigen; die flachen Dächer der Häuser, die alle durch enge Pförtchen und schmale Brücken verbunden sind, bilden ihren Aufenthalt. Nur einmal des Jahres, am höchsten Festtage, besteigen die Männer diese Terrassen, und dann dürfen auch die Frauen hinabkommen. So bilden die Frauen auf ihren Terrassen eine ganz abgesonderte Stadt und Gesellschaft; sie haben da ihre eigenen Märkte, Versammlungen und Feste.

Die Ataras sind die Nachkommen freier oder freigelassener Neger. Unter ihnen befinden sich die einzigen Handwerker von Rhadames, erbärmliche Pfuscher, die kaum die Anfangsgründe ihres Gewerbes kennen. Die wenigen kunstfertigen Gegenstände von Rhadames (Körbchen und gestickte Pantoffeln) sind das Werk der Frauen. Einige Ataras sind Großhändler und machen mit Tripolis und Sudan Geschäfte. Ihre Frauen sind nicht so strenge eingeschlossen wie jene der Edeln.

Die Hameranias stehen zwischen den Ataras und den Edeln und haben Zutritt zu diesen, obschon auch sie Abkommen von Negern sind.

Für die Missionäre bilden die Sklaven den interessantesten Teil der Bevölkerung. Sie stammen nämlich von Haussa und Timbuktu her und werden aus fast allen Gegenden Sudans bezogen. Ihre fröhliche und offene Gemütsart sticht vorteilhaft von dem stets ernsten, zugeknöpften, stolzen und hochmütigen Wesen der Rhadamesen ab. Ihre Tagesordnung ist bis ins kleinste von ihren Herren vorgeschrieben, sogar bis auf den Ort und die Zeit ihrer Tänze. Sie sind nämlich leidenschaftliche Tänzer; ihre Musik besteht aus einer Art Dudelsack, aus einer großen Trommel und aus großen, eisernen Castagnetten. Die armen Leute suchen

das Elend der Sklaverei bei den Tänzen ihrer Heimat zu vergessen. Solange sie arbeiten können, werden sie nicht schlecht behandelt und ordentlich genährt und gekleidet; wenn sie aber einmal keine Dienste mehr leisten, ist das nicht immer der Fall. Da steht z. B. ein alter Sklave, der sein Leben lang die Karawanen nach dem Sudan geleitete; jetzt ist er verstoßen und verlassen, denn er ist zu alt zur Arbeit. Sein Herr gehört zu den reichsten Bewohnern von Rhadames; er würde ihn aber eher vor Hunger sterben lassen, als ihm eine Handvoll Gerste reichen. Die Missionäre geben diesem Greise aus Liebe zu Gott sein Stücklein Brot, er war der erste, der sich P. Richard während der ersten Monate seines hiesigen Aufenthaltes näherte. Die guten Eigenschaften dieser Neger entflammten den Wunsch der frommen Glaubensboten, möglichst bald im Sudan, ihrer Heimat, die frohe Botschaft des Heiles zu verkünden, und dieser Wunsch trieb sie zu der mühseligen Reise durch die Sahara, welche P. Richard uns gleich erzählen wird.

Der Brunnen der Stadt ist ein sehr reichlicher Quell. Das Wasser springt in mächtigen Strahlen aus mehreren natürlichen Öffnungen und füllt ein großes Becken, von wo aus Bächlein nach verschiedenen Richtungen der Oase fließen und die Palmpflanzungen und Gärten bewässern. Früher war die Quelle noch reichlicher, und gewiß würde sie wieder gewinnen, wollte man sie nur einmal reinigen; aber davon wollen unsere Rhadamesen nichts wissen. Das Wasser im Becken hat 32° Wärme, während die Temperatur der Atmosphäre viel niedriger ist; in der Quell-

Ansicht von Rhadames. (S. 40.)

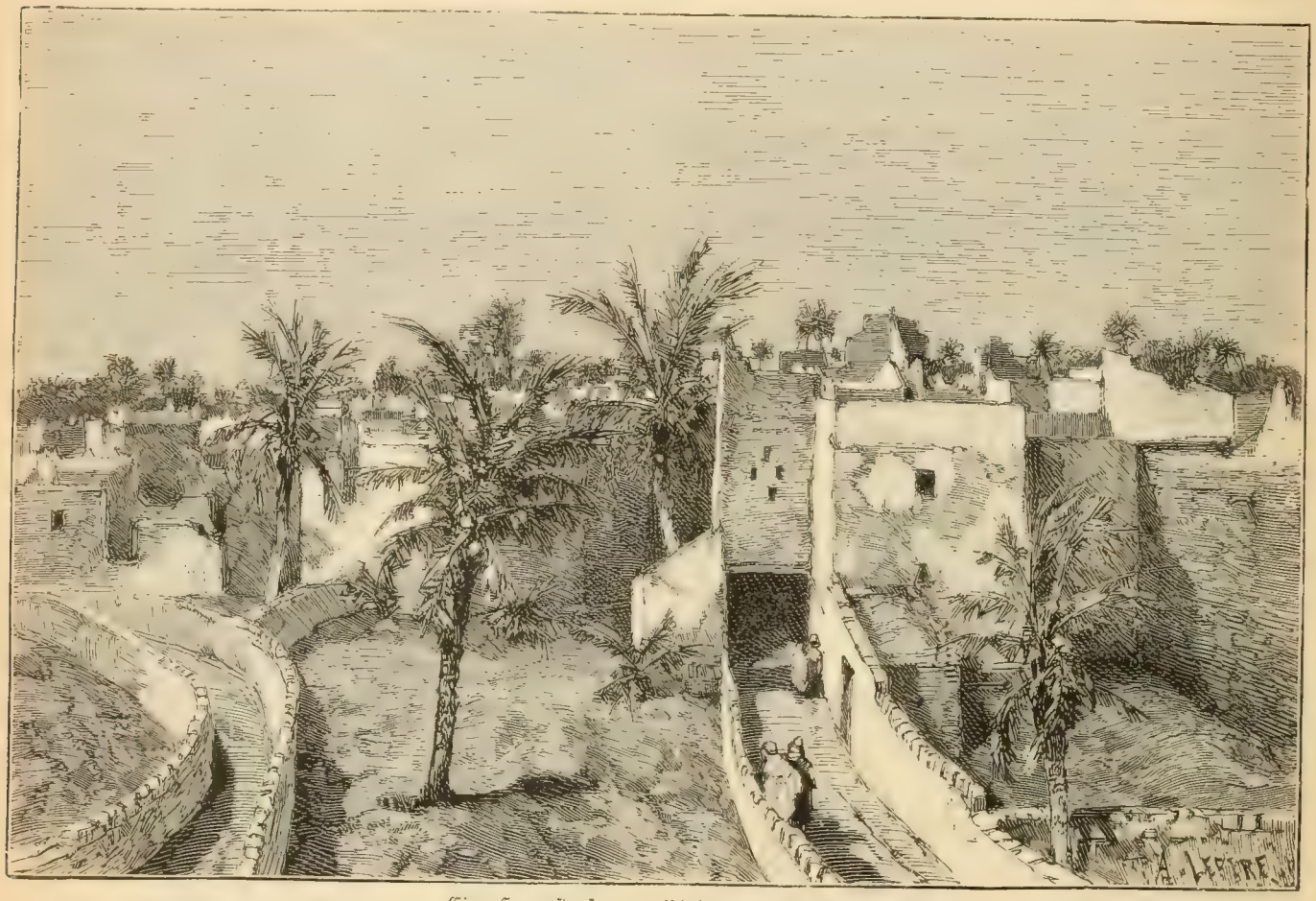
öffnung selbst soll es sogar 38° messen; es ist ein schwefelhaltiges Mineralwasser.

Die Oase ist nur klein: sie mag eine Länge von 1500 m und eine Breite von 600 m haben. Sie zerfällt in verschiedene, durch Mauern getrennte Gärten; dieses Gemäuer raubt ihr den ganzen Reiz. Der Boden ist fruchtbar, die Palmbäume sind schön und kräftig; hin und wieder stehen auch ein Feigenbaum, ein Granatbaum, ein Aprikosenbaum und einige Weinstöcke. Unter den Bäumen pflanzt man Gerste und etwas Weizen. In der Umgegend ist das Land an vielen Stellen jeden Pflanzenwuchses bar und vollständig dürre.

Die Missionäre von Rhadames wünschten namentlich mit dem Nomadenstamme der Schamba (Chamba) in Beziehung zu treten, welche mit ihren Kamel- und Schafherden von Wargla aus, dem Mittelpunkte der algerischen Sahara, bis zu den östlich davon gelegenen großen Sanddünen „El Erg" umherstreifen. Die Häuptlinge dieses Stammes hatten sich den Missionären gefällig erwiesen. Als im Jahre 1876 die Patres Bouchaud, Paumier und Menoret, welche in Timbuktu, der „Königin der Wüste", eine Mission eröffnen wollten, von den schwarzen Tuareg (vgl. das Bild S. 43) ermordet wurden, holten die Schamba die ehrwürdigen Gebeine dieser Glaubensboten vom jenseitigen Saume der Wüste. P. Guillet hatte mit einem Häuptlinge dieses Stammes, der nach Rhadames gekommen war, um Kamele zu verkaufen, folgendes Gespräch:

„Weshalb verschenktet ihr dieser Tage eure Gerste umsonst an Bettler, während ihr sie doch mit Vorteil an die Reichen ver-

kaufen konntet?" fragte der Saï. — „Weil wir nicht Geld verlangen, sondern die Unglücklichen trösten wollen." „Ihr thut wohl, und diese Leute werden euch ihr Leben lang lieben, wenn sie ein Herz in der Brust haben." — „O wir spenden ihnen keine Wohlthaten, um ihre Dankbarkeit zu erwerben. Das geschieht um Gottes willen. Wir thäten dasselbe, selbst wenn wir zum voraus wüßten, daß sie uns nur mit Haß und Beleidigungen vergelten würden." — „Ihr fürchtet also Strafe von Gott, wenn ihr die Wohlthaten nicht spendet?" — „Nein, aber wir wünschen ihm wohlzugefallen und lieben ihn. Wir Christen dienen Gott nicht aus Furcht, sondern aus Liebe. Sage mir, Saï, welcher von zwei Söhnen ist der bessere: derjenige, welcher seinem Vater gehorcht, weil er ihn liebt, oder derjenige, welcher gehorsam ist, weil er ihn fürchtet?" — „Marabut," sagte der Saï, „du hast recht, und dein Weg ist der bessere!" Dann fügte er nach einer Pause bei: „Auch bei den Schamba giebt es viele Arme, die oftmals weder Korn, noch Milch, noch Datteln haben; würdet ihr auch diesen beistehen?" — „Ja, Saï, und von ganzem Herzen; aber hierzu müßten wir unser Zelt bei euern Zelten haben, und die Schamba sehen uns vielleicht nicht gern in ihrer Mitte." — „Die Schamba, Marabut, werden sich darob freuen, wie ob eines Segens. Die Armen werden ihre Zelte um eure Zelte her aufschlagen und werden euch lieben wie ihre Väter, und der ganze Stamm soll euch auf den Händen tragen. Die Schamba, Marabut, haben ein Herz; niemals vergessen sie einer Wohlthat. Und wenn ihr dann zu den Tuareg, nach Twat oder bis nach



Eine Hauptstraße von Rhadames. (S. 40.)

dem Sudan reisen wollt, so werden die Schamba euch dahin begleiten. In unserem Geleite habt ihr nichts zu fürchten. Die Pforte der Sahara ist bei uns, Marabut, und wir sind im Besitze ihres Schlüssels!"

Doch lang genug haben wir uns auf der Oase von Rhadames zwischen der algerischen Sahara und der großen Südsahara aufgehalten und umgesehen; es ist Zeit, daß wir mit den Missionären aufbrechen und südwärts ziehen, hinein in die weg- und wasserlose Wüste! Denn Sahara heißt: „ödes, wasserloses Land". P. Richard hat aber seine Reise also aufgeschrieben:

2. Von Rhadames nach den Dünen von Edeirar'en.

„Es ist der Abend des 21. Mai (1879). Wir begeben uns in die kleine Kapelle und verrichten unser Reisegebet. Um 11½ Uhr erreichen wir die ‚Götzenbilder'. So werden einige roh gearbeitete alte Säulen bei Rhadames genannt, deren Bestimmung sich nicht mehr ermitteln läßt. Herrliches Mondlicht und ein frischer Luftzug machen die Nacht wundervoll. Schon schlummert Rhadames ruhig zu unsern Füßen, und niemand ahnt unsere Abreise. Die Karawane ist aber auch nicht danach angethan, Himmel und Erde in Aufregung zu bringen; sie besteht aus zwei Tuareg (vgl. das Bild S. 44) vom Stamme der Ifuras, aus einem Schaambi (Tarig ist die Einzahl von Tuareg, Schaambi die Einzahl von Schamba) von Wargla, aus P. Kermabon und mir. Fünf friedliche Kamele, welche uns als Reit- und Lasttiere dienen, ein Jagdhund für die Gazellenjagd in der Sahara, Mundvorrat für zwei Monate, Datteln und geschmolzene Butter, und Wasser für fünf Tage machen unsere Ausrüstung.

„Um des Schlafes Herr zu werden, gehen wir zu Fuß in gerader südlicher Richtung. Nach einer Stunde erreichen wir die Niederung des Kabo; dieser ‚Wadi' (Bach, Thalsohle) kommt von Osten und ergießt in regnerischen Jahren sein Wasser in die Sanddünen des El Erg. Südlich vom Kabo genossen wir dann einige Stunden Ruhe. Die Fläche, die wir tags darauf durchzogen, war nicht so steinig wie der Boden nördlich vom Kabo; hin und wieder hat sie fruchtbare Stellen, und da sie dieses Jahr hinreichend Wasser erhielt, hatten die Bewohner von Rhadames daselbst Melonen und ‚Gesob' (eine Art Feldsalat) gepflanzt. Diese Pflanzungen waren schön grün, obgleich die ganze Arbeit sich darauf beschränkt hatte, mit dem Finger ein Loch in den Boden zu machen und den Samen hineinzustecken. Gegen Mittag erst, am Bache Mareksan, bestiegen wir unsere Kamele. Bei einer Reise durch die Sahara ist es anzuraten, stets einige Stunden zu Fuß zu gehen; der Magen gewöhnt sich nur schwer an den schaukelnden Schritt des Kamels. Der Wadi Mareksan (d. h. seine Thalsohle) hat eine Breite von 1200 m, und seine Ufer sind wohl 9 m hoch. Der Boden ist sandig; hin und wieder schaut ein Ginsterbüschel daraus hervor. Die folgende Ebene neigt sich gegen Südwesten; in dieser Richtung werden auch die Sandhügel der Dünen (vgl. das Bild S. 45) sichtbar; unter dem Einflusse einer Fata Morgana (Luftspiegelung) schien es, als ob sie aus einem großen See auftauchten, und die 45 Bergspitzen, die wir am Horizonte zählten, wurden durch die Beugung der Lichtstrahlen vergrößert und schwankten hin und her wie Schiffe auf Meereswogen.

Schwarzer Tarig aus der Sahara. (S. 41.)

„23. Mai. Die Nacht war erfrischend, die Temperatur war von 39° auf 21° gesunken. Der Nordostwind hielt an. Auf diesen Ebenen sieht man kaum einen Strauch, keinen Vogel, keine Gazelle; nur in den ausgetrockneten Bächen, wo von Zeit zu Zeit etwas Wasser fließt, trifft man grünes Gewächs. Als wir den feinen weißen Sand des Timisit-Baches durchschritten, stieg die Hitze auf 44°. Einige wilde Schafe (Muffeltiere) nahmen vor uns die Flucht; aber die Sonne glühte unserem Schaambi gar zu gewaltig, als daß er sie verfolgt hätte. So mußten wir auf frisches Fleisch verzichten und uns mit dem gewöhnlichen Gerichte der Sahara, der ‚Acida', begnügen. Die Acida bereitet man also: Man wirft Gerstenmehl in siedendes Wasser, daß eine Art Brei entsteht; dann gießt man etwas geschmolzene Butter dazu und rührt es mit einem Stocke um.

„24. Mai. Als ich mich mittags umsah, glaubte ich in großer Ferne eine zahlreiche Karawane auf unserem Pfade zu sehen. Ich teilte meine Entdeckung mit. ‚Eine Karawane,' sagte Othman, der eine Tuareg, ‚das ist unmöglich. Keine Karawane zieht hier durch. Schaue durch dein Fernrohr!' Ich that so und erkannte wirklich eine zahlreiche Truppe Kamele, aber nur fünf Reiter. ‚Wenn ihrer nur fünf sind,' sagte der Schaambi, ‚so laßt sie kommen; ob Freund oder Feind, wir fürchten sie nicht!' Der Ort ist übel berufen wegen der Wegelagerer, die sich hier herumtreiben. Glücklicherweise war es diesmal nur eine harmlose Herde. Bald erreichten wir den Wadi Tisachchay, der, wie alle frühern Bäche, von Osten nach Westen fließt und sich im ‚Erg' verliert. Bei Sonnenuntergang waren wir in der Mulde von Ekuaz; der Bach, welcher sie durchzieht, hat noch Wasser; rundum breitet sich eine Grasfläche aus, und unsere Kamele finden eine gute Weide.

„25. Mai. Die zweite Staffel der Wüste Tinr'ert war nun zurückgelegt; zur dritten führt ein steiler Hohlweg zwischen hohen Kalksteinfelsen hinab. Als wir die Niederung erreicht hatten, sahen wir uns auf drei Seiten von diesen Felswällen eingeschlossen; nur nach Westen war die Gegend offen. Diese Höhenzüge sind wohl 100 m hoch; man hätte sie für die Ringmauern einer riesigen Stadt halten können. Wiederum führt ein Engpaß in eine zweite ähnlich umschlossene Ebene. Den Wadi Tahala und seine grünen Weiden lassen wir zurück und ziehen weiter auf der steinigen, nackten, verbrannten Fläche. Unser Nachtlager schlugen wir am Wadi Inedoy auf, am Fuße eines hohen und getrennt stehenden Felsenhügels.

„26. Mai. Es ist sehr schwierig, solche Felsen zu besteigen. Gleichwohl versuchten wir es, in der Hoffnung, eine weite Fernsicht zu gewinnen und der Jagd unseres Schaambi zuzusehen, welcher die zahlreichen Muffeltiere verfolgte. Vergebliche Bemühung! Nach zwei langen Stunden qualvollen Kletterns kamen wir außer Atem zur Karawane zurück. Wilde Schafe giebt es hier wirklich genug; aber sie allein haben die Kunst, windschnell diese Felsen

zu erklettern. Beim Timisit sah ich die Spur eines dieser Tiere am Fuße eines 15 m hohen Felsens. Es war von der Spitze herabgesprungen, war auf den Kopf gefallen — noch sah man Kopf und Hörner im Sande abgeprägt — und hatte trotzdem seinen Weg ruhig fortgesetzt. Um solches Wild zu erlegen, muß man es überraschen. Doch haben die Tuareg-Imrhad Hunde, welche es auch auf den schlimmsten Pfaden verfolgen und festhalten, bis ihm der Jäger mit dem Wurfspeer den Gnadenstoß giebt. Wir erreichten die Ebene Hohanet, welche das Wasser zahlreicher Bäche aufnimmt. Dieses Jahr war der Pflanzenwuchs herrlich; wir durchzogen Weiden, welche mit einer kleinen Kleeart bewachsen waren. Die Sonnenglut wird diese Weiden versengen; denn Wegelagerer machen diese Gegend viel zu unsicher, als daß die Tuareg ihre Herden hier zu weiden wagten. Wir gruben nach Wasser, um unsere Kamele zu tränken, und fanden ganz gutes schon in einer Tiefe von nur 40 cm. Im Westen und Süden dehnen sich unabsehbare Sandfelder hin; an ihrer Grenze schlagen wir unser Lager auf.

„27. Mai. Zwischen den ersten Sandhügeln dieser Dünen wurden im Jahre 1874 die französischen Forscher Dourneaux-Duperré und Joubert ermordet. Dort liegen jetzt noch ihre gebleichten Gebeine im Flugsande. Unsere Tuareg weigerten sich, uns an Ort und Stelle zu führen; so konnten wir die Überreste unserer Landsleute nicht bestatten und mußten uns mit einem Gebete für ihre Seelenruhe begnügen. Folgendes ist die Geschichte ihrer Ermordung. Als die beiden Reisenden zu Rhadames die letzten Vorbereitungen ihres Zuges trafen, wurde durch Ifuras, vielleicht auch durch Rhadamesen, dem aufrührerischen Schaambi Bu-Saïd, welcher bei El Biod lagerte, hinterbracht, zwei Christen wollten über Tikhammalt nach Rhat reisen. Bu-Saïd und sein Bruder ließen alsbald 33 Reiter aufsitzen und zogen in Eilmärschen nach Hohanet. Am Wadi fanden sie die frischen Spuren und verfolgten dieselben. Bald waren die Franzosen eingeholt. Diese stiegen sofort ab, den Revolver in der Hand. Da machten ihre Begleiter, drei Ifuras, mit den Kamelen Kehrt und überließen

Ritt über die Dünen. (Nach einer Photographie. — S. 42.)

die Fremden ihrem Schicksale. Sie wurden augenblicklich überwältigt; Bu-Saïd setzte dem einen seine Pistole an die Schläfe und schoß ihn nieder; sein Bruder wollte dem andern eine Kugel durch das Herz jagen, verwundete ihn aber nur tödlich. Dann fielen die Räuber über die Beute her. Erst tief in der Nacht starb der Verwundete an Blutverlust. Die Leichen wurden ihrer Kleidung beraubt und unbestattet liegen gelassen. Die Mörder reisten nach Rhadames zurück und verkündeten ungescheut den Erfolg ihres Zuges; sie weilten ganz unbehelligt zwölf Tage in der Stadt und gingen dann zu ihren Lagerplätzen heim. Bu-Saïd selbst erzählte diese Einzelheiten meinem Gewährsmanne; er war übrigens mit seiner Beute wenig zufrieden. Die Reisenden hatten den größten Teil ihres Geldes bei einem Türken in Rhadames, Namens Mustapha-Nafit, hinterlegt und wollten es sich mit einer sichern Gelegenheit nach Rhat senden lassen. Von ihren drei gezogenen Gewehren fand nur eines in Rhadames einen Käufer; die beiden andern und eine Taschenuhr wagte niemand zu nehmen.

„Hier beginnen die Dünen von Edeirar'en; sie ziehen sich östlich bis in das Gebiet von Fesan. Nur in den Thälern und am Laufe der Bäche (Wadi, Udian) haben die Tuareg Weideplätze; die Ebenen dazwischen sind vollständig nackt. So bilden denn diese Thalgründe auch ihre einzigen Lagerstellen. Wir fanden einen 50 m tiefen Brunnen; sein Wasser war schlecht und faul; doch werden wir davon trinken müssen bis Tikhammalt. In der Sahara muß man vorlieb nehmen. Das Herz eines Missionärs fühlt sich aber glücklich, wenn es von Zeit zu Zeit seinem Herrn und Heilande Jesus Christus ein Opfer bringen kann. — Wir haben 44° im Schatten."

3. Am Tikhammalt und beim Scheik Jenaït.

„Über verschiedene ausgetrocknete Bäche, durch dürre, felsige Ebenen, aus denen hin und wieder ein Sandhügel aufragt, erreichten wir den 30. Mai die Grenze bewohnten Landes. Unsere Führer, bisher ziemlich sorglos, waren jetzt sehr auf ihrer Hut.

Es ist eigentümlich, wie wenig man in der Sahara eine Begegnung wünscht. So sehr der Mensch in einem friedlichen und geordneten Lande die Gesellschaft liebt, so eifrig meidet er seinesgleichen, wo Raub und Anarchie an der Tagesordnung sind.

„In einiger Entfernung von Tikhammalt steigen unsere Führer ab und gehen voraus, indem sie uns bedeuten, ihnen stillschweigend zu folgen. Vorsichtig nahen sie sich den Tamariskenbüschen, welche hier das Ufer des Flusses krönen, und spähen mißtrauisch hinüber, als gelte es, einen Feind zu beschleichen. Wirklich sehen sie etwas; sie wenden sich um und winken uns, ebenfalls abzusteigen. Wir thaten so, und ich muß sagen, daß mir das Herz laut schlug. Aber wie staunte ich über das Schauspiel, das sich meinem entzückten Auge bot! Große Bäume, weite grüne Wiesengründe, zahlreiche Kamel- und Schafherden, welche hier und dort zerstreut zu unsern Füßen weideten. Das war nicht mehr die Wüste, das war Fruchtbarkeit, das war Leben, das war ein Stück heimatlichen Bodens! Lange wird diese freudige Überraschung in meiner Erinnerung haften.

„‚Da lagern die Imanrhasaten‘ (oder Imanghasaten; vgl. das Bild S. 47), sagte Othman. ‚Wir bleiben,‘ antworteten wir; ‚haben wir doch gerade sowohl ihretwegen als der übrigen Stämme wegen diese Reise unternommen.‘

„Wir umgingen nun die hohen Sandhügel, welche am linken Ufer des Tikhammalt stehen. El Bakkai, der eine Tarig, kletterte inzwischen über die Dünen, und zwar mit einer Umsicht, als wollte er einen Todfeind auskundschaften; doch beabsichtigte er nur die Lagerstelle zu entdecken. Die Imanrhasaten hatten nicht

Tuareg in der Sahara. (S. 43.)

die mindeste Ahnung von unserer Ankunft. Wir waren wohl eine Stunde längs des Ufers hingezogen, hatten bereits Zelt und Gepäck im trockenen Flußbette des Tikhammalt selbst abgeladen, und noch zeigte sich kein Mensch. Endlich erschien ein Tarig; die Lanze in der Rechten, das Schwert in der Linken, mit stolz erhobenem Haupte schritt er langsam und in wahrhaft majestätischer Haltung auf uns zu. Die Tuareg lieben diesen imponirenden Gang. Othman hatte inzwischen eine sorgfältige Toilette gemacht, wobei er freilich mehr Kleidungsstücke sich umhing, als ihm paßten; nun ergriff er die Büchse des Schaambi, warf sie sich über die Schultern und schritt ebenfalls so majestätisch wie möglich dem Imanrhasaten entgegen. Der letztere wendete sich sofort unserem Führer zu. Es war Aïssa-Ben-Mumen, einer der Imanrhasaten, welche sich Oberst Flatters feindselig zeigten. Nachdem er eine Weile mit unserem Führer gesprochen hatte, kam er auf uns zu, grüßte trocken und fuhr fort, mit unsern Führern zu reden. Wir hatten keinen Grund, von diesem ersten Willkomm gerade entzückt zu sein; hätten wir aber den Mann gekannt, so würden wir uns Glück gewünscht haben, so billigen Kaufes loszukommen.

„Mit Einbruch der Nacht entfernte sich Aïssa, und wir kochten unser Abendessen. Von ganzen Wolken Stechfliegen umschwärmt, suchten wir anfangs umsonst den Schlaf. Dann kamen zwei Mehara, schnellfüßige Reitkamele, und kauerten sich neben unserem Lager nieder; ihre Reiter begannen ein Gespräch mit unsern Führern. Es waren Leute von der Nesla (Stamm) Aïssa-Ben-Mumens. Aber endlich siegte die Müdigkeit über die Hitze und die Mos-

kitos, und wir schliefen bis Sonnenaufgang. Bei den Stämmen der Wüste ist der Diebstahl im allgemeinen etwas Ungewöhnliches; man kann ruhig schlafen. Nicht so ist es in den festen Plätzen; da bestiehlt einen der Gast, nachdem man ihn auf das freundlichste verpflegt hat.

„31. Mai. Die Kunde unserer Ankunft hat sich verbreitet. Die Tuareg (vgl. untenstehendes Bild) besuchen uns in ihren besten Gewändern und Waffen mit Schwert, Lanze und Dolch. Nichts von den langen und überschwenglichen Begrüßungsformen der Araber: alles ist kurz gemessen und in rauhen Tönen. Die Imanrhasaten haben keine gewinnenden oder vertrauenerweckenden Züge. Ihre hohe und knochige Gestalt, ihre schwarzen, blitzenden, tief in den Höhlen liegenden Augen, ihre breiten Schultern, ihre herausfordernde Haltung, welche selbst den Frauen eigen ist, sind wohl geeignet, eine große Ähnlichkeit mit gefürchteten Räubern hervorzubringen.

„‚Willkommen!‘ sagten sie. ‚Ihr habt hier nichts zu fürchten. Wir kennen euch schon. Faßt Vertrauen in unserer Mitte!‘ Wir dankten und sagten, der einzige Zweck unseres Kommens sei, das Band der Freundschaft mit ihnen enger zu knüpfen und mit unsern Arzneien ihren Kranken zu helfen. ‚Willkommen!‘ wiederholten sie. ‚Fürchtet euch nicht!‘ Damit setzten sie sich einige Schritte von unserem Zelte im Kreise auf die Dünen.

„Es waren wohl ihrer 15. Jeder hatte seine Lanze vor sich in den Sand gesteckt und redete, wann die Reihe an ihn kam. Mehr als eine Stunde berieten sie sich so, dann wendeten sie sich uns zu. ‚Wir haben die große Karawane der Franken (des Oberst Flatters) ungern im Lande der Asger gesehen,‘ sagte einer. ‚Aber ihr könnt hinziehen, wohin es euch gut scheint, selbst nach Rhat. Niemand soll euch aufhalten oder beunruhigen; dafür bürgen wir.‘ Damit grüßten sie uns und kehrten zu ihren Zelten zurück. Nur Mohammed Ben Ibraim und Mustapha blieben;

Tuareg aus der Sahara.

wir kannten diese beiden von Rhadames her und hatten ihnen früher einige Dienste erwiesen. ‚Es ist euch wohl bekannt,‘ sagten sie, ‚daß die Tuareg immer ein Geschenk verlangen. Hier aber sollt ihr nicht aus Furcht und nicht widerwillig geben. Ihr habt hier größere Freiheit als in Rhadames.‘

„Am Nachmittage schickte man uns Milch, am Abend brachte Mohammed Ben Ibraim eine Ziege, während sein Knecht eine wahre Last Kamelfleisch herbeischleppte. ‚Das ist für euern Diffa (Mahlzeit),‘ sagte Mohammed. ‚Entschuldigt uns, wir haben nichts anderes.‘

„1. Juni. Der Monat des Herzens Jesu! Um 2 Uhr morgens waren wir schon auf und lasen in unserem Zelte die heilige Messe; seit Rhadames vermißten wir dieses Glück. Auf die Einladung der Imanrhasaten lagerten wir heute zu Isuan. ‚Ihr könnt nicht verreisen, ohne den Nadir von Saghen gesehen zu haben‘, sagten sie. Wir thaten nach ihrem Willen und erreichten nach einigen Stunden den Sumpf von Saghen. Dieser Sumpf nimmt den Tikhammalt auf; er besteht aus zahlreichen Lachen, durch welche sich mit dichtem Schilfe bewachsene Dämme ziehen; Tamarindenbäume wachsen mitten dazwischen, und hohe, baumähnliche Gesträuche geben Saghen das Aussehen eines förmlichen Waldes. Scharen von Wasserhühnern schwimmen auf den überschatteten Teichen; Störche, wilde Enten und noch zahlreiche andere Sumpfvögel beleben sie. Auch eine armsdicke Schlange sahen wir in den Binsen; die Tuareg sagten, es sei eine sehr gefährliche Art. Wir ließen sie also ungestört und kehrten zu unserem Zelte zurück.

„2. Juni. Des Abends besuchten uns die Imanrhasaten nochmals; wir verteilten Arzneimittel und einige kleine Geschenke unter sie, und sie wünschten uns eine glückliche Reise. Die Temperatur betrug 46° im Schatten. Unser nächstes Reiseziel war das Lager des Imanrhasaten-Häuptlings Fenaïk. Unsere Karawane hatte sich um zwei Mann verstärkt; der eine davon war Kelala, ein Bruder Fenaïks. Wir zogen den Tikhammalt aufwärts, ohne

Lager der Imanrhasaten am Tikhammalt. (S. 45)

jedoch dem Bette des Flusses unmittelbar zu folgen. Die Hitze war erstickend, 48° zur Mittagszeit. Othman zog voraus, um einen Bekannten zu treffen, der seine Herde in der Gegend weidete. Er fand ihn mit seiner kleinen Familie, seinem Weibe, zwei Negerinnen und zwei Knaben. Sie hatten nicht einmal ein Zelt, sondern lebten unter einem hohen und dichten Ethelbusche. Die zahlreichen Milchkrüge, die an seinen Zweigen hingen, enthielten die Abendmahlzeit. Immer Milch, selten Fleisch und etwas geschmolzene Butter mit Mehlbrei bilden die Nahrung, und dabei sehen die Leute trotz des lästigen Klimas ganz gut aus. Wir wählten einen Ethel, dessen Äste wohl 50 m im Umkreise beschatteten, zu unserem Lagerplatze. Der Hirt brachte uns Milch und am Abende ein ganzes gebratenes Schaf.

„3. Juni. Wir belohnten die großmütige Gastfreundschaft unseres Wirtes nach Kräften und zogen weiter. Während wir an der nahen Lache unsere Kamele tränkten, holte uns ein Tarig auf seinem raschen Mehari ein. ‚Das ist Ali Gagga, ein Hund von der schlimmsten Sorte,‘ sagte Othman. ‚Wir haben ihn wahrlich nicht nötig.‘ In der That, der Name war uns wohl bekannt; von Fesan bis Wargla, im ganzen südlichen Tunesien und Tripolis hatte Ali Gagga zeitlebens das Räuberhandwerk ausgeübt. Das Zusammentreffen mit diesem Schnapphahn, der vielleicht eine Bande in der Nähe hatte, war uns keineswegs erwünscht; zudem wußten wir, daß er mit Aïssa-Ben-Mumen und Dudu, dem Bruder Fenaïts, der Expedition des Oberst Flatters Schwierigkeiten bereitet hatte. Gleichwohl schloß sich Ali Gagga unserer Karawane an, und wir machten gute Miene zum bösen Spiel; übrigens war auch Kelala ein verrufener Bursche.

„Auf unserem Marsche trafen wir zum erstenmal mit wilden Eseln zusammen; sie gleichen völlig den zahmen Eseln der Tuareg. Sobald sie uns erblickten, legten sie die Ohren und hoben den Schweif, und fort ging's mit der Geschwindigkeit der Gazelle quer durch die Büsche. Die Tamarisken erreichen hier eine bedeutende Größe. Ein Stamm maß über 2 m im Umfang bei einer Höhe von wohl 20 m. Wir zogen durch einen förmlichen Wald. Der Fluß ist an dieser Stelle nicht völlig ausgetrocknet; einige tiefe Lachen sind noch voll Wasser.

„Doch wir verließen das Flußthal und wandten uns den felsigen Höhenzügen der Hochebene von Tassili zu, wo Fenaït lagert. Nachts weckte uns ein Führer aus dem Schlafe: ‚Habt ihr's nicht gehört?‘ Wir griffen nach unsern Waffen, in der Meinung, es drohe ein feindlicher Überfall. ‚Es ist nicht ein Feind,‘ flüsterte der Schaambi. ‚Es sind die Gespenster der Wüste — hört ihr sie nicht?‘ Da legte ich mich ruhig wiederum auf das Ohr. Am nächsten Morgen erklärte sich die Sache: eine Schar von vielen hundert Tauben hatten die Nacht im nahen Gebüsche zugebracht und das sonderbare Geräusch verursacht.

4. Juni. Wiederum trafen wir den Fluß, der hier Mihero heißt und dessen Ufer durchweg mit dichtem Tamariskengebüsch bestanden sind. Ali Gagga und Kelala waren vorausgeeilt, um Fenaït von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Plötzlich erblickten wir ein auf der Erde kauerndes Mehari vor uns in der Wüste. Sein Reiter saß im Schatten eines Strauches daneben; er sah uns, im Nu war er im Sattel und hinter den hohen Bäumen des Flusses im Westen verschwunden. Offenbar ein Wachtposten, denn nach wenigen Minuten erschien von jener Seite ein Dutzend Mehari, an ihrer Spitze ein Tarig zu Pferde. Im Galopp sprengte der Reiter auf uns los (vgl. das Bild S. 49), umkreiste unsere Karawane und schrie, die Hand gegen uns ausstreckend: ‚Wie geht es euch? Willkommen, willkommen!‘ Der Reiter war niemand anders als Fenaït. Wir stiegen ab und reichten uns die Hände, dann schwangen wir uns wieder in den Sattel, und von dem Geleite des Häuptlings geführt, zogen wir nach seinen Zelten. Einen solchen Empfang hatten wir nicht erwartet.

„Während wir im Lager unser Gepäck abluden, rührten die Weiber auf einer Anhöhe ihre Handtrommeln (vgl. das Bild S. 51) und schrieen dazu laut ihren Willkomm. Fenaït aber ließ seine Mehari einen Scheinkampf aufführen, er selbst sprengte hoch zu Roß dazwischen und ließ ‚das Pulver reden‘, wie die Araber für Schießen sagen. Dann kam er wieder zu uns, reichte uns nochmals die Hand. ‚Wie?‘ fragte er, ‚ist es möglich, in dieser Sommerhitze? Aber ihr seid wohl keine Franzosen, ihr seid Tuareg!‘ Wir sagten, auch die Franzosen verständen die Geduld zu üben. ‚Ja,‘ antwortet er, ‚die Franzosen sind Männer. Wir sind bloße Memmen. Was euch betrifft, so kennen wir euch. In Rhat und in der Sahara hörten wir von euch.‘ Hiermit gab er den Befehl, unser Zelt aufzuschlagen, und verließ uns.

„Sofort nahm man unsere Hilfe für einen Sterbenden in Anspruch, der eine vorgeblich giftige Koloquinte genossen haben sollte. Wir gaben ihm zwei Opiumpillen. Ob die medizinische Fakultät mit dieser Behandlung übereinstimmt, wissen wir nicht; so viel ist aber sicher, daß Gott die Arznei segnete und daß der Kranke schon am folgenden Morgen uns persönlich danken konnte.

„5. Juni. Als wir in der Frühe erwachten, wartete Fenaït und eine Anzahl seiner Leute schon darauf, uns zu begrüßen. Wir überreichten ihm jetzt das Empfehlungsschreiben, welches der französische Konsul von Tripolis für uns von Mokaddam erwirkt hatte. Fenaït fühlte sich sehr geschmeichelt; da er nicht lesen konnte, schickte er sofort ein Mehari in ein benachbartes Lager, um einen ‚Thaleb‘, einen ‚Weisen‘, zu berufen, der ihm den Brief vorlese. Vor Sonnenuntergang kam derselbe; Fenaït und sein Gefolge traten mit ihm in unser Zelt, wo das Schreiben feierlich verlesen ward. ‚Von jetzt an sind wir Freunde und nicht mehr Feinde,‘ sagte dann der Häuptling. ‚Bleibet bei uns, solange es euch gefällt. Mein Pferd und alle meine Leute sind zu euern Diensten.‘

„6. Juni. Wir hatten die Unvorsichtigkeit, bei einer Hitze von 52° eine Fußtour auf die Höhe von Tassili zu wagen; glücklicherweise hatte das Wagnis keine ernsten Folgen für die Gesundheit. Daß der Emir aller Asgeren, der Scheik Ikenuken, ganz in unserer Nähe weilte, verursachte uns keine geringe Verlegenheit. Umzukehren, ohne ihn zu grüßen, schien nicht geraten; mit leeren Händen zu ihm zu gehen, ebensowenig. Und wir hatten keine Geschenke mehr. Wir legten unsern Zweifel Fenaït vor. Er riet uns, einen Brief an Ikenuken zu schreiben, den er selbst besorgen wolle, und ihm zu sagen, nur die Furcht, seinem Angesichte zu mißfallen, da wir keine seiner würdige Geschenke bei uns hätten, zwinge uns, den Besuch auf die nächste Reise zu verschieben. Wir folgten unserem Gastwirte und setzten unsere Abreise auf den nächsten Tag fest. Die Entfernung von hier nach Rhadames mag wohl 110 Stunden betragen.

„7. Juni. Noch mußten wir die Ifuras-Asgeren besuchen, welche im Thale Ighargaren lagerten. Wir zogen also westwärts längs der Höhen von Tassili. Fenaït gab uns eine weite Strecke zu Pferd das Geleite; dann sprengte er zu seinen Zelten zurück. Rhat hätten wir in vier Tagereisen erreichen können. Unterwegs trafen wir eine Art stacheliger Gummibäume; ihre Blätter benützen die Tuareg zum Gerben der Häute. Am Abende begegnete uns eine Familie von Ifuras und bot uns freundlichen Willkomm.

Begrüßung einer Karawane. (S. 48.)

„8. Juni. Die Ifuras sind freundlicher und gesprächiger als die Imanrhasaten und die übrigen Asger. Seitdem sie von den Schamba besiegt wurden, entsagten sie ihren gewohnten Streifzügen und begnügten sich mit den Weidegründen ihrer Flußthäler. Sie sind reich an Kamelherden; mancher Ifuras hat 200 bis 300 Stück. Die Nahrung besteht dennoch nur aus Milch, Datteln und Mehlbrei. Oft nimmt der Tarig zwei bis drei Tage keine Nahrung zu sich, ja man erzählte mir einen Fall, daß einer acht volle Tage fastete; freilich verschlang er dafür auch bei einer Mahlzeit die Nahrung einer Woche. Die Frauen kamen ebenfalls, uns zu grüßen. Das Tuaregenweib steht viel höher als das Weib des Arabers; es ist frei und schaltet und waltet als Herrin im Innern des Zeltes, während der Araber erst seinem Hunde und dann seiner Frau die Nahrung zuteilt. Diese höhere Achtung der Frau ist auch eine Spur der christlichen Abstammung der Tuareg, wie das Kreuzzeichen, die Ehe mit nur einem Weibe, der Abscheu vor dem Diebstahle, lauter Tugenden, von denen der Islam nichts weiß.

„11. Juni. Wir kamen durch ein Flußthal, welches Zeuge einer Niederlage der Ifuras durch die Schamba gewesen war. Die Gräber, welche wir von Zeit zu Zeit trafen, machten unserem Schamba offenbar Freude; vergebens versuchte er, sie völlig zu verbergen. Othman sah es und sagte: ‚Ja, die Schamba sind Männer; man darf nicht mit ihnen spassen.‘ Etwas weiter trafen wir an einer Stelle zusammen 20 Gräber. ‚Das ist aber nicht das Werk der Schamba,‘ erklärte Othman, ‚das ist das Werk des „Falesles“. Vor zwölf Jahren lagerte einer unserer Stämme hier. Als man die Körner des Drin sammelte, kamen durch Unvorsichtigkeit auch Körner des Falesles dazwischen, und von diesem Gemenge kochte man Brei. Mitten in der Nacht erfolgte ein allgemeiner Aufstand; jeder griff zu seiner Waffe, und so fielen sie in plötzlicher Raserei mit Säbeln, Lanzen, Dolchen und Flinten übereinander her. 20 Leichen deckten am Morgen den Lagerplatz. Die Körner des Falesles hatten diesen Wutausbruch verursacht.‘

„Unser heutiges Reiseziel war das Thal des Tedschudschelt. Bei seinem Austritte aus dem Gebirge von Tassili bildet er einen bedeutenden Sumpf. Oberst Flatters hatte daselbst längere Zeit sein Lager. Nicht ferne davon trafen wir die Ifuras Nonquiras und wurden auf das beste von ihnen empfangen. ‚Eure Feinde sind unsere Feinde,‘ riefen sie, ‚und eure Freunde unsere Freunde!‘“

4. Der Aufenthalt am Fuße des Tassili und die Rückreise.

„Das Flußthal des Tedschudschelt ist das bedeutendste, welches vom Tassiligebirge in die Ebene von Ighargaren mündet. Der Boden ist fruchtbar und würde sich, wie die meisten ähnlichen Thäler, ganz gut für Pflanzungen eignen; aber die Tuareg sind keine Arbeiter. Arbeit gilt bei ihnen als eine Schmach für einen Edeln, und nur ihre Hörigen bebauen das Land. Man findet einige Gersten- und Weizenfelder; schade, daß sie so winzig sind. Auch einige Weinstöcke, Feigenbäume und Dattelpalmen erblickt man.

„Othman drängte zur Weiterreise. Aber die Leute von Ighargaren waren nicht seiner Ansicht. ‚Man würde uns beschuldigen, wir hätten euch vertrieben,‘ sagten sie. ‚Diese Schmach wollen wir nicht auf uns laden. Bleibet, solange es euch gefällt. Othman hat euch nichts zu befehlen; er ist ja euer Lohnknecht. Möge er allein weiterziehen, wenn es ihm hier nicht gefällt; wir werden euch einen andern Führer mitgeben.‘ Othman beeilte sich, seine Unterthänigkeit unter unsere Anordnung mit den Worten zu beteuern: ‚Ich bin das Fleisch, und ihr seid die Messer.‘

„Man brachte uns mehrere Kinder mit einem schlimmen Kopfausschlage (Grind); wir wuschen und verbanden sie. Diese Krankheit ist unter den Tuareg sehr verbreitet. Als einziges Heilmittel wenden sie dagegen die Asche von Ziegenhaaren an, welche in geschmolzene Butter gemischt und so als Salbe benutzt wird. Der Erfolg ist nicht glänzend.

15. Juni. Die ganze Nacht hatten Neger vor unserem Zelte getanzt, um uns zu ergötzen. Trotzdem waren wir aber bald eingeschlafen; denn unsere Müdigkeit war überwältigend. Die Tuareg lieben die Musik; im Kreise sitzend, lauschen sie gerne ganze Nächte den Weisen eines ‚Imsad‘ (Violinspieler). Ich hatte eine Spieldose mitgebracht. Man denke sich ihr Staunen, als ich das kleine Kästchen vor sie hinstellte und aufzog. ‚Wie?‘ riefen sie, ‚ein Imsad, der spielt? Euch Franzosen kann nur der Tod besiegen!‘ Trotz aller Erklärungen sahen sie in mir eine Art Hexenmeister.

„16. Juni. Während wir frühstückten, kam ein Reiter auf einem Mehari vorüber, der uns aufmerksam betrachtete und dann in das Lager der Ifuras ritt. ‚Das ist El Betschschawy, der Herr der Flußthäler,‘ sagte man uns. ‚Er hat von eurer Anwesenheit gehört und kam gewiß, um den üblichen Zoll von euch zu fordern. Aber fürchtet euch nicht.‘ Richtig, Abdel Hakem kam als Unterhändler. ‚Der Reiter, den ihr sahet,‘ verkündete er, ‚ist der Neffe Ikenukens, der ihm den Zoll von Ilesi, Tedschudschelt und allen Flußthälern bis Sirman abtrat. Der Zoll für jede Herde beträgt eine Ziege, und die fremden Karawanen bezahlen ebenso viel. Wenn ihr nicht bezahlen wollt, so soll es ihm nicht gelingen, euch die Gabe abzunötigen; es wird jedoch besser sein, sich an die Gebräuche des Landes zu halten.‘ Wir erklärten uns bereit, den Wert zweier Ziegen in Geld (40 Mark) zu entrichten, wenn das genüge. ‚Vollständig‘, war die Antwort.

„17. Juni. Wir waren eben mit dem Verbinden der kranken Kinder fertig, als El Betschschawy persönlich in unser Zelt trat. Alsbald kamen aber auch zwei unserer Gastfreunde und setzten sich neben uns, zu meiner großen Beruhigung. ‚Was ist dein Wunsch?‘ fragte ich den Mann, der uns nicht einmal gegrüßt hatte. — ‚Ich bin der Gebieter dieser Flußthäler,‘ sagte er in barschem Tone. ‚Ihr steht auf meinem Boden und auf dem Grunde Ikenukens; ihr müßt die Abgabe bezahlen.‘ — ‚Wohl, Abdel Hakem hat dir ja 40 Mark gebracht.‘ — ‚Was sind 40 Mark für Ikenuken, dessen Boden ihr mit Füßen tretet! Ihr werdet nicht so leichten Kaufes loskommen.‘ — ‚Oho! du redest nicht mit Rhadamesen, sondern mit Franzosen, und hier sind zwei Schamba, bereit zu ihrer Verteidigung!‘ Diese scharf betonten Worte unserer Gastfreunde hatten ihre Wirkung. El Betschschawy änderte seinen Ton; er bat um einige Arzneimittel, die wir ihm gaben, und dann ging er.

„18. Juni. El Betschschawy kam wieder und verlangte mit unverschämter Frechheit unsere Abreise. ‚Ihr steht auf meinem Boden,‘ schrie er, ‚und ich will, daß ihr auf der Stelle abreiset und zwar auf dem gleichen Wege zurückkehret, den ihr gekommen seid!‘ — ‚Das hast du angezettelt,‘ sagte ich zu Othman; ‚aber es soll dir nicht glücken! Wir werden hier bleiben, solange es uns gefällt, und dann über Sawya heimreisen.‘ — ‚Ihr sollt nicht über Sawya reisen!‘ schrie dagegen El Betschschawy, und so setzte sich der Streit noch lange fort. Endlich räumte er alles ein, und wir wurden die besten Freunde; man muß bei den Tuareg vor einem bißchen Geschrei nicht bange werden.

„21. Juni. Nach zehntägigem Aufenthalt im Lager am Tedschudschelt, der, wie wir hoffen, für die Sache Jesu Christi

nicht ganz ohne Frucht sein wird, bereiteten wir uns zur Abreise. Ifuras, welche nach Rhadames reisten, nahmen Briefe mit der Nachricht von unserem Wohlbefinden mit. Wir erneuerten unsere Vorräte, verteilten unsere kleinen Geschenke und setzten den Aufbruch auf den folgenden Tag fest.

„22. Juni. Um 5 Uhr in der Frühe waren wir schon unterwegs und zogen zwischen den hohen Sanddünen im Norden und den Tassili-Bergen im Süden durch das breite, grüne Flußthal westwärts. ‚Ihr habt noch nie Sand gesehen wie unsern Sand,‘ sagte der Führer. ‚In der ganzen Welt giebt es keinen ähnlichen.‘ Der Dünensand hat hier wirklich eine schöne Rosenfarbe, und die dunkeln Schatten der Berge heben sich kräftig von seinem zarten Tone ab.

„Wir überschritten einen Ausläufer des Tassili und kamen bei 48° Hitze nach Tilabitin. Die beweglichen Sanddünen haben sich von Norden bis an den Fluß vorgeschoben und bilden eine Art Sackgasse. Der Ort steht bei den Asgern in traurigem Andenken. Vor etwa 30 Jahren hatten sich fast alle Asger, selbst der Stamm Ikenukens, an dieser Stelle gelagert. Da wurden sie nächtlicherweile von den Schamba, mit denen sie in Fehde lebten, überfallen und fast gänzlich vernichtet; mehr als 1000 Kamele waren die Beute der Sieger. ‚Die Kraft der Asger ging hier zu Grunde,‘ erzählte unser Führer, ‚mit genauer Not entwischte Ikenuken mit vier oder fünf der Seinigen; die Schamba sind Männer!‘ Noch stehen die Gerüste der Lagerhütten unberührt von Menschenhand. Keine Karawane würde wagen, etwas wegzunehmen oder an dieser Stelle zu lagern: das alles ist das Eigentum des Todes!

Eine Musikbande der Tuareg. (S. 48.)

„23. Juni. Eine giftige Schlangenart ist hier so zahlreich, daß die Tuareg manchmal eine förmliche Jagd auf dieselben unternehmen müssen. Heute nacht waren wir Zeuge einer solchen Hatz. Die Leute des benachbarten Stammes stecken das Ufergebüsch in Brand; man erzählte uns des Morgens, auf einem kleinen Fleck habe man zwölf dieser giftigen Reptilien tot gefunden. Wiederum überstiegen wir ein vorspringendes Joch des Tassili.

„24. Juni. Im Flußbette des Swaten 49°. Die Gazellen flüchten sich in den Schatten des nahen Gebüsches, selbst unsere Kamele schmiegen sich unter die Büsche; nur der Tarig trotzt der Sonnenglut. Hier endet die Region des Ethel und Tarfa; erst in der Sawya werden wir diese Bäume wieder finden.

„25. Juni. Das Wasser geht auf die Neige. Durst bedeutet hier aber Tod, und so müssen wir eilen, um die dunkle Wand am Horizonte zu erreichen, welche das Flußthal des Samen bezeichnet. Wir ziehen nordwestlich. Den Samen nennen die Tuareg ‚die Pforte des Tassili‘. In der Regenzeit füllt das Wasser sein breites Bett vollkommen; aber es versickert in den nördlichen Sanddünen. In drei Tagen ist alles vorbei; nachher ist der Fluß so trocken, wie wir ihn trafen. Bei Takat lagerten wir uns im Schatten des schönsten Gummibaumes, den ich je sah. Nahebei ist ein Brunnen; die Karawane ‚Flatters‘ hat ihn gereinigt, und er bietet jetzt reichliches und gutes Wasser.

„26. Juni. Der Weg führte uns an fünf Gräbern von Rhadamesen vorbei, welche hier beraubt und ermordet wurden. Sie hatten diesen Weg von Rhat nach ihrer Heimat gewählt, um den Arabern aus Fesan zu entgehen, waren aber dafür den Schamba

in die Hände gefallen. Die Tuareg, welche sie begleiteten, thaten nichts zu ihrer Verteidigung; ja sie teilten sich mit den Räubern in die reiche Beute. ‚Das ist aber zu schändlich!‘ sagte ich zu dem Führer, der mir dieses erzählte. — ‚Was willst du?‘ antwortete er; ‚die Tuareg waren die Freunde der Schamba; was gingen sie die Rhadamesen an? Wären sie tapfer, man würde sie achten; denn auch der Tarig fürchtet den Tod. Ihre Feigheit aber macht sie vogelfrei.‘

„28. Juni. Zu Tebalbalet finden wir einige Gräber und Ruinen, ein paar Palmbäume und einen Brunnen mit reichlichem Wasser. Auch er wurde von Oberst Flatters ausgebessert. Sonst ist der Ort eine Wüste. Unser Schaambi erjagte eine prächtige Gazelle, deren Fleisch uns nach so vielen Fasttagen trefflich mundete. Heute erreichten wir die äußerste Grenze der Ebene von Jghargaren; vor uns dehnten sich die großen Sanddünen.

„29. Juni. Es geht nordwestlich durch die Dünen. Hin und wieder ragt ein Fels aus dem Sandmeer; es sind dies die letzten Spuren des Tassili. Mitten in den Dünen erhebt sich das dunkle Felsenplateau Egwele.

„30. Juni. Sand und nichts als Sand! Gegen Abend wurde der Weg überaus schwierig; mit der größten Mühe konnten wir kaum vorwärts kommen und mußten endlich nach Einbruch der Nacht ganz erschöpft im Sande uns zur Ruhe niederlegen.

„1. Juli. Gegen Mittag erblickten wir in der Ferne Timassanin. Bald hatten wir die Oase der Sawya (vgl. untenstehendes Bild) erreicht und ruhten im Schatten von Palmen und riesigen Feigenbäumen. Der Wächter der Sawya, der mit seiner Familie allein hier weilte, kam und begrüßte uns. Er kannte uns vom Hörensagen und bedauerte, daß er uns keine bessere Herberge anbieten könne. Bald kam er wieder, die Hände voll Feigen, Zwiebeln und Kürbissen. Die Oase lehnt sich im Westen an eine hohe Sanddüne und hat nur 130 Palmen und einige Feigenbäume, die in einem Garten von etwa 300 m Länge und 60 m Breite

Ansicht der Sawya.

stehen. Östlich davon und außerhalb der Umfassungsmauer befindet sich das Grab und die Kubba Sidi-Mussas, des Gründers der Sawya. Der Bau liegt halb in Trümmern und wird von dem jetzigen Wächter bewohnt. Daneben steht ein Haus in etwas besserem Zustande. Das Wasser eines halb versandeten artesischen Brunnens dient zum Bewässern der Palmen, des Gemüsegartens und der kleinen Gersten- und Weizenfelder. Die Ernte an Datteln und Getreide wird zwischen dem Wächter und der Familie Sidi-Mussas geteilt; doch wird den vorüberziehenden Karawanen stets ein ‚Diffa‘ gespendet. Das Grab Sidi-Mussas wird von den Tuareg hochgehalten; sie meinen, dieser Marabut stehe Mohammed sehr nahe. Der Wächter ermangelte nicht, uns das Lob dieses Toten zu verkünden. ‚Sidi-Mussa sieht es nicht gern, daß man ihn vernachlässige,‘ sagte er. ‚Wer hier vorbeizieht, ohne sein Grab durch ein Geschenk zu ehren, wird nie eine glückliche Reise machen; wer aber etwas schenkt, hat nichts zu fürchten.‘ Und zahlreiche Beispiele, mit großer Wärme und Uberzeugung vorgetragen, sollten diesen Satz erhärten. Wir begnügten uns, dem Manne seine Früchte gut zu bezahlen, und waren gegen den Zorn Sidi-Mussas gesichert. Die Oase von Timassanin ist übrigens durchaus kein Paradies.

„5. Juli. Weiterreise. Wir durchzogen quer das Flußthal Hohanet. Zu unserer Rechten lag Timassanin mit etwa 40 Palmen (vgl. das Bild S. 53), dem Eigentume Abdel Hakems. Dem ausgetrockneten Bache Tondschenturt folgend, erklommen wir die Hochebene von Tinrert. Der Boden ist felsig. Der Weg führte der Reihe nach durch verschiedene versandete Bäche, welche zur Regenzeit ihr Wasser den Sanddünen von El Erg zuführen.

„7. Juli. Wo der Weg von Tebomkort in den unsern mündet, entdeckten wir frische Spuren von mehr als 50 Kamelen. ‚Ist das eine Karawane oder eine Räuberbande?‘ fragte unser Führer. Die Gegend ist sehr verrufen. Tuareg und Schamba streifen hier oft genug umher. Die Rhadamesen fürchten den Ort, der nicht umsonst ‚Bla-Rhadames‘, d. h. ‚Unglück von Rhadames‘, heißt.

Auch der Sohn des Scheik von In-Salah wurde hier überfallen; 70 beladene Kamele fielen den Räubern zur Beute, und 15 halbverdurstete Krieger raffte ihr Schwert hin. Glücklicherweise hatten wir nur die Spuren einer Karawane vor uns. — Vor zehn oder zwölf Jahren verfolgten die Ulad-Mokhan (auch ein Stamm der Tuareg) diesen Weg. Die gebleichten Knochen ihrer Kamele und Maultiere liegen noch im Sande. Die ganze Karawane verschmachtete hier. ‚So war es geschrieben,' sagte der Schaambi.

„11. Juli. Auf der ganzen Reise seit Timassanin sind uns die zahlreichen ‚Mesdschedd' (Gebetsplätze) aufgefallen. Jeden Augenblick sieht man am Wege mit einer Reihe Steine abgegrenzte Rechtecke; in der Mitte ist ein Kreis angebracht, der die Kuppel der Moschee andeuten soll. In diesen Kreis stellt sich der Vorbeter. Einige dieser Gebetsplätze haben die Form eines regelrechten lateinischen Kreuzes. Diese rühren von eifrigen Tuareg her; sie sind aber ziemlich selten. Die Größe ist sehr verschieden, je nachdem ihre Urheber zahlreich oder weniger zahlreich waren. So unscheinbar diese religiösen Denkmäler sind, beweisen sie doch den Glauben dieser Nomaden."

5. Die Ermordung der Missionäre.

Die Reise, welche uns P. Richard soeben erzählte, verlief glücklich. Am 16. Juli 1879 trafen die Missionäre wieder in Rhadames ein, nachdem sie 56 Tage im Glutofen der Sahara verweilt hatten. Als sie aber im Herbst 1881 die Frucht dieser mühseligen Reise pflücken und im Vertrauen auf die also erworbene Freundschaft der Nomadenstämme eine neue Mission in der Sahara gründen wollten, büßten sie dieses mutige Unterfangen mit ihrem Leben. P. Richard, der uns die obige Reisebeschreibung geliefert hat, wurde zwei Tagereisen von Rhadames mit den Patres Morat und Pouplard meuchlings ermordet. Der Führer der Karawane, welcher die drei Missionäre umsonst vor der Verräterei der Tuareg gewarnt hatte, erzählt ihren Tod also:

Ansicht von Timassanin in der Sahara. (S. 52.)

„Am Morgen des dritten Tages, nachdem wir kaum einen Weg von 20 km zurückgelegt hatten, machten wir auf den Rat Aïssas, des Führers der uns begleitenden Tuareg, Halt. Er wolle in der Umgegend nach Wasser forschen, gab er vor. Wir brauchten noch gar kein Wasser; der Grund fiel mir auf, und ich teilte P. Richard meine Besorgnisse mit. Er antwortete mir, die Tuareg, denen die Kamele angehörten, müßten auch am besten wissen, wann dieselben Wasser bedürften. Auch die beiden andern Missionäre, welche nicht ohne Sorge waren, suchte P. Richard zu beruhigen. Erst spät am Abend kehrte Aïssa zurück. Die Verfolgung eines wilden Schafes, behauptete er, habe ihn vom Wege abgebracht; daher die Verspätung.

„Man gab sich mit dieser Erklärung zufrieden und beschloß, an Ort und Stelle zu übernachten. Nach dem Abendessen verweilte ich mit P. Morat, Aïssa und El Khadjem (einem Rhamesen) in demselben Zelte. Einige Schritte von uns entfernt befand sich P. Richard mit meinem Bruder an einem großen Feuer; zu ihnen gesellten sich der Neger Djadur und Mohammed Betikha, El Khadjems Sohn; P. Pouplard und Abdallah hatten sich in einem nahen Zelte bereits zur Ruhe begeben. Sämtliche Waffen und Gerätschaften waren in einem Gezelte aufgestapelt. Als ich ins Freie trat, um mein Gebet zu verrichten, hörte ich die Tuareg in ihrer Muttersprache miteinander verhandeln; dann stieß Aïssa einen Schrei aus und stürzte sich mit einem Dolche auf P. Morat. In demselben Augenblicke feuerte Mohammed Betikha ein Doppelgewehr, das er unter dem Mantel versteckt gehalten hatte, auf P. Richard ab. Mit einem Schrei des Entsetzens brach dieser, mitten in die Brust getroffen, zusammen. Djadur machte dem Leben des Missionärs mit dem Dolche vollends ein Ende. P. Pouplard, durch den doppelten Schuß aufgeschreckt, sprang mit Abdallah von seinem Lager auf und suchte zu entfliehen; allein kaum hatte er eine Strecke von 50 Schritten zurückgelegt, als er einem Hinterhalt von acht Tuareg in die Hände fiel und von einem gewissen Jadda aus dem Stamme der Iman-

rhasaten niedergestochen wurde. Ein anderer feuerte noch einen Schuß auf den zuerst gefallenen P. Morat, und dann begann sofort die Plünderung der Leichen."

Ihn selbst, behauptet der Muselmann, hätten die Tuareg während dieser Mordscene, die sich in einem Nu abspielte, bei sich zurückgehalten. „Mein Bruder war mit einer Büchse entflohen; allein, als er Miene machte, auf die Angreifer zu schießen, riefen sie ihm zu, ich würde im selben Augenblicke des Todes sein. So blieben Abdallah und ich die Nacht hindurch Gefangene der Tuareg." Die Kleider P. Richards hatten durch den nahen Schuß Feuer gefangen und brannten weiter, so daß man den Toten mehrmals mit Sand bedecken mußte, um dasselbe zu löschen. Die Verteilung der Beute nahm den ganzen folgenden Tag in Anspruch. Dann entließen die Mörder ihre Gefangenen, ohne dieselben zu berauben; ja selbst die Gewehre, die man jedoch vorher entlud, wurden ihnen zurückgestellt. Diese Leute brachten die Nachricht nach Rhadames. Eine Verfolgung der Schuldigen hielt der Kaimakam (Bürgermeister von Rhadames) nicht für geraten. Einige Neger wurden mit Abdallah zurückgeschickt, um wenigstens die Leichen der Gefangenen zu holen; doch diese befanden sich in einem Zustande, der eine Übertragung unmöglich machte, weshalb man sie an Ort und Stelle beerdigte.

Von Rhadames nehmen wir unsern Weg nordöstlich nach der Hafenstadt Tripolis, wo der „Afrikaner" uns erwartet. Tripolis steht unter türkischer Herrschaft und wird von einem Pascha regiert, keineswegs zum Besten des Landes, dessen Uferstrich bei vernünftiger Verwaltung eine fruchtbare und glückliche Gegend sein könnte. Das Klima ist nämlich gesund und der Boden bis an das Ghariangebirge hin, welches mit dem Atlas zusammenhängt, an sich sehr ergiebig. Selbst im Gebirge trifft man noch fruchtbare Thäler. Die Hauptstadt, auf türkisch Tarapulus genannt, liegt auf einer in das Meer vorspringenden Landzunge und ist mit Mauern und Bastionen umgeben. In den Gärten reifen köstliche Südfrüchte; aber von Westen her dringt die Wüste nahe heran. Ein alter, halbverschütteter Triumphbogen erinnert an die Römerherrschaft. Von den 30 000 Einwohnern sind 2000 Christen. Im ganzen Gebiete von Tripolis finden sich nur 6 Kirchen oder Kapellen, 5 Schulen und 5900 Katholiken; ihre Seelsorge wird von den Vätern eines Franziskanerklosters geübt, bei denen wir einer gastfreundlichen Aufnahme sicher sind, bis unser Dampfer bereit ist zur Weiterfahrt nach Ägypten.

III. In Ägypten.

Von Tripolis aus müssen wir eine gute Strecke mit unserem Dampfschiffe nach Osten fahren, bis wir die Mündungen des Nil und somit das Land Ägypten erreichen, das unsern jungen Freunden aus der Biblischen Geschichte bekannt ist. Dort lebte ja der ägyptische Joseph erst als armer Sklave im Hause Putiphars und nachher als Vicekönig des ganzen Landes; dorthin zog der greise Patriarch Jakob; dort wurde Moses geboren, wirkte er große Wunder, befreite sein Volk und führte es fort nach dem Gelobten Lande. Und als in der Fülle der Zeiten das göttliche Kind geboren war, flüchtete es mit seiner jungfräulichen Mutter und mit dem hl. Joseph vor den Nachstellungen des Herodes nach Ägypten und wohnte daselbst mehrere Jahre lang.

Der Ruwenzori oder das „Mondgebirge".

Es ist also schon der Mühe wert, daß wir dieses Land besuchen und uns in demselben umsehen, sowohl was seine eigentümliche Gestalt als seine alten Baudenkmale, seine Vergangenheit und Gegenwart angeht.

1. Der Nil.

Ägypten verdankt alles, seine eigentümliche Gestalt und seine Fruchtbarkeit, dem großen Strome, dessen Thalsohle es bildet — dem Nil; ohne ihn wäre das ganze Land nichts als eine öde Sandwüste. Diesen Strom und seinen wohlthätigen Einfluß auf das Land wollen wir daher auch zuerst betrachten. Die Länge des Nils wird auf 6450 km angegeben; doch sind seine Quellen immer noch nicht völlig bekannt. Tief im Innern Afrikas, just unter der Äquatorlinie, liegen mehrere große Seen, von denen der eine, der Viktoria-Nyansa, allein 75 000 qkm bedeckt, also größer ist als das ganze Königreich Bayern. Dieses ungeheure Wasserbecken liegt mehr als 1000 m über dem Meeresspiegel und wird von Flüssen gespeist, deren Lauf und Quellen noch nicht genügend erforscht sind. Die Hauptquellen jedoch liegen, wie schon die Alten wußten, in dem „Mondgebirge", das Stanley auf seiner letzten berühmten Reise in dem gewaltigen Bergstock des Ruwenzori (vgl. das obenstehende Bild) gefunden zu haben glaubt, welcher zwischen dem Viktoria-Nyansa und Albert-Eduardsee nahe am Äquator seine mit ewigem Eise bedeckten Gipfel mehr als 5000 m in die Lüfte erhebt. Von diesen Höhen stürzen zahlreiche Quellflüsse und sammeln sich in den drei großen Quellseen, in dem Viktoria-, Albert-Eduard- und Albertsee, zum Nilstrom.

Nach dem Austritte aus diesen großen Quellseen eilt der Nil, meist in nördlicher Richtung, Nubien zu. In seinem obern Laufe braust der Strom bald in engen Felsenthälern, bald breitet er sich zu unabsehbaren Sümpfen aus und windet sich dann wieder trage zwischen Schilf und Wasserpflanzen und unter überhängenden Palmbäumen hin. Zahlreiche Nilpferde tummeln sich in ihm, und in leichten Kähnen treiben mit Pfeil und Bogen bewaffnete

Eingeborene, nach Jagdbeute ausspähend, auf seinen Wellen. Vor dem Eintritte in Nubien nimmt der Nil seinen Zwillingsbruder, den Blauen Nil, auf, der ihm die Gewässer Abessiniens bringt. Immer nördlich strömend, bricht er sich in Stromschnellen durch Granitberge seinen Weg nach Ägypten, wo er in der Nähe der Hauptstadt Kairo sich in zwei Arme teilt und endlich seine Wasser durch eine Unzahl von Kanälen, die durch Schleusen (vgl. untenstehendes Bild) gesperrt werden können, dem Meere zuführt, nachdem er etwa sechsmal den Weg von Berlin nach Paris oder von Köln nach Rom zurücklegte.

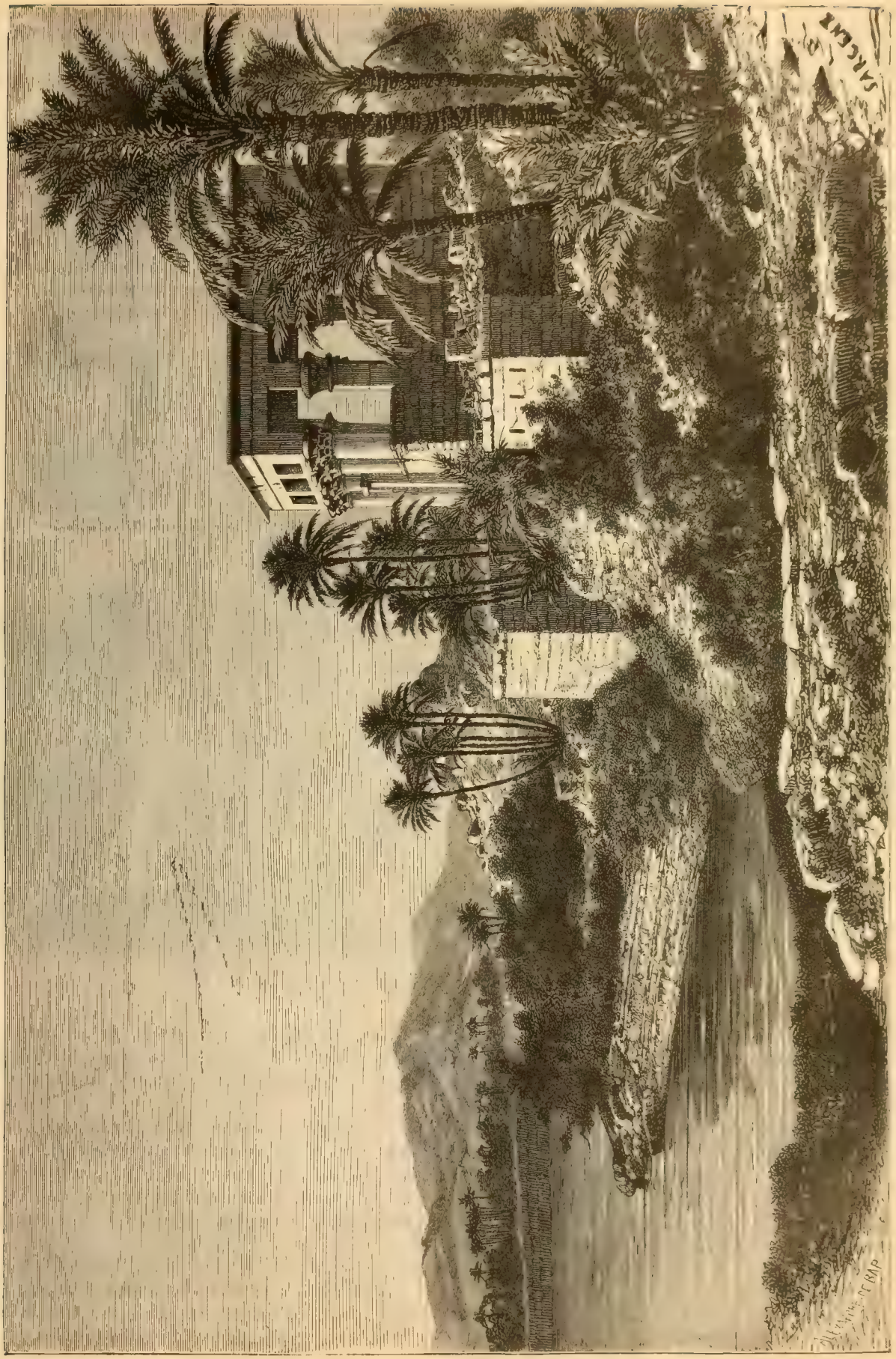
Soviel vom Laufe des Nils; nun etwas von der Weise, wie er Ägypten befruchtet. Jedes Jahr zu Anfang Juni beginnt der Strom zu steigen und über seine Ufer auszutreten. Seine Gewässer sind dann ganz mit fettem Schlamme gesättigt, der sich teilweise auf den Äckern und Wiesen Unterägyptens ablagert. Daher pflegen die Fellahs, wie man dort zu Lande die Bauersleute nennt, den Strom Abu Baraka, d. h. „Vater des Segens", zu nennen; sein Wasser wird als Kostbarkeit und Heilmittel versendet, und bei den Muselmännern geht die Rede, wenn es Mohammed vergönnt gewesen wäre, an seinen Wellen die Lippen zu netzen, so würde er sich von Allah ewiges Leben erbeten haben, um die Unsterblichkeit an seinen Ufern zu genießen. Sobald der Nil zu steigen beginnt, werden alle Schleusen gesperrt; denn jetzt kommt es darauf an, durch Kanäle und Schöpfräder seine Wasser überallhin zu verteilen, daß er das ganze Land überflute. Gegen Ende September erreicht der Strom seinen höchsten Wasserstand; dann

Nilschleuse des Ebrahim-Kanals.

bietet Ägypten einen eigentümlichen Anblick: das Festland ist fast verschwunden, und aus der unabsehbaren Spiegelfläche des Sees ragen nur die Dämme und, Inseln ähnlich, die Städte und Dörfer mit ihren Palmbäumen und Minarets empor.

Wenn der Nil hoch genug gestiegen ist, so wird zu Kairo die Schleuse des Hauptdammes mit großer Feierlichkeit durchstochen. In festlichem Gepränge, Fahnen schwingend, ziehen die „Munadis", welche beim Steigen des Flusses täglich in den Gassen die Flußhöhe ausrufen, am Vorabende durch die Stadt und künden das freudige Ereignis an. „Der Strom hat Überfluß gegeben," ruft der Munadi. „Er hat sein Maß erreicht," antworten die ihn begleitenden Knaben. Dann fährt der Wechselgesang etwa so fort: M.: „Der Kanalteich ist gefüllt." K.: „Und in den Gräben strömt das Wasser." M.: „Die Schiffe sind flott." K.: „Und zahllos flattern ihre Wimpel." M.: „Wohlan, bereitet euch zum Fest!" K.: „Die Mädchen haben sich geschmückt, und die alten Weiber taumeln umher."

Ganz Kairo folgt der Aufforderung zum Fest und zieht hinaus an die Ufer des großen Kanals. Am Abend nimmt die Feier unter Kanonendonner ihren Anfang; viele mit bunten Lampen geschmückte Boote kreuzen die ganze Nacht hindurch auf dem Strome; an den Ufern flammen blaue Leuchtfeuer; Raketengarben steigen zischend empor, und aus der Stadt von Zelten rundum tönt die ganze Nacht rauschende Musik. Beim Morgengrauen wird endlich der Hauptdamm durchstochen. Unmittelbar vor der Stelle, wo dieses geschieht, hat man eine Erdsäule im Flusse errichtet und mit



Ruinen auf Philä in Oberägypten. (S. 59.)

Blumen und Ähren bekränzt; diese Säule heißt die „Braut“. In grauer heidnischer Zeit soll es nämlich Sitte gewesen sein, eine geschmückte Jungfrau zum Danke für die gespendete Fruchtbarkeit als Opfer in die Wellen des Flusses zu werfen, und an die Stelle dieser „Braut“ hätten dann die Muselmänner die bekränzte Erdsäule gesetzt. Wenn der Pascha, die Richter und die Beamten gekommen sind, läßt man ein geschmücktes Festboot mit Gewalt gegen den schon gelockerten Damm rennen, der dem Stoße weicht, und unter dem vieltausendfachen Rufe: „Der Strom kommt, der Strom kommt!“ schwankt das Schiff auf den mitströmenden Wogen in den sich füllenden Kanal; ihm nach steuern hundert andere Boote. Der Kadi aber fertigt, je nach der Höhe, die der Fluß erreichte, die Urkunde aus, welche der Regierung die Erhebung des vollen Tributes zuspricht oder nicht erlaubt.

Sobald sich nun das Wasser zurückzieht, streuen die Fellahs den Samen in den mit fettem Schlamme bedeckten Boden, und üppig und rasch entwickelt sich das Wachstum. Bald ist das ganze Nilthal ein wogendes Meer von grünen Saaten und goldenen Ähren, und so war Ägypten durch seinen Nil früher die Kornkammer aller Nachbarländer.

Den Grund des regelmäßigen Anschwellens des Nils, dem Ägypten seine Fruchtbarkeit verdankt, kannten die alten Ägypter nicht. Durch seltsame Fabeln suchten sie das glückbringende Ereignis zu erklären. Noch heute lebt eine dieser Sagen im Munde der Nilbewohner: In einer der schönen Juninächte senke Gott einen Tropfen in den Strom, und dieser Tropfen lasse den Nil über seine Ufer treten. Der eigentliche Grund beruht in den wolkenbruchartigen Regen, die zu Ende der Trockenzeit über die Gebirge

Der Kopf der Sphinx und die Große Pyramide. (S. 59.)

Abessiniens niederstürzen; je reichlicher und anhaltender sie fallen, desto mehr tritt der Nil von Juni bis September über seine Ufer und desto reichlichern Schlamm bringen seine Wasser aus den Thälern Abessiniens. Die steilen Bergflanken nötigen nämlich die Regenmasse zu raschem Abfluß; nur der einzige Tanasee in der Höhe von 1750 m dient einem kleinen Teile der Wasser als Sammelbecken, und so ist der Blaue Nil, der, in weitem Bogen durch die Bergwelt von Abessinien strömend, die Gewitterregen aufnimmt, der eigentliche Urheber der Nilüberschwemmungen. Freilich fällt auf das Quellgebiet des Weißen Nil eine ungleich größere Masse des Tropenregens. Aber dort sind die großen Sammelbecken des Viktoria-Nyansa, des Albert- und Eduard-Albertsees und die weiten Sümpfe mit ihren Schlamm- und Pflanzenbarren. Diese ungeheuern Flächen, auf die sich die Regenmasse verteilt, verhindern den plötzlichen Abfluß der Gewässer. Sie senden dem Weißen Nil ihre beständigen Wasser, die nur wenig steigen und fallen, während der plötzlich hervorbrechende Überfluß des Blauen Nils in Unterägypten die befruchtende Überschwemmung hervorbringt.

Den Nil und seine fruchtbringende Thätigkeit, der Ägypten sein ganzes Dasein verdankt, haben wir nun gesehen; jetzt wollen wir noch, bevor wir uns der Gegenwart zuwenden, das eine oder andere jener uralten Baudenkmale betrachten, die uns von den Geschlechtern der grauesten Vorzeit dieses Landes erzählen.

2. Ein Blick in das alte Ägypten.

Schon zu den Zeiten des Patriarchen Jakob, also lange bevor es in unserer Heimat Städte und Dörfer gab, ja selbst lange bevor das alte Rom gebaut wurde, standen an den Ufern des Nils große Städte, ragende Paläste und riesige Tempel, deren un-

geheure Ruinen sich mit keinen Bauten späterer Zeiten vergleichen lassen. Da ist z. B. in Oberägypten das Trümmerfeld der alten Hauptstadt Theben, die mit ihrer Mauer von hundert Thoren eine Ebene von mehr als 200 qkm umschloß. Noch heutzutage erheben sich da bei den Dörfern Karnak und Luxor die Trümmer der alten Königspaläste und vieler Tempel, Obelisken, Standbilder. Ganze Reihen seltsam geformter Tierbilder, Sphinxe (vgl. das Bild S. 58) genannt (Löwenleiber mit Menschenköpfen), halten, halb vom Sande eingeweht, vor den alten Tempeln und Palästen Wache. Bei Karnak erhebt sich auf einer künstlichen Terrasse von 5½ km Umfang der um 1650 v. Chr. von einem alten ägyptischen Könige, Thotmosis (Thutmes) I., begonnene Tempelpalast, in dem ein einziger Saal über 4600 qm Flächenraum einnimmt und der im mittlern Raum eine Höhe hat, daß große Kirchen darin stehen konnten. 134 Säulen tragen die mächtigen Quadersteine der Decke; die Höhe der Säulen mißt 26 m, ihr Durchmesser 4 m, und auf dem obern Knaufe, dem Kapitäl, können 100 Menschen stehen. Man sollte meinen, ein Geschlecht von Riesen hatte diese Bauten aufgeführt und bewohnt. Der König Ramses der Große (Sesostris) baute sich am westlichen Nilufer eine ähnliche „große Wohnung". In einem Saale befinden sich noch die sitzenden Kolosse des Königs und der Königin aus rotem Granit gemeißelt; Ramses mißt von den Hüften aufwärts fast 20 m, hat eine Schulterbreite von 7 m, und der Zeigefinger seiner Hand ist 1½ m lang, also etwa so groß wie die meisten meiner jungen Freunde.

Wenn wir nun dem Laufe des Nils folgend die Stromschnellen hinabsteigen, so treffen wir unmittelbar vor dem ersten

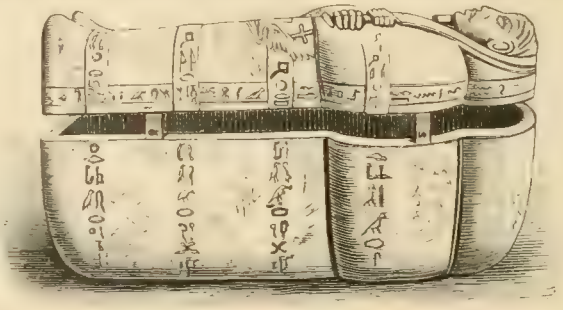
Die Pyramiden von Gizeh.

Falle eine Inselgruppe, unter welcher die Insel Philä durch ihre Schönheit und ihre Tempelüberreste berühmt ist (vgl. das Bild S. 57). Der Anblick ist in der That entzückend; der aus dem Strome aufragende Granitfelsen wird von den herrlichsten Palmen und immergrünem Buschwerk gekrönt, aus dessen saftiger Frische die weißen griechischen Marmorsäulen hervorschimmern. Denn die Tempelreste dieser Insel gehören nicht jener alten ägyptischen Zeit an, wie die oben beschriebenen von Karnak, sondern verdanken ihren Ursprung den spätesten Königen vor Christus, den Ptolemäern. Außer dem Haupttempel der Isis ist die Insel noch mit andern Baudenkmalen bedeckt; so erzählt z. B. ein Triumphbogen des Diokletian von der Unterwerfung Ägyptens durch die Römer. Auch berichten uns einige Kreuze und griechische Inschriften, daß dieser heidnische Tempel in den ersten christlichen Jahrhunderten in eine christliche Kirche umgewandelt wurde.

In Mittelägypten, unfern der heutigen Hauptstadt Kairo, wo das alte Memphis stand, erheben sich bei Gizeh die weltberühmten Pyramiden (vgl. das obenstehende Bild), die zu den höchsten Gebäuden der Erde zählen. Die größte unter ihnen ist die des Cheops; sie hat jetzt noch eine Höhe von 172 m; mit dem Gipfel maß sie einst nahe an 190 m. Jede der vier Flanken beträgt an der Grundlinie 280 m, so daß die Steine, aus denen sie erbaut ist, eine Masse von etwa 2 Millionen cbm bilden und man mit ihnen eine 2 m hohe und etwa 4500 km lange Mauer aufführen, also ein doppelt so großes Land als das Deutsche Reich umschließen könnte. Wozu haben diese ungeheuern Bauten gedient? Diese Frage hat viele gelehrte Leute beschäftigt, und es sind darüber dicke Bücher geschrieben worden. Die einen meinten, es seien die großen Kornmagazine des ägyptischen Joseph; andere wollten aus ihnen Sternwarten machen; wieder andere hielten sie gar für große

Schirmwände, welche den Flugsand der Wüste abhalten sollten. Seitdem man aber das Innere der Pyramiden kennt, weiß man, daß sie riesenhafte Königsgräber sind. Sie enthalten nämlich nur wenige Grabkammern: die vornehmste für den Sarkophag des Königs, eine für die Königin und wenige andere, wahrscheinlich für die nächsten Familienglieder.

Die alten Ägypter waren nämlich von der Hinfälligkeit und Eitelkeit dieses kurzen Erdenlebens völlig überzeugt und meinten, nur die Toten dürften dauerhafte Wohnungen haben. Da sie ferner abergläubischerweise glaubten, das Wohlergehen der Seele hange vielfach von der Erhaltung des Leibes ab, erfanden sie frühzeitig die Kunst, die Leichen einzubalsamieren und sie in Mumien (vgl. das untenstehende Bild) zu verwandeln. Für diese bauten sie dann unterirdische Prachthallen, und ein Totengericht mußte entscheiden, ob der Verstorbene der Einbalsamierung und Beisetzung in den Wohnungen der Toten würdig sei. Auch wurden ihnen verschiedene Geräte in die stille Behausung mitgegeben, namentlich auch Papyrusrollen, welche der Seele bei dem Gerichte vor den Göttern der Unterwelt von Nutzen sein sollten. Denn auch die alten Ägypter glaubten an ein Gericht nach dem Tode, das über das ewige Los der Seele zu bestimmen habe. Einige dieser Rollen haben sich bis heutzutage erhalten, und es ist den Gelehrten gelungen, sie zu entziffern. Wir wollen aus einer derselben eine kurze Stelle hersetzen, damit man sehe, wie wohl bekannt auch diesen alten Heiden die natürlichen Forderungen der Sittlichkeit waren.



Ägyptische Mumie und ihr Sarkophag.

„Ich habe keine Gotteslästerung begangen", verteidigt sich die hingeschiedene Seele vor ihren Richtern. „Ich habe nicht gelogen; ich habe niemanden meuchlerisch getötet; ich bin nicht träge gewesen; ich habe mich niemals betrunken; ich habe keinen ungerechten Befehl erteilt; ich habe mich keiner unschicklichen Neugierde schuldig gemacht; ich habe aus meinem Munde kein Geschwätz gehen lassen; ich habe niemanden geschlagen; ich habe keinem Ursache zur Furcht gegeben; ich habe nie verleumdet; ich habe mein Herz nicht von Neid anfressen lassen; ich habe nichts Übles nachgeredet dem Könige oder meinem Vater; ich habe keine falsche Anklage betrieben; ich habe meinem Sklaven nicht wehe gethan durch Mißbrauch meiner Gewalt über ihn." Und weil es nicht genug ist, nichts Böses zu thun, indem man auch seine Pflichten erfüllen muß, fügt die Seele in ihrer Verteidigung bei: „Ich habe den Göttern die Opfer entrichtet, die ihnen gebührten; ich habe den Hungrigen gespeist, den Durstigen gelabt, den Nackten mit Kleidern versehen" u. s. w.

Wer sollte da bei so vernunftgemäßen Anschauungen diese alten Ägypter für so unvernünftig halten, daß sie dem greulichsten Götzendienste fröhnten und Stiere, Katzen, Widder, den Vogel Ibis und anderes unvernünftiges Getier göttlich verehrten? Und doch war es so. Dem Stiere Apis z. B. bauten sie große Tempel und ließen ihn von Priestern bedienen, und wenn er verendete, so legte ganz Ägypten Trauer an. So tief kann also ein Volk fallen, das so gelehrt und kunstsinnig wie die alten Ägypter ist, wenn es von der wahren, von Gott geoffenbarten Religion abweicht.

Wohl meinten die alten Pharaonen in den riesigen Grabgebäuden der Pyramiden ungestört wohnen zu können. Sie haben sich getäuscht! Nicht einmal ein ruhiges Grab konnten sie sich mit all ihrer Macht erkaufen. Ihre Mumien wurden aus den Grabkammern herausgerissen und stehen jetzt in allen möglichen Museen den Blicken der Neugierigen bloßgestellt. In dem Museum von Bulak bei Kairo stehen ganze Reihen von Königssärgen, deren Anblick, wie der österreichische Reisende H. Himmel mit Recht sagt, jeden Besucher tief bewegen sollte.

„Ihr mächtigen Pharaonen," schreibt derselbe in seiner Orient-Reise, „die ihr stumm und starr daliegt, wie habt ihr es verdient, nach all dem Glanze eures Lebens, nach all den Mühen und den vielen Sorgen um eine würdige Grabesstätte nun hier zu liegen, wo ihr zu Schaustücken fremder, die Heiligkeit des Todes verletzender Neugierde geworden seid! Ist es nicht tief ergreifend, hier am Sarge, an der Leiche Ramses' des Großen (vgl. das Bild S. 61), des Sesostris der Griechen, zu stehen, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte, dessen Regierungszeit für Ägypten den Gipfelpunkt des Glanzes und der Macht bedeutete, dessen erhabene Größe im Kriege wie im Frieden die gleiche war? Er verband den Nil mit dem Roten Meere, schuf große Handels- und Kriegsflotten, knüpfte rege Verkehrsbeziehungen mit Arabien und Indien, baute zahllose Städte und Burgen und schmückte das Reich von Norden bis tief in den Süden hinab mit den großartigsten, herrlichsten Tempeln, deren Reste heute noch das Staunen der Welt erregen. An der Spitze eines Heeres von mehr als 500 000 Streitern bekriegt Ramses der Große Äthiopien, dringt dann nach Asien, besiegt die Chittim, erobert Askalon, Jerusalem und so viele andere Städte und unterwirft sich Palästina, Syrien und Mesopotamien. Unter ihm blühen alle Künste und Wissenschaften, und als das herrlichste unter allen Ländern damaliger Zeit steht Ägypten da. Ramses ist der Pharao, von dem die Bibel an mehr als einer Stelle spricht; er ist der Vater jener Pharaonentochter, welche das Knäblein Moses gerettet hatte, und in seinem Palaste war es, wo dem heranwachsenden Moses die Geheimnisse des ägyptischen Kultus und Wissens sich eröffneten.

„Und dieser hölzerne Sarg, an dem ich tief gerührt, schmerzlich bewegten Herzens nun stehe, er birgt die Leiche dieses großen Königs! Kennt die Geschichte ein ergreifenderes, deutlicheres, ein nur ähnliches Beispiel der Vergänglichkeit irdischer Größe! Die Leiche Ramses' des Großen das mit der Nummer 5233 bezeichnete Schauobjekt eines Museums! Das ist die Stelle, wo Könige ihre Söhne Demut lehren sollten und wo der Hochmut der Menschen erkennen müßte, daß hienieden alles eitel ist."

3. Das heutige Ägypten.

Seit den Tagen, da die alten Pharaonen in Ägypten herrschten, hat sich im Thale des Nils unendlich viel geändert; nur der segenbringende Strom ist sich gleich geblieben.

Im Jahre 525 v. Chr. eroberte der Perserkönig Kambyses Ägypten, und als zwei Jahrhunderte später sich die Ägypter dem persischen Joch entziehen wollten, wurden sie 350 v. Chr. aber-

mals von den Persern bezwungen. Ein halbes Menschenalter später besiegte Alexander der Große die Perser und zog im Triumphe in Heliopolis ein. Die Hafenstadt Alexandrien, die er gründete, und die eine der prachtvollsten Städte der Welt wurde, verkündet heute noch seinen Namen. Sein Erbe am Nil übernahm Ptolomäus mit dem stolzen Beinamen „Soter", d. h. der Erretter, dessen Haus Ägypten beherrschte, bis das Land von Rom erobert und in die Reihe der römischen Provinzen aufgenommen wurde.

30 Jahre später flüchtete auf Befehl des Engels der hl. Joseph mit der lieben Mutter Gottes und dem göttlichen Jesuskinde nach Ägypten und blieb daselbst, bis der Engel ihm abermals erschien und ihn aufforderte, nach dem Gelobten Lande heimzukehren, da diejenigen gestorben seien, welche dem Kinde nach dem Leben trachteten. So wurde Ägypten für das Christentum eingeweiht, das bald nach der Auferstehung des Herrn am Nil emporblühte. Unter der Herrschaft Roms, namentlich während der großen Verfolgung Diokletians, floß viel Märtyrerblut in Ägypten. Als das Christentum endlich siegte, kam das Land unter die Herrschaft der Kaiser von Byzanz, und bald brachen Irrlehren und Spaltungen aus. Zur Strafe dafür übergab Gott Ägypten der Gewalt der Araber.

Grabstatue Ramses' II. (S. 60.)

Amru, der Feldherr des Kalifen Omar, eroberte das Nilthal im Jahre 638, und drei Jahre später fiel auch Alexandrien in die Macht der Mohammedaner. Umsonst versuchte der hl. Ludwig, der 1249 Damiette eroberte, den Halbmond aus Ägypten zu vertreiben und Jerusalem mit dem heiligen Grabe zurückzugewinnen. Ägypten blieb unter dem Islam, zuerst unter den Kalifen, dann unter unabhängigen Herrschern (870—1250), denen Mamelukensultane (1250—1516) folgten. Mamelut bedeutet eigentlich so viel als Sklave; die Leibwachen hatten nämlich die Herrschaft an sich gerissen. Sultan Selim I. entthronte 1517 den letzten Mamelukenherrscher und reihte Ägypten als Provinz (Paschalik) dem türkischen Reiche ein, dem es seither, wenigstens dem Namen nach, angehört. Thatsächlich blieb freilich die Gewalt in den Händen der Mamelukenhauptlinge, die unter dem Titel „Bey" eine wahre Räuberwirtschaft fortführten, bis ihnen Mohammed Ali ein blutiges Ende bereitete. Am 1. März 1811 ließ er sie auf der Citadelle von Kairo verräterischerweise zusammenhauen; von 480 soll nur einer durch einen kühnen Sprung dem Tode entronnen sein.

Es ruhte aber kein Segen auf Mohammed Ali und dem durch ihn gegründeten Herrscherhause. Er selbst starb wahnsinnig. Sein Nachfolger Abbas Pascha endete durch Meuchelmord, dessen Nachfolger Said Pascha, unter dessen Regierung der Suezkanal begonnen wurde, starb elend und so verlassen, daß auch nicht ein Beamter oder Freund seiner Leiche folgte. Ismail Pascha, der nach ihm die Zügel der Regierung als Khedive (d. h. Vicekönig) ergriff, wurde wegen Verschwendung abgesetzt und lebt verbannt in Italien, während der gegenwärtige Khedive Taufik Pascha nur mit Hilfe englischer Truppen wieder auf den Thron gehoben wurde. — Das also vom Khedive unter Aufsicht verwaltete „Vicekönigreich Ägypten" hat, seit der Erhebung des Mahdi und dem Verluste der Sudanprovinzen, nur mehr rund 1 Million qkm Flächenraum. Es erstreckt sich zwischen dem Roten Meere und der Libyschen Wüste jetzt noch bis Wadi-Halfa, während sein Reich ehedem bis an die großen Seen unter dem Äquator

reichte. Ungeheure Strecken sind wertloses und unbewohntes Wüstenland. Nur Unterägypten und so weit der Nil in Mittelägypten durch Kanäle verzweigt wird, ist ein wirklich fruchtbares Land.

Die Einwohner im eigentlichen Ägypten schätzt man auf etwa 7 Millionen. Der Kern der Bevölkerung sind auch heute noch die Nachkommen des alten Pharaonenvolkes, wie schon der Vergleich zwischen ihren Gesichtszügen und den Ägyptern auf den alten Denkmälern des Landes zeigt. Sie haben sich aber in zwei Klassen gespalten, in die Fellachen und Kopten (vgl. das Bild S. 63). Die Fellachen haben sowohl die Sprache als die Religion ihrer arabischen Unterjocher angenommen. Der Name kommt von dem arabischen Wort fellaha her, welches „pflügen" bedeutet, und giebt ihre Hauptbeschäftigung, den Ackerbau, an. In den Städten nennt man sie auch jetzt noch „Ahe Faraun", d. h. „Volk Pharaos". Sie sind von mehr als mittlerer Größe, sehnig und hager; die Hautfarbe ist bald hell bald dunkelbraun. Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, Treue und Friedfertigkeit zeichnen sie aus; im Schweiße ihres Angesichts bestellen sie die Felder, um mit dem Erträgnisse die Launen ihrer Beherrscher zu bezahlen und nebenher in Not und Arbeit das eigene Leben zu fristen. Ihre Wohnungen (vgl. untenstehendes Bild) sind elende Hütten, oft wahre Erdlöcher, in denen sie in einem und demselben Raume mit den Haustieren zusammenhausen. Die Kopten, deren Anzahl auf 400 000 Seelen angegeben wird und die gleichfalls von den alten Ägyptern abstammen, haben viel mehr von ihrer Eigenart bewahrt als die Fellachen. Schon ihr Name, der eigentlich „Gypt" heißt, verkündet, wessen Stammes sie sind. Sie haben überdies, wenigstens beim Gottesdienste, die altägyptische Sprache beibehalten und sind trotz aller Verfolgungen dem christlichen Glauben treu geblieben. Freilich ist derselbe durch die Irrlehre entstellt, daß Christus keine menschliche, sondern nur die göttliche Natur habe. Wir werden diese christlichen Ägypter, welche für uns ein besonderes Interesse haben, noch näher kennen lernen.

Die Beduinen Ägyptens, die auf etwas über eine halbe Million angegeben werden, sind Nomaden arabischer Abkunft. Sie nähren sich von Viehzucht und ziehen, wie zur Zeit Abrahams,

Fellahdorf.

von Oase zu Oase, unter ihren Stammeshäuptern ein einfaches, patriarchalisches Leben führend. Man rühmt an ihnen Gastfreundschaft und Treue. Die Milch ihrer Herden, die Datteln ihrer Palmen und das Wasser ihrer Quellen sind fast alles, was sie brauchen; eine Schale Kaffee ist ihr einziges Genußmittel. An Festtagen kochen sie Reis und Schaffleisch und setzen auch wohl dem Gaste eine Wabe wilden Honigs vor. Sehr von diesen einfachen und unverdorbenen Naturmenschen verschieden ist die arabische Bevölkerung der Städte. Dieselbe ist dem Müßiggang ergeben und in hohem Grade unzuverlässig, doch nicht mehr so christenfeindlich wie früher.

Die Verwaltung des Landes ist äußerlich nach europäischem Muster zugeschnitten, in Wahrheit aber herrscht Willkür, Schlendrian und Unterschleif, wobei das an sich reiche Land schmählich ausgesogen und die arbeitenden Fellachen hart bedrückt werden, heute noch ebenso schlimm wie zur Zeit der schlimmsten Mamelukenherrschaft. Den großen Städten und Provinzen stehen Mudirs vor; der Mudir soll Recht sprechen, Polizei üben, die öffentlichen Bauten überwachen, wozu namentlich die Schleusen und Dämme gehören. Unter dem Mudir steht der Nazir (Kreisvorsteher), unter diesem die Hakims-Chatt (Bezirksvorsteher), welche ihrerseits die Ortsvorsteher (Schechs-el-beled) unter sich haben. Der Kadi ist Richter in allen Fragen, die mit dem Koran zusammenhangen, also auch in Erb- und Ehesachen. Die Beamten wie die Richter sind durchweg bestechlich, und ein reichlicher „Backschisch" (Trinkgeld) verfehlt vom Thürsteher bis zum Minister selten seine gute Wirkung. So ist Ägypten, das bei einer vernünftigen Verwaltung ein fruchtbares und glückliches Reich sein könnte, unter der Wirtschaft des Halbmondes bettelarm geworden.

Wir wollen uns nun nach diesen allgemeinen Schilderungen die Verhältnisse im Reiche des Khedive etwas näher ansehen und zunächst seine Hauptstadt, das viel gepriesene Kairo, besuchen.

4. Ein Gang durch Kairo.

Alexandrien, in dessen Hafen unser Schiff vor Anker geht, ist eine fast ganz europäische Handelsstadt von 227 000 Einwohnern,

mit breiten, geraden Straßen. Sie liegt auf dem sandigen Uferstreifen zwischen dem Meere und dem sumpfigen Mareotissee; ein Kanal verbindet den Hafen mit dem Nil. Ihre Gründung verdankt sie, wie der Name sagt, Alexander dem Großen, und sie war eine der berühmtesten Städte des Altertums. Seit die beiden großen Obelisken, die man „die Nadeln der Kleopatra“ nennt, der eine nach London, der andere nach New York gebracht sind, ist die Pompejussäule das einzige bedeutendere Denkmal, welches von ihrer einstigen Berühmtheit Kunde giebt. Dieselbe erhebt sich auf einem kahlen Hügel; der gewaltige, aus einem einzigen Stück roten Syenits gemeißelte Schaft ist 20 m hoch und wird von einem etwas plumpen Kapitäl gekrönt, das eine Statue Diokletians getragen haben soll. Bei dieser Säule soll das berühmte Serapeum gestanden haben, ein Riesenbau mit Säulengängen, Höfen und zahlreichen Sälen und der großartigsten Bibliothek des Altertums. Zu Cäsars Zeit soll sie 900 000 Schriftrollen umfaßt haben. Das alles ist spurlos verschwunden; moderne Straßen, Gärten und Häuser, wie wir sie in jeder europäischen Stadt sehen können, bedecken die Stätte der alten Herrlichkeit. Wir wollen uns also nicht länger in dieser großen Hafenstadt aufhalten und eilen nach Kairo.

Von Alexandria aus können wir auf der Eisenbahn die Hauptstadt Ägyptens erreichen; wir dürfen aber ja nicht die dritte Klasse nehmen, sonst müssen wir uns mit untergeschlagenen Beinen mitten unter die Türken und Beduinen auf den Boden setzen; denn von Bänken ist da keine Rede. Welch ein Gedränge und Geschrei, bis alles pünktlich eingepfercht ist! Zwischen der wogenden Menge schreitet großmächtig der türkische Schaffner in seinem von Schmutz glänzenden blauen Kaftan mit dem weißen Turban auf dem Kopfe auf und ab, mit Blicken und Gebärden seine Befehle verkündend. Endlich sind die Wagen gefüllt, und der Zug setzt sich in Bewegung, erst durch das fruchtbare Deltaland, dann auf riesigen Gitterbrücken über die breiten Nilarme, weiter durch nackte Sandsteppen, und endlich tauchen in der Ferne in blauem Dufte, durch Hügel von Flugsand halb verdeckt, zunächst die Pyramiden von Gizeh auf; dann zeigen sich hochragende Minarets und Kuppeln. Der Zug hält, und der Schaffner ruft: „Masr-el-Kahira“ — wir sind zur Stelle. „Die Perle des Orientes“, wie der Araber diese Stadt nennt, liegt vor uns (vgl. das Bild S. 64).

Koptin. (Nach Ebers, Ägypten.)

Kopte. (Nach Ebers, Ägypten.)

Fellah. (Nach Ebers, Ägypten.)

Beduine. (Nach Ebers, Ägypten.)

Ägyptische Typen. (S. 62.)

Um ein annäherndes Bild von Kairo zu erhalten, das 368 000 Einwohner zählt, dürfen wir bloß die eine oder andere Straße durchwandern (vgl. das Bild S. 65). Die Frankenstraße, in der meist europäische Kaufleute wohnen, wollen wir nur flüchtig durcheilen, um gleich nach dem Chan-Kahlil, „dem reichen Bazar“, zu kommen. In den orientalischen Städten ist es Sitte, daß die Verkäufer, nach Gilden geordnet, nebeneinander ihre Buden haben: so treffen wir den Markt oder Bazar der Kupferschmiede, Schneider, Schuster, Sattler, Schreiner, Pfeifenbohrer, Blechschläger u. s. w. Die Buden sind zu beiden Seiten der oft engen, unebenen und ungepflasterten Straßen. Die Gassen selbst sind, um die Hitze abzuhalten, oben mit Tüchern überspannt, die oft in Lumpen herunterhängen. Mit untergeschlagenen Beinen, die Pfeife schmauchend, sitzt der Araber unter seinen Schätzen und wartet ruhig auf Käufer. Da tritt ein Kauflustiger herbei, und nach dem üblichen Gruße: „Selam aleikum“ (Friede sei mit dir) und der Antwort: „Aleikum es-selam“ (Mit dir sei Friede) verlangt er den gewünschten Gegenstand. Nun beginnt die Feilscherei; denn man muß wissen, daß alle Orientalen überfordern. „Madschallah!“ (Lob sei Gott!) beteuert der Kaufmann, „ich gebe es dir noch viel zu billig! Gestern noch verkaufte ich dieselbe Ware einem Giaur (so werden verächtlich die Christen genannt) für das Doppelte; aber freilich du bist einer von den Gesegneten Mohammeds (gepriesen sei der Prophet Allahs!), bei dir muß ich schon billige Preise machen, o Bruder!“ So können Käufer und Verkäufer bei einer Tasse Kaffee stundenlang markten, bis endlich der eine mürbe wird, und der Handel zu stande kommt. Wenn um die Mittagsstunde dann der Ruf der Muezzin von den Minarets herab zum Gebete auffordert, werfen sich die Krämer auf ihre Teppiche nieder oder gehen auch wohl zu einer nahen Moschee, um dem Gesetze genugzuthun. Die Bude bleibt aber auch unbewacht doch offen und nur durch ein Netz abgesperrt.

Wir gehen weiter, an den verschiedenartigsten Buden vorüber und gelangen zu den Kaufläden der Kleiderhändler. Welches Durcheinander von Farben und Formen! (Vgl. die Bilder S. 66.) Weiße und grüne Turbane, rote Tarbusche, bunte Seidentücher aller Art zur Kopfbedeckung; dann Jacken und Kaftans, reich mit Stickereien verziert, bunte und weitfaltige Beinkleider, hoch-

geschnäbelte rote oder gelbe Saffianpantoffeln, persische Shawls von brennenden Farben, weiß und braun gestreifte Burnusse — das alles liegt und hängt in bunter Fülle durcheinander. Recht interessant beschreibt uns ein englischer Reisender im Gegensatze zu den Schätzen des „reichen Bazars“ die Bude eines armen Spezereiwarenhändlers, wie es deren in Kairo fast unzählige giebt:

„Die kleine Bude meines Scheich Mohammed kann als ein wahres Muster von der Betriebsamkeit der Leute am Nil gelten. Sie bildet einen Verschlag von nicht einmal 2 m Breite und mag ebenso tief sein; durch eine Bretterwand ist sie in zwei Abteilungen gesondert; die hintere enthält das Warenlager — eine Menge leerer Körbe liegt dort auf dem staubigen Boden umher. In der vordern Abteilung liegen und stehen alle für den Verkauf bestimmten Gegenstände ohne Ordnung durcheinander. Hier eine Matte, auf der persischer Tabak ausgebreitet ist, dort Gefäße mit Pfeifen, ein Korb aus Palmblättern mit schlechten Kaffeebohnen, brauner Zucker, in braunes Papier eingehüllt. Auf dem Auslagebrett stehen hölzerne, abgegriffene Büchsen mit allerlei Spezereien und Apothekerwaren; sie tragen alle eine Aufschrift, die aber mit dem Inhalt nicht immer stimmt; denn ich finde Pfeffer in der Rhabarberbüchse, Arsenik in der Schmirgelbüchse. In einer sorgfältig angeketteten Schublade liegen einige kleine Münzen, beschädigte Parfümerien, schlechter Spießglanz zum Färben der Augenbrauen, rote Schminke, die nicht besser ist, zum Färben der Fingernägel. Ein Paar alte verrostete Wagschalen, die so mangelhaft sind, daß selbst die käufliche ägyptische Justiz sich ein Gewissen daraus machen würde, mit ihnen abzuwägen, und einige Steine und Metallplättchen bilden das Mobiliar. An den Nägeln der

Kairo. (S. 63.)

Vorderseite hängen Talglichter, Wachsstöcke und Bündelchen Papierzigarren — alles dick mit Staub überzogen. Von einer Thüre ist natürlich keine Rede; statt ihrer hat mein Scheich einen durchlöcherten Vorhang, welcher den Kaufmann vor Fliegen und die Waren vor Dieben schützen muß. Endlich ist noch eine große hölzerne Fallklappe vorhanden, die bei Tage in die Höhe geschlagen und abends niedergelassen wird. Vor der Bude stehen zur Bequemlichkeit der Käufer zwei Schemel mit zerrissenen Polstern, die von Ungeziefer wimmeln.“

Übrigens wird nicht nur in den Buden, sondern auch in den Gassen gehandelt: da werden kostbare eingelegte Waffen angeboten, Amulette aus Mekka vom Grabe des Propheten, Süßigkeiten und Früchte, Datteln und Weintrauben, Aprikosen und Pfirsiche. Garköche bieten allerwärts frischgebratenes Hammelfleisch mit Reis zum Kaufe. Schon der alte Sebastian Frank, der im 16. Jahrhundert eine „wahrhaftige Abkonterfeiung“ von Kairo schrieb, erzählt uns von diesen öffentlichen Küchen: „Es sind auch da bis in 15 000 gemeiner Küchen, darin man täglich allerlei Kost und Speis kocht, Gesottenes und Gebratenes; denn die Einwohner kochen wenig in ihren Häusern. Aber viel Köche gehen in der Stadt herum, einen Kochherd mit Feuer auf dem Kopfe tragend. So jemand etwas haben will, heben sie das Öfelein vom Haupte ab und kochen dem Hungrigen um ein ziemlich Stück Geld alles, wozu er gerade Lust hat.“

Man begreift nur kaum, wie das alles mitten in dem Drängen und Wogen der engen Bazarstraßen möglich ist, von dem schon der eben angeführte alte Schriftsteller sagt: „Es wibelt (wimmelt) in allen Gassen, wie zu Rom in einem Jubeljahr. Arme und reiche Ägypter, Araber, Mauren, Nubier zu Fuß und zu Pferd, auf Eseln und Kamelen; dicht vermummte Frauen, von Sklavinnen

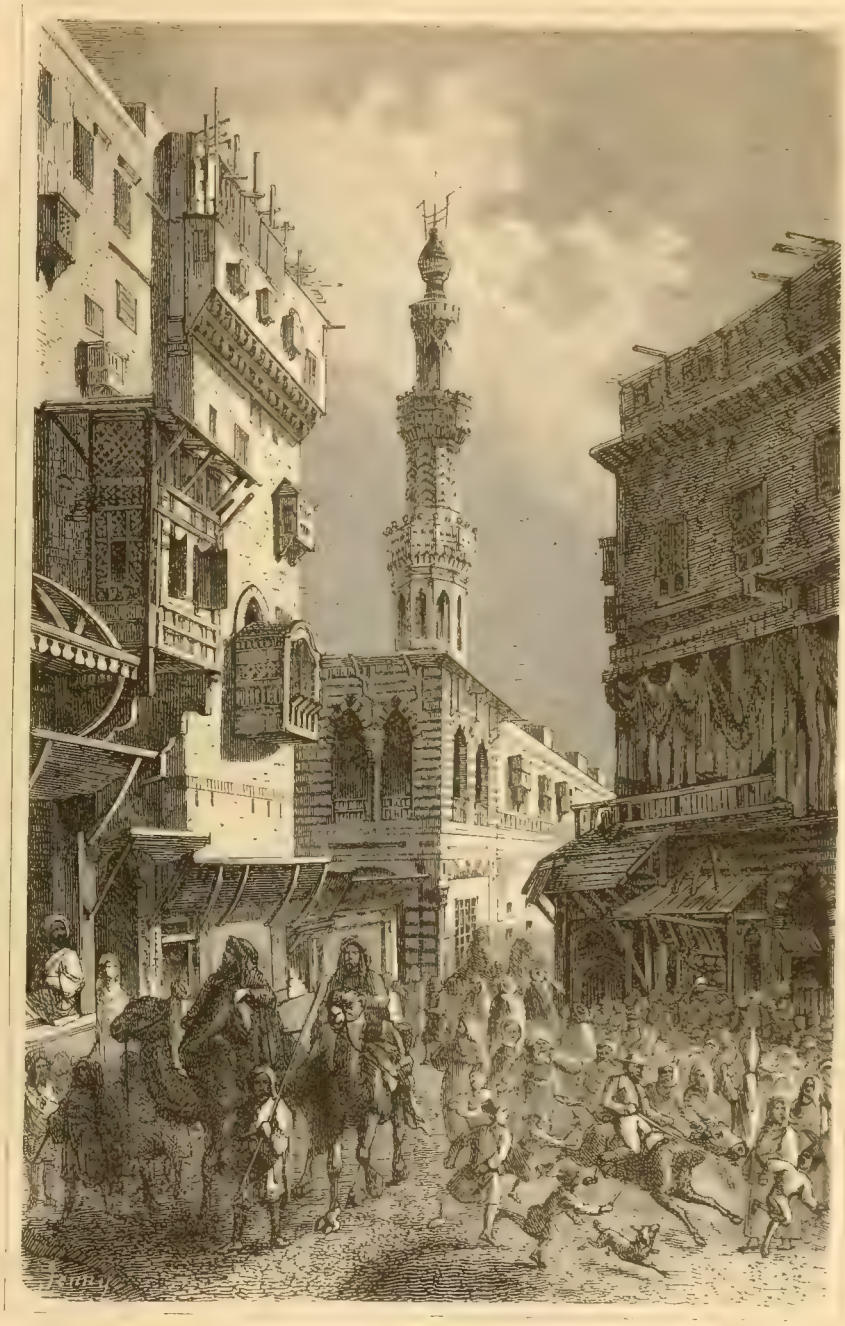
begleitet, bettelnde Derwische mit hoher spitzer Filzmütze, und halbnackte türkische ‚Heilige', sogen. ‚Schech', Soldaten, Kaufleute, Diener — alles wogt und drängt durcheinander. Dazwischen lange Züge beladener Kamele, denen der Ruf des Treibers: Guarda, ariklak, jaminak, jamalak — aufgepaßt auf deine Füße zur Rechten, zur Linken — durch den Menschenstrom Bahn bricht." Man weiß nach einiger Zeit nicht mehr, wo einem der Kopf steht, und ist ganz glücklich, durch eine der lärmenden Gassen den Ausgang zu den schönen Gärten Ibrahim Paschas zu finden.

Da können wir uns im Schatten hoher, gefiederter Palmen, weitästiger Sykomoren, breitblättriger Bananen und dunkler Cypressen von dem Lärm des Bazars erholen und auf das Häusermeer hinblicken, das über 300 000 Menschen beherbergt. Wie wenige aus dieser großen Zahl teilen mit uns das Glück, den wahren Glauben zu haben und somit zu wissen, weshalb sie denn eigentlich hienieden leben und arbeiten!

5. Ein Besuch in einem mohammedanischen Kloster.

Die Mohammedaner halten große Stücke auf alle, welche sich einem vollkommenen Leben widmen, das Irdische vernachlässigen und der Betrachtung sich ergeben. Das ist nun alles gut und schön, aber sie haben ihre eigenen Begriffe über die Vollkommenheit. Blödsinnige und Narren werden von ihnen als ganz besonders heilige Menschen angesehen; denn sie meinen, der Geist dieser armen Leute weile im Himmel und schaue Gott, während nur der gröbere Teil auf Erden wandle. Wer einmal den Ruf eines „Heiligen" hat, der kann getrost auch die unsinnigsten Handlungen begehen und alle Vorschriften der Religion übertreten — man wird ihn nur um so mehr als einen ganz in Andacht versunkenen Mann ansehen, der aus lauter Frömmigkeit sich selbst und seine Umgebung gänzlich vergessen habe. So sieht man denn diese Verrückten oder Betrüger fast nackt und vor Schmutz starrend in den Straßen umherlaufen, und sie sind des Almosens der Muselmanner um so gewisser, je abscheulicher sie sich gebarden.

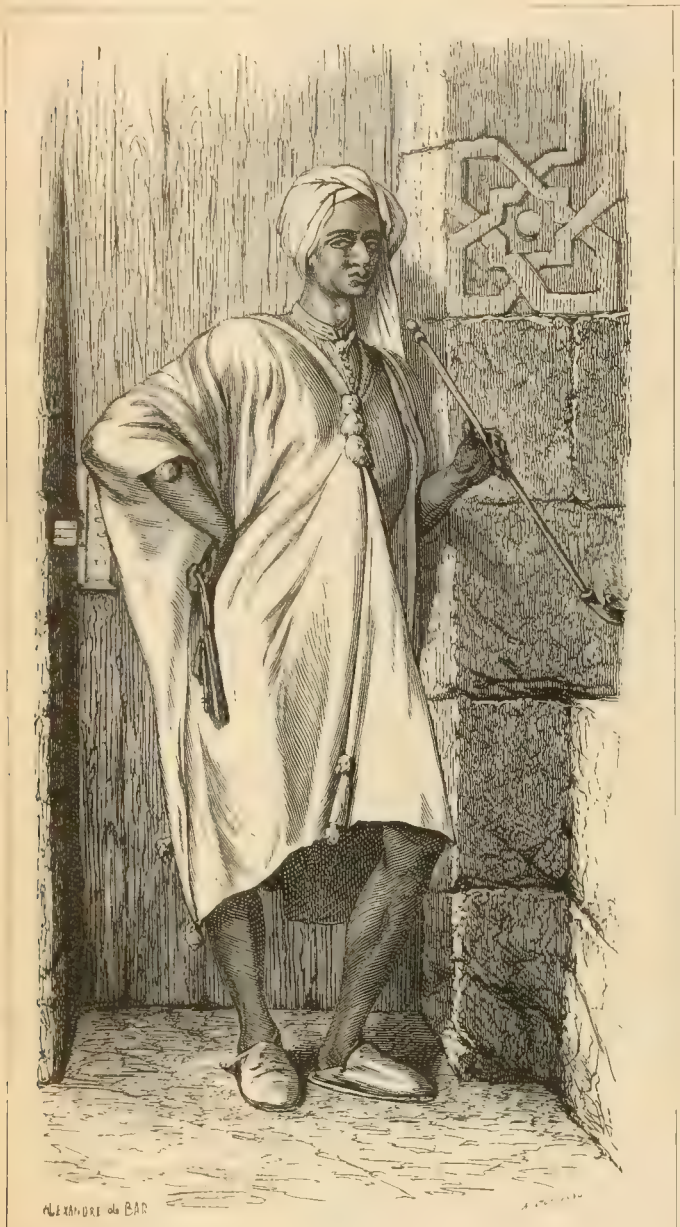
Ganz ähnlich wie diese öffentlichen „Heiligen" treiben es die türkischen Derwische oder Mönche, die entweder in Klöstern zusammenwohnen oder auch einzeln, als wahre Landstreicher im eigentlichen Sinne des Wortes herumwandern. Das Kloster, welches wir besuchen, ist das der tanzenden Derwische (vgl. das Bild S. 67); es giebt auch „heulende", „bellende", „fastende" und „sich geißelnde" Derwische. Das Kloster wird von drei Seiten von einem verwilderten Garten umschlossen, in dessen Mitte das Becken eines verwahrlosten Springbrunnens steht. Statt Wasser füllt es zur Hälfte Sand, und grüne Eidechsen sonnen sich in ihm statt der frühern Goldfische. Eine Steintreppe führt uns in den Bogengang des ersten und einzigen Stockes. Auf diesen Gang münden die Zellen der Derwische; die des Scheich oder Obern ist etwas größer. Niedrige Divane laufen längs den Wänden hin, und einige Täfelchen hängen an den Mauern. Darunter befindet sich die Abbildung des Mewlewi-Klosters zu Konia in Kleinasien, das der Hauptsitz des Ordens ist; die übrigen Tafeln zeigen den in den verschiedenartigsten Schnörkeln geschriebenen Namen des Ordensstifters, des Scheich Dscheladdin Rumi. Durch lange, seltsam gewundene Gänge gelangen wir von hier zu der gemeinsamen Halle, wo die Derwische ihre Tänze halten. Der Mittelraum ist durch Gitterwerk abgesperrt und mit Matten belegt. Jetzt erscheinen die Derwische, in weite graue, blaue, braune und schwarze Mäntel gehüllt, hohe spitze Filzhüte auf dem Kopfe, verneigen sich gegen Mekka und stellen sich im Kreise auf. Wenn der Scheich seinen Platz eingenommen hat, treten alle der Reihe nach vor ihn und verneigen sich zur Rechten



Straße in Kairo. (S. 63.)

und zur Linken vor dem Teppiche zu seinen Füßen, in den der Tempel von Mekka gewirkt ist. So geht es fünfmal im Kreise herum, dann lassen sie plötzlich den Mantel fallen, treten wieder vor den Scheich und fangen nach abermaligen Verbeugungen an, sich wie die Kreisel zu drehen, erst langsam, dann schneller, daß der faltenreiche Leibrock wie ein Rad im Fluge sich ausbreitet. Es ist unglaublich, wie lange sie dieses Kreiseln fortsetzen; einige fallen hin, mit Schaum vor dem Munde, und werden beiseite geschleppt, während die andern noch immer kreiseln. Endlich giebt der Scheich ein Zeichen, und alle stehen kerzengerade, verneigen sich, hüllen sich in ihre Mäntel und gehen in ihre Zellen zurück, von den Türken um so heiliger gehalten, je länger sie das Kreiseln aushalten können.

Die armen Leute! Wie sie sich selbst und die andern betrügen!



Ein Nubier in Kairo. (S. 63.)

Eine Frau aus dem Volke in Kairo. (S. 63.)

6. Das Geburtsfest Mohammeds in Kairo.

Erst im Jahre 1610, also mehr als 1000 Jahre nach Mohammeds Geburt, ist es dem Sultan Achmed I. eingefallen, den Geburtstag des Lügenpropheten unter die öffentlichen Feste aufzunehmen, und seither feiern ihn die „Gläubigen" in der zwölften Nacht des dritten Monats. Die Lustbarkeiten beginnen aber schon neun Tage früher und dauern ununterbrochen Tag und Nacht fort, bis sie in der zwölften Nacht ihren Höhepunkt finden. In Kairo ist der große Platz „Esbekijeh" der Schauplatz des Festes; Hunderte von Zelten umfassen ihn. In der Mitte werden hohe Masten errichtet, einzelstehende und verbundene, bestimmt, bei Tag bunte Flaggen und Wimpel, bei Nacht aber schimmernde Lampen zu tragen. Zahllose Buden mit Eßwaren und Süßigkeiten stehen allerwärts und sind auch bei Nacht geöffnet. Tänzer und Tänzerinnen, Musikanten und Romanerzähler, Taschenspieler und Wahrsager, Seiltänzer und Zauberer produzieren Tag und Nacht ihre Künste. Ganze Schwärme halb rasender Derwische ziehen umher

und brüllen ohne Ende ihr ewiges: „La ilah illa Allah“ (Es giebt keinen Gott außer Allah), und dabei neigen sie sich und beugen sie sich und hüpfen und springen wie die reinsten Tollhäusler.

Endlich ist die zwölfte Nacht, „die gesegnete Nacht“, gekommen. Ganz Kairo ist hinausgeströmt, um das Fest mitzumachen. An den Masten und den sie verbindenden Tauen und Stangen flimmern Hunderte von Lampen, die Umrisse von Blumen und Löwen bildend oder die Namen Allahs und des Propheten mit feurigen Punkten zeichnend. Reiches Feuerwerk wird abgebrannt, Leuchtkugeln steigen, Schwärmer schlängeln auf, platzen und sprühen grüne, rote und blaue Sterne herab. Wie staunen die Söhne der Wüste, die von weit her gekommen sind und vielleicht zum erstenmal solche Wunder sehen! Und doch würde man sich trotz alles Glanzes, der entfaltet wird, täuschen, wenn man glaubte, es wäre in Wahrheit ein freudiges Fest: gerade im Gegensatze zu diesen Anstalten stehen die Tausende und Tausende unter einem drückenden, beängstigenden Gefühl, das sich in dem dumpfen Schweigen der Menge kundgiebt. Jetzt hört man ein fernes Getöse, das immer näher und näher kommt. Es sind die verschiedenen Derwisch-Orden Kairos, die mit zahllosen Fahnen und Laternen und lautem Geschrei daherstürmen. Ihnen folgen die „Gottbegeisterten“, Gruppen von 12—14 Menschen, die sich wie Besessene gebärden. Junge kräftige Leute, die sich die Hände reichen und so einen Kreis um diese unglücklichen Menschen bilden, führen und schieben dieselben durch die Menge. Man kann sich kaum etwas Scheußlicheres denken als diese trunkenen Derwische. Ihre Arme hängen schlaff herunter, die Augen rollen, der Kopf hangt vorwärts oder rückwärts, die Beine versagen ihren Dienst. Bleich

Tanz der Derwische. (S. 65.)

und Toten ähnlich scheinen sie jeden Augenblick hinzustürzen. Ihr Anblick flößt mehr Abscheu ein als Mitleid; sie haben sich durch Genuß des berauschenden Haschisch in diesen widerlichen Zustand gebracht.

Die Derwische, die ihrer noch mächtig sind, erheben unterdessen, in Gruppen um die Mastbäume gelagert, ohne Ende den „Zikr“, d. h. Gesang, wiederholend: „Es giebt keinen Gott außer dem wahren Gott“, immerfort sich nach vor- und rückwärts beugend, den Kopf nach rechts und links werfend; dabei werden sie immer feuriger, sie springen und stoßen greuliche Töne aus, ähnlich dem Geheule wilder Tiere. Auch hier werden bald einige aus ihrer Zahl oder von den Zuschauern „vom Geiste ergriffen“, aber wahrlich von keinem guten! Laut schreiend stürzen sie in den Kreis und werden, wie von der Fallsucht betroffen, in greulichen Krämpfen zu Boden geworfen, wobei ihnen der Schaum vor den verzerrten Mund tritt. So feiern die Türken das Geburtsfest ihres Religionsstifters.

Ist dann die „gesegnete Nacht“ vorbei, so findet das Fest durch den „Dôseh“ (vgl. das Bild S. 68), das Treten, seinen Abschluß. Der oberste Scheich des Saadijeh-Ordens reitet auf einem reich gezierten Schimmel von einer Moschee aus quer über den Esbekijeh-Platz zum Hause des Scheich el Bekri, der allen Derwisch-Orden Kairos vorsteht. Der Weg, den das Pferd nehmen muß, ist an einer Stelle buchstäblich mit Derwischen und andern Muselmännern gepflastert; sie legen sich Mann an Mann gepreßt auf die Straße, so daß die Hufe des „heiligen“ Schimmels auf sie treten müssen. Durch Fasten und gewisse Gebetsformeln haben sich die Schwärmer zu dieser Ceremonie vorbereitet: wer rein sei, sagen die Derwische, brauche die Hufe dieses Pferdes nicht zu scheuen; nur die Sünder werde es quetschen. Jetzt treten mehrere Fahnenträger über die Menschengasse, die von beiden Seiten von der Menge Kopf an Kopf eingeschlossen wird. Die Zuschauer erheben ein lange anhaltendes Allahgeschrei.

Das Pferd scheut sich anfangs, die Daliegenden zu beschreiten; aber man nötigt es, und nun durchmißt der Schimmel langsam und schwankend, als ginge er auf Wellen, die mit Menschen belegte Strecke, den Scheich mit dem großen Turban auf seinem Rücken.

Nun mögen meine jungen Freunde dagegen das freudenreiche und trostreiche Weihnachtsfest der Christen mit seinem Engelsgesange: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden", mit seiner Krippe und seinem Weihnachtsbaume vergleichen! Wo ist wahrer Herzensfriede und himmlischer Trost, und wo eitles Gepränge und teuflisches Blendwerk? Wie glücklich sind wir, der christkatholischen Kirche anzugehören!

7. Eine Wallfahrt zum Brunnen der seligsten Jungfrau.

Wir haben bisher in Ägypten zunächst die Spuren des alten Heidenthums in Augenschein genommen und die trostlose Lage betrachtet, in welcher die Religion Mohammeds gegenwärtig den größten Teil der Bewohner jenes sonst so glücklichen Landes schmachten läßt. Zwischen der Zeit des Heidenthums und der des Mohammedanismus liegt aber mitten darin eine andere schöne Zeit, in der das ganze Land christlich war und das Christenthum seine herrlichsten Früchte hervorbrachte.

Schon als kleines Kind wollte der göttliche Heiland, wie wir schon oben erwähnten, mit seiner heiligsten Mutter und dem hl. Joseph auf seiner Flucht vor Herodes das Land am Nilstrom durch seine Gegenwart heiligen. Einer alten Überlieferung zufolge sollen damals die Götzenbilder umgestürzt und zerbrochen sein, als die heilige Familie die Grenzen des Landes überschritt. Noch jetzt zeigt man, nicht weit von Kairo, bei dem ehemaligen Heliopolis, einen uralten wilden Feigenbaum; unter ihm, erzählt die Legende, habe die heilige Familie geruht und an der nahen Quelle ihren Durst gelöscht.

Döseh. (S. 67.)

Der Ort ist nur vier oder fünf Wegstunden von Kairo; wir werden aber einen kleinen Umweg machen und noch einige andere denkwürdige Orte besuchen. Natürlich bedienen wir uns zu diesem Ausfluge der Esel; das hat aber in Kairo durchaus nichts Verdemütigendes. Der Esel Aegyptens ist im Vergleiche mit seinen europäischen Brüdern ein stolzes Tier, das seinen Kopf hoch hält, ja manchmal sich wie ein edles Rassenpferd gebärdet. Kaum ist man im Sattel, dem oft eine schöne rote, goldverbrämte Reitdecke unterbreitet ist, so schlägt der Esel einen Trott an und geht ganz gerne in Galopp über. Das sind die Folgen einer guten Erziehung! Man gewöhnt ihn von Jugend auf an eine ordentliche Haltung; man näht seine beiden Ohren zusammen, so daß er sie immer hübsch aufrecht tragen muß; man behandelt ihn mit Liebe, überarbeitet ihn nicht und prügelt ihn nicht ohne Grund, und so läßt sich schließlich auch aus einem Esel noch etwas machen. Der Eseltreiber verläßt sein Tier nie; es sind gewöhnlich Knaben von 10—15 Jahren, ohne andere Bekleidung als ein blaues Hemd und einen weißen, mit bunten Streifen verzierten Turban (vgl. das Bild S. 69). Der Treiber trottet unermüdlich hinter seinem Esel her, treibt ihn mit einem Stecken, leitet ihn mit seiner Stimme und sorgt für alles. Für einen Ritt in der Stadt verlangt er einen Piaster (20 Pfennig); für einen ganzen Tag zwölf Piaster. In Kairo reitet alles auf Eseln: reich und arm, Geistliche und Beamte, Soldaten und Offiziere; so brauchen auch wir uns eines solchen Rittes nicht zu schämen.

Wir folgen der großen, glühendheißen Straße von Muski, welche vom Mittelpunkte der Stadt aus gerade nach Osten führt. Zuerst reiten wir an europäischen Kaufläden vorüber; ihnen schließen sich die Buden der Juden, der Griechen und endlich der Türken an; denn am Ende der Straße ist man ganz nahe der ungeheuern Moschee El-

Azhar, der berühmtesten mohammedanischen Schule der Welt; noch heute zählt sie über 900 Zöglinge. Nach 2 km erreicht man das Ende der Stadt; der Weg ist eine wahre Staubgrube; an seiner Seite ziehen sich rundliche Hügel hin, soweit das Auge reicht. Das sind Schutthügel, keine Ruinen, keine Steinblöcke oder Säulenschäfte, sondern nichts als in Staub zerfallene Backsteine, Topfscherben und Kehricht. Nur die ungeheure Masse macht sie merkwürdig; ziehen sie sich doch in einem Bogen von 7 km im Süden und Osten um Kairo. Ganz Kairo mit seinen 400 Moscheen und zahllosen Palästen würde keine solche Trümmermasse bilden, wie diese Hügelreihen von Schutt. Sie enthalten den Staub von Jahrtausenden.

Auf dem Kamme des Hügels angelangt, den man auf einem Zickzackwege erklimmt, hat man vor sich die Bergkette von Moquatam mit ihren langen weißen Kalksteinbrüchen, welche das Nilthal im Osten begrenzen. Unten im Thale erblickt man eine ganze Stadt mit Kuppelbauten, mit schlanken und phantastischen Minarets; es ist eine stille Stadt ohne Lärm und fast ohne Bewohner; man nennt sie Turab Kaït-Bey oder gewöhnlich die Chalifengräber (vgl. das Bild S. 71). Sie hat Raum wohl für 10 000 Bewohner, und ich zweifle, ob auch nur 300 Menschen darin weilen. Die armen Leute sind nur die Wächter der Toten und der in Trümmer zerfallenden Moscheen. Kein Baum, kein grüner Halm; man sieht nur Tausende von Moslimgräbern. Meistens ist das Grabmal ein mit Kalk geweißter Sarg mit zwei Steinen an den Enden, auf denen die Richtung von Mekka angemerkt ist. Die Reichen errichten bemalte Holzpavillons über ihren Grabstätten; die Mamelukenfürsten erbauten prächtige Moscheen, welche nunmehr in Trümmer fallen, ohne daß man einen Finger für ihre Erhaltung bewegt. Von einer Moschee zur andern führen verlassene Häuser und Straßen; das Ganze ist ein Bild des Islams, der in seiner Leichenstarre in Staub zerfällt.

Ein Eseltreiber in Kairo. (S. 68.)

Bevor wir aber zu der Totenstadt hinabsteigen, müssen wir einen Blick zurückwerfen auf Kairo. Da dehnt sich die große Stadt mit ihren mehr als 300 000 Einwohnern, mit ihren zahllosen Minarets, mit ihrem endlosen Getriebe und Gewoge: wahrhaftig, wir stehen zwischen dem Leben und dem Tode!

In der Totenstadt angekommen, verlassen wir die östliche Richtung und wenden uns nach Norden. Die letzte der Grabmoscheen liegt außerhalb der Wohnungen. Trotz ihrer überaus zierlichen Bauart wird sie als Pulvermagazin benutzt. Die einsamen Soldaten, welche sie bewachen, sind fast die einzigen lebenden Wesen, weiter nach Osten beginnt eine wahre Wüste und erstreckt sich bis nach Suez. Immer nach Norden wandernd, überschreiten wir die Höhen von Moquatam, dann den Gebel-el-Ahmar, den roten Berg aus eisenhaltigem Sandstein; auf der Höhe zur Linken sehen wir die Abklärungsteiche der Wasserleitung für Kairo, und noch immer weilen wir auf dem Boden des Todes. Das Erdreich ist mit Gebeinen bestreut, und hier und dort zeigen sich eingesunkene Grabgewölbe.

Von der Höhe erblicken wir links die fünf Kasernen von Abassieh; die größte davon war der Palast Abbas Pascha; es sind riesige Bauten am Rande der Wüste. In der Ferne stehen die großen Bäume des Khedivenpalastes El-Kubbetsch, und ganz im Hintergrunde ragt das Minaret von Matarjeh. Rechts dehnt sich die endlose Wüste. Wir lassen die Kasernen mit ihren Schießplätzen, Artillerieständen, ungeheuern Stallungen und sprengen im Galopp vorbei, um nicht in ein Manöver verwickelt zu werden, welches soeben beginnen soll, durchreiten eben noch zur rechten Zeit den Schießplatz und erreichen die jenseits gelegenen großen Stallungen. Die Paschas von Kairo senden nämlich ihre Araberpferde während der Monate Januar, Februar und März in die Wüste, wo sie ausschließlich mit frischem Futter genährt werden, welches auf Kamelen hingeschafft wird. Deshalb baute Abbas Pascha in der Wüste diesen großen Pferdestall, dessen vier Seiten je 200 m lang und an den Ecken von achtseitigen Türmen flankirt waren. Jetzt ist der Bau in einem ziemlich vernachlässigten Zustande.

Wir reiten geraden Weges nach Norden dem Minarete von Matarjeh zu, wie der Schiffer dem Leuchtturme. Noch bevor wir Matarjeh mit seinen Palmen erreichen, kommen wir zu einem Straußenpark, der vor einigen Jahren von einer Gesellschaft zur Gewinnung der kostbaren Federn hier am Rande der Wüste angelegt wurde. Der Direktor ist ein Schweizer, der Unterdirektor ein junger Spanier; sie zeigen uns mit der größten Freundlichkeit die ganze Einrichtung. Es handelt sich um die künstliche Brut und dann um das Aufziehen der jungen Vögel. Die Eier werden in eine Schachtel Sand gelegt und diese durch warmes Wasser, das darunter herläuft, auf einer gleichmäßigen Temperatur erhalten. Die Brutzeit dauert gewöhnlich 40—42 Tage. Es kommt viel darauf an, daß die Eier während dieser Zeit keinen Stoß.

keine Erschütterung erleiden; man hat deshalb ringsum eine dicke Schichte Sand aufgeschüttet. Wenn der Strauß aus dem Ei kriecht, so hat er die Größe eines Huhnes; die sprossenden Federn gleichen dann den Stacheln eines Igels. Während der ersten 14 Tage hält man die Jungen in einer Temperatur von mindestens 22 bis 23 Grad. Sie fressen grüne Kräuter; die ersten 14—20 Tage giebt man ihnen gar nichts zu trinken, und es ist die allgemeine Erfahrung, daß man sie um so leichter aufzieht, je später man sie trinken läßt. Der Strauß ist erst mit vier Jahren erwachsen; doch kann man ihm schon in einem Alter von zwei bis drei Jahren am Schwanze und an den Flügeln Federn ausziehen. Das ist keine leichte Sache; der Vogel wehrt sich mit solcher Kraft, daß sechs bis sieben Mann ihn kaum halten können. Man bedient sich bei diesem Vorgange übrigens einer Art Falle, in welcher die Vögel festgehalten werden. Bis jetzt hat man nicht ganz so weiche Federn erzielt, wie sie der wilde Strauß hat. Die erwachsenen Vögel sind paarweise in langgestreckten, von Mauern umschlossenen Gehegen; die Thüren müssen sehr fest sein, sonst zertrümmert sie der Vogel mit einem Schlage seines Fußes, mit dem er einen Mann töten kann.

Das Dorf Matarjeh, dem wir uns jetzt nähern, ist eines der volkreichsten in der Umgegend Kairos; es liegt 10 km nordöstlich von der Stadt und 1 km südlich von den Ruinen von Heliopolis. Wenn man auf der großen Straße von Kairo her kommt, reitet man zuerst durch schöne Baumwollen- und Kleefelder, erreicht eine Bodensenkung, welche gewöhnlich Wasser enthält, und am Rande dieses Teiches stehen die ersten Häuser von Matarjeh. Wie überall sind sie der Mehrzahl nach aus Backsteinen gebaut, die man aus dem Flußlehm formte und an der Sonne trocknete; doch giebt es auch etwas bessere Wohnungen, welche sogar über dem Erdgeschosse noch ein Stockwerk haben. Die Straße führt an einer neuen Moschee vorüber, welche der Vicekönig Tewfik aus schönen, weißen Steinen erbauen ließ; ihm gehört nämlich ein großer Teil der Landgüter. Dann geht es durch ein kleines Citronengehölz, und nach kurzer Frist ist der Garten der seligsten Jungfrau erreicht. Gleich beim Eingange steht ein Zimmetbaum, der nebeneinander seine großen gelben Traubenblüten und die langen dunkeln Schoten voll süßen Fleisches trägt, welche den Apothekern als Stangenzimmet bekannt sind.

Eine sehr alte Überlieferung meldet, die heilige Familie habe in diesem Balsamgarten gewohnt, und auf das Gebet Marias sei ein Quell dem Boden entsprungen und habe der dürren Wüste diese wunderbare Fruchtbarkeit verliehen. Man zeigt daselbst eine Mauer mit einem kleinen Fensterchen; das soll ein Rest der Wohnung der heiligen Familie gewesen sein. Die Christen bauten darüber ein der heiligsten Jungfrau geweihtes Kirchlein, in welchem sie am 24. Tag des koptischen Monats Bcham (31. Mai) unter großer Beteiligung das Fest der Ankunft der erhabenen Flüchtlinge in Ägypten feiern. Auch der katholisch-koptische Ritus hat dieses Fest beibehalten.

Im Norden des Gartens, unfern des Einganges, befindet sich ein Ziehbrunnen (vgl. das Bild S. 72) und ein doppelter Bewässerungsapparat. Plumpe Holzräder, welche von Ochsen in Bewegung gesetzt werden, ziehen an Stricken aus Palmfasern das Wasser in irdenen Töpfen empor. Man nennt das hierzulande eine „Sakieh“. Das ist das Überbleibsel der wunderbaren Quelle. Das Wasser steigt nicht mehr bis zur Oberfläche; es bleibt 3,50 m unter dem Boden; es bewahrt aber im Sommer eine wunderbare Frische und nimmt nie ab, auch wenn alle Sakieh der Nachbarschaft vertrocknet sind. Wir haben offenbar nicht durchgesickertes Nilwasser, sondern eine eigentliche Quelle vor uns, und zwar wohl die einzige von ganz Ägypten. Wo sollte auch in einem Lande, in welchem das ganze Jahr nur 3—4 cm Wasser fallen und kaum ein Dutzend Mal auch nur der Straßenstaub angefeuchtet wird, das Wasser für eine Quelle herkommen? Vansleb versichert uns, zu seiner Zeit hätten die Paschas von Ägypten ihr Tafelwasser aus dieser Quelle schöpfen lassen, weil es frischer sei als das Nilwasser. Offenbar hat dieser Brunnen dem Dorfe den Namen gegeben, denn Matarjeh heißt „frisches“ oder „neues Wasser“.

Um die Quelle her zog man ehedem den kostbaren Balsamstrauch, welcher den Balsam von Judäa oder Mekka lieferte; daher rührt der Name Balsamgarten. Die beiden einzigen Balsamgärten der Welt waren früher auf dem Hügel von Engaddi in der Nähe Jerusalems gelegen. Zur Zeit der Geburt unseres Heilandes gehörten sie Herodes. Die ägyptische Königin Kleopatra mißgönnte dieses Glück dem Könige der Juden und bestürmte Antonius so lange mit Bitten, bis er ihr die beiden Gärten schenkte. Man hob nun die kostbaren Sträucher mit den Wurzeln und der Erde aus dem Boden und führte sie auf Schiffen nach Ägypten. „Die beiden Gärten wurden nicht ferne von Heliopolis angelegt, wo sie nur einen einzigen von der Länge eines doppelten Pfeilschusses bilden. Der Boden ist beinahe weiß. Als wir im September dort waren, erhob sich der niedrige Balsamstrauch nur 1 ½ Handbreit über dem Boden.“ So berichtet ein alter Schriftsteller, welcher im 16. Jahrhundert diese Stätte besuchte.

Auch die koptischen Bischöfe mischen Balsam in das heilige Chrisam. Man bezieht die Stelle: „Wie wohlriechender Balsam hauche ich Duft voll Süßigkeit aus“, auf Christus, und die Kirche betet bei der Weihe des aus Oel und Balsam bereiteten Chrisams: „Christus ist der Chrisam.“ Der Balsam, welcher den Leib vor Verwesung bewahrt, träufelt aus den Wunden, welche Menschenhände dem Baume schlagen: so ist auch aus den Wunden Christi der Balsam geflossen, welcher uns vor dem ewigen Tode bewahrt.

Der Baum der seligsten Jungfrau (vgl. das Bild S. 73) steht etwa 20 m südöstlich von der Quelle. Die fromme Sage meldet, die heilige Familie sei, von Verfolgern gedrängt, auf ihrer Flucht an einem dicken wilden Feigenbaume vorbeigekommen; da habe sich der Stamm so weit geöffnet, daß die heiligen Personen zusamt dem Esel darin Platz gefunden hätten, und der Baum habe sich um alle geschlossen, bis die Bösewichte vorübergezogen waren. Das Stück, welches sich vom Baume gespalten hatte, um der heiligen Familie den Eintritt zu eröffnen, stürzte im Jahre 1656 um und wurde lange Zeit in der Sakristei der Franziskaner vom Heiligen Lande als ein ehrwürdiges Andenken aufbewahrt. Wie es sich nun auch mit dieser Sage von dem wunderbaren Verstecke verhalten mag: so viel ist gewiß, daß die allgemeine Ansicht diesen Baum mit der heiligen Jungfrau in Verbindung bringt, und daß er von den Christen stets hoch verehrt wurde. Es ist ein sehr alter wilder Feigenbaum (Sykomore). Sein dicker Stamm ist auf einer Seite abgeplattet, so daß es aussieht, als wäre es nur ein halber Baum; der Stamm mißt noch immer 7 m im Umfange, hat eine Höhe von 8 m und ist nach Norden hin geneigt. Der Baum ist vollkommen gesund; die noch kräftigen Äste bilden eine schöne Krone. Um ihn vor der Zudringlichkeit der Pilger zu schützen, hat man ihn mit einem hohen Holzzaune umschlossen, über welchen Jasmin sich rankt. Doch ist es leicht, einige Blätter von den großen überhängenden Ästen zu erhaschen,

und für den kleinsten Bakschisch drückt der alte Araber, der auf seinem Mantel daneben liegt, bei diesem frommen Diebstahle sein Auge zu.

Auch dem Baume des hl. Joseph statten wir einen kurzen Besuch ab. Der Weg führt durch ein großes Kaktusfeld. Es ist gleichfalls eine Sykomore und anscheinend vom gleichen Alter wie der Baum der heiligen Jungfrau. Ihr gewaltiger Stamm ist hohl; vier bis fünf Personen können sich bequem darin verbergen; er mißt 7,30 m im Umfange. Nur wenige Pilger besuchen den Baum des hl. Joseph; kein Zaun schützt ihn, kein Garten umschließt ihn. Er dient den Rindern und Ochsen zum Aufenthalte, welche an dem daneben liegenden Ziehbrunnen beschäftigt sind.

Wir befinden uns nur eine Viertelstunde von dem alten Heliopolis; ganz gewiß hat die heilige Familie den Weg, der von diesem Garten hinführt, oft durchwandert; ihre Augen haben den Obelisken geschaut, der heute noch aufrecht steht, und einer Überlieferung gemäß sollen sie sogar in den Ruinen dieser Stadt gewohnt haben. Der Weg geht nordwärts durch schöne Pflanzungen, welche sich sanft nach Westen neigen. Bald führt er durch ein Trümmerlager, welches die frühere Ringmauer von Heliopolis bezeichnet; 300 m weiter stößt er zur Rechten auf eine Allee halbdürrer Bäume, welche zu einem Obelisken führt, der mitten in einem Weizenfelde zum Himmel ragt. Er ist der älteste Ägyptens; er trägt den Namenszug des Königs Usertesen, der um das Jahr 2700 v. Chr. lebte. Seine Inschrift ist auf allen vier Seiten die gleiche; Wespennester haben sie zum großen Teile bedeckt. Die Höhe des Monoliths beträgt 20,75 m; davon sind aber etwa 3 m und das ganze Fußgestell unter dem Boden, was

Die sogenannten „Chalifengräber" bei Kairo. (S. 69.)

1 Moschee El-Barkuk. 2 Moschee des Scheik Achmed. 3 Moschee El-Achraf Yual und El-Guri (jetzt Pulvermagazin). 4 Moschee von Mabad und Rifai. 5 Moschee El-Achraf Barsebai.

schließen läßt, daß die Dicke der darum gelagerten Trümmerschichte 8 bis 10 m betragen mag. Wahrscheinlich gehörte er zum großen Sonnentempel, wie auch die „Nadeln der Kleopatra". Vor dem Tempel befand sich, wie uns die alten Schriftsteller berichten, eine lange Allee von Sphinxen und Obelisken, welche die alten Pharaonen errichteten. Der Obelisk und einige gewaltige Steinblöcke mit Hieroglyphen, welche man in einem westlich von jenen Hügeln gelegenen Felde ausgegraben hat, sind so ziemlich die einzigen Überreste der alten Riesenbauten. Ein elendes Araberdorf steht jetzt an der Stelle der Paläste.

Heliopolis, die „Stadt der Sonne", das „On" der Bibel, war im Altertume ein Mittelpunkt der Wissenschaften. Die ägyptischen Priester besuchten es, um die Weltweisheit und Sternkunde zu erlernen. Auch Moses soll seine Schulen besucht haben.

8. Ein Ausflug in die Thebais.

Ägypten ist das Land, in welchem die schöne Blüte des Einsiedler- und Klosterlebens zuerst hervorsproßte. Gleich anfangs gab es in der Kirche manche fromme Leute, welche freiwillig auf die erlaubten Freuden der Welt verzichteten, um sich ausschließlich mit ihrem Seelenheile zu beschäftigen. Diese zogen sich dann wohl, um den Heiland während seiner vierzigtägigen Fasten nachzuahmen, in eine Wüste zurück und brachten darin alle Tage ihres Lebens mit Gebet, Fasten und vielen andern Bußwerken zu. Eine solche Wüste, die seit den ersten christlichen Zeiten mit frommen Seelen bevölkert war, erstreckt sich in Ägypten zwischen dem Nile und dem Roten Meere hin und wird die Thebais genannt; sie ist die Heimat des Ordenslebens. Nacktes Felsengebirg und lose Sand-

hügel, die der glühende Wüstensturm bald anhäuft, bald wegwirbelt, schließen einen öden, teils bergigen, teils ebenen Landstrich ein, der in einer Breite von etwa 150 km den Nilstrom von den Ufern des Roten Meeres trennt. Man kann sich keine traurigere Gegend denken als diese von einer glühenden Sonne verbrannten Schluchten und Sandfelder. Da gedeiht nur hin und wieder ein Baum oder ein Strauch; von grünen Feldern und Wiesen aber erblickt man keine Spur. In den Felshöhlen wohnt wildes Getier und giftiges Gewürm. Und in dieser Wüstenei sollte ein wahres Paradies von Tugend und Heiligkeit erblühen!

Das kam also: Um die Mitte des 3. Jahrhunderts brach die blutige Christenverfolgung des Decius aus. Damals lebte in Ägypten ein überaus reicher Jüngling, Namens Paulus; diesen suchten seine nächsten Verwandten dem Richter zu überliefern, um sich so seines großen Vermögens zu bemächtigen. Aber Paulus floh, vom Geiste Gottes geleitet, in die Wüste der Thebais und verbarg sich daselbst in einer Felsenhöhle. Als später die Verfolgung aufgehört hatte, kehrte er doch nicht mehr unter die Menschen zurück; denn er hatte das Gebet und die Betrachtung in der ungestörten Einsamkeit über alles lieb gewonnen. Ein Palmbaum vor dem Eingang seiner Höhle gab ihm Nahrung und Kleidung, ein Quell löschte seinen Durst, und zudem brachte ihm auf Gottes Befehl ein Rabe täglich Brot, wie ehemals dem Propheten Elias. So lebte der Heilige mehr als 100 Jahre in der Felsenhöhle, ohne auch nur das Antlitz eines andern Menschen

Der Brunnen der seligsten Jungfrau im Balsamgarten von Matarjeh. (S. 70.)

zu sehen. Inzwischen hatten die spätern Verfolgungen noch viele andere Männer in die Wüste getrieben, welche ebenfalls als Einsiedler daselbst lebten. Unter ihnen nahm der hl. Antonius eine hervorragende Stelle ein. Der Ruf dieses Heiligen zog Scharen von Menschen herbei, von denen viele sich unter seine Leitung stellten, und die Wüste bevölkerte sich immer mehr mit Einsiedlern. Als der hl. Antonius bereits ein Greis von 90 Jahren war, wurde er durch göttliche Leitung zum hl. Paulus geführt, der nun das hohe Alter von 130 Jahren erreicht hatte und am Abende seines tugendreichen Lebens stand. Diese Begegnung der beiden großen Einsiedler war für beide ein überaus süßer Trost. Bald darauf verschied Paulus im Gebete, und da Antonius den Leib des Heiligen bestatten wollte, kamen zwei Löwen aus der Wüste, wie uns der hl. Hieronymus berichtet, und gruben mit ihren Vorderpfoten das Grab. Später zog sich der hl. Antonius noch tiefer in die Wüste zurück und wählte den Berg Colzim am Ufer des Roten Meeres zu seinem Aufenthalte. Am Fuße des Berges bauten sich seine Jünger ihre Zellen, während er selber auf der Höhe lebte und nur von Zeit zu Zeit herabstieg, um die Mönche zu unterweisen. Sein Nachfolger war der hl. Pachomius, der seinen Jüngern zuerst feste Regeln gab und bereits 3000 Mönche leitete; bald nach seinem Tode zählte man ihrer aber schon 50000. So wurde die Wüste der Thebais das Geburtsland aller Mönchsorden, die so unendlich viel zur Ehre Gottes, zur Ausbreitung der Kirche und zum Wohle der Menschen gearbeitet haben und noch arbeiten. — Wir wollen P. Jullien auf einem Ausfluge in

die Thebais begleiten und so den jetzigen Zustand der von Paulus und Antonius gegründeten Klöster kennen lernen.

„Diese Klöster sind seit vielen Jahrhunderten von koptisch-schismatischen Mönchen bewohnt, die den Irrtümern des Dioskuros anhangen. Das Kloster St. Anton ist das bedeutendste seiner ganzen Sekte, und aus seinen Mauern sind die meisten der koptischen Patriarchen hervorgegangen. Wenige Reisende besuchen sonst diese Klöster, die etwa 250 km südöstlich von Kairo liegen.

„Vor allem war es nötig, unsern Plan dem Patriarchen aller koptischen Schismatiker zu unterbreiten und einen Empfehlungsbrief ‚Seiner Seligkeit' an die Ordensobern der Klöster zu erbitten.

„Nachdem wir unser Ersuchen vorgetragen, gab er ein Zeichen, worauf zwei junge Leute ihm ein Blatt Papier und ein arabisches Tintenfaß von der Form einer Messerscheide reichten. Er schreibt nach Weise der echten Araber, indem er das Papier auf seine Linke breitet. ‚Man schreibt besser', sagen sie, ‚auf der Hand als auf dem Pulte.' Ist das Papier etwas zerknittert und bilden die Linien etwas Berg und Thal, so ist das eine Schönheit mehr. Das Blatt wird einem der Sekretäre zurückgestellt, der bald mit dem auf solchem Polster verfaßten Briefe zurückkehrt. Nachdem Seine Seligkeit neuerdings Einsicht von demselben genommen, zieht dieselbe aus ihrer Brust ein hübsches rotseidenes Sacktuch, in dem ihr Siegel eingewickelt und an ihrem Halse aufgehängt ist. Ein Diener präsentirt eine kleine Schachtel, die zweifelsohne Stempeltinte enthält, und der Patriarch setzt am Ende des Briefes sein Siegel bei und reicht ihn uns. So thun alle Eingebornen vom Minister bis zum einfachen Effendi. Bittet man sie um ihre Unterschrift, so ziehen sie aus ihrer Weste ein Täfelchen Karmin oder Tusch, feuchten dasselbe mit etwas Speichel an und reiben mit des kleinen Fingers Spitze ihr Siegel, das sie als Zierde an

Der Baum der seligsten Jungfrau im Balsamgarten von Matarjeh. (S. 70.)

ihrer Uhrkette tragen. Dies Siegel prägt ihren Namen in arabischen Schriftzeichen so deutlich dem Papier auf, daß kein Sterblicher ihn entziffern wird. Was schadet es! Er ist immer noch so leserlich als manche unserer Unterschriften.

„Der Brief des Patriarchen ist für den Bischof von Beniſuef, der unserer Reise durch die Wüste Vorschub leisten und uns den Klostervorständen empfehlen soll. Seine Seligkeit trieb die Höflichkeit so weit, uns eigenhändig diese Erklärungen auf ein Papier zu schreiben, das uns überreicht wurde.

„Der kürzeste Weg nach den Klöstern führt über Beniſuef. Die Bahn von Oberägypten befördert uns in drei Stunden dahin; dort nehmen wir Kamele, um in sechstägigem Ritt die Wüste zu durchziehen.

„Drei Tage vor unserem Eintreffen sandten wir einen ausgedienten Dolmetsch dorthin voraus, den wir all unsern französischen Freunden mitgeben und für den sie uns stets voll des Dankes sind. Seine Aufgabe war, mit dem Scheik der Kamele einen regelrechten Vertrag abzuschließen. Wären wir selbst angekommen ohne vorher bestellte Kamele, so hätten die Beduinen sich unsern Wunsch, rasch vom Flecke zu kommen, zu nutze gemacht, um uns in der unverschämtesten Weise zu überfordern. Unser Dolmetsch hatte unerachtet der liebenswürdigen Vermittlung des Bischofs große Not, die Kamele zur bestimmten Zeit zu erlangen für den bescheidenen Preis von 2 Mk. 50 Pf. per Tag.

„Sonntag den 11. November in der Frühe bestiegen wir die Bahn Bulak-Dakrur am jenseitigen Nilufer. Um halb 9 Uhr dampften wir ab. Haben wir nötig, nach so vielen Vorgängen die poetische Ansicht der Nilufer am Ende der Überschwemmung zu schildern: die Felder im herrlichsten Grün, die Palmenhaine, geziert mit ihren aus goldenen Früchten gebildeten Königskronen,

die herrlichen Seen, die der Nil bei seinem Rücktritt hinterläßt und die aufeinander folgen und sich verschlingen wie in einem ungeheuern englischen Garten? Zwischen den langen Reihen von Palmbäumen hindurch erscheinen da und dort düster gefärbte Dörfer mit alten weißen Minarets. Als Hintergrund des Bildes sieht man im Westen die weißen Hügel der libyschen Bergkette, im Osten die hohen Felswände der arabischen Wüste und dazwischen die tausend Barken, die mit ihren großen dreieckigen Segeln den Nil durchfurchen.

„Nachdem wir beim Ausfahren aus dem Bahnhofe einen Blick geworfen auf die unermeßlichen Umfassungsmauern des Palastes des Prinzen Hassan, des Bruders des Khedive, und des Palais Ghizeh, des schönsten der Paläste Ismaels, befinden wir uns im Angesichte der großen Pyramiden, die mit ihrer unbeweglichen Wächterin, der Sphinx, die ägyptischen Freimarken zieren. Hierauf lassen wir während zweier Stunden die gesamte Reihe der ägyptischen Pyramiden an uns vorübereilen, die am Saume der libyschen Wüste 5–6 km abseits des Weges aufgepflanzt sind. Da ist zunächst die Stufenpyramide von Sakkarah (vgl. untenstehendes Bild), deren vier Flächen ungeheure Treppen sind; es folgen die Pyramiden von Daschur, unter denen man eine unterscheidet, deren geknickte Formen etwas Besonderes sind (vgl. das Bild S. 75): in halber Höhe brechen sich die Flächen und neigen sich gegeneinander. Noch sehen wir hier die imposanten Reste zweier großen Pyramiden aus Ziegeln von Lehm und Häcksel, welche die Seltenheit des Regens in diesen Gegenden seit 3000 Jahren bezeugen. Etwas weiter in Matanneyh ist eine andere krumme Pyramide; endlich erhebt sich über einem Palmenhaine mit seinem Dorf, das aussieht wie eine Insel in einem Meer von Grün, die gewaltige Pyramide von Meïdum, die man die falsche Pyramide nennt, eine Art von Kastell, gebildet von drei viereckigen, schräg abfallenden, sich verjüngenden Türmen, deren einer auf den andern gestellt ist und deren höchster von einem Kegelstutz gekrönt wird.

Stufenpyramide von Sakkarah.

„Ungefähr Meïdum gegenüber erreichen wir den Bahnhof von Quasta, von wo die Zweiglinie ausgeht, welche die Oase von Fayum bedient. Ein Viertel vor 12 Uhr erreichen wir endlich Benisuef. Über einer der Bahnhofthüren liest man in großen Buchstaben: Postes égyptiennes, und darunter auch arabisch: Bosta masrieh; auf dem Deckel des Briefkastens liest man auf italienisch: Buca per le lettere; und betrachtet man die schönen Wagen, so steht auf den Thüren das englische First place. Etwas für alle! Ägypten gehört eben allen. Ob das so bleiben wird?

„Unser Dolmetsch harrt unser auf der Plattform des Bahnhofes mit einer allerliebsten Gesellschaft von Eseln und Eselstreibern, immerhin etwas weniger elegant als die von Kairo; er verkündet, wir hatten sofort nach dem großen Dorfe Busch weiterzureisen, wo der schismatische Bischof uns erwarte. Es entstand freilich ein kleines Handgemenge, bis Reisende und Reisegepäck in gerechter Weise auf die unterschiedlichen Grauschimmel verteilt waren; indes war rasch Ordnung geschafft, und wieder befinden wir uns unterwegs. Wir haben 12 km in nordöstlicher Richtung vor uns. Der Schienenweg dient uns für zwei Drittel der Strecke als Heerstraße. Andere Wege giebt es in Ägypten nicht, einige Alleen um Kairo und Alexandrien abgerechnet. Kommt ein Zug, so weicht man aus, gerade wie man sich auf der Landstraße einem Fuhrwerke entzieht. Kein Tunnel, kein Viadukt erschwert die Lage. Nach einem stündigen Ritt zieht sich der Pfad links hinab zur Seite des Kanals, der dem Wege folgt und ihn unter einer Brücke schneidet, die aus Zweigen gebildet und mit etwas Schilf und Erde bedeckt ist. Sie macht gerade keinen beruhigenden Eindruck, und es bedarf der Ritterlichkeit, um als der erste sich hinüberzuwagen. Wir folgen nun dem Rande einer Furche bis zu dem Dorfe, das auf einer einige Meter hohen Erhebung Schutz gegen die Überschwemmung gesucht hat.

„Welcher Abgrund von Unreinlichkeit sind diese arabischen Dörfer! Alles bleibt liegen, selbst die verendeten Tiere; bereits haben hundertjährige Schichten von Trümmern und Schmutz die Straßen mehr denn 1 m über den Boden der Häuser erhöht. Diese sind aus Lehm gebaut; die Terrasse und die dem Sonnenlichte ausgesetzten Mauern sind mit Misthaufen gedeckt, die trocknen, um als Brennstoff dienen zu können. Diese Fellah-Familien wohnen buchstäblich auf, unter und in Misthaufen. Man sieht nichts anderes und kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man an die zur Cholerazeit ins Leben gerufenen Desinfektionscomités denkt.

„Nicht lange und wir ziehen durch ein großes Portal in einen länglichen Hofraum. Der Bischof Amba-Josseph sitzt am Ende dieses Hofes im Freien auf einem Diwan und raucht in Gesellschaft einiger Herren gemächlich seinen langen Schibuk. Er empfängt uns mit Herzlichkeit und läßt uns an seiner Seite Platz nehmen. Sein Anzug unterscheidet sich kaum von dem der koptischen Priester: schwarzer Turban um eine rote Calotte, großer Überrock aus schwarzem Sarsche mit weiten Ärmeln, über einem rötlichen Unterkleide, um die Schultern einen schwarzen, violett geränderten Kragen, den er von Zeit zu Zeit kapuzenartig über sein Haupt zieht.

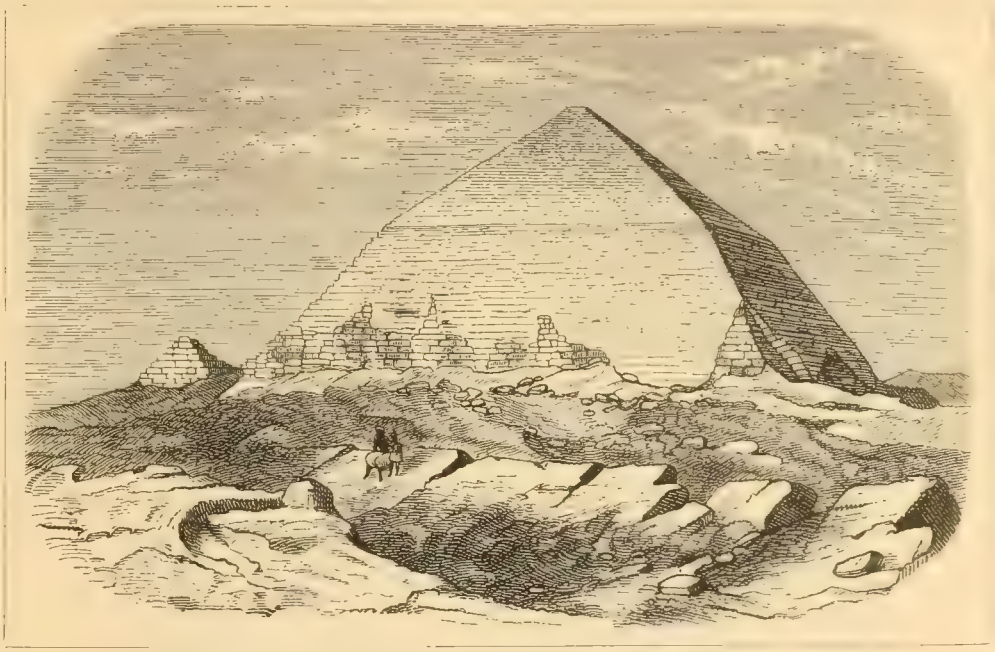
„Das Gebäude, in dem wir uns befinden, gehört dem Kloster St. Anton in der Wüste; ja hier ist sogar der Sitz des Obern, welcher vor allem für die Güter zu sorgen hat, die das Kloster in der Umgegend besitzt und von deren Erträgen es lebt.

„Amba-Josseph weilt hier seit zehn Jahren in der Eigenschaft als Oberer von St. Anton. Er ist kürzlich zum Bischof von Benisuef geweiht worden und führt die hiesige Verwaltung nun weiter, bis die Mönche sich ein neues Haupt gegeben. Er ist ein schöner, wohlwollender Mann, der gut mit seinen Mönchen umgehen muß.

„Kirche und Gebäulichkeiten, die uns umgeben, sind durch ihn ins Leben gerufen. Letztere, aus Ziegeln aufgeführt, scheinen uns wohl gebaut und jedenfalls geräumig genug für die 25 Mönche,

welche sie bewohnen. Die Kirche (vgl. das Bild S. 77), welche den 200—300 Kopten des Dorfes als Pfarrkirche dient, ist nach dem Muster aller koptischen Kirchen gebaut. Am Äußern machten sich Arkaden bemerklich, welche die Frauenempore tragen; die Vorderseite beherrschen zwei hübsche Türme mit Spitzen, verziert mit schwarzen Arabesken auf weißem Grunde. Das Gewölbe des Innern ist nichts als eine Reihe von Kuppeln, die von Pfeilern getragen werden. Die Mauern und das Holzwerk, welche das Chor abschließt, sind verziert mit einigen alten Gemälden ohne jede Perspektive, nach griechischer Manier. Eines derselben stellt die hll. Athanasius und Cyrillus von Alexandrien vor, ein anderes den hl. Barsum den Nackten, einen alten Einsiedler; das beste ist, wie mir scheint, ein Porträt des Kirillos, des 112. Patriarchen, der die Schulen von Kairo gegründet, die Kirche erneuert hat und 1860 gestorben ist.

„Zur Abendmahlzeit setzte man uns die größere Hälfte eines Hammels vor auf einem Berg von Grütze und unförmlichen Stücken weißen Käses von ekelerregenden Gerüchen, dazu einen Topf Syrup, den man hier Rohrhonig nennt, nicht zu gedenken der kleinen koptischen Brote und des Nilwassers, das man sich wohl gehütet seines fruchtbaren Schlammes zu berauben. Wir verbrachten die Nacht im Speisesaal auf einigen Polstern und lasen des andern Morgens frühzeitig die heilige Messe in der Kirche auf unsern Tragaltären in Gegenwart mehrerer Mönche.



Knickpyramide von Daschur. (S. 74.)

„Wir konnten uns beim Bischofe nicht verabschieden. Indessen alles war vorgesehen; der Bischof ließ uns einen Brief einhändigen für den Vikar des Klosters St. Anton und wird die Güte haben, uns Tiere und Führer zu geben bis zum Beduinendorf El-Miah am jenseitigen Nilufer, wo wir Kamele für den Wüstenritt finden werden.

„Als wir uns dem Dorfe Nagla näherten, waren Vieh und Fellahs, denen wir begegneten, so zahlreich und drängten sich dergestalt, daß wir uns erkundigten, in welchem Nachbardorf Markt sei. ‚Es ist heute kein Markt,‘ antwortete man mir, ‚diese Menschen und dieses Vieh ziehen auf die Weide.‘ Beim Einzuge ins Dorf mußten wir einige Minuten halten, um sich die Menge verlaufen zu lassen, die uns die Brücke über den Kanal sperrte. Unsere französischen Gegenden, auch die bevölkertsten, geben kaum einen Begriff des überfließenden Lebens an den Ufern des Nil.

„Nagla ist Eigentum des Scherif-Pascha, Präsidenten des Ministerrathes. Wie alle andern Dörfer kann man es bestimmen als ein großes Unrathlager, wo in Hütten von Lehm und Mist mit- und durcheinander Männer, Weiber, Kinder, Ochsen, Büffel, Hunde, Ziegen, Hämmel und noch viele kleine Lebewesen hausen. Oft wohnen Ziegen, Hunde und Schafe auf dem Dache von Rohr und Erde, das ihren Herren zum Obdache dient.

„Der Nil befindet sich am Ende des Dorfes. Wir verabschieden uns von unserem Dolmetsch sowie von den Dienern des Bischofs und setzen in Barken über den Fluß. Nun wird die Wüstenfahrt beginnen. Aber es bedarf noch einiger Geduld; die Kameltreiber werden erst in zwei bis drei Stunden fertig sein; sie sind beschäftigt, die Schläuche im Fluß dicht zu machen und zu füllen, in großen Säcken Bohnen und Stroh zu mengen zur Nahrung der Kamele.

„Wir befinden uns am Fuße eines Kalkhügels, auf dem sich der Weiler El-Miah erhebt. Dieser Weiler gehört zum Dorfe Bayad, 5 oder 6 km südlich; er ist von Beduinen bewohnt, die hauptsächlich vom Handel mit Gipssteinen leben, welche man aus der Wüste bringt. Im Norden, Osten und Süden des Dorfes dehnt sich eine ausgedörrte Ebene, abgeschlossen von den Felsen der arabischen Gebirgskette.

„Endlich sind die Kamele beladen; das jüngste trägt das Wasser, die fünf andern das Stroh und Gepäck, über welchem wir uns möglichst gut einzurichten suchen. Der Beduinenhäuptling, welcher unsern Vertrag unterzeichnet hat, entschuldigt sich, uns nicht persönlich begleiten zu können, und vertraut uns feierlich seinem Sohne Hassan und seinen Vettern Ahomed und Mahomed.

„Die Straße entfernt sich zuerst vom Nil und verliert sich in einer Ebene von Sand, ganz durchwühlt von Gipssuchern. Am Fuße des Gebirges dreht sich der Weg gen Norden und führt über etwas wellenförmiges Terrain. Erst nach 2½ stündigem Ritt verlieren wir Nil und Nilthal aus dem Auge. Nun beginnt die unermeßliche Einöde, in der wir für zehn Tage von allem Leben abgeschnitten sein werden. Der Weg steigt in den Wadi-e-Scheb, ein kleines Thal, das sich von Osten nach Westen hinzieht und im Norden von scharfen Felsspitzen begrenzt wird. Einige Zeit zieht sich dieses Thal gegen Osten und verläuft dann in südlicher Richtung durch ein steiniges Tobel, das von der Hochebene herabkommt. In der Tiefe dieses Tobels stoßen wir auf drei oder vier vom Wasser in den Kalkstein gegrabene Höhlen, ohne Zweifel

die natürlichen Cisternen, deren P. Sicard in seiner Reise nach St. Anton gedenkt. Sie waren trocken. Es war Nacht geworden, und wir hielten am Anfange der Hochebene auf einem harten und nackten Boden. Im Norden hatten wir das imposante Schauspiel eines gewaltigen Gewitters, das sich über Suez entlud. Ein kalter Nordwind half uns die Vorbereitungen zu unserem bescheidenen Nachtmahl beschleunigen.

„Unsere Kameltreiber haben schnell die Thiere entlastet, stellen dieselben zu zwei und zwei auf und vor jedes Paar große Säcke mit Bohnen und Häcksel, von denen einer, größer als die andern, als Trog am Boden ausgebreitet wird. In diese Vorrichtung schüttet der Kameltreiber den zwei Tieren ihren Pflichtteil, und diese nehmen ohne Eile und ohne Eifersucht abwechselnd je einen Mund voll. Mittlerweile waren einige der Dienstbeflissensten ausgegangen, einiges Gestrüpp, einige trockene Pflanzen im Bette des Tobels zu suchen, um den Kaffee zu kochen, ja wenn möglich auch ein Süppchen mit etwas Fleischextract und Schiffszwieback anzurichten. Die Kameltreiber ihrerseits kneten auf einem Kalbfell das Brot, das sie in der Asche unseres Feuers zu backen gedenken. Ihr ganzer Vorrat besteht aus einem leichten Mehlsack und einer Flasche Butter; die Butter ist nämlich hier flüssig wie Öl, nur wenig durch die Kälte verdichtet. Sowie sie ihren Brotkuchen aus der Asche gezogen, zerteilen sie ihn auf einem Eisenblech in kleine Stücke, die sie in die Butter tunken. Dies Gericht nennen sie Mafruka.

„Diese armen Leute haben eine besondere Vorliebe für Licht und Hitze des Feuers. Solange der Reisigvorrat reicht, reiben sie sich vor dem Feuer stehend die Beine, indem sie behaupten, das gebe ihnen Kraft. Später sucht sich jeder dicht bei den Kamelen sein Ruheplätzchen; er hebt die Steine weg, ebnet ein wenig den Boden, legt sein Kopfkissen gegen den Wind wider irgend eine Kiste oder einen Sack, die ihn schirmen, und breitet auf den Boden die Decke, die ihm als Matratze dienen soll. Nach einem kurzen Gebete wickelt man sich nach bestem Vermögen in eine zweite, zur Seite seine Waffen und bescheidenen Reiseeffecten, die man ohne diese Vorsicht leicht beim Aufbruche vermissen möchte. Endlich ist alles still. Schweigen, das Schweigen der Wüste rundum. Kein Laut ist mehr zu hören als das dumpfe Geräusch, das die Bohnen unter den Zähnen der Kamele verursachen. Bald schweigt auch dieses, und Totenstille ist umher. Nicht ein Schrei eines Raubvogels oder Schakals, nicht das Summen einer Mücke; selbst der Wind, der auf keinen Widerstand stößt, verursacht nicht das mindeste Rauschen.

„In der Frühe des Morgens brachen wir auf in östlicher Richtung. Vor uns dehnt sich eine weite, trockene Ebene aus, abgeschlossen durch eine rostfarbene Hügelreihe. Im Norden erhebt sich der Berg Hajar Mussum. In dieser Ebene ist keine Spur von Grün; nur von Zeit zu Zeit pflücken unsere Treiber eine Jerichorose: graue Knollen, die sich kaum von den Steinen unterscheiden, mit denen der Boden bedeckt ist.

„Nach einem dreistündigen Marsch — es ist inzwischen 9 Uhr geworden — erreichen wir eine Hügelkette und steigen in den Wadi Sannur (Katzenthal), dessen westliche Grenze diese Hügel bilden. Der Wadi Sannur bietet den Anblick eines breiten, ausgetrockneten Gießbaches und hat südöstliche Richtung. Eine wahre Freude war es hier, einiges Grün zu entdecken, ja selbst in zwei Felsenhöhlen etwas milchfarbenes Wasser, Reste des letzten Regens. In der Ferne gewahren wir einige Ziegenherden, von zwei Beduinen geleitet, die bei unserem Anmarsche entfliehen. Das sind die ersten lebenden Wesen, denen wir seit El-Miah begegnen. Wir halten am Fuße eines Felsens der östlichen Kette, der uns ganz an die höhlenreichen Felsen in der Umgegend von Aix in der Provence erinnert. Nachdem unsere Kamele am Wasser der Felsen getränkt worden, zerstreuen sie sich, um nach eigener Wahl die Kräuter abzuweiden, welche sie finden werden. Es stehen hier überall stachelichte Pflanzen, wie die Zilla myagroides mit ihren kleinen, violetten Blüten, der Sonchus spinosus u. a. m. Die Kamele scheinen sie allem andern vorzuziehen. Wer weiß, ob diese abscheulichen Stacheln, von denen man meinen sollte, sie müßten ihre Lippen zerreißen, für sie nicht ein angenehmes Reizmittel sind, ähnlicher Wirkung wie der Pfeffer? Sehr erpicht scheinen sie auch auf die salz- und sodahaltigen Pflanzen, wie sie der ägyptische Sandboden hervorbringt.

„Um 3 Uhr brechen wir auf. Beim Austritte aus dem Wadi haben wir westlich in der Ferne den Berg Keleil vor uns, eine mäßige Hügelreihe, die in südlicher Richtung verläuft, und hinter dieser die gleichgerichtete, bedeutend höhere des südlichen Galala, deren höchster Punkt der Berg Colzim ist. Der Gipfel des Colzim, der gerade gegen Osten liegt, bildet den Zielpunkt, dem wir zustreben. Das Kloster St. Anton liegt an seinem Fuße.

„Andern Morgens heißen uns nach dreiviertelstündigem Marsche die Treiber absitzen und zeigen uns zur Seite des Weges ein Loch von eines Meters Tiefe, eingegraben in zerrissenen Kalkstein. Hält man das Ohr in die Nähe, so vernimmt man ein Geräusch, ähnlich dem eines Gießbachs, der durch Felsen hinbraust; auch strömt aus demselben ein Wind, stark genug, um ein Kerzenlicht auszublasen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dies Loch mit einem unterirdischen Flusse in Verbindung steht, der diesen Luftstrom erzeugt, indem er sich in ein sehr abschüssiges Bett wirft. Anderthalb Stunden weiter kreuzen wir einen schönen Wadi von geringer Tiefe, aber voll lachenden Grüns. Nichts Zierlicheres als diese Koloquinten, die sich in dem Sand hinziehen. Man stelle sich einen Kreis vor von 3—4 m Durchmesser, bekränzt von dunklem Grün, das als Bett dient für ein Hundert kleiner, vollkommen kugelförmiger Kürbisse von der Dicke schöner Orangen, deren Farben je nach dem Alter der Früchte alle Spielarten von Dunkelgrün bis Goldgelb durchlaufen.

„Unfern von da zieht sich die Wasserscheide hin in fast südlicher Richtung. Alle Wadi, die wir bisher kreuzten, führen die Regenwasser zum Nil und Mittelmeer; die kommenden bringen die ihrigen dem Roten Meere.

„Nach vierstündigem Marsche überstiegen wir gegen 10 Uhr den Keleil in einer Schlucht, in der die Karte des P. Sicard die Ruinen eines Klosters verzeichnet. Wir konnten diese nirgends entdecken; aber indem wir auf den nächstliegenden Hügeln sie suchten, fanden wir einige kleine Alabasterbänke, welche uns die schönen Säulen des morgenländischen Alabasters ins Gedächtnis zurückriefen, ambra- und milchfarben, wie sie in Mehmet Alis Moschee zu Kairo und in St. Paul vor der Stadt zu sehen, oder die Mauerbekleidung gleichen Stoffs im Al Gesù zu Rom, die aus eben diesen Gegenden stammen. Die Rinnsale haben südwestliche Richtung zum Wadi Omm-Argub, Nebenfluß des Sannur.

„Beim Austritt aus der Schlucht steigt der Pfad über Bergtrümmer in die weite Ebene Arabah (der Wagen) hinunter, die sich von Südwest nach Nordost bis zum Roten Meere in einer Länge von 80 km und in einer mittlern Breite von 25—30 km hinzieht. Der Anblick ist großartig: zu Füßen eine graue

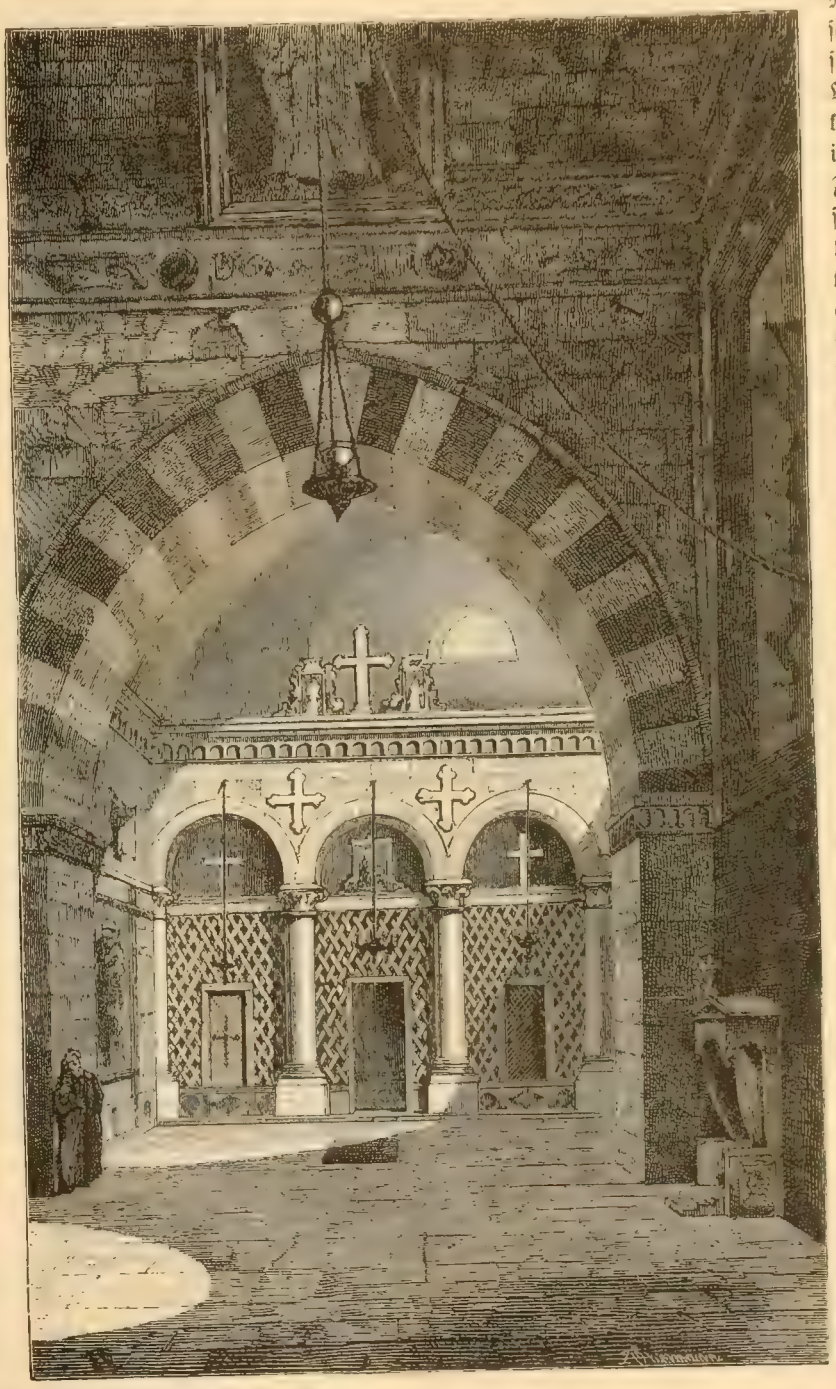
Ebene, glatt wie das Meer; vor sich die schönen Kegel des Colzim, der sich zur Höhe von 1900 m erhebt; im Norden die steile Kette des nördlichen Galalagebirges, die sich an den Keleil anschließt; im Nordosten die Dämpfe des Roten Meeres und in unbestimmter Ferne die Berge der Halbinsel des Sinai. Wir ziehen eine Zeitlang in nordöstlicher Richtung am Fuße des Keleil hin und halten um 11 Uhr unter einer magern Acacia nilotica, die mindestens ebensoviel Dornen als Blätter hat. Die Acacia nilotica, von den Arabern saut genannt, ist einer der Bäume, aus dem die Anwohner des obern Nil das Gummi arabicum gewinnen. In Ägypten wird er nur um seines Schattens und Holzes willen gepflanzt.

„Am Fuße des Keleil besuchen wir die Quelle Ain-el-Atraide, die sich durch zwei bis drei Palmbäume dem Wanderer ankündigt. Sie entspringt aus einem weißen Kalkstein und sammelt sich in einer Vertiefung des Felsens. Ihr süßlicher Geschmack hindert die Beduinen und Kamele nicht, aus ihr zu trinken. Hier verläßt die Straße den Keleil und schneidet das Thal.

„Was dem Wanderer am meisten auffällt, sind die langen, geraden, parallelen, gleichhohen Wälle, die auf einer Strecke von etwa 15 km das Thal in südlicher Richtung teilweise absperren. Es giebt deren eine beträchtliche Anzahl im ganzen nördlichen Teile der Arabah. Man sollte sie für Verschanzungen halten, von Menschenhand zur Verteidigung eines Platzes aufgeworfen, oder für ungeheure Zeugen, die das Wasser zum Beweise seiner Arbeit zurückgelassen. Diese Wälle sind sämtlich eisenhaltiger Gries. Herr Schweinfurth hält dieselben für Meeresprodukte und glaubt, der Boden der Arabah sei ebenso gehoben wie jenseits die Berge der sinaitischen Wüste, auf denen man in beträchtlicher Höhe Polypen findet, die in allem denen des Roten Meeres gleichen.

„Verschiedene Wadis oder Gießbachbette, in denen Flächen von der Sonne gespaltener Lehmerde auf kürzlichen reichlichen Regen schließen lassen, durchschneiden diese Wälle. Wir verbringen die Nacht in einem der Wadi, und morgens vor 6 Uhr ziehen wir weiter in östlicher Richtung auf einen schwarzen Punkt zu, der sich allmählich vom Himmel als ein schöner Palmbaum abhebt. Die Mönche von St. Anton haben ihn mit kleinen Mauern umgeben, um dies schöne Auge der Wüste zu schützen, das weithin die Quelle Ain-el-Buerat ankündigt. Die Quelle selbst ist 500 m weiter in einer Felsenhöhle, und ihr Wasser hat einen leicht schwefeligen Geruch. Die Kameltreiber sagen uns, es sei eine zweite Quelle mit Salzwasser am Fuße einer Akazie, die wir in ½ km Entfernung in nordöstlicher Richtung gewahren.

„Weiterhin finden wir auf unserem Wege einige Haufen von Gipssteinen, die zum Gebrauche des Klosters gesammelt sind. Gegen 11 Uhr werden die blauen Gewässer des Roten Meeres über den Wänden des Thales sichtbar; vor uns erscheint ein langer weißer Streifen am Fuße des Colzim. Gegen diesen weißen Felsen, sagen unsere Führer, lehnt sich St. Anton. Bald entdecken wir wirklich die Umfassungsmauern des Klosters, die in größerem Maßstabe wie einer unserer Dorfkirchhöfe sich ausnehmen. Man sieht nur eine weiße Mauer ohne jede Öffnung, über die eine Menge Palmbäume ihre Häupter erheben. Rundum nur Sand und Felsen."



Inneres einer koptischen Kirche. (S. 75.)

9. Im Kloster St. Antonius.

„Um halb 2 Uhr stehen wir vor den Thoren des Klosters, am Fuße einer gewaltigen Mauer von 12—15 m Höhe und 200—300 m Länge. Suchet nicht nach einem Thore; es giebt keines. Ihr findet in der Mauer nur eine halbkreisförmige Nische, 3½ m breit, 8—9 m hoch, und darüber eine Öffnung von denselben Dimensionen, in halber Höhe mit durchbrochenem Holzwerk in Gestalt eines Balkons umgeben. Kaum haben wir

die Klosterglocke gezogen, die dicht bei der Nische hängt, so erscheinen auch schon die braunen, mit schwarzen Turbanen umwickelten Köpfe mehrerer Mönche in den kleinen Fenstern des Holzwerkes. ‚Wir sind Pilger, die euch besuchen wollen; hier ist ein Brief eures Obern, des Bischofs von Benisuef.‘

„Eine Fallthüre öffnet sich mit Gekrach in der Decke der Nische, und rasch fährt ein Mönch hernieder, hängend an einem Strick, dessen Endknoten er zwischen die Füße klemmt (vgl. das Bild S. 79). Es ist der zum Empfange bestimmte Mönch. Er ist bekleidet mit einem weitärmeligen Überrock von schwarzem Sarsche, vorne offen, ähnlich der Tracht der Oberägypter. Er begrüßt uns höflich und lädt uns ein, ins Kloster hinaufzusteigen, indessen andere Mönche herniedergleiten, um sich unseres Gepäckes zu bemächtigen.

„Oben angekommen, sieht man sich von einer Schar Mönche umringt, welche sofort damit beginnen, die üblichen Höflichkeiten an einem zu vollziehen, und mit Befriedigung die schöne Winde mit vertikaler Achse zeigen, die von zwei Mönchen bedient wird und um welche der Strick der Hebemaschine läuft. Allerdings eine Einführungsceremonie, wie sie bei ehrlichen Menschen sich nur selten im Leben ereignet. Klosteresel und Klostergaul gehen, wie man uns versichert, auf dieselbe Weise ein und aus.

„Beim Austritt aus dem Elevator steigt man über eine offene Stiege auf eine große Plattform hinab. Vor sich hat man ein ganzes Dorf von kleinen, mehr oder minder in Reihen stehenden Hütten, welche von den weißen Kuppeln der Kirchen und dem viereckigen Zwinger überragt werden, der im Angriffsfalle als Zufluchtsort dient. Alles das hebt sich von einem grünen Hintergrunde von Palmbäumen ab.

„Man führt uns zum Vikar durch eine Straße, wie sie arme Dörfer in der Provence oder Italien durchschneiden. An beiden Seiten stehen kleine Häuschen von Stein und Lehm, 3—4 m breit, nur mit einem einzigen Fensterchen über der Thüre und einer mäßigen Öffnung für das Zimmer des obern Stockwerkes. Das sind die Wohnungen der Mönche; jeder hat sein Häuschen. Die Wohnung des Vikars ist ähnlich, nur daß sie ein wenig geräumiger ist und daß die Thür zunächst auf einen kleinen Vorflur führt. Der Vikar, ein hoher Greis von 70 Jahren, fast blind, sitzt im Hintergrunde des Zimmers auf einem langen gemauerten Diwan, der die ganze Breite des Raumes einnimmt. Der Tag dringt nur durch ein armseliges, kleines Fenster herein; alles ist elend und unsauber. Eine Tabaksdose, Tschibuks, arabische Schuhe, einige alte Kissen und Fetzen von Teppichen liegen bunt durcheinander.

„Der Vikar empfängt uns mit Herzlichkeit. Die Mönche, welche allmählich das Zimmer erfüllen, heißen uns willkommen. Unter ihnen befindet sich ein junger Mönch, den wir vor zwei Jahren in den Klöstern von Nitrien getroffen haben. Infolge unseres Besuches kam er nach Kairo, bat uns um Unterricht im katholischen Glauben, verschwand aber nach einigen Tagen. Zweifelsohne haben ihn seine Obern nach St. Anton geschickt, als an einen festen Platz, aus dem nicht leicht zu entkommen, sollte er sich noch einmal versucht fühlen, katholisch zu werden. Wir sind offenbar für alle der Gegenstand einer mit Wohlwollen gepaarten Neugier; denn diese armen Leute haben seit mehr denn 40 Jahren keinen Fremden gesehen. Auch wir haben viele Fragen zu stellen; alles ist hier unbekannt und erinnert so gar nicht an das, was man anderswo zu sehen gewohnt ist. Zunächst wollen wir uns an die Geschichte des Klosters erinnern.

„St. Antonius hatte sich in eine alte Burg zurückgezogen, welche in Trümmern lag und sich auf einem der Berge des rechten Nilufers befand, hoffend, dort von den Menschen getrennt in beständigem Gebete leben zu können. Allein die Kranken und Besessenen hatten bald seinen Aufenthalt ausgekundschaftet und kamen in Scharen, um Heilung von ihm zu erflehen. Auch hochgestellte Personen kamen, ihn zu besuchen. Vor der Versuchung der Eitelkeit sich fürchtend, beschloß er, sich in der obern Thebais zu verbergen. Während er am Ufer des Flusses auf eine Barke wartete, die er besteigen könnte, um sein Vorhaben auszuführen, sprach eine himmlische Stimme zu ihm: ‚Willst du der Ruhe genießen, so verzichte auf deinen Plan und ziehe dich in die Tiefe der benachbarten Wüste zurück; du brauchst nur jenen Sarazenen nachzugehen, welche sie in diesem Augenblicke durchziehen; sie werden dir den Weg zeigen.‘ Er gehorchte und gelangte nach einem Marsche von drei Tagen und drei Nächten an den Ort, an dem Gott wollte, daß er wohnen solle.

„Der hl. Hieronymus beschreibt denselben mit folgenden Worten: ‚Es ist dies ein felsiger Berg von ungefähr tausend Schritten. An seinem Fuße entspringen Wasser, von denen einen Teil der Sand verschluckt. Ein anderer, der weiter strömt, bildet allmählich ein Bächlein, an dessen Ufern man eine große Anzahl Palmbäume sieht, die sehr dazu beitragen, diesen Ort bequem und angenehm zu machen.‘ Man nannte diesen Berg Colzim; seitdem heißt er St. Antonsberg. Der Altvater erkannte hier die Wohnung, die Gott ihm bestimmt, und ließ sich um so lieber hier nieder, als die Araber, mit denen er gezogen, die einzigen waren, die ihn kannten. Seine Zelle war sehr eng; sie hielt ins Geviert nur so viel Raum, als ein Mensch mit ausgestreckten Beinen einnimmt. Es befanden sich daselbst noch zwei andere in Fels gehauen und von gleicher Größe, zu denen man nur schwer gelangen konnte.

„Er konnte nicht lange verborgen bleiben. Einige seiner Jünger entdeckten sein Versteck und kamen, ihre Zellen am Fuße des Berges aufzuschlagen, um seines Beispiels und seiner Unterweisungen zu genießen; sie errichteten daselbst eine Kirche, in welcher der Überlieferung zufolge der Erzvater zu beten und die Einsiedler zu unterrichten pflegte. Diese brachten ihm dafür das nötige Brot an seine Grotte. Antonius, der ihnen diese Mühe ersparen wollte, bat sie um einen Spaten, eine Sichel und etwas Korn, womit er ein kleines Stück Land bestellte, das für seinen Unterhalt genügte und ihm die Freude bereitete, fürder niemandem zur Last zu fallen. Er that auch einige andere Arbeit. Denn als ein Jahr nach seinem Tode der hl. Hilarion seinen Aufenthaltsort besuchte, führten ihn die Jünger des hl. Anton zu einem Garten mit den Worten: ‚Hier pflegte er die Psalmen zu singen; hier ruhte er, wenn er ermüdet war; er selbst hat diese Rebe, jenen Busch gepflanzt; er selbst hat diese Tenne gebaut; er selbst hat diesen Wasserbehälter gegraben, um den Garten zu bewässern.‘ Sie erzählten weiter, als vor drei Jahren wilde Esel, die zur Tränke kamen, ihm sein Gemüsebeet verwüstet hatten, habe er dem ersten Einhalt geboten, ihm leise mit dem Stocke auf die Flanken geschlagen und gesagt: ‚Warum frissest du, was du nicht gesäet?‘ Seit jener Zeit richteten diese Tiere kein Unheil mehr an.

„Um den Fremden beizuspringen, die bei seiner Liebe und Erleuchtung Hilfe suchten, ohne die Vorteile seiner Abgeschiedenheit zu verlieren, ließ er das Kloster Pispir am nächstgelegenen Nilufer bauen, wo er von Zeit zu Zeit Besuche empfing. Da er kraft göttlicher Mitteilung wußte, daß sein Ende nahe sei, wollte

er noch einmal die Einsiedler des äußern Berges, unfern des Flusses, besuchen, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Nach diesem Besuche zog er sich in seine gewöhnliche Siedelei zurück, und als er bald darauf krank wurde, rief er zwei Einsiedler, die ihn seit 15 Jahren wegen seines Alters bedient hatten. ‚Fliehet über alles‘, sagte er ihnen, ‚die Schismatiker und Häretiker! Berget meinen Leib unter die Erde und machet, daß niemand außer euch wisse, wo er ruht. Ich hoffe, daß mein Heiland ihn mir bei der Auferstehung unverweslich zurückgeben wird.‘ Darauf bot er ihnen den Friedenskuß und gab seinen Geist auf, den 17. Januar des Jahres 356, 105 Jahre alt.

„Den Überlieferungen der Mönche zufolge hätte der erste Klosterbau im Jahre 315, zu Lebzeiten des hl. Antonius, stattgefunden; seitdem wäre dasselbe nur einmal verlassen worden, nämlich zur Zeit der Eroberung Ägyptens durch die Sarazenen. Die Mönche gaben aus Furcht vor der Barbarei der Sieger ihre beiden Klöster auf, die 70 Jahre hindurch der Entweihung durch die Araber preisgegeben blieben. 758 kamen die koptisch-schismatischen Mönche und ließen sich daselbst nieder, um bis heute zu bleiben.

„Unsere liebevollen Wirte zeigen uns die Quelle und den Garten des hl. Antonius, seine alte Kirche, kurz alles, was uns in und am Kloster interessieren kann. Morgen werden sie uns zur Grotte am Berge führen, weil wir dort die heilige Messe lesen wollen.

„Die neue Umfassung des Klosters bildet ein unregelmäßiges Fünfeck von mehr als 1 km im Umfang; sie umspannt die alte

Eingang in das Kloster des hl. Antonius. (S. 78.)

Mauer von allen Seiten mit Ausnahme der nordwestlichen gegen die Ebene der Arabah. Die Mauer, 10—12 m hoch und mindestens 2 m dick, endet in einen Weg, der nach der Außenseite durch eine Brustwehr gedeckt ist. Zwei oder drei Türmchen und einige in den Stein gemeißelte Kreuze sind ihr ganzer Schmuck. Der umschlossene Raum beträgt über 6 ha, von denen auf die jüngste Erweiterung etwa die Hälfte kommt.

„Die Quelle liegt auf der Bergseite dicht an der Mauer, unter einem schneeweißen Kalkfelsen, geziert mit schönen Büschen; sie fließt über bunte Kiesel und entwickelt einen ausgesprochen schwefeligen Geruch; ihre Temperatur, kaum höher als die Durchschnittstemperatur des Jahres, beträgt 23—24° und läßt darauf schließen, daß sie aus nicht allzu großer Tiefe kommt. Die Öffnung ist armesdick, und sie bewahrt, wie man uns sagt, stets dieselbe Weite und Wärme. Wir konnten den Salzgeschmack nicht wahrnehmen, den mehrere Reisende beobachtet haben. Kommt man von der Quelle herab und tritt man in die alte Umfassung, so umfängt den Besucher ein Schatten, dem die Wüste eine besondere Frische und ungewohnten Reiz verleiht. Dattelpalmen, Ölbäume und Terebinthenbüsche wechseln mit kleinen Feldern, auf denen die Mönche schönes Gemüse und kräftiges Gras ziehen. Einige Mimosen mit tausend kleinen Gold-Blütenbüschen durchwürzen die Luft. Hohe Palmbäume, hier und dort verteilt, beherrschen alles mit ihren langen Blättern und lassen nur ein gemildertes Licht auf diese Gärten fallen. Diese herrliche Oase könnte noch mehr Anmut und Frische entwickeln, wenn sie von fleißigern Händen bebaut würde; aber diese guten Mönche haben keine Ahnung von der Zierlichkeit und Eleganz, die unsere kundigen europäischen

Gärtner ihren Beeten zu geben wissen. Sie lassen ihren Garten in einem etwas vernachlässigten und verwilderten Zustande. Thun sie es vielleicht, um uns mehr an die Strenge des heiligen Abtes zu erinnern, der diesen Winkel der Wüste bewässert und bepflanzt hat?

„Die alte Kirche von St. Anton befindet sich zwischen dem Garten und den alten Zellen. Treten wir mit Ehrfurcht ein in diesen heiligen Ort und beten wir einige Zeit auf den Knieen vor dem Heiligtume mit dem Eifer von Pilgern, die am heiligen Ziele einer beschwerlichen Wallfahrt stehen; beten wir für unsere Brüder und mehr noch für diese armen Mönche, die ein elendes Leben im Schatten des Todes fristen, weit von der wahren Kirche des hl. Paulus und Antonius. Ihre Rückkehr zur Kirche würde vielleicht die Bekehrung mehrerer Bischöfe zur Folge haben und diese ihr Volk in den Schafstall des wahren Hirten hinüberführen. Die Richtung der Kirche geht von Südwest nach Nordost. Sie ist 20 m lang bei einer Breite von 10 m. Ihr Plan ist nach dem unabänderlichen Muster der alten griechischen und koptischen Kirchen, eine Nachahmung des Tempels von Jerusalem: ein längliches Viereck, der Breite nach in vier Teile gegliedert, zwei für das Volk, einer für die Priester, der letzte als Heiligtum. Das letztere ist durch ein hohes Holzwerk abgetrennt, dessen drei Thore drei einzelne, freistehende Altäre und hinter denselben eine Nische oder Apside sehen lassen. Alle diese Teile des Gebäudes sind von Kuppeln überragt.

„Der am weitesten vom Heiligtum entfernte Teil ist der älteste. Die Mauern desselben sind mit Gemälden altbyzantinischen Stiles bedeckt; ungeachtet der Verheerungen der Zeit sind noch die Gestalten von Kriegern, Engeln, Aposteln und das Kind Jesus in den Armen seiner heiligen Mutter kenntlich. Rechts von der Eingangsthüre gewahrt man einen römischen Krieger zu Pferd, das Haupt von einem Heiligenscheine umgeben und eine Lanze in der Hand. Darunter ist eine große Kirche mit zahlreichen Kuppeln abgebildet. Sollte es nicht die Sophienkirche sein und der Kaiser Konstantin, den die Griechen als Heiligen verehrten? Ihm zur Seite ist ein anderer Reiter, ebenfalls mit Heiligenschein. Diese Gemälde scheinen uns den ersten Jahrhunderten byzantinischer Kunst anzugehören; sie verdienten, von irgend einem gelehrten Archäologen studiert zu werden. Dieser erste Teil der Kirche von St. Anton ist von der übrigen Kirche durch eine kleine Mauer getrennt, überragt von einem etwas zugespitzten Bogen. Der Eingangsthüre gegenüber befindet sich eine kleine dunkle Seitenkapelle.

„Zwischen der Kirche der Mönche und ihren Zellen erhebt sich ein dicker, viereckiger Turm, der zum Zufluchtsort bei einem Angriffe dient. Man gelangt über eine Fallbrücke, welche auf die Terrasse der benachbarten Zellen führt, hinein und findet im Innern alles für eine lange Absperrung Nötige: Wasserleitung, Herd, Speicher, Kapelle ꝛc. Dieser Zwinger ist weniger groß und minder fest als die der Klöster Nitriens und scheint vernachlässigt. Offenbar vertrauen die Mönche von St. Anton mehr auf ihre Mauern; auch stehen die Beduinen des Gebirgs augenblicklich in besserem Leumund als die von Nitrien.

„Man zeigt uns noch unfern vom Turme einen alten, feuchten, gewölbten Saal. In der Mitte ist aus Stein eine Art Speisetisch erbaut, zu dessen beiden Seiten sich kleine Mauern von der Höhe einer Bank hinziehen. Dieser Saal dient, wie man uns belehrt, den Mönchen als Refektorium während der Fasten. Sie kauern sich alsdann auf die kleinen Mauern und nehmen ihre Mahlzeit von dem großen Steintisch ein. Während des übrigen Jahres holt sich jeder seine Portion in der gemeinsamen Küche und verzehrt sie, wo es ihm gut scheint.

„Die guten Mönche stellen uns für das Abendessen und die Nacht einen reinlichen und neuen Saal zur Verfügung, der ohne Zweifel für Fremde reserviert ist. Man bringt uns unsere Nahrungsmittel auf einer ungeheuern Metallplatte von 1,25 m Länge, die man auf einen Sessel in die Mitte des Saales stellt. Wir kauern uns nach arabischer Sitte auf Teppichen herum. Ein Hammel, in Butter schwimmende Bohnen und Honig bilden unser Mahl. Es scheint, einer von uns hat gefragt, ob man noch im Kloster jenen Wein aus getrockneten Weinbeeren mache, von dem P. Sicard spricht und den er für die heilige Messe zurückwies, in diesem Punkte strenger als unsere heutigen Gottesgelehrten. Der P. Ökonomus brachte uns davon am Schluß des Mahles, indem er uns erklärte, er sei bereitet aus trockenen Trauben der griechischen Inseln, deren Beeren einzeln ausgesucht und in einer bestimmten Menge Wasser in Gärung versetzt werden.

„Die Ordensleute bereiteten uns eine angenehme Überraschung, indem sie während der Nacht ein großes vermauertes Thor durchschlugen, das der Regel gemäß nur für den Patriarchen geöffnet wird, und einmal im Jahre, um den Holzvorrat des Klosters einzunehmen. Der Abuna Hanna-Massehudi, der Ökonomus und die rechte Hand des Vikars, ist ganz glücklich, uns die ‚Ehren des Thores' anzuthun, und mehrere Mönche erwarten uns, um sich über unsere Freude zu freuen.

„Der Abuna Hanna wird uns zur Grotte geleiten; ein junger Beduine, schwarz wie ein Abessinier, das Gewehr auf dem Rücken, die Brust bedeckt mit Pulverbüchsen, die an einer alten Schärpe hangen, bemächtigt sich, von seinem jüngern Bruder begleitet, des Koffers, der unsern Tragaltar enthält. Der Pfad, der zur Grotte St. Anton führt, steigt gegen Südwesten auf zwischen Trümmern und Erdmassen, die vom Berg heruntergekommen. Steinhaufen, die von Zeit zu Zeit an hervorragenden Punkten aufgetürmt sind, geben dem Pilger die Richtung an. Nach einer halben Stunde angestrengten Marsches hieß uns der Abuna hinter einem Felsen in einer Umwallung von lose aufeinander gelegten Steinen halten. ‚Das sind die Reste der Zelle, in welcher Paul der Einfältige, ein Schüler des hl. Antonius, gewohnt hat', sagte er. ‚Wenn der heilige Altvater Kranke oder Besessene hatte, die er nicht zu heilen vermochte, sandte er sie zu seinem Schüler, überzeugt, daß Paul der Einfältige hierin eine reichere Gnade erhalten habe. Sehet diesen dicken Stein, der über 100 Pfund wiegt; eines Tages legte ihn Paul der Einfältige auf sein Haupt, indem er zu Gott sprach, er werde ihn nicht herunternehmen, bis er die Heilung eines Besessenen erlangt hätte, den man ihm zugeführt hatte.' Ich weiß nicht, welche Glaubwürdigkeit man diesen Überlieferungen der Mönche beimessen darf. Jedenfalls veranschaulichen uns diese kleinen Steinumwallungen von 3—4 m Länge, hinter einem großen Felsen vor dem Seewinde geschützt, recht gut jene Zellen, welche die Mönche der Wüste an einem Tage erbauten und dem ersten besten mit Freuden überließen.

„Wir ersteigen während einer Viertelstunde einen immer abschüssigern Abhang. Endlich gelangen wir auf eine kleine Terrasse von wenigen Schritten, am Fuße eines langen, zugespitzten Felsens von 300 m Höhe. Hier ist der Eingang zur Grotte. Wir sind 2 km südwestlich vom Kloster, 270 m über der Kirche von St. Anton, 680 m über dem Roten Meere und befinden uns auf dem 28.° 55′ n. Br. und dem 30.° 3′ ö. L. Die Fernsicht erstreckt sich über die Arabah, auf das Galalagebirge im Norden und auf

das Rote Meer; aber ein großer Hügel von Bergtrümmern verdeckt uns das Kloster.

„Wir folgen mit frommem Schauer dem Abuna in den kleinen unterirdischen Gang, der zur Grotte des Heiligen leitet. Er mißt bei 10—12 m Länge im Durchschnitt nur 1,60 m in der Höhe und 0,60 m in der Breite. Am Ende steigen wir über zwei hohe Stufen in die Höhle. Grotte und Gang sind offenbar durch Gewässer in den weißen Kalkstein des Berges gegraben. Sie mißt von Ost nach West 7 m in der Länge, vom Eingang gerechnet, 2 m in der Breite und ist etwa 3 m hoch. Am östlichen Ende weitet sie sich rund aus; im Westen verjüngt sie sich und verläuft in eine Felsenspalte. In der Mitte befindet sich ein roher Altar aus zerbröckeltem Gestein.

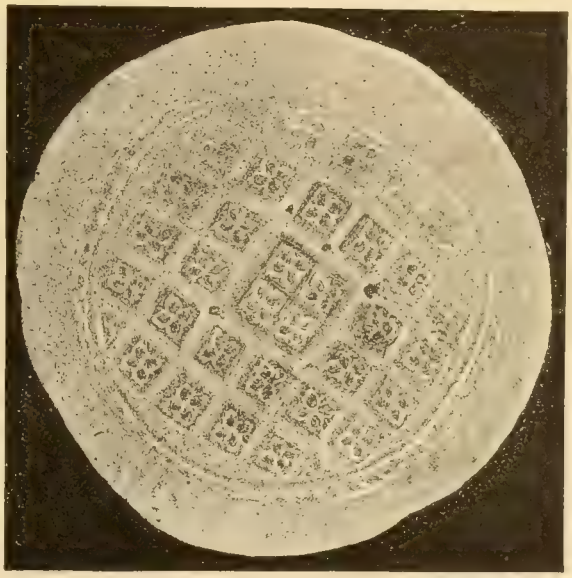
„Der Abuna Hanna erleuchtet das verehrte Heiligtum mit einer Anzahl kleiner Kerzen, die er an die Felswände klebt, indes wir beten und uns zur heiligen Messe bereiten, der ersten vielleicht, die an diesem heiligen Orte gelesen. Stets werden wir als einen der schönsten Momente unseres priesterlichen Lebens dies heilige Opfer schätzen, dargebracht in einer Höhle der Thebais, die Zeugin der Buße des großen Antonius und Wiege des Mönchslebens war.

„Beim Austritt aus der Grotte zeigte man uns in einer Höhe von 8 m der Felswand zwei Öffnungen, der des Ganges ähnlich, zu denen man nicht ohne Gefahr gelangen kann; sie führen zu einer zweiten ganz ähnlichen Grotte. Der kleine Beduine versuchte vergeblich durch eine Felsenspalte dahin vorzudringen.

„Die Mönche von St. Anton und St. Paul haben dieselbe Lebensweise, dieselbe Regel und beinahe dieselben Gebräuche wie die zwei Klöster, welche in der öden Wüste von Scete und Nitrien an die ersten Zeiten des Mönchstums erinnern. Dreimal des Tages beten sie das Officium in der Kirche. Diejenigen, die geistlich werden wollen, lernen lesen und arabisch schreiben, oder üben sich, ihr koptisches Ritual zu entziffern, ohne sich zu bemühen, es zu verstehen; den Rest der Zeit verwenden sie auf häusliche Arbeit oder auf gemeinschaftliches Rauchen des Tschibuk an den Thüren ihrer Zellen. Ihre ganze Bibliothek besteht in einigen alten, im Turm eingeschlossenen Büchern, die niemand liest. Ihre Unwissenheit auch in religiösen Dingen ist groß. Diese Mönche, entartete Nachkommen der 80 000 Mönche, die Ägypten zur Zeit des hl. Pachomius bevölkerten, sind ein toter Zweig, abgefallen von dem großen Baume, an dem einst die ganze Welt die schönsten Blüten der Tugend bewunderte. Jetzt ist es nicht mehr die Liebe zum Gebet und zur Buße, was sie in die Einsamkeit führt. Die einen kommen in der Hoffnung, nach einigen Jahren eines friedlichen Klosterlebens zu irgend einem schismatischen Bischofsstuhle berufen zu werden; denn aus den Mönchen dieser Klöster erwählt man die Bischöfe Ägyptens und Abessiniens. Andere, und sie bilden vielleicht die Mehrzahl, scheinen im Kloster nichts weiter zu suchen als ein Hospiz, wo sie ohne Arbeit und Unrast eine ruhige, sorgenfreie Existenz finden. Diese Genossenschaft erinnert weit mehr an unsere Asyle für Greise denn an unsere Trappisten und Kartäuser.

„Die Mönche von St. Anton sind 19 an der Zahl, 8 Priester und 11 Brüder. Der Vikar (ghomos bulos) ist seit 50 Jahren im Kloster und versieht sein Amt seit 30 Jahren. Er scheint milde und zurückhaltend; ich glaube, er läßt meistens die Mönche unter sich ihre kleinen Familienangelegenheiten schlichten. Der Ökonomus Abuna Hanna-Massehudi schien uns thätiger und einsichtiger, so daß es uns nicht überraschte, als wir nach unserer Rückkehr vernahmen, er sei statt Amba Yussef, der Bischof von Benisuef geworden war, zum Obern des Klosters erwählt.

„Der Sakristan schenkte uns eines der kleinen, zur Konsekration bestimmten Brote, dessen Abbildung wir hier beifügen (vgl. untenstehendes Bild). Dies Brod mißt 11 cm im Durchmesser und ist 2 cm dick. In der Mitte befindet sich ein in kleine Vierecke geteilter Kreis, den eine koptische Inschrift umgiebt. Das Mittelviereck, größer als die andern, ist mit einem Kreuze bezeichnet. Ganz in seiner Nähe sieht man fünf Löcher, drei oben und zwei unten. Sie stellen die fünf Wunden unseres Herrn dar. Nach der Wandlung trennt der Priester alles links, dann alles rechts vom Mittelviereck Befindliche, endlich den obern Rest. Was unter demselben, teilt er in drei Stücke, die er als Kommunion empfängt. Das Mittelstück läßt er in den Kelch fallen und nimmt es mit dem heiligen Blute, während die drei größern Stücke für die Kommunion der Gläubigen dienen oder vom Celebranten genossen werden.



Koptisches Hostienbrot.

10. Die Grotte und das Kloster des hl. Paulus.

„Vom Kloster St. Anton bis nach St. Paul sind in der Luftlinie nur einige 20 km in südöstlicher Richtung. St. Anton liegt am nordwestlichen Abhange der südlichen Galalakette am Fuße des Colzim. St. Paul findet sich am Fuße des Südostabhanges desselben Gebirgszuges auf der Seite des Roten Meeres. Der Reisende, der St. Anton verläßt und über das Gebirge will, sieht sich den Weg durch eine lange Felswand mit zackigen Spitzen versperrt; er muß die Kette von der Seite des Roten Meeres umgehen.

„Es war Nacht, als wir am Fuße der Mauer ankamen; mehrere Mönche erwarteten uns mit Lichtern. Wie zu St. Anton keine Thüre, nicht einmal eine zugemauerte, sondern nur ein dicker Strick, um Fremde in das Kloster zu hissen. Mit der größten Feierlichkeit wurden wir in Prozession nach der Kirche begleitet.

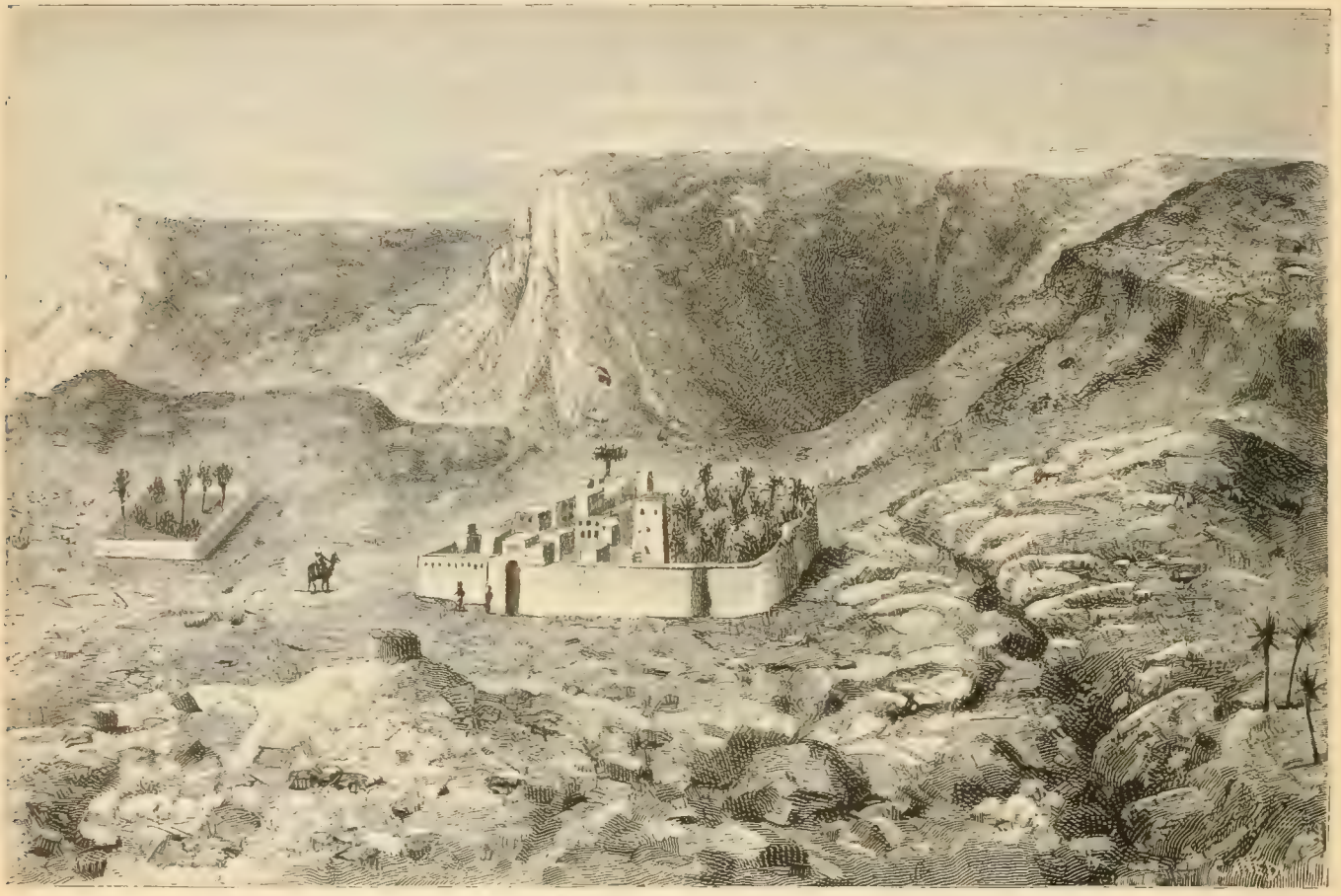
„Des andern Morgens hatten wir alle das Glück, die heilige Messe in der Grotte des hl. Paulus zu feiern, welche kurz nach dem Tode des Heiligen in eine Kapelle verwandelt worden ist. Hier wurde er mit dem wunderbaren Brote genährt, hier empfing er den Besuch des hl. Antonius, hier hauchte er mit zum Himmel gehobenen Händen seine Seele aus und hier gruben ihm zwei Löwen sein Grab.

„Die alte Kapelle des hl. Paulus ist eine in den Boden gebaute Krypta, zu der man über zwei Stiegen hinabsteigt. Das

Ganze ist ein Viereck von 9 m die Seite, nur durch eine kleine Kuppel erhellt. Die Kapelle blickt von West nach Ost und ist wie alle koptischen Kirchen eingerichtet, doch nur mit einer Scheidung, die das Heiligtum vom Schiffe sondert. Die Grotte des hl. Paulus bildet heute den nordwestlichsten Teil des Heiligtums und eine Art Seitenkapelle, welche an die nördliche Wand sich anlehnt.

„Mauern und Gewölbe der Kapelle sind mit rohen Gemälden bedeckt, das Leben des Heiligen und einige Züge aus der Heiligen Schrift darstellend. Diese Gemälde, zu denen nichts weiteres verwandt wurde als die farbigen Erdarten des Berges, sind das Werk eines Mönches aus dem Kloster. Die alte Kapelle des hl. Paulus dient als Krypta für eine weiter nach Norden darüber erbaute Kirche. Die linke Seite der Kirche entspricht der rechten Krypta. Diese Kirche, ebenfalls dem hl. Paulus gewidmet, scheint vor etwa 200 Jahren gebaut worden zu sein und bietet nichts Merkwürdiges.

„Das Kloster St. Paul (Deir-Amba-Bulos) ist an dem einsamsten und schrecklichsten Orte gelegen, den man sich denken kann. Man stelle sich einen unermeßlichen Bergkessel vor, dessen schwarze Felswände 800 m hoch und von zahlreichen Schluchten zerrissen sind. Im Grunde erheben sich die großen Mauern des Klosters (vgl. untenstehendes Bild), dunkel und ohne Öffnung, wie die eines Grabmonumentes. Das Auge entdeckt nicht einen grünen Punkt auf diesen trostlosen Felsen, nicht einen Vogel in den Lüften, nicht ein Tier, das diese tote Scene belebte. Wahrlich, die Einsiedler der Thebais konnten keinen Ort wählen, der sie die Welt



Kloster des hl. Paulus.

mehr vergessen ließ und besser die unveränderliche Ewigkeit darstellte. Hätten sie noch von ihren Zellen aus das blaue Meer sehen können! Aber nein. Schwarze Trümmerhaufen entziehen es den Blicken, und nur von der Höhe der Klostermauern kann man einen schmalen Streifen davon gewahren.

„Die Umfassungsmauer des Klosters hat die Form eines länglichen Vierecks, das sich von Ost nach West hinzieht; sie ist weit weniger ausgedehnt als die von St. Anton und umschließt höchstens 1½ ha. Der Eingang liegt gegen Osten. Links der südlichen Mauer entlang liegen die Zellen in zwei ungefähr parallelen Reihen. Gegenüber dem Eingang ragt der Turm, größer und besser erhalten als der von St. Anton. Er scheint die Kirche der Mönche zu schützen, die südlich von ihm steht, und die nördlich gelegene Paulskirche. Gärten mit Palmen und andern Bäumen nehmen den Norden und Westen ein. Die Quellen befinden sich in einem unlängst angegliederten und durch die alte Umfassungsmauer getrennten westlichen Teile des Gartens. Es sind ihrer drei, und sie haben sämtlich einen schwefligen Geruch. Ich halte sie für weniger mineralreich als die von St. Anton. Die reichlichste und einzig nutzbar gemachte Quelle befindet sich im Norden. Außerhalb des Klosters liegen nördlich und südlich etwa über 100 m entfernt noch zwei andere kleine, von einigen magern Palmen umstandene Quellen. Die Beduinen des Gebirges tränken da ihre Herden.

„Gegen Mittag mußten wir diese heiligen Orte verlassen mit dem Bedauern, nicht so lange dort gebetet zu haben, als wir gewünscht hätten. Gerne hätten wir diesen armen schismatischen Mönchen etwas Besseres zurückgelassen als das kleine Almosen

und unsern Dank für die Ehre und Zuvorkommenheit, womit sie uns aufgenommen. Möchten unsere Wünsche und die feurigen Ermahnungen Mfgr. Morcos' in einigen Herzen guten Willens das Licht der Wahrheit und das Feuer der Liebe angezündet haben.

„Beim Verlassen des Klosters erblickten wir zwei junge Beduinen von 10 bis 14 Jahren, die wir schon am Tage vorher gesehen. Sie hatten die Nacht in den Futtersäcken zugebracht, welche das für die Kamele bestimmte gehackte Stroh enthalten. Sie zitterten vor Kälte, denn sie hatten fast keine Kleidung, und baten uns um ein Stück Brot. Ihr Vater ist tot, ihre Mutter ist ins Gebirge gegangen, um einiges Reisig zu sammeln; sie wissen nicht, nach wieviel Tagen sie zurückkehren wird. Wir erboten uns, sie mit nach Kairo zu nehmen; dort würden wir sie kleiden, gut nähren, ihre Dienste bezahlen, und es solle ihnen stets freistehen, uns zu verlassen, wenn es ihnen nicht gefallen würde. Alle unsere Anerbieten waren umsonst. Diese armen Kinder zogen ihre Freiheit mit all ihrem Elend jedem andern Zustande vor. Sie hofften, daß die Mönche fortfahren, ihnen von Zeit zu Zeit ein Stück Brot zu geben, und wenn die Nacht zu kalt wird, werden sie sich einen Graben im Sande machen, darin einiges Reisig verbrennen und sich schlafen legen, begraben in dem also erwärmten Boden.

„Wir werden die Nacht am Meeresstrande zubringen und am andern Tage mit Sonnenaufgang zum Kloster St. Anton zurückkehren, von wo wir durch die Wüste die Ufer des Nils wieder aufsuchen.

„Während unserer zehntägigen Reise durch die Wüste begegneten wir nur sechs Beduinen, stets zweien zusammen, alle auf der Suche von gestohlenen Kamelen begriffen. Zwei von ihnen hatten die 14tägige Reise nach Keneh gemacht. Wird in der Wüste ein Kamel gestohlen, so muß sich der Eigentümer selbst Recht verschaffen; kann er nicht wieder zu seinem Tier kommen, so stiehlt er, um sich schadlos zu halten, ein anderes. Er wendet sich an den Kadi nur, wenn der Diebstahl im Dorfe vorkam und er Zeugen stellen kann. Dann wird der Schuldige zu Ersatz und Gefängnis verurteilt und muß nach Landesbrauch ein zweites Kamel beigeben; wo nicht, verfällt er der Rache. Die zwei bis drei Beduinenfamilien, die wir bei den Klöstern trafen, waren von einem tiefen Schwarzbraun, das sie uns von ferne für Neger halten ließ. Mfgr. Sogaro fand in ihnen große Ähnlichkeit mit den wilden und starken Bicharris, die vor dem gegenwärtigen Aufstande die Karawanen zwischen Suakim und Berber führten. Sie gehörten in der That zum Stamme der Ababdes, welche dem der Bicharris verwandt sind.

„Es war 1 Uhr, als wir das Nilthal erreichten. Der Zug, der nach Kairo fährt, wird uns um 3 Uhr nach Beni-Suef mitnehmen. Der Bahnhof liegt vor uns, aber wie hinkommen? Der Fährmann ist am andern Ufer, und wer weiß, wann es ihm gefällig sein wird, uns überzusetzen. Unsere Treiber, nicht minder begierig als wir, an ein Ende zu kommen, rufen ihn aus allen Kräften, indem sie Hände voll Sand in die Luft werfen, wie sie in der Wüste pflegen. Umsonst. Der Fährmann bleibt unbeweglich am Ufer sitzen. Wir rufen, wir winken — er hört und sieht nichts. Eine prachtige Gelegenheit, Geduld zu üben. Offenbar wartete der Mann auf Passagiere, um nicht leer überfahren zu müssen und zögerte, uns hinüberzuholen. So war der Zug bei unserer Ankunft abgefahren. Das kostete uns einen Tag. Eine Barke brachte uns die Nacht nach Uasta, wo morgen früh der Zug von Fayum durchfährt. Der Wind ist ungünstig. Was liegt daran; auch mit Lavieren kommt man vorwärts. Zahllose Barken fahren den Nil hinauf und könnten uns in der Finsternis in Grund bohren, wenn unsere Matrosen nicht fortwährend ‚Achtung!' schrieen.

Nilfahrt bei Nacht.

„Eine ganze Welt kreuzt sich auf diesem schonen Strome, und die Nacht ist fast so belebt als der Tag (vgl. obenstehendes Bild). Der Handel Ägyptens und eines Teiles des Sudan geht ohne Gefahr und fast ohne Kosten diese Straße mittelst tausend kleiner Segel; darum nennt auch der Ägypter seinen Nil ‚El-Bahr', das Meer. Ohne es zu bemerken, passierten wir eine alte schismatische Kirche des rechten Ufers, genannt das Kloster St. Anton, welches ohne Zweifel das alte Kloster Pispir ist, wo der Heilige die Fremden empfing. Einige Stunden später zogen wir wieder in die Hauptstadt ein."

11. Katholische Anstalten der Gegenwart.

Das Abendland hat es immer als seine Pflicht angesehen, den bedrängten Katholiken anderer Weltteile hilfreich beizuspringen, und sendete daher stets Scharen eifriger Ordensleute auch in die fernsten Länder der Ungläubigen. Kaum hatte der hl. Franz von Assisi seinen Orden gestiftet, als er auch schon selbst nach dem Morgenlande eilte, um den Christen, die unter der Herrschaft der Türken schmachteten, Hilfe zu bringen, und wenn es Gottes Wille wäre, die Märterkrone zu erlangen. Es war im Sommer 1219, als er bei Damiette landete. Damals kämpfte ein Heer von Kreuzfahrern in Ägypten gegen die Türken, und der muselmännische Sultan hatte einen goldenen Byzantiner für jeden Kopf eines Christen versprochen, der ihm eingeliefert würde. Gleichwohl entschloß sich der hl. Franz, in das Lager der Türken zu gehen, um dem Sultan den christlichen Glauben zu predigen. Auf dem Wege dahin begegneten dem Heiligen zwei Schäflein; da sagte er zu seinem Begleiter: „Bruder Illuminatus, siehe, das Wort des Evangeliums wird an uns erfüllt: ‚Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.‘“ Seither ist der Orden des hl. Franziskus in Ägypten eingebürgert, und bis herab auf unsere Tage wohnen seine Söhne inmitten der Türken in der That „wie Schafe mitten unter den Wölfen“. Gott allein kennt vollständig die Früchte ihrer rastlosen Arbeit! An vielen Orten in Unter- und Oberägypten haben sie Schulen gebaut. Die Schüler von Beni-Suef zeigt unser Bild S. 85. Am Ende des 16. Jahrhunderts kamen auch die Jesuiten nach Ägypten; ihren Bemühungen gelang es, einen Teil der irrgläubigen Mönche und Priester zu bekehren und eine unierte koptische Kirche zu gründen. In letzter Zeit haben sich dann neuere Orden mit den Franziskanern in die Mühen der Mission geteilt, namentlich Schulbrüder, Lazaristen und verschiedene weibliche Genossenschaften, welche den Werken der Nächstenliebe obliegen und Waisenschulen leiten. Wir wollen die eine oder andere ihrer Anstalten miteinander besuchen.

Da sind wir im Hafen von Alexandria! Fürchten wir uns nur nicht vor diesen dunkelfarbigen, halbnackten Gestalten, die sich mit rauhem Geschrei herandrängen, das sind die ägyptischen „Dienstmänner“, und wir müssen auf gut Glück uns einem von ihnen anvertrauen. Aber man geht hierzulande nicht leicht zu Fuß, und so müssen wir einen der vielen Eseltreiber mieten und den Rücken seines Grauschimmels besteigen. „Zu den sieben Töchtern des Paschas!“ rufen wir, und sofort geht es im Galopp zu dem Hause der Barmherzigen Schwestern. Die Schwestern des hl. Vinzenz von Paul kamen nämlich vor ungefähr 40 Jahren, sieben an der Zahl, nach Ägypten und ließen sich unter dem besondern Schutze des Paschas nieder. Daher gaben ihnen die Türken den Namen „die sieben Töchter des Paschas“. Wir finden bei ihnen von morgens früh bis abends spät stets Kranke aller Art in großer Zahl. Da ist eine Halle, in welcher sie verpflegt und verbunden werden. Türken, Araber, Mauren, dunkle Nubier, Kopten, Griechen, Juden, alt und jung, Mann und Weib — alle werden mit gleicher Liebe verpflegt. Doch sie begnügen sich nicht damit, nur die Leidenden zu verpflegen, die man ihnen in das Haus führt; sie gehen vielmehr in die ärmsten Stadtteile und in die schmutzigsten Hütten, um die Not und das Elend der Kranken zu lindern, gleichviel ob es Christen oder Mohammedaner sind. Namentlich zur Zeit der Cholera vervielfältigen sie ihre Hilfe, und seither werden sie von den Türken wie überirdische Wesen, „wie Engel der Liebe in Menschengestalt“ betrachtet.

Außer den Anstalten der christlichen Barmherzigkeit treffen wir sowohl in Alexandria als in Kairo eine ganze Reihe Waisenhäuser und Schulen, die alle von christlichen Ordensleuten geleitet werden. Da ist z. B. in der letztern Stadt mitten in einem muselmännischen Stadtteile das Haus der Schulbrüder, ein prächtiger Bau, in dem etwa 600 Kinder von 32 Brüdern ihren Unterricht erhalten. Der frühere Vizekönig von Ägypten, Said Pascha, hat nicht nur den Grund und Boden zu diesem Hause geschenkt, sondern auch noch eine Gabe von 30 000 Franken beigelegt und sonst noch regelmäßige Unterstützung versprochen. Die Schulen tragen die besten Früchte, und schon manche junge mohammedanische Waisenkinder sind zum christlichen Glauben übergetreten. Noch häufiger ereignet sich aber dieses in den Waisenhäusern der Schwestern, deren zwei in Kairo bestehen: das der italienischen Klarissen mit über 100 und das der Schwestern vom Guten Hirten mit mehr als 200 Kindern. Viele dieser Zöglinge wurden um den geringen Preis von wenigen Mark von ihren mohammedanischen Eltern verkauft, oder auch, namentlich zur Zeit der Cholera, elend und verlassen von der Straße aufgelesen; es befinden sich unter ihnen Kinder aus Abessinien, aus Nubien und von den Ufern des obern Nil. Die Schwestern wissen auch manch schönes Beispiel der Gnade von diesen Kindern zu erzählen, die anfangs meist mit allen möglichen Fehlern behaftet, ja oft mit Lastern befleckt sind und endlich zu guten und tugendhaften Menschen herangebildet werden. Nur eines dieser Beispiele wollen wir hier anführen.

Unter den vielen Kindern armer mohammedanischer Eltern, die sich fast nackt in den Straßen von Kairo umhertreiben, befand sich vor einigen Jahren ein kleines Mädchen, das, wie alle seine Genossen, den dürftigen Lebensbedarf erbettelte. Eines Tages scheint es ihm schlimmer ergangen zu sein als gewöhnlich; es schrie umsonst nach einer Gabe und brach endlich, von Hunger und Elend aufgerieben, auf der Straße ohnmächtig zusammen. Barmherzige Hände hoben es auf und trugen es in ein nahes katholisches Haus, wo sich gerade ein Franziskanerpater befand. Alle meinten, das kleine Mädchen sei am Sterben; der Ordensmann fragte es also, ob es nicht die heilige Taufe empfangen wolle. Sofort sagte die Kleine ja, und nachdem der Pater ihr den allernotwendigsten Unterricht erteilt hatte, beeilte er sich, da der letzte Atemzug schon auf den Lippen des Kindes zu schweben schien, ihm die heilige Taufe zu spenden. Allein kaum hatte das Wasser der Wiedergeburt seine Seele reingewaschen, als auch wie durch ein Wunder die Todesgefahr vorüberging und das Mädchen sich rasch erholte. Nun war die Verlegenheit des guten Paters keine geringe, denn er konnte die junge Christin nicht mehr ihren mohammedanischen Eltern zurückgeben, die sich übrigens gar nicht um ihr Kind bekümmerten. So nahm er seine Zuflucht zu den Schwestern vom Guten Hirten, welche dasselbe auch gerne in ihr Haus aufnahmen. Aber welche Geduld mußten sie mit dem ganz verkommenen Geschöpfe haben! Unreinlichkeit, Frechheit, Trägheit, Eigensinn und Trotz schienen seinem Herzen fast unauslöschlich aufgeprägt, und als man ihm sagte, weshalb es denn eine Christin habe werden wollen, wenn es von der christlichen Tugend doch nichts wissen wolle, erklärte es offen, es habe die heilige Taufe nur verlangt, um die schönen Kleider der christlichen Waisenkinder zu erhalten! Lange meinten die Schwestern an der Besserung dieses verwahrlosten Kindes verzweifeln zu müssen; aber nach und nach siegte ihre Geduld und wurde mit einer völligen Umwandlung belohnt. Jetzt ist die kleine Zenobia — so heißt das Mädchen — voll Eifer und Lernbegierde, ein wahres Vorbild ihrer Gefährtinnen und ein Trost ihrer Lehrerinnen.

Die Knabenschule der Franziskaner in Beni-Suef. (S. 84.)

Dieses Beispiel ist höchst einfach; aber es zeigt uns die Art und Weise, wie die katholischen Ordensschwestern mit aufopfernder Geduld dem göttlichen Kinderfreunde die verlorenen Kinder dieses Landes zuführen.

Auch für die Bekehrung und den Unterricht der Kopten geschieht viel. P. Jullien, der uns soeben zu den Klöstern der Thebais führte, hat für dieselben in Kairo eine Unterrichtsanstalt „Zur Heiligen Familie“ gegründet, welche bereits die schönsten Früchte trägt. Die Zöglinge, die sich in diesem Hause zum Priestertume heranbilden, zeigen gute Anlagen des Geistes und Herzens und versprechen dereinst viel für ihre verirrten Landsleute zu thun.

An der Seelsorge der Katholiken beteiligen sich namentlich die Söhne des hl. Franziskus, dann die Lazaristen und Jesuiten. Die Zahl der Katholiken wird auf 82000 Seelen angegeben; 45000 davon gehören verschiedenen orientalischen Riten an und leben mit ihren Priestern unter dem Gehorsam des Apostolischen Stuhles. Ganz besonderes Interesse verdienen die katholischen Kopten. Über sie wollen wir uns daher von P. Autesage S. J. erzählen lassen, indem wir diesen Missionär auf einem Ausfluge zu den Kopten in Oberägypten begleiten.

12. Eine Koptenstadt in Oberägypten.

„Am 17. Januar (1887) traf ich auf meiner Nilfahrt in Achmim ein und ließ mich sofort durch einen kleinen Fellahknaben in das Kloster der Franziskaner führen“, erzählt P. Autesage. „Der hochw. P. Vincenzo nahm mich mit der herzlichsten Gastfreundschaft auf.

„Achmim ist so wunderschön gelegen, daß man sein malerisches Bild nicht leicht vergessen wird. Schon aus bedeutender Ferne sieht man das Städtchen auf einem niedrigen Vorgebirge gelagert; Akaziengebüsch ist sein grüner Mantel, und schlanke Palmen flechten ihm eine blütenreiche Krone. Zu seinen Füßen schmiegt sich in einem Halbkreise liebkosend der Nil; im Osten zeichnet die arabische Bergkette ihre duftigen Linien auf den blauen Himmel. Dank seiner höhern Lage, seinen Bäumen und dem Flusse erfreut sich Achmim auch während der größten Hitze einiger Kühlung. Die Reinlichkeit seiner Straßen läßt weniger zu wünschen übrig, als es sonst in Oberägypten der Fall ist; auch sind sie breiter und gerader. Die Häuser werden mit Ziegeln aus Nilschlamm aufgeführt, die man an der Sonne trocknen ließ. Gewöhnlich sind sie mit einem Kranze großer Krüge gekrönt, welche den Tauben zum Nisten dienen; überdies erhebt sich auf dem flachen Dache ein viereckiger geweißter Turm, das eigentliche Taubenhaus. ‚Den Vögeln der obere Teil, den Menschen der untere Teil der Wohnung‘, das ist Landessitte. Die Taubenzucht ist hier recht einträglich sowohl wegen der Jungen als auch wegen des Taubenmistes, der ziemlich hoch bezahlt wird. Die Araber denken jedoch nicht daran, ihnen Futter zu streuen; mögen sie sich auf den Weizen- und Hirsefeldern ihre Körner selber holen!

„Als im Jahre 1738 zwei Franziskaner vom Apostolischen Stuhle die Erlaubnis erhielten, sich in Achmim niederzulassen und den Versuch einer Mission zu wagen, hatte man daselbst kaum mehr eine Erinnerung an die katholische Religion. Die Patres traten zuerst als Ärzte auf, und da sie das Glück hatten, die Tochter des Scheich-el-beled zu heilen, gestattete ihnen dieser hochgestellte Moslim aus Dankbarkeit, das Kloster und die Kirche zu bauen, welche ihnen heute noch gehören. Seit dieser Zeit bildete sich langsam eine katholische Gemeinde, die jetzt 400 bis 500 Seelen zählt (vgl. nebenstehendes Bild). Die Stadt mag 15000 Einwohner haben, 6000—7000 sind nichtkatholische Kopten, der Rest Mohammedaner.

Ein katholischer Kopte aus Oberägypten.

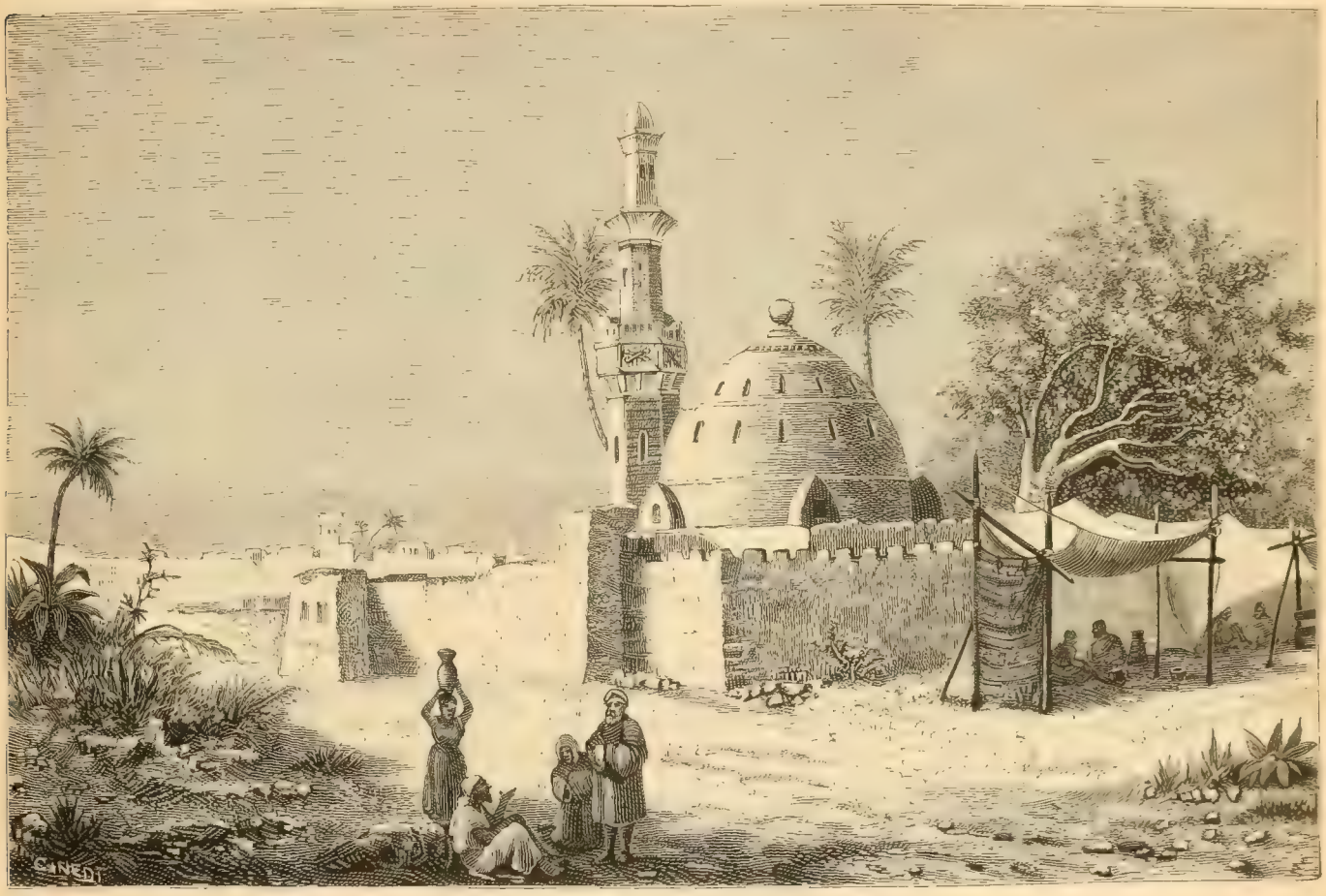
„Die Felder rings um Achmim stehen im Rufe seltener Fruchtbarkeit. Sie liefern ausgezeichnete Baumwolle, Zuckerrohr und den schönsten Weizen Ägyptens. Zu den Betriebszweigen der Bewohner gehört der Taubenhandel und die Fabrikation von Holzfügelchen aus dem Holze der Dumpalme; dieselben werden zu Gebetsschnüren gereiht und an die Mekkapilger verkauft. Zu Achmim werden ferner prächtige Baumwollgewebe hergestellt, bunt von Farbe, dauerhaft und in schönen Mustern, welche herrliche Schabracken und Zelte geben. Sogar eine Dampfmühle von 20 Pferdekräften hat sich bis hierher verirrt. Ein ganz eigentümliches Geschäft ist die ‚Fabrikation von jungen Hühnern‘, d. h. die künstliche Ausbrütung der Eier. Als P. Sicard im letzten Jahrhundert von dieser Sache schrieb, scheint man nur zu Berneh in Unterägypten diese Art und Weise der Brütung geübt zu haben. Jetzt ist sie in ganz Ägypten verbreitet. Im Mudirieh (Kreis) von Sohag, zu dem Achmim gehört, bestehen laut der letzten Zählung 70 Brutöfen. Ein Brutofen kann 30000—40000 Eier aufnehmen. Man heizt des Morgens und des Abends eine Stunde mit Kuhmist, dem hier gewöhnlichen Brennmaterial, und sorgt dafür, daß die Wärme nicht über 35° C. steige. Die Arbeiter wenden dann die Eier; sie bedürfen aber keines Thermometers, sondern fühlen die richtige Wärme mit der Hand. Gegen den 10. Tag stellt man die

Feuerung ein; am 20. spaltet das Küchlein mit dem Schnabel die Schale, und am 21. oder 22. Tag hüpft es aus seinem Gefängnisse. Man rechnet, daß $^4/_5$ der Eier ausschlüpfen. Jedermann erhält halb soviel Küchlein als er Eier in den Ofen legte; der Überschuß gehört dem Besitzer der Anstalt. Jährlich kann jeder Ofen etwa zehnmal benützt werden, das würde durchschnittlich 250 000 Küchlein geben. Die Zahl ist erstaunlich, aber die Rasse läßt sehr zu wünschen übrig. Die ägyptischen Hühner sind elend und schwächlich; das Fleisch ist schlecht, und die Eier sind klein. Man legt die Verschlechterung der Rasse dem künstlichen Brüten zur Last."

13. Eine koptische Taufe.

„Am Tage nach meiner Ankunft lud mich P. Paolo zu einer koptischen Taufe ein, welche er als Pfarrer in der lateinischen Kirche zu spenden hatte. Natürlich ließ ich mir die Gelegenheit nicht entgehen, die betreffenden Ceremonien dieses morgenländischen Ritus kennen zu lernen, der so beredt zum Herzen spricht und der phantasiereichen Natur der Orientalen so vorzüglich angepaßt ist. Bei solchen Feierlichkeiten würdigt man die Weisheit des Heiligen Stuhles, der diese altehrwürdigen und schönen Ceremonien durchaus beibehalten wissen will. Da sieht man auch, daß die Kirche eine einzige Völkerfamilie bildet, in welcher bei der vollkommensten Einheit der Glaubens- und Sittenlehre die Riten und Gebräuche der verschiedenen Völker geachtet werden.

„Die Familie des Neugeborenen hatte sich um das Taufbecken versammelt. Dasselbe ist gewöhnlich tragbar, eine große mit Wasser gefüllte Kupferschale, welche man auf einen mit weißem Tuche bedeckten Tisch stellt. Während der Priester sich mit den



Ansicht von Sohag in Oberägypten. (S. 88.)

heiligen Gewändern, mit dem Schultertuche, der Albe, die mit einem Lederriemen gegürtet wird, der Stola und dem Chormantel, bekleidet, werden die Kerzen angezündet. Auch die Mutter des Kindes ist zugegen; sie trägt das Kind in ihren Armen; dasselbe ist wenigstens 40 Tage alt, wenn es ein Knabe, 80 Tage, wenn es ein Mädchen ist. Die Haare der Mutter sind kunstreich geflochten und fallen, mit Silbermünzen geschmückt, auf ihre Schultern herab; um ihr Haupt ist ein mit Glimmerplättchen und Flittergold gestickter Schleier geschlungen. Zuerst schreitet der Priester zur Ceremonie der Aussegnung (Reinigung) der Wöchnerin. Er beginnt mit den Worten: Gratias agamus Domino Deo nostro (‚Laßt uns danken unserem Herrn und Gott'), die er auf koptisch sagt. Dann folgt ein präfationsähnlicher Gesang, der mit seiner hohen und eintönigen Melodie an die Lieder der Araber erinnert; derselbe wird durch eine lebhafte Schellen- und Triangelbegleitung wirksam gemacht; sehr oft wiederholt sich dabei die Anrufung ‚Kyrie eleison' auf griechisch. Dann breitet der Priester seine Arme aus und verrichtet ein Gebet. Es folgt eine Lesung aus dem fünften Kapitel des Hebräerbriefes, welche mit den Worten beginnt: ‚Mein Sohn bist du: heute habe ich dich gezeugt'; dann wird das Evangelium von Mariä Reinigung nach dem hl. Lukas gelesen: ‚Nachdem sich die Tage der Reinigung Maria erfüllt hatten' u. s. w., und sobald der Psalmvers: ‚Es stand die Königin zu deiner Rechten' gesungen ist, folgt noch das Evangelium Luk. 10: ‚Jesus kam in ein Dorf, und ein Weib Namens Martha nahm ihn in ihr Haus auf.' Dann beginnt eine Reihe von Gebeten

für die Kirche, den Papst, für alle Gläubigen, und die Ceremonie der Reinigung ist vollzogen.

„Der zweite Teil der heiligen Handlung besteht aus Exorcismen, Salbungen und Weihen. Zuerst nimmt der Priester den Exorcismus über das Kind vor; dann wird das Wasser geweiht und das Öl exorcisirt und mit demselben der Mutter Stirne, Brust und Hände, dem Kinde Stirne, Brust und Rücken gesalbt. Der Täufling wird nun in die Arme des Taufpaten gelegt, und abermals folgt eine Reihe von Exorcismen, Gebeten, Handauflegungen und Anhauchungen. Wenn dieselben zu Ende sind, legen Pate, Patin und die übrigen Verwandten mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis ab, und nochmals wird die Salbung des Täuflings auf Stirne, Brust und Rücken mit Gebet und Handauflegung wiederholt. Im dritten Teile der heiligen Handlung schreitet der Priester zur eigentlichen Taufe. Zunächst gießt er Öl ins Taufwasser. Dann liest der ‚Schammas' (Diakon) einen Abschnitt aus dem Titusbriefe (2, 11), der mit den Worten beginnt: ‚Es erschien die Gnade Gottes, unseres Erlösers.' Gleich nach dieser Lesung erklingen Cymbeln und Triangeln, welche den griechischen Gesang Hagios o Theos, Hagios Ischyros, Hagios Athanatos, eleison hymas (‚Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser') begleiten. Man legt Weihrauch in das Rauchfaß, und der Diakon liest das Evangelium Joh. 3: ‚Es war ein Mann aus den Pharisäern, Nikodemus mit Namen' u. s. w. Abermals erschallt lebhafte Musik, welche den kräftigen Kyrie-Gesang begleitet. Dann legt der Priester die eine Hand auf den Täufling und die andere auf das Wasser, während alle Umstehenden abermals das Glaubensbekenntnis beten, und bezeichnet darauf das Wasser mit dem in Chrisam getauchten Daumen dreimal in Kreuzform, indem er die Worte spricht: ‚Gepriesen sei Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist!' Zum drittenmal erbraust Musik, während der Priester betet und Wasser und Chrisam vermengt. Endlich taucht er, vom Paten unterstützt, den Leib des Kindes zu einem Drittel in das Taufwasser und spricht dabei die Worte: ‚Ich taufe dich im Namen des Vaters' (das Kind zum zweiten Drittel eintauchend) ‚und des Sohnes' (das Kind bis an den Kopf eintauchend) ‚und des Heiligen Geistes. Amen.' Damit ist die Taufe vollzogen, und man zündet sofort alle Kerzen an.

„Unmittelbar nach der Taufe wird dem Neugetauften das Sakrament der Firmung gespendet. Gemäß dem alten Gebrauche der koptischen Kirche spendet dasselbe, wenn kein Bischof anwesend ist, ein einfacher Priester. Ich übergehe die einzelnen Ceremonien und bemerke nur, daß das Kind an nicht weniger als 36 Stellen gesalbt wird. Die Lesungen aus dem Evangelium wechseln mit einer Musik ab, die immer fröhlicher und begeisterter klingt, und die ganze heilige Handlung schließt mit einem Umgang im Innern der Kirche. Der Eindruck, den man bei diesen orientalischen Ceremonien empfängt, ist der, daß diese guten Leute noch immer einen lebendigen Glauben haben, welcher sie drängt, ihren Gefühlen durch Gesänge, Musik und Jubel Ausdruck zu verleihen. Es fehlte nicht viel, und ich hätte sie tanzen sehen, wie einst der heilige König David vor der Bundeslade tanzte. Der orientalische Charakter bleibt sich immer gleich.

„Wir kamen nun nach Sohag (vgl. das Bild S. 87). Der Ort macht den Eindruck der Wohlhabenheit; er ist die Residenz eines Mudir (Bezirksamtmannes), der daselbst ein schönes Haus für seinen Divan und seine Bureaux hat. Zwei Moscheen mit zierlichen Minaretts erheben den Reiz des Landschaftsbildes. Von Sohag zweigt sich ein vom Nil gespeister Kanal ab, der die Gärten von Siut bewässert; er ist nicht mit dem Bahr-Jusef, dem Josephskanal, zu verwechseln, dessen beide Arme zu Derut-el-Scherif und Montfalout beginnen."

14. Eine koptische Hochzeit.

„Achmim hatte mir eine koptische Taufe gezeigt, Tahtah gewährte mir das Schauspiel einer koptischen Hochzeit. In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag ertönte plötzlich fröhliche Musik; leicht unterschied man die Klarinetten und Hörner, die große Trommel und den Gesang der Weiber. Die Braut wurde von einem Gefolge von Frauen bei Fackel- und Laternenschein in die Wohnung des Bräutigams geleitet. Sie war von einem großen Umschlagtuche ganz verhüllt, das eine Masse Schmuck, namentlich Goldstücke, verzierte. Die Teile, unter denen sich Gesicht, Brust und Hände befinden, müssen mit diesem Schmucke ganz bedeckt sein. Aber die Braut schreitet nicht unter einem Traghimmel, wie das bei den Moslemin Sitte ist. Die Prozession zieht so langsam als möglich einher und darf sich nur nach rechts wenden; diese Vorschrift, welche oft zu großen Umwegen nötigt, muß streng beobachtet werden, weil sonst, wie die Leute wähnen, die Ehe nicht glücklich werden könnte. Die Familie des Bräutigams hat inzwischen einen Hammel geschlachtet und Erfrischungen bereit gestellt. Nach einer Rast von etwa einer Stunde bricht der Zug wieder auf und begiebt sich jetzt, immer im gleichen langsamen Schritte, nach der Kirche. Auch der Bräutigam zieht mit seinem Gefolge, aber von dem der Braut getrennt und ohne Musik, dorthin. Nach endlosen Gebeten werden die Ringe gewechselt und wird die gegenseitige Einwilligung gegeben; dann legt der Priester eine Krone auf das Haupt der beiden Vermählten und eine Schärpe über die Schulter der Frau, um anzudeuten, daß sie sich nun dem Joche des Ehestandes unterzogen habe. Die Ceremonie heißt ‚Taklil', d. i. Krönung. Die Kronen bleiben in der Kirche zurück; aber die Schärpe wird erst im Hause des Bräutigams vom Priester abgenommen. Man verläßt die Kirche erst mit dem Morgenrot. Am Sonntag geschieht nichts Außergewöhnliches; aber am Montag giebt der Bräutigam seinen Freunden ein Gastmahl, und damit schließt die Hochzeit.

„Allein ich hatte nur dem Schlusse der ganzen Feier beigewohnt; eine Hochzeit dauert bei wohlhabenden Leuten acht volle Tage: so viel wird erfordert, daß die Freude voll sei. Man hatte also schon am Samstage vor acht Tagen die Hochzeit mit einem ersten feierlichen Schmause begonnen. Dabei beobachtet man einen eigentümlichen, etwas abergläubischen Gebrauch. Man verfertigt zwei große Zuckerkugeln, in welche man ein Paar lebendiger Tauben verschließt, deren Flügel mit kleinen Glöcklein behängt sind. Auf ein gegebenes Zeichen zertrümmert man die Zuckerkugeln, und die Tauben flattern auf, indem sie ihre Glöcklein erklingen lassen. Je munterer sie sich dabei benehmen, auf desto größeres Eheglück schließt man, und man jagt sie auf, wenn sie nicht fliegen wollen. Bis zum Mittwoch vergeht die Zeit in allen möglichen Vorbereitungen. An diesem Tage wird die Braut unter Musik nach dem Badehause geleitet; am Freitag färbt man ihr die Nägel an Händen und Füßen mit Hennah rot; am Samstag wird die Ausstattung nach dem Hause des Bräutigams getragen; darunter befinden sich zwei mit Gold gestickte Taschentücher für Braut und Bräutigam. Am Samstag endlich mit Einbruch der Nacht ist die bereits beschriebene Prozession unter Fackelschein und Musik."

15. Der ägyptische Blocksberg.

„Einer koptischen Legende zufolge soll in der Nähe von Tahtah der Ort sein, an dem der Erzengel Raphael den Teufel Asmodäus bannte, der die Männer der Sarah getötet hat, wie im Buche Tobias erzählt wird. Die Bewohner von Tahtah behaupten steif und fest, der Berg des Scheich Haridi, der zum Gebel Gau oder Gaf gehört, sei der Kerker dieses bösen Geistes. Derselbe erhebt sich auf dem rechten Nilufer, nicht weit von Tahtah, das auf dem linken Ufer liegt, und ich beschloß, diese öde Bergwüste zu besuchen.

„Das Gebirge Gau ist übrigens der Schauplatz mehrerer fabelhaften Überlieferungen und Teufelsgeschichten, die vielleicht mit der biblischen Begebenheit einen entfernten Zusammenhang haben. Die ägyptische Götterfabel verlegt in diese Gegend den Sieg der Isis und des Horus über Typhon, den Mörder des Osiris. Später machten die Griechen diese Wildnis zum Schauplatze des Kampfes zwischen Herkules und dem Riesen Antäus. Es stand da ein dem Antäus geweihter Tempel und eine Stadt Antäopolis, deren Überreste Pococke und Bruce entdeckt haben. Die arabischen Erzählungen betrachten den Berg Gau als einen Ort der Verlassenheit und der Verbannung. In „Tausend und eine Nacht" kommt dieser Berg oft vor, so z. B. in der Geschichte vom Fischer und Geist. Überhaupt scheint dieser Berg der ägyptische Blocksberg zu sein, und der ganze Spuk der Walpurgisnacht wird demselben von den Bewohnern von Tahtah zugeschrieben.

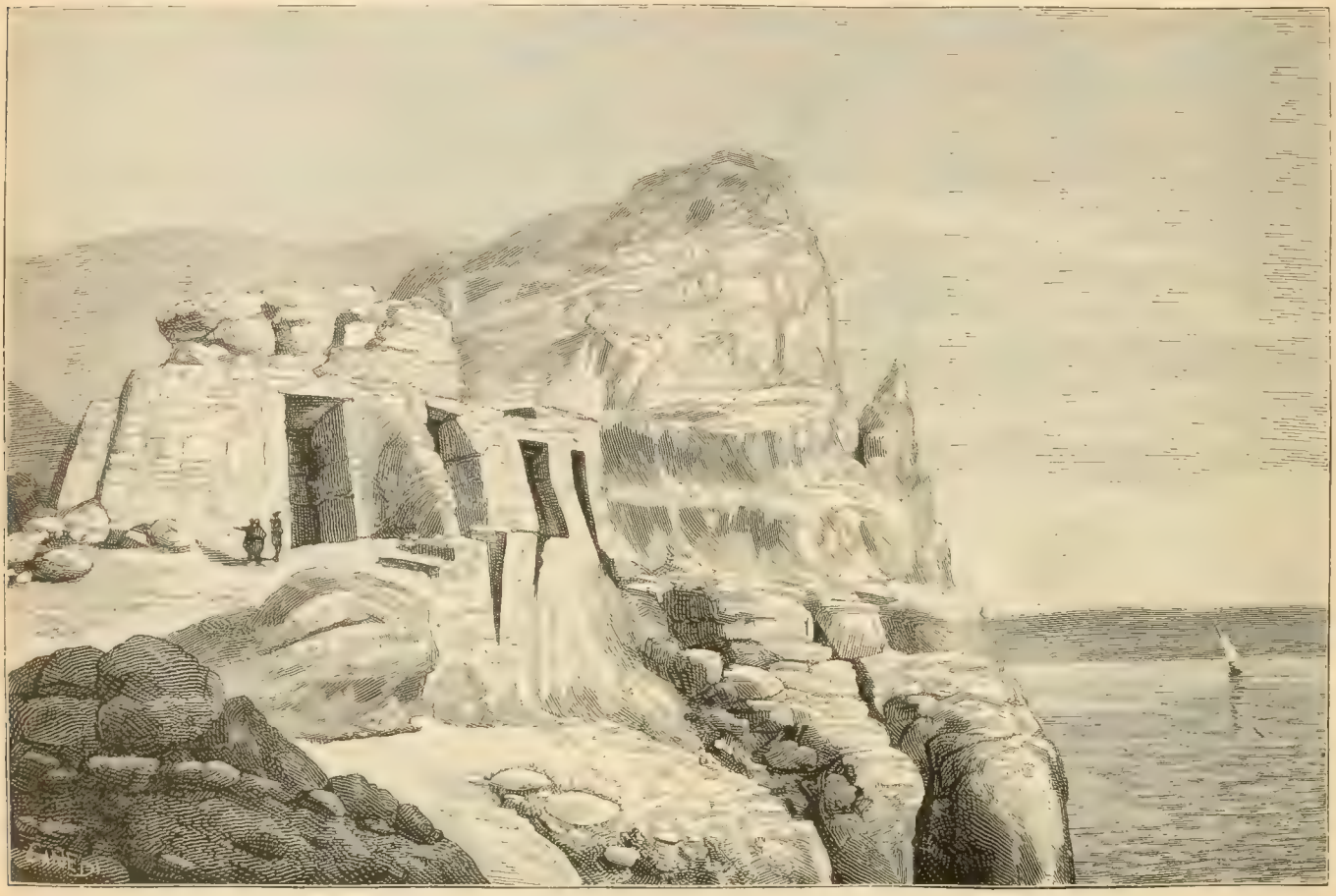
Grabmal des Scheich Haridi in Oberägypten. (S. 91.)

„Übrigens wissen die Leute von Tahtah viele Teufelsgeschichten zu erzählen, die wir nicht zu glauben brauchen. So z. B. werden Fälle von Werwölfen umgeboten. Nach dem hier verbreiteten Aberglauben verwandeln sich Zwillinge, solange sie noch im Säuglingsalter sind, des Nachts in Katzen und gehen auf den Dächern spazieren. Ein Weib soll neulich nächtlicherweise einer Katze, welche sie störte, das Bein zerbrochen haben, und am nächsten Morgen habe es sich herausgestellt, daß eines der Zwillingskinder der Nachbarin mit gebrochenem Beine in der Wiege gelegen habe. Glaube das, wer will! Wir führen es nur an als ein Beispiel, daß derselbe Aberglaube, der bei uns aus alten heidnischen Zeiten herstammt, im fernen Morgenlande noch im Schwange geht.

„Der Scheich Haridi, von dem der Berg jetzt seinen Namen hat, starb vor etwa 200 Jahren. Er war ein „Fakir", ein Bettelderwisch, entweder ein Wahnsinniger, ein Besessener oder ein fanatischer Betrüger von der schlimmsten Sorte. Natürlich galt er unter den Muselmännern für einen „Heiligen", und sie bauten ihm in dieser Bergwildnis ein Grabmal. Sein Sohn Hassan, ein Schlangenbeschwörer, deren Tahtah an jedem Markttage viele besuchen, ein sehr geschickter Hexenmeister, schwindelte seinen Glaubensgenossen vor, der Scheich, sein Vater, lebe noch, und seine Seele sei in eine Schlange gefahren, die in seinem Besitze sei. Diese Schlange heile Kranke, offenbare vergrabene Schätze und verkünde die Zukunft. Der Scheich sei ferner in dieser Gestalt unsterblich, oder wenigstens könne ihn niemand töten vor der von Allah festgesetzten

Stunde; zum Beweise schnitt er die Schlange in Stücke und warf dieselbe in einen Sack, und siehe, nach zwei Stunden fand sich die Schlange lebend und unverletzt. Der Erfolg des Taschenspielers war ungeheuer; die Muselmänner kamen scharenweise, um den Geist des Scheich zu verehren. Auch heute noch bringen sie demselben ihre Erntegaben, Körbe voll Früchte und Hämmel, als Weihegeschenke an sein Grab. Von diesen Geschenken leben die Araber, welche es bewachen. Noch immer beseelt der Geist des Scheich irgend eine Schlange, und der Nachfolger Haridis steigt mit diesem Gewürm an Markttagen nach Tahtah hinab, um im Namen seines Ahnherrn von den Bewohnern Früchte, Butter, Eier, Mehl u. s. w. einzutreiben. Auch wenn er keine Schlange bei sich hat, behauptet er, der Geist Haridis begleite ihn und rede aus ihm.

„Auf meinem Ausfluge nach dem Grabe Haridis gaben mir die Franziskaner von Tahtah einen jungen koptischen Seminaristen mit, der Professor der arabischen Sprache ist, aber leider nicht die gesundeste Brust hat. Es stellte sich bald heraus, daß er nie am Grabe des alten Scheich war und eine gewisse Abneigung vor diesem Ausfluge hatte. Der Wind wehte sturmartig und warf große Wellen auf dem Nil. Wir hatten Mühe, einen Schiffer zu finden, welcher die Überfahrt wagen wollte; endlich unternahm es ein Muselmann, uns für zwölf Piaster bis an den Fuß des Berges und von dort wieder zurückzubringen. Die Gewalt des Windes ließ uns pfeilschnell gegen die Strömung fahren, und bald lagen wir am Fuße des Berges Haridi vor Anker. Hier erklärte mir mein koptischer Begleiter, er wisse nicht, wo das



Grotten des Gebel Haridi in Oberägypten. (S. 91.)

Grabmal sei. Ich wandte mich nun an den Schiffer, und der unternahm es, nachdem er mich zweimal gefragt hatte, ob ich wirklich zum Grabe Haridis wolle, unser Führer zu sein. Schweigend schritt er voraus. Erst ging der Weg durch ein nicht großes bebautes Feld, dann durch ein Gewirre von ungeheuern Kalksteinblöcken, wo ich schöne Kalkspatkrystalle fand. Der Platz ist übel beleumundet; nur zu oft haben hier arabische Räuber Reisende überfallen und niedergemacht.

„Nachdem wir eine halbe Stunde den Berg hinangestiegen waren, öffnete sich ein enges Felsenthal mit hohen, steil abstürzenden Wänden, in denen man die Öffnungen von Höhlen gewahrt, welche in das Innere des Berges führen. Links erblickt man ein muselmännisches Bethaus; es ist ein viereckiger Bau, den eine weiße Kuppel überwölbt; das ist das Grabmal Scheich Haridis. Rechts steht ein ganz ähnlicher, etwas kleinerer Bau: das Grabmal seines Sohnes Hassan. Ich glaubte mich an den Eingang der Hölle versetzt, in die Vorhalle des Totenreiches. Das ist ein ganz passender Aufenthalt des Asmodäus, des Haridi und aller verlornen Seelen!

„Etwa 30 halbnackte Araber, wahre Galgenvögel, kamen uns entgegen. Sie begrüßten unsern Schiffspatron, offenbar einen Bekannten, und ich dankte Gott, daß wir denselben mitgenommen hatten; denn man hat von den Arabern nicht leicht etwas zu fürchten, wenn man ihnen von einem aus ihrer Mitte vorgestellt wird. Schließlich kamen sie auch zu uns und begrüßten uns mit einem gewissen herablassenden Wohlwollen, das zu ihrem wilden Aussehen sonderbar stand. Ich fragte nach dem Scheich; er war abwesend. Dann bat ich sie um die Erlaubnis, das Grabmal

Haridis zu besichtigen und eine Abbildung davon zu machen, damit meine Landsleute einen Begriff von den Wundern dieses Berges gewännen. Sie zeigten sich sehr geschmeichelt und führten mich mit vielen Komplimenten zum Grabmal, ja verlangten nicht einmal, daß ich meine Schuhe ausziehe. Sieben bis acht Araber traten mit mir ein; das Innere mißt 5—6 qm; in der Mitte befindet sich das Grab. Der Schiffspatron rief mit lauter Stimme den Geist des alten Fakir an, und seine Gefährten unterstützten ihn mit wildem Geschrei. Es wurde mir unheimlich, und ich machte, daß ich ins Freie kam. Da setzte ich mich auf einen großen Steinblock und begann die (S. 89) beigegebene Skizze. Aufs höchste erstaunt schauten mir die Araber zu und wunderten sich, wie nach und nach auf dem Papiere das Grabmal und die Felsschlucht entstand. Obschon mich die meisten mit einigem Wohlwollen betrachteten, stießen doch andere, während ich zeichnete, die heftigsten Verwünschungen gegen alle Christen aus. ‚Es sind Verfluchte,‘ schrieen sie, ‚man soll sie wie Hunde töten!‘ Das klang nicht sehr beruhigend, und ich beeilte meine Skizze. Als sie fertig war, ging sie von Hand zu Hand; dann schrieen alle um den unvermeidlichen ‚Bakschisch‘ (Trinkgeld). Ich sagte ihnen, ich sei kein gewöhnlicher ‚Frangi‘ (Franke); ich hätte weder Weib noch Kind noch Geld und wünsche ihnen, daß Allah sie segne und ihre Güte belohne. ‚Das sind gute Worte,‘ sagten sie; ‚gehe im Frieden!‘ Ich schüttelte ihnen die Hand und schied.

„Wie ich wußte, waren noch höher auf dem Berge Höhlen, welche den Aufständischen im Jahre 1864 als Zufluchtsstätten gedient hatten. Ich wünschte auch diese zu sehen. Zwei Araber geleiteten mich hin. Vier regelmäßig in den Felsen gehauene Thore führen zu künstlich ausgehöhlten Kammern, offenbar altägyptischen Grabkammern, die ganz denjenigen von Tusah gleichen. Die Araber behaupten, man brauche drei Tage, um die unterirdischen Gemächer zu durchschreiten. Ich hatte dazu weder Zeit noch Lust und begnügte mich, eine Skizze der Zugänge zu zeichnen (vgl. die Abbildung S. 90). Noch warf ich von der Berghöhe einen Blick auf den Nil und die weite Ebene. Dann stieg ich die Flanken des Berges hinab und kehrte zu meinen Gastfreunden nach Tahtah zurück.“

IV. Ein Ausflug nach dem Sudan.

1. Die Erzählung der weißen Mutter.

In Ägypten haben wir uns jetzt genugsam umgesehen. Das Negerland, Nubien und Sudan, sind nun unser nächstes Reiseziel. Um mit den schwarzen Leuten, die wir dort treffen werden, jetzt schon Bekanntschaft zu machen, wollen wir aber noch eine Anstalt in Kairo besuchen, in welcher die armen Negerkinder jener Länder erzogen werden. Ein deutscher Verein, der Kölner Verein zur Unterstützung der armen Negerkinder, sammelt Almosen zu diesem frommen Zwecke, und wohl hat schon mancher meiner jungen Freunde seinen Heller dazu beigesteuert. Man wird deshalb die Schicksale eines dieser armen schwarzen Geschöpfe mit Freuden lesen, und die Erzählung derselben soll eine Art Vorbereitung auf unsern Ausflug in das Land der Neger sein.

In Alt-Kairo ist ein katholischer Kirchhof, ganz nahe bei der Grotte, in welcher der liebe Heiland mit seiner Mutter und dem hl. Joseph während ihres Aufenthaltes in Ägypten gewohnt hat. Auf jenem Kirchhofe ist auch ein Kindergrab, und viele schwarze Waisenkinder kommen bisweilen mit einer Ordensschwester auf dieses Grab, zu beten, und dann erzählt ihnen oft die „weiße Mutter", wie die Kinder die Nonne nennen, von dem frommen Kinde, das hier begraben liegt und das erste war, welches in dem Waisenhause von Alt-Kairo getauft worden und gestorben ist. Und wenn die weiße Mutter erzählt, so weinen oft die schwarzen Kinder vor Rührung und Freude und versprechen auf dem Grabe ihrer Schwester, daß auch sie künftighin immer frömmer und gelehriger sein wollen. Die Erzählung der weißen Mutter von dem schwarzen Kinde lautet aber also:

„Als gegen Ende des Jahres 1863 in Kairo wieder ein Negermarkt gehalten wurde, trieben die Sklavenhändler dorthin von allen Seiten Afrikas ihre Gefangenen, die sie entweder von wilden Stämmen gekauft oder auf ihren schrecklichen Menschenjagden erbeutet hatten. Unter den vielen hundert armen Leuten, die da feilgeboten wurden, stand auch ein Mädchen von elf Jahren, das in der großen Stadt niemanden kannte als den Händler, welcher es auf den Markt gebracht hatte, um es zu verkaufen. O wie fürchtete es sich, als es sah, wie in seiner Nähe Männer und Frauen zusammengebunden, verkauft und wie eine arme Schafherde fortgetrieben wurden! So oft einer von den grausamen Käufern es anschaute, meinte es immer schon, er wolle es auch so forttreiben. Aber niemand that auch nur ein Gebot auf dieses arme, halbkranke Kind. Darob wurde der Händler ganz böse und fluchte und schwor schrecklich; das arme Mädchen aber fürchtete sich nur noch mehr. Da kam auf einmal eine reichgekleidete Dame über den Markt, und als das Mädchen sie sah, blickte es sie ganz flehentlich an und dachte in seinem Herzen: ‚O wenn diese Frau mich nur kaufen wollte!' Die Dame sah auch das Kind, und da sie ein mitleidiges Herz hatte, so kaufte sie dasselbe. Der Seelenverkäufer sagte ihr, es heiße Mahbuba und sei aus dem Stamme der Dinka (vgl. das Bild S. 93) am fernen Gazellenfluß, der in den Weißen Nil (vgl. das Bild S. 94) mündet; dort hätten es die grausamen und habgierigen Dschialab mit vielen andern Leuten seines Stammes geraubt und als Sklavin verkauft.

„Mahbuba konnte selbst nichts erzählen; denn sie kannte die Sprache ihrer neuen Herrin nicht, und so folgte sie dieser schweigend in ihren Palast. Als sie in diesem reichen dunkeln Hause war, mußte sie gar oft an ihre ferne schöne Heimat und an ihre Eltern denken, die nun auch vielleicht in der Knechtschaft, weit von ihrem Kinde getrennt, lebten und es wohl nie wieder sehen würden. Darob grämte es sich noch mehr und weinte in einem Winkel unbeachtet und ungetröstet, weil niemand sich seiner annahm, noch es um sein Leid befragte. Die Dame, welcher Mahbuba nun dienen mußte, war eine christliche Frau, welche ihre junge Sklavin zwar nicht schlug, wie es der Sklavenhändler gethan hatte, aber sich auch nicht viel um das arme Mädchen und um seine Thränen kümmerte. Mahbuba wurde der Sorge einer alten mohammedanischen Dienerin anvertraut, welche dem Kinde die allernotwendigsten Unterweisungen in den häuslichen Verrichtungen geben sollte.

„‚Was kannst du arbeiten?' fragte diese das Kind.

„‚Ich kann schöne Gefäße formen, den Hüttenboden plätten, den Sorghum entkleien, Borassuskeime brühen, daß sie süß werden und wohlschmeckend wie Veilchenwurz. Ich kann auch schöne Ziegen und Kühe aus Thon machen.'

„‚So! auch Ziegen und Kühe aus Thon kannst du machen?' unterbrach lachend die alte Dienerin das Mädchen.

„‚Das können ja in unserem Stamme alle Kinder, und sie thun das zum Spielen. Wenn sie noch zu schwach sind, um ihrer Mutter beim Formen und Brennen der Korntöpfe zu helfen, so nehmen sie sich Thon, setzen sich in den Murach (Viehpark) und bilden die schönsten Ziegen und Farren nach. O, hier giebt es keine so schönen Kühe wie in unserem Murach; mein Vater hatte 2000 Stück, und er hatte mir ein Rind geschenkt, das mich kannte wie eine Schwester.'

„Als Mahbuba dieses sagte, kamen ihr die Thränen in die Augen vor lauter Heimweh; denn die Dinkaleute haben die größte Liebe zu ihren Kühen und Ochsen. Auf jedem Viehhofe ist eine eigene große Hütte für die kranken Tiere, und wenn eines gefallen ist, so weinen alle, als wäre ein Mitglied der Familie gestorben; ganze Tage lang sitzt dann der Herr mit seiner Frau und den Kindern in der Hütte und sie sagen vor lauter Trauer kein einziges Wort. Auch schlachten sie nie einen Ochsen oder eine Kuh, um sie zu essen, weil sie das für unehrerbietig halten.

„Die Dinka-Sklavinnen sind sehr gesucht als Köchinnen; daher kam auch Mahbuba in die Küche und lernte gar schnell alles, was ihres Amtes war.

„Um den Unterricht des Kindes über Gott, die Seele und die Tugend aber kümmerte sich die Dame des Kindes nicht, weil es in Ägypten als ungeziemend und verdemütigend angesehen wird, wenn die reiche Herrschaft sich mit der Belehrung und Erziehung der Sklaven beschäftigt. Man glaubt, die Sklaven seien bloß auf Erden, um recht fleißig für ihre Herren zu arbeiten, und dazu wäre es ja gleich, ob sie den wahren Glauben hätten oder nicht. Auch meinen viele, die schwarzen Menschen seien zu beschränkt und zu niedrig, um die christliche Religion zu verstehen und anzunehmen. So wurde auch Mahbuba gar nicht in den tröstenden Lehren unseres heiligen Glaubens unterrichtet; sie wußte nichts von dem Vater im Himmel, der auch der ärmsten Sklavin Vater ist und ihr im Himmel einen glänzenden Thron bereitet hat, wenn sie in Geduld und Treue ihr hartes Leben ertragt. Auch erzählte man dem armen schwarzen Kinde nichts von der lieben Mutter Gottes und dem lieben Heilande, welche wie sie fern von ihrem Vaterlande arm und verlassen in Ägypten gelebt haben. So gingen denn in beständiger Arbeit und in stillen Leiden die ersten Monate der Knechtschaft für das Dinkamädchen dahin. Dazu kam noch, daß ihre Gesundheit nach all den Mühen und der schlechten Behandlung, welche das Kind auf der weiten Reise erduldet hatte, immer schwächer wurde und Mahbuba anfing zu kränkeln.

„Nun geschah es aber, daß sie mehrmals, wenn sie ihre Herrin bedienen mußte, einzelne Worte hörte, welche die Dame immer aussprach, wenn sie außergewöhnlich traurig oder fröhlich schien, oder auch wenn sie mit ihren Kindern ganz besonders ernst und

Dorf der Dinka-Neger. (S. 92.)

freundlich sprach. Diese Worte hatte Mahbuba bald gelernt und wiederholte sie auch still für sich, wenn sie recht betrübt und niedergeschlagen war, und obschon sie nicht wußte, was diese Worte bedeuteten, so glaubte sie doch immer, es tröste und ermutige sie, dieselben fromm auszusprechen. Ward ihr eine Arbeit ganz außergewöhnlich schwer, so seufzte sie: ‚Christ, Taufe, Paradies!‘, oder fühlte sie Schmerzen, so sagte sie: ‚Jesus, Maria, Joseph!‘ Dann arbeitete sie noch einmal so mutig oder glaubte weniger zu leiden. Seitdem sie aber längere Zeit diese heiligen Namen im Munde geführt hatte, meinte sie, die Reden der alten muselmännischen Dienerin seien gar nicht so gut, und alles, was jene ihr von Allah und dem Propheten erzählte, gab ihr keinen Trost. Darum gab Mahbuba auch immer weniger acht, wenn die alte Dienerin sie unterweisen wollte, so daß diese darüber erzürnte und das Kind grausam schlug und mißhandelte, so oft es die Übungen des Korans nicht erfüllen wollte, an welchen es doch nicht glauben konnte. So kam die Zeit des Ramadan, der großen muselmännischen Fastenzeit, heran, und das Kind wurde trotz seiner immer schwächern Gesundheit von der mohammedanischen Lehrerin gezwungen, von morgens früh, da man einen schwarzen Faden von einem weißen unterscheiden kann, bis zum Untergang der Sonne nichts zu sich zu nehmen und trotz des Hungers seine gewöhnliche Arbeit zu verrichten. Da ward es denn dem armen Mädchen oft schwer ums Herz; aber es wiederholte nur um so öfter die heiligen Namen ‚Jesus, Maria, Joseph, Christ, Taufe, Paradies‘, und so ging auch der Fastenmonat endlich vorüber. Die muselmännischen Mitsklaven waren sehr ergrimmt gegen das Kind, als sie erfuhren, daß es christliche Worte ausspreche, und wollten alles versuchen, ihm ihren falschen Glauben aufzuzwingen. Sie glaubten das um so leichter thun zu können, wenn sie Mahbuba vollständig allein unter lauter Muselmännern hätten, so daß das Kind gar nichts mehr erführe, was ihm den christlichen

Glauben ins Gedächtnis rufen könnte. Sie sannen daher auf eine List, das Mädchen aus dem Hause ihrer christlichen Herrin zu bringen. Sie hatten bemerkt, daß während des Ramadan bei Mahbuba die Auszehrung sich deutlich ausgebildet hatte. Da nun diese Krankheit im Oriente als sehr ansteckend gefürchtet ist und man mit keinem Auszehrenden zusammenleben will, so wußten die mohammedanischen Dienerinnen ihre Herrin zu überreden, daß sie Mahbuba auf ein Landhaus schickte, wo nur muselmännische Sklaven waren. Kaum war das kranke Kind angekommen, so fielen die grausamen Menschen über dasselbe her, zündeten große Feuer an und zwangen es, mehrere Stunden bei der Glut zu stehen. Von Zeit zu Zeit vergruben sie das Kind bis an den Hals unter Haufen von heißem Sand und nötigten es, halbe Tage darunter liegen zu bleiben. Das thaten sie unter dem Vorwande, das Mädchen zu heilen; aber ihre wahre Absicht ging darauf, ihm möglichst bald den Tod zu geben, damit es keine Christin werde. In kurzer Zeit war denn Mahbuba wirklich so schwach geworden, daß sie nicht mehr gehen konnte. Nun wußten es ihre Feinde dahin zu bringen, daß die Herrin das kranke Mädchen wegen seiner gefährlichen Schwindsucht in ein türkisches Krankenhaus tragen ließ.

„Die Dame ahnte nichts von der bösen Absicht ihrer Sklaven und ebensowenig von dem Wunsche Mahbubas, eine Christin zu werden.

„Eines Tages aber kam eine christliche Frau in das türkische Krankenhaus und hörte, wie ein krankes Mägdlein immer die

Am Ufer des Weißen Nil. (S. 92.)

heiligen Namen aussprach. Als sie erfahren, wessen Sklavin Mahbuba sei, eilte sie zu der Herrin des Kindes und erzählte ihr alles. Da erwachte in dieser das Gewissen, und sie ging ohne Zögern zu dem neugegründeten katholischen Negerhaus in Alt-Kairo und bat die Schwestern, sie möchten die arme kranke Sklavin aufnehmen und im katholischen Glauben unterrichten. Mit Freuden wurde dieser Bitte willfahrt.

„Sofort schickten die Schwestern in das mohammedanische Krankenhaus und teilten Mahbuba die fröhliche Kunde mit, daß sie nun in ein Haus komme, in dem man ihr von ‚Jesus, Maria, Joseph, Taufe und Paradies' erzählen werde, und sie selbst eine Christin werden könne. Mahbubas Augen leuchteten bei dieser Nachricht ganz selig, und es schien, als sei ein neues Leben in sie gekommen: so überglücklich war sie, die teuern Namen von fremden Leuten an sie richten zu hören. Noch an demselben Tage, dem 9. Februar 1864, wurde sie dann in das Negerinnenhaus der Schwestern gebracht, und da eilten gleich alle schwarzen Kinder zu ihrem Bette und freuten sich, daß sie wieder eine neue kleine Schwester empfangen hatten. ‚Willst du gerne eine Christin werden, wie wir sind?' fragten sie die Kranke. — ‚Ja,' antwortete diese, ‚ich will auch die Taufe und das Paradies!'

„Nun wurde gleich der christliche Unterricht begonnen, und Mahbuba fühlte ihr Herz so froh und freudig, daß sie gar nicht mehr an ihre Krankheit dachte, wenn ihre neuen Gespielinnen an ihr Bett traten und ihr erzählten von ‚Jesus, Maria, Joseph, Christ, Taufe und Paradies'. ‚O das ist doch viel tausendmal schöner, als was die alte Sklavin mich lehrte, und das kann ich leicht glauben', sagte sie. Die kleinen Lehrerinnen schlugen die

Kranke aber auch nicht, wie die türkische Dienerin es gethan, sondern mit vieler Liebe pflegten sie dieselbe und wachten bei ihr in der langen Nacht, wenn sie vor Freude oder Schmerz nicht schlafen konnte. Am liebsten hörte Mahbuba dem christlichen Unterricht zu, wenn Katharina Zenab ihn gab, weil diese immer in der Dinkasprache redete, welche auch ihre Muttersprache war, und sie dabei immer mit Hoffnung und Trost an Vater und Mutter dachte, welche sie einst im Paradiese bei Jesus, Maria und Joseph wiederzusehen hoffte.

„Schon nach zwei Tagen wußte sie ganz gut ihren kleinen Katechismus; da kam ein Priester zu ihr, um zu sehen, ob sie zur Taufe hinreichend vorbereitet sei, und er fragte sie, was sie von der heiligen Religion wisse. Da fing Mahbuba an und sagte: ‚Gott, Jesus, Maria, Joseph, Christ, Taufe, Paradies', und erklärte dann diese heiligen Worte eines nach dem andern, und wie der Mensch von Gott geschaffen sei und durch Jesus, unter dem Beistande Marias und Josephs, als Christ mittelst der Taufe zum Paradiese und wieder zu Gott kommen müsse. Dann fügte sie freudig hinzu: ‚Madia, ghen a non puon ba lo pan nial la Denlid niar, iek e ghen piu load!' Das heißt zu deutsch: ‚Mein Vater, ich will in das Haus des Himmels gehen, um Gott zu lieben; gieb mir das heilige Wasser!'

„Da das Kind immer schwächer wurde, so glaubten der Priester und die Ordensschwestern die heilige Taufe nicht mehr länger verschieben zu müssen. ‚Willst du jetzt getauft werden?' — ‚O ja, jetzt gleich, Madia!'

Die Nilbarke Stella matutina. (S. 96.)

„Gleich wurde im Zimmer der Kranken ein kleines Altärchen errichtet, und alle Schwestern und kleinen Negerinnen knieten andächtig um das Lager Mahbubas. Als diese den Priester in den heiligen Gewändern auf sich zukommen sah, da lächelte sie so unaussprechlich selig wie ein Engel, der in das offene Paradies schaut. Sie bat eine der Schwestern, sie etwas im Bette aufzurichten, dann faltete sie ihre Hände. So blieb sie in Andacht und froher Sammlung unbeweglich sitzen, bis sie fühlte, daß das Wasser der heiligen Taufe über ihren Scheitel sich ergossen habe. Da seufzte sie freudig, als sei eine schwere Last von ihrer Seele genommen worden. Sie wendete sich auf die rechte Seite, und zu dem Priester und den knienden Schwestern gerichtet, rief sie freudig: ‚Ana Maryam!' — ich bin Maria — weil man ihr den schönen Namen der lieben Mutter Gottes in der Taufe gegeben hatte.

„Das neue Christenkind bat nun eine der Schwestern, mit ihr dem lieben Gott für die große Wohlthat zu danken. ‚O nun will ich nimmer an den Ramadan denken', sagte sie, ‚was kann er mir helfen zum Paradies? Ich will in das Paradies zu Jesus, Maria und Joseph!'

„Am folgenden Tage empfing Maria Mahbuba auch noch die heilige Firmung und ertrug nun alle ihre Leiden noch einmal so freudig, wenn sie ihr kleines Kreuz betrachtete und das Bild ihres leidenden Heilandes an die Lippen drückte. Als eine kleine heidnische Negerin aus der Stadt sie besuchte, erzählte sie dieser so viel Schönes und Liebliches von Jesus, Maria, Joseph, Christ, Taufe und Paradies, daß das fremde Mädchen bald wiederkam und nun auch die Taufe empfangen wollte. Es brachte sogar noch eine Gespielin mit sich, und so hatte Maria Mahbuba dem lieben

Jesuskind bald zwei teure Seelen gewonnen. Dafür sollte sie auch belohnt werden. Am 14. Februar empfing sie morgens sehr frühe ihre erste heilige Kommunion; aber diesmal kam der Heiland bloß zu ihr, um ihre unschuldige Seele in den Himmel zu holen. Gleich nach der heiligen Kommunion starb Maria Mahbuba, und Jesus, Maria und Joseph empfingen sie freundlich im Paradies. Dort thront die kleine schwarze Sklavin unter den Engeln und Heiligen Gottes und betet für ihre Eltern und ihre Stammgenossen und für alle Neger und alle Menschen, besonders für die frommen Kinder, welche durch Gebet und Almosen den Missionären beistehen, die sich um die Bekehrung der Neger so große Mühe geben."

So erzählte auf dem Kirchhofe die „weiße Mutter" ihren schwarzen Kindern die Geschichte von Maria Mahbuba, dem zuerst im Waisenhause von Alt-Kairo getauften Dinkamägdlein.

Nach dieser Erzählung beteten die Kinder noch eine Weile auf dem kleinen Grabe, und dann gingen sie in schöner Ordnung sittsam und schweigend zurück in die Stadt. Dort traten sie in das neue Haus, welches man ihnen erst im Jahre 1876 in dem besten Stadtviertel gebaut hat. Früher wohnten sie in einem gemieteten Hause in Alt-Kairo. In diesem neuen Kloster, welches von den Schwestern des hl. Joseph geleitet ist, werden christliche Negermädchen aufgenommen und in den weiblichen Arbeiten sowohl als besonders in der heiligen Religion sorgsam unterrichtet. Viele von diesen Kindern widmen sich dann, wenn sie größer geworden sind, dem Dienste der Mission und unterrichten wieder andere Negerinnen; viele kehren auch in die Welt zurück, werden fromme Hausfrauen und helfen christliche Familien bilden. Ein ähnliches Haus besteht auch für die Negerknaben. Auf diese Weise dienen die Kinder den eifrigen Missionären am meisten, und wenn die Mission unter den armen Negern einst gut gedeihen wird, so geschieht das durch die Aufführung und die Erziehung der schwarzen Kinder. Die alten Neger sind so versunken in ihren Götzendienst und ihre Laster, daß sie entweder den christlichen Glauben nicht annehmen wollen, oder, wenn sie ihn auch annehmen, doch nie so ganz eifrig und fromm werden, wie sie es sein sollten. Der Kinder Herz aber ist noch unverdorben, und wenn sie einmal den Heiland recht erkannt haben, so lieben sie ihn auch und suchen mit allem Eifer ihre Landsleute für ihn zu gewinnen.

2. Den Nil aufwärts.

Also auf in das Negerland, wo die Dinka und die Bongo und die Niam-niam und noch so viele andere armen Heiden wohnen, an deren Bekehrung die katholischen Missionäre mit unaussprechlichen Mühen arbeiteten! Die Reise in das Vaterland Mahbubas ist freilich weit, sehr weit, fast so weit als von St. Petersburg in gerader Linie nach Rom; aber wir machen sie auf einer schönen Nilbarke mit riesigem Segel, auf der Stella matutina (Morgenstern; vgl. das Bild S. 95), welche uns bald bis zu den Katarakten des Nils hintragen wird. Von dort aus müssen wir dann sehen, wie wir weiter kommen. Also auf mit Gott!

Kaum haben wir Kairo im Rücken, so eröffnet sich zu beiden Seiten des geheimnisvollen Stromes ein herrlicher Ausblick in die fruchtbaren Ebenen von Wostani, dem Land der Mitte. Bis zu den fernen duftverlornen Bergen, die sich aus der Wüste wie hungrige Gäste in die grünen Saatfelder hineindrängen, gleicht zur schönen Jahreszeit das ganze Land einem wogenden Meer von Ähren und Blüten, mit zahlreichen Kanälen durchzogen. Der größte ist der Josephskanal und erinnert durch seinen Namen an die Erzählungen von der Knechtschaft der Kinder Israels in diesem Lande, ihren Frohnarbeiten und den Wundern ihrer Befreiung. Bald kommen wir nach Theben in Oberägypten. Dort liegen seit Jahrhunderten die Trümmer der hundertthorigen Pharaonenstadt mit ihren zerbrochenen Säulen, Sphinxen und Königsgräbern. Alle Reisenden steigen aus, um die Ruinen und sandbedeckten Überreste vergangener Pracht anzustaunen; aber nur wenige denken an die heilsame Lehre, welche die Trümmerhaufen den neugierigen Besuchern predigen. „O Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel außer Gott lieben und ihm allein dienen", so steht es hier mitten in der Wüste, nicht mit schwachen Buchstaben, sondern mit riesigen Tempelresten, zerstörten Palästen und zerbrochenen Königsgräbern geschrieben. Gottes Werke allein dauern, solange sein allmächtiger Wille es wünscht. Das zeigt sich in den herrlichen Dumpalmen, welche mit ihren mächtigen, ewig grünen Wipfeln die Ruinen beschatten und welche Gott sozusagen absichtlich mitten in die allgemeine Zerstörung hineingesetzt hat.

Die Dumpalme (vgl. das Bild S. 97) gehört zu den wenigen Gattungen der Palmen, deren Stamm sich verzweigt. Während z. B. der Dattelbaum in einem einzigen schlanken, von unten bis oben fast gleich dicken Schaft zu einer Höhe von etwa 30 m stolz emporsteigt, teilt sich der Stamm der Dumpalme gleich unsern europäischen Bäumen in verschiedene Äste und Zweige, von denen jeder gleichsam eine neue Zwergpalme mit fächerförmig ausgebreiteten Blättern, Blütenkolben und Fruchttrauben bildet. Auch verliert die Dumpalme nicht wie die andern Palmarten ihre Blätter mit dem Stiele, sondern es fällt nur der äußerste Fächer ab, die zurückbleibenden Stengel aber umgeben nach und nach den Hauptstamm und die Äste mit großen harten Stacheln, die jedes Emporklettern unmöglich machen. Frucht und Blüte der Dumpalme werden als Nahrungsmittel verwendet. Um die kernige Frucht setzt sich eine dicke mehlige Rinde an, die ganz wie Pfeffernuß aussieht und auch so schmeckt. Aus ihr bereitet man ein würzhaftes und kühlendes Getränke. Die faserigen Blätter des Baumes endlich werden zu dem sogen. afrikanischen Pferdehaar verarbeitet und zu groben Teppichen, Segeltuch und ähnlichen Geweben benutzt. Wie oft haben wir vielleicht dergleichen Stoffe schon gesehen, ohne daran zu denken, daß ihre Fäden einst als stolze Blätterfahne über dem einsamen Wüstensande oder den noch ödern Trümmern einer ägyptischen Pharaonenstadt geweht haben! Die Dumpalme gedeiht auch wohl noch südlicher als Oberägypten, findet sich jedoch am zahlreichsten in der Umgegend des alten Theben. Von ferne schon grüßt der Reisende ihre schattigen Wipfel in der sonnendurchglühten Wüste; an ihrem Fuße giebt der umherschweifende Beduine seinem Genossen das Stelldichein wie in einer bekannten Herberge, und nicht selten dient die Krone des Baumes in der pfadlosen Ebene dem Wanderer als ein von ferne sichtbarer Wegweiser.

Da wir schon von den Ruinen Thebens gesprochen haben, können wir gleich unsere Nilreise weiter fortsetzen. Etwas südlich von Theben verengt sich das Flußthal immer mehr; die Felsen ragen zu beiden Seiten bis zu dem Ufer vor und fallen senkrecht herab, kahl und grau, nicht wie die rebengrünen Hügel am schönen Rheine oder die waldigen Berge des Donauufers, sondern steil und öde, wie eine endlose, riesige Mauer. Und wer die Mauer erstiegen, schaut unabsehbar ausgedehnt die traurige, schaurige Wüste. Aber bald erschallt auf unserem Schiffe der Ruf: „Schellal von Assuan!" d. h. der Katarakt von Assuan (vgl. das Bild S. 99).

Dumpalme. (S. 96.)

Ein Katarakt ist kein einfacher Wasserfall, sondern ein verworrenes Durcheinander von Stromschnellen, die zwischen enge aneinander gerückten, schroffen Felswänden schäumend und tosend daherstürzen, sich Bahn brechend durch regellos emporsteigende Klippen und Felshäupter, und so durch ihren steilen Fall, ihre starke Strömung und unsichere Tiefe der Schiffahrt die größten Hindernisse bereiten. Große Schiffe können hier gar nicht mehr weiter, kleinere wagen oft noch die endlos mühselige und langsame Fahrt. Mehr als hundert Eingeborene müssen oft zusammengesucht werden, um das Schiffstau zu ziehen, während andere handfeste Arbeiter durch das Flußbett waten, um das Steingeröll am Boden auf die Seite zu schaffen und mitunter auch die ganze Last auf ihren Armen über schwierige Stellen zu heben. Dabei ist es bisweilen ganz lustig anzusehen, wie ungeschickt die Schar der gedungenen Zieher sich bei dem Geschäfte anstellt. Auf Kommando zu arbeiten, verstehen sie fast gar nicht, den Befehl überschreien sie mit ihrem eigenen Lärm, lassen oft nach, wenn gezogen, und ziehen, wenn nachgelassen werden sollte. Zuweilen entsteht auch zwischen mehreren ein Streit; dann vergessen sie alles, lassen Schiff und Tau fahren, um erst mit unsäglichem Geschrei ihre Händel auszumachen. So gelangt man endlich über den ersten Katarakt, aber bald zeigt sich ein zweiter, ein dritter u. s. w., das Wasser nimmt immer mehr ab, und die Schwierigkeiten der Fahrt steigen. Darum verlassen auch die meisten Reisenden das Schiff in Korosko und ziehen es vor, die Reise durch die Wüste fortzusetzen. Es ist freilich eine traurige Wanderung; überall nichts als kahler Stein, vom Sandstaub zu Füßen bis zum Kranz der Gebirge, die den Horizont umsäumen; nirgends ein nährendes Pflänzchen, ein schattiger Baum, eine labende Quelle; dazu die brennende Sonne und der glühende Sand, der vom Winde emporgewirbelt dem Wanderer das Gesicht versengt; endlich nicht die geringsten Anzeichen von Leben auf wochenlangen Märschen, es seien denn die Gerippe der Kamele, die auf dem Wege verendet sind und deren die Missionäre an einem einzigen Tage 227 gezählt haben. Aber so gefährlich die Wüstenreise ist, dürfte doch die Fahrt durch die Nilkatarakte noch gefährlicher sein. Wir wollen uns eine solche Fahrt von Herrn Bouchard erzählen lassen, der als katholischer Feldgeistlicher die englischen Truppen im Kriege gegen den Mahdi begleitete. In einem Briefe vom 25. Januar 1885 schildert er die Mühsale und Gefahren dieser Fahrt durch die Klippen und Wirbel der Stromschnellen also:

„Letzten Mittwoch traf ich hier in Abu Fatmeh ein und habe nun drei Ruhetage genossen, die erste Rast seit einem Monat. Gott sei Dank, die Fahrt ist überstanden! Ich glaube kaum, daß es eine mühsamere und gefährlichere giebt. Wenn ich zurückdenke, so kommt es mir beinahe wie ein Wunder vor, daß so viele heil hierher gekommen sind. Wir brauchten von Wadi-Halfa bis hierher 31 Tage, legten also täglich sieben bis acht (englische) Meilen zurück. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mußten wir angestrengt rudern, um diese Strecke (16 km) voranzukommen. Manchmal hatte ich den ganzen Tag das Ruder in der Hand; dann mußten wir wieder das Boot an Tauen über Stromschnellen hinaufziehen und dabei wie Ziegen über die Felsblöcke klettern. Bei der Abreise hatte ich ein Paar starke Soldatenstiefel erhalten; bei meiner Ankunft hier waren die Sohlen fort, so daß ich barfuß ging. Glücklicherweise erhielt ich hier ein neues Paar. Jeden Augenblick gerieten die Boote auf Felsen oder Sand; dann mußte man ins Wasser springen und sie voranheben und schieben. Ohne alle Übertreibung war jeder von uns ein Dutzend Mal in Todesgefahr. Der letzte Katarakt ist eine wahre Schreckensstraße. Wir brauchten drei Stunden, um die vier Meilen zurückzulegen, und in der Nacht darauf schmerzten mich alle Glieder derart, daß ich nicht schlafen konnte. Wir hatten einen Kanadier an Bord, der uns hindurchsteuern mußte. ‚Heute werdet ihr tüchtig rudern müssen, Jungens,‘ sagte er zu uns, ‚wenn je in eurem Leben. Da liegt eine ganze Reihe von Stromschnellen vor uns, die man nur durch Rudern überwinden kann. Kein Tau kann uns hier helfen, und wenn ihr nicht über die Strömung Meister werdet, so wird sie euch fortreißen, an die Felsen schleudern, und es ist euer letzter Tag.‘ So türmten wir die Vorratskisten, mit denen unsere Boote fast zum Untersinken beladen waren, aufeinander, um Raum für acht Ruder zu gewinnen, und voran ging's, glücklicherweise mit günstigem Winde.

„In meinem Leben werde ich dieses Rudern auf Leben und Tod nicht vergessen. Es war beinahe Mittag; die Sonne brannte auf uns nieder; wir hatten den ganzen Morgen hart gerudert, und ich hatte nichts genossen als eine Handvoll Zwieback mit etwas Kaffee. Stromschnelle auf Stromschnelle wurde zurückgelegt; endlich erreichten wir die schlimmste von allen, welche etwa eine Viertelmeile lang ist. An dieser Stelle drängt sich die ganze Wucht des Stromes zwischen zwei gewaltigen, dunkeln, etwa 100 Fuß voneinander abstehenden Felsriffen durch; da schießt das Wasser mit schwindelerregender Schnelligkeit dahin. Diese hohle Gasse ist voll von Riffen; einige ragen gerade über das Wasser, andere sind eben von den Wellen bedeckt; man kennt sie leicht an der Wut, mit welcher der Strom über ihnen aufschäumt. Dazwischen bilden sich gefährliche Strudel; wer in einen derselben hineingerät, kommt nicht mehr lebendig heraus. Diese Stromschnelle aufwärts ruderten wir also Zoll um Zoll, und der Kanadier wich den Riffen mit wundervoller Geschicklichkeit aus. Endlich erreichten wir ihr oberes Ende; dort ist der Strom am schmalsten, aber seine Wucht, gerade zwischen den beiden Felsen eingeklemmt, am gewaltigsten. Die eingezwängten Wogen stürmten mit aller Macht auf uns ein. Gelang es, diese Stelle zu überwinden, dann war alles gewonnen. ‚Jetzt, Jungens,‘ rief ich, ‚eine letzte Anstrengung, und es ist überstanden!‘, und die acht Ruder faßten mit kräftigem Schlage in das Wasser. Selbstverständlich ist das Rudern in diesen Stromschnellen keine leichte Aufgabe. Das Wasser schießt so rasch und mächtig dahin, daß es einem im Nu das Ruder aus der Hand reißt, wenn man nicht flink ist wie der Blitz. Wir ruderten also, daß jede Sehne zu reißen drohte; aber wir kamen dem drohenden schwarzen Riffe, das ich links sehen konnte, keinen Zoll näher. Ich bemerkte, daß der Kanadier unruhig wurde; er biß die Zähne aufeinander und brummte vor sich hin; dabei legte er das Steuer bald rechts, bald links, um eine etwas ruhigere Stelle in der Strömung zu finden. ‚Rudert!‘ stieß er durch seine festgeschlossenen Zähne, ‚rudert um euer Leben, sonst reißt es uns die Schnelle hinab!‘ Ich beflügelte meinen Ruderschlag und rief den Leuten zu, um des Himmels willen noch kräftiger die Ruder zu fassen; denn ich konnte sehen, wie uns die Strömung langsam zurücktrieb. Es bedurfte aber dieser Mahnung nicht; die Ruder bogen sich in ihren Händen. Ich schaute über meine Schultern und sah, wie sie alle den Helm abgeworfen hatten, wie sie barhaupt unter der glühenden Sonne, von Schweiß überströmt, mit zusammengebissenen Zähnen und keuchend unter der furchtbaren Anstrengung sich in die Ruder legten. Ohne jeden Zweifel thaten alle das Menschenmögliche, und doch kamen wir nicht voran! Wir hätten ebensogut versuchen können, den Felsen zu durchbrechen, als

diesen Wasserwall. Nie in meinem Leben habe ich inbrünstiger um Gottes Hilfe gefleht, und nie wurde ein Gebet rascher erhört. Gerade als die Mannschaft ihre Kräfte erschöpft hatte und wir abermals zurückgetrieben wurden, faßte unsere Segel, die von einem günstigen Winde geschwellt waren, ein kräftiger Windstoß, so daß das Boot nach einer Seite überlegte; die steife Brise half. ‚Mut, Jungens,‘ rief ich, ‚noch ein Dutzend kräftige Ruderschläge!‘ Langsam, Zoll um Zoll, stiegen wir. Bald war der Bug unseres Bootes in einer Linie mit den beiden Riffen. Noch sechs Ruderschläge, in welche wir den ganzen Rest unserer Kraft legten, und wir hatten das Felsenthor hinter uns. Blitzschnell warf jetzt unser Kanadier das Steuer herum und steuerte uns links, wo hinter den Felsen ruhiges Wasser stand. Da konnten wir etwas rasten, und wahrlich keine Minute zu früh! Als wir uns den Schweiß abtrockneten, bemerkte ich, daß Gesicht und Brust unseres Kanadiers mit Schweiß überronnen waren. ‚Du bist ja so heiß geworden,‘ sagte ich, ‚als ob du mit uns die Stromschnelle hinauf gerudert hättest.‘ – ‚Wissen Sie, mein Vater, was mir den Schweiß erpreßte?‘ antwortete er. ‚Es war Todesangst. Ich wußte, wenn ihr die Strömung nicht überwändet, wurde sie das alte, leck Boot in der Breitseite fassen, es mitsamt uns über und über rollen und an den Riffen zu kleinen Splittern zertrümmern. Wahrscheinlich wäre keiner von uns mit dem Leben davongekommen, und dieser Gedanke hat mir den Schweiß ausgepreßt.‘

„Tags darauf erreichten wir Abu Fatmeh, und einen Tag später traf P. Brindle mit einer Kompanie des 18. Regimentes

Nil-Kataraкte bei Assuan. (S. 96.)

ein. Auch er hat mit den Soldaten um die Wette gerudert, und das Tau, an welchem das Boot geschleppt wurde, über seine Schultern genommen, wie der Stärkste von ihnen, so wenig eine solche Arbeit zu seinen weißen Haaren und seinem grauen Barte stimmen wollte. Wenn es jemals ein echtes Soldatenherz gab, so schlägt es in der Brust P. Brindles.

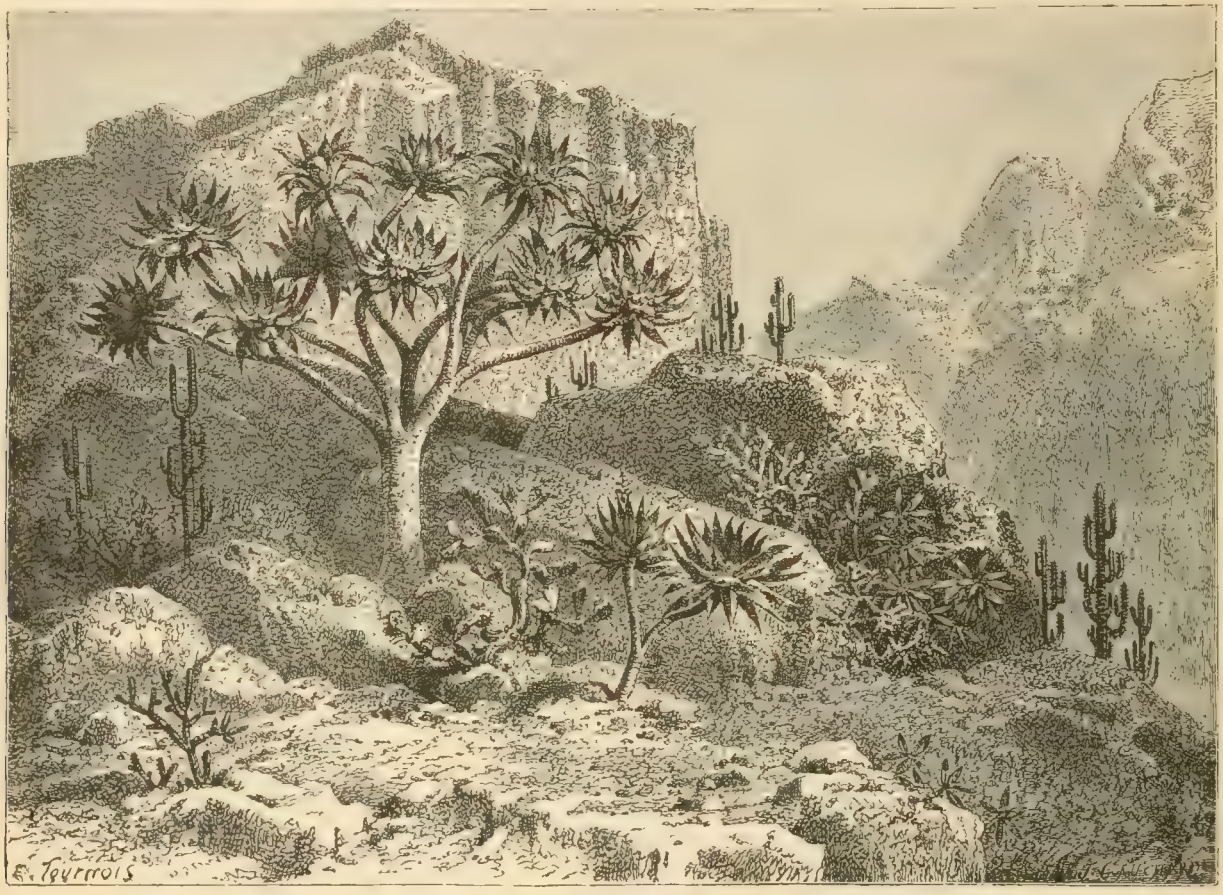
„Wir sahen uns, wie schon gesagt, sehr oft dem Tode Auge in Auge gegenüber, wenn auch bis jetzt nicht auf dem Schlachtfelde, so doch im Strome. Eines Tages waren wir an einer sehr gefährlichen Stelle; der Fluß war mehr als eine Meile breit, bildete aber ein wahres Labyrinth von Klippen, Sandbänken und Stromschnellen. Wir hatten die gefährlichste Stelle eben zurückgelegt und gutes Fahrwasser gewonnen, als wir hinter uns plötzlich laute Hilferufe hörten. Wir sahen ein Boot von den Gordon-Hochländern, das die Strömung auf ein verborgenes Riff geschleudert hatte. Offenbar war das Schiff bedeutend leck geworden; denn wir sahen, wie sie das Wasser mit Eimern ausschöpften. Es war nicht leicht, ihnen Hilfe zu bringen; denn zu diesem Zwecke mußten wir dieselbe Stromschnelle hinab, welche ihnen verderblich geworden war. Aber es mußte gewagt werden; ihr Boot konnte mit jedem Augenblicke vom Riffe abtreiben und mit Mann und Maus versinken. So ließen wir uns, hart gegen die Strömung rudernd, langsam die Schnelle hinab. Etwa zwei Schiffslängen von ihnen entfernt, fühlten wir plötzlich unsern Kiel auf einem Felsen knirschen, was uns verkündete, daß auch wir auf einem Riffe säßen. Die Lage war gefahrlich genug. Wir saßen ganz-

lich fest; kein Rudern und kein Schieben half, während rund um uns tiefes Wasser war. Glücklicherweise war das Boot heil geblieben. Zunächst ließ ich den Hochländern ein Tau zuwerfen und hieß sie dasselbe an ihrem Boote festknoten. Was nun zu thun war, lag auf der Hand. Unser Boot konnte nie mehr flott werden, wenn wir es nicht erleichterten, und ebensowenig hätten wir die zehn Hochländer in unser so schon zu schwer belastetes Boot herübernehmen können; ich gab also Befehl, die Proviantkisten über Bord zu werfen, und in wenigen Minuten schwammen Vorräte für 100 Tage fröhlich den Nil hinab. Sogleich sahen wir unser Boot flott, ruderten nun neben das Schiff der Hochländer und nahmen seine Mannschaft auf samt Sack und Pack und Wehr und Waffen. Doch ich könnte ein Buch schreiben, wenn ich alle Gefahren und Mühsale dieser Nilexpedition beschreiben wollte."

3. Der ägyptische Sudan.

Bei Wadi-Halfa haben wir die Grenze des eigentlichen Ägypten überschritten und den Sudan betreten. Beled-el-Sudan bedeutet so viel als „Land der Schwarzen", und dieser Name schon verkündet uns, daß wir uns jetzt im Lande der Neger befinden.

Der Sudan erstreckt sich vom Roten Meer im Osten quer durch ganz Afrika bis in die Länder am Niger im Westen. Seine Nordgrenze ist die Wüste der Sahara, seine Südgrenze ungefähr die Wasserscheide des Kongostromes. Das ungeheure Gebiet zerfällt in drei Gruppen: die östliche bildet den sogen. ägyptischen Sudan und umfaßt Nubien, Senaar, Kordofan, Darfur und die Länder am obern Nil; die mittlere Gruppe besteht aus Wadai und den drei Sultanaten Kanem, Bagirmi und Bornu, welche



In der nubischen Wüste.

den Tsadsee umschließen; die westliche Gruppe endlich umfaßt die Haussastaaten am Niger, welche wir auf unserer Nigerfahrt von der Westküste aus besuchen werden.

Der ägyptische Sudan umfaßt ein Gebiet von rund 2 Millionen qkm, das vor 10 Jahren noch von 10—11 Millionen Seelen bewohnt wurde, jetzt aber, unter der Herrschaft des Mahdi, durch Kriegs- und Hungersnot auf die Hälfte zusammengeschmolzen ist.

Nubien (vgl. obenstehendes Bild), das wir zunächst betreten, ward schon von den alten Pharaonen Ägypten unterworfen. Uralte Tempelreste verkünden jetzt noch den Ruhm des großen Ramses und den Dienst, der hier vor vier Jahrtausenden Isis und Osiris geweiht wurde. Auf der sogen. „Insel", dem Lande zwischen dem Blauen und Weißen Nil, lag der Priesterstaat Meroë.

Am Zusammenstoß der beiden Nile steht heute Chartum, die Hauptstadt der nubischen Besitzungen des Khedive, welche aber seit der Empörung des Mahdi thatsächlich noch immer in der Gewalt der Aufständischen ist. Die Zahl ihrer Bewohner vor der Eroberung durch den Mahdi wird auf 50 000 angegeben; sie war der Mittelpunkt des Handels für den gesamten ägyptischen Sudan. Wir müssen uns aber ja nichts Schönes unter dieser Stadt vorstellen. Die Dschama (Moschee) mit einem unbedeutenden Minarett, ein gedeckter Bazar, ein Hauptplatz (vgl. das Bild S. 101), auf dem täglich Markt gehalten wird, die Gebäude der katholischen Mission und einiger Konsule sind so ziemlich alles Sehenswerte. In die engen Gassen dringen wir am besten gar nicht ein. Entsetzliche Hitze, unaussprechlicher Gestank und zur Regenzeit unsäglicher Schmutz erfüllen sie. Die Unreinlichkeit der Bewohner in Verbindung

mit der tropischen Hitze und dem sumpfigen Flußufer machen Chartum zu einem ebenso unangenehmen als ungesunden Aufenthaltsort.

Berber (vgl. das Bild S. 103), die zweitwichtigste Stadt Nubiens, liegt etwa 300 km nördlich von Chartum. Vor dem Kriege des Mahdi dehnte es sich über mehrere Quadratkilometer aus, jetzt ist es fast ganz zerstört. Ein viel benutzter Karawanenweg führt von dieser Stadt nach dem Hafen von Suakim am Roten Meer, der eine Einwohnerschaft von etwa 5000 Seelen hat. Der Weg, 420 km, wird von den Karawanen in acht Tagen zurückgelegt. Schon lange war der Bau einer Bahnlinie von Berber nach Suakim geplant, welche die Handelsverbindungen mit den obern Nilländern herstellen würde; aber die Kriegsunruhen haben die Ausführung in unabsehbare Ferne gerückt.

Südlich und südöstlich von Chartum am rechten Ufer des Weißen und zu beiden Seiten des Blauen Nils, der von den Bergen Abessiniens herniederströmt, dehnt sich das Land Senaar, die Insel Meroë der Alten. Das Land ist zum Teil dicht bewaldet; gras- und buschreiche Steppen sind der Viehzucht günstig. Die Dromedare und Rinder Senaars sind durch ihre Größe und Stärke berühmt. Die gleichnamige Hauptstadt mit etwa 7000 Einwohnern liegt am Ufer des Blauen Nils; ihre krummen, von Lehmhütten gebildeten Gassen sind womöglich noch unsauberer als diejenigen Chartums, und die Stadt gilt als ein Brutnest der schlimmsten Fieber und anderer tödlichen Krankheiten.

Das Volk der Nubier ist trotz seiner dunkeln Hautfarbe kein eigentliches Negervolk. Statt des krausen Wollhaares der Neger

Der Hauptplatz in Chartum. (S. 100.)

haben die Leute lange, straffe Haare; doch tritt, je mehr man nach Süden kommt, der Negertypus schärfer hervor. Einige Stämme sind arabischer Abkunft, andere scheinen vom Südwesten her eingewandert; alle sind glühende Anhänger des falschen Propheten Mohammed; doch rühmt man ihnen Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit nach. Ihre Wohnungen bestehen in kleinen Hütten, die aus an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut und mit dürren Maisstengeln gedeckt werden. Vor den Hütten steht ein Vorratskasten, ein aus Nilschlamm geknetetes, cylindrisches Gefäß von 1—1,60 m Höhe und 0,60—1 m Durchmesser, in dem sie Datteln, Getreide u. s. w. zum Schutze gegen Mäuse, Vögel und Ungeziefer aufbewahren. Bei der überaus heißen und trockenen Witterung Nubiens genügt diese Art von Speichern vollständig. Die Nubier leben meist von Pflanzenkost. Hirse, Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Datteln und Feigen sind die gewöhnlichen Gerichte; auch halten sie Tauben, Hühner, Ziegen und Rindvieh. Der Tabak, den sie ziehen, wird nicht geraucht, sondern gekaut.

Westlich vom Weißen Nil erstreckt sich das von Hügeln durchzogene Steppenland Kordofan, welches kaum 3 000 000 Einwohner zählt, über etwa 100 000 qkm. Nur in und unmittelbar nach der Regenzeit bedeckt freundliches Grün die weite, gewellte Ebene. Der Baumwuchs fehlt fast gänzlich. Als Hauptstadt gilt El Obeid, 350 km südwestlich von Chartum. Vor dem Aufstande des Mahdi blühte daselbst eine nunmehr zerstörte katholische Mission, deren Schicksale wir später erzählen werden.

Der westlichste Staat, der zum ägyptischen Sudan gehört, ist Dar-Fur, das einen Flächenraum von 275 000 qkm und vielleicht

4 Millionen Einwohner hat. Es ist also beinahe so groß wie Italien. Auch hier waltet die Ebene vor; doch bildet das Marragebirge, dessen Gipfel über 1000 m emporragen -- der Tura im Norden erreicht eine Höhe von 1440 m, also ungefähr Brockenhöhe —, ein ziemlich ausgedehntes Bergland. Der Boden ist fruchtbar; aber es fehlt an Wasser. Die Flüsse, welche vom Gebirge zur Regenzeit herniederbrausen, vertrocknen, sobald der Regen aufhört. Wo man deshalb das Wasser nicht künstlich sammelt und verteilt, geht die Ernte nicht selten verloren. Die Bergbewohner treiben Viehzucht und sind oft wohlhabend; die Reichen kleiden sich in Musselin; die Frauen tragen einen Nasenring und schwere silberne Ohrgehänge. In Weberei, Spinnerei, Färberei, Gerberei und Schmiedehandwerk sind die Fori, wie man die Bewohner von Dar-Fur nennt, sehr erfahren. Die Hauptstadt El-Faschcr liegt 730 km westlich von Chartum und soll 15 000 Einwohner haben, obschon es keine eigentliche Stadt, sondern eine regellose Ansammlung von Hütten ist. Die hohe Lage in der reineren Bergluft macht die Hitze erträglich und das Klima gesund.

Endlich rechnet man zum ägyptischen Sudan das ungeheure Gebiet südlich von Kordofan am Laufe des obern Weißen Nil bis an seinen Austritt aus dem Albertsee. Wadelai, das der Deutsche Emin Pascha jahrelang gegen die Aufständischen verteidigte, ist die südlichste ehemals ägyptische Besitzung. Dieses Gebiet wird von einer großen Anzahl verschiedener Negerstämme bewohnt, von den Schilluknegern, von den Nuer, den Dinka, den Bari, den Schier, den Bongo, und wie sie alle heißen. Es wird genügen, wenn wir einen dieser Stämme näher kennen lernen, und wir wählen die Dinka. Denn was wir von ihnen sagen, gilt auch von den meisten ihrer Nachbarn am Weißen Nil.

4. Aus dem Leben der Dinka.

So wunderschön das Land der Dinka ist, so wenig schön sind sie selbst (vgl. das Bild S. 104). Sie gehören zu den allerschwärzesten Negern von ganz Afrika, sind ziemlich groß und stark, aber unaussprechlich häßlich in ihren Gesichtszügen. Das hindert den Neger jedoch keineswegs, ein großes Stück auf sich zu halten, und von jedem, der ihm begegnet, ein Kompliment und Höflichkeit zu verlangen. Er glaubt auch wunders wie schön er sei. Wenn er sein kurzes krauses Haar mit Kuhwasser parfümiert und mit Mistasche gepudert, sein Gesicht mit rotem Öl gesalbt und tätowiert, die Glieder mit zahlreichen Ringen geschmückt, eine Feder auf dem Kopf und einen Löwen- oder Leopardenschweif hinter dem Rücken schleppend umgebunden hat, so stolziert er wie der feinste europäische Stutzer einher und kann sich gar nicht denken, daß es auf der ganzen Welt stattlichere Menschen gebe. Er fühlt sich daher zum Herrschen geboren und befiehlt gerne. Das zeigt sich schon bei den kleinen Buben; ist einer nur um einen Zoll größer als die andern, so müssen diese ihm streng gehorchen. Gebraucht ein Mann, auch wenn er fremd ist im Dorf, entweder Wasser oder Feuer, so ruft er den ersten besten Jungen und verlangt von ihm jeglichen Dienst; sollte dieser sich aber weigern, so würden ein paar Ohrfeigen ihm bald flinke Beine geben.

Die Dinka glauben freilich an einen Gott, der alles erschaffen hat; aber sie kümmern sich um ihn nicht im mindesten, weil sie meinen, er habe keine Gewalt gegen das Böse in der Welt. Das Böse kommt vom Teufel, und wo immer ein Unglück geschieht, ist der böse Feind allein Schuld daran. Darum hat auch der Neger eine große Ehrfurcht vor dem Teufel und sucht ihn auf alle Weise gut zu stimmen. Während der gute Gott nie ein Gebet oder Opfer vom Dinka empfängt, erfreut sich der böse Geist allerlei Arten von Verehrung. Besonders wird er unter der Gestalt der großen Schlange Python angebetet. Kommt eine solche Riesenschlange ins Lager, so wird ihr gleich ein Ochse geschlachtet und als Opfer vorgesetzt. An die Unsterblichkeit der Seele glauben die Dinka nicht; sie halten es in diesem Punkt mit den Ungläubigen in Europa und sagen: Mit dem Tode ist alles aus! Sie haben ein Liedchen, worin sie das häufig genug singen:

„Am Tage, da Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne:
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond:
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne:
Und die Sterne geh'n auf und unter und kehren wieder;
Schuf er den Menschen:
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt niemals wieder."

Dieser traurige Unglaube hängt mit einem andern Irrtum zusammen; die Dinka glauben nämlich nicht an den Himmel und meinen deshalb, es wäre besser, nach dem Tode gar nicht mehr zu leben. Will man den armen Leuten vom ewigen Leben sprechen, so werden sie gar traurig darüber, erschrecken und wollen nichts davon hören. Sie meinen, es wäre doch mehr als genug, einmal ein ganzes Leben lang gearbeitet, gehungert und alles Elend getragen zu haben, und ein zweites Mal könnten sie es nicht mehr aushalten. Daß es im andern Leben für die Guten eine ewige Glückseligkeit gebe, will ihnen nur schwer in den Kopf. Sie haben eine alte Überlieferung, welche nämlich folgendes erzählt: Gott hatte von Anfang an alle Menschen gut erschaffen und sie zu sich in den Himmel genommen; aber einige wurden böse und störten den Himmelsfrieden, und Gott wollte Ruhe haben vor ihnen. Da ließ er einen langen Strick auf die Erde nieder und schickte die bösen Menschen an ihm auf die Erde, damit sie brav würden und Buße thäten. Hatten sich dann einige wirklich gebessert, so erlaubte ihnen Gott wieder, an dem Strick in den Himmel hinaufzuklettern. Droben aber waren alle fröhlich; sie arbeiteten nicht und erlustigten sich an Tanz und Bier den ganzen Tag. Da kam einmal ein blaues Vögelein durch die Luft geflogen und sah den goldenen Strick vom Himmel hangen. Gleich fing es an, mit seinem Schnabel daran zu picken, und pickte so lange, bis der Strick zerbrach und auf die Erde niederfiel. Nun kann kein Mensch mehr hinauf, alle müssen auf der Erde sterben, und der Himmel bleibt verschlossen.

So hat der Aberglaube und die Barbarei die schöne und wahre Geschichte vom Paradies und vom Sündenfalle entstellt, die den Negern von ihren Stammeltern überliefert wurde.

Sobald jemand krank geworden ist, wird der Zauberpriester gerufen. Dieser erscheint mit einem irdenen Krug, spuckt den Kranken ringsum an, räumt den Sand und die Asche von der Stelle und beginnt dann nach allen Seiten mit den Händen um sich zu schlagen, gleichsam als scheuche er die bösen Geister. Darauf nimmt er ein Stück Holz, steckt es in seinen Krug, gießt Wasser hinein und hält mit dem Teufel Zwiegespräch. Nachdem er zu diesem Zweck etwas in den Krug hineingemurmelt und aus dem dumpfen Widerhall die Antwort Satans vernommen, naht er sich wiederum dem Kranken, betastet ihn von allen Seiten, und ohne daß die Umstehenden merken können, wie und woher, zeigt der Zauberer plötzlich ein Stück Holz oder einen Stein vor, die er

aus dem kranken Teil herausgezaubert haben will, und die nach seiner Behauptung die einzige Ursache der Schmerzen gewesen waren. Darum erklärt er den Kranken auch für geheilt, besprengt ihn und die Umstehenden mit dem Wasser des Kruges und geht reich beschenkt von dannen. Der Kranke glaubt ganz fest an seine Heilung, und wenn er nichtsdestoweniger noch nicht gesund ist, so ist das seine eigene Schuld!

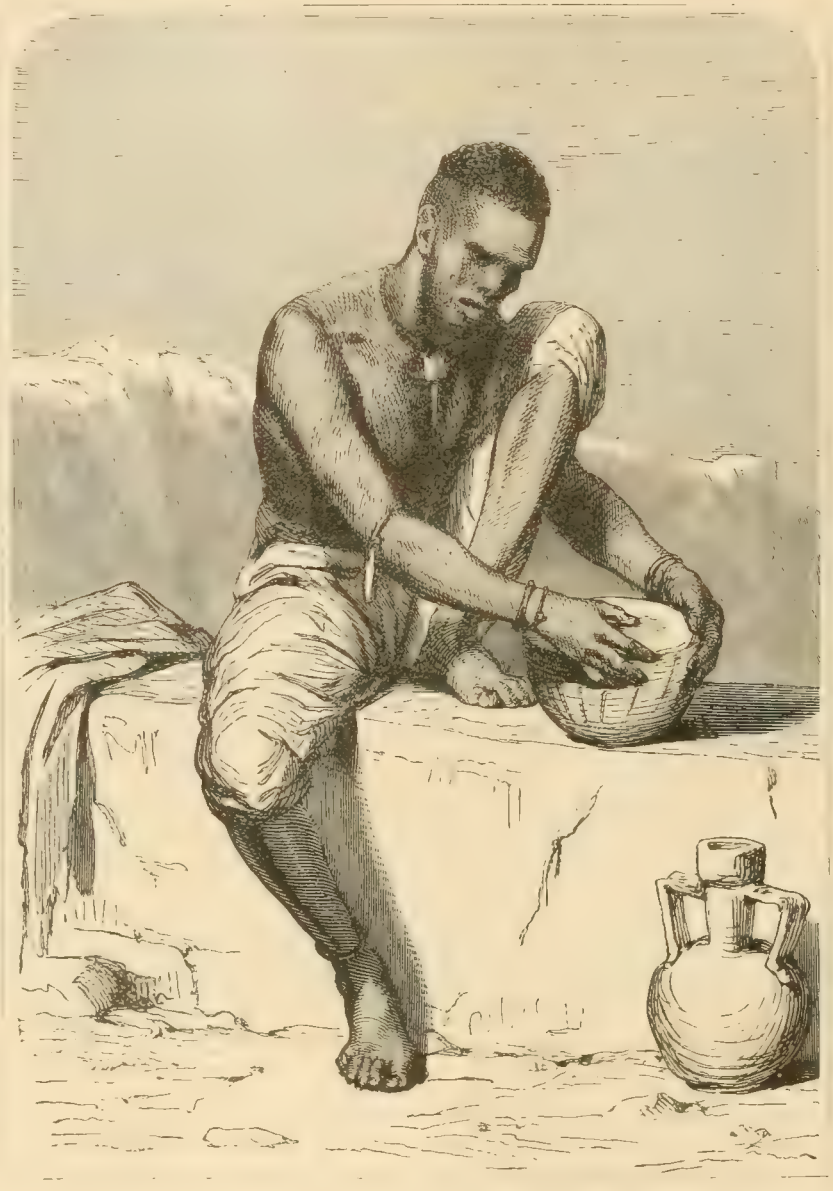
Ist ein Kranker dem Tode nahe, so hilft nach der Ansicht der Neger nichts mehr als ein Opfer für den Teufel. Der Zauberarzt nimmt einen Ochsen, den die Leute des Kranken schlachten, und mit dessen warmem Mageninhalt der Kogur den Kranken bestreicht. Das ist das letzte Mittel. Den schönsten Teil des Fleisches nimmt der Doktor, das übrige essen die Mitglieder der Familie, und der Teufel hat nichts als den Geruch. Hilft aber alles nicht und stirbt der Kranke, so wird ihm das Haupt kahl geschoren; man macht vor seiner Hütte ein Grab, krümmt dem Toten den Kopf zwischen die Kniee und wirft dann wieder Erde über ihn. Der Totengräber legt sich dabei Erde in das Ohr, damit er das Geheul der Verstorbenen nicht höre. Alle Angehörigen scheren sich zum Zeichen der Trauer das Haar, legen sich einen Strick um Hals und Hüfte und fasten bei dem Tode eines Mannes drei, bei dem eines Weibes vier Tage. Ist diese Trauerzeit vorüber, so machen sie auf dem Grabe ein Feuer, und der Kogur erscheint wieder mit einem Opfer. Diesmal ist es ein Schaf, das zuerst um das Grab geführt und darauf von den Angehörigen in die Mitte genommen wird. Dann werfen sie es

Ansicht von Berber. (S. 101.)

nieder, setzen sich alle darauf und bleiben so lange sitzen, bis das arme Tier erwürgt ist. Unterdessen treibt der Zauberer seinen Hokuspokus und besprengt das Grab und die Verwandten eifrig mit Wasser. Endlich wird das Schaf gebraten und verzehrt, aber nicht auf das Wohl des Verstorbenen, sondern bloß um den bösen Geist zu versöhnen, damit er die Familie nicht noch einmal durch einen Todesfall heimsuche.

Der Dinka ist ein großer Herr, und darum hat er auch zwei Schlösser, eines für die trockene Jahreszeit, ein zweites für den Winter. Die Sommerhütten sind in der Nähe des Flusses aus einfachem, gradaufstehendem Schilf errichtet, nicht einmal von allen Seiten geschlossen, da sie bloß als Lagerstätten dienen und vor dem scharfen Nordwind schützen sollen. Die ganze innere Einrichtung besteht aus einer dicken Lage Asche, in welche der Neger sich nachts verkriecht, um etwas wärmer gebettet zu sein. Wenn aber die Regenzeit heranzieht und der schwarze Vogel landeinwärts fliegt, so rüstet sich auch der Dinka zur Wanderung; 40 bis 50 Familien sammeln sich, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Das geschieht nach der Beschreibung eines Missionars folgendermaßen: Voran ziehen die großen Rinderherden mit den Treibern, dann kommen die Frauen und Kinder, welche die Zeltmatten, die häuslichen Gerätschaften und den Kornvorrat tragen. Zuletzt folgen die Männer mit ihren Lanzen und Knotenstöcken. Ist der Zug so eine Strecke von drei bis vier deutschen Meilen gewandert, so stößt der Heerführer ein lautes und wildes Geschrei aus und gebietet Halt. Alle stehen wie angewurzelt. Dann untersucht derselbe Führer mit den Familienältesten das Waldgebiet, und finden alle es zu einer Niederlassung geeignet, so erschallt wieder ein

lautes Geschrei, welches dem ganzen Zuge kundthut, daß alle ihre Lasten niederlegen sollen. Einige junge Burschen treten nun vor die Ältesten und führen einen fehlerlosen Stier herbei, der mit grünem Laube geschmückt ist. Mit großer Gewandtheit umschlingen die Burschen seine Füße und zerren ihn auf die Erde. Nun tritt das Oberhaupt der Karawane mit den Ältesten heran, zieht ein zweischneidiges großes Messer aus der Scheide und stößt es in den Nacken des Tieres, das unter furchtbarem Gebrüll einen Strom von Blut vergießt. Der Häuptling nimmt von diesem Blut, besprengt damit nach den vier Himmelsrichtungen den Wald und einzelne Bäume. Das ist die Einweihung des Winterlagers. Jede Familie rammt nun sechs bis sieben Pfähle in die Erde, legt ein Dach von Reisig und Erde darüber und der neue Ansiedelungsring ist fertig. Aber nun beginnt der Bau der Hütten für die fünfmonatliche Regenzeit. Diese Hütten sind rund und haben etwa 4 m im Durchmesser. Sie werden gebaut, indem man eine Reihe von Pfählen einrammt und die Zwischenräume mit Schilfrohr ausfüllt. Auf die Pfähle setzt man einen spitzigen Dachstuhl von dürrem Gras. Im Innern wird die Hütte an den Wänden mit Kot beworfen, der Boden aber mit einer Decke von festgestampftem Lehm belegt. Die Thüre bildet eine ovale Öffnung, so groß, daß ein Mensch eben hindurchkriechen kann. Fenster braucht der Dinka nicht, wozu auch? An der Wand hängen statt der Ölgemälde zwei Holzbilder, deren eines die Gestalt eines Ochsenkopfes, als Symbol des Lieblings aller Dinka, hat, während das andere eine Schlange vorstellt. Mit etwas gutem Willen und der Nachhilfe der Einbildungskraft kann man die Ähnlichkeit auch wohl erkennen. Gleich neben der Thüre ist der Feuerherd, der auch zur Nachtzeit nicht erlischt und oft eine dem Europäer unerträgliche Hitze in dem engverschlossenen Hüttenraume entwickelt. Eine Rindshaut dient nebst der Asche als Bett, einige Kürbisschalen nebst selbstgefertigtem irdenen Geschirr bilden das übrige Hausgerät. Vor allem aber ist die Pfeife nicht zu vergessen; denn bei den Dinka raucht alles, Männer, Weiber und Kinder, und ist der Tabaksvorrat erschöpft, so raucht man etwas anderes. Der Getreidereichtum hängt in Säcken vom Dache herab. Vor dem Hause steht der Mörser zum Stoßen des Getreides, meistens aus Holz, weil im ganzen Lande der Dinka kein Stein anzutreffen ist. Und da auch das harte Holz oft fehlt, so müssen zwei Ziegelsteine das Korn so gut als möglich zermalmen. Das also wäre Haus, Bett und Mühle des Negers. Doch nur die Familienväter haben solche Häuser. Das Gesinde samt den Knaben bleibt immer bei den Kühen, und auch der Familienvater liebt eine solche Hütte bloß in der Regenzeit; sonst ist sein Lieblingsaufenthalt der Kuhzwinger (vgl. das Bild S. 105), ein mit einer hohen Hecke aus Dornen eingeschlossener Raum, worin das Vieh beisammen liegt. Hier weidet er sein Auge an seinem Reichtum, den Kühen. Um sich gegen die zahlreichen Mücken und Mosquitos zu schützen, die sich bei der Abenddämmerung wie eine wahre Höllenqual über Mensch und Vieh werfen, baut der Dinka neben seiner Hütte ein Gerüst mit zwei, oft drei Stockwerken, die alle mit Asche belegt werden. Zu ebener Erde brennt ein gewaltiges Feuer von Kuhmist, das den ganzen Bau mit seinen Rauchwolken umhüllt. Dieses Nebengebäude ersetzt dem Dinka auch den Empfangs- und Unterhaltungssaal, in dem er den Besuch seiner Nachbarn entgegennimmt, die aus Langeweile wohl ein oder das andere Stündchen verplaudern möchten. Wird es dann spät oder macht die Abendkühle sich fühlbar, so zieht ein jeder sich in seine Hütte und in sein Aschenbett zurück. Von der ganzen Gestalt guckt dann nur der Kopf aus den sonderbaren Federn, und auch er ist noch mit Asche überdeckt. Liegt der Zwinger etwas tief im Walde, so brennt während der Nacht auf dem obersten Stockwerk des Nebenbaues ein großes Feuer, dessen Schein die zahlreichen wilden Tiere abhalten soll.



Ein Dinka-Neger. (S. 102.)

Stolz auf seine Kühe, verachtet der Dinka den Feldbau. „Bin ich ein Sklave?“ so fragt er entrüstet, wenn man ihn zur Arbeit

anspornen will. Der Mann hilft bloß beim Hausbau, indem er die schwereren Holzstämme zusammenzimmert. Sonst sieht er nur nach seinem Vieh, spitzt zuweilen einen Pfahl, um es daran zu binden, oder dreht dazu ein Seil aus Rindsleder. Am liebsten ißt und trinkt er, vertreibt sich die Zeit mit Tändeleien und Besuchen der Nachbarn, wo er sich gern im Schatten niederläßt und über Tagesangelegenheiten der Wüste plaudert, bis er gegen Sonnenuntergang seine langen Glieder in Bewegung setzt und, seine Keule über die Achsel schwingend, nach Hause geht, voll Freude, sich etwas erbettelt zu haben. Alle Arbeit, namentlich der Ackerbau, bleibt Sache des Weibes. Jeder Dinka hat, je nach seinem Reichtum, mehr oder weniger Frauen, die in kleinern Hütten um jene des Mannes herumwohnen. Wenn eine Dinkafrau zur Arbeit geht, so legt sie ihr kleines Kind in ein Ränzchen von viereckig zugeschnittenem Fell, bindet die Enden zusammen und schwingt das Ganze über die Achsel. Will sie nun graben oder jäten, so wird das Ränzchen an einem Stock oder am nächsten besten Ast aufgehängt, damit die zahlreichen Schlangen und Mause nicht daran kommen. Außerdem haben die Frauen noch für die Hausarbeit zu sorgen und zu sehen, daß überhaupt etwas auf den Tisch kommt. Das ist oft gar nicht so leicht und bisweilen sogar mit Todesgefahr verbunden. Wird nämlich das Wasser seltener oder nehmen die Baumfrüchte in der Nähe des Zwingers ab, so müssen sie weit gehen, um beides zu holen. Im Dickicht lauern manchmal Löwen oder andere Tiere. Am gefährlichsten ist es nach Sonnenuntergang, wenn die wilden Gäste der Wälder auf Raub ausgehen oder an die Pfützen kommen, um zu trinken. Beim Einsammeln der Baumfrüchte müssen die Frauen oft auf hohe Bäume steigen und dabei nicht selten um eine Frucht mit den großen, überaus frechen Affen sich herumzanken, die in jenen Wäldern sehr zahl-

Ein Murach der Dinka-Neger. (S. 104.)

reich sind. Man hat schon gesehen, wie Affen die Weiber vom Wasser forttrieben, ohne ihnen auch nur einen Tropfen zu gönnen, oder sie ihrer mühsam gesammelten Früchte beraubten und leer nach Hause schickten. Der Mann schaut müßig zu, ißt aber zuerst, wenn etwas da ist, und die Frau muß mit dem Reste vorlieb nehmen. Der Ackerbau selbst steht auf der niedrigsten Stufe.

Die Hauptfrucht bildet die Erdnuß, welche in allen Tropenländern gedeiht. Sehr verbreitet ist ebenfalls der Sesam und das Sorghumkorn. Bewundernswert ist auch die Geschicklichkeit, mit welcher die Dinka aus den stärkemehlhaltigen Keimen der Borassuspalme ein feines Nahrungsmittel bereiten. Zu diesem Zwecke werden die Borassuskerne gesammelt und an feuchte Orte gelegt, bis sie anfangen zu keimen, dann werden sie durch wiederholtes Brühen und Auslangen ihrer Bitterkeit beraubt und zu schneeweißem Mehle zerstoßen, dessen Geschmack deutlich an Veilchenwurz erinnert. Eine Lieblingsspeise der Neger sind die verschiedenartigen Kürbisse, deren Fleisch gegessen, deren Schale zu Gefäßen benutzt und deren Blatter als Gemüse gekocht werden. An Gewürzen ist das Land arm, und was noch sonderbarer ist, einzelne Stämme halten den Pfeffer, der bei ihnen wächst, für ein gewaltiges Gift, welches sie früher nur zogen, um ihre Pfeile zu vergiften. Als nun Fremde ins Land kamen und den Pfeffer sahen, fielen sie darüber her und aßen ihn. Anfangs erschraken die Eingeborenen und meinten, die Fremden müßten sofort tot niederfallen; da dies jedoch nicht geschah, bekamen die Neger einen großen Respekt vor den giftessenden Menschen und meinten, nun könnten auch ihre Pfeile nichts mehr nützen. Daher unterwarfen sie sich bedingungslos den Nubiern.

Weil die Neger überhaupt und die stolzen Dinka im besondern höchst träge sind und mit der Zikade lieber tanzen und singen, als

mit der Ameise für die Zeit der Not Vorräte sammeln, so bleibt es auch nicht aus, daß bisweilen in einem ganzen Gebiet eine Hungersnot sich einstellt. Entweder ist Mißwachs gewesen, oder das Flußpferd hat die Saaten zerstört, oder der Schakal hat die Erdnüsse geknackt, oder Feuer hat die Ernte eines Dorfes verzehrt. Dann macht der traurige Ruf: „Magor, Magor"! (Hunger, Hunger!) seine Runde von Hütte zu Hütte und hebt jeden Unterschied zwischen Mein und Dein gänzlich auf. Glücklich, wer noch etwas Milch im geheimen hat; die übrigen essen Gras oder Baumblätter. Dem armen Vieh, das ohnehin oft wegen der Trockenheit verkümmern muß, wird noch Blut abgezapft und dieses entweder getrunken oder gegen andere Nahrungsmittel eingetauscht. Während solcher Zeiten der Not sind gewöhnlich auch die Missionsstationen am fleißigsten besucht. Dann bleibt kein Kind aus dem Unterrichte, weil es zugleich auch ernährt wird. Selbst die Alten drängen sich massenhaft herbei. In aller Mund heißt es: „Ich will auch lernen, beten, Schule und Kirche besuchen." Das will so viel sagen als: „Auch ich will bei euch essen, ich will in eure Küche hinein, etwas zu suchen, zu betteln, zu stehlen." Und was den letzten Punkt angeht, geben in solchen Fällen diebische Neger den europäischen Gaunern nichts nach. In Gondocoro, einem Missionshause der Bari (der Nachbarn der Dinka; vgl. das Bild S. 107), hatten die Missionäre alle Fenster ihrer Vorratskammer tüchtig verrammelt und glaubten sich so vor jedem Diebe sicher. Aber die Schwarzen kletterten von außen über die Mauer, öffneten das Strohdach, stiegen zu den Getreidekörben ein und ließen das Gestohlene von der Mauer zu ihren Helfershelfern hinab. Sie trieben dies Geschäft schon einige Zeit, bis endlich einer ertappt wurde, der mit fünf Körben Getreide auf einmal herauskam. Je einen Korb an jeder Schulter, einen am Halse festgebunden, einen mit den Zähnen und einen in der Hand tragend, kletterte er noch wie eine Katze über die Mauer. Besonders eine Klasse von Dieben scheint den Missionären unverbesserlich. „Kinder der Weite" heißen sie in der Sprache des Volkes und sind in der That die unglücklichsten Menschen der Welt: Kinder, deren Väter gestorben und die mit ihrer Mutter zu einem Stiefvater kamen, der sie als überflüssige Sesamvertilger unbarmherzig aus der Hütte verstoßen hat. Sie haben kein Heim und kein Gut, irren obdach- und zuchtlos umher und suchen, den wilden Tieren gleich, sich etwas Nahrung zu erhaschen. Verschmachten sie nicht vor Elend, so fallen sie entweder den Arabern als Sklavenbeute in die Hände, oder werden selbst Räuber und Diebe. Wie eine wahre Landplage hausen sie nun, wo es etwas zu essen giebt; sie bilden sogar kleine Gesellschaften und stellen Wachtposten aus. Da es keine Polizei der Wüste giebt, so sucht jeder Besitzer sich zu wehren, so gut es geht, und hält dafür, daß sein Nachbar es ebenso mache. Womöglich sucht man den Dieb gleich totzuschlagen; so hat man am sichersten Ruhe vor ihm. Arme, arme Kinder der Weite, die als unschuldige Wesen so in Not und Elend des Lebens hinausgestoßen werden und, was noch schlimmer ist, oft in den Rachen des ewigen Todes!

Die Dinka sind ferner eine Art Kommunisten; sie haben nämlich eine stark ausgeprägte Speisegemeinschaft. Solange jemand noch ein Körnchen Dura im Haus hat, fehlt's an Gästen nicht, die aushalten, bis alles verzehrt ist. Alsdann ziehen Wirt und Gäste weiter und suchen neues Quartier und neue Verpflegung. Und weil alle ein Gleiches thun, so fällt's niemandem ein, für das Genossene auch nur eine Spur von Dankbarkeit zu äußern. Jeder glaubt nur sein Recht zu beanspruchen, und je angesehener er ist, um so mehr fordert er. Giebt man einem etwas, so verlangt der Schlaukopf dreist noch mehr. Denn er denkt so: entweder giebt man mir, weil man meine Freundschaft sucht, und dann habe ich natürlich als Freund ein Recht, zu fordern, was ich will; oder aber man giebt mir aus Furcht, und dann darf ich erst recht kühnlich verlangen. Diese Eigenheit hat den Missionären manches Hindernis geboten. Spendeten sie dem armen Volke Wohlthaten, so zogen sie nur Bettler heran; gaben sie nichts, so schimpfte man sie Geizhälse. Ebenso mußten die Patres manchmal auch Geschenke abweisen, welche die Neger brachten, z. B. ein Schaf oder eine Ziege; denn man ging einfach darauf aus, Freundschaft zu suchen, und diese Freundschaft hätte ihnen einen teuern Handel bereitet, alle ihre Lebensmittel wären von nun an Gemeingut geworden. Kein Mensch denkt hier ans Sparen oder an Vergrößerung seines Ackers. Man ißt und tanzt und faulenzt, und denkt erst, wenn schon ein Tag mit hungrigem Magen verstrichen ist, darüber nach, woher man neue Nahrung holen kann. Würde jemand sparen und seine Ernte vermehren, so käme das nur andern zu gute. So hatten z. B. die Fischer, welche bei der Mission Heiligenkreuz leben, sich nach längerem Anraten der Missionäre entschlossen, ein schönes Stück Feld urbar zu machen und mit türkischem Weizen und Sesam zu besäen. Kaum war die Ernte eingebracht, so stellten sich so viele Gastfreunde ein, daß in acht Tagen alles verzehrt und verjubelt war.

Man könnte nach dem Gesagten wohl auf den Gedanken kommen, daß die Neger bei all der vielfachen Not im ganzen gar sehr zur Trauer oder doch zu einer düstern Stimmung neigten. Und doch ist dem nicht so. Sie können sogar ausgelassen fröhlich sein. Ihre Liebhaberei ist der Tanz. Wenn die Ernte den Hunger beschwichtigt, so vergehen wenige Abende, wo nicht im Schimmer des Mondlichtes gejubelt, gesungen und getanzt wird. Der Tanz ist kriegerisch, wild und keck und mit einem Lärm verbunden, daß einem die Ohren gellen. Da ist vor allem die gewaltige Trommel, welche aus einem hohlen, auf beiden Seiten mit Fellen überspannten Baumklotz gefertigt ist. Bei den Bari und den Bongo muß noch ein dröhnendes Blasinstrument nachhelfen. Es ist dies ein ausgehöhlter Baumstamm mit einem einzigen Mundloch. Das Ganze sieht einer starken Tonne, welcher man einen Boden eingeschlagen und welche man nun durch das Spundloch „spielen" würde, nicht unähnlich. Beim Blasen wird es wie ein Violoncell von dem Musikanten zwischen den Knieen gehalten; falls es zu schwer ist, bleibt es am Boden liegen, und der Musikant legt sich der Länge nach darüber und posaunt aus allen Kräften. Der erzielte Ton ist dem Brüllen eines Stieres nicht unähnlich; aber das ist ja süße Musik für Herz und Ohren solcher Kuhhirten. Mitunter ruht auch der Tanz, und man singt bloß unter Begleitung eines sogen. Tome. Das Tome ist ein Saiteninstrument, gleich der Schildkrötenleier der Alten. Auf dieser Dinkaguitarre klimpert nun der schwarze Niam-Niam (vgl. das Bild S. 109) und singt dazu in weichen Molltonarten ein sehnsüchtiges, melancholisches Lied — von schönen Kühen und starken Ochsen! Das sind ja die Ideale der Zuhörer, und höheres verlangt kein echtes Dinkaherz. Nationale Sagen sind so gut wie unbekannt, und zwar aus dem Grunde, weil das Dinkavolk keinen Staats- oder Stammverband kennt, mithin auch keine gemeinsamen Interessen hat.

Es giebt „bayn-did" (große Herren), welche bisweilen als Schiedsrichter angerufen werden. Eine eigentliche Obmacht haben sie jedoch nicht; ihr ganzes Ansehen ist bloß der Wiederschein ihres viehreichen Murach.

Bei all ihrer Trägheit sind die Neger sehr kriegs- und jagdlustig. An Ursachen zum Krieg fehlt es nie. Der Raub eines

Weibes oder noch mehr einer Kuh setzt alles in Alarm. Übrigens ziehen bei den Dinka nur Unverheiratete, Jünglinge, aus, die Männer entschuldigen sich und sagen: „Ich habe Weib und Kinder.“ Bei den Bari hingegen zieht alles hinaus, selbst die Frauen. Der Krieg ist bald zu Ende. Wer zuerst seine Pfeile verschossen oder seine Lanzen verschleudert, sucht Frieden und bezahlt ihn mit Kühen. Interessanter sind die Jagden. Ein feines Wild in den Augen der nubischen Weidmänner ist, wie überall in Afrika, die Katze, die wilde Katze der Steppen. Als das ausgezeichnetste Wildpret aber wird von allen der Hase hochgeschätzt. Um die Schmackhaftigkeit des Leckerbissens klar zu machen, bediente sich ein Eingeborener folgender Redewendung: „Weißt du, Fremdling, was ein Dinka thut, wenn er in der Steppe mit geschicktem Keulenwurf einen Hasen erlegt?“ — „Nein!“ — „Er macht ein Feuer an, brät und verschmaust die Beute im stillen. Zu Hause sagt er dann kein Wort davon.“ — Trotz ihrer einfachen Waffen nehmen die Neger doch unerschrocken einen Kampf mit Löwen, Tigern, Panthern und selbst Elefanten auf. In Scharen ziehen die Dinka aus, umstellen einen Elefanten und laufen ihn herum. Während die einen fliehen, schleudern die andern ihre Lanzen; kehrt das Tier sich gegen diese, so fliehen sie, und die andern setzen ihm mit Wurfgeschossen zu, und das geschieht so lange, bis der Verfolgte vor Blutverlust niedersinkt. Es fällt wohl hie und da einer von den Jägern; allein das Tier wird schließlich erlegt. Weil aber diese Art der Jagd zu beschwerlich ist, haben die schlauen Dinka eine andere erfunden. Auf den Lieblingsfahrten der Tiere graben sie nacheinander mehrere tiefe Gruben, welche sie leicht mit Reisig zudecken. Wollen dann die Elefanten zur Tränke, so stürzen sie

Dorf der Bari. (S. 106.)

in diese Löcher, und am Morgen kommen die Neger und spicken sie mit Lanzen und Spießen. Nur vor dem Büffel hat der Neger große und begründete Angst. Was sollten auch wenige schlechtbewehrte Jäger gegen eine wütende Büffelherde? Das Weidwerk der Dinka und der andern Neger ist übrigens mehr Notwehr als Zeitvertreib. Am Flusse die Krokodile und Nilpferde, im Walde die große Masse des Raubwildes: das alles möchte auf Kosten des Negers leben. Für die Missionäre ist das Gebrüll der wilden Tiere, das allnächtlich durch die Wälder und Steppen dröhnt, anfangs wahrhaft schauerlich. Der Besuch einiger Löwen in dem Missionshause war gar nichts Seltenes. Als Schutz gegen diese Eindringlinge hielten die Patres große Hunde, denen abends feste Halsbänder, mit Eisenstacheln besetzt, angelegt wurden. Gegen Schakale und Hyänen nehmen die Hunde den Kampf schon auf und bleiben meistens Sieger. Naht aber ein Löwe, so können sie höchstens durch ihr ängstliches Bellen die Herren wecken, damit diese auf nachdrückliche Verteidigung sich besinnen.

5. In Wadai.

Der mittlere Sudan, dem wir nun einen kurzen Besuch abstatten, umfaßt die drei Tsadsee-Länder Bornu, Kanem, Bagirmi und das Sultanat Wadai, das sich als Bindeglied zwischen diese und Darfur einschiebt, und das wir also vom ägyptischen Sudan aus zunächst betreten. Alle diese Länder verschließen sich so eifersüchtig gegen die Fremden, namentlich gegen alle Christen, daß es nur sehr wenigen Reisenden, und zwar unter den größten Gefahren, gelungen ist, in dieselben vorzudringen. Der Deutsche Dr. Vogel wurde in Wara, der alten Hauptstadt Wadais, für sein kühnes Unterfangen hingerichtet. Zwei andern Deutschen, Dr. Barth und Dr. Nachtigal, verdanken wir die bis jetzt besten

Berichte, obschon die Länder noch keineswegs als erforscht betrachtet werden können.

Dem Sultanate Wadai wird ein Flächenraum von etwas über 300 000 qkm — es ist also beinahe so groß wie Preußen — zugeschrieben, während seine Bevölkerung von den einen auf 3, von den andern auf 6 Millionen Seelen geschätzt wird. Der herrschende Stamm sind die Mabaneger, ein kräftiges, kriegerisches Volk mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Der Sultan, der ein eisernes und blutiges Regiment führt, muß stets das Kind einer Mabamutter sein. Alle Gewalt ist in seiner Hand vereint; über Leben und Tod entscheidet er nach Willkür, und auch der gesamte Handel mit dem Auslande geht einzig durch ihn. Früher nahmen die Karawanen, welche Rhinoceroshäute, Straußenfedern, Elfenbein, Tamarindenholz und namentlich Sklaven ausführen, um dagegen Waffen nach Wadai zu bringen, ihren Weg durch Dar-Fur nach den Nilländern und dem Roten Meere; jetzt schickt er sie durch die Sahara nordwärts nach Tripolis. Das Klima des Landes ist ein sehr heißes; doch bringt der Boden, vom Regen befeuchtet, einen üppigen Pflanzenwuchs hervor; neben Palmfrüchten gedeihen Hirse, Weizen, Mais, Reis, Melonen, alle Arten Gemüse und Baumwolle. Das Land könnte glücklich sein, wenn es unter dem milden Joche Christi und nicht unter der traurigen Herrschaft des Islam stände.

Abesche, etwa 500 km westlich von El Fascher, der Hauptstadt Dar-Furs, ist jetzt die Residenz der Sultane oder Könige von Wadai; die frühere Hauptstadt Wara, in welcher der grausame Vater des jetzigen Fürsten hauste, liegt etwa 50 km nördlich. Dr. Nachtigal entwirft uns folgende Beschreibung von Abesche: „Von Norden kommend, präsentierte sich mir der Ort nicht übel; in dem weiten, nach Süden sich abflachenden Thale, zwischen den Bergen der Kondongo und Kelingen auf sanfter Anhöhe gelegen, bot er durch die Unregelmäßigkeit seiner Anlagen ein freundliches Bild. Offenbar war die Stadt aus einzelnen Zeriben (Höfen) hervorgegangen, zunächst die Wohnung des Königs, um welche sich dann regellos in weiten Kreisen die Ansiedelungen seiner Familienglieder und Würdenträger gruppiert haben. Noch jetzt lagen die Höfe der letztern fast alle außerhalb der Stadt, da sich später die Unterthanen und das gemeine Volk in nächster Nähe ihres Herrschers angebaut hatten. Nur der ausgedehnte Palast der Königin-Mutter war in der Nähe des letztern; um beide herum wohnten ihre Sklaven, Schutzbefohlenen, fremde Kaufleute vom Nil und aus Kordofan, hier und da ein Tintelak, d. h. ein Königssohn. So gab es eigentlich in dem ganzen Ort nur eine Straße, welche, obgleich sie in den sonderbarsten Windungen verlief, doch mehr oder weniger eine Richtung von Ost nach West hatte. Alle übrigen Verkehrsadern waren nur krumme, enge Gänge, unterbrochen von Hofräumen; hier Thonhäuser, dort Strohhütten, vollkommen regellos angelegt, so daß es äußerst schwer wurde, sich zurechtzufinden. Im westlichen Teile der Stadt hoben sich aus der Umgebung die turmähnlichen, strohgedeckten Backsteinhütten der Königswohnung hervor. Noch im Innern der Ringmauer des Palastes schloß sich nach Nordosten und Osten der weite Marstall mit seinen Beamten- und Stallknechtwohnungen an. Auf der Nordseite lag vor der Umschließungsmauer der Königsplatz, der zugleich Marktplatz war; nach Südwesten erstreckte sich der abgeschlossene Bezirk der Kabartu, der verachteten Henker- und Musikantenkaste; nach Süden von der Königswohnung die fast ebenso ausgedehnte Wohnung der Momo (Königin-Mutter); die freien Unterthanen und die Fremden nahmen den Osten der Stadt ein. Im ganzen mochte dieselbe 10—15 000 Einwohner einzählen."

Der berühmte Forscher soll uns auch über den Palast und seine Audienz bei König Hali berichten. Nicht ohne Bangen trat er vor den Sultan, der mit einem Winke über sein Leben verfügen konnte, ja dessen von Christenhaß glühende Unterthanen den Fremdling wahrscheinlich auch ohne einen Befehl erschlagen hätten, wenn der König ihn nicht seines Schutzes versichert haben würde. „Wir betraten," erzählt Dr. Nachtigal, „die Königswohnung auf dem sogen. ‚Wege der Frauen', während der gewöhnliche Eingang für Beamte und Bittsteller auf dem ‚Wege der Männer' stattfand; nur Besuchende und Vertraute benutzen den Weg der Frauen. Schon auf dem Platze vor der Königswohnung entfernten meine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, indem sie den Kopf durch den weiten Ärmel steckten, jedoch ohne von mir zu verlangen, daß ich der allgemeinen Sitte folgen solle. Vor der äußern Thür befindet sich die Wohnung des Groß-Eunuchen, der den höchsten Rang im Lande besitzt; bei ihm muß sich jeder Besucher, wenn er nicht etwa vom König direkt gerufen ist, vor dem Eintritte in den Palast melden, widrigenfalls ihm die Thorwache den Zutritt versagt. Unmittelbar hinter der Eingangspforte führte links eine Thüre in den Teil des Palastes, welcher den Frauen reserviert ist, während wir durch einen länglichen Hof oder vielmehr breiten Gang und eine Thüröffnung einen andern Hof betraten, auf dessen linker Seite zwei ein Stockwerk hohe Gebäude aus rotem Backstein sich befanden, welche durch ein großes, festes Thor, den Haupteingang, verbunden waren. Von dem ersten derselben erblickte man nur eine hohe, kahle, ununterbrochene Wand, während das zweite aus im Unterbau zusammenhängenden Häusern bestand. In den Stockwerken befanden sich Fensteröffnungen, die mit Holzgittern versehen waren, und alle drei das Gebäude bildenden Häuser waren mit halbkugelförmigen Strohdächern bedeckt, welche auf der Mitte verschiedene Straußeneier und Federn trugen. Von den drei Häusern liegt das eine nach Osten, das andere nach Westen, das dritte nach Süden, während der Eingangshof gegen Norden liegt; das ganze Gebäude ragt, wie schon früher bemerkt, erheblich über die übrigen Häuser der Stadt empor, obwohl es selbst nicht gerade von bedeutender Höhe ist. In dem Hofe befindet sich an der beschriebenen kahlen Hauswand eine etwa $1^1/_2$ m lange Terrasse, zu welcher einige Erdstufen hinaufführen. Dieser erhöhte Platz heißt ‚Dridscha' (Stufenbau) und dient bei verschiedenen hochfeierlichen Gelegenheiten dem König als Sitz. Auf dem Hofe befanden sich außerdem noch verschiedene Schattendächer, unter deren Schutz einige Eunuchen und Diener des Königs saßen. Am Ende des Hofes, hinter der eigentlichen Königswohnung, betraten wir einen kleinen Wartehof, in welchem sich eine große Hütte mit Erdunterbau und Strohdach und ein Schattendach befanden, die beide zum Aufenthalt der persönlichen Diener des Königs, der sogenannten Vögel, und anderer Sklaven dienten. Von hier führte eine mit Stoffen aus zusammengenähten, sehr groben Baumwollenstreifen verhängte Thüre in den Empfangshof des Königs.

„Ich hockte in dem Wartehofe, mich an eine Wand lehnend, nieder, bis meine Anwesenheit dem Könige gemeldet wurde. Obgleich ich diejenigen Beamten und Diener, welche in meiner Nähe saßen, begrüßt hatte, so erwiderte doch niemand meinen Gruß; alles rückte von der Wand, an welcher ich mich niedergelassen, scheu fort und sah mich mit argwöhnischen Blicken an. Wenn aber auch niemand mit mir sprach, so belästigte mich auch ebenso wenig jemand. Ich hatte nicht lange zu warten, sondern wurde alsbald von einem der ‚Vögel', welcher niederkniend und leise in die flachen Hände schlagend mich mit den Worten: ‚Der König,

unser Herr, ruft dich', anredete, zum Eintreten aufgefordert. Meine Überschuhe hatte ich draußen am Eingange des ersten Hofes zurücklassen müssen; doch wegen meiner Strümpfe und meiner aus marokkanischem Leder gefertigten dünnen, sohlenlosen Schuhe hatte ich keinerlei Kämpfe zu bestehen. Ich kroch durch den Stoffvorhang und kam durch einen kurzen, breiten Gang zu einer zweiten Thüre, welche in derselben Weise verhängt war. Auch unter diesem Vorhange hindurchkriechend, kam ich in einen ziemlich großen viereckigen Hof, der im Osten an den oben beschriebenen eigentlichen Palast, im Süden an das Backsteingebäude mit offenen Thüren und Fensteröffnungen grenzte, während er im Norden zwischen der Eingangsöffnung und einer großen Rohrhütte, geschmückt mit Straußeneiern und -federn, noch eine Eingangsthür zeigte. Genau in der Mitte des Hofes befand sich ein weites Schattendach, unter welchem große Krüge mit Wasservorrat aufgestellt waren. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof zu beiden Seiten begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen bedeckten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadai in einem einfachen Baumwollenhemde, ebensolchen Beinkleidern, mit einem kleinen Tarbusch (roter Mütze) auf dem Kopfe, ohne von Höflingen und Großwürdenträgern umgeben zu sein. Ein Bild höchster Einfachheit!

Ein Sänger der Niam-Niam. (S. 106.)

„Am Eingange in den Hof, nahe an der Thüre, hockte ich nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem Könige, der Sitte gemäß, langes Leben, Sieg und Gesundheit. Sein Anblick und noch mehr seine ersten Worte gaben mir meine ganze Sicherheit wieder. Er dankte einfach für meine Glückwünsche, forderte mich auf, mich dicht neben ihn niederzusetzen, fragte mich nach dem Wege, nach den Strapazen u. s. w. und unterließ nicht, sofort hinzuzufügen, bei ihm und unter seiner Herrschaft werde ich die vollständigste Sicherheit genießen; ja, er fügte hinzu, ich könne, wenn ich es wünsche, sein ganzes Land ‚beschreiben'; er wisse wohl, daß Europäer zur Bereicherung ihrer Kenntnisse in die weitesten Gegenden reisen und diesen Gewohnheiten überall treu bleiben, und wenn er auch den Zweck und Nutzen nicht begreife, werde er mir kein Hindernis in den Weg legen. . . . Er erkundigte sich nach der Heeresmacht meines Landes, sprach über die Bewaffnung, welche in Europa üblich sei, u. s. w.

„Alle seine Fragen, wenn ihrer auch mehr waren, als ein Mensch und ein Arzt füglich beantworten konnte, waren höchst verständig, und seine Antworten wurden mit größter Besonnenheit, Ruhe und Höflichkeit gegeben. Ich hatte in jenen Landern noch keine Person, noch weniger einen Sultan, kennen gelernt, der mir einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete König von Wadai. Auch die äußere Erscheinung des Fursten war nichts weniger als abstoßend. Er war ein kräftiger, breitschultriger Mann von etwa 35 Jahren, mit spärlichem Bart, einer ins Rötliche spielenden dunkeln Hautfarbe, mäßig entwickelter Nase, wenig hervortretenden Backenknochen und im ganzen eher hübschen als häßlichen Gesichtszügen mit etwas Neigung zur Fettbildung. Das schönste an ihm waren die großen, klug und bestimmt blickenden Augen.

„Seine ‚Vögel' und alle, die in die Nähe des Königs kamen — er hörte während meines langen Besuches Berichte an und gab Befehle, fast immer in arabischer Sprache — rutschten, sobald sie den Hof betraten, auf den Knieen, die rechte Schulter entblößt, je nach ihrer Würde, auf verschiedene Entfernungen an ihn heran. Sobald sie in die ihnen zukommende Nähe gekommen waren, richteten sie den Oberkörper auf, beugten denselben nach vorn, schlugen leise in die flachen Hände und murmelten den ihnen zustehenden Gruß, alles ohne jemals die Augen zum Könige zu erheben; auch im direkten Gespräch mit ihm starrten ihre Augen auf den Kies, mit dem der Hof bedeckt war."

Wirklich lebte Nachtigal unter dem Schutze des Sultans in Wadai sicher; leider war er die meiste Zeit fieberkrank und konnte so den Aufenthalt nicht nach Wunsch ausnützen. Auch den großen Aufzug zum Schlusse des Ramadan konnte er nicht mit ansehen. Der Sultan erschien dabei in einem Gefolge von etwa 1000 Reitern. Die Hälfte sowohl der Reiter als der Tiere erschien in Wattenpanzern (vgl. das Bild S. 110) und sämtliche Reiter mit dem Schwerte bewaffnet. Etwa 100 mit Flinten bewaffnete Sklaven und zahlreiches Fußvolk zogen mit. Die Stärke des Heeres bilden ungefähr 7000 Reiter, die mit Speeren bewaffnet sind; Flinten finden sich im ganzen Reiche vielleicht kaum 1000. Eine kleine Kanone wurde beim Festzuge auf dem Rücken eines Kamels mitgeführt. Sie hatte keine Lafette; als man sie abschießen wollte, wurde sie also auf die Erde gelegt und ihr Vorderteil durch Steine erhöht. Ein in allen Farben prangender Sonnenschirm von riesiger Größe wurde von mehreren Sklaven über dem Kopfe des Königs

gehalten. Drei (die für die Wadai-Sultane übliche Zahl) eigene und vier erbeutete Straußenfederstandarten wurden vor ihm hergetragen. Es war ein prächtiger, eigenartiger Aufzug.

Werfen wir noch einen Blick in das Familienleben, bevor wir Wadai verlassen. Bei der Geburt eines Kindes erhebt man ein Freudengeschrei, dreimal, wenn es ein Knabe, nur zweimal, wenn es ein Mädchen ist. Vom siebenten Tage an rasiert man den Kindern den Kopf; sind sie zwei Jahre alt, so läßt man den Mädchen die Haare wachsen, während man den Knaben nur einen Scheitelschopf stehen läßt. Sind die Knaben im Alter von 8 bis 12 Jahren, so wird an ihnen die vom Islam geforderte Beschneidung vorgenommen. Bei der Beschneidung erhalten die Knaben oft reiche Geschenke und genießen viele Vorrechte. Dann kommen sie in die Schule, d. h. sie müssen den Koran lernen. Schon kleine Mädchen tragen Schmuck an Ohrringen und Armbändern; aber erst, wenn sie fünf Spannen hoch sind, durchbohrt man ihnen den rechten Nasenflügel, in welchem sie Korallenschmuck tragen. Wenn jemand erkrankt, kommen Verwandte und Freunde, um mit Rat und That zu helfen. Ein gegen alle Krankheiten beliebtes Mittel besteht darin, den Patienten vom Kopf bis zu den Füßen mit Butter einzureiben und ihm jeden Morgen $^1/_4$ bis $^1/_2$ Quart geschmolzene Butter einzugeben. Ist jemand dem Tode nahe, so eilt jeder herbei, der ihn irgendwie kannte, und noch ist die Leiche nicht erkaltet, so wird sie schon begraben und das wenig tiefe Grab durch Dornen und Steine gegen die Hyänen geschützt. Nach der Bestattung findet eine allgemeine Bewirtung statt, und

Reiter in Wattenpanzer. (S. 109.)

die Fuquaha (Fakire) kommen, um sieben Tage den Koran zu lesen, wofür sie mit Speise und einer Art Bier versehen werden. Die Bewohner von Wadai sind dem Trunke sehr ergeben.

Von ihren Waffen trennen sie sich selten; dieselben bestehen aus einer großen Lanze, vier bis fünf Wurfspeeren, zwei Armdolchen, einem kleinern, der über dem Ellenbogen getragen wird, und einem am Handgelenk, der etwa die Größe eines Hirschfängers hat. Hierzu kommt bei den Vornehmen ein Schwert und eine mit Eisen beschlagene Keule, die am Sattel hängt. Die Schilde, so hoch wie ein am Boden kauernder Mensch und von nebenstehender Form ∩, sind aus Büffel- oder Giraffenfell gefertigt und wohl auch mit Elefanten- oder Rhinoceroshaut überzogen. Noch sind Maschenpanzer, die unter dem Obergewande getragen werden, im Gebrauch. Die schwere Reiterei trägt ein dickwattiertes, gesteppptes Gewand, Helme aus Eisendraht mit wattierter Unterlage, die über den Nacken herabfällt; Eisenstäbe schützen das Gesicht. Der Wattenpanzer der Pferde reicht bis auf die Fußgelenke und hüllt dieselben so ein, daß nur Augen und Ohren hervorschauen. Hinter dem Sattel sind eine große Anzahl Eisenspitzen in dem Wattenpanzer angebracht, welche den Feind verhindern sollen, sich hinter den Reiter aufs Pferd zu schwingen.

Die Frauen in Wadai sind, so gut sie es vermögen, reich mit Schmuck ausgestattet. Breite goldene Halsschnüre mit allerlei Zierat, Armbänder, Fußringe, Haarschmuck aus Achat, Perlen, Gold, Silber kommt zur Verwendung. Das Haar wird tüchtig

eingebuttert, in unzähligen dünnen Flechten rings um den Kopf geordnet. Zwei dickere Flechten laufen vom Vorderkopf über den Scheitel nach dem Hinterkopf und werden dort von einem breiten, massiven, halbmondförmigen Silberschmuck gehalten, von dem Korallenschnüre nach den übrigen Flechten auslaufen. Silberne Halbmonde zieren die Scheitellinie und sind über den Ohren angebracht; hohle Gold- und Silberkugeln baumeln hernieder. In den Ohren und Nasen hängt ebenfalls Schmuck, so daß diese Töchter Evas an ihrer Eitelkeit wahrlich genug zu tragen haben. Lippen und Zahnfleisch werden um der „Schönheit" willen noch einer besondern, schmerzhaften Behandlung unterworfen. Man sticht sie mit Akazienstacheln blutig und reibt dann die Lippen mit Eisenfeilspänen, das Zahnfleisch mit Rindsgalle ein, wodurch jene eine grauschwarze, dieses eine bläuliche Färbung annehmen — das bildet ihrer Ansicht nach erst die Krone ihrer Schönheit!

6. Am Tsadsee.

Der Tsadsee (vgl. untenstehendes Bild) liegt kaum 100 km westlich von den Grenzen Wadais. „Tsad" bedeutet „große Wasseransammlung", und in der That bedeckt der See etwa 27 000 qkm, ist also nicht viel kleiner als die Provinz Pommern. Im Osten treten Bodenerhebungen auf, welche die Flüsse Wadais verhindern, sich in diesen See zu ergießen; im Süden, wo die Ufer weithin sumpfig sind, empfängt er den Schari, den größten Zufluß, dessen Quellgebiet noch nicht erforscht ist; im Westen und Norden sind die Ufer eben, und das Land steigt erst in einiger Entfernung an, dem See einen Abfluß nach dem Niger oder nach der Sahara verschließend. Die Breite des großen Wasserbeckens, dessen Fläche 244 m über dem Meere liegt, beträgt mehr als 200 km. Zahlreiche und bewohnte Inseln tauchen aus seinem

Der Tsad bei Ngigmi.

Spiegel auf. Die Uferlandschaft ist öde und steppenartig und wechselt mit Sumpf und Lagunen.

Im Nordosten des Sees, östlich an Wadai grenzend, liegt das Reich Kanem. Sein Flächenraum wird auf 70—80 000 qkm (also ungefähr die Größe Bayerns), seine Einwohnerzahl auf vielleicht 100 000 Seelen geschätzt. Die Hauptstadt Mao, 50 km östlich vom Tsad, ist ein großes Dorf. Die Leute von Kanem sind ein buntes Gemisch von Araber- und Negerstämmen, die einen seßhaft, die andern Nomaden.

Viel bedeutender ist das Reich Bornu im Westen des Tsad, das bei einer Ausdehnung von 133 000 qkm eine Bevölkerung von etwa 5 Millionen Seelen zählt. Das Land ist eine ausgedehnte, von wellenförmigen Hügelzügen unterbrochene Ebene. Der Hauptfluß des Landes, der Komadugu, hat bewaldete und dicht bevölkerte Ufer. Vom Westen kommend ergießt er sich in den Tsad. Das Klima ist namentlich vom März bis Juni unerträglich heiß. Die Araberstämme treiben Viehzucht, die Negerstämme, unter denen die Komuri den ersten Platz einnehmen, Ackerbau und pflanzen Indigo, Baumwolle, Durra, Mais und Erdnüsse. Nachtigal beschreibt die Komuri als große, plumpe, grauschwarze oder rotschwarze Menschen, die gutmütig, aber furchtsam, träge und unreinlich seien. Der Sklavenhandel blüht. Als gangbare Münze gilt, wie in den meisten nordafrikanischen Ländern, der Maria-Theresia-Thaler, der einem Werte von 4000 Kaurimuscheln gleichkommt. Die Marktpreise stehen sehr niedrig; eine Milchkuh kauft man für 3—5, ein Reitpferd für 15—24, ein Schaf für 1 Maria-Theresia-Thaler.

In Bornu herrscht, wie im ganzen Sudan, der Islam. Doch haben sich viele heidnische Gebräuche erhalten. Eine heilige Kürbisschale, ein Stein und ein altes Schwert, welche von den Priestern verwahrt werden, spielen eine große Rolle. Ein fabelhaftes Ungeheuer, das in Gestalt einer Schlange die Wasser des Sees bewohnen soll, genießt das höchste Ansehen und wird bei allen wichtigen Vorhaben um Rat und Hilfe angefleht.

Als Nachtigal Bornu besuchte, stand Sultan Omar (vgl. das Bild S. 113) an der Spitze des Reiches. Eine Art Ratsversammlung, zu der seine Brüder und Söhne, Kriegshauptleute und angesehene Bürger gehören, hilft ihm in der Regierung. „Alle erscheinen morgens im Königspalaste," erzählt der berühmte deutsche Reisende, „legen am Eingange Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und hocken dann überall in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, schwatzend und scherzend, klatschend und Ränke schmiedend, bis ein musikalisches Getöse von Trommeln, Pfeifen, Posaunen und Hörnern sie elektrisiert und in den Empfangs- und Sitzungssaal treibt. Bei diesem Zeichen verläßt der Herrscher seine Privatgemächer und betritt den Ausbau des Empfangssaales, begleitet von einigen seiner Brüder und Söhne und fettleibigen Eunuchen, welche sämtlich kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, wie z. B. ‚die Weisheit!' ‚der Löwe!' ‚der Siegreiche!' ausstoßen. Während er sich auf den Divan niedersetzt, beeilt sich jeder der Anwesenden niederzuhocken — es ist dortzulande ebenso unziemlich, vor einem hochstehenden Manne aufrecht zu bleiben, als bei uns, sich ohne Aufforderung eines solchen zu setzen — und den Staub des Bodens auf sein Haupt zu streuen, oder wenigstens die Pantomime dieser Unterwürfigkeitsbezeigung zu machen; denn bei dem sorgfältig geglätteten Boden würde es schwer fallen, die nötige Menge Erde zusammenzukratzen. Ein Strom von Begrüßungen entquillt den unterwürfigen Höflingen, die mit unterschlagenen Beinen und zu Boden gesenktem Gesichte daliegen. Der Scheich (Sultan) erwidert den Gruß, worauf Dankesworte von seiten der unterwürfigen Schar ertönen.

Nachtigal hatte Sultan Omar Geschenke des Königs Wilhelm I. von Preußen zu überbringen. Er soll uns die Audienz beschreiben, die er bei dieser Gelegenheit bei dem sudanesischen Machthaber hatte. Der Empfangssaal war mit Teppichen belegt und dessen graue Thonwände mit bunten Stoffen verschiedener Muster ausgeschlagen. Eine eiserne Bettstelle aus Europa, ein rohgezimmerter Lehnstuhl und eine mit Kissen und Teppichen belegte Bank bildeten die Möbel. Auf der Bank saß mit unterschlagenen Beinen der Sultan, mit einem Tuchburnus bekleidet und einen kunstvoll geschlungenen, weißen Turban auf dem Kopfe. Vor ihm auf dem Divan lag das Königsschwert, neben ihm auf einem Kissen ein mit Silber ausgelegter Karabiner. Gelbe Pantoffeln lagen vor ihm; die Füße waren mit weißen Strümpfen bekleidet. Als er das verhüllende Tuch zurückschlug, zeigte sich sein ganz schwarzes, aber kluges und freundliches Gesicht. Überaus befriedigt wurde er durch die preußischen Geschenke; sie bestanden in einem mit Sammet gepolsterten, reichverzierten Thronsessel, dessen Pracht allgemeines Staunen hervorrief, in einigen Zündnadelgewehren, in lebensgroßen Bildern des Königs, der Königin, des Kronprinzen, in Uhren, Fernrohren, Stoffen u. s. w. Nachtigal war der Bilder wegen einigermaßen verlegen, da der Islam die Abbildung von Menschen verbietet; aber der Sultan belehrte ihn, das gälte nur von Bildern, „welche Schatten werfen", d. h. also Statuen. Dann mußte Nachtigal den Brief König Wilhelms deutsch vorlesen, und die sudanesische Majestät war ganz gerührt ob all der Lobsprüche, welche ihm darin gespendet wurden. Die Huld, in welche Nachtigal auf solche Weise beim Sultan und dessen Großwürdenträgern gelangte, war ihm bei seinem langen Aufenthalte in Bornu und bei seinen Reisen in die Nachbarländer von großem Nutzen.

Die Hauptstadt Kuka ist im Viereck gebaut und hat 50 000 bis 60 000 Einwohner. Jede Seite des Vierecks mißt etwa 2 km; eine Mauer umschließt sie, durch welche nach den vier Weltgegenden je ein Thor führt. Die Hauptstraße (Dendal) führt vom West- zum Ostthor. Die Wohnungen sind teils zuckerhutförmige Rohrhütten, teils glockenähnliche Erdhäuser, welche die Hitze besser abhalten. Der Hofraum ist von schattigen Bäumen umschlossen, so daß die Stadt von ferne das Aussehen eines Waldes gewinnt. Sonderbar ist bei der großen Hitze die Vorliebe für möglichst viele und schwere Kleidungsstücke; zwei, drei, vier Gewänder, nicht aus leichtem Baumwollenstoff, sondern aus solidem Tuche, ziehen sie übereinander an und tragen so ihren Reichtum zur Schau. Die Vornehmen werden durch diese Bekleidung zu unförmlichen Maschinen, welche nur mit Mühe von den Sklaven auf die Pferde gehoben werden können. Auch die Wattenpanzer der Rosse und Reiter, die wir schon in Wadai kennen lernten, finden wir in Bornu. Das Straßenleben bietet ein sehr bewegtes Bild. „Neben dem Greise, der in grobes, weißes Gewand gehüllt einen Stab trägt, welcher seinen Stand als Edelmann kennzeichnet, reitet hoch zu Roß ein tripolitanischer Kaufmann. Im Gewühle mischen sich kokett gekleidete Mädchen mit fleißigen Dienerinnen, die das Wasser in Krügen auf dem Kopfe aus dem sorgfältig von einer Dornhecke eingefriedeten Brunnen tragen. Arbeitende Sklaven, welche das Gewand beiseite gelegt haben und nur ein Schurzfell tragen, sind unter einem Baumeister beschäftigt, die eingestürzte Wohnung ihres Herrn wieder aufzurichten; oder ein bescheiden situierter Mann baut mit Hilfe eines sachverständigen Nachbarn seine einfache Strohhütte, oder läßt durch einen professionellen Ngimma (etwa Zimmermann) eine solche größer und sorgfältiger herstellen. In der Vorhalle eines Hauses hat ein Elementarlehrer seine Schule (Magarendi) eingerichtet und plärrt seinen Schülern gedankenlos die Verse des ‚heiligen Buches' vor, oder ein Privatgelehrter, halblaut aus vergilbten Blättern lesend, fördert still sein Wissen oder durchwandelt, ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen, pharisäisch prahlend die Straßen. Handwerker, handeltreibende Frauen, Barbiere, Milchfrauen obliegen unter Geräusch ihren Verrichtungen, und wer nicht zu arbeiten braucht, legt sich in den Schatten eines Baumes und giebt sich vom Morgen bis zum Abend dem Geschwätze mit Gleichgesinnten hin. Gegen Abend, wenn die Sonne unterzugehen im Begriffe ist, erteilen die Vornehmen mit Vorliebe öffentliche Audienzen auf der Straße inmitten ihrer Klienten, Dienstmänner und Sklaven, mit denen sie wohl gemeinschaftlich das Magreb- (Sonnenuntergangs-) Gebet verrichten. Dann, zur Zeit der Abendmahlzeit, zieht sich jeder in seine Behausung zurück. Erst später vereinigt sich die Jugend in den Straßen und auf den Plätzen zu Musik und Tanz, und selten schweigt der einförmige Gesang der Frauen und Mädchen und ihr rhythmisches Händeklatschen vor Mitternacht."

Das ist im ganzen ein freundliches und gemütliches Bild, und in der That kann man den Leuten von Bornu Sinn für Häuslichkeit und Geselligkeit nicht absprechen; aber die Sklaverei, welche in Bornu einen Hauptmarkt und für die angrenzenden Länder eine Bezugsquelle hat, und das Elend der Armut wirft schwarze Schatten auch über dieses Volk. Durch klagendes Geheul suchen die Blinden und Aussätzigen die Herzen ihrer Mitbürger zu erweichen; aber wahre Liebe findet man nicht unter dem Islam, sondern nur unter dem Kreuze, an dem die ewige Liebe für uns gestorben ist.

Von Kuka aus besuchte Nachtigal das südöstlich vom Tsad liegende Bagirmi, das dritte Reich der Tsadseeländer. Mit den abhängigen Landschaften schätzt man es auf 150 000 qkm, wovon

Sultan Omar von Bornu mit seinem Gefolge. (S. 112.)

freilich nur ein Drittel auf das eigentliche Bagirmi kommt, und giebt ihm eine Einwohnerzahl von 1½ Millionen Seelen. Das Volk ist von schwarzer Farbe, groß und kräftig gebaut, mutig und kriegerisch. Die unterworfenen Landschaften sind durch grausame, jährlich sich wiederholende Sklavenjagden elend zu Grunde gerichtet.

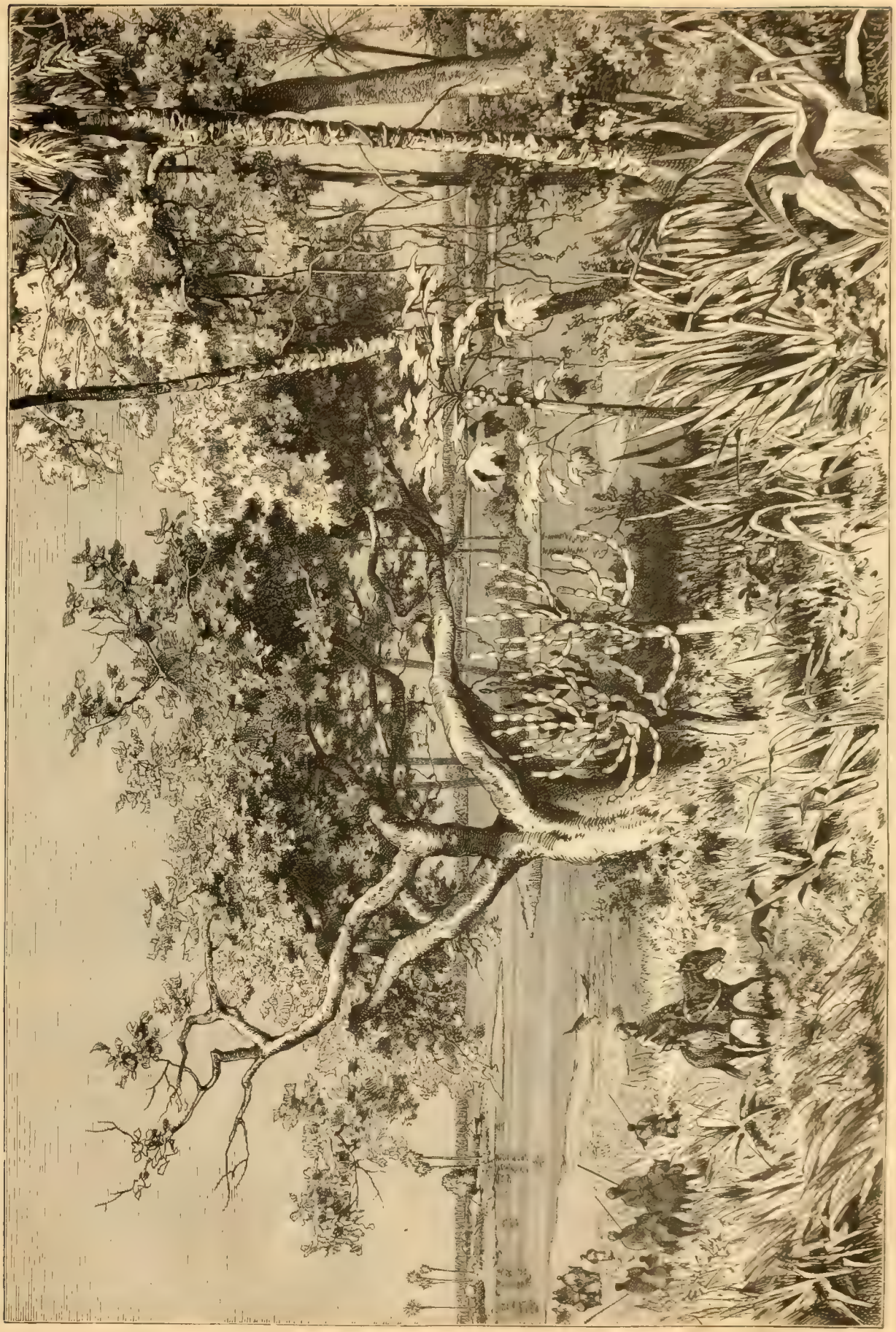
Der Hauptfluß des Landes ist der Schari (vgl. das Bild S. 115), der in den Tsad mündet. Sein Oberlauf und seine Quellen sind noch unerforscht. Er ist zu jeder Zeit des Jahres schiffbar und kann sich, was Stromlänge und Wasserfülle angeht, mit unserm Rhein jedenfalls messen. Trotzdem sind die Ufer in der Nähe des Tsad nicht fruchtbar; erst weiter südlich findet sich üppiger Pflanzenwuchs und geht die Steppe allmählich in den mächtigen Urwald über, der sich wahrscheinlich bis an die Zuflüsse des Kongo erstreckt.

Von einer Kleidung der Leute in Bagirmi kann kaum die Rede sein. Ihre Waffen sind Speere, Pfeil und Bogen, und Wurfeisen. Mit dem Schilde, auch mit breiten Armringen aus Elfenbein, wissen sie geschickt Wurfspeere und Stiche aufzufangen. Nur wenige verstehen etwas Arabisch, noch viel wenigere Lesen und Schreiben. Sie glauben an ein höchstes Wesen. Seine Stimme, der Donner, ist ihnen der sicherste Beweis seines Lebens und daß es in den Wolken wohne. Ihm bringen sie von ihrer Kriegs- und Jagdbeute Opfer dar und bestreichen einen Pfahl mit Opferblut oder mit dem berauschenden Bier. Nicht jedermann darf sich diesem Opferpfahle nahen; das thun die Priester und Zauberer, welche die Krankheiten beschwören und Regen hervorbringen. Hexerei spielt eine große Rolle bei ihnen. Stirbt ein Vornehmer oder verendet ein schönes Pferd, so ist es verhext, und der Schuldige wird dadurch entdeckt, daß die Leiche aufgehoben und fortgetragen wird. Die Hütte, zu welcher die Träger, vorgeblich auf Antrieb des durch Zauberei Gemordeten, die Leiche tragen, birgt den Übelthäter, der sofort erschlagen wird und dessen Angehörige in die Sklaverei verkauft werden. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode, was schon aus der sorgfältigen Leichenbestattung ersichtlich ist. In eine weite und tiefe Grube werden die Vornehmen zugleich mit zwei geschlachteten Ziegen, eine zu Häupten und eine zu Füßen, und mit einer Kürbisschale voll Perlen und Kaurimuscheln begraben; ja an einigen Orten soll es Sitte sein, zugleich mit dem Toten einen Sklaven und eine Sklavin lebendig zu begraben, damit es ihrem Herrn in der andern Welt an Dienerschaft nicht fehle.

Baumwohnungen in Kimre.

Schon haben wir erwähnt, daß der Sultan von Bagirmi die Nachbarländer alljährlich durch Sklavenjagden verheert. Oft schleppt er 1000 Menschen von Haus und Heim gefangen in die Knechtschaft, indem er irgend eine wehrlose, friedliche Ortschaft überfällt. Nachtigal erzählt uns, daß die Eingebornen, gewitzigt durch diese Überfälle, sich abseits von ihren aus Strohhütten bestehenden Dörfern auf Riesenbäumen der angrenzenden Wälder schwer zugängliche Wohnungen erbauten (vgl. nebenstehendes Bild). Auf den mächtigen Ästen errichten sie förmliche Hütten, in denen sie Geräte, Lebensmittel, Wasser, selbst ihre Ziegen bergen. Auf Strickleitern klettern sie in der Stunde der Gefahr mit den Ihrigen in diese luftigen Burgen. Von Strohkörben aus verteidigen die Männer mit Wurfgeschossen Weib und Kind und ziehen sich kämpfend von Ast zu Ast in den höchsten Wipfel zurück. Oft gelingt es den Sklavenjägern nicht, ihre Beute lebend zu erhaschen; dann schießen sie die Verteidiger wie die Vögel von den Ästen herab oder stecken auch den ganzen Baum in Brand, so daß die armen Wilden elend zu Grunde gehen. Noch andere Greuelscenen spielen sich auf dem Transporte der Gefangenen ab; wer marschunfähig wird, den erschlagen sie „zum warnenden Beispiel für die andern“ sofort.

Die Hauptstadt Bagirmis ist Massenja, etwa 150 km südöstlich vom Tsadsee und 100 km östlich vom Schari. Barth,



Vegetation am Ufer des Schari. (S. 114.)

der sie besuchte, giebt ihr einen Umfang von sieben Meilen, sagt aber, daß der also umschlossene Raum nur zur Hälfte bewohnt sei. Sie besteht aus unregelmäßigen Thongebäuden und Hütten. Dieselben sind rund und haben 1—1½ m hohe Wände aus Pfahlwerk, auf denen ein glockenförmiges Strohdach ruht, welches so fest und künstlich gefertigt ist, daß selbst bei den heftigsten Güssen der Regenzeit kaum ein Tropfen durchdringt. Der Sultanspalast dagegen ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, eine große Seltenheit für den Sudan. Er bildet ein längliches Viereck von etwa 2400 Schritten im Umfang. Als Nachtigal Massenja besuchte, war es kurz vorher durch den Sultan Hali von Wadai zum größten Teil zerstört worden.

Der Sultan, „Mbanga" nennen ihn die Leute, führt ein tyrannisches Regiment. Ähnlich wie früher der Mikado von Japan ist er seinen Unterthanen unsichtbar. Nur durch Thüren und Vorhänge verborgen oder doch so in Kleidungsstoffe gehüllt, daß kaum die Nasenspitze hervorschaut, verkehrt er mit denselben. Nachtigal, der uns seine Audienzen bei den Majestäten von Wadai und Bornu erzählt hat, soll uns zum Schlusse dieser Schilderungen aus dem mittlern Sudan auch seinen Empfang bei Mbanga Mohammedu mit dem Beinamen Abu Sekkim erzählen.

Nach langen Unterhandlungen war es ihm endlich erlaubt worden, auf bloßen Strümpfen das Innere des Palastes zu betreten. „Innerhalb einer Stoffeinfriedigung befand sich ein kleiner, mit reinlichem Sande belegter unbedachter Raum, dessen eine Seite von einem Schattendach eingenommen war, das wieder durch Vorhänge verschlossen werden konnte. Diese letztern waren augenblicklich zurückgeschlagen und ließen die Gestalt des Königs auf einer mit bunten Stoffen belegten Bank sehen, ohne daß mir

Audienz in Massenja.

jedoch Burnus und Litam (Gesichtstuch) desselben erlaubt hätten, mehr von seinem Antlitz zu sehen als einen kleinen Teil schwarzer Nase (vgl. obenstehendes Bild). Die königliche Würde legt in Bagirmi ihrem Träger große Unannehmlichkeiten auf. Unter den schweren Wollstoffen, die kaum den allernötigsten Luftzug gestatteten, mußte es bei der herrschenden Sonnenhitze zum Ersticken sein; und einige Sklaven, welche mittels rohgearbeiteter Straußenfächer und einfacher Giraffenschwänze die Luft zu erneuern bestrebt waren, konnten kaum eine wesentliche Erleichterung bringen. Ich hockte vor dem Schattendache gegenüber dem Könige nieder und hatte neben und hinter mir meine Begleiter aus Bornu und die obersten Hofbeamten. Alle hatten der Hofsitte entsprechend, von der abzuweichen nur mir und meinen Leuten gestattet war, den Oberkörper bis zum Gürtel entblößt." Nachtigal hielt dann eine längere Rede, in welcher er die Tapferkeit des Sultans feierte. Dieselbe wurde mit Beifall aufgenommen. Der Sultan dankte mit ganz leiser Stimme — so will es die Hofsitte — und sagte, es sei sehr wunderbar, daß ein so fremder Mann, so verschieden von Arabern und Negern, trotz der großen Entfernung und der Gefahren der Reise nur gekommen sei, um ihn zu sehen. Aber einer der Höflinge erwiderte sofort, das sei bei den herrlichen Gaben der Tapferkeit und Macht des Sultans gar nicht zu verwundern. Man sieht, in Schmeichelei sind auch die schwarzen Höflinge des Sultans von Bagirmi, so barbarisch sie sonst sein mögen, wohl erfahren.

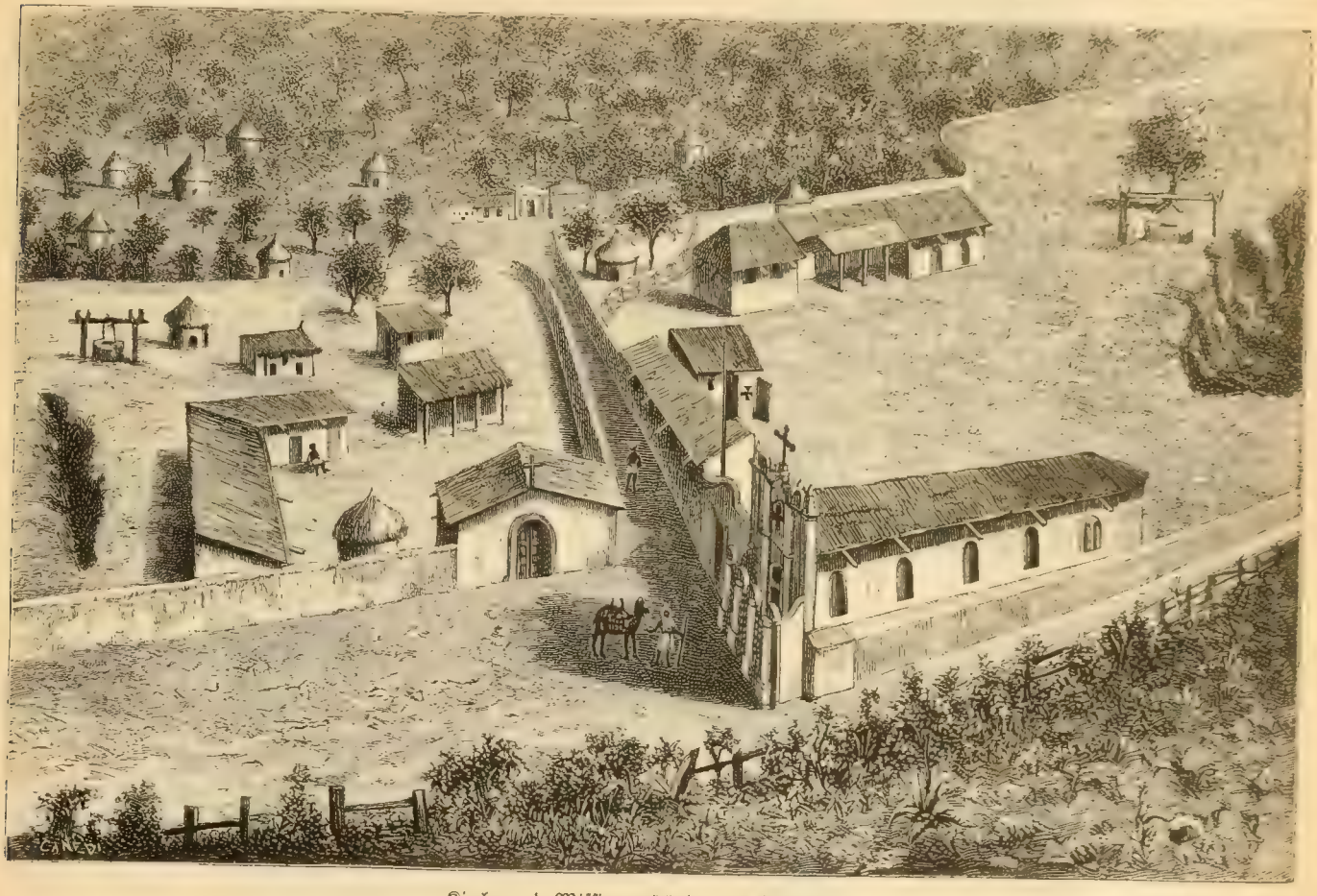
Es ist Zeit, daß wir uns den Anstrengungen zuwenden, welche die katholische Kirche machte, um auch den Völkern im Sudan die Lehre Christi zu bringen, und von den Heimsuchungen erzählen, welche ihre Arbeit großenteils vernichteten.

7. Die Mission im Sudan.

Schon im 17. Jahrhundert versuchten mutige Kapuzinermissionäre wiederholt in den Sudan vorzudringen und den Negern das Evangelium zu predigen. Leider hatten ihre Arbeiten zum Teil wegen der Verstocktheit der Bevölkerung, zum Teil wegen der überaus großen Schwierigkeit, das begonnene Werk durch das regelmäßige Nachsenden neuer Missionäre weiterzuführen, keinen bleibenden Erfolg.

P. Ryllo S. J., ein Pole von Geburt, nahm die Mission vor einem halben Jahrhundert von neuem auf. Zuerst war derselbe ein begeisterter und gefeierter Missionär im Libanon. Die Drusen hatten zur Zeit des Christenmordes einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; aber er entkam ihnen. In Rom lernte Gregor XVI. den Missionär kennen und schätzen, und auf dessen Vorschlag gründete der Papst am 26. Dezember 1845 das Apostolische Vikariat des Sudan „zur Bekehrung der Neger, Verhinderung des Sklavenhandels, und damit die einzelnen, in jenen Gegenden zerstreuten Katholiken der Seelsorge nicht entbehrten". Msgr. Casolani aus Malta wurde zum ersten Apostolischen Vikar des Sudan ernannt. Als Begleiter wurden ihm beigegeben P. Ryllo, Dr. Ignaz Knoblecher, geboren bei Laibach 1819, ein Priester der Propaganda, und P. Pedemont S. J., früher französischer Offizier.

Im Frühjahr 1847 zog die apostolische Schar unter Ryllos Leitung aus und erreichte am 12. Februar 1848 Chartum, den Hauptort des ägyptischen Sudan. Hier wurde die erste Missions-



Kirche und Missionsgebäude von El Obeid.

station gegründet, da erlag aber auch P. Ryllo wenige Monate später, am 17. Juni, als erstes Opfer der Mission, die er gegründet, den Strapazen und dem mörderischen Klima. In seine Fußstapfen trat der wackere Österreicher Dr. Knoblecher, dem die Araber den schönen Namen „Abuna Soliman" gaben, d. h. Vater Friedensfürst. Bald unternahm derselbe eine 64tägige Fahrt auf dem Weißen Nil und drang bis in das Land der Barineger südlich von Lado vor. Er fand daselbst vielversprechenden Boden. Aber es fehlte an allen Hilfsmitteln. Um diese zu beschaffen, scheute Knoblecher die weite Reise in die Heimat nach Österreich nicht, suchte und fand die Hilfe des Kaisers, sammelte im ganzen Kaiserreich, gründete Unterstützungsvereine und kehrte über Ägypten nach Chartum zurück, wo er Ende 1851 mit dem Missionsschiff Stella matutina wieder eintraf. 1853 konnte er endlich im Lande der Bari bei Gondókoro, etwa 10 Stunden südlich von Lado, die Missionsstation U. L. Frau am Weißen Nil gründen. Die Fahrt flußabwärts bis Chartum dauerte 24 Tage.

Nach Knoblechers Tod 1858 leitete Dr. Kirchner aus Bamberg die Mission. Aber das Klima räumte unter den Missionären schrecklich auf. In der kurzen Zeit von zwei Jahren wurden 22 in den heißen Boden Afrikas bestattet, und nur der Tiroler P. Fabian Pfeiffer lebte noch als einziger Priester in Chartum. Schon wollte die Propaganda die Mission aufgeben, als Comboni (vgl. das Bild S. 119) und die von ihm für die Negermission in Verona gestiftete Anstalt in die Bresche traten. Von ihm wurden die Missionen in Kordofan, namentlich in El Obeid (vgl. obenstehendes Bild) und Dschebel-Nuba gegründet, und als er 1881 starb, durfte er hoffen, daß das mit so vielen Opfern gegründete

Werk (von 1847–1880 waren nicht weniger als 37 Missionäre gestorben) jetzt sich rasch und glücklich weiter entwickeln werde.

Aber Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege! Kaum hatte sein Nachfolger Msgr. Franz Sogaro die Leitung der Mission übernommen, da brach die Empörung des Mahdi aus und vernichtete sämtliche Missionsstationen im Sudan.

8. Der Mahdi und die Missionäre.

Im Jahre 1881 stand ein gewisser Mohammed Achmed auf und behauptete, er sei der „Mahdi", d. h. der große Prophet, von dem der Koran meldet, er werde den Islam über die ganze Erde ausbreiten. Dieser Mahdi ist in Dongola geboren, war in seiner Jugend Schiffszimmermann in Chartum und spielte seit 1871 den Einsiedler in einer Steingrotte am Ufer des Weißen Nil. Da fing er an, den Arabern zu predigen, sie sollten dem Vicekönig von Ägypten keine Steuern mehr bezahlen. Das gefiel den Leuten, und da er sich auch sonst ein großes Ansehen zu geben wußte und Stellen aus dem Koran auf sich deutete, hatte er bald einen großen Anhang. Im Juli 1881 schickte der Vicekönig zuerst Soldaten gegen ihn, aber nur wenige. Der Mahdi schlug diese, und auch die zahlreichern Truppen, die jetzt gegen ihn zu Felde zogen, schlug er, und nun war bald aus dem kleinen Feuer ein riesiger Brand geworden, den die ägyptischen Generäle und Soldaten nicht mehr ersticken konnten. Die Bewohner des Sudan eilten zum Mahdi und stellten sich zu Tausenden unter seine Fahnen. Im Mai 1882 hatte er das Land Dar Nuba in seiner Gewalt. Seine Scharen nahmen die Missionäre von Delen, 3 Tagereisen von El Obeid, gefangen und schleppten sie in das Lager ihres Anführers, des Mahdi, der damals die Stadt El Obeid belagerte. Wie es den Missionären daselbst erging, soll uns einer derselben, Dom Luigi Bonomi (vgl. untenstehendes Bild), erzählen:

Dom Luigi Bonomi in arabischer Tracht.

„Wir waren unser sieben [2 Priester: Dom Luigi Bonomi und Dom Joseph Ohrwalder, 2 Laienbrüder: Joseph Regnotto und Gabriel Mariani, und 3 Schwestern: Amalia Andreis, Eulalia Pesavento und Marietta Caprini] und wurden vor den Mahdi geführt. Er sagte uns, es sei notwendig, daß wir augenblicklich zum Islam überträten. Wir entgegneten fest: ‚Wir können diesem Befehle nicht entsprechen, noch unsere heilige Religion verlassen. Gott verbietet es, und selbst wenn wir der Kleidung und dem Äußern nach Moslimen würden, so bliebe doch unser Herz unverändert.' Diese kühne Antwort reizte Mohammed Achmed sehr. Er rief: ‚Höret, verfluchte Ungläubige! Morgen ist Freitag. Ich gebe euch Bedenkzeit. Wenn ihr beim Aufgange der Morgensonne nicht zum Islam übergetreten seid, so sollt ihr zum Tode geführt und hingerichtet werden zur Strafe für euern hartnäckigen Ungehorsam. Sehet also zu und bereuet, solange es Zeit ist! Ich habe gesprochen.' Im Laufe des Tages wurden wir von verschiedenen Derwischen besucht, welche uns beschworen, den Islam anzunehmen. Wir antworteten ihnen: ‚Wir geben euch, o Derwische, denselben Bescheid wie eurem Meister: Das ist uns nicht erlaubt!' Sie waren wütend, spieen uns an und zückten ihre langen Schwerter gegen uns. Allein wir vertrauten auf Gott.

„Georg Stambuli, ein zum Islam abgefallener Grieche, kam zu uns mit dem Auftrage, auch uns zu ‚bekehren'. Er führte uns zu unserer neuen Wohnung; das war nichts anderes als eine Um-

Bischof Comboni, Missionäre und Negerkinder. (S. 117.)

friedigung von Schilf unter freiem Himmel, in welcher wir uns den neugierigen Blicken der Menge nicht entziehen konnten.

„Es war am 27. September 1882. Der Vollmond stieg strahlend vor unsern Augen empor. Nachdem Georg uns versichert hatte, die Weigerung, zum Islam überzutreten, werde uns ganz bestimmt das Leben kosten, hielten wir zusammen unser spärliches Nachtmahl, welches aus einem Stücklein Brot bestand. Wir erwiderten, man solle doch nur keinen Abfall vom Christentum von uns erwarten, und wiesen ebenso die Aufforderung zurück, als Preis unserer Freiheit eine ungeheure Summe zu entrichten. Er hatte uns dann gesagt, wir möchten uns diese Nacht noch einmal bedenken, und auf unsere Antwort, daß wir zwar den Tod nicht herbeisehnten, daß wir aber um so zufriedener wären, je rascher er käme, rief er uns im Fortgehen zu, der nächste Morgen werde wahrscheinlich unsern Martertod erblicken. Dieser Gedanke erfüllte unser Herz mit großer Freude. Dann trat der Kalife, der Stellvertreter des Seïd, in den Verschlag, in welchem wir gelagert waren. Er stellte mit verdoppeltem Eifer und noch viel bestimmter die gleiche Forderung an uns; hierauf ging er fort, nachdem er uns einige Wassermelonen geschenkt hatte. Unter andern Umständen würden wir nichts davon gekostet haben, denn sie gelten für ungesund; wir glaubten aber so bestimmt an unsern Tod, daß wir ruhig davon genossen. Auch riefen wir Georg nochmals herbei und übergaben ihm das Geld, das wir bisher noch verstecken konnten, indem wir ihn baten, am nächsten Morgen vor unserer Hinrichtung uns noch einmal zu besuchen, um unsere letzten Aufträge entgegenzunehmen. Dann schickten wir uns an, die Nacht in heiliger Freude zuzubringen. Wir verrichteten unsere Gebete gemeinsam; wir beichteten alle und empfingen die Lossprechung. Dann schrieben wir beim Scheine des Mondes auf einen Fetzen Papier eine Art Testament, welches wir alle unterzeichneten und am nächsten Morgen Georg anvertrauen wollten, damit er es nach Europa sende. Nach dem Abendsegen legten wir uns zur Ruhe und haben nie so sanft und fest geschlafen; alle unsere Leiden waren vergessen, und die Welt machte uns keine Sorge mehr.

„Am nächsten Morgen wurden wir aus der Hütte, in welche man uns eingesperrt hatte, hervorgeführt. Die Araber standen in Schlachtordnung; hinter dem Fußvolke hielt eine starke Abteilung Reiterei. Tausende von Speeren und blanken Schwertern blitzten und funkelten in den Strahlen der Morgensonne. Wir sahen sie aufsteigen und die Wipfel der wenigen Mimosen und die Felskanten vergolden, welche hier und dort aus der weiten, gelben Sandfläche aufragen — wir sahen sie aufsteigen und dachten, es sei das letzte Mal. Nie mehr würden wir einen Sonnenaufgang schauen, unsere Bahn wäre durchlaufen, und wir würden, wie Tausende vor uns, des Martertodes sterben für den Glauben an unsern Herrn — so dachten wir.

„Kriegstrompeten und Trommelwirbel erdröhnten. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen herbei, jede der Fahne ihres unmittelbaren Führers folgend. Wir meinten, es gelte einen Sturm auf die Stadt; aber es war nur eine große Heerschau. Bald erschien der Seïd inmitten seiner Krieger; er saß auf einem weißen Kamele; hinter ihm kauerte ein Knabe, der einen offenen Sonnenschirm über das Haupt des Mahdi hielt. Von unserem Platze aus konnten wir die ganze Ebene vor El Obeid überschauen. Es waren wohl 25 000 Soldaten auf dem Platze; vielleicht 10 000 davon waren mit Schießgewehren bewaffnet. Schon war es 11 Uhr morgens. Georg sagte uns, eine solche Truppenschau werde jeden Freitag gehalten. Da kam eine Abteilung Soldaten, um uns vor den Seïd zu führen, der uns inmitten seiner Armee erwarte. In einem Blicke tauschten wir unsere Gedanken aus; wir übergaben Georg unser kleines Testament und eine Reliquie vom wahren Kreuze, welche wir bei unserer Plünderung gerettet hatten, und folgten der Wache. Unsere Bedeckungsmannschaft war nicht überflüssig; von allen Seiten umdrängte uns die Menge heulend, drohend und grinsend vor Haß und Wut; unsere Häscher mußten auf jedem Schritte uns vor den Lanzen und Säbeln verteidigen, welche man gegen uns schwang. Wir machten den Weg, indem wir die Gebete der Sterbenden miteinander beteten und dem Heilande für die Ehre dankten, daß er uns würdige, um des Glaubens willen zu sterben. Der Seïd erwartete uns in der Nähe des kleinen katholischen Friedhofes, wo wir früher unsere Mitbrüder zur letzten Ruhe gebettet hatten. Nochmals erneuerten wir Reue und Leid, spendeten uns gegenseitig die Lossprechung und traten so vorbereitet vor den Seïd.

„Als wir die lange Front hinabgeführt wurden, gingen wir festen Schrittes und erhobenen Hauptes einher; die Araber zückten ihre langen, zweischneidigen Schwerter gegen uns und verfluchten uns, während wir vorüberschritten. Jetzt erreichten wir den Platz, wo Mohammed Achmed, der sogen. ‚Mahdi‘, hielt. Er saß auf einem prächtigen Dromedar. Laut rief er uns zu: ‚O Christen, seid ihr bereit, den Islam anzunehmen, oder wollt ihr euch die Köpfe von den Schultern schlagen lassen?‘ — Auf Gott vertrauend gaben wir die Antwort: ‚O Scheikh Mohammed Achmed! Du hast große Gewalt; du befehligst diese große Schar von Kriegern, welche sich so weit erstreckt, als das Auge reicht. Du kannst ihnen gebieten, was in deinen Augen gut scheint, und dein Befehl wird vollzogen. Auch über uns hast du Macht, daß du uns erschlagen kannst; denn Gott hat in seinem weisen Ratschlusse uns in deine Hand gegeben. Aber du hast keine Macht, o Scheikh, uns zum Islam zu zwingen. Wir ziehen den Tod diesem Entschlusse vor.‘ Wir alle gaben diese Erklärung ab. Die finstern Reihen schwiegen; Derwische mit langen Schwertern standen gewärtig, den Wink ihres Herrn zu erfüllen und unsere Köpfe abzuschlagen.

„Aber Mohammed Achmed schaute eine Zeitlang aufwärts und gen Osten und schwieg. Dann richtete er sein Adlerauge durchdringend auf uns, und da er bemerkte, daß wir im Glauben nicht wankten, rief er mit lauter Stimme: ‚O Nazarener, möge Allah, der allgütige und barmherzige, eure Herzen recht machen und euch zur Wahrheit führen!‘ Nachdem er dieses gesagt hatte, rief er abermals laut: ‚Ihr alle, die ihr gegenwärtig seid, Scheikhs und Derwische, und wer immer Waffen trägt unter euch: stecket euer Schwert in die Scheide! Denn dieses ist der Befehl, den ich gebe: Lasset diese Nazarener ungekränkt in meine Hütte führen — ich habe es gesagt!‘ So wurden wir hinweggeführt, und wir dankten Gott, daß er das Herz dieses fürchterlichen Mannes zur Schonung gegen uns bewogen hatte. Wir wurden in eine Strohhütte geführt; er hieß uns niedersitzen und mit ihm speisen. Dabei unterhielt er sich zwanglos mit uns und fragte nach unserer Meinung in verschiedenen Sachen. ‚Seid meines Schutzes versichert,‘ sagte er. ‚Kein Haar eures Hauptes soll gekrümmt werden. Ich übergebe euch nun der Obsorge eines Syriers Namens Georg Stambuli. Dieser Mann sah, Allah sei Dank, den Irrtum seiner Wege ein und hat den Islam angenommen. Gewiß werdet auch ihr euern Irrtum bald einsehen; Stambuli wird euch in jeder nützlichen Kenntnis unterrichten!‘

„Am Abende erhielt Georg auf seine Bitte die Erlaubnis, uns auf Gefahr seines Kopfes in seine eigene Wohnung nehmen zu

dürfen. Es war das eine große Erleichterung für uns, und wir begaben uns sofort nach seiner Hütte.

„Georgs Frau und Sohn nahmen uns mit offenen Armen auf, und wir hatten am folgenden Tag die Freude, sein neugeborenes Mädchen taufen zu können. Allein die zur Not hergerichtete Hütte unseres Gastgebers war nun viel zu klein; wir mußten aus Stroh einen Anbau machen, um Schlafstätten zu gewinnen. Noch elender war es um unsere Nahrung bestellt. Im Lager war alles übermäßig theuer, und unser Geld reichte nicht weit. Infolge unserer Strapazen und der ungesunden Nahrung verfielen wir rasch einer unbeschreiblichen Schwäche. Die kleine Apotheke hatte man uns genommen; wir waren also ausschließlich auf geistlichen Trost angewiesen, den wir uns gegenseitig spendeten, indem wir zusammen alle Gebete verrichteten, welche wir auswendig wußten; denn die heilige Messe lesen konnten wir nicht, und unsere Breviere waren uns längst genommen.

„Inzwischen ließ man nicht nach, uns mit Drohungen zum Abfalle zu drängen. Um uns mehr zu schrecken, redete man nicht mehr von unserer Hinrichtung, sondern man drohte, uns zu trennen und einzeln als Sklaven in die Zelte der Araber zu verteilen. Man wandte sich vor allem an die Schwestern und ließ ihnen keinen Zweifel über das Los, das ihrer harre. Das war für diese reinen Seelen ein unsägliches Martyrium. Es gefiel dem Heilande, diese Leiden abzukürzen. Fieber und Dysenterie warf eine der Schwestern auf das Sterbelager, und sie verschied am Abende des 27. Oktober. Es war Schwester Eulalia Pesavento. Wir hüllten ihre Leiche in eine Matte, wie im Lande üblich, verbrachten die Nacht bei ihr im Gebete und begruben sie am nächsten Morgen hundert Schritte von unserer Wohnung. Der Laienbruder Gabriel Mariani folgte ihr bald ins Grab; er starb am 31. Oktober 11 Uhr morgens. Endlich hauchte noch Schwester Amalia Andreis am 7. November ihre Seele in die Hand ihres Schöpfers aus. Wir waren noch vier. Der Tod unserer Gefährten hatte grausamen Leiden ein Ziel gesetzt, grausamern, als der Martertod gebracht hätte. Die Überlebenden waren in einem traurigen Zustande; als Georg unsere Lage dem Seid auseinandersetzte, hatte dieser gesagt, er würde ihm erlauben, uns nach Chartum zu bringen, wenn der Weg dorthin frei wäre. Unsere Lage wurde jetzt aber etwas besser. Um den 20. Dezember gelang es Georg, einen Brief unsern in El Obeid eingeschlossenen Missionären zu übermitteln und von ihnen eine Antwort zu erhalten. Wir erfuhren nun, daß die Christen mit ihren Vorräten sich in die kleine Citadelle der Stadt flüchten und ihre Häuser und Kirchen der Plünderung überlassen mußten. Sie waren um jene Zeit alle von einer ansteckenden Krankheit, von dem Skorbut, befallen; der hochw. P. Losi lag im Sterben. Sie schickten uns einige Kleidungsstücke, eine Decke und 600 Mark. Eine Woche später erhielten wir noch einmal Nachricht. Man teilte uns den Tod P. Losis mit, welcher am 27. Dezember gestorben war, und die Erkrankung P. Rossignolis, eines Klerikers und dreier Schwestern. Wir konnten nichts zu ihrer Hilfe thun. Wir können nicht einmal unbemerkt unsere Hütte verlassen; nur zu Gott beten können wir, daß er ihnen Mut und Kraft zur Ausdauer verleihe."

Am 19. Januar 1883 mußte sich die Festung El Obeid dem Mahdi ergeben. So kamen auch die Missionäre und Schwestern der dortigen Mission in die Gewalt des „Propheten".

Sehr ergreifend ist die Schilderung, welche Dom Bonomi vom Falle El Obeids entwirft. Derselbe erfolgte im Januar 1883. Ein großer Teil der Besatzung und der Einwohner hatte sich gleich anfangs empört und war zum Mahdi übergegangen. Aber der Gouverneur des östlichen Sudan wollte den Platz bis zum äußersten halten. Da er keine genügende Mannschaft mehr hatte, um die ausgedehnten Graben und Verhaue rings um die Stadt zu besetzen, gab er die Außenlinien preis und ließ rasch neue Gräben und Wälle um das Regierungsgebäude, das Arsenal, die Kasernen her aufwerfen. Bis zum 18. Januar 1883 schlug er alle Stürme der Aufrührer blutig ab. Dann aber besiegte der Hunger die Belagerten. Für ein Ei bezahlte man einen Maria-Theresia-Thaler; die Straßen der Stadt lagen voller Leichen; die Verhungernden scharrten verwesende Hunde und Kamele aus, um an ihnen sich zu sättigen.

„Die schrecklichen und gräßlichen Scenen in der belagerten Stadt", sagt Dom Bonomi, „machten das Blut der Augenzeugen erstarren, und die Schilderung jener Tage ist zu furchtbar, als daß man sie nicht rasch enden müßte. Dennoch verweigerte der grimmige alte Türke, welcher El Obeid befehligte, die Übergabe, obschon die elenden Soldaten nicht mehr die Flinten tragen konnten und wie hungrige Wölfe umherlungerten, irgend etwas Eßbares suchend. Widerstand leisten konnten sie nicht mehr. Am 18. Januar 1883 erstürmten die Empörer den Wall und drangen in die Muderiah (Regierungsgebäude) und die umliegenden Häuser ein. Als die Derwische den Divan der Muderiah, die große Halle, betraten, fanden sie den Kommandanten Achmed Pascha Said auf einem hohen geschnitzten und buntgemalten Thronsessel sitzend; stolz aufgerichtet und mit gekreuzten Armen schaute er sie voll Verachtung an. Sie drangen auf ihn ein und würden ihn erschlagen haben, hätten nicht andere gefordert, daß man ihn vor Mohammed Achmed, den Mahdi, führe. ‚Zurück, ihr Hunde; rührt mich nicht an!' rief er. ‚Ihr befleckt mich, gemeine Empörer. Ich selbst will vor diesen Erzrebellen Mohammed Achmed treten; geht voran!' Unwillkürlich schreckten sie vor seiner Donnerstimme und seinem grimmigen Blicke zurück. ‚Haltet seine Hände fest und durchsucht ihn!' befahl der Mahdi, sobald er ihn erblickte, und der Befehl kam keine Sekunde zu früh; denn schon zog der alte Krieger einen Revolver aus seinem Kleide, und es ist kein Zweifel, daß er dem Feinde den Tod geschworen hatte. ‚Fort mit diesem Hunde von einem Türken!' schrie Mohammed Achmed. ‚Verkauft ihn auf dem Markte als einen Sklaven; hinweg mit ihm!' Der Kommandant wurde also nach dem Bazar geführt und zum Verkaufe feilgeboten; doch wagte anfangs niemand, auf ihn zu bieten. Da ging ein Emir vorbei und rief, um des Gefangenen zu spotten: ‚O Ausrufer, ich will wahrlich 680 Piaster für diesen Mann geben!' Er wurde also dem Emir zugeschlagen. Als der Mahdi Kunde davon erhielt, gab er den Befehl, den Kommandanten sofort zu ermorden. Es eilten also einige Derwische aus der Umgebung des Mahdi nach der Wohnung des Emir und verlangten, daß ihnen Achmed Pascha Said vorgeführt werde. Mit festem Blicke und stolzer Haltung trat er vor die Derwische, welche ihre Schwerter entblößten. ‚Nicht wahr, ihr seid gekommen, mich zu ermorden?' donnerte er sie an. ‚Verfluchte feige Hunde, ich fürchte euch nicht! Das Grab euer Väter sei geschändet! Ich fluche euern Vätern und Muttern bis ins dritte Geschlecht, mögen alle ihre Graber geschandet sein! Fluch euch und eurem elenden falschen Propheten Mohammed Achmed!' Während er diese entsetzlichen Flüche ausstieß, fielen die Derwische über ihn her und erschlugen ihn. Er starb mit dem Mute eines tapfern Soldaten. Als der Platz erstürmt wurde, hatte er es versucht, das Pulvermagazin, sich und seine Angreifer in die Luft zu sprengen; aber seine Offiziere hinderten ihn an

dieser That. Die Derwische suchten jetzt, wütend über die Reden des sterbenden Kommandanten, auch Ali Bey Sherif und andere gefangene Offiziere auf und hieben sie in Stücke. Dann kehrten sie zum Mahdi zurück und meldeten ihm ihre Thaten. Er brach in Thränen aus, streute Sand auf sein Haupt und tadelte sie ob dieses Blutvergießens: ‚Ihr seid blutdürstige Männer, o Derwische!‘ sagte er. ‚Diese Thaten finden kein Wohlgefallen in meinen Augen!‘“

Acht Mitglieder der katholischen Mission hatten in dem umzingelten El Obeid alle Schrecken der Belagerung und alle Qualen des Hungers durchgemacht. Der Obere, Dom Giovanni Losi, war denselben kurz vor Neujahr 1883 erlegen. P. Rossignoli, der Kleriker Locatelli und 5 Schwestern fielen jetzt in die Gewalt des Mahdi und wurden den übrigen gefangenen Missionären beigesellt.

„So verfloß das Jahr 1883 in einer verhältnismäßigen Ruhe, welche nur von Zeit zu Zeit durch ernste Zwischenfälle gestört wurde. In unserer Brust lebte die Hoffnung auf eine baldige Befreiung, und die Siege der Armee des Khedive gaben ihr neue Festigkeit. Erschreckt durch die Erfolge, welche die Sendlinge des Mahdi in den westlichern Teilen des Sudan erzielten, beschlossen der englische und ägyptische Gouverneur von Chartum, den Aufstand mit einem Schlage niederzuwerfen. Sie schickten also den englischen General Hicks Pascha gegen den Mahdi. Nach mehrmonatlicher Rüstung brach dieser Offizier an der Spitze von 12 000 Mann gegen Duen am Weißen Nil auf. In Duen ließ er 2000 Mann und zog mit allen übrigen Truppen westwärts nach Kordofan.

„Mit der größten Freude hatten wir Kunde von seinem Marsche erhalten und verfolgten im Geiste seinen Siegeszug, der ihn zu uns bringen sollte. Ach, wie so manche andere, zerfloß auch diese Hoffnung vor unsern Augen! Am 6. November erhielten wir Kunde von seiner Niederlage und hörten, wie die Befreiungsarmee am 3., 4. und 5. desselben Monats in der Nähe von Casghe, einem Dorfe etwa 12 Stunden von El Obeid, gänzlich aufgerieben worden sei. Der einzige Europäer, welcher dem Blutbade entrann, war der Preuße Gustav Klotz, ein alter Uhlanenunteroffizier, der als Diener von Mr. Donnevan, dem Berichterstatter der „Daily News“, den Zug mitmachte. Einige Tage vor der Schlacht entfloh der arme Mensch nächtlicherweile aus dem ägyptischen Lager; denn er erkannte die trostlose Lage der Armee. Die Aufständischen aber, welche das Lager von allen Seiten umschwärmten, griffen den Flüchtling auf, beraubten ihn und führten ihn zum Mahdi. Zwei Missionäre wurden als Dolmetscher herbeigerufen, und der falsche Prophet befragte ihn des langen und breiten über die Stärke des Feindes. Alle Umstehenden meinten, der Gefangene übertreibe, um sich beim Mahdi gut anzuschreiben, als sie seine Schilderung über die Mutlosigkeit und den Mangel an Disciplin in der ägyptischen Armee hörten. Der Mahdi hatte die Hauptmacht seiner Truppen um El Obeid zusammengezogen; zum Angriff wählte er den Augenblick, da Hicks Pascha aus dem Lager von Rahad aufbrechen würde. Dort mußten die Truppen des englischen Generals durch ein ausgedehntes, stachliges Gehölz, wo es unmöglich war, in geschlossener Front zu marschieren. Man mußte sich also in kleine Trupps auflösen, um für das viele Gepäck, welches das Heer mitführte, einen Weg zu öffnen, und so gestaltete sich der Angriff zu keiner eigentlichen Schlacht, sondern zu einem Schlachten, zu einer Reihe von Einzelkämpfen, in denen eine Handvoll Soldaten, von allen Seiten umschlossen und erdrückt, verzweiflungsvoll mit einer ungezählten Übermacht rang.

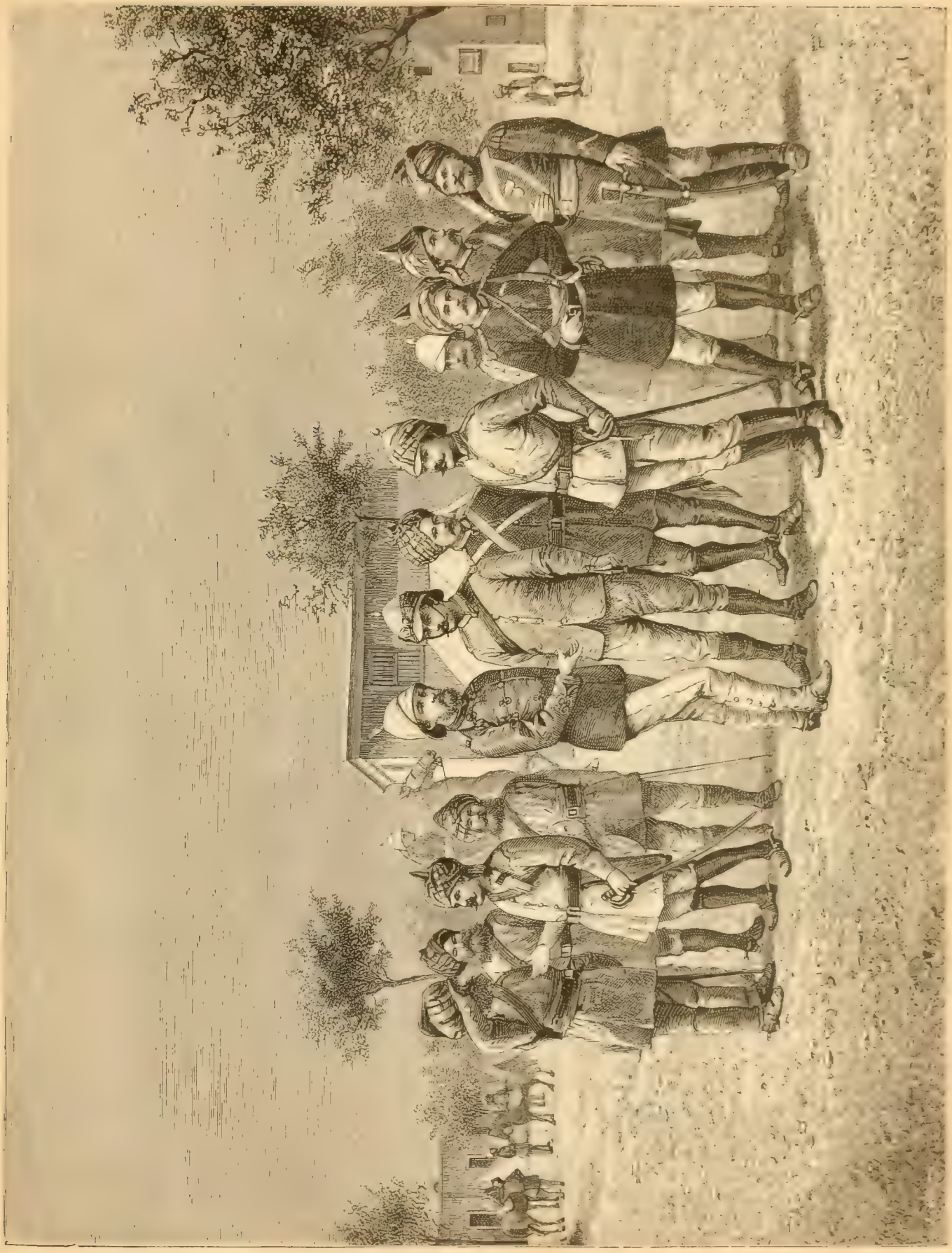
„Wie soll ich Ihnen den furchtbaren Eindruck schildern, den die Niederlage Hicks Paschas auf uns machte? Jetzt war der letzte Hoffnungsstrahl vor unsern Augen erloschen! Wir mußten dem trostreichen Gedanken entsagen, der uns ein Jahr lang unsere schreckliche Lage erträglich gemacht hatte. Ewige Gefangenschaft war unser Los. Nach der Vernichtung der Armee von Hicks Pascha erschien die Macht des Mahdi furchtbar, und niemand konnte sich jetzt mit ihm messen.“

9. Der Fall Chartums und Bonomis Flucht.

Noch immer war aber den gefangenen Missionären eine Hoffnung geblieben. Chartum, die Hauptstadt des ägyptischen Sudan, war noch nicht in der Gewalt des Mahdi. Der edle Charles Gordon verteidigte es, und man wußte, daß General Wolesley mit einer starken Armee (vgl. das Bild S. 123) zu seinem Entsatze heranziehe. Aber auch diese Hoffnung erlosch. Die Engländer kamen einige Tage zu spät und kehrten um, ohne einen Versuch, die Stadt zurückzuerobern, als sie sahen, daß Gordon und die Seinigen doch schon gefallen seien.

„Die Ereignisse, welche sich während der denkwürdigen Belagerung von Chartum abspielten,“ fährt Bonomi in seiner Erzählung fort, „will ich nicht eingehend beschreiben, weil ich nicht Augenzeuge war, sondern sie nur vom Hörensagen kenne. Einige Worte über die Einnahme dieser Hauptstadt, welche am 26. Januar 1885 in die Gewalt der Aufständischen fiel, will ich aber dennoch beifügen. Die Entmutigung der Belagerten, welche durch das für uns unerklärliche Zögern des englischen Entsatzheeres hervorgerufen wurde, und die Teuerung bestimmten einen höhern Offizier der ägyptischen Garnison, heimlich mit dem Mahdi über die Übergabe der Festung zu verhandeln, ohne daß der brave Gordon darum wußte. Die Aufständischen machten am Vorabende des Unglückstages einen allgemeinen Scheinangriff, um die ganze Besatzung von Chartum auf die Wälle zu locken und hinter den Verteidigungslinien in Atem zu halten. Unterdessen öffnete den Feinden der Verrat die Thore, indem er ihnen eine Furt im Flusse zeigte, welche die Belagerten erhöht hatten und welche bei niedrigem Wasserstande gangbar war. Mehr brauchte es nicht. In die Umwallung eingedrungen, griffen sie die Verteidiger im Rücken an, und diese mußten sich in vollständiger Verwirrung bald ergeben. In der ersten Wut ergossen sich die Angreifer, trunken von dem blinden Fanatismus, mit welchem der Mahdi sie unablässig durch seine Aufrufe berauschte, über die ganze Stadt und metzelten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes alles nieder, was ihnen in die Hände fiel. Augenzeugen des furchtbaren Tages schätzen die Zahl der Ermordeten auf 20 000. Unter denselben befanden sich Gordon Pascha, H. Martin Hansal, der österreichisch-ungarische Konsul, der Konsul von Griechenland und eine große Zahl griechischer und koptischer schismatischer Kaufleute. Ein angesehener muselmännischer Kaufmann, den ich kenne, Achmed el Nur el Kebir, verlor bei diesem Gemetzel 30 Mitglieder seiner Familie.

„Der Fall von Chartum hatte den Rückzug der Engländer zur Folge, welche mit blutigen Opfern einige Siege über den Mahdi erkämpft hatten. Das war eine entsetzliche Enttäuschung für alle, welche ihre Hoffnung auf diese letzte Burg der Civilisation und Freiheit des Sudan gesetzt hatten. Kurz vor der Einnahme der Hauptstadt hatte der hochw. P. Vicentini, wie ich später vernahm, einen Boten mit Briefen an den Mahdi und an mich von Dongola abgesandt. Es wäre unklug gewesen, den erstern an seine Bestimmung gelangen zu lassen; er wurde also verbrannt. Der



Englische Truppen im Sudan. — Offiziere und Soldaten der bengalischen Artillerie. (S. 122.)

zweite wurde der Oberin Schwester Thereſe Grigolini übergeben, da ich in El Obeid war. Sie las ihn und ſagte in ihrer Antwort nach einer kurzen, aber ergreifenden Schilderung ihrer Leiden: ‚Dom Luigi iſt in El Obeid und hat ebenſo Schweres zu dulden als wir.‘ Dieſe geſegneten Worte veranlaßten meine Befreiung. Sie brachten dem Apoſtoliſchen Vikar die erſte Kunde über mein Los und lenkten die Schritte meines Befreiers nach dem traurigen Orte meiner Gefangenſchaft. Wirklich war dem Ritter Santoni, dem der Biſchof dieſen Auftrag gab, keine Mühe und keine Anſtrengung zu viel, um mich der Gefangenſchaft zu entreißen.

„Am 3. Juni 1885 ſagte mir heimlich ein Einwohner von El Obeid, ein Kopte, aber in der Stadt geboren, es ſei eben ein Araber mit einem Briefe für mich angekommen und der Bote habe den Auftrag, mich zu entführen. Schon lange waren Fluchtpläne mein Sinnen und Trachten, und viel Zeit und Geld hatte ich zu ihrer Verwirklichung geopfert; aber jetzt wollte ich meinen Ohren nicht glauben. Als ich jedoch mit dem Araber in einer einſamen Hütte zuſammentraf und er mir einen Zettel überreichte, welchen er in ſeinem Gewande eingenäht hatte, konnte ich nicht länger zweifeln. Mit welcher Angſt und welchem Herzklopfen kehrte ich in meine Hütte zurück und erſehnte den Augenblick, da ich ohne Gefahr die koſtbaren Zeilen leſen konnte! Mit aller erdenklichen Vorſicht und vor meinem eigenen Schatten bange öffnete ich endlich zitternd in meiner Kammer den Brief und las die folgenden drei Zeilen: ‚Der Träger dieſes heißt N. N. Vertrauen Sie ſich ihm an; er iſt beauftragt, Sie nach Dongola zu führen, wo Sie voll Angſt erwarten Ihre Mitbrüder und Ihr Landsmann Santoni.‘

„Eine unbeſchreibliche Bewegung ergriff mich beim Leſen dieſer Zeilen. Meine Träume, in denen ich ſo oft dieſes Glück geſchaut hatte, ſollten ſich alſo verwirklichen, und meine Freiheit war durch ein kühnes Wagnis zu gewinnen. Der brave Bote fürchtete Unentſchloſſenheit und Mißtrauen von meiner Seite; aber meine freudige Begeiſterung enthob ihn raſch dieſer Sorge. Ich ſetzte die Stunde der Flucht auf den kommenden Tag feſt und hieß ihn am Abende allein die Stadt verlaſſen und mit den Kamelen und dem Reiſebedarf mich in der Wüſte erwarten. Er hatte nur zwei Kamele; das eine ſollte ich mit ſeinem Söhnchen beſteigen, das andere war für ihn und den Führer beſtimmt. Bevor ich in die Flucht einwilligte, hatte ich als Bedingung von dem Araber einiges Geld für meine Mitbrüder begehrt; ich übergab dasſelbe P. Ohrwalder und verſprach ihm, raſtlos für ihre Befreiung thätig zu ſein, ſobald ich der Gefangenſchaft entronnen ſei. Unterdeſſen kaufte ich, um die Araber zu täuſchen und jeden Verdacht abzulenken, Stroh, Holz und alles zur Errichtung einer neuen Hütte Nötige; denn die Regenzeit begann. Ich machte mich auch ſofort ans Werk und arbeitete den Abend und am folgenden Morgen ſo fleißig, daß ich die Hütte fertig brachte. Um 2 Uhr nachmittags ging ich zur feſtgeſetzten Stunde fort; ich trug einen kleinen Korb und ein Meſſer in meiner Hand, um meinen Gang entſchuldigen zu können, wenn ich etwa einem Neugierigen begegnete. P. Joſeph Ohrwalder begleitete mich allein bis zur Wüſte; ich hatte nur ihn in das Geheimnis eingeweiht. Weder er noch ich hatte die Kraft, ein Wort zu reden, ſo heftig war unſere Bewegung. Unſere Herzen verſtanden ſich dennoch. ‚Mit Gott! mit Gott!‘ ſagten ſie einander, und dieſes eine Wort ſchloß alle Schmerzen in ſich, die wir gemeinſam erduldet, alle Hoffnung, welche mein Fluchtverſuch für die Zukunft erweckte; es war das Siegel einer Freundſchaft, welche die Trennung noch inniger ſchloß.

„Es war abends 4 Uhr. Vor mir breitete ſich die Wüſte aus, durch welche ich zu Fuß meinen Weg ſuchen mußte bis zu der Stelle, wo ich den Führer treffen ſollte. Im erſten Ungeſtüm rannte ich, gehalten und getragen vom Rauſche der Freiheit, viel weiter, als ich gemußt hätte. Schon dunkelte der Himmel; die Nacht ſtieg raſch hernieder, und noch bemerkte ich niemanden, der meiner harrte. Als ich meine Lage überlegte, wurde es mir klar, daß ich ſchon viel zu weit gelaufen ſei und mich wahrſcheinlich in der Richtung getäuſcht hatte. Ich ſtand ſtille, ſuchte mit meinen Blicken das Zwielicht zu durchdringen, das die Wüſte immer mehr in Nacht hüllte und rief wiederholt den Namen meines Führers. Niemand, nicht einmal das Echo, antwortete meiner Stimme. Wenig erfreuliche Gedanken zogen durch meine Seele; nicht ſo ſehr die Furcht vor wilden Tieren oder vor den Wüſtenräubern quälte mich, als die Angſt, der Araber werde mich in der Dunkelheit ſo weit von El Obeid nicht finden. Jetzt ſtellte ſich auch, nach einem Tage voll Aufregung und Mühe, an dem ich kaum einen Biſſen genießen konnte, Erſchöpfung meiner Kräfte ein, während die Dunkelheit des von Regengewölk verfinſterten Himmels mich bald den Weg gänzlich verlieren ließ. Zuerſt wagte ich nicht, bei den Araberzelten, welche in der endloſen Wüſte ſich ab und zu zerſtreut finden, nach dem rechten Wege zu fragen, aus Furcht, Verdacht zu erwecken; aber die Not und meine zunehmende Schwäche zwangen mich. Schon war es ſeit zwei Stunden dunkel, als ich zu einem Hirtenzelte kam und ein wenig Waſſer und Milch verlangte. Zufällig hatte ich einen öſterreichiſchen Viertelgulden bei mir; den bot ich den Leuten an und erhielt dafür eine Schale warme Milch, welche mich etwas erfriſchte. Wir knüpften ein Geſpräch an, und dank des Korbes gelang es mir, die Leute auf den Gedanken zu bringen, ich ſuche Arzneipflanzen. Ich ließ mir die Richtung des Weges nach der Hauptſtadt erklären und nahm Abſchied.

„Was ſollte ich nun thun? Ich entſchloß mich endlich, den Kopten aufzuſuchen, der mir die Ankunft des Arabers, meines Befreiers, gemeldet hatte. Glücklicherweiſe bin ich ein guter Fußgänger, und ſo kehrte ich auf dornigen Fußſteigen, welche von Hohlwegen durchſchnitten wurden, die in der Dunkelheit ebenſo viele Abgründe zu ſein ſchienen, zur Stadt zurück. Durch die Ruinen von Alt-El-Obeid mußte ich mich hindurchtaſten, und um Mitternacht ſtand ich endlich vor meiner Hütte. Um keinen Lärm zu verurſachen, ſchnitt ich die Schnüre durch, welche die Thüre ſchloſſen, und ſuchte mein Lager auf, ohne daß jemand erwachte. Ich konnte aber nicht einſchlafen, bevor ich ein Stück Durrah-Brot, in Waſſer eingeweicht, genoſſen hatte.

„Doch vor Tagesanbruch wurde ich plötzlich durch eine Stimme geweckt, welche mich vom Wege her beim Namen rief. Sofort ſtand ich auf und trat heraus. Es war mein braver Kopte, der ganz erſtaunt war, daß er mich an der verabredeten Stelle nicht getroffen hatte. Ich erklärte ihm kurz mein Abenteuer. Dann verhüllte er mein Geſicht nach Sitte der Araber mit einem Tuche bis an die Augen und geleitete mich ſofort zum Führer. Ohne einen Augenblick länger zu verlieren, beſtiegen wir die Kamele, und ihr ſcharfer Trott entführte mich raſch dem Ort meiner Gefangenſchaft.

„Es würde zu viel Raum in Anſpruch nehmen, wollte ich alle Zwiſchenfälle unſeres beſchwerlichen, 13tägigen Wüſtenrittes erzählen. Mein Führer hatte wohl verſprochen, ſich mit dem nötigen Mundvorrate für die Reiſe zu verſehen; aber ein wenig Mehl und ein Stück Brotkuchen, genug für etwa zwei Tage, war alles. Die erſten drei Tage geht es freilich durch eine ziemlich bevölkerte Gegend; allein das war für uns eine Gefahr mehr. Wir mußten

entdeckt zu werden fürchten und konnten nur mit der größten Vorsicht halten und neue Lebensmittel einkaufen. Wir hatten einen Plan entworfen, welcher die Flucht meiner Mitbrüder ermöglichen sollte. In einem großen Dorfe wollten wir rasten, Mundvorrat kaufen, die Wasserschläuche füllen und die Missionäre von El Obeid erwarten, welche eine Vertrauensperson nachholen sollte. Wir hätten dann die Weiterreise zusammen gemacht. Unglücklicherweise mußten wir aber am Abende des dritten Tages in aller Eile das Weite suchen; Agenten des Mahdi, welche in jenem Dorfe weilten, hatten von unserer Flucht Wind bekommen. Ein Führer versprach, uns für Gold in ein anderes Dorf zwei Tagereisen weiter zu führen, wo wir Lebensmittel einkaufen könnten; aber dazu reichte unser Wasservorrat nicht aus und der Brotvorrat noch weniger. Diese Gegenden werden durch Räuber unsicher gemacht, welche die seltenen Kaufleute plündern, die die Sucht nach Gewinn in den Sudan lockt. Auch dieser Gefahr hat uns die gütige Vorsehung entrissen. Als kluger Mann ließ uns der Führer meistens zur Nachtzeit reisen; man leidet so weniger vom Durste und wird nicht so leicht bemerkt. Schon 20 Stunden bevor wir die nächste Cisterne erreichten, war unser Wasser bis auf den letzten Tropfen verbraucht. Wir erreichten sie noch lebend; allein die dürre Zunge klebte am Gaumen, so daß wir kein Wort mehr stammeln konnten. Unsere Kamele, welche schon beim vorigen Rastplatze nicht zur Tränke gekommen waren, schienen so erschöpft, daß wir fürchteten, sie möchten unterwegs erliegen. Um sie voranzubringen, stiegen wir ab und legten einen großen Teil der Strecke zu Fuß zurück. Unser Durst war so groß, daß wir, ohne auch nur eine Trinkschale zu nehmen, zu den Brunnen hinstürzten. Sie hatten eine so geringe Tiefe, daß der Führer einfach hinabstieg und mit seiner hohlen Hand die kostbare Flüssigkeit in unsere hohle Hand schöpfte. Nachdem wir dann unsern brennenden Durst ein wenig gestillt hatten, führten wir auch die Kamele zur Tränke.

„Der Gefahr, auf unserer Flucht entdeckt und aufgehalten zu werden, waren wir jetzt entronnen. Allein noch lag die Wüste vor uns, die eigentliche Wüste, sieben Tagereisen, in denen wir keine Oase mehr treffen konnten bis zum Nil. An dem Orte, wo wir uns befanden, mußten wir Lebensmittel kaufen; aber sie waren so übermäßig teuer, daß der Ankauf für vier Tage den Beutel meines Führers völlig leerte. Ich hatte meine kleine Geldsumme den Mitbrüdern in El Obeid überlassen und nur einen Viertelgulden mitgenommen, den ich aber schon ausgegeben hatte, wie man sich erinnern wird. Eine gute Frau mahlte unsern kleinen Getreidevorrat, den wir erstehen konnten, und setzte uns so in den Stand, auf unserer Reise Brotkuchen im heißen Sande zu backen, auf dem wir mit Holz oder trockenem Kamelmist ein Feuer angezündet hatten. Die Gesellschaft einiger arabischer Nomaden, welche mit ihren Dromedaren ebenfalls dem Nile zuzogen, um Getreide einzuhandeln, war uns in den letzten Tagen unserer Reise von großem Nutzen. Am 18. Juni konnten wir endlich die Wasser des Stromes begrüßen und unsern Einzug in Abu-Guzi oder Agusa (Alt-Dongola) halten.

Ein Ansar oder Glaubensstreiter des Mahdi. (S. 127.)

„Den beschwerlichsten Teil unserer Reise hatten wir überstanden; aber auch jetzt war noch nicht alle Gefahr vorüber; denn der Rückzug der englischen Truppen ließ das Land den feindlichen Einfällen der Horden des Mahdi offen, und ihr Fanatismus machte sich daselbst bereits geltend. Ich blieb inzwischen vier Tage bei den Verwandten meines Führers; während dieser Zeit kräftigten wir uns wieder und konnten auch das Sattelzeug unserer Kamele ausflicken. Am 22. Juni brachen wir wieder auf und erreichten nach einem Ritte von zwei Tagen längs den Ufern des schönen ägyptischen Stromes Dongola. Der Araber hatte Wort gehalten; heil und gesund hatte er mich von der Hauptstadt Kordofans nach der alten Hauptstadt Nubiens geleitet. Am 4. Juni hatten wir El Obeid verlassen und am 24. Dongola erreicht."

So war Dom Bonomi in Freiheit. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, um seinen Gefährten ebenfalls die Freiheit zu vermitteln. In ähnlicher Weise gelang es später P. Ohrwalder und den Schwestern, der Gefangenschaft des Mahdi zu entrinnen. So lange die Unruhen im Sudan fortdauern, wäre natürlich jeder Versuch erfolglos, daselbst neue Missionen zu gründen. Doch wird das zerstörte Werk aufs neue in Angriff genommen werden, sobald die Umstände es erlauben. An den Grenzen des Sudan harren die Missionäre auf die Stunde der Gnade; etwa 100 Kinder, welche sie mit sich nach Kairo brachten, werden ihnen dann bei dem apostolischen Unternehmen behilflich sein.

10. Augenblickliche Zustände im Mahdireiche.

Nach dem Tode des Mahdi sollte die Regierung über sein Reich, seiner Absicht gemäß, von vier Kalifen geführt werden. Allein „ein Regent braucht keine Teilnehmer", sagte Abdullahi, einer derselben, und räumte rücksichtslos mit seinen Mitbewerbern auf. Das hatte eine Empörung der Leibwache zur Folge. Abdullahi wurde derselben Meister; den beiden Oheimen des Mahdi ließ er mit Äxten die Schädel zertrümmern und 67 „Schuldige" hinrichten: ein Drittel durch den Strang, ein Drittel durch das Schwert und dem letzten Drittel wurde die rechte Hand und der linke Fuß abgehackt. In einer Viertelstunde war alles fertig, und der Kalifa ritt über den Platz der Hinrichtung, sein Auge an den Leichen und an den Verstümmelten labend. Seki Tamel, der beste Heerführer des Mahdiheeres, der ihm ebenfalls verdächtig war, ließ er des grausamsten Hungertodes sterben. Infolge davon ist er allgemein gefürchtet und gehaßt.

Abdullahi ist sich dieser Verstimmung wohl bewußt; doch kennt er nicht den hohen Grad und die Allgemeinheit der Abneigung seiner Unterthanen. Seit mehr als zehn Jahren hat er das zur Residenz erhobene Omderman nicht mehr verlassen. Hier hat er eine Macht von 11 000 ziemlich eingeschulten Soldaten, welche fast alle mit Remingtongewehren ausgerüstet sind, zusammengezogen. Unliebsame Personen werden alle nach Omderman befohlen, um beständig unter den Augen ihres Herrn zu sein, damit seine strafende Hand sie nötigenfalls sofort erreichen könne. Von hier aus werden die unglücklichen Provinzen durch beständige militärische Brandschatzungen in Angst und Schrecken gehalten.

Die innere Ausgestaltung des Mahdireiches ist eine der Persönlichkeit des Herrschers ganz entsprechende.

Nach außen hin wird freilich die Religion als der wichtigste, ja einzige Staatszweck erklärt, und durch Flugschriften, welche bis nach Wadai, Bornu, Mekka und Medina gelangen, will man die Meinung verbreiten, daß der Nachfolger des Mahdi nur darauf bedacht sei, die Ausübung der religiösen Pflichten von seinen Unterthanen zu fordern, und daß es ihm ferne liege, weltliche Macht als Selbstzweck zu erstreben. Thatsächlich ist aber der Kalifa nichts weniger als religiös, genießt zunächst das Leben, so wie man es im Sudan nur immer genießen kann, und verfährt mit den Anordnungen des Mahdi und des Propheten wie es ihm beliebt. Passen dieselben nicht zu seiner augenblicklichen Laune, so giebt er vor, besondere Offenbarungen erhalten zu haben, welche dann immer ihm das vorschreiben, was er gern hat. Die praktische Bethätigung der Religion besteht bei den Sudanesen einfach in der Befolgung der Befehle des Kalifa; denn nur dadurch wird den Gläubigen der Eingang ins Paradies eröffnet. Die Mekkafahrten sind verboten, da ja die Grabstätte des Mahdi für fromme Pilger genügt. Obwohl die meisten Sudanesen zur Einsicht gekommen sind, daß die Anordnungen ihres Herrn häufig gegen ihren frühern Glauben verstoßen, so handeln sie doch aus Furcht gegen ihre Überzeugung. Es herrscht eine allgemeine religiöse Heuchelei, welcher sich niemand zu entziehen wagt.

Rissen einstens die Ansprachen des Mahdi und noch mehr seine Thränen, welche er immer vor besonders blutigen Gewaltthaten zu vergießen pflegte, die Volksmassen zu einer geradezu rasenden Aufregung hin, so werden die Predigten des Kalifa bereits langweilig und laden zu Spötteleien ein. Da er nämlich früher nicht einmal die notwendigsten Verse des Koran gelernt hat, so bewegen sich seine religiösen Ansprachen in sehr bescheidenen Grenzen. Schon lange vorher pauken ihm seine Schreiber einige Phrasen ein, mit deren beständiger Wiederholung er sich auf der Kanzel dann genügen läßt. Er begrüßt die um die Kanzel sich scharenden Gläubigen mit den Worten: „Der Friede sei mit euch, o Freunde des Mahdi." „Mit dir sei der Friede, o Kalifa," schreien dann alle Zuhörer.

„Gott segne euch," fährt der Kalifa fort, „Gott schütze euch, Gott führe euch zum Siege." Nach jedem Satz macht der Redner eine lange Pause, welche von den Anwesenden benutzt wird, mit lauter Stimme „Amen" zu rufen. „O! ihr Freunde des Mahdi, o! die Welt ist schlecht." Große Pause. „Amen," schreien alle. „Und niemand bleibt lange auf derselben. O! betet eure fünf Gebete, leset das Gebet des Mahdi." „Amen." „Haltet euch bereit zum Kampfe gegen die Ungläubigen." Geheul. „Befolget meine Befehle." Diesen Satz wiederholt er immer wieder. „Verzeihet euch untereinander." „Wir verzeihen uns," schreit die Versammlung aus voller Kehle. „Gott segne euch. Jetzt gehet auseinander, aber mit dem Rufe: Gott ist groß." Die Versammlung läuft auseinander unter lautem Amen- und Allah-Geschrei. Nur selten gestattet sich der Prediger eine bescheidene Abweichung von diesen Sätzen, so daß besonders die Jugend ihre Heiterkeit über das oft Gehörte nur durch kräftige Zwischenrufe bändigen kann.

An die göttliche Sendung des Kalifa glaubt augenblicklich niemand mehr.

Daß der Unterricht, soweit von einem solchen geredet werden kann, auf einer tiefen Stufe steht, ist einleuchtend. In einem Anflug von Gerechtigkeitslaune erlaubte der Kalifa einmal Vorträge über Rechtswesen. Als sich jedoch der Lehrer zu der unklugen Äußerung hinreißen ließ, daß vor der Wissenschaft auch die Könige sich zu beugen hätten, wurden seine Vorlesungen für geschlossen erklärt. Sonst ist das Lesen des Koran und leidlich Schreiben der Inbegriff aller Wissenschaft.

Sehr schlimm steht es mit der Rechtspflege. Dieselbe liegt in den Händen der Kadis, welche als willenlose Werkzeuge ihres Herrn nur in ganz unbedeutenden Sachen selbständig handeln dürfen, in allen öffentlichen Rechtsfragen und in größern Angelegenheiten stets die Willensmeinung des Kalifa einzuholen haben. In unterwürfiger Haltung, mit gebeugtem Haupte, auf bloßer Erde im Halbkreis sitzend, lauschen sie eifrig auf die meist nur mit halblauter Stimme gegebenen Weisungen. Sie alle sind bereit, die elendesten Nichtswürdigkeiten ihres Herrn mit dem Mantel der Gerechtigkeit zu bedecken. Ackerbau wird natürlich während der kriegerischen Zeiten wenig getrieben, und eine Hungersnot ähnlich derjenigen von 1889—1890 ist nicht ausgeschlossen. Damals wurden in Omderman, der Haupt- und Residenzstadt des Mahdismus, die Häute verendeter Tiere, das Ledergeflecht alter Schilde und Stühle verzehrt, die auf den Straßen liegenden Tierknochen zerstampft, gekocht und die Brühe getrunken. Slatin sah einen halbverhungerten Menschen, der ein Stück Unschlitt raubte und es rasch in den Mund schob. Die Besitzerin würgte ihn mit beiden Händen am Halse, bis seine Augen aus den Höhlen traten; doch krampfhaft hielt er den Mund geschlossen, bis er besinnungslos zu Boden stürzte. Einmal sah Slatin drei Weiber, welche den Körper eines jungen Esels aufgerissen hatten, an den rohen Eingeweiden des Tieres kauen. Andere Bettler wollten ihnen die Beute wegnehmen, sie verteidigten aber ihren Raub mit der Wut von wilden Tieren, welche Blut geleckt haben. Solche Greuel kühlen auch den Fanatismus eines eingefleischten Mahdisten.

Der früher sehr lebhafte Handel des Sudan ist ganz herabgekommen. Gummi, Straußenfedern, die Frucht des Tamarinden-

baumes, die Blätter der Senna- und Mekkapflanze, Elfenbein, früher alles bedeutende Artikel, kommen fast gar nicht mehr auf den Markt. Am lebhaftesten wird der Sklavenhandel betrieben, welcher von der Religion des Islam und dem Kalifa erlaubt ist.

Sehr drückend ist die Verschlechterung der Geldsorten. Schon der Mahdi hatte seinen Stolz darein gesetzt, eigene Münzen prägen zu lassen. Erst wurde das Geld vollwichtig ausgegeben, bald aber so verschlechtert, daß heute fünf Mahdithaler kaum den Wert eines Maria-Theresia-Thalers darstellen.

Alle diese Umstände werden als ebensoviele Enttäuschungen früherer Hoffnung von den Sudanstämmen tief empfunden. Auch der Kalifa kennt die peinliche Lage, kann sie aber nicht ändern, und in vielen Punkten wollte er es nicht einmal.

Bei seiner Absicht, die Herrschaft dauernd für sich und die Seinigen zu befestigen, stützt er sich vorzüglich auf seine Soldaten, welche allerdings genügen, seine Macht gegen die Empörung einiger unzufriedenen Stämme zu sichern.

Auf elf Stationen verteilt, zählt, nach dem höchsten Stand berechnet, das Heer 34350 Negersoldaten, 6600 Reiter (Risigattkrieger, vgl. nebenstehendes Bild), 64100 Ansar (Schwert und Lanzenträger, vgl. das Bild S. 125), 75 Geschütze.

Unter den 40350 Gewehren sind 22000 Remingtongewehre, welchen aber zur Verminderung des Gewichtes ein Teil des Laufes abgenommen ist. Die übrigen 18000 sind alte ein- und doppelläufige Perkussionsgewehre. Von den 64000 Schwertstreitern ist vielleicht die Hälfte wegen zu hohen oder zu jugendlichen Alters zu einem Feldzug untauglich. Unter den 75 Geschützen sind sechs Kruppkanonen großen Kalibers mit sehr geringem Munitionsvorrat, acht Mitrailleusen alten und neuern Systems; die übrigen 61 Geschütze sind alte Messingvorderlader verschiedenen Kalibers. Die Gewehrmunition ist schon heute durchweg Omdermaner Fabrikat und die Tragfähigkeit kaum 600 bis 700 Schritt.

Ein Risigattkrieger.

Der Kalifa gefällt sich darin, hie und da Manöver zu halten, bei denen er sich manchmal es beikommen läßt, selbst zu kommandieren. Da ihm aber militärische Kenntnisse sehr abgehen und die Armee für regelrechte Übungen nicht eingeschult ist, endet das kriegerische Schauspiel bald in einem namenlosen Durcheinander.

Wie schwach auch eine solche Macht gegen einen zielbewußten, gut geführten Feind sein mag, so genügt sie dem Kalifa, seine Stellung zu sichern. Die geknechteten Stämme finden in sich nicht die mindeste Kraft zur erfolgreichen Auflehnung. Drei Viertel ihrer Brüder sind im Kriege, durch Hunger oder durch den Strang am Galgen ums Leben gekommen, die noch Lebenden sind Sklaven. Sie sehnen sich nach der Rückkehr einer Regierung, die ihnen Ruhe und Frieden giebt. Sollte der Kalifa von einer kriegstüchtigen Macht angegriffen werden, oder, wie es fast scheinen möchte, sich selbst auf einen Krieg einlassen, so dürfte wegen der mangelhaften Treue und des fehlenden Glaubens an seine Sache auf seine Niederlage und dann auf die Wiedergewinnung des Sudan auch für die friedlichen Eroberungen unserer Missionäre zu denken sein.

V. Abessinien.

1. Massauah.

Von Nubien aus könnten wir nach Abessinien gelangen, indem wir dem Laufe des Nilstromes entweder bis zur Stadt Berber oder besser noch bis nach Chartum folgen und dann von Berber längs des Atbaraflusses oder von Chartum an den Blauen Nil aufwärts steigen; denn diese beiden Flüsse entspringen in dem Berglande Abessinien, und der letztere würde uns bis zu seinem schönsten und größten See, dem Tanasee, führen. Diese Reise würde aber nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch überaus gefahrvoll sein, und wir thun daher jedenfalls besser, nach Osten ans Rote Meer zu gehen und unser Schiff wieder zu besteigen, welches inzwischen durch den Kanal von Suez in den Hafen von Suakim gekommen ist. In kurzer Fahrt bringt uns dasselbe nach Massauah. Von dort haben wir nicht mehr weit bis an die Grenze Abessiniens.

Massauah (vgl. das Bild S. 129) ist das Thor Abessiniens. Es liegt etwa 500 km südlich von Suakim wie dieses auf einer kleinen Insel des Roten Meeres, die dem afrikanischen Festlande unmittelbar vorgelagert ist. Die wichtige Hafenstadt bietet ein freundliches Landschaftsbild, während sonst die öden Küsten des Roten Meeres sich nicht durch Schönheit auszeichnen. Auf dem kleinen Eilande leuchten im Sonnenstrahl die hohen, weißen arabischen Häuser mit den flachen Dächern, zwischen denen hin und wieder die Minarets einer Moschee aufragen. Im Westen erhebt sich der Palast des Gouverneurs, der von dem Schweizer Munzinger erbaut wurde, mit seiner weißen Kuppel und dem das ganze Gebäude umschließenden Säulengang, wohl der stattlichste Bau an den Ufern des Roten Meeres. Im Süden ragt der über 100 m hohe Kegel des Ghedem aus den dunkeln Fluten der Bai von Arkika, in deren Wassern die kleine, grünumbuschte Insel Schech Said gebettet ist. Landeinwärts dehnt sich die Tiefebene der Sahara, welche bald in ein rauhes, nacktes Hügelland übergeht. Steil und schroff erheben sich bald die Felsmauern des abessinischen Hochlandes, das in der Nähe von Massauah die etwa 2700 m hohe Hochebene von Hamasien bildet. Wenn man aber die Stadt betritt, so findet man sich, wie in allen orientalischen Städten, bitter enttäuscht. Die Straßen sind elend, und abgesehen vom Palast des Gouverneurs findet sich kaum ein bedeutender Bau, der Massauah eigentlich angehört. Denn die italienischen Hotels, Kaffeehäuser, Garküchen und Kasernen, die in den letzten zwei oder drei Jahren aus dem Boden hervorwuchsen, sind für uns nicht sehenswert.

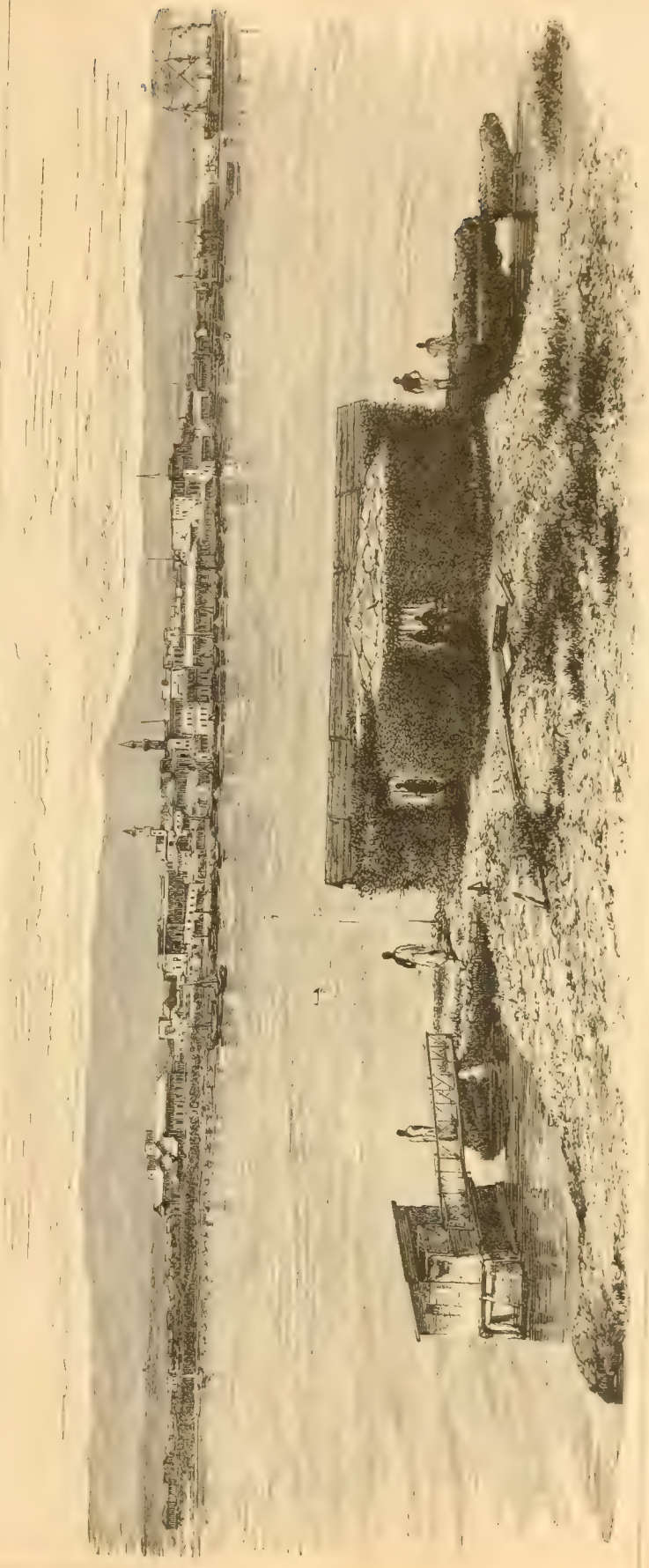
Die Einwohnerschaft Massauahs und der damit verbundenen Insel Tau el Hud wird auf 4000—5000 Seelen geschätzt; ebenso stark ist gegenwärtig die italienische Besatzung, welche die Befestigungen auf der Landseite besetzt hält. Die eigentlichen Einwohner stammen aus der benachbarten Provinz Tigre, von Nordabessinien; man sagt, sie seien träge und unordentlich und zu Streithändeln geneigt. Das Klima ist seiner Hitze wegen, die im Sommer bis auf 48° C. steigt und durchschnittlich 38—40° beträgt, mit Recht verrufen und sehr ungesund. Es hat unter den italienischen Truppen zahlreiche Opfer gefordert; die Vincentinerinnen, welche in Massauah auch eine Mädchenschule (vgl. das Bild S. 130) leiten, verpflegten dieselben mit hingebender Liebe.

2. Die Italiener in Abessinien.

Wie sind denn aber die Italiener nach Massauah gekommen? Die Lorbeeren der andern europäischen Mächte ließen sie nicht ruhen; alle gründeten „Kolonien“ in Afrika, und so glaubte Italien sich berechtigt, ebenfalls sein Stück Land sich zu holen. Ob das Gebiet schon einen andern Herrscher habe, darum kümmerten sie sich ebenso wenig als damals, da sie dem Heiligen Vater und der ganzen katholischen Kirche Rom und den Kirchenstaat raubten. Zunächst hätten die Italiener gern Tunis gehabt, das ihnen sehr gelegen gewesen wäre. Aber da kamen ihnen, ohne viele Umstände zu machen, die Franzosen zuvor. Nun richteten sie ihre Blicke nach den Küsten des Roten Meeres und nach dem schönen Bergland Abessinien. Eine erwünschte Gelegenheit bot sich ihnen, als die Niederlagen im Sudan den Khedive von Ägypten zwangen, das Küstengebiet, welches bisher (seit 1557) zu Ägypten, also zur Türkei, gehört hatte, von Truppen zu entblößen. Damals besetzten die Engländer für Ägypten den Hafen von Suakim und verteidigten denselben in blutigen Kämpfen gegen Osman Digma, der mit dem Mahdi im Bunde stand. Anfangs Februar 1885 erschienen plötzlich italienische Schiffe und Truppen in Massauah und besetzten es, angeblich „zum Schutz der dort lebenden Europäer“. Umsonst legte der Khedive und die Türkei gegen diesen aufgenötigten „Schutz“ Verwahrung ein. Die Italiener blieben und betrachteten nun den Küstenstrich, der etwa 150 km südlich von Suakim beginnt, auf eine Ausdehnung von nahezu 1000 km mit allen vorgelagerten Inseln bis hart an die Landenge von Bab-el-Mandeb als ihr Eigentum. Aber mit der Küste allein und den unfruchtbaren Inseln war ihnen nicht gedient. Sie wollten weiter hinein, in das schöne Bergland Abessinien. Schon Anfangs Mai 1885 beschlossen sie, ins Innere vorzurücken, vorläufig nur bis Keren, das etwa 100 km westlich von Massauah landeinwärts liegt; die Truppen könnten nämlich die Hitze in Massauah nicht aushalten, sagten sie. Der Negus Johannes, der Kaiser von Abessinien, verlegte ihnen aber den Weg und stellte ihnen unter Kriegsdrohung die Bedingung, alle Posten mit Ausnahme Massauahs sofort zu räumen und keine Gesandtschaften an König Menelik von Schoa zu senden. Würden sie darauf eingehen, so wolle er den Italienern den Besitz von Massauah einräumen und ein Handelsbündnis mit ihnen schließen.

Im darauffolgenden Jahre schickte der Negus wirklich seinen Feldherrn Ras Alula mit einem Heere von 20—30 000 Mann gegen die Stellungen der Italiener. Zunächst galt es den Befestigungen, welche sie bei Sahati errichtet hatten, einem wegen seiner Quellen wichtigen Orte, 30 km von Massauah an der Karawanenstraße nach Abessinien. Der tapfere Angriff vom 24. und 25. Januar 1887 wurde zwar, dank der verheerenden Wirkung der europäischen Geschütze, blutig zurückgewiesen. Doch sah sich der italienische Offizier gezwungen, von Massauah Proviant und Schießbedarf zu verlangen, was ihm sofort unter Bedeckung von drei Kompanien und einem Zuge Mitrailleusen geschickt ward. Die Abessinier lockten diese Truppen in einen Hohlweg bei Dogali und griffen sie daselbst mit einer Übermacht von 15 000 bis 20 000 Mann an. Infolge des eingedrungenen feinen Sandes versagten die Mitrailleusen. Dennoch kämpften die Italiener acht Stunden lang tapfer gegen den von allen Seiten anstürmenden Feind und fielen, nachdem auch der für Sahati bestimmte Schießbedarf verbraucht war, durchbohrt von den Spießen der abessinischen Reiter. Zu spät kam ein Hilfskorps von Massauah. Es fand die Kämpfer in Reih und Glied nebeneinander liegen, fast alle tot; unter den Überlebenden gab es nur wenige, die nicht verwundet waren. 23 Offiziere und 407 Soldaten waren erschlagen; 82 Verwundete wurden nach Massauah gebracht.

Infolge dieser Niederlage mußten die Befestigungen von Sahati und fast sämtliche Posten außer Massauah von den Italienern aufgegeben werden. Der Negus aber schrieb ihnen: „Zuerst habt ihr Massauah weggenommen, jetzt seid ihr nach Sahati gekommen, um dort eine Festung anzulegen. Welchen Zweck habt ihr? Gehört dieses Land nicht mir? Räumet mein Land! Wenn ihr in guter Absicht kamet, wozu bauet ihr Festungen? Warum bringt ihr Kanonen, Gewehre und Soldaten mit?“ Und Ras Alula fügte diesen Worten seines Kaisers am Tage von Dogali, nachdem er die italienischen Truppen zusammengehauen hatte, die Bemerkung bei: „Ihr seid schuld an dem Geschehenen! Laßt uns jetzt wieder Freunde sein wie früher. Bleibet in eurem Lande; das ganze Land von Massauah bis hierher gehört dem Negus.“



Massauah. (S. 128.)

Italien schickte aber neue Truppen und verband sich jetzt mit König Menelik von Schoa, den der Negus von Abessinien früher zu seinem Vasallen gemacht hatte und der jetzt den Fremden zum Kriege gegen Abessinien die Hand reichte. Italien schickte 20 000 Mann; der Negus rückte Ende März 1888 mit einer Armee von 80 000 Mann bis auf eine Stunde an die italienische Streitmacht heran, wagte aber keinen Angriff und zog sich, ohne daß es weder zur Schlacht noch zu Friedensverhandlungen gekommen wäre, in seine Berge zurück. Erst mit dem Tode des Negus Johannes wandte sich das Glück zu Gunsten der Italiener. Derselbe starb Anfang April 1889 an den Wunden, die er in einem Gefechte gegen die

Anhänger des Mahdi am 12. März erhalten hatte. Menelik von Schoa, mit den Italienern verbündet, trat jetzt als Negus von Abessinien auf und hatte ihnen bereits ein großes Gebiet abgetreten. Nicht nur Keren im Westen, sondern Godofelassi im Südwesten, das 1330 m hoch an der Straße nach Adua, der Hauptstadt von Tigre und nur mehr etwa 80 km in der Luftlinie von derselben liegt, während die Entfernung von Massauah über 100 km beträgt, gehörte nun den Italienern, die bereits die Schutzherrschaft über ganz Abessinien beanspruchten.

In dem Vertrage von Utschalli hatten sie sich nämlich am 2. Mai 1889 ausbedungen, daß der König von Abessinien nur durch die Vermittlung der Italiener mit andern auswärtigen Mächten verhandeln dürfe, was allerdings Abessinien zu einem von Italien abhängigen Staate gemacht hätte. Menelik behauptete aber, nachdem er durch die Hilfe der Italiener in den Besitz seiner Macht gekommen war, so habe er den Vertrag nicht verstanden, und protestierte am 11. Februar 1891 gegen die Abhängigkeit von Italien. Das führte zum Kriege. Zunächst empörte sich im Dezember 1894 Ras Mangascha gegen die Fremden, die ihr Gebiet immer weiter ausdehnten. Die Italiener siegten und verjagten Mangascha, dessen Gebiet von Tigre mit einem Flächenraume von 63000 qkm und einer Bevölkerung von rund einer halben Million Seelen sie ohne weiteres ihrer Kolonie Erythräa einverleibten. Mangascha floh zu Menelik, und dieser beschloß, den Kampf für die Freiheit Abessiniens gegen die fremden Eroberer aufzunehmen. Mehrere der mächtigsten Fürsten (Ras) scharten sich

Haus der Schwestern in Massauah. (Nach einer Photographie. — S. 128.)

sofort um ihren König (vgl. die Bilder S. 131 u. 132); andere, mit den Italienern verbündete, traten zu ihm über, sobald sich das Kriegsglück auf seine Seite wandte. Nach einigen anfänglichen Siegen erlitten nämlich die Italiener bei Amba Aladschi durch Ras Mikael und Ras Makonnen eine Niederlage. Ihre Vorhut unter Toselli wurde daselbst am 7. Dezember 1895 vernichtet. Eilig mußte sich das Hauptheer zurückziehen, und nur die heldenmütige Verteidigung der Bergfestung Makalle gab ihnen Zeit, sich zu sammeln und neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Am 7. Januar 1896 erschien der Feind vor Makalle, dem frühern Sitze des Ras Mangascha. Major Galliano verteidigte es mit 1330 Mann gegen Menelik, dessen Heer auf 70000 Mann angegeben wird. Vier blutige Stürme wurden abgeschlagen; in dem vom 18. Januar allein sollen 1500 Abessinier gefallen sein. Die Verteidiger mußten endlich dem Durste weichen; als der letzte Tropfen Wasser verbraucht war, ergaben sie sich am 21. Januar in ehrenvoller Weise. Nicht minder ehrt es den Negus Menelik, daß er den Feind, der ihm so großen Schaden zugefügt und den er nun ganz in seiner Hand hatte, mit allen Waffen und Vorräten abmarschieren ließ.

Gallianos Widerstand hatte dem Höchstkommandierenden, General Baratieri, es ermöglicht, seine ganze Truppenmacht bei Adigrat, nicht ferne von Adua, der Hauptstadt Tigres, zusammenzuziehen; doch hatte er keinen Vorstoß zur Befreiung von Makalle gewagt. Er hatte freilich nur 30000 Mann, während das Heer des Menelik täglich durch Zuzüge und Überläufer anschwoll. Die beiden feindlichen Heere standen sich jetzt den ganzen Monat Februar auf einige Stunden Entfernung gegenüber, ohne die Entscheidungsschlacht zu wagen. An Bewaffnung waren die Italiener,

Negus Menelik II. und seine Generale. (S. 130.)

die 66 Geschütze und gute Repetiergewehre hatten, den Abessiniern überlegen; doch sollen sie nicht genügend mit Schießbedarf versehen gewesen sein. Auch Menelik hatte übrigens 40 Kanonen und eine große Anzahl Gewehre; über 15 000 hatten ihm die Italiener selber geliefert, und darunter sollen sich die von Pius IX. gesegneten Waffen befunden haben, welche die Italiener bei dem schmählichen und räuberischen Überfalle Roms an sich gebracht hatten.

Am 1. März 1896 entschloß sich Baratieri zum Angriff; die Nachricht, daß er durch einen andern Oberbefehlshaber ersetzt werden sollte, scheint ihn dazu bestimmt zu haben. In drei Abteilungen ging er vor, um die Höhen, die der Feind besetzt hielt, zu erstürmen. Es begann ein furchtbares Morden. Aber die Abessinier hielten stand, ob auch Tausende unter dem Schnellfeuer des Feindes fielen. Ihre Überzahl umfaßte die Flügel der Italiener und bedrohte so deren Rückzugslinie. Dreimal griff die Brigade Dabormida, die vom Centrum losgerissen auf dem rechten Flügel kämpfte, den Feind mit dem Bajonette an, dreimal wurde sie zurückgeworfen und am Ende, nachdem ihre Geschütze sich verschossen hatten, fast ganz aufgerieben. Man mußte den Rückmarsch antreten, der in Flucht ausartete und auf dem die ganze Gebirgsartillerie verloren ging. Über 8000 tote Italiener und wohl noch mehr erschlagene Feinde bedeckten die blutige Wahlstatt, so daß, zum Glück für die Italiener, Menelik die Fliehenden nicht verfolgen konnte; sie wären sonst gänzlich vernichtet worden. Die Folge dieser Niederlage war der Sturz der Regierung Crispis in Italien. Das neue Ministerium zog, dem Drucke der öffentlichen Meinung weichend, das geschlagene Heer aus Abessinien zurück und knüpfte mit Menelik Friedensverhandlungen an. Für die vielen gefangenen Italiener, die nach der barbarischen Sitte Abessiniens schmachvoll verstümmelt wurden, verwendete sich der Papst leider umsonst, indem, wie es scheint, die italienische Regierung selbst seine väterlichen Pläne durchkreuzte. Im Oktober kam endlich der Friedensschluß von Adis-Abeba zu stande. In demselben mußte Italien auf sein Protektorat über Abessinien verzichten, das also seine volle Freiheit erkämpft hat. Dagegen wurde die Grenze der italienischen Kolonie etwas weiter nach Süden gerückt, so daß sie einen kleinen Gebietszuwachs erhielt. Die Flüsse Mareb, Belesa und Muna bilden jetzt die Grenzlinie zwischen Erythräa und dem Reiche des Negus Menelik.

Abessinischer Soldat. (S. 130.)

Großen Nutzen hat Italien, wie man sieht, bisher von seiner Kolonie „Erythräa“ nicht gehabt. Weit über 200 Millionen Mark hat sie ihm gekostet und dazu viele tausend Menschenleben!

3. Ein Gang durch Abessinien.

Abessinien oder Habesch hatte bis zu den oben erwähnten Gebietsabtretungen an Italien einen Flächenraum von 410 000 qkm, war also zehnmal so groß als die Schweiz, während seine Bevölkerung mit 3 Millionen Seelen der Zahl der Schweizerbürger ungefähr gleichkommt.

Abessinien wird die „afrikanische Schweiz“ genannt; schon dieser Name sagt uns, daß es ein sehr gebirgiges, aber auch ein sehr schönes Land sein muß (vgl. das Bild S. 133). Bei einem Besuche desselben müssen wir freilich auf Eisenbahnen und Dampfschiffe verzichten, nicht einmal ordentliche Wege oder Landstraßen dürfen wir erwarten; denn das sind dortzulande unbekannte Dinge. Zu Fuß werden wir allerdings auch schwerlich den sechs Meilen vom Meere entfernten, 2700 m hohen Tarantapaß, das nächste Felsenthor Abessiniens, erklimmen wollen. Da wir das Kamel am Fuße des Gebirges zurücklassen müssen, besteigen wir ein bescheidenes Saumtier und schließen uns der nächsten besten Karawane an. Anfangs ist die Umgebung öde; je mehr wir uns aber vom Roten Meere entfernen, desto mehr gewinnt die Landschaft an Reiz. Immer deutlicher treten die gewaltigen Gebirgsmassen aus dem Hintergrunde hervor, immer mehr hebt sich der Boden über den Meeresspiegel, der Pflanzenwuchs wird immer üppiger. Terrassenförmig führt uns der nicht gerade bequeme Steig bergauf; schon muß unser Tier sich mühsam einen Weg zwischen Felsvorsprüngen und riesigem Baum- und Strauchwerk aufsuchen. Bald glauben wir uns auf eine hohe Schweizeralp entrückt. Alles nimmt einen friedlichen Charakter an. Herden von Rindern, Schafen und Ziegen grasen in großer Anzahl auf den grünen Matten; eine muntere Vogelwelt belebt die Gipfel der Bäume. Die Aussicht erweitert sich immer mehr. Jetzt sehen wir uns wieder inmitten von tausenderlei Gebirgsformen, deren Gestalt allerdings von der unserer Alpen nicht wenig verschieden ist; nur zagend blicken wir bald rechts, bald links in die jähe Tiefe. Manchmal ist die Bildung der Berge eine so regelmäßige, daß man glauben könnte, sich auf den Zinnen eines ungeheuern Felsen-

Eine Bergschlucht in Abessinien. (S. 132.)

schlosses zu befinden, das seine Kuppeln und Türme, seine Pyramiden und Obelisken malerisch um unsern Standpunkt gruppiert habe. Doch nicht Menschenhand hat solche Kolosse aufgetürmt. Unterirdische vulkanische Kräfte haben diese Bergkegel aus der Tiefe emporgetrieben. Ganz Abessinien haben sie von Norden nach Süden stufenweise bis zu einer Höhe von 2000—3000 m emporgehoben; einzelne Gebirgskämme, welche diese Hochebenen umkränzen, türmten sie bis zu einer Höhe von 4000, ja 5000 m über den Meeresspiegel. Zeugen ihrer Thätigkeit sind die vielen vulkanischen Gebilde, die zahlreichen warmen Quellen, die erstarrten Lavaströme, die erloschenen Krater, die häufigen Erdbeben. Die einst zahlreichen Feuerspeier sind bis in unsere Zeit noch nicht alle zur Ruhe gekommen, wie neuerdings im Jahre 1861 der Dschebel Dubben oder Vulkan von Ed an der Danakilküste bewiesen hat. Ebenso sollen im Innern des Landes nach der Aussage der Bewohner vor etwa 50 Jahren noch „Berge gebrannt" haben.

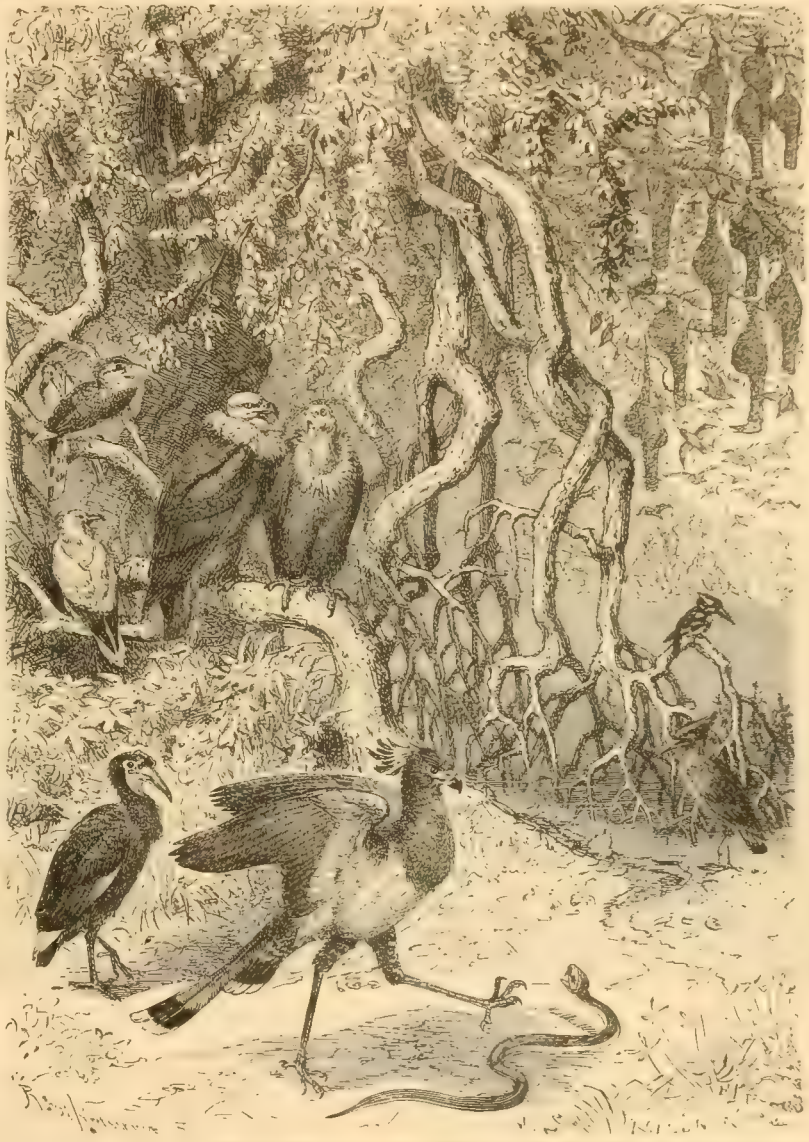
Bald haben wir die Höhe des Passes von Halai, des ersten abessinischen Dorfes, erstiegen, wo sich uns eine prächtige Aussicht auf das gesegnete Land erschließt. Vor uns öffnet sich die Provinz Tigre mit ihrer endlosen Zahl von malerischen Bergkuppen, mit ihren vielen Wasserstraßen, ihren fruchtbaren Hochebenen, ihren anmutigen Weideplätzen. Zu unsern Füßen teilen sich die Wasser, und während der in der Nähe entspringende Anseba seinen Weg nach Norden nimmt und mit dem Barka vereint dem Roten Meere zuströmt, zieht der noch winzige Mareb die entgegengesetzte südliche Richtung vor, um nach langem, selbständigem Laufe endlich bei dem mächtigen Atbara Aufnahme zu finden. Dieser trägt seine Wasser bei Berber in den gewaltigen Nilstrom. Zu unserer Rechten, in der Richtung des Anseba, hebt in weiter Ferne der vereinzelte Debra Sina, der Wachtposten des Nordens, sein Haupt hoch in die Wolken; zur Linken verkündet der 3200 m hohe Semaiata gleich einem Riesendome die Nähe der Hauptstadt Adua; den Hintergrund der prachtvollen Landschaft bildet der vom Takazin umsäumte Alpenstock Semiens. Was immer ein Land an Interessantem bieten kann, das finden wir in Abessinien vereinigt. Zoologen, Botaniker, Geologen, Künstler, Kaufleute, Jäger und Abenteurer jeglicher Art haben hier ein reiches Gebiet für ihre Thätigkeit.

Durcheilen wir flüchtig das ganze Gebiet Abessiniens mit seinen drei größten Provinzen: Tigre, Amhara und Schoa. Bald versetzt uns eine hohe grünende Alp in die Schweiz, und wir horchen unwillkürlich auf, ob nicht das muntere Gejodel eines Sennen ertöne; bald sehen wir uns an die Ufer des herrlichen Lago Maggiore entrückt: es ist der Tanasee, auf dem die vielen Inseln gleich Blumenkörbchen zu schwimmen scheinen; bald sind es die Ruinen einer Königsburg, die unsere Gedanken in das ferne Portugal hinübertragen, dann wieder prächtige Öl- und Lorbeerhaine, die an Italien erinnern. Die weite Hochebene von Wogara bietet ein Stück Ecuador; ein lieblicher Weinberg, der sich in den Fluten des dem Tanasee entströmenden Blauen Nils spiegelt, ruft den deutschen Rhein ins Gedächtnis zurück. Große Reisfelder, wildwachsender Kaffee, schattige Tamarinden, die mit hohen Sykomoren an Größe wetteifern, über 10 m hohe Colquale mit ihren kronleuchterartig ausgebreiteten Ästen, Prachtexemplare von Aloes, Euphorbien und Asklepiadeen erinnern uns jedoch bald wieder, daß wir unter der Sonne der Tropen stehen. Große Äcker mit Weizen, Mais, Gerste, Hirse geben durch ihre Doppelernte Zeugnis für die Fruchtbarkeit des Bodens, ganze Wäldchen von Pomeranzen, Zitronen, Feigen von der Mannigfaltigkeit der Produkte; hohe, schlanke Akazien und Cypressen wechseln ab mit Gummibäumen, Dattelpalmen, Bananen, die, wiederum von dem hohen Deleb überragt, mit baumartigen Kaktusbüschen untermischt, von phantastischen Schlingpflanzen gleichsam bekränzt erscheinen. Baumwolle und Zuckerrohr, Reisfelder und Hülsenfrüchte aller Art, alles ist in Abessinien heimisch. Mit wahrhaft verschwenderischer Hand hat die Natur, oder vielmehr der Schöpfer der Natur, seinen Reichtum über dieses schöne Land ausgegossen. Es ist in der That ein Land, das von Milch und Honig fließt. Diese beiden Vertreter des Reichtums bei den alten Orientalen finden sich in einem solchen Maße, daß man sich selbst beim Bade nicht selten der Milch statt des Wassers bedient, und daß der sogen. Honigwein das gewöhnliche Getränk der Eingebornen bildet.

Dabei fehlt es keineswegs an großen Waldungen, in denen eine zahlreiche Tierwelt unter der Oberhoheit ihres Königs haust. Ganze Herden von Elefanten, ganze Rudel von Antilopen, Leoparden, Giraffen, Hyänen, Dachse, Füchse und Schakale fordern den Jägersmann zu kühnen Unternehmungen heraus. Auch die Seen und Flüsse versprechen reiche Beute für Büchse und Netz, vom Nilpferde, Krokodile angefangen bis zu den vielen in prächtigen Farben schillernden tropischen Fischarten. Der Preis in der Farbenpracht gebührt jedoch der Vogelwelt (vgl. das Bild S. 135). Wie unsere Alpen, so umkreist auch die Schneegipfel Abessiniens der Adler ernst und feierlich. Der Lämmergeier späht auf hoher Felsspitze nach Beute; seine Raubgesellen, die Ohrengeier, machen ihm seine Mahlzeit streitig. Geräuschvoll fliegt die grüne Papageitaube von einem Baume zum andern, im dunkeln Dickicht locken ganze Ketten von Reb- und Perlhühnern; hier greift der Schlangenadler kühn und sicher nach dem Haupte seines Opfers; dort haben Hunderte von Webervögeln das Astwerk der Bäume mit dem Schmucke ihrer kunstvollen Nester reich geziert. Die verschiedensten Geierarten, Hornvögel, Habichte, Weihen, Krähen, Drosseln, Spechte, Finken, Wachteln, Schwalben, selbst der unfehlbare Sperling finden in Abessinien zahlreiche Vertretung. Ist der Besucher ein Freund von Mineralschätzen, so bieten ihm die Berge Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Schwefel und Salz, ja selbst Gold. Liebt er Bergtouren und eine lohnende Fernsicht, so wende er sich nach Süden, wo das riesige Kollogebirge ihm einen 5000 m hohen Steig bietet und einen weitern Ausblick verspricht, als sie unser Montblanc zu gewähren im stande ist.

Etwas ganz Eigenartiges haben die diesen Bergen entspringenden und in tiefen Spalten zwischen deren schroffen Felswänden sich Bahn brechenden Gewässer. Hunderte von Fuß stürzen sie sich manchmal in die jähe Tiefe, um sodann, von drei- bis viermal so hohen, senkrecht abfallenden Ufern eingeengt, ihren Weg in den zierlichsten Windungen zur nächsten Ebene zu suchen, der sie mit dem vulkanischen Schutte aus der Höhe neues fruchtbares Erdreich zuführen. Da die meisten derselben, wie der schon genannte Mareb und Takazie, der Salam und Goang, der westlichen Abdachung des Hochlandes folgend, sich in den Atbara und durch diesen in den Nil ergießen, dieser wiederum eine seiner Hauptquellen, die Wasser des sogen. Blauen Nils, aus dem Sammelbecken vieler abessinischer Gewässer, dem Tanasee, bezieht, so erklärt sich leicht der von alters her berühmte fruchtbare Schlamm dieses gewaltigen Stromes. Manches dieser Flußbette liegt mehrere Monate des Jahres trocken und dient als Weg und Landstraße; zur Regenzeit aber wälzen sich Wasser oft mit solchem Ungestüm in denselben fort, daß sie schon manchem Wanderer verhängnisvoll geworden sind.

Fast alle Reisenden beschreiben uns das Gefühl des Schreckens, das sich der Reisegesellschaft bemächtigt, wenn sie plötzlich, ohne vorher etwas geahnt zu haben, durch ein fernes Getöse auf das nahende Unheil aufmerksam wird. Es erhebt sich ein Rauschen, sagt Werner Munzinger, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Dasselbe wird lauter, gewaltiger; es zischt, es prasselt, es tost, es brüllt, als wenn böse Geister einherstürmten — nun naht es, mauergleich, schäumend und sich überstürzend — es ist der Waldstrom, der, vom Bache zum mächtigen Strome angewachsen, seines kurzen Lebens eingedenk, sich wild und feurig ins Thal hinabstürzt. Die tiefgewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht, und die grasige Ebene wird von Schutt überrollt. Das Wasser füllt das ganze Thal bis hoch an die Felsen hinauf. Wehe allem Lebenden, dem es auf seinem Wege begegnet; an eine Flucht ist nicht zu denken — unvermeidlicher Tod in den Fluten ist sein Anteil. Wie uns Heuglin, ein Afrikareisender aus der neueren Zeit, versichert, sind derartige plötzliche Überschwemmungen gar keine Seltenheit und wälzen sich manchmal bis in Gegenden fort, wo kein Tropfen Regen gefallen und wo nur das dumpfe weithin schallende Getöse als Hiobspost der allgemeinen Verheerung vorauseilt. So wurde noch vor wenigen Jahren ein ganzes Zeltlager eine Beute der Wogen; Hunderte von Menschen verloren dabei ihr Leben.



Hornvogel. Schmutzgeier. Hornrabe. — Ohrengeier. Schlangenadler. — Webervögel. Eisvogel. Schattenvogel.

Abessinische Vögel. (S. 134.)

Diese schrecklichen Verheerungen erinnern an eine andere ähnliche, nicht weniger verhängnisvolle Landplage Abessiniens, an eine Überschwemmung ganz anderer Art, deren Wogen durch die Luft daherbrausen: ich meine die Heuschreckenplage. Millionen und Milliarden dieser mehr als die blutgierigen Löwen und Leoparden gefürchteten Insekten ziehen manchmal gleich einer dunkeln Wolke am fernen Horizont herauf. Die Sonne wird förmlich verfinstert. Wie ein starker Sturmwind brausen sie über das Haupt des erstaunten Zuschauers hinweg; allein trotz ihres schnellen Fluges kann es wohl eine Stunde dauern, bis alle vorüber sind. Wehe der Gegend, die sie sich zum Opfer ihrer Verheerungen ausersehen haben! Ganze Meilen weit wird alles, was grünt und blüht, mit Stumpf und Stiel vertilgt. Fingerdicke Zweige liegen zerknickt am Boden, manche Felder werden dergestalt abgefressen, daß man nicht sagen kann, was daselbst angebaut, ja nicht einmal, ob überhaupt je etwas daselbst angepflanzt gewesen; selbst die Rinde der Bäume wird von den gefräßigen Tieren abgenagt. Hunger und Verzweiflung unter dem armen Landvolke sind ihre schlimme Nachhut.

Somit entbehren die schönen Landschaften Abessiniens auch der Schattenseiten nicht; aber immerhin, wenn wir auf das bisher Gesagte zurückblicken, sollten wir erwarten, in einem so reich von der Natur beschenkten Lande ein fröhliches, biederes, christlich religiöses, kunstsinniges und in allen Zweigen der Kultur thätiges Volk vorzufinden. Wir erwarten daselbst volkreiche Städte, schöne Landsitze, reiche Handelsplätze, einen lebhaften Verkehr mit dem Auslande, in jeder Hinsicht geordnete Verhältnisse. — Doch wie finden wir uns enttäuscht! Allerdings an den liebevollen Absichten der Vorsehung hat es keineswegs gefehlt, auch nicht an glücklichern Perioden in der Geschichte; allein nur Ruinen bezeichnen die Spuren vergangener Herrlichkeit. Wir stoßen fast nur auf elende Strohhütten, die sich gleich Maulwurfshaufen nur wenig über den Boden erheben. Der Name Stadt, selbst auf die sogen. Hauptstädte angewandt, klingt fast wie ein Hohn. Sogar die Königssitze von Gondar, Axum, Adua, Ankobar würden auf uns verwöhnte Europäer eher den Eindruck eines über den Resten einstiger Größe aufgeschlagenen Zigeunerdorfes, als den einer civilisierten Großstadt machen. Ihre Einwohnerzahl mag zwischen 4000 und 8000 schwanken. Verwildert wie das Land sind auch dessen Bewohner; sie bilden ein buntes Durcheinander vom dunkelsten Schwarz des Negers aus Centralafrika durch alle Schattierungen

bis zum vollen Weiß der wenigen Europäer, die sich hier niedergelassen haben. Christen und Heiden, Juden und Mohammedaner, Freie und Sklaven, Wilde und Halbwilde: alles haust hier, nicht friedlich, sondern vielmehr sehr unfriedlich, nebeneinander.

4. Ein Blick in Abessiniens Kirchengeschichte.

„Vor langer, langer Zeit," so erzählen die Bewohner Abessiniens, „etwa um das Jahr 2979 (seit Erschaffung der Welt), regierte in unserem Lande eine große Königin, Magunda war ihr Name. Eines Tages erhielt sie durch ihren Kauffahrer Tamarinus Kunde von einem mächtigen und weisen Könige des Nordens. Tamarinus wußte seiner Herrin so viel des Wunderbaren und Unglaublichen von demselben zu erzählen, daß sich in ihr das Verlangen regte, diesen Wunderkönig zu sehen, mit eigenen Augen seine Macht zu schauen, aus seinem eigenen Munde jene Wunderweisheit zu vernehmen. Der König war kein anderer als der weise Judenkönig Salomon. Reich mit Geschenken ausgerüstet und mit einem zahlreichen Gefolge machte Magunda sich auf nach Jerusalem. Dort fand sie nicht bloß die Bestätigung dessen, was Tamarinus ihr berichtet hatte, sondern ihre Erwartungen wurden weit übertroffen. Salomon vermählte sich mit der für ihn begeisterten Äthiopierin; sie schenkte ihm einen Sohn, dem sie, seinem Vater zu Ehren, den Namen Menelech, d. h. ‚Sohn des Weisen', beilegte. Menelech wuchs unter der Pflege seiner Mutter, die unterdessen die Regierung ihres Landes weiterführte, zum Knaben heran. Dann ward er nach Jerusalem gebracht, um daselbst in der Weisheit seines Vaters unterrichtet zu werden. Salomon ließ ihn im Tempel dem Herrn aufopfern und gab ihm zum Andenken an den Großvater den Zunamen David. Menelech-David ward bald ein stattlicher Jüngling, im Gesetze

Die Obelisken von Axum. (Nach Rüppell.)

des Herrn wohl unterrichtet. Sein Vater ließ ihn feierlich zum Könige von Äthiopien salben und sandte ihn dann in seine Heimat, daß er sein mütterliches Erbe anträte. Viele Schriftgelehrten, an deren Spitze Azarias, der Sohn des Hohenpriesters Sadok, bildeten das Gefolge des jungen Königs. Mit ihm hielt das mosaische Gesetz, also die Anbetung des wahren Gottes, seinen Einzug in Abessinien." So erzählen die Abessinier. Menelech-David soll auch die alte Königsstadt Axum gegründet haben, deren Trümmer heute noch von ihrer ehemaligen Herrlichkeit Zeugnis ablegen (vgl. obenstehendes Bild). Die „Königin von Saba" ist unsern jungen Freunden aus der biblischen Geschichte bekannt, und es ist keineswegs ganz unwahrscheinlich, daß dieselbe Königin von Abessinien war.

Als in Bethlehem unser lieber Heiland geboren war, kamen die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande, um ihn anzubeten. Darunter soll auch einer aus dem Mohrenlande gewesen sein, und die Kirche wendet auf dieses Ereignis der Anbetung der heiligen drei Könige die Weissagung des Propheten Isaias an: „Alle kommen von Saba, Gold und Weihrauch opfernd und das Lob des Herrn verkündend." Die Abessinier sagen nun, der eine dieser heiligen Könige sei ihr Fürst gewesen, und wir haben nichts dagegen einzuwenden. Die Kunde von der freudenreichen Geburt des Heilandes wäre also recht früh nach Abessinien gekommen. Dann wird in der Apostelgeschichte ein Zug erzählt, den die Abessinier ebenfalls auf ihr Land beziehen. Der heilige Philippus traf nämlich auf der Straße von Jerusalem nach Gaza den Kämmerer der Königin Kandace von Äthiopien und taufte ihn, und dieser Kämmerer habe dann seine Fürstin und seine Heimat Abessinien für die Lehre Jesu Christi gewonnen oder doch wenigstens vorbereitet, wie mehrere alte Schriftsteller erzählen. Doch dauerte es noch fast 400 Jahre, bis das Christentum eigentlich siegte. Der hl. Rufinus, der lange in Ägypten lebte, erzählt die Bekehrung Abessiniens also:

Um die Zeit, als Konstantius Kaiser in Konstantinopel und der hl. Athanasius Patriarch von Alexandrien war, landete ein christlicher Kaufmann aus Tyrus an der Küste des Roten Meeres. Mit ihm waren seine beiden Söhne Frumentius und Ädisius, oder wie die Abessinier sie nennen, Fremonatos (nach jetziger Aussprache: Fere-Menatos oder Ferie-Menatos, auch Fermonatos) und Sydrac. Der Name des Kaufmanns war Merodius. Rufinus nennt ihn einen Philosophen, wahrscheinlich, weil derselbe außer seinen Handelsgeschäften sich auch mit dem Studium verschiedener Länder und Völker befaßte. Das Schiff wurde von wilden Eingeborenen überfallen und die ganze Mannschaft niedergemacht, worauf die Plünderer beutebeladen zu ihren Wohnungen zurückkehrten. Unterwegs trafen sie die beiden Knaben, welche das Schiff verlassen hatten. Ohne von dem Geschehenen eine Ahnung zu haben, lagerten diese friedlich unter einem Baume, wo sie mit der Erlernung ihrer Lektion beschäftigt waren. Dies Bild des Friedens verfehlte selbst auf die wilden Abessinier seine Wirkung nicht, und anstatt die Knaben wie die übrigen zu töten, führten sie dieselben vor ihren König. Ela-Eskendi, so hieß der König, nahm die beiden Gefangenen gnädig auf; im übrigen betrachtete er sie als sein Eigentum und bestimmte sie zu seiner königlichen Bedienung. Da er bald die trefflichen Anlagen der heranwachsenden Jünglinge erkannte, vertraute er ihnen nach kurzer Zeit wichtige Ämter an. Frumentius wurde Verwalter der Reichseinkünfte und sein Bruder Ädisius königlicher Mundschenk. Verwundert, wie uns die Chronik von Axum erzählt, hier bereits den Glauben an Christus, die Verehrung der heiligen Dreifaltigkeit, das Tragen von Kreuzen und ähnliche christliche Gebräuche vorzufinden, machten

Königspalast von Gondar. (S. 138.)

sie aus ihrem christlichen Glauben gar kein Hehl; im Gegenteil, sie sannen auf Mittel und Wege, demselben volle Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Aber was vermochten sie allein, fern von allen christlichen Verbindungen, ohne Bischof, ohne Priester? Bald starb der König, und Frumentius sowohl wie Ädisius, die unterdessen ihre völlige Freilassung erlangt hatten, dachten daran, ihr Amt niederzulegen und in ihre Heimat zurückzukehren. Die Königin aber bat sie dringend, zu bleiben und während der Minderjährigkeit des jungen Thronfolgers ihr Amt fortzuführen, ja, die Verwaltung des ganzen Reiches zu übernehmen. Sie willfahrten der Bitte. Kaum aber hatte der Fürst die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen, als sie beide aufbrachen, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Ädisius ging wirklich nach Tyrus, wo er später Priester wurde; Frumentius hingegen wandte sich nach Alexandrien zu dem großen Athanasius, um ihm die hilflose Lage der Äthiopen auseinanderzusetzen. Er erzählte ihm, welch guter Boden in dem axumitischen Reiche den Samen der christlichen Lehre erwarte, und bat den Heiligen, einen Bischof als Glaubensboten dahin abzusenden. — Wie Athanasius diese frohe Kunde aufnahm, bedarf keiner besondern Erwähnung. Er zweifelte keinen Augenblick daran, wen Gott zum Apostel dieses Landes bestimmt habe. „Wo sollten wir einen zweiten finden," so rief der Patriarch aus, „voll des göttlichen Geistes, gleich dir, der im stande wäre, solches auszuführen!" Nach kurzer Vorbereitung ward Frumentius zum Bischof von Äthiopien geweiht und kehrte um das Jahr 350 nach dem Lande seiner heiligen Wünsche und Pläne zurück.

Es hat wohl kaum je ein Volk seinen Glaubensboten so freudig aufgenommen, wie die guten Abessinier ihren längst bekannten und liebgewonnenen Frumentius. „Abba Salama", d. h. „Vater des

Friedens", also nannten sie ihren Bischof und Apostel, welcher die Hauptstadt Arum selbst zu seinem Sitze wählte, um von da aus seine Priester und Diakone nach allen Seiten hin zu entsenden. Der junge König Aizan, sowie sein Bruder Sazan, den er zum Mitregenten erhoben hatte, empfingen nicht bloß selbst die heilige Taufe, sondern trugen auch nicht wenig zur Verbreitung des christlichen Glaubens unter ihren Unterthanen bei. Beide werden von den Abessiniern als Heilige verehrt unter den Namen Abraha und Atzbeha. Zeichen und Wunder aller Art (so lesen wir in den griechischen Kalendarien) bekräftigten die Lehre des heiligen Apostels. Die heidnischen Gottheiten schwanden nun vollständig, ihre Bilder stürzten, Kirchen und Altäre wurden errichtet. Selbst bis nach Ägypten, wo das katholische Ordensleben bereits seine ersten Blüten entfaltet hatte, drang der Ruf des Heiligen. Zahlreiche Mönche siedelten nach Äthiopien über. Viele Namen derselben zieren die Heiligenverzeichnisse der äthiopischen heiligen Bücher. Die heidnischen und jüdischen Gebräuche wurden immer mehr verdrängt. An ihre Stelle aber trat christliches Leben und christliche Sitte. Äthiopien war katholisch, und zwar römisch-katholisch. Frumentius und Athanasius, das waren die mächtigen Stützen, die auf dem Felsen Petri fußten. Erfüllt war nun im vollsten Sinne das Wort der Heiligen Schrift: „Von jenseits der Ströme Äthiopiens werden meine Flehenden, die Söhne meiner Zerstreuten, mir Opfergaben darbringen." Jetzt konnte der wie an Jahren, so an Verdiensten reiche Frumentius getrost mit dem hl. Simeon beten: „Nun lässest du, o Herr, deinen Diener in Frieden fahren." Er starb gegen Ende des vierten Jahrhunderts und ward mit Recht unter die Heiligen versetzt. Abessinien feiert das Fest seines Apostels auf den 30. November, während das römische Martyrologium dessen Lob alljährlich am 27. Oktober verkündet. — Unmittelbar auf seinen Namen läßt dasselbe eine der schönsten Früchte der Wirksamkeit unseres Heiligen folgen mit den Worten: „In Äthiopien das Fest des hl. Königs Elesbaan, der nach Besiegung der Feinde Christi die abgelegte Königskrone zur Zeit des Kaisers Justinus nach Jerusalem sandte und als Ordensmann, wie er gelobt hatte, im Herrn verschied." Unter der Herrschaft dieses frommen und heiligen Königs, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, reichte die Oberherrlichkeit Abessiniens noch über manche Länderstrecken jenseits des Roten Meeres, wo sich sein Statthalter Arethas mit vielen Hunderten (nach einigen waren es 4250) unter der Herrschaft des jüdischen Tyrannen Dunaan die Krone des Martyriums verdiente. Das Fest dieser Blutzeugen feiert die Kirche am 24. Oktober. Elesbaan setzte mit großer Heeresmacht über die Meerenge von Bab-el-Mandeb, besiegte Dunaan, welcher selbst umkam, vernichtete dessen Heere, setzte den vertriebenen Bischof Gregentius wieder ein und bestimmte an Stelle des hl. Arethas dessen Sohn zum Statthalter. Dann hielt er seinen siegreichen Einzug in Daphar, um bald darauf der Welt und all ihrer Pracht zu entsagen und sein Leben als Ordensmann zu beschließen.

Abessinien blühte unter seinen christlichen Fürsten; von Nubien bis in das Innere von Arabien, von Mekka bis Melinda, von Tigre bis zum Äquator erstreckten sich seine Grenzen. Das Glaubensbekenntnis von Nicäa und Chalcedon war die Richtschnur seines religiösen Bekenntnisses. — Alles schien einer glänzenden hoffnungsvollen Zukunft entgegenzugehen.

Aber nun kamen traurige Zeiten. Wie in Ägypten siegte auch in dem schönen Berglande die Irrlehre, daß in Christo nicht die göttliche und menschliche Natur, sondern nur die göttliche bestehe. Auch sagte sich die abessinische Kirche vom Mittelpunkte der Einheit, vom Stellvertreter Christi auf Erden, los und kam statt dessen in die schmählichste Abhängigkeit von dem koptischen Patriarchen von Alexandrien. Die Folge dieses unseligen Abfalles vom wahren Glauben war der gänzliche Zerfall des Volkes, das sonst, von der Natur begünstigt, einer blühenden Zukunft entgegenzugehen schien. Doch wir wollen den greulichen Aberglauben und die Sittenlosigkeit der armen Abgefallenen nicht schildern. Die Päpste und viele mutige Missionäre gaben sich zwar alle Mühe, das Bergvolk wieder dem wahren Glauben zu gewinnen, und zeitweilig hatte es auch den Anschein, daß Abessinien wieder katholisch werde; aber immer wurde diese Hoffnung in einer neuen Verfolgung wieder erstickt.

Die Jesuiten namentlich gaben sich ungeheure Mühe, Abessinien zu bekehren. Ihr heiliger Stifter, der hl. Ignatius von Loyola, wäre gern selbst in diese Mission gegangen. Viele seiner Söhne erlitten in Abessinien den Martertod; andere fielen unterwegs in die Hände von Seeräubern und wurden in die Sklaverei geschleppt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts schien der Sieg des katholischen Glaubens sicher. Damals bauten auch die Missionäre dem Negus den Palast von Gondar (vgl. das Bild S. 137); ja der Negus Segued bat den Heiligen Vater, daß er ihm einen Patriarchen sende. Gern willfahrte der Papst; er übertrug Alfons Mendez diese Würde und den Auftrag, Abessinien wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen. Als der Patriarch nach einer überaus gefahrvollen und beschwerlichen Reise im Juli 1625 in Abessinien ankam, wo die Missionäre bereits viele Tausende zum wahren Glauben bekehrt hatten, war der Jubel im ganzen Lande groß. In feierlicher Prozession ward der neue Patriarch abgeholt. Die königlichen Fürsten, Prinzen und Statthalter (Ras) empfingen ihn, eine Stunde von dem königlichen Hoflager entfernt, mit einem Heerhaufen von 17 000 Kriegern. Als Cela-Christus, des Negus frommer Bruder, des Patriarchen ansichtig wurde, warf er sich mit allen übrigen auf die Kniee nieder; nur die Bescheidenheit des Bischofs verhinderte ihn an seinem Vorhaben, dessen Füße ehrerbietig zu küssen; er mußte sich mit einem Handkusse begnügen. Alfonsus legte nun seine festliche Pontifikalkleidung an, bestieg ein prächtiges, vom Negus eigens zu diesem Zwecke gesandtes Roß, welches zwei Prinzen am Zügel führten; die königlichen Statthalter ritten ihm zur Seite; die Soldaten nahmen die Glaubensboten in ihre Mitte, und nun ging es unter lautem Posaunenschalle, Festmusik, Psalmen und Lobgesängen der Hofburg des Negus zu. In der Kirche Unserer Lieben Frau hatte man den Königsthron aufgeschlagen; hier saß der Negus in vollem Königsornate und in würdevoller Haltung. Als der Zug sich der Kirche näherte, erhob er sich von seinem Throne, trat dem auf ihn zuschreitenden Patriarchen entgegen, und beide grüßten einander in herzlicher Umarmung. Hierauf schritten beide zu den Stufen des Altares, um in gemeinschaftlichem Gebete Gott für diesen wahrhaft erhabenen Glanzpunkt in der Kirchengeschichte Abessiniens zu danken.

Nachdem die ersten Empfangsfestlichkeiten vorüber waren, führten die Glaubensboten ihr Bekehrungswerk mit erneutem Eifer wieder fort. Auf den 11. Februar des Jahres 1626 ward ein großer Reichstag angesagt. Zehn königliche Statthalter, die verschiedenen Ortsbehörden, die Spitzen des Militärs, zahlreiche Priester und Mönche fanden sich in der reich geschmückten königlichen Hofburg ein. Inmitten der zahlreichen Versammlung nahmen Negus Segued und Patriarch Alfonsus auf zwei Thronsesseln Platz. Zuerst ergriff der Patriarch das Wort und hielt eine glänzende Ansprache an die Anwesenden über jenen Text des Evangeliums: „Du bist

Der Negus Theodorus II. von Abessinien und seine Theonassisten. (S. 140.)

Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Indem er darlegte, wie die Kirche Äthiopiens von den Zeiten der hll. Athanasius und Frumentius her die Oberhoheit des römischen Papstes über die gesamte Kirche anerkannt habe und wie sie einzig auf diesem Felsen sichern Halt und dauernden Bestand finden könne, forderte er alle Mitglieder der Versammlung feierlich auf, mit aufrichtiger Gesinnung zur ursprünglichen Glaubenseinheit zurückzukehren. — Auf die Rede des Patriarchen antwortete im Namen des Königs dessen Statthalter Melcha-Christus. Alles Elend, sprach er, das über Äthiopien hereingebrochen, rühre in der That nur von der religiösen Zerfahrenheit des schwergeprüften Landes her. Gott sei Dank, sei endlich der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo das Äthiopenreich unter Anführung seines Königs dem wahren Glauben seine Thore wiederum öffne, wo dieser König öffentlich und feierlich diesen Glauben bekennen wolle. Negus Segued ward zu Thränen gerührt. Er erhob sich von seinem Throne, kniete zu den Füßen des Patriarchen nieder, und die Hand auf das von diesem gehaltene Evangelium legend, that er laut und feierlich den Schwur: „Wir Negus Segued, Beherrscher von Äthiopien, glauben und bekennen von Grund unseres Herzens, daß der heilige Apostelfürst Petrus von Christus, unserem Herrn, zum Oberhaupte der gesamten christlichen Kirche bestellt worden mit den Worten: ‚Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen . . . und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben‘; und wiederum, da er sprach: ‚Weide meine Schafe.‘ Ferner glauben und bekennen wir, daß der rechtmäßig gewählte römische Papst in Wahrheit der Nachfolger des hl. Petrus ist und gleich diesem über die gesamte Kirche gleiche Gewalt, Würde und Oberhoheit behauptet. Endlich versprechen, geloben und schwören wir dem Heiligen Vater Urban VIII., unserem Herrn nach Gottes Vorsehung, sowie dessen Nachfolgern, wahren Gehorsam und wahre Treue und unterbreiten unsere Person und unser ganzes Reich seiner Oberhoheit. So wahr uns Gott helfe und dies sein heiliges Evangelium.“

Die Schlußformel wiederholten nach dem Könige dessen Söhne, die Statthalter, die Obern der Mönche und endlich die gesamte Geistlichkeit. Des Königs Bruder, der glaubensmutige Cela-Christus, hielt hierauf eine Anrede an die Versammlung. Zum Schlusse derselben entblößte er sein Schwert, und indem er dasselbe hoch emporhielt, rief er in heiliger Begeisterung aus: „Wer immer es wagen sollte, dies heilige Gelöbnis zu brechen, der möge wissen, daß er dieses Schwertes Rache zu gewärtigen habe.“ — Der König verhängte über die Abtrünnigen die Todesstrafe, der Patriarch das übliche Anathem. Der Kronprinz Fazilidas rief ebenfalls Gott und die Menschen zu Zeugen an, daß er sein ganzes Leben im katholischen Glauben verharren werde. Es wurden dann noch einige weitere Einigungspunkte in Bezug auf die Feier des heiligen Opfers, die Fastenzeit, das Osterfest, die Ausübung geistlicher Amtshandhandlungen, die kirchliche Gerichtsbarkeit und ähnliches festgestellt und durch königliche Herolde laut ausgerufen. Dann ließ der Negus seinem Sohn Fazilidas als seinem nunmehrigen Mitregenten und zukünftigen Nachfolger huldigen. — So schloß dieser denkwürdige Tag des Jahres 1626. — Was man jahrhundertelang angestrebt und erhofft, was so mancher apostolische Mann gern mit seinem Herzblute erkauft hätte, was man bis dahin fast für unmöglich und undurchführbar gehalten hatte, schien nunmehr erfüllt und erreicht: Abessinien schien endgiltig der römisch-katholischen Kirche einverleibt.

Leider war die glänzende Wiedervereinigung nicht von Dauer. Sieben Jahre später fiel der Negus Segued in seinen alten Tagen vom katholischen Glauben ab. Sein Sohn Fazilidas eröffnete eine blutige Verfolgung, deren erste Opfer die Jesuitenmissionäre waren. Mutig eilten ihnen von Ägypten aus die Kapuzinerpatres zu Hilfe; aber wenn sie auch das bethörte Volk nicht retten konnten, errangen sie doch selbst glorreiche Marterkronen: so zu Anfang P. Agatangelus mit zwei Gefährten, so später noch drei Patres, welche am 3. März 1718 gesteinigt wurden.

Trotz allen Undanks seitens der schismatischen Abessinier gab die Kirche ihre Bemühungen nicht auf, die Verstockten zur christlichen Wahrheit und Einheit zurückzuführen. Im Jahre 1830 erhielt die Missionsgesellschaft des hl. Vincenz von Paul (die Lazaristen) vom Apostolischen Stuhl den Auftrag, das undankbare Feld abermals zu bestellen. P. de Jacobis, seit 1846 Apostolischer Vikar von Abessinien, begab sich mit seinen Gefährten rüstig ans Werk. Unter tausenderlei Mühsalen und Gefahren sammelten sie während der Kriege und der tyrannischen Herrschaft des Negus Theodoros II. (vgl. das Bild S. 139) etwa 8000 unirte Katholiken in neun Stationen an der nördlichen Grenze, in dem jetzt von den Italienern besetzten Gebiet, um sich.

Gleichzeitig suchten auch protestantische Sendboten, Boden in Abessinien zu gewinnen. Zwei derselben, die ehemaligen Juden Rosenthal und Stern, beleidigten den Negus und wurden deshalb von Theodoros zum Tode verurteilt. Der Kaiser milderte zwar dieses Urteil in lebenslänglichen Kerker; aber die Engländer benutzten die Gelegenheit, den Tyrannen von Abessinien zu demütigen. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn und verlangten unter Kriegsandrohung die Freilassung der protestantischen Missionäre. Der Kaiser willfahrte, als dieselben ihr Unrecht eingestanden; doch glaubte er bald, neuen Grund zum Unwillen zu haben, und warf die Freigelassenen zusamt den englischen Gesandten abermals in den Kerker. Jetzt erklärte England den Krieg und fiel mit 12 000 Mann in das Bergland ein. Wie einst Hannibal mit seinem Kriegstroß und seinen Elefanten über die Alpen zog, so stiegen 1868 die Engländer über den 3400 m hohen Bergpaß, nur daß ihre Elefanten statt der Streittürme Kanonen trugen (vgl. das Bild S. 141). Der Kaiser Theodoros II. hatte sich mit 10 000 Bewaffneten in die Felsenfeste Magdala, welche er für uneinnehmbar hielt, zurückgezogen. Längere Zeit kämpfte er tapfer, machte mutige Ausfälle, aber konnte die neuere Kriegskunst nicht besiegen. Er sollte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, doch zog er den Tod vor; als die Engländer am 13. April 1868 Magdala mit Sturm nahmen, fanden sie die Leiche des stolzen Negus, der in der Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt hatte. Nachdem die Engländer dann Magdala eingeäschert hatten, zogen sie fort, ohne eine bessere Ordnung in dem unglücklichen Lande einzuführen.

Auch an der ungünstigen Lage der Mission änderte der Sieg der Engländer über den Kaiser Theodoros wenig. Beständige Unruhen hinderten die Missionäre an ihrem Werk. Im Juli 1871 mußte der Apostolische Vikar Msgr. Touvier nach Massauah flüchten. Die räuberischen Kriegerhorden des Fürsten Kassa brannten die Gebäude der Mission zu Maharda, Ambeito, Ahuny, Halaï, Saganeiti und Akrur nieder, ja sogar die Kirche und die Missionsgebäude zu Hebo, wo der von den Abessiniern sonst hochverehrte P. de Jacobis begraben war. Das folgende Jahr brachte neue, ähnliche Prüfungen. Die Verfolgung machte es unmöglich, dem Stamme zu Alitiena, der große Anhänglichkeit an Msgr. de Jacobis bewahrt hatte, eine regelmäßige Seelsorge zu gewähren. Die meisten andern Stationen lagen in Trümmern. Nur diejenige in Keren

Zug der Engländer durch den Senafe-Paß. (S. 140.)

hatte sich ungeschädigt erhalten und konnte als Stützpunkt dienen, das zerstörte Werk von neuem zu beginnen.

Unter Theodoros' II. Nachfolger, dem Negus Johannes, dauerten die Schwierigkeiten der Mission fort; doch nahm die Zahl der Katholiken langsam zu. Als derselbe im Kampfe gegen die Horden des Mahdi fiel und Menelik II. (vgl. untenstehendes Bild), wie oben erwähnt, mit Hilfe der Italiener König von Abessinien wurde, schienen für die Mission bessere Zeiten gekommen. Menelik hatte sich nämlich den Kapuzinern, besonders dem spätern Kardinal Massaja, gewogen gezeigt. Aber dann kam der Krieg der Italiener gegen ihn, und deren Oberbefehlshaber verbannte sämtliche Missionäre, französische Lazaristen, aus dem Lande, und so wurde, wenigstens zeitweise, das Werk der Bekehrung gewaltsam unterdrückt. Es blieben für die etwa 13000 katholischen Abessinier nur 20 eingeborene katholische Priester zurück, welche dem abessinischen (koptischen) Ritus angehören (vgl. das Bild S. 144).

5. Ein Besuch bei Menelik.

Addis-Ababa in Schoa ist die Residenz des jetzigen Beherrschers von Abessinien. Noch vor wenigen Jahren war es ein unbedeutender Weiler; denn noch 1892 residierte der König in Ankober, das nun seinerseits verödet und verfallen ist, seitdem Menelik „die neue Blume" — das bedeutet Addis-Ababa — zum Wohnsitz erwählte. Die neue Residenz befindet sich unter dem 9. Grad nördl. Br., und die Hitze wäre also unerträglich, wenn es nicht 2300 m über dem Meere gelegen wäre. So ist das Klima gesund; dieser Umstand und die Nähe der heißen Heilquellen von Finfinni mögen die Wahl bestimmt haben. Die Einwohnerzahl der „Stadt" mag durchschnittlich 10000 Seelen betragen. Zur Zeit, da die Vasallen mit großem Gefolge an den Hof kommen, steigt die Zahl bedeutend. Addis-Ababa hat eine von den Franzosen eingeführte gut geordnete Postverbindung über Harrar an die Küste; eine französische Handelsgesellschaft hat nämlich in Abessinien Niederlassungen (Faktoreien) gegründet und setzt Flinten, Patronen, Glas, Eisentöpfe, Seiden- und Baumwollenstoffe, Schuhe und selbst Handschuhe ab, während sie Gold, Elfenbein, Moschus von der Zibetkatze und ähnliche Landeserzeugnisse einhandelt. Von der Küste bis nach Addis-Ababa braucht eine Handelskarawane zwei Monate und muß sich von abessinischen Soldaten zum Schutze gegen die Somali-Räuber begleiten lassen.

Vanderheym, ein Angestellter dieser französischen Handelsgesellschaft, besuchte Addis-Ababa im Jahre 1894 und entwirft folgendes Bild der gegenwärtigen Hauptstadt Abessiniens, des Herrschers und seiner Umgebung:

Negus Menelik II.

Addis-Ababa liegt auf einem Hügel, der rings von einem Kranze hoher Gebirge umschlossen ist. Der eigentliche Königspalast heißt Gebi; in weitem Umkreise umgeben ihn Dornhecken und niedrige Mauern. Er besteht aus einer ganzen Menge von Gebäuden, unter denen das Elfigne, die Wohnung des Königs und der Königin, hervorragt. Es ist etwa 15 m hoch, weiß getüncht und hat ein rotes Ziegeldach; Thüren, Fenster, Balkone und Treppen sind möglichst bunt in Grün, Blau, Rot und Gelb bemalt. Bemerkenswert sind ferner der Aderasch oder Speisesaal, der Saganet oder Uhrturm, der Guda oder die Warenhalle. Das übrige sind Werkstätten und Rumpelkammern.

Vanderheym wurde durch den Vorstand der französischen Faktorei dem Könige vorgestellt. Sie mußten 2 Stunden im Vorzimmer warten. Mit leeren Händen darf man nicht vor Menelik treten; er überreichte also einige Stücke Seidenstoff, die mit huldvollem Lächeln angenommen wurden. Der König saß auf einem mit goldgelbem Plüsch überzogenen Sessel, umgeben von seinem Hofstaate; einer der Großwürdenträger hielt den großen roten, goldverbrämten Königsschirm über ihn. Menelik hat ein schwarzes, kluges Gesicht, das von einem leicht ergrauten Barte umschlossen ist. Er trug ein farbiges Seidenhemd, Beinkleider aus weißer Baumwolle, ein feines Gewand, ebenfalls aus weißer Baumwolle, und einen schwarzen, mit Gold eingefaßten Burnus. Als Kopfbedeckung diente ein breitkrämpiger schwarzer Filzhut aus Europa. Die Audienz dauerte nur wenige Minuten; dafür mußte nun Vanderheym täglich wenigstens einmal in den Palast kommen und dem Negus die Zeitungsnachrichten aus Europa mitteilen.

Man wirft dem Könige manche Grausamkeiten vor; doch hat er auch seine guten Seiten und versuchte wenigstens die abessinische Sitte der Verstümmelung der Kriegsgefangenen abzuschaffen. Auf seinen Adel „als Abkomme des Königs Salomon und der Königin von Saba" ist er sehr stolz; auf seine und seines Landes Unabhängigkeit eifersüchtig. Die Königin Taitu (vgl. das Bild S. 143) ist ein gefürchtetes und grausames Weib. Sie stammt aus einer Familie, in welcher der Aussatz erblich ist, und weil sie meint, das Blut makelloser Kinder sei ein Heilmittel gegen die schreckliche Krankheit, läßt sie überall im Lande nach solchen Kindern suchen, besprengt sich mit ihrem Blute oder haut ihnen ein Händchen ab, das sie dann als Zaubermittel in einem Körbchen bei sich trägt. Menelik giebt sich gern als Volksfreund, obschon Sklaverei und Frondienst auch unter ihm hart genug sind. Täglich besucht er die Hofkapelle, jeden Sonntag die Messe in der Dreifaltigkeitskirche, und dann begleitet ihn die Königin, und die koptischen Geistlichen (vgl. das Bild S. 145) empfangen die beiden Majestäten vor der Kirchthüre mit Trommeln und Tanzen.

Wenn der König ausgeht, begleiten ihn stets einige tausend Soldaten, welche mit Flinten, Bogen und Schilden bewaffnet sind. Es ist ein buntes Gewimmel von weißen, schwarzen und braunen Menschen; statt der Uniformen erblickt man weiße Beinkleider und Umschlagtücher aus Baumwolle, nicht allzureinlich und vielfach zerfetzt, die von einem roten Bande zusammengehalten werden, darüber flattert ein seidener oder wollener Mantel. Den Kopf zieren alte Filzhüte oder Feuerwehrhelme; ein Säbel und eine Binde mit Patronen vervollständigen die Ausrüstung. Auf ihren seltenen Ausgängen ist die Königin gegen den „bösen Blick" stets verschleiert und reitet, von einem großen Gefolge umgeben, auf einem Maulesel.

Der Hofstaat ist sehr zahlreich. Bei feierlichem Empfange von Vasallen sitzt der König in höchstem Staate, in Seide und Sammet gekleidet und mit einer schweren goldenen Krone auf dem Haupte, auf seinem Throne. Dann fordert die Hofsitte, daß er kein Wort rede. Wenn es dennoch notwendig ist, so muß ihm ein Würdenträger erst die Krone vom Haupte nehmen, „denn sie ist so schwer" — sagen die Abessinier — „daß ihr Gewicht ihm die Kinnladen schließt und er nicht reden kann". Zum Hofstaate gehören einige Generäle, die der König ernennt; dann der Schatzmeister, der Schreiber oder Siegelbewahrer, das Oberhaupt der Kaufleute, der etwa die Stelle eines Handelsministers einnimmt, der Oberstallmeister und eine Art Pagenkorps, Balamuans genannt. Die Verwalter der Provinzen führen den Ehrentitel „Ras" (Haupt).

Die Schatzkammer hat ihre eigene Wache. In buntem Durcheinander enthält sie königliche Prachtgewänder, silberbeschlagene Schilde, Plüschsessel, goldene und silberne Kronen, Geschenke europäischer Herrscher, bestehend aus kostbarem Porzellan, Gewehren, optischen Instrumenten, ein Stereoskop mit Ansichten der Hauptstädte Europas, daneben alte Schuhe, Photographien u. s. w. Was die letztern angeht, so waren koptische Geistliche der Meinung, sie würden mit Hilfe höllischer Schwarzkunst hergestellt und waren daher sehr wenig erbaut, als der König und die Königin sich photographieren ließen. Menelik erwiderte ihnen aber: „Ihr seid Dummköpfe! Nur der liebe Gott kann ein so wunderbares Instrument gemacht haben, und wenn ihr noch einmal gegen das Photographieren redet, so lasse ich euch auspeitschen."

Der Aderasch ist eine geräumige Halle, in welcher große Gastmähler und Empfangsfeierlichkeiten gehalten werden. Da nimmt Menelik, auf weiche Kissen gelagert, nach Art der alten Römer, unter einem bunten Baldachin seine Mahlzeit. Auf einem Tischchen vor ihm steht ein verzierter Korb mit feinen Speisen, und ein dichter Kreis von Höflingen umschließt den König, seiner Winke gewärtig und vor allem darauf achtend, daß während des Essens ja kein böser Blick den Herrscher treffe. Ist der König satt, dann dürfen die Höflinge sich niederlassen und werden der Reihe nach ihrer Würde gemäß bedient. Zuerst kommen die Ras, dann der Stellvertreter des koptischen Patriarchen, die Generäle, die Europäer u. s. w. Sie kauern sich mit untergeschlagenen Beinen nieder und erhalten von Dienern Brot, ungeheure Stücke rohen Fleisches, Brondo genannt, und Honigwein (Tetsch) aus Hörnern. Namentlich rohes Fleisch (vgl. das Bild S. 147) mit viel spanischem Pfeffer wird in unglaublicher Menge verschlungen. Will der König einem Gaste seine besondere Huld bezeigen, so schickt er ihm einen Fetzen rohen Fleisches von seinem Tische; der Diener nimmt das Stück in die Hand und bringt es so dem Glücklichen, auf den die übrigen mit Neid schauen. Während des Mahles fehlt es an Musik nicht; ein Asmari (Sänger) singt ein Loblied auf Menelik; Saiteninstrumente und Bambustrompeten begleiten es. Nach der Mahlzeit folgen Audienzen.

Eine sehr gute Eigenschaft von Menelik ist der Eifer, mit dem er alles selbst überwacht. Früh mit Tagesgrauen steht er auf und geht in die Werkstätten, in das Zeughaus, in die Gärten, um die Arbeiter zu überwachen. Dabei hält er es gar nicht unter seiner Würde, selbst mit Hand anzulegen. So wälzte er z. B. einmal zum Bau eines Wasserhauses eigenhändig einen schweren Stein herbei, was natürlich zur Folge hatte, daß der ganze Hofstaat, vom obersten General bis zum letzten Diener, Steine herbeischleppten.

Gemahlin des Negus Menelik II. (S. 142.)

Wenn der König zu Felde zieht, so reitet er an der Spitze seiner Truppen. Voraus ziehen die Trommler und Trompeter, alle beritten; unter das Getöse der Pauken mischen sich schrille Trompetenstöße. Ihnen folgt die Leibwache auf guten Maultieren, die alle zwei Stunden gewechselt werden. Das Reittier des Königs wird von zwei Pagen geführt, und der Stallmeister trägt ihm Schild und Flinte. Hinter dieser Spitze wälzt sich in buntem Durcheinander das Heer wie eine ungeheure Schlange über Berg und Thal. Der Zug geht nur langsam, da meist die Straße für die Artillerie erst gebaut werden muß. Zu diesem Zwecke fällt man Bäume, stellt mit ihnen einen Prügeldamm her und überschüttet ihn mit Erde. Das Ende des Zuges bilden unabsehbare Reihen von Weibern, welche Töpfe voll Butter, Honig und Getreide tragen, ganze Rinderherden und Tausende von Eseln und Maultieren, die mit Proviant und Munition beladen sind. Der Zug sieht sich so schwerfällig an, daß man kaum begreift, wie das Heer schlagfertig sein könne. Und doch hat es sich den geschulten italienischen Truppen gegenüber so über alle Erwartung bewährt! Blinde Todesverachtung und wilde Tapferkeit machen auch diese ungeordneten Horden furchtbar.

6. Die Galla und ihr Apostel.

Die südlichen Nachbarn der Abessinier sind die Galla- und Somalstämme. Die Galla stehen noch einigermaßen unter dem

Scepter des Negus, die Somal aber bewohnen frei unter ihren Häuptern das ungeheure, noch wenig erforschte Gebiet, das sich zwischen dem Golf von Aden und dem Indischen Ocean bis über den Äquator hinaus an den Lauf und die Mündung des Tanaflusses ausbreitet. Der Flächenraum der Galla- und Somalländer wird auf nahezu 2 Millionen qkm angegeben.

Zu den Gallareichen gehört namentlich Kaffa und Harrar; beide grenzen an die Provinz Schoa, dieses im Südosten, jenes im Südwesten. Kaffa mit den Hauptstädten Soka, am Fuße des 3090 m hohen Eganberges, und Bonga ist das Heimatland des Kaffees, der von ihm seinen Namen hat; außerdem liefert es Myrrhen, Weihrauch, Zibeth und Elfenbein. Von seinen Bergen strömt der Uma oder Nianamfluß, dessen Lauf noch wenig erforscht ist, nach Süden und mündet in den 300 km langen und etwa 30 bis 40 km breiten Rudolfsee oder Basso Narok, d. h. düsterer See, wie ihn die Umwohner nennen. Er bedeckt nahezu 8000 qkm, ist also ungefähr halb so groß als das Großherzogtum Baden. Nackte, kahle Felsen, eine finstere vulkanische Landschaft, umschließen das langgestreckte Becken. Im Süden erhebt sich ein Feuerspeier, der einzige noch thätige, den man bisher in Afrika fand. Von da aus scheint sich in fast genau südlicher Richtung eine Kette jetzt erloschener Vulkane fortzusetzen, die gleich nach dem Überschreiten der Äquatorlinie den 5500 m hohen Keniaberg und weiter nach Süden den 6160 m hohen Riesenkrater des Kilima-Ndscharo auftürmt. Der See und diese Bergline bilden die natürliche Westgrenze der Somalländer.

Der italienische Reisende Cechi erzählt uns, Kaffa werde monarchisch regiert, und zwar von Gallito-Galli-Gao, dem 18. Sprossen aus dem Herrscherhause der Mindjo. Die Kaffetscho, wie die Bewohner von Kaffa heißen, beten den „Deok" an, den göttlichen Geist, den sie in der Person ihres Herrschers verkörpert glauben. Wenn der Herrscher stirbt, so fliegt der göttliche Geist eine Zeitlang in Gestalt eines Vogels um den Palast des Königs, bis es den Zauberern durch ihre Sprüche und Beschwörungen gelingt, den Deok zu bewegen, daß er in den Nachfolger des Herrschers fahre. Diesem Deok opfern sie Widder und Ochsen, daß er es ihnen im zeitlichen und ewigen Leben lohne; denn an die Unsterblichkeit der Seele glauben sie. Noch fettere Opfer spenden sie aber dem Satan, dem bösen Geist, daß er sie nicht quäle. Die Priester allein dürfen opfern und üben einen großen Einfluß auf Herrscher und Volk. Wie unsere heidnischen Vorfahren an Werwölfe, so glauben auch sie, es gäbe Menschen, die sich nachts in Hyänen verwandelten, und dieser Aberglaube führt häufig zur Hinrichtung Unschuldiger. Trotz aller dieser heidnischen Ansichten und Opfer haben sie aber auch von den benachbarten Abessiniern einiges von ihrem Christentum angenommen. Sie begehen die Hauptfeste des abessinischen Kalenders, namentlich das Fest des Kreuzes, des Erzengels Gabriel und des hl. Georg. An den kirchlichen Festen feiern sie und besuchen die Kirchen, elende Hütten. Sonst besteht ihr ganzes Christentum hauptsächlich in der altehrwürdigen Formel: Besm-ab u Wold u Menfas Kedus haduk Amelak („im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, die ein einiger Gott sind").

Abessinischer katholischer Priester. (S. 142.)

Unter diesem Volke arbeiten seit 1846 die ehrw. Väter Kapuziner, welche der erste Apostol. Vikar für Südäthiopien, Msgr. Massaja, den Leo XIII. für seine Verdienste um die Mission später mit dem Kardinalspurpur schmückte, unter großen Mühsalen und Gefahren in diese entlegenen, heißen Länder führte.

Geboren zu Piova in der Diöcese Asti (Piemont), am 8. Juli 1809, trat Wilhelm Massaja bereits als Jüngling von 17 Jahren zu Turin in den Orden der Kapuziner ein. Zum Priester geweiht, lehrte er mehrere Jahre Philosophie und Theologie in den Ordenshäusern von Moncalieri und Turin. In letzterer Stadt lernten ihn zwei Prinzen aus dem Hause Savoyen, Victor Emanuel und dessen Bruder Ferdinand, Herzog von Genua, kennen und wählten ihn zu ihrem zeitweiligen Gewissensführer. Wiederholt wurde der junge Ordensmann von der piemontesischen Regierung auf die Bischofsliste gesetzt, schlug aber beharrlich diese Würde aus.

Im Jahre 1840 hatte der französische Reisende M. d'Abbadie die Aufmerksamkeit der Propaganda auf die Gallasländer, südlich von Abessinien, hingelenkt, welche, einst blühende Stätten christlichen Lebens, jetzt aus dem Gesichtskreis Europas fast verschwunden waren. Durch Dekret vom 30. April 1846 errichtete Gregor XVI. das neue Apostol. Vikariat der Gallasländer. Dasselbe wurde der italienischen Kapuzinerprovinz anvertraut, P. Massaja zum ersten Apostol. Vikar ernannt und am 4. Mai zum Titularbischof von Cassia consecrirt (vgl. das Bild S. 146). Vier Jahre lang versuchte der neue Apostol. Vikar umsonst, in sein Missionsgebiet zu gelangen. In der Zwischenzeit gründete er die zwei Kapuzinermissionen in Aden und auf den Seyschellen, kehrte 1850 nach Europa zurück, um sich in Lyon und Paris von dem Verein der Glaubensverbreitung die nötige Unterstützung zu sichern, und machte einen zweiten vergeblichen Versuch, in die Gallasländer einzudringen, indem er den Nil bis Fasokl hinauffuhr. Im Jahre 1852 versuchte Massaja, als Kaufmann verkleidet, durch Abessinien sich durchzuschleichen, wo der Negus Theodoros, durch seine schismatischen Abuna aufgestachelt, auf den Kopf des katholischen Bischofs einen Preis gesetzt hatte. Glücklich entrann der muthige Missionär den Häschern, und es gelang ihm, in der Provinz Gudru festen

Fuß zu fassen. Hier entwickelte er nun trotz beständiger Verfolgung und den härtesten Entbehrungen eine rastlose Thätigkeit. Bis 1855 entstanden fünf blühende Gemeinden. „Statt auf dem hohen Katheder der Philosophie und Theologie," schrieb er am 14. Juli 1856, „sitze ich hier inmitten meiner kleinen Knaben und lehre sie buchstabieren. Da treibe ich alle möglichen Handwerke und bin zur selben Zeit Buchdrucker, Schneider, Bildhauer, Arzt, ja selbst Schuster u. s. w." Von Gudru dehnte er seine Wirksamkeit über die Nachbarländer aus. Auch von dem König von Kaffa erhielt er einen Ruf, wurde aber von dem argwöhnischen und treulosen Kleinfürsten in Ketten nach Gingire abgeführt und wäre hier verschmachtet, wenn nicht der Negus von Enarea, in dessen Gebiet er sich behufs Gründung einer Mission vorübergehend aufgehalten, sich seiner angenommen hätte. Die beständigen Hetzereien, die ermüdenden, gefahrvollen Reisen durch die heißen, ungesunden Landstriche hatten seine Kraft gebrochen. P. Coccino, einer seiner ersten Begleiter, mußte als Koadjutor einen Teil der Last ihm abnehmen. Kaum von seiner Krankheit genesen, trat er eine neue Reise nach Rom an. Um nicht in die Hände des Negus Theodor zu fallen, der ihm seit Jahren nach dem Leben trachtete, durchwanderte er als Bettler verkleidet das Land, wurde aber diesmal aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen. Drei Monate lang hatte er hier Unsägliches auszustehen, bis er durch die kräftige Vermittlung des französischen Konsuls die Freiheit wiedergewann. Während seines zeitweiligen Aufenthaltes in Europa gab er unter anderem eine Grammatik der Amhara-Gallasprache heraus, die 1867 zu Paris im Druck erschien.

Die eigentliche Tracht der abessinischen Priester. (Nach einer Photographie. — S. 142.)

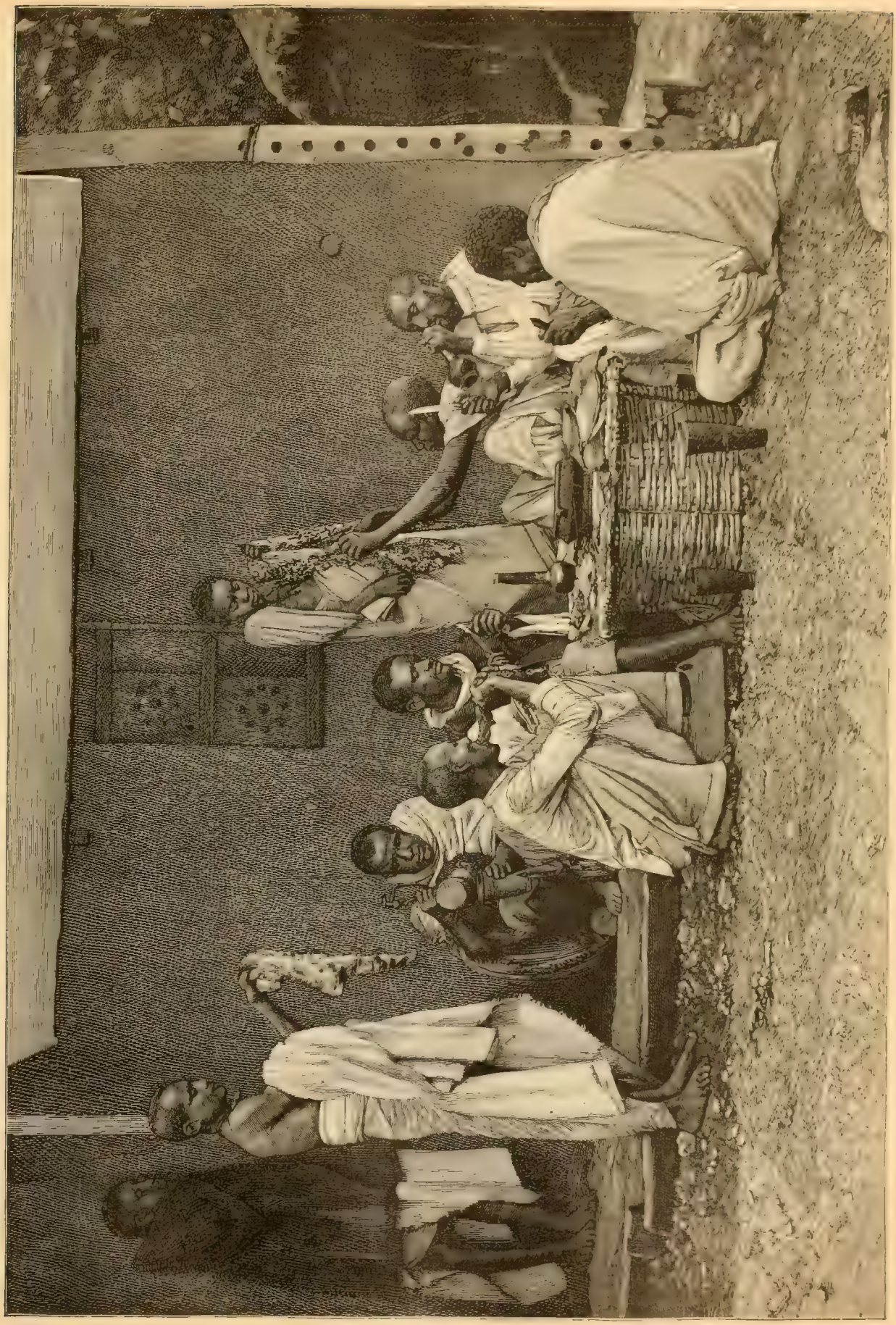
1868 finden wir den unermüdlichen Bischof im Königreich Schoa, im südlichen Teile von Abessinien, wohin ihn der christenfreundliche König Menelik berufen hatte. Menelik liebte und schätzte den seeleneifrigen und treuherzigen Kapuzinerbischof wie einen Vater, und unter dem Schutze des Fürsten entwickelte sich eine blühende Missionsthätigkeit. Leider verlor im Jahre 1879 König Menelik durch einen unglücklichen Krieg mit dem mächtigen, herrschsüchtigen Kaiser Kn Johannes von Abessinien seine Selbständigkeit, und die unter unsäglichen Mühen gegründete Mission wurde das Opfer einer durch den Haß des schismatischen Klerus entzündeten Verfolgung.

Zum siebenten Male verbannt, trat Msgr. Massaja über Jerusalem die Rückreise nach Europa an. Mit Jubel empfing ihn das italienische Volk; der Heilige Vater Leo XIII. überhäufte ihn mit Auszeichnungen, machte ihn zum Titularerzbischof von Stauropolis und ernannte ihn am 10. November 1884 zum Kardinal. Staunend vernahm der verdiente, greise Missionsbischof in seiner ärmlichen Kapuzinerzelle zu Frascati die Nachricht seiner Erhebung. Hier in Frascati besuchten ihn einst einige Studenten des englischen Kollegs. „Wir fanden ihn an einem kleinen, ärmlichen Tische sitzen. Auf seinem Schreibpult lag, wie ein großes Kontobuch, ein mächtiger Band Manuscripte. Die Zelle war arm und schmucklos, eine echte Kapuzinerzelle. Der nackte Ziegelboden ohne Spur von einem Teppich, zwei Rohrstühle, ein Armsessel, zwei kleine, niedere Bänke, etwa in der Art, wie man sie in Wartezimmern dritter Klasse findet, das war die ganze Ausstattung. Das einzige Zeichen seiner Würde war der Bischofsring. Im übrigen trug er die gewöhnliche braune Kapuzinerkutte. Mit

großer Lebhaftigkeit sprach er über England, ‚das Land des Apostolates in der Hand der Vorsehung‘, und über die Aussichten der afrikanischen Mission in Afrika. ‚Gut!‘ so schloß er, ‚hier bin ich nun, ein alter Mann, der letzte der Bischöfe Gregors XVI. Manches ist anders geworden, seitdem ich fort war. Italien ist kaum wiederzuerkennen. Die Zeiten für die Kirche sind andere geworden. Italien

Se. Em. Kardinal Wilhelm Massaja O. Cap., vormals Apostol. Vikar der Gallasländer. (S. 144.)

hatte einen großen Ruhm, ihm besonders eigen; er ist im Augenblick umwölkt, aber ich hoffe für die Zukunft. Ich werde es nicht erleben, ich bin zu alt, um irgend etwas zu erwarten. Inzwischen bereite ich mich hier im ruhigen Heim meiner Mitbrüder auf die große Reise vor, gehe ein wenig im Garten spazieren, bete und schreibe ein bißchen.‘ Das ‚bißchen‘ ist nichts weniger als das wahrhaft monumentale Werk seiner Memoiren, die er auf besondern Wunsch des Heiligen Vaters unter dem Titel ‚30 Jahre als Missionär



Abessinische Mahlzeit. (S. 143.)

in Äthiopien' begonnen. Sie werden, einmal vollendet, eine Fundgrube historischer, linguistischer, geographischer und ethnologischer Aufschlüsse über die wenig bekannten Länder bilden. Von Hilfswerken und Materialien war nichts zu sehen. Alles ist gespeichert in seinem alten, frischen, treuen Gedächtnis." Nebenbei war Kardinal Massaja ein thätiges Mitglied der Propaganda und mehrerer anderer Kongregationen. Um seine sichtlich abnehmenden Kräfte etwas herzustellen, zog er sich nach Amirante, an den herrlichen Meerbusen von Neapel zurück. Bei all den vielen Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen, die dem hochverdienten Manne von allen Seiten zu teil wurden, blieb er in seiner Lebensweise und seinem ganzen Auftreten immer der schlichte, prunklose, kindlich fromme Kapuziner. Trotz seines hohen Alters und seiner rasch zunehmenden Gebrechlichkeit schlief er nie anders als in seiner rauhen, unbequemen Kutte auf einer ärmlichen, dünnen Matratze. Wenn ihn die vielen Besuche gestört, holte er noch am späten Abend den Rosenkranz und seine andern gewohnten Gebetsübungen nach. Bis zum letzten Tage behielt er seine volle geistige Frische und jugendliche Lebhaftigkeit, die in Verbindung mit Herzensgüte und väterlichem Wohlwollen sein ganzes Wesen so gewinnend und anziehend machte.

Die Nachricht von seinem Tode rief in ganz Italien außerordentliche Teilnahme wach. Selbst die liberalen Blätter konnten einem der größten Missionäre dieses Jahrhunderts den Tribut ihrer Hochachtung und Verehrung nicht versagen.

Somali-Frau.

7. Die Somal.

Das Land der Somal (in der Einzahl Somali), dem wir uns jetzt zuwenden, ist kaum längs der Küsten bekannt. Man schätzt ihre Zahl immerhin auf 7 8 Millionen Seelen. Ihre Hautfarbe geht durch alle Stufen von tiefschwarz bis hellbraun. Das Haar ist kraus und dick. Sie haben dicke Lippen, vorstehende Backenknochen, schwarze Augen, und der Gesichtsausdruck ist nicht angenehm. Meist ist der Islam ihre Religion. Sie sind bettelstolz und kriegerisch, raubgierig, mordlustig, treulos und geborene Feinde aller Fremden. So unreinlich sie sind, reinigen sie doch fleißig die Zähne, eingedenk des Wortes ihres Propheten Mohammed, daß ein Gebet, mit gereinigten Zähnen gesprochen, einen vierzigmal größern Wert habe, als eines, das aus ungereinigtem Munde kommt. Sonst bemerkt man wenig von Reinlichkeit an ihnen. Ein weißes Stück Baumwolle, Toba genannt, ist ihre Kleidung; Silberspangen und Glaskorallenschnüre sind sehr beliebt (vgl. nebenstehendes und das folgende Bild S. 149). Der Stärkste unter ihnen und derjenige, der die meisten Mordthaten verübte, gilt als der Angesehenste. Da sie nun gegenseitig Blutrache üben, kommt es vor, daß sich zwei Familien oft gänzlich aufreiben. Ihre Waffen sind Lanze, Wurfspieß und Messer. Die Somalifrau hat kein gutes Leben. Gleich nach der Heirat wird sie vom Manne durchgepeitscht, damit es ihr zum Bewußtsein komme, daß sie als Sklavin den Willen ihres Herrn ohne Widerspruch zu erfüllen habe. Jede schwere Arbeit fällt ihr zu; daher betrachtet die Mutter die Geburt eines Mädchens als ein Unglück und erwürgt dasselbe oftmals, um es vor einem so harten Lose zu bewahren. Die kleinen Knaben bekommen eigentlich kaum eine Erziehung; von Schule oder Religionsunterricht ist gar keine Rede. Statt dessen müssen sie sich früh aus Stehlen und Vagabundieren gewöhnen; an einem Male, das ihnen die Eltern in frühester Jugend eingebrannt haben, werden sie von den Angehörigen wieder erkannt. So wachsen sie heran, um dann später, wie ihre Ahnen, das Vieh zu hüten oder das Raub- und Mordhandwerk zu treiben, bis ein blutiger Tod oder Krankheit und

Altersschwäche ihrem traurigen Leben ein Ziel setzt. Glücklich die wenigen Somalkinder, welche in Aden bei den guten Kapuzinerpatres Aufnahme fanden und daselbst im Glauben an unsern lieben Heiland erzogen werden!

Wir werden den Boden dieses feindseligen Volkes, das noch 1890 mehrere Kapuzinermissionäre ermordete, nicht betreten und begnügen uns, längs der Küste desselben hinzusteuern. Von Massauah aus erreichen wir in der Nähe der britischen Insel Perim die Meerenge von Bab-el-Mandeb. Ihr gegenüber hört der jetzt italienische Küstenstrich auf und beginnt die französische Kolonie Obok, welche den Golf von Tedjura einschließt. Dann ist die Küste ungefähr 700 km weit britisch; da liegt Aden gegenüber der wichtige Hafenort Zeilah (Sela), von dem aus die Handelskarawanen nach Harrar und Kaffa gehen und wo die Missionäre eine Hauptstation haben. Afrikas äußerste Ostspitze, das gebirgige Land am Kap Guardafui, ist jetzt auf der Karte wenigstens als italienische Interessensphäre eingezeichnet. Sie reicht bis zu dem Punkte, wo der Äquator die Küste schneidet, oder genauer noch, wo der Webifluß in den Indischen Ocean mündet. Italien wird sich aber wohl hüten, seine Ansprüche durch Kriegsgewalt wirklich zu erzwingen, nach den traurigen Erfahrungen, die es in Abessinien gemacht hat. Und freiwillig wird der Sultan der Somalstämme die Italiener ebenso wenig in sein Reich zulassen, als die Deutschen, welche im Jahre 1890 gerne ihre Flagge auf seinem Boden gehißt hätten. Hören wir den Brief, den Sultan Osman Mahmud Jussuff am 19. März 1890 an den deutschen Regierungsbaumeister Hörneke richtete. Derselbe lautet:

Somali-Krieger. (S. 148.)

„Lob sei Gott allein! Von dem Sultan Osman Mahmud Jussuff, dem erhabenen Sultan der Stämme Medjertin, möge er geschützt bleiben. An Se. Wohlgeboren, unsern hochgeehrten und geschätzten Bekannten, den lieben Freund Hörneke, den deutschen Regierungsbaumeister, dessen Macht Gott erhalte. Zunächst die Frage nach Eurem geehrten Befinden; hoffentlich seid Ihr bei vollkommener Gesundheit und Wohlergehen. Sodann wisse, o unser Freund, daß Dein Brief zu uns gelangt ist und wir von seinem Inhalt Kenntnis genommen haben. Ihr habt darin gesagt, daß Ihr einen verständigen, aufrichtigen und zuverlässigen Mann von Euren Landsleuten ausgewählt habt, Namens Kurt Hoffmann, und daß von seiner Seite Männer von seinen Freunden zu uns kommen mit Verehrungen und Geschenken, und Du hast ferner in Deinem Briefe gesagt, daß nur sie sich niederlassen, und ich ihnen einen Platz zum Bauen und Ländereien zum Ackerbau geben solle. Das ist es, was Du uns gesagt hast. So wisse nun, o Freund, zwischen uns, Rußland, Frankreich, England und Italien besteht eine Verbindung und Übereinkunft. Jede einzelne Macht von diesen hat von uns Wohnsitze begehrt, hat Häfen und Leute von uns verlangt. Wir haben es aber abgeschlagen, und sie haben uns in Ruhe gelassen. Nicht haben sie uns etwas Böses zugefügt, als wir miteinander zusammentrafen; wir ehrten sie, und sie ehrten uns. Ihr befindet Euch nun in gleicher Lage wie diese; Ihr erfahret vollkommene Ehrenbezeigung, wenn Ihr zu uns kommt. Was aber Bauwerke und Ländereien und Wohnsitze anbelangt, so können wir solche weder Euch noch andern Leuten zugestehen. Denn unser Land soll frei bleiben von den Fremden; wir wollen darin weder Juden noch Christen, weder Europäer noch Araber haben, sondern einzig und allein die Stämme Medjertin. Darum verlangt von uns nichts von dem, was zu unserem Lande gehört. Dieses ist es, was wir Euch mitzuteilen haben, und der Gruß ist der beste Schluß. 27. Badchab 1307 (nach der Hedschra). 19. März 1890."

Wir umsegeln also das Kap Guardafui. Östlich von ihm liegt die bedeutende Insel Sokotra mit einer Anzahl kleinerer Eilande. Geographisch gehören dieselben zu Afrika; wir wollen ihnen daher einen kurzen Besuch abstatten, obgleich sie von den Engländern zu ihrem großen Kaiserreiche Indien gerechnet werden. Gleich nach der Eröffnung des Suezkanals hat England die Inseln, weil sie den Seeweg nach Indien beherrschen, als sein Eigentum erklärt. Sonst haben sie keinen großen Nutzen. Es sind keine fruchtbaren Tropeninseln, wie die südlich davon gelegenen Maskarenen und Seychellen, die ebenfalls England gehören. Der unfruchtbare, sandige, mit elenden Wüstenpflanzen spärlich bewachsene Boden der Somalhalbinsel ist auch Sokotra eigen. Nur in den Thälern, wo die Bewässerung etwas besser ist, trifft man Gras und Baumwuchs. So hat die ganze Inselgruppe mit ihrem Flächeninhalt von 3579 qkm nur eine Einwohnerschaft von rund 10 000 Seelen, Araber und Suaheli; auch einige Hindu haben sich angesiedelt. Bis zum 17. Jahrhundert war die Insel christlich. Dann eroberte sie der Imam von Maskat und vernichtete das Christentum auf derselben — auch hier nicht zum irdischen Vorteile des Landes. Denn wie mehrere Ruinenstätten bezeugen, hatte Sokotra zur christlichen Zeit eine ganz andere Blüte als heutzutage, da es dem Islam dient. Der Hauptort der Insel, Tamarida, liegt auf der Nordseite Sokotras.

Traurigen Herzens steuern wir weiter mit südlichem Kurs die Küste des dunkeln Erdteils entlang. Das ganze ungeheure Gebiet von rund einer Million Quadratkilometer gilt als italienische „Interessensphäre". Zwischen Kismaju und der Tanamündung steuern wir etwa 300 km an einem Gebiete hin, das seiner Zeit von Deutschland beansprucht wurde. Da liegt nämlich an der Mündung des Scheri der Hohenzollernhafen und der kleinen Insel Lamu gegenüber Wituland. Durch den Vertrag zwischen England und Deutschland vom 1. Juli 1890 hat aber Deutschland auf die Schutzherrschaft über dieses Gebiet verzichtet. — Dafür hat es die Küste von Sansibar, von der Umba-Mündung bei Wanga im Norden bis zum Kap Delgado im Süden, eine Strecke von nahezu 1000 km, welche nach dem Vertrage von 1886 in einer Breite von 10 Seemeilen dem Sultan von Sansibar verblieben war, zusamt dem Eilande Mafia nun ebenfalls erhalten. Nur die Inseln Sansibar selbst und Pemba gehören, unter englischer Schutzherrschaft, dem Sultan von Sansibar. Wir grüßen also vom Verdecke unseres „Afrikaners" aus *deutsches Gebiet*.

VI. Deutsch-Ostafrika.

Das große Ländergebiet in Ostafrika, das im Verlaufe der letzten Jahre, seitdem wir zum erstenmal unsere Rundfahrt um den dunkeln Erdteil ausführten, in den Besitz und unter den Schutz des Deutschen Reiches gekommen ist, hat für uns natürlich ein ganz besonderes Interesse. Wir werden uns also an dieser Küste länger aufhalten, die Ereignisse erzählen und Streifzüge in das Innere unternehmen. Es ist aber nicht möglich, Deutsch-Ostafrika zu betreten und seine kurze Geschichte zu beschreiben, ohne gleichzeitig Sansibar zu berühren. Mit Sansibar müssen wir mithin beginnen; denn von seinem Gebiete wurde Deutsch-Ostafrika abgetrennt.

1. Die Insel Sansibar.

Die Insel Sansibar hat einen Flächenraum von etwa 1600 qkm (29 Quadratmeilen), erhebt sich durchschnittlich nur wenige Meter über das Meer und ist kaum zum dritten Teile anbaufähig. Wo aber Grund und Boden es gestatten, entwickelt sich in dem feuchtheißen Tropenklima ein wundervoller Pflanzenwuchs in üppigster Fülle. Da gedeihen Zimmet, Muskat, Gewürznelken, Indigo, Pfeffer, Ananas; über die Orangen-, Melonen- und Mangobäume erheben Dattel-, Sago- und Kokospalmen ihre schlanken Wipfel. Doch nicht die paradiesische Schönheit dieser Gartenwildnis ist der Reichtum Sansibars, sondern seine bevorzugte Lage als Haupthandelshafen Ostafrikas. Jährlich werden aus seinem Hafen 200000 kg Elfenbein ausgeführt, das endlose Karawanen von Trägern aus dem Innern des Festlandes herschleppten. Aber auch anderer Handel wurde bis in die siebziger Jahre offen und wird heutzutage noch insgeheim von Sansibar aus getrieben — unmenschlicher Sklavenhandel. Bis 1873 war Sansibar ein Sklavenmarkt, der letzte offene im Bereiche der civilisierten Staaten; jährlich wurden daselbst 12000 Neger, welche von den Sklavenjägern (vgl. das Bild S. 153) geraubt worden waren, nach Arabien und Persien verhandelt. Umsonst drängte England den Sultan, auf den schmählichen Handel zu verzichten; derselbe bildete seine Haupteinnahme. Erst als Sir Bartle mit den Kanonen der englischen Kriegsschiffe drohte, ließ sich Said-Bargasch, der Sultan von Sansibar (vgl. das Bild S. 155), zur Abschaffung des Sklavenmarktes herbei. Seither machen Kreuzer Jagd auf die arabischen Fahrzeuge (Dhaus), welche von der Küste aus noch immer Tausende unglücklicher Neger nach Arabien zu schmuggeln versuchen.

Ein Missionär, der viele Jahre Zeuge des schmählichen Sklavenhandels gewesen ist, dessen trauriger Schauplatz der Markt von Sansibar war, schrieb noch kurz vor Gründung der deutschen Kolonie in Ostafrika: „Von den abscheulichen Menschenjagden im Innern Afrikas, wobei ganze Dörfer in Flammen aufgehen und ganze Provinzen ihrer Bevölkerung beraubt werden, will ich jetzt nicht reden. Was man auch darüber sagen würde: die Wahrheit wäre immer noch viel schrecklicher als die grellste Beschreibung!

„Ich will nur einige Thatsachen vorlegen, wie ich solche während 15 Jahren täglich vor Augen hatte, und einige Zahlen nennen. Sansibar war der Hauptstapelplatz für den Sklavenhandel der ganzen Ostküste; auf seinen Markt lieferten die verschiedensten Hafenplätze der Küste, namentlich Kiloa, die Mehrzahl der im Innern geraubten Sklaven; von hier wurden sie nach Ägypten, Arabien, dem Golf von Persien u. s. w. versandt. Der Handel war äußerst einträglich, denn die Ware wurde einfach geraubt; so kamen täglich Schiffsladungen voll vor das Zollhaus von Sansibar. Diese Hunderte von armen Wesen, Männer, Weiber, Knaben, Mädchen, Greise, alle zu Gerippen abgemagert, halb stumpfsinnig infolge der Mißhandlungen, nackt oder doch nur mit einem schmutzigen Lendentuche bedeckt — der Anblick war herzzerreißend! Der Zöllner zählte sie, und es mußte für jeden Kopf eine Steuer bezahlt werden, etwa wie in Europa bei Viehmärkten die Eingangssteuer. Nun gingen die Sklaven in den Besitz der eigentlichen Händler über, welche sie täglich von 4—6 Uhr abends auf einem öffentlichen Platze zum Verkaufe ausboten. Man konnte sie dann in langen Reihen durch die Straßen wanken sehen, kaum im stande, sich auf den Beinen zu halten, aber vorangetrieben durch die Furcht vor der Peitsche, die ihnen um die Ohren sauste, und sich gegenseitig stützend und helfend. Die Scenen der Greuel und der Schande, die sich hier abspielten, wollen wir ruhen lassen; nur so viel sei gesagt: kein Viehmarkt kann das Bild eines Menschenmarktes uns vergegenwärtigen. Mein Herz blutet noch, und mein Auge füllt sich mit Thränen, wenn ich an die Auftritte denke, die ich 15 Jahre hindurch erlebte. Leider fehlten uns die Mittel, um aus der Sklaverei und der Schande alle jene armen Wesen loszukaufen, welche ihre abgemagerten Arme uns entgegenstreckten und mit herzzerreißender Stimme baten: ‚Weißer, kaufe mich!‘

„Die Zahl der Sklaven, welche früher jährlich auf den Markt von Sansibar gebracht wurden, ist nicht leicht anzugeben. Gut unterrichtete Leute nannten mir als zuverlässige Mittelzahl 45000. Da aber auch heute, wo doch die europäischen Kreuzer so scharfe Wache halten, immer noch eine bedeutende Zahl Sklaven auf verschiedenen Punkten der Insel gelandet werden, so ist es gewiß nicht übertrieben, wenn man wenigstens 20000 eingeschmuggelte der obigen Zahl beifügt. Dazu kommt, daß mindestens der vierte Teil der Sklaven bei dem Raube und auf dem Transporte aus dem Innern ums Leben kam. Das würde die jährlichen Opfer auf 80000 bringen, die von 15 Jahren auf 1200000 Menschen! Mit Grausen erinnere ich mich daran, wie ich einst auf einer Reise in Ukami mit P. Horner die verwesenden Leichen einer ganzen Karawane traf, welche, der Cholera erlegen, unbestattet im Walde moderten. In der genannten Zahl sind diejenigen nicht einbegriffen, welche zu Lande längs der Küste an ihren Bestimmungsort geschleppt wurden; täglich sah man sie zu Hunderten in langer Kette aneinandergefesselt vorüberziehen. So gestaltete sich der Sklavenhandel!

„Seit einiger Zeit ist es der Dazwischenkunft der europäischen Mächte und dem ernsten Willen des Sultans von Sansibar, Said-

Bargasch, geglückt, den öffentlichen Markt und die unverhohlene Einfuhr von Sklaven auf Sansibar aufzuheben; er hat sich dadurch den Haß vieler seiner Unterthanen erworben. Trotz aller Maßnahmen dauert aber der Sklavenhandel fort, und ich zweifle, ob man ihn je völlig unterdrücken werde. Auf dem Festlande hat natürlich die Verordnung des Sultans keine Wirkung; da blüht der Sklavenhandel nach wie vor, nur daß der Preis seither bedeutend gestiegen ist."

Das ist nun freilich, Gott sei Dank, seither anders und besser geworden. Nicht umsonst haben Leo XIII. und Kardinal Lavigerie ihre Stimmen zur Beseitigung des traurigen Sklavenhandels und der blutigen Sklavenjagden erhoben, welche Afrika entvölkern und zur Wüste machen. Deutschland hat ebenfalls das größte Interesse an der Bekämpfung des Sklavenhandels, und seitdem seine Schiffe an den Küsten Sansibars kreuzen, ist den Sklavenhändlern die Ausfuhr ihrer menschlichen Ware allerdings sehr schwer gemacht. Noch neulich hat ein deutscher Kapitän ein Schiff voll geraubter Kinder weggekapert und die unglücklichen Wesen den katholischen Missionären in Bagamoyo, die wir besuchen werden, zur Erziehung übergeben.

Die Stadt Sansibar (vgl. das Bild S. 155) hat wenig Merkwürdiges. Es ist eben eine arabische Stadt, wie wir auf unserer Fahrt schon viele gesehen haben, mit kahlen, flach gedeckten Häusern und nicht gerade reinlichen Gassen. Dafür ist der Pflanzenwuchs in den Gärten überaus üppig. Namentlich im Süden der Stadt finden sich herrliche Anlagen. Die Bevölkerung wird auf 85000 Seelen angegeben. Der Palast des Sultans, früher die einzige Merkwürdigkeit der Stadt, wurde im Sommer 1896 von den Engländern zusammengeschossen. Das kam so: Das Gebiet von Sansibar steht unter englischer Schutzherrschaft, und die Engländer sorgen dafür, daß sein Sultan möglichst wenig zu sagen hat. Als Said Bargasch starb, setzten sie dessen Bruder Ali auf den Thron, und als dieser 1893 ebenfalls verschied, wurde abermals nicht Chalid, der Sohn von Bargasch, der sich schon damals als rechtmäßiger Thronerbe meldete, sondern der schwächliche Hamed ben Thwain von England zum Sultan erkoren. Im Sommer 1896 war die Gesundheit des Sultans Hamed so erschüttert, daß sein Ableben binnen kurzem sicher zu erwarten war. Diesmal wollte sich Chalid ben Bargasch (vgl. untenstehendes Bild) nicht um sein Recht bringen lassen; kaum war Hamed am 25. August gestorben, so besetzte er mit seinen Leuten den Palast und erklärte sich als Sultan. Der englische Agent wollte nichts davon wissen; aber Chalid sagte ihm: „Ich hätte schon der rechtmäßige Nachfolger meines Oheims Ali sein sollen; mit Gewalt habt Ihr mich beseitigt. Jetzt bin ich wieder rechtmäßiger Thronfolger und will Sultan sein." Sofort ließ er seine Flagge auf dem Palaste entfalten, und des Sultans Kriegsdampfer „Glasgow" begrüßte dieselbe mit 21 Kanonenschüssen. Die Mehrzahl der arabischen Bevölkerung jubelte ihm zu. Die meisten Konsuln aber, denen Chalid seine Thronbesteigung anzeigte, machten ihre Anerkennung von derjenigen Englands abhängig, welches keineswegs gewillt war, einen so thatkräftigen Mann als Sultan zu bestätigen. Allein derselbe meinte, Englands Jawort erzwingen zu können. Mit etwa 500 Soldaten verschanzte er sich im Palaste, und andere 700 hielten mit 9 Kanonen den Platz vor demselben besetzt. Auch ein alter Portugiesenturm wurde in Verteidigungszustand gesetzt. Allein was bedeutete das den 3 englischen Kriegsschiffen gegenüber, zu denen sich noch im Laufe des nächsten Tages 2 fernere gesellten? Die 5 Kolosse mit ihren Riesengeschützen nahmen dem Sultanspalast gegenüber Stellung, und der englische Admiral ließ den 26. August, abends 6 Uhr, Chalid ben Bargasch melden, wenn er bis morgens 9 Uhr seine Flagge nicht einziehe und sich bedingungslos unterwerfe, werde er die Beschießung beginnen.

Chalid ben Bargasch, der Prätendent des Sultanats von Sansibar.

Es war freilich Tollkühnheit seitens des jungen Sultan, daß er dieser mehr als zehnfach überlegenen Streitmacht Trotz bot. Er hatte wohl keinen rechten Begriff von Panzerschiffen und ihrer furchtbaren Armierung, sonst hätte er nicht seinen alten Holzdampfer mit nur 36 Mann Bemannung dem englischen Admiralsschiff „St. George" gegenübergestellt. Die Frist verging, ohne daß der Sultan sich unterwarf. Es schlug 9 Uhr, und noch flatterte Chalids Flagge auf dem Palaste. Mit dem letzten Schlag der Stunde hüllten sich die eisernen Schiffskolosse in Feuer und Flammen und überschütteten

Ein Sklaventransport. (S. 151.)

den Palast mit centnerschweren Granaten. Freilich antworteten die alten Kanonen des Portugiesenturmes, und feuerte die „Glasgow“ auf den „St. George“ einige Breitseiten ab; ja selbst kleine, offene Boote nahten sich tollkühn den englischen Riesen und versuchten umsonst dem Feinde mit Flinten und Mörsern Schaden zuzufügen. Der Mut der Araber war zu bewundern, aber selbstredend vergossen sie ihr Blut erfolglos. Bald war die „Glasgow“ in den Grund gebohrt, und nach nicht ganz einstündiger Beschießung der Palast in einen Trümmerhaufen (vgl. untenstehendes Bild) verwandelt. 300, nach andern gar 500 Araber lagen unter seinen Mauern begraben. Chalid ben Bargasch war es im letzten Augenblicke gelungen, in das deutsche Konsulat zu flüchten. Die Engländer verlangten seine Auslieferung; da sie ihn aber als Rebellen und nicht als politischen Gefangenen behandeln wollten, verweigerte man ihnen dieselbe und brachte ihn an Bord des deutschen Kriegsschiffes „Seeadler“ nach Dar-es-Salaam auf den Boden von Deutsch-Ostafrika. Die Engländer mußten sich begnügen, an Stelle des rechtmäßigen Thronfolgers den gefügigern Said Hamud ben Mohammed als Sultan auszurufen, und so setzt vorläufig das arabische Regiment unter englischer Flagge seine Scheinregierung fort, bis es England an der Zeit scheint, ihm auch den letzten Rest von Herrschaft zu nehmen. Mit Rücksicht auf die christliche Gesittung kann man es natürlich nicht bedauern, daß auch hier der Thron der Araber zertrümmert ist.

Noch ein Wort über unsere Glaubensbrüder auf Sansibar. „Die katholische Bevölkerung der Hauptstadt übersteigt kaum 400 Seelen,“ erzählt uns der Apostol. Vikar Msgr. de Courmont. „Außer den Schulkindern (etwa 80), welche unsern verheirateten Neubekehrten angehören, die wir nach Möglichkeit von diesem Mittelpunkte des Islam fernzuhalten suchen, und einer geringen

Der durch das Bombardement der Engländer zerstörte Palast des Sultans von Sansibar.

schwankenden Bevölkerung von Europäern bilden Goanesen den Kern unserer Gemeinde. Dennoch ist Sansibar für uns von großer Wichtigkeit. Es ist der Hauptort unseres Vikariats, der Sitz des Sultans und der europäischen Konsuln, der Verbindungspunkt mit Europa und eine Art Vorratskammer für alle andern Stationen. Unsere beiden Schulen für freigekaufte Kinder geben uns fortwährend großen Trost; andere Schulen zu gründen, ist leider wenig Aussicht, da die Mohammedaner für unsere Schulbildung kein Verständnis besitzen. Wir haben hier zwei Spitäler gegründet, eines für Europäer, welche eine mäßige Pension bezahlen können, und eines für die Armen, welche ganz umsonst verpflegt werden. Matrosen aller Nationen, Forschungsreisende, Angestellte der Kolonialgesellschaften, Handlungsdiener, Konsulatsbeamte und sogar Konsuln nehmen ihre Zuflucht zur Pflege, welche ihnen unsere vortrefflichen Nonnen, die ‚Töchter Mariä‘, angedeihen lassen, und öfter wurden uns Briefe voll Lob und Dank für dieses Werk der Barmherzigkeit überreicht. Wiederholt konnte einem Sterbenden die heilige Taufe gespendet werden.“ Eine andere wichtige katholische Anstalt ist das Spital U. L. Frau von den Engeln zu Gulioni, das am 2. August 1884 eröffnet wurde. Seitdem wurden in diesem Hause der Barmherzigkeit über 10000 kranke Mohammedaner teils verpflegt, manche wochen- und monatelang, teils mit Arzneien versehen. „Der Neger ist von Natur ein Vagabund; er läßt sich nicht gern in die Mauern eines Hauses einschließen, am wenigsten in das eines Weißen, und will sich nicht durch eine Ordnung binden lassen. Solange er ein Glied bewegen kann, schleppt er sich seines Weges und lebt nach seiner Laune. So sind denn auch die Kranken hier im Hause fast alle dem Tode nahe. Man muß deshalb möglichst rasch unterrichten und taufen. Von 80, die unter solchen Umständen verpflegt wurden, haben 62 die Taufe

Said-Bargasch, Typen aus Sansibar, Ansicht von Sansibar und Kartenskizze der Hafenstadt. (S. 151.)

1 Französisches Konsulat. 2 Palast des Sultans. 3 Englisches Konsulat. 4 Katholische Mission. 5 Hospital. 6 Kasernen. 7 Spital U. L. Frau von den Engeln.

empfangen. Man wird das vielleicht einen armseligen Erfolg nennen," sagt Msgr. de Courmont. „Aber ich beurteile ihn anders, da ich Augenzeuge der Herzensänderung war, welche diese Taufen hervorbrachten, und da sie Mohammedanern und zwar mitten in einer mohammedanischen Stadt gespendet wurden. Ich will aus vielen ein erbauliches Beispiel anführen.

„Alafu war ein mohammedanischer Neger von etwa 30 Jahren, der sich täglich eine entsetzliche Beinwunde verbinden ließ. Man reinigte sie, besorgte sie, und er wurde geheilt. Dann blieb er freiwillig eine Zeitlang als Diener im Hause. Infolge einer Unklugheit zog er sich eine Erkältung zu, welche in Blutspeien und endlich in eine Auszehrung überging, so daß er gänzlich arbeitsunfähig wurde. Von einem Diener, der Lohn verdiente, sah er sich zu einem armen Kranken herabgesunken, der von barmherziger Hand das Spitalbrot empfing. Das kränkte seinen Stolz, und eines Tages entfloh er heimlich. Aber seine Krankheit machte rasche Fortschritte. Da er selbst fühlte, daß er nur mehr wenige Tage zu leben habe, klopfte er wieder an die Thüre des Spitals. Die Oberin war abwesend, und durch ein Mißverständnis hieß man ihn seines Weges gehen. Das war eine Prüfung, welche Gott zuließ. Dreimal kam er an die Pforte, und dreimal wurde er abgewiesen. ‚Simon,' sagte er endlich zu einem Diener, einem seiner frühern Kameraden, ‚ich werde jetzt sterben; sage es der Bibi mkubwa (Oberin), aber füge bei, daß ich als Christ sterben wolle, und daß ich nur deshalb um Aufnahme bitte, damit ich die Taufe empfange.' Es war ihm wirklich Ernst; man nahm ihn also mit offenen Armen auf und verpflegte ihn auf das liebreichste. Aber er dachte nur an die Taufe und bereitete sich auf das eifrigste darauf vor. P. Le Roy, damals Spitalgeistlicher von U. L. Frau von den Engeln, erachtete ihn endlich des heiligen Sakramentes würdig und taufte ihn am 9. August (1887) unter dem Namen Lorenz. Und siehe da, am Tage darauf, am Feste seines heiligen Namenspatrons, entschlief er sanft im Herrn. Seit dem Empfang der Taufe hatte er in einer Art Freudenjubel gelebt. Er ließ die Oberin zu sich rufen, betete und pries mit ihr die große Güte Isas (Jesu), der am Kreuze gestorben, um seine Seele zu retten."

2. Die Entstehung der deutschen Kolonien in Ostafrika.

Bevor wir nun unsere Reise längs der Küste von Deutsch-Ostafrika antreten, wollen wir die geschichtlichen Ereignisse kurz zusammenfassen, welche zur Gründung der deutschen Kolonien in Sansibar führten.

Als Vasco de Gama nach seiner ersten Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung im Frühjahre 1498 die Ostküste Afrikas entlang hinsegelte, traf er daselbst reiche und gut gebaute Hafenstädte, über welche arabische Fürsten herrschten. Die vornehmsten dieser Städte waren Mozambique, dessen Hafen er am 1. März erreichte, Mombassa, wo er am 7. April vor Anker ging, und Malinda, von wo er am 22. April quer über den Indischen Ocean nach Kalikut segelte. Schon seit dem 9. und 10. Jahrhundert hatten sich die Araber (vgl. das Bild S. 157) an dieser Küste festgesetzt. Die Portugiesen faßten sofort den Entschluß, zur Sicherung des neuentdeckten Seeweges nach Indien den Mohammedanern diese überaus günstig gelegenen Häfen zu entreißen. Bereits im Jahre 1503 besetzten sie die Insel Sansibar, eroberten von ihr aus die arabischen Küstenstädte und verwandelten dieselben mit ungeheurem Kostenaufwande in Festungen, welche in der damaligen Zeit als uneinnehmbar galten. Als aber zu Ende des 17. Jahrhunderts die Herrschaft Portugals in Indien und in den indischen Gewässern zusammenbrach, wurden sie von den Arabern wiederum aus Sansibar und einem großen Teile der gegenüberliegenden Küste vertrieben. Doch blieb Mozambique und das Gebiet bis zum Kap Delgado in ihrer Gewalt. Sansibar unterstand nun dem Imam von Maskat und gehörte zum Reiche Oman in Arabien, bis Said-Medschid im Jahre 1856 die Insel und das afrikanische Gebiet als ein selbständiges Sultanat von Oman ablöste. Ihm folgte Said-Bargasch in der Regierung, und nach dessen Tode wurde im Frühjahre 1888 Said-Chalifa Herrscher von Sansibar.

Wie weit das Küstengebiet landeinwärts dem Sultan gehöre, war durch Verträge mit den europäischen Mächten nicht näher bestimmt; er selbst beanspruchte freilich ein gewisses Hoheitsrecht über die Negerhäuptlinge bis an die großen Binnenseen. Man glaubte aber diese Ansprüche als nicht berechtigt übersehen zu dürfen, und so wandte sich, als Deutschland mit seinen ersten Kolonialversuchen hervortrat, das Auge der Unternehmer naturgemäß nach diesem weiten ostafrikanischen Gebiete.

Wenige Monate nachdem die deutsche Flagge in Kamerun und Angra Pequena gehißt worden, machten sich mithin als Kommissäre der Anfangs 1883 gegründeten „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" die Herren Dr. Karl Peters, Referendar Dr. Jühlke und Joachim Graf Pfeil auf den Weg, um ihr Glück in Ostafrika zu versuchen. Am 1. Oktober gingen sie, angeblich mit der Absicht einer Expedition in das Land der Boeren, an Bord des österreichischen Lloyddampfers „Titania", der sie durch den Suezkanal nach Aden brachte. Dort bestiegen sie am 22. Oktober den englischen Dampfer „Bagdad", verließen denselben in Sansibar und wandten sich, anstatt die vorgebliche Reise nach dem Kap fortzusetzen, von Saadani aus, gegenüber der Insel Sansibar, dem Wamifluß folgend, dem an Naturschönheit reichen und durch ein gutes Klima ausgezeichneten Nguru-Berglande zu. In kaum glaublich kurzer Zeit, im November und Dezember 1884, gelang es Dr. Peters, mit zehn angeblich unabhängigen Häuptlingen zwölf „bündige und völlig rechtsgiltige Verträge" abzuschließen und so das ansehnliche Gebiet von etwa 6500 qkm oder 118 Quadratmeilen der deutschen Gesellschaft „für ewige Zeiten" zu erwerben. Unter diesen Häuptlingen befand sich der König von Ukami (vgl. das Bild S. 159). Dieses Besitztum umfaßt die Gebiete von Usigova oder Useguha, das Bergland Nguru, Usagara und Ukami. Als ein Beispiel dieser Verträge fügen wir aus dem mit dem Häuptlinge von Quatunge Quaniani geschlossenen Übereinkommen die folgenden Sätze bei:

„Mafungu Biniani, Herr von Quatunge Quaniani u. s. w., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschriebenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigem Souverän gehörige Land Quatunge Quaniani in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, ab. Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Peters u. s. w. übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechts die Staatsoberhoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten, u. a. das Recht, überall ... Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke u. s. w. anzulegen, das alleinige Recht, Grund und Boden, Forste und Flüsse in beliebiger Weise auszunutzen, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und

Arabiſche Familie von der Suaheli-Küſte. (S. 156.)

Steuern aufzulegen." Als Gegenleistung versprach Dr. Peters dem Sultan und dessen Volk, soweit möglich, Schutz gegen jedermann und im Vertrage nicht näher genannte Geschenke, sowie eine ebenfalls nur mündlich vereinbarte Jahresrente an Vieh und Handelsartikeln. In einem zweiten, ähnlichen „Vertrage" anerkennt der Häuptling die deutsche Gesellschaft „auf ewige Zeiten als alleinige und ausschließliche Oberherrin seiner selbst und seines ganzen Volkes" und verspricht „auf Wunsch Arbeitsleistungen und militärische Gefolgschaft gegen jedermann".

Schon am 27. Februar 1885 wurde das eben bezeichnete Gebiet durch kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz und die Oberhoheit des Deutschen Reiches gestellt. Sofort hatte der Generalkonsul von Sansibar, Hofrat Rohlfs, diese kaiserliche Entscheidung den Vertretern der europäischen Mächte mitzuteilen, und wurde Dr. Jühlke mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in dem also erworbenen Gebiete betraut. Gleichzeitig bildete die Gesellschaft für deutsche Kolonisation eine eigene, völlig stelbständige „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft", deren Präsident Dr. Peters wurde.

Neue Erwerbungen folgten dieser ersten in Ostafrika auf dem Fuße, zunächst „Deutsch-Wituland". Bereits 1867 hatte der Sultan dieses Gebietes, Achmed, genannt Zimba (d. h. der Löwe), durch den Reisenden Richard Brenner dem Sultan von Sansibar gegenüber den Schutz der preußischen Regierung gewünscht. Seit 1878 standen die beiden Afrikareisenden Brüder Clemens und Gustav Denhardt in Verbindung mit diesem Suahelihäuptling, und Sultan Achmed verkaufte Clemens den 8. April 1885 etwa 20—25 deutsche Quadratmeilen seines Landes mit allen ihm zustehenden Hoheitsrechten, und sprach den Wunsch aus, unter den mächtigen Schutz des deutschen Kaisers zu kommen. Dem wurde entsprochen; allein durch den neuesten Vertrag kam Witu, wie schon oben bemerkt, unter englische Schutzherrschaft.

Der Sultan von Sansibar, Said-Bargasch, sah aber diesen Verträgen über Ländereien, welche er als Teile seines Reiches betrachtete, nicht gleichgültig zu. Mit Waffengewalt wollte er zunächst den Sultan von Witu, über den er Oberhoheit beanspruchte, zur Verantwortung ziehen. Den Protest der Brüder Denhardt gegen dieses Vorgehen ließ er unbeachtet; als aber der kaiserliche Generalkonsul demselben gleichfalls beitrat, zog er seine Streitkräfte zurück. Auch gegen den Ankauf der Länder von Usagara, Nguru u. s. w. und gegen das deutsche Protektorat über diese Gebiete, welches der „Reichsanzeiger" vom 3. März 1885 veröffentlicht hatte, erhob Sultan Said-Bargasch bereits am 27. April Einsprache. Allein der Reichskanzler wies diese Proteste, „weil sie einer rechtlichen Grundlage entbehrten," zurück und schickte zur Geltendmachung der deutschen Ansprüche Kriegsschiffe. Am 7. August erschien das deutsche Geschwader vor Sansibar, und schon am 13. August sah sich der Sultan gezwungen, die Oberhoheit des Deutschen Reiches sowohl über das Wituland als über die Gebiete von Usagara, Nguru u. s. w. bedingungslos anzuerkennen. Ebenso überließ er den Hafen Dar-es-Salaam, südlich von Bagamoyo, den Deutschen zur freien Benutzung. Ein Lieutenant Schmidt hatte daselbst im Namen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die angeblich 400 500 Quadratmeilen große Landschaft Usaramo erworben. Das letztere Gebiet wurde aber vorläufig noch nicht unter den Schutz des Deutschen Reiches genommen, weil vorher die Grenzen des Sultanats Sansibar durch eine internationale Kommission, an welcher sich Deutschland, England und Frankreich beteiligten, festgestellt werden sollten. Endlich nahm der Sultan einen neuen Zollvertrag an, welcher alle für die deutschen Schutzgebiete bestimmten Artikel zollfrei erklärte.

Während die internationalen Kommissäre die Rechte des Sultans untersuchten, fuhren die Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ohne Bedenken fort, immer neue Länderstrecken zu erwerben. Nicht weniger als 18 größere Expeditionen wurden allein in den Jahren 1885 und 1886 unternommen: im Süden bis an die Grenzen des portugiesischen Gebietes, im Norden bis an den Nyanza, in das Hochgebirge des Kilima-Ndscharo bis ins Gebiet der Gallas und längs der Somalikküste. Sowohl im Innern als an der Küste und auf den Komoren wurde eine ganze Reihe größerer und kleinerer Gebiete angekauft, und bereits Ende 1886 zählte die Gesellschaft 13 Stationen, von denen wir die folgenden nennen: In Sansibar und in Bagamoyo waren Depots gegründet. In Usagara bestanden die Stationen Simaberg und Kiora; in Usaramo am Kinganifluß, der unsern Bagamoyo mündet, die Stationen Dunda, Madimola und Usaungala; in Usambara am Panganifluß die Stationen Korogwe und Mafi; in Usigova die Station Petershöhe u. s. w. Die meisten dieser Stationen hatten schon ganz bedeutende Grundstücke für Plantagenbau urbar gemacht, so beispielsweise Dunda 170 Morgen, auf denen täglich 50—60 Arbeiter beschäftigt wurden, solide Wohnhäuser, Magazine, Stallungen aufgeführt, einen bedeutenden Viehstand angeschafft. Angebaut wurde namentlich Reis, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak; letzterer gedieh in vorzüglicher Qualität, und schon das Jahr 1888 würde eine Ernte von etwa 1000 Centner gebracht haben, wenn der Aufstand dieselbe nicht vernichtet hätte.

Die internationale Kommission brachte die Grenzregulierung des Reiches von Sansibar im Laufe von 1886 zu Ende. Das Protokoll wurde am 29. Oktober vom Grafen Hatzfeldt, am 1. November von Lord Iddesleigh unterzeichnet und am 30. Dezember vom „Reichsanzeiger" veröffentlicht. Dieser Vertrag bestätigte dem Sultan von Sansibar die Souveränität über die Inseln Sansibar und Pemba und die kleinern Eilande im Umkreise von zwölf Seemeilen von diesen beiden Inseln, ferner die beiden Inseln Mafia und Lamu, letzteres vor Witu gelegen. Aber der Besitz des Sultans auf dem Festlande wurde gewaltig eingeschränkt. Während er früher vom dritten Grade nördlicher Breite bis zu den portugiesischen Besitzungen am Kap Delgado landeinwärts ohne bestimmte Grenze Hoheitsrechte beanspruchte, gab ihm die neue Grenzregulierung nur einen Küstensaum von zehn Seemeilen ($2^1/_2$ geogr. Meilen) Breite, von der Mündung des Minganiflusses (bei Kap Delgado) bis Kipini an der Südgrenze des Witulandes. Nördlich von Wituland gehörten dem Sultan nur mehr fünf feste Küstenplätze mit einigen Seemeilen Umgebung, nämlich: Kismaju, Barawa, Merka, Mogidschuh und Warschekh. England und Frankreich hatten anfangs wenigstens einen Küstensaum von 40 Seemeilen Breite dem Sultanate Sansibar zu eigen erklären wollen; aber sie fügten sich der Forderung Deutschlands. So war nun das ganze ungeheure Gebiet von der also geschaffenen Westgrenze Sansibars bis an die Ostgrenze des Kongostaates als vom Sultan unabhängig erklärt, und Deutschland und England beeilten sich, dasselbe unter sich zu teilen, beziehungsweise sich für künftige Erwerbungen in demselben freie Hand zu sichern. In Artikel 3 des Vertrages werden die Grenzen der beiderseitigen Interessensphären bezeichnet: die deutsche Interessensphäre erhielt im Süden den Rovumafluß als Grenze und von dessen Oberlauf eine quer über den Nyassasee nach dem Südwestufer des Bangweolosees gedachte Linie, im Westen den Kongostaat vom Bangweolosee bis zum ersten Grad südlicher Breite, im Norden endlich den ersten Grad südlicher Breite bis an das Ostufer des Viktoria-Nyanza-Sees und von dem

Uferpunkte, den der genannte Grad trifft, eine um den Nordostabhang des Kilima-Ndscharo-Gebirges nach der Mündung des Wanga- (oder Umbe-) Flusses gezogene Linie. Die gleiche Linie von der Wangamündung an das Ostufer des Viktoria-Nyanza bildet die Südgrenze der englischen Interessensphäre, deren Nordgrenze der Tanafluß bezeichnet. Was nördlich von demselben und von dem Durchschnittspunkt des 38. Grades östlicher Länge mit dem Äquator liegt, also das ganze Galla- und Somaliland, stand durch den Vertrag von 1886 den deutschen Kolonialbestrebungen offen. England hatte sich durch diese Abgrenzung den Zugang zu einem kleinen, nördlich vom Kilima-Ndscharo gelegenen Gebiete, das Hamilton Johnston im September 1884 erwarb, und einen Weg nach dem Sudan offen gehalten, Deutschland aber kam in den Besitz aller seiner Schutzgebiete und erhielt freie Hand für Kolonialunternehmen in dem ganzen ungeheuern Länderkomplexe zwischen den Riesenseen Nyanza, Nyassa und Tanganjika und dem schmalen Küstensaume, der damals noch dem Sultan von Sansibar verblieb.

König von Ukami. (S. 156.)

Um sich auch durch dieses Ufergebiet den Weg offen zu halten, verpflichtete Deutschland in dem Vertrage (Artikel 2) England, daß dasselbe die Verpachtung der Häfen Dar-es-Salaam und Pangani seitens des Sultans an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft unterstützen solle. Die deshalb gepflogene Unterhandlung erreichte weit mehr als die Verpachtung der beiden verlangten Häfen; der Sultan Said-Chalifa übertrug nämlich durch den Vertrag vom 28. April 1888 die Verwaltung des ganzen Küstengebiets der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Der deutsche Generalkonsul Dr. Michahelles vollzog mit Gutheißung des Reichskanzlers diesen wichtigen Vertrag, und so schien das letzte Hindernis für die deutsche Kolonialthätigkeit in dem riesigen Gebiete von der Küste bis an die großen Seen und vom ersten bis elften Grade südlicher Breite beseitigt. Der Sultan selbst hatte sich verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß die Verwaltung vom 16. August an wirklich den Angestellten der Gesellschaft übergeben werde. Auch die bisherigen Beamten des Sultans, denen man es freistellte, ob sie mit dem gleichen Solde, den sie vom Sultan bezogen, in den Dienst der deutschen Gesellschaft treten oder auf ihre Stellung verzichten wollten, erklärten sich nach einigem Zaudern willig, ihr Amt unter der neuen Verwaltungsbehörde weiterzuführen. Alles schien demnach geordnet, und die deutsche Gesellschaft bereitete sich vor, am festgesetzten Tage die Verwaltung zu übernehmen. Sie schickte eine Anzahl europäische Beamte nach jedem wichtigen Küstenplatze, nach Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kilwa-Kivinje, Lindi und Mikindani, und wirklich wurde am 16. August 1888 in allen diesen Plätzen die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehißt.

Aber fast an allen Orten kam es bei dieser Gelegenheit zu heftigen Auftritten, indem die frühern Beamten die Verwaltungsgebäude nicht räumen und die Flagge des Sultans, als Zeichen von dessen Oberhoheit, auch an andern Stellen als an dem Hause des Gesellschaftsvertreters weiter führen wollten. Umsonst versuchte der Sultan den Streit beizulegen; die Araber waren offenbar entschlossen, das Joch der verhaßten Fremden nicht zu tragen, das er ihnen von den europäischen Mächten gezwungen aufbürden wollte. Daß einige Beamte der deutschen Gesellschaft, in deren Dienst neben den ehrenwertesten Personen wohl auch manche Abenteurer standen, den Haß der Araber herausgefordert haben, wird von verschiedenen Seiten behauptet, und wohl mit Recht. Nicht nur englische, sondern auch deutsche Missionäre sagen, einige hätten sich Handlungen schuldig gemacht, welche sie in Deutschland in Berührung mit dem Strafrichter gebracht hätten. Andere mögen unklug und barsch gewesen sein. Der ganze Streit um die Flagge erscheint lächerlich; was konnte es für die Gesellschaft verschlagen, wenn neben ihrer Flagge überall die des Sultans wehte, da ja doch thatsächlich der Sultan Landesherr und sie nur seine Bediensteten waren? Aber bei alledem bleibt bestehen, daß die an sich unbedeutenden Streitigkeiten bei der Verwaltungsübernahme nur der Anlaß und keineswegs die Ursache des offenen Aufstandes waren, der nun folgte.

Leider hatten die Europäer, und wahrlich nicht an letzter Stelle deutsche Kaufleute, um schnöden Gewinnes willen die arabischen Sklavenjäger nur zu gut bewaffnet. Allein im Hafen von Sansibar wurden während 3 Jahren für 149 080 Pfd. St. (2 981 600 Mark) Gewehre und für 45 330 Pfd. St. (906 600 Mark) Munition, die Gewehre zumeist belgischen und deutschen Fabrikats, verkauft. Da ist es nicht zu verwundern, wenn jetzt auf hundert Eingeborene schon eine Feuerwaffe gerechnet wird, während man vor zehn Jahren auf kaum tausend ein Gewehr annahm. Der Kampf, der zur Niederwerfung des Aufstandes und mehr noch zur völligen Besiegung der Sklavenjäger und ihrer Horden nötig war, ist dadurch weit schwieriger und blutiger geworden, als wenn man, wie schon längst vorgeschlagen war, durch internationales Übereinkommen die

Einfuhr von Waffen und Munition nach Afrika verboten hätte, welche Maßregel man seither durch die Blokade vom 1. Dezember 1888 durchführen wollte.

3. Kiloa und Lindi.

Wir wollen uns jetzt die Küste von Sansibar (vgl. das Bild S. 161) näher betrachten. Nach den Bewohnern heißt der ganze Uferstrich „die Suahelikküste". Vom Kap Delgado bis zur Rufidschimündung der Insel Mafia gegenüber bildet sie eine wellenförmige Ebene, aus welcher sich hin und wieder vereinzelte Hügel zu einer unbedeutenden Höhe erheben. Diese Uferebene hat im Süden eine Breite von etwa 100 km; sie gilt für sehr ungesund. Nördlich vom Rufidschi nähert sich die erste Höhenterrasse des afrikanischen Festlandes dem Meere stellenweise bis auf 10 km. Da ist der Boden ziemlich dicht bevölkert, reich an Wäldern und längs den Rinnsalen der Bäche und Flüsse von üppigem tropischen Pflanzenwuchs überwuchert. Dann folgen mit hohem Grase bewachsene Ebenen, welche nur während der Regenzeit grünen, sonst aber kahl und verbrannt daliegen. Aus ihnen erhebt sich das Bergland Nguru mit einzelnen Kämmen und Spitzen bis zu 2000 m. Nördlich vom Tanafluſſe, wo das Land von Witu liegt, wird die Uferebene über 200 km breit und ist längs des Meeres mit Dünen und niedrigen Lehmhügeln gesäumt. Viele kleine Eilande ragen nahe am Ufer aus den Wogen, alte Korallenbänke, von den Tiefenkräften aus dem Meeresgrunde emporgehoben. Nur drei dieser Inseln haben einen etwas bedeutendern Umfang, Sansibar selbst, Pemba und Mafia, welches letztere nun auch deutsches Gebiet geworden ist. Mehrere hervorragende Uferstädte sind auf solchen kleinen und niedrigen Inselchen gebaut, weil dieselben infolge der Seeluft immer noch eine gesundere Lage haben als das nahe, durch seine Fieber berüchtigte Uferland.

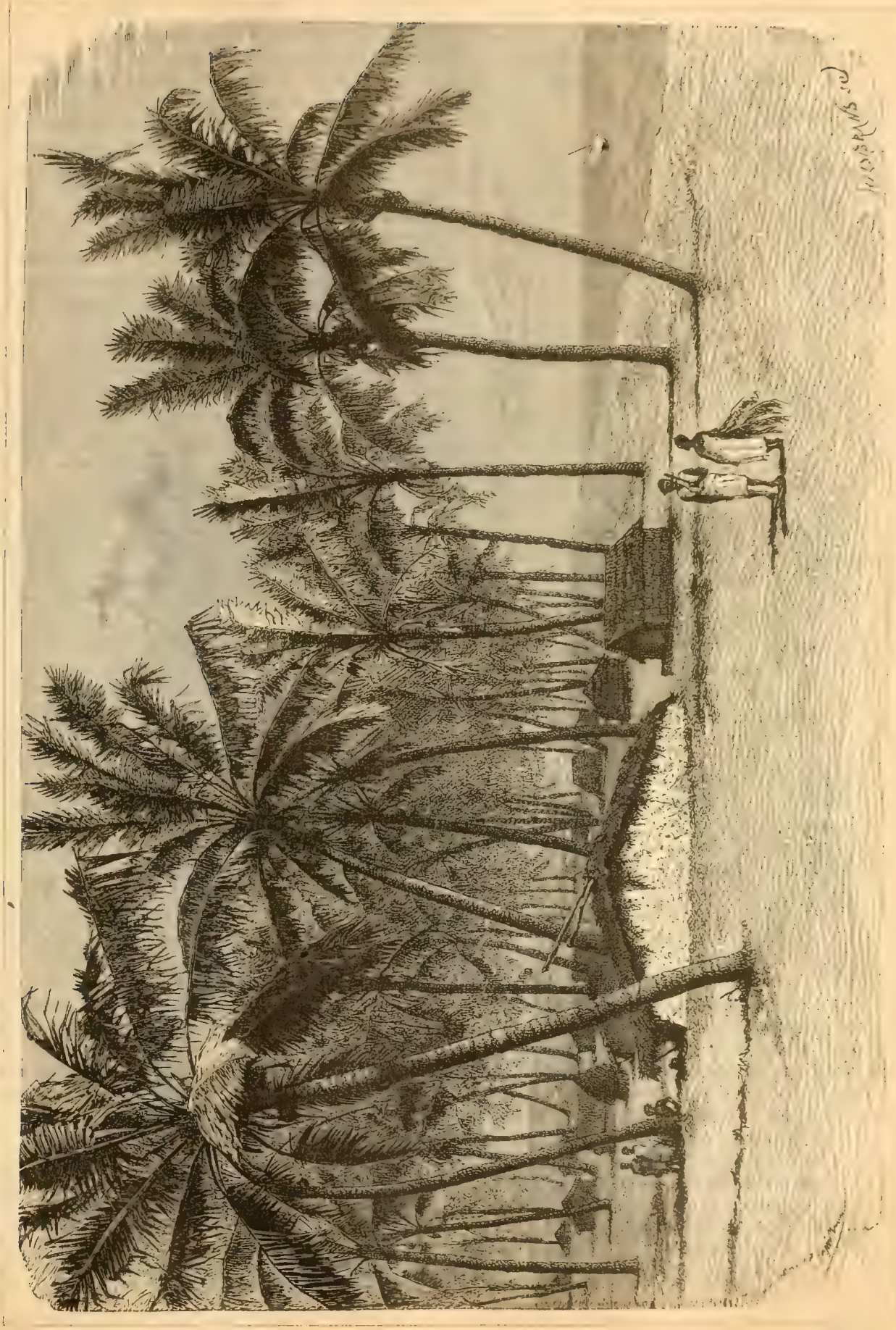
Nach diesen Vorbemerkungen über die Gestaltung des Küstensaumes wollen wir die wichtigern Ortschaften besuchen. Wir beginnen im Süden. Als Führer soll uns dabei Herr Otto Ehlers dienen, der im Juni des Jahres 1888 den deutschen Konsul Vohsen begleiten durfte, als derselbe im Namen des Sultans Chalifa den Behörden des Küstensaumes mitteilte, daß vom 16. August an die Verwaltung in die Hände der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übergehen werde. Der Sultan hatte für die Küstenfahrt eines seiner Schiffe, den kleinen in Flensburg gebauten Schraubendampfer „Barawa", zur Verfügung gestellt. Das erste Ziel war Kiloa (Quiloa) oder Kilwa. Es ist Neu-Kilwa (Kilwa Kiwindje) gemeint, das erst seit einigen Jahrzenten erbaut wurde, um Alt-Kilwa (Kilwa Kisiwani, d. h. Kilwa-Insel) zu ersetzen, das auf einer etwas südlich von Neu-Kilwa gelegenen Insel gestanden hatte. Alt-Kilwa erwähnt Vasco de Gama auf seiner Fahrt nach Indien als eine Stadt, in welcher der Aussage des Piloten von Mozambique zufolge „viele Christen" (Thomaschristen aus Indien) wohnen sollten.

„Von unserem Ankerplatze hatten wir", erzählt Herr Ehlers, „etwa 4 km im Ruderboote und dann, da gerade Ebbe war, noch etwa 1500 m auf den Schultern schwarzer Träger durch Schlick und Schlamm zurückzulegen, bis wir trockenen und festen Boden unter die Füße bekamen. Kilwa Kiwindje, so genannt zum Unterschiede von dem südlicher gelegenen Kilwa Kisiwani, ist ein freundlich gelegener Ort von 2000—3000 Einwohnern. Die Ufer der ganzen Küste sind hier flach; weiter landeinwärts reihen sich Gebirgszüge von einigen hundert Fuß Höhe in sanft gewellten Linien aneinander, die erst weiter im Süden bei Mikindani eine stattlichere Höhe erreichen. Kilwa Kiwindje war, bevor die Engländer sich in die Sache mischten, ein Hauptstapelplatz der Sklavenkarawanen; heute bilden Elfenbein, Kopal und Kokosnüsse seine Haupt-Ausfuhrartikel.

„Eine Landung an der afrikanischen Küste ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen stets mit unendlichem Hallo und Gelärm verbunden: um wieviel mehr also in unserem Falle, da wir gewissermaßen offiziell als die zukünftigen Herren und Gebieter erschienen. Ganz Kilwa war auf den Beinen und am Strande versammelt; ganze Horden phantastisch aufgeputzter, möglichst wild erscheinen wollender Neger stürzten sich unter nicht enden wollendem Abschießen ihrer Flinten unsern Booten entgegen, machten dann ungemein effektvolle Seitenscheinangriffe, wobei ab und zu einige die Verwundeten markierten und sich laut heulend in den Schlamm warfen, um schließlich, als wir auf dem Rücken unserer Träger uns dem Strande näherten, sich uns unter höllischem Geheul anzuschließen. Der Anführer der Bande, mit riesigem Federschmuck auf dem Haupte, weißbemaltem Gesicht, behangen mit Fellen und Waffen aller Art, trug als besonderes Abzeichen seiner Würde unter anderem auch einen 10-Pfennig-Bazar-Spiegel mit Goldrahmen auf der untern Verlängerung seines Rückens. So toll und ausgelassen bei allen Gelegenheiten die Neger sich gebärden, so ruhig und würdevoll bleibt der Araber. Ein solcher bekleidet in fast allen Küstenorten die Stelle eines obersten Beamten des Sultans, die Stelle des Wali, dem zur Aufrechthaltung der Ordnung außer seinen Unterbeamten je nach Größe seines Bezirks ein kleinerer oder größerer Trupp irregulärer Soldaten, sogen. Askari, beigegeben sind. Umringt von diesen, sowie von allen in Kilwa seßhaften Arabern und Indiern, kam uns, als wir das Land betreten hatten, der Wali, eine ausdrucksvolle, majestätische Erscheinung mit lang herabwallendem, glänzend schwarzem Barte und ebenso aristokratischen wie intelligenten und einnehmenden Gesichtszügen, langsam auf halbem Wege entgegen, um dann jeden Einzelnen zu begrüßen und einzuladen, ihm in seine Wohnung zu folgen. Es war wirklich ein Bild von echt orientalischer Pracht, diese Gruppe der kostbar gekleideten, waffenstrotzenden Araber, die malerischen, halbnackten, phantastisch bewaffneten Askari, daneben die glänzend beturbanten Indier mit ihren blassen Gesichtern und den feuchten, schmachtenden Augen, schließlich das Gewimmel von unzähligen Negern groß und klein, alle jetzt die Augen erstaunt auf uns richtend, lautlos der Dinge harrend, die da kommen sollten. Dazu die ganze Scenerie der Umgebung, das in der Sonne erglänzende Meer, die über den Negerhütten sich wiegenden Kronen der fruchtbehangenen Kokospalmen und über dem allem der wolkenlose, tiefblaue Tropenhimmel. Alles Licht in Licht, alles Glanz und Leben!"

Wir wollen Herrn Ehlers auch die Verhandlung mit dem Wali betreffs der Verwaltungsübernahme erzählen lassen. Dieselbe gestaltete sich so glatt als möglich, während später gerade in Kilwa die Durchführung auf den heftigsten Widerstand stieß.

„Wir folgten dem Wali in eine geräumige Halle, wo schon Stühle für uns bereit standen, auf die wir uns niederließen, während die Araber und Indier sich meist auf den Boden niederkauerten. . . . Nachdem man sich malerisch gruppiert, sitzt man etwa fünf Minuten möglichst stumpfsinnig da und betrachtet sich gegenseitig; denn nach arabischen Ansichten gilt es für sehr unhöflich, mit geschäftlichen Verhandlungen sogleich zu beginnen. ‚Nur keine Überstürzung', denkt der Araber, und da er sich in der glücklichen Lage befindet, das Wort ‚Zeit ist Geld' mit Verachtung



Dorf an der Küste von Sansibar. (S. 160.)

zu strafen, so hat er Recht. Für einen Europäer ist die Langsamkeit, mit der hier alles betrieben wird, oft zum Aus-der-Haut-fahren. Bevor die Verhandlungen beginnen, müssen Gast und Wirt sich erst an Scherbet, dann an Kaffee und womöglich noch an einem entsetzlichen fladenartigen Brei aus Mehl, Talg, Honig und Rosenöl oder irgend einem ähnlichen Nationalgericht gebührend gelabt haben. Darüber vergeht wieder unter unausgesetztem Austausch von Höflichkeitsbezeigungen mindestens eine halbe Stunde, nach deren Verlauf der Bevollmächtigte der Ostafrikanischen Gesellschaft durch Vermittlung unseres kleinen Dolmetschers, eines im deutschen Waisenhause in Jerusalem erzogenen Syrers, beim Wali anfragen läßt, ob es ihm genehm sei, die Verhandlungen nunmehr aufzunehmen. Die Zustimmung wird, selbstverständlich in würdevollster Weise, erteilt, und unser Dolmetsch tritt mit einem Schreiben des Sultans in die Mitte des Kreises, um dasselbe zu verlesen, zu welcher Feierlichkeit er sich — es ist mir ein Rätsel geblieben, warum — stets mit seinem zusammengelegten Sonnenschirm bewaffnete und das Haupt mit einem Tropenhelme bedeckte, trotzdem wir im Schatten saßen. Das Schreiben enthält in kurzen Zügen die Mitteilung, daß die Verwaltung der Zölle und des Landes vom 15. August ab an die Ostafrikanische Gesellschaft übergehen werde; daß Se. Hoheit erwarte, die Bevölkerung werde sich den Deutschen gehorsam zeigen, und daß er seinen Freund Soliman ben Nasr mitgesandt habe zur mündlichen Aufklärung sowie Beseitigung etwaiger Zweifel. Nachdem dieses Schreiben verlesen, überreicht Soliman ben Nasr dem Wali sein Beglaubigungsschreiben und ein Schreiben ähnlichen Inhalts, wie das soeben gehörte. Der Wali übergiebt es seinem Sekretär, der das Publikum mit dem Texte ebenfalls durch Vorlesen bekannt macht. Nun beginnt der deutsche Bevollmächtigte die Versammlung auf die einzelnen Machtbefugnisse, die der Gesellschaft zustehen werden, auf das Recht der Absetzung der Beamten u. s. w. aufmerksam zu machen; derselben mitzuteilen, daß fortan alle Wali und Askari von der Gesellschaft beziehen würden, was ihnen zukomme, und daß er hoffe, sie würden in Zukunft den Deutschen mit der gleichen Treue und Ergebenheit dienen, durch die sie sich bisher als Diener des Sultans ausgezeichnet. Ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens, der Überraschung oder des Unwillens hört die Versammlung die Eröffnungen an, jeden Satz mit einem gedämpften ‚Imschallah' (So Gott will) begleitend und zum Zeichen des Verständnisses leicht das Haupt neigend. Am Schlusse erklärte der Wali, er habe alles verstanden, er sei ein Diener des Sultans und thue, was dieser befehle; der Sultan habe befohlen, den Deutschen zu gehorchen, und so werde er es thun. Die Deutschen könnten versichert sein, daß er alles aufbieten werde, sie gut zu empfangen, und daß sie nie Anlaß haben würden, mit ihm unzufrieden zu sein. Imschallah! ... Der Wali von Kilwa zeigte sich von Anfang bis zu Ende als ein Mann von ausgesuchter Höflichkeit und den vorzüglichsten Formen; ja es machte vollkommen den Eindruck, als sei er von der bevorstehenden Änderung der Verhältnisse auf das angenehmste berührt, und wer die Araber, wer ihre Verschlagenheit, Verlogenheit und Verstellungskunst nicht kennt, der würde ihn für einen der größten Förderer der deutschen Sache halten."

Herr Ehlers spricht dann seine Überzeugung aus, daß die Araber der neuen Verwaltung überall Schwierigkeiten legen würden, was freilich eingetroffen ist, setzt aber seine volle Zuversicht auf die einflußreiche Unterstützung der dortigen deutschen Reichsvertretung und namentlich auf das „schneidige Beamtenpersonal" der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Das letztere scheint nur zu „schneidig" vorangegangen zu sein und gerade dadurch den Ausbruch der Empörung veranlaßt zu haben. Bekanntlich sind am 22. September in Kilwa die beiden deutschen Zollbeamten Heinrich Hessel und Krieger ermordet worden, ohne daß das deutsche Kriegsschiff auf der Rhede ihnen zu Hilfe kommen konnte. Wie nämlich der deutsche Konsul Dr. Michahelles den 25. September aus Sansibar schrieb, brachte eine arabische Dschau die Nachricht, am 22. sei ein Streit zwischen einem der beiden Angestellten und mehreren Arabern ausgebrochen, der zu Thätlichkeiten und schließlich zur Ermordung des Deutschen führte. Darauf scheint die Bevölkerung einen Angriff auf das Stationshaus der Gesellschaft unternommen zu haben; die Insassen verteidigten sich durch Gewehrfeuer, töteten fünf oder sechs Angreifer, unterlagen aber endlich der Übermacht.

Über das Aussehen von Kilwa sagt H. Ehlers: „Ein ostafrikanischer Küstenort gleicht so ziemlich dem andern; sie sind fast alle, vom Wasser aus gesehen, sehr malerisch und im Innern, je nach dem Prozentsatz der in ihnen lebenden Indier, mehr oder weniger schmutzig. Der Reinlichkeitssinn der Neger ist verhältnismäßig hoch entwickelt, während derjenige der Indier und Araber entweder stets auf sehr niedriger Stufe gestanden hat oder nie vorhanden gewesen sein muß. Die Neger wohnen in lehmverstrichenen Holzhütten mit vorspringendem, palmgedecktem Dache, welches so eine um das Haus laufende Veranda bildet, auf der die Familie ihrer Beschäftigung, Mattenflechten, Getreidestoßen und -mahlen, nachgeht. Die Häuser sind meist ganz nach Laune des Besitzers, ohne Rücksicht auf die Lage der Nachbarhäuser gebaut und an verschiedenen Orten mit einem hohen Bambuszaune umgeben. Von Straßen kann somit in solchen Quartieren wenig die Rede sein. Die Indier und Araber dagegen bewohnen fast ausschließlich Steinhäuser mit unglaublich wenig Luft und Licht. Die Veranda, die auch hier nicht fehlt, dient bei dem Indier, in dessen Händen sich der gesamte Handel befindet, als Laden. Hier hockt die ganze Familie stundenlang ohne andere Beschäftigung, als die des Verscheuchens der Fliegen von ihren Süßigkeiten und sonstigen Waren." An die frühere Herrschaft Portugals erinnert nur noch eine alte verrostete Strandkanone. Die nächste Umgebung Kilwas ist eine öde Steppe.

Der Abschied, den die Bewohner dem deutschen Bevollmächtigten bereiteten, ließ an Händeschütteln und Flintensalven nichts zu wünschen. Bald sollten aber aus denselben Gewehrläufen Kugeln gegen die Fremden fliegen, welche der eben verabredeten Übereinkunft gemäß die Verwaltung übernehmen wollten. Da inzwischen die Flut eingetreten war, konnte man das Boot unmittelbar besteigen, und bald dampfte die „Barawa" südlich nach Lindi, das unser Gewährsmann also beschreibt:

„Erst in fast unmittelbarer Nähe des Landes entdeckten wir einen schmalen Kanal, in den wir hineinsteuerten, um nach wenigen Minuten wie durch Zauberschlag ein Bild von entzückendem Reize vor unsern Augen auftauchen zu sehen und uns, nach abermals einigen Minuten, inmitten einer der lieblichsten Buchten, die sich die Phantasie nur ausmalen kann, in der Bucht von Lindi, zu befinden. Wüßte man nicht, daß man in Ostafrika unter dem 10. Grad südlicher Breite wäre, man könnte meinen, auf einem italienischen See zu weilen. Rundum sanft ansteigendes Hügelland in den herrlichsten Abstufungen üppigsten Grüns prangend, weißschimmernder Sand, hie und da mit dunkellaubigen Mangobaum-Gruppen bestanden, aus denen trauliche Hütten verstreut

hervorlugen, dazu die im Gegensatze zum Meere spiegelglatte, tiefblaue Wasserfläche des hier vollkommen geschlossen erscheinenden Hafenbassins — das alles war so wohlthuend, schien so glück- und friedenverheißend, daß man sich gar nicht satt sehen konnte an dem anheimelnden Naturbilde.

„Die Wohnung des Wali war in dem durchaus malerischen, aber auch durchaus verfallenen ehemaligen portugiesischen Fort mit hohem Portal und eisenbeschlagenem, zweiflügeligem Thore. Wir durchschritten dasselbe, nachdem wir eine breite Treppe glücklich überwunden hatten, in der die Steine, wie die Zähne in einem stark mitgenommenen Gebiß, entweder fehlten oder wackelig geworden waren, und befanden uns in einem hohen, gewölbten, stark verräucherten Raume, dessen Decke von teils geborstenen Säulen, die an ihrer Aufgabe bereits zu verzweifeln schienen, getragen wurde. Rundumlaufende gemauerte Vorsprünge dienten als Sitzgelegenheit. Licht empfing dieser mit allen Schauern des Geheimnisvollen ausgestattete Raum durch eine in einen Ziegenstall mündende Thüre, sowie durch einige Risse in der Decke, die immerhin breit genug waren, ein Stück blauen Himmels hineinschauen zu lassen. Als wir erschienen waren, betrat vom Ziegenstall aus ein uralter, halberblindeter, weißbärtiger Araber im Schmucke seiner ebenso uralten Waffen, geführt von einem seiner Söhne, gleichzeitig mit uns den wunderbaren Raum und lud, uns mit harter Stimme begrüßend, zum Sitzen ein. Ringsum gruppierten sich die übrigen Araber und die in ihrer verschiedenen Ausrüstung stets überaus effektvollen Askari. Wie der Alte vom Berge, so thronte dieser methusalemartige Araber, der selbst längst vergessen, seit wie vielen Jahren er das erste Hundert überschritten, in seiner Höhle. Kein Wunder, daß er sich nicht recht hineindenken konnte in den neuen Wechsel der Zeiten und erst nach längerem Zureden sich entschloß, einige Auskünfte und Erklärungen zu geben. Endlich zeigte auch er sich willfährig und holte, nachdem er uns eine Ziege, dann ein Schaf als Geschenk versprochen, sein bestes Kalb aus dem Stalle, um es uns als Zeichen seiner Ergebenheit an Bord zu senden."

Als die Unruhen später auch in Lindi ausbrachen, ließ der Sultan den alten Wali nach Sansibar bringen. Die Bewohner des Ortes machten auf Herrn Ehlers einen traurigen Eindruck. „Die ganze Gesellschaft sah aus, als würde sie jahraus jahrein vom Fieber geschüttelt und habe alle Freude am Dasein eingebüßt." Keine Stadt von regerer Betriebsamkeit; dagegen eine reizende Umgebung. „Wir gingen im Schatten prachtvoller alter Baumriesen oder zwischen schwankendem Bambus, den saftigen Blattwedeln der Bananen oder in luftigen Palmenhainen wohl eine Stunde weit landeinwärts durch verschiedene saubere Negerdörfer, deren Bewohner bei unserem Anblick erschrocken Schutz in ihren Hütten suchten, bis wir auf eine Höhe kamen, von der wir einen köstlichen Blick auf die beschriebene Bucht genossen, deren Ufer so recht geeignet scheinen, die Wohnstätten glücklicher Menschen zu tragen."

Die Bai Dar-es-Salaam. (S. 164.)

Eine ähnliche Lage hat das Örtchen Sudi und die südlichste Station Mikindany, wo die Abgesandten des Sultans mit dem deutschen Bevollmächtigten ebenfalls freundlich empfangen wurden. Sie wendeten dann das Schiff wieder nordwärts und fuhren, Wind und Strömung benutzend, nach dem wichtigen Hafenort Dar-es-Salaam. Unterwegs statteten sie Kilwa Kisiwani, der alten Hafenstadt der Portugiesen, einen kurzen Besuch ab. Es liegt auf einer Insel mitten in einer schönen Bucht. Ausgedehnte Ruinen alter Festungswerke und großer Moscheen geben Zeugnis von der einstigen Größe und Bedeutung dieses nunmehr selten besuchten Küstenplatzes.

4. Dar-es-Salaam.

Dar-es-Salaam liegt auf hohem, steil abfallendem Ufer in einer Bucht, deren Einfahrt ziemlich schwierig ist. Eine lange Reihe unvollendeter, schon wieder zusammenbrechender Gebäude kehren ihre Front dem Wasser zu und machen nicht eben den Eindruck einer aufblühenden Stadt. Auf einer Landzunge eine halbe Stunde vor der Stadt ist in jüngster Zeit eine evangelische Mission gegründet worden. „Umfangreiche Erdarbeiten sind ausgeführt, Wege angelegt, Felder mit Mhago bepflanzt und ein geräumiges Stallgebäude sowie ein zierliches Brunnenhäuschen bereits fertiggestellt, während das Missionshaus, welches neben den Wohnungen für die Missionare auch einen Betsaal enthalten soll, unter den Händen zahlreicher Arbeiter schnell seiner Vollendung entgegengeht."

Die Ruinen Dar-es-Salaams, von dem wir eine Skizze Mgr. Le Roys beifügen, verdanken ihren Ursprung dem Sultan Said-Medschid von Sansibar. Derselbe wollte nämlich seine Residenz von der Insel nach dieser sichern Bucht des Festlandes verlegen,

und rasch entstanden daselbst eine Reihe glänzender Gebäude. Aber bevor die neue Stadt mit ihren Sultanspalästen vollendet war, starb Said-Medschid 1870, und da sein Nachfolger Said-Bargasch von einer Verlegung seiner Residenz nach dem Festlande nichts wissen wollte, zerfielen die kaum begonnenen Bauten, und schon wuchert üppiges Gebüsch in ihren Trümmern.

Msgr. Le Roy, der den Hafen von Bagamoyo aus im Jahre 1886 besuchte, schildert Dar-es-Salaam, oder Dari-Salama, wie es die Eingebornen nennen, also: „Dieser merkwürdige Hafen liegt drei Tagereisen südlich von Bagamoyo, beinahe unter dem 7. Grad südlicher Breite. Zu Schiff erreichte ich ihn in anderthalb Tagen. Die Küste, an welcher man hinsegelt, zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Häßlichkeit aus: ein Streifen weißen Sandes, auf dem sich die Wogen brechen, säumt ein ziemlich fruchtbares Erdreich, auf welchem Kokospalmen und Mangobäume in die Lüfte ragen, während von Zeit zu Zeit ein Affenbrotbaum seine lastende und gewaltige Krone über niedriges Buschwerk ausbreitet. Zwischen undurchdringlichem Dornendickicht liegen Felder, auf denen Maniok, Sorgo, Mais, Pataten, afrikanische Bohnen, Reis und manchmal sogar Zuckerrohr gebaut wird. Darüber hinaus gewahrt man die Umrisse einer bald höhern, bald niedrigern Hügelkette in wechselndem Farbenspiel, hier grau, dort blau, aber immer schön, welche auf diese schlummernde Küste herabschaut. Mitunter erscheinen unter Gruppen von Kokospalmen kleine Dörfer, deren Bewohner Fischer und Bauern sind, welche gerade so viel arbeiten, als der Hunger sie antreibt (vgl. das Bild S. 160). Die Barke der Mission läuft vortrefflich; mit ihrem großen weißen Segel, das ein himmelblaues Kreuz schmückt, faßt sie den kräftigen Nord-

Neu Kraffe - Urbar gemachtes Land. - Kapelle und Kloster Missionskreuz - Neue Palmen Bananengarten - Küche, Wasch

Die am 13. Januar 1889 zerstörte Missionsstation von St. Benedikt zu Pug

wind, und schäumend schießt ihr Bug durch die Wellen. Hinter uns liegt das offene Meer; zur Rechten öffnet sich eine weite Bucht; vor uns grüne, lachende Inseln, links eine Kette von wenigstens 18 Inselchen, die einen wie künstlich geordnete Blumenkörbchen, die andern versteinerten Riesen gleich, welche bei unserer Fahrt jeden Augenblick ihr Ansehen ändern. Schwärme von Meergeflügel bedecken das Ufer, und Scharen von Delphinen umspielen das Fahrzeug. Immer mehr nähern wir uns dem Gestade. Da liegt auf der einen Seite Bungoni unter seinen Affenbrotbäumen, auf der andern Magogoni unter seinen Palmen. Durch einen engen Kanal steuern wir zwischen beiden durch, dann eine halbe Wendung rechts, und vor uns liegt im Hintergrunde der schönen, ruhigen, himmelblauen Bucht, welche Said-Medschid entzückte, Dari-Salama mit seinen Häusern.

„Die Bucht (vgl. das Bild S. 163) ist prachtvoll, groß genug, um Hunderten von Schiffen Raum zu gewähren, tief genug, um selbst Kriegsschiffe aufzunehmen, geschützt genug, um den Stürmen des Oceans Trotz zu bieten. Auf den Ufern dieses Hafens, der sich nach Süden zwei breiten Strömen gleich ins Land hinein fortsetzt, könnte man bequem drei schöne Städte neben ebenso viele Ankerplätze bauen. Augenblicklich ist nur die nördliche Bucht, die schönste und sicherste von allen, angebaut. Ganz nahe am Ufer, dem Palast des Wali gerade gegenüber, gingen wir vor Anker. Das offene Meer war verschwunden; man sieht nur mehr einen blauen See, dessen Fläche sich ruhig, vom Winde kaum gekräuselt, hindehnt, und der ein weites, scheinbar rundes Becken füllt, dessen Rand vom üppigsten Grün umkränzt wird.

„Es war beinahe Mittag. Alle Bewohner schienen in den Ruinen zu schlummern. Nur ein kleiner schwarzer Hirtenbube hütete ein paar Ziegen am Strande. Ohne Zeit zu verlieren, begab ich mich zum Wali, dem Stellvertreter des Sultans Bargasch. Er ist ein großer Araber aus Maskat mit großen Gliedmaßen und einem großen Turban; seine Person scheint an eine riesenhafte Nase angeheftet, die spitz vorspringt und unter der sich ein wahrer Haifischrachen aufreißt. Diese ganze gewaltige Maschine bewegte sich auf meine kleine Persönlichkeit zu, grüßte mich und winkte mir, auf dem einzigen Sessel im Saale Platz zu nehmen. Rings um mich hatten sich die Angesehenen des Ortes auf einer Matte niedergelassen. Seit einigen Monaten war man es gewohnt, daß Europäer kamen und im Schatten dieser ungeheuern Nase Länder annektierten. Um so freundlicher nahm er mich daher auf, als er hörte, daß ich nur aus Bagamoyo und kein Abgesandter irgend einer europäischen Macht sei; er bot mir Kaffee an und wollte mir sogar seinen Esel zu einem Spazierritt durch die Stadt und ihre Umgebung leihen, was ich aber ablehnte.

„Ich mußte eine kleine christliche Station besuchen, die sich etwa eine Stunde von der Stadt gebildet hat. Es war Samstag, und für den Sonntag war alles zur Feier der Messe vorbereitet, bei welcher sich alle dem Tische des Herrn nahten. Diese armen Leute wohnen mitten in einem Volke, das im Irrtum und im Laster lebt; aber sie bleiben treu. Da sie keinen Missionar haben, heiligen sie den Sonntag, so gut sie es können. Sie verrichten ihre Gebete gemeinschaftlich, suchen Irrtum und Aberglauben in ihrer Umgebung zu bekämpfen und taufen die sterbenden Kinder. Letzte Weihnachten konnten sie nicht nach Bagamoyo kommen, wie

Buchofen-Werkstätten-Kuhstall, Hühnerhof.- Kinder-Asyl für 100 Knaben und Mädchen (Aus Abhang)

(Nach einer von Herrn P. Amrhein veröffentlichten Zeichnung. — S. 166.)

sie es sonst an den hohen Festtagen pflegten; da versammelten sie sich in der Hütte desjenigen, den sie als Häuptling ansehen, und brachten die heilige Nacht miteinander zu, indem sie den Rosenkranz beteten und die Bruchstücke der Weihnachtslieder sangen, welche ihnen in Erinnerung waren.

„Kehren wir nach Dari-Salama zurück, das am Ufer seiner Bucht trauert, einer arabischen Witwe gleich, die in Lumpen gehüllt unter den Trümmern ihres Hauses den Mann beweint. Da steht noch der Palast Said-Medschids, durch dichtes Buschwerk zur Hälfte überwuchert. Auf einem Flaggenmaste beansprucht die rote Fahne des Sultans von Sansibar den Platz schüchtern als Eigentum. Zwei große, viereckige Häuser mit zerfallenen Treppen und einer Doppelreihe von Fensterhöhlen, durch die der Wind pfeift, sind noch bewohnt; das eine dient als Gefängnis, das andere als Wohnung des Wali. Zwischen, neben und hinter diesen Gebäuden, deren Wände einst getüncht waren, finden sich zerstreut große Mauerwände, über welche Schlingpflanzen wuchern und auf welchen Ziegen klettern und grasen: das sind die Überbleibsel jener Häuser, die man in Eile aufrichtete und die der Tod des Sultans halbvollendet ließ.

„‚Die Stadt', sagte mir ein alter Indier, ‚hat alles für sich: das Meer, das Land, das Klima — nur nicht das Glück. In ihrer Kindheit, da es ihr zu lächeln schien, starb Said-Medschid, ihr Vater. Wohl kam Said-Bargasch, die Waise zu sehen; aber schon nach einer Stunde floh er von dieser Stätte, welche sein Bruder so sehr geliebt hatte, als ob ein Gespenst ihn verscheucht hätte, und er kehrte nie hierher zurück. Später begannen die Engländer von hier aus eine Straße ins Innere anzulegen; aber

auch sie sind fort, und ihre Straße wird von Buschwerk und hohem Gras bedeckt. Dann kamen die Blattern und haben drei Viertel der Bevölkerung hinweggerafft. Endlich kam im letzten Jahre eine Dürre und nach der Dürre die Hungersnot, eine so furchtbare Hungersnot, daß ihr täglich hundert der Wasaramos (Bewohner von Usaramo) zum Opfer fielen und man einen Sklaven für 2 Rupien (4 Mark) kaufen konnte. Wie viele dieser armen Geschöpfe hat man nach Sansibar, nach Pemba, nach dem Somaliland und nach Arabien geschleppt! . . . Vater, die Stunde ist noch nicht gekommen. Aber wenn du dich in unserer Mitte niederließest, wie du es in Bagamoyo gethan hast, könntest du sie beschleunigen.'"

Den Gedanken, daß die Niederlassung der Missionäre Glück für einen Ort bedeute, fand P. Le Roy unter den indischen Kaufleuten, welche zahlreich an der Suahelikküste Handel treiben, vielfach verbreitet.

5. Pugu und seine Opfer.

Ende Januar 1888 landeten die ersten Mitglieder der bayerischen St.-Benediktus-Genossenschaft zu Dar-es-Salaam unter Anführung ihres Obern P. Bonifatius und zogen am 1. Februar auf der eben erwähnten „englischen Straße" fünf Stunden westwärts nach Pugo oder Pugu (vgl. das Bild S. 164 u. 165), wo sie neben einer Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ihre erste Missionsniederlassung gründeten. Pugu müssen wir also miteinander besuchen, ehe wir von Dar-es-Salaam Abschied nehmen.

Herr Ehlers, der Pugu bei einer andern Gelegenheit in Gesellschaft des deutschen Generalkonsuls besuchte, beschreibt seine beiden deutschen Niederlassungen also: „Die Station ist sehr hübsch auf einem ziemlich flachen Bergrücken gelegen. Ihr gegenüber, auf etwas größerer Höhe, nur getrennt durch ein bewaldetes Thal, grüßen uns freundlich, ähnlich der Molkenkur bei Heidelberg, die Gebäude der erst kürzlich hier errichteten bayerischen katholischen Mission des Benediktinerordens. Eine Schar fröhlich singender Arbeiter ist mit der Hacke in dem zur Aufnahme von Tabakpflanzen bestimmten Lande bemüht, während andere mit dem Versetzen der jungen Pflänzchen in die sogen. Piquirbeete beschäftigt sind. Das Ganze macht mit seinen zweckmäßigen Holzgebäuden, seinem saubern Hofe und seiner hübschen Lage einen recht ansprechenden Eindruck. Was nun die katholische Missionsstation, der wir später einen mehrstündigen Besuch abstatteten, betrifft, so kann man sich kaum etwas Idyllischeres denken, als diese auf der Spitze eines ziemlich steil abfallenden, ewig grünen Berges liegende Ansiedlung. Es war der Abend vor Pfingsten, als wir oben anlangten. Zu Ehren des Generalkonsuls wehte über der Station die deutsche Flagge mit dem Missionskreuz, und alle Missionäre — wir trafen dieselben gerade bei der pfingstmäßigen Ausschmückung der Kapelle — hatten sich in ihre kleidsamen weißen Kutten gehüllt. Acht Brüder und vier Schwestern teilten sich in die Arbeit, und was sie inmitten der Wildnis im Zeitraum einiger Monate unter Führung ihres jugendlichen und schneidigen Oberhauptes, des liebenswürdigen P. Bonifatius, zuwege gebracht, das gereicht diesen modernen Pionieren zur höchsten Ehre. Wenn auch alle Gebäude nur provisorisch errichtet sind und mit der Zeit durch gute Steinbauten ersetzt werden sollen, so macht das Ganze doch einen durchaus widerstandsfähigen Eindruck, und überall tritt ein guter Geschmack des Leiters zu Tage. Leider haben, trotz der luftigen, hohen Lage, die Brüder mehrfach am Fieber zu leiden gehabt, und manche sahen recht bleich und hohlwangig aus, wogegen das Rot der Wangen der drei anwesenden Schwestern sehr wohlthuend abstach. Die Eingebornen interessieren sich äußerst lebhaft für die Arbeiten auf der Station und kommen nach Aussage des P. Bonifatius täglich in großen Scharen hinauf, um stundenlang den Missionären zuzuschauen. Sie können sich aber noch nicht entschließen, ihre Kinder zum Unterricht hinaufzuschicken, und so hat die Station vorläufig nur drei Zöglinge im zartesten Alter, von denen der eine ein von seinen Eltern wegen irgend welcher Unregelmäßigkeit bei der Geburt in einen Bach geworfener und von einem Missionär geretteter Säugling ist, während die zwei andern für einige Pesas angekauft worden sind."

Wer hätte gedacht, daß die herrlich angelegte Missionsstation, deren Bild dem Fleiße und der Geschicklichkeit ihrer Gründer ein so beredtes Zeugnis giebt, und die zu so schönen Hoffnungen berechtigte, vor Jahresfrist vom Erdboden verschwinden sollte? — Und in wenigen Stunden wurde alles zerstört! Doch das ist kein ungewohntes Los in der Geschichte der Missionen. Nach den Berichten, welche die beiden dem Schwerte und der Gefangenschaft entronnenen Brüder Fridolin und Joseph Ende Januar 1889 aus Sansibar an ihren Obern schickten, ereignete sich die Katastrophe von Pugu, wie folgt:

„Samstag den 5. Januar besuchten uns die Herren Baron v. Bülow, Klenze und der Kolonist Roos. Sie erzählten uns, wie die Araber um Neujahr in Dar-es-Salaam durch das Feuer des Kriegsschiffes zurückgeschlagen worden seien und darauf sich umsonst an Buschiri gewandt hätten, um von ihm Hilfe zu bekommen. Er soll ihnen geantwortet haben, sie müßten ihre Sachen selbst ausfechten; er werde mit den Deutschen in Bagamoyo nicht fertig und könne daher nicht auch noch Dar-es-Salaam Hilfe bringen; ja, er denke Frieden zu schließen. Daraufhin hätten die Araber dieser Stadt, entmutigt, sich zum Frieden geneigt. Herr Leue habe sie zu einer Versammlung ins Usagarahaus zu Dar-es-Salaam eingeladen, wo er mit ihnen die Friedensbedingungen beraten werde. Die Herren schienen vom nahen Abschluß des Friedens überzeugt zu sein, und wir fühlten uns daher ganz beruhigt. Da Herr P. Superior (Bonifatius Fleschutz) schon lange notwendig nach Sansibar hätte reisen sollen, um Einkäufe zu machen, benützte er die Gelegenheit der Begleitung, nahm von uns Abschied, erteilte uns den heiligen Segen und reiste ab. Er war, wie wir alle, im guten Glauben, die Gefahr sei vorüber, und dachte in wenigen Tagen zurück zu sein. v. Bülow und Klenze brachten die Nacht auf der Plantage des Herrn Roos zu und kamen am Sonntag den 6. Januar nach dem Mittagessen wieder zu uns. Die Schwarzen umringten den ‚guten Herrn', wie sie P. Bonifatius nannten, beim Abschied, und die Kinder riefen ihm solange sie ihn sahen, ihr ‚Qua heri!' (Auf Wiedersehen) nach, und er grüßte aus der Ferne wehmütigen Herzens zurück, aber nicht ahnend, daß er sie nicht mehr belehren und liebkosen, das geliebte Kloster nicht mehr schauen, einige von uns erst im Himmel wiedersehen werde.

„Die Araber waren inzwischen andern Sinnes geworden und erschienen nicht zur Friedensversammlung. Neue Kriegsgerüchte tauchten auf. Buschiri, hieß es, sei nun doch im Anzug. Daraufhin entschloß sich Herr P. Superior, obwohl bereits fieberleidend, nach Pugu zu den Seinigen zurückzueilen[1]. Aber das Gallen-

[1] Von Dar-es-Salaam aus schrieb er an den Generalobern: „Ich wollte nach Sansibar; aber in Dar-es-Salaam vernahm ich, Buschiri sei im Anzuge und ein neuer, großer Aufruhr ausgebrochen. Ich kehre daher nach Pugu zurück, um zugegen zu sein, mag kommen, was will. Gottes Wille geschehe!"

fieber erfaßte ihn mit solcher Heftigkeit, daß er in wenigen Stunden dem Tode nahe war. In diesem Zustande brachte ihn das Schiff von Dar-es-Salaam nach Sansibar, damit er im Spital der Schwestern vom Heiligen Geiste ärztliche Hilfe und Pflege finde. Mehrere Tage schwebte er dort zwischen Leben und Tod und empfing die heiligen Sterbsakramente. Kummer, Sorge und Angst, gerade jetzt von seiner Herde fern sein zu müssen, trug wohl das meiste zur Heftigkeit der Krankheit bei. Aber seine kräftige Konstitution siegte, und nach überstandener Krisis genas der hochw. Obere wunderbar rasch. Nach Pugu zurückzukehren, war indessen unmöglich und unnötig geworden. Das vor Monaten Gefürchtete war in diesen Tagen wider Erwarten, urplötzlich über das Missionskloster hereingebrochen. Es bestand nicht mehr. Menschenleer war der in kurzer Frist bevölkerte ‚Berg Benedikt' geworden. (So hatten die Eingebornen ihn benennen gelernt.) Die Gärten lagen verwüstet; an Stelle der Gebäude, die mit stattlicher Front (vgl. das Bild S. 164 u. 165) bis nach Dar-es-Salaam hin sichtbar gewesen, sah man schwarzen Rauch von der Raub-, Mord- und Brandstätte aufsteigen, welche eine Gottesstätte des Friedens und der Barmherzigkeit, des Gebetes und der Arbeit gewesen war, und die armen, braven Eingebornen, scheu aus ihren Verstecken hervorkriechend, weinten bei diesem Anblick. Wir waren auf unserer Flucht wiederholt Zeuge hiervon. . . .

„Doch kehren wir zur geordneten Schilderung des Vorganges zurück:

„Am Festtage der Oktav von Epiphanie, den 13. Januar, brachten wir den Vormittag teils in der Kapelle mit Gebet, teils im Zimmer zu. Mittags, als wir uns unter der Veranda des Bruderhauses vom Tische erhoben und wie gebräuchlich uns anschickten, unter dem Gebete des ‚Miserere' paarweise nach der Kirche zu ziehen, voran der Obmann, welcher eben den Psalm ‚Erbarme dich unser, o Herr!' angestimmt hatte, da krachte ein Schuß aus dem nahen, dichten Buschwald, welcher der Kapelle und dem Wohnhaus gegenüberliegt [1], und Br. Petrus (vgl. untenstehendes Bild), der in der zweiten Reihe ging, stürzte mit einem leisen Aufschrei zu Boden; durch die Brust geschossen, hauchte er seine Seele aus, gerade als die Worte des Psalmes: ‚Nach deiner großen Barmherzigkeit' (secundum magnam misericordiam tuam) auf seinen Lippen

Br. Benedikt Kantwerk (Schlesien),
getötet am 13. Januar 1889.

Schw. M. Martha Wansing (Westfalen),
getötet am 13. Januar 1889.

Br. Petrus Michl (Bayern)
getötet am 13. Januar 1889.

Die Opfer von Pugu.

erstarben! Wahrhaft ‚eine große Erbarmung Gottes', so sterben zu können! . . . Dieser erste Schuß kam wie ein Signalschuß einzeln; aber ehe wir uns nach dem teuren Bruder beugen konnten, erdröhnten Schüsse rings um das ganze Kloster. Etwa 150 Araber drangen von allen Seiten hervor unter unausgesetztem Flintenfeuer. Durch Fenster und Thüren flogen die Kugeln und besprengten uns mit dem Lehm und Mauerwerk der Wände. Br. Obmann Benedikt (vgl. obenstehendes Bild) eilte quer durchs Feuer nach der Kapelle, um das Allerheiligste zu bergen, und sank, von Kugeln durchbohrt, vor dem Tabernakel nieder. Vom Schwesternhause war auch Schwester Martha (vgl. obenstehendes Bild) mit einem vor kurzem getauften Negerkinde auf dem Arm nach der Kapelle geeilt und fand hier samt dem Kinde angesichts ihres göttlichen Herrn gleichfalls die Palme und die Lilienkrone eines heiligen Todes. Noch ein zweites getauftes Kind fand den Tod. Ich floh mit Br. Joseph ins nächste Zimmer, jeden Augenblick gewärtig, daß eine der vielen Kugeln, die uns umsausten und mit losgerissenen Lehmstücken bewarfen, uns gleichfalls töten werde. Das Zimmer war voll Pulverrauch; so nahe fielen die Schüsse. Wir glaubten, das Dach habe schon Feuer gefangen. Ich empfahl mein Schicksal dem heiligsten Willen Gottes, dem Schutze der seligsten Jungfrau und der heiligen Sterbepatrone, sprang aus dem Zimmer, mußte aber vor dem Kugelregen zurückweichen, der mich empfing. In ein anderes Zimmer geflüchtet, sah ich einen Neger, wie er sich in Todesangst unter ein Bett verkroch; die Brüder Romuald und Rupert lagen fieberkrank auf ihren dürftigen Lagern. Die Kugeln verfolgten uns auch hier durch Thüre und Fenster. Da mir der Tod gewiß zu sein schien, wagte ich nun den gefährlichsten Rettungsweg; fast ohne Hoffnung und daher das letzte versuchend, sprang ich mit Br. Joseph durchs Fenster und brach mitten durch die Linie der feuernden Feinde hindurch durch den Bananengarten den Abhang hinunter, dem Buschwald zu. Aus einer Entfernung von wenigen Schritten jagte man uns Schuß auf Schuß nach. Br. Joseph erhielt an der rechten Schulter einen Streifschuß. Die Kugel glitt an dem starken wollenen Habit ab und ließ zum Andenken einen schwarzen Fleck

[1] Es ist dasselbe Gestrüpp, welches auf dem Bilde (S. 164 u. 165) der Mission zunächst im Vordergrund zu sehen ist.

und Riß und auf dem Leibe ein rotes Mal zurück. Unsere Stunde war noch nicht gekommen, sonst hätten die vielen Kugeln uns treffen müssen. Auch Fr. Ildefons suchte zu entrinnen, ward aber eingeholt, durch einen Säbelhieb verwundet und gefangen. Zwei Araber verfolgten uns einige hundert Schritte weit ins Gehölz, ließen aber nach 15 Minuten davon ab, da uns die Gebüsche deckten. Wir hörten noch lange das schauerliche Getöse und Schreien der Krieger Mohammeds und das Geschrei der gehetzten, nach allen Seiten versprengten Neger, die den Sklavenfängern zu entkommen suchten und glücklicherweise auch zum großen Teile entkamen.

„Unter den zur Mission gehörigen Schwarzen standen etwa 40 im zarten Alter von sechs bis zwölf Jahren; die übrigen waren Erwachsene, darunter drei Ehepaare, für die wir drei kleine, nette Häuser gebaut hatten. In Bälde würde ein ganzes Dorf im Umkreis des Klosters entstanden sein.

„Schwester Benedikta war, wie mir scheint, zur Zeit des Überfalles in der Küche beschäftigt und wurde, wie ich später vernahm, gleich den zwei kranken Brüdern und Fr. Ildefons gefangen genommen. So viel erzähle ich als Augenzeuge. Was weiter geschah, erfuhren wir später von unsern treuen Schwarzen, welche sich glücklich gerettet hatten.

„Unter dem Schutze der Gebüsche entfernten wir uns etwa 25 Minuten weit in nordöstlicher Richtung vom Kloster, hielten im Verstecke Rast und beratschlagten, wohin wir uns wenden wollten. Wir empfahlen uns Gott, im Vertrauen, sein Geist werde uns das Richtige in den Sinn geben. Wir übergaben uns ganz dem Willen des Herrn über Leben und Tod und sagten zu einander, wenn unsere Flucht gerecht und gottgefällig sei, werde uns Gott sicher schützen. Zum Troste gedachten wir lebhaft der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten und riefen diese heiligen Flüchtlinge um ihr schirmendes Geleite an. Dieses und ähnliches dachten und sprachen wir. Weiterziehend hielten wir uns immer noch im Walde verborgen bis des andern Tages in der Frühe. Wir schliefen nachts auf bloßem Boden unter Gestrüpp, ein Bündel Gras unter dem Haupte. Wilde Tiere, Schlangen und dergleichen Unholde fürchteten wir gar nicht mehr, nachdem wir den Menschen entgangen.

„Gegen Morgen fiel etwas Regen, doch schützte uns das Laubdach. Nach der Morgenandacht und dem Officium, das wir, wie im Kloster üblich, in unserer Waldeinsamkeit verrichteten, machten wir uns um $7\frac{1}{2}$ Uhr wieder auf den Weg und näherten uns drei Negerhütten, die am Waldessaum standen. Ich kannte ihre Bewohner sehr gut. Wir hörten des Morgens ihre Stimmen durch den Wald schallen und vernahmen das Gestampf ihrer Reismühlen, die aus einem ausgehöhlten Pflock bestehen, worin die Frauen Reis und Mais mit hölzernen Stößeln zu Mehl stampfen. Sie bereiteten ihr Frühstück, als wir ihnen nahten. Unser Anblick erfüllte sie mit größter Freude, aber fast nicht weniger auch mit Angst. Sie freuten sich über unsere Rettung, bangten aber vor den Gefahren, die uns noch drohten und unsertwegen auch ihnen. Sie baten uns, wir möchten uns doch rasch wieder verbergen, weil noch Araber in der Gegend seien. Heute früh sei schon der ‚Sultan' von Ogunka mit mehreren Arabern hier durchgezogen auf dem Weg nach der Brandstätte unserer Mission. Dieser Sultan sei besonders ‚böse', und wenn er um uns wüßte, würde er uns fangen oder töten, und ihnen selbst würde es sicher den Kopf kosten, daß sie uns geholfen und uns nicht verraten hätten. Wir folgten dem Rat und Wunsch der guten Leute und verschwanden wieder im Walde, begleitet von einem der braven Eingebornen, hielten uns aber stets in der Nähe der Wohnungen auf, so daß wir sehen konnten, was vorging, ohne gesehen zu sein.

„In dieser Lage verharrten wir den ganzen Tag und Abend bis Mitternacht. Für unsere Nahrung sorgten die biedern Schwarzen. Vormittags 9 Uhr brachten uns einige Wasser zum Trinken und ein Gericht aus ungesalzenem Mais, das wir nach Negersitte auf dem Boden sitzend mit den Fingern verspeisten, als ein kostbares Labsal, trotz der Unreinlichkeit des Topfes; denn Hunger und Durst lehrten uns diese Liebesgabe schätzen. Nachdem wir so gefrühstückt, erzählten uns zwei Neger, wie die Araber auf dem Berg von Pugu gehaust haben. Alle Gebäude unserer Mission seien ausgeraubt und dann niedergebrannt worden. So wurde unsere Arbeit samt den Leibern derer, die am meisten dazu beigetragen, ein Rauchopfer vor Gott. Es sei zu seiner Ehre und Anbetung! Von der nahen Plantage des österreichischen Kolonisten Roos bestehe auch nichts mehr. Wir gedachten der unsäglichen Mühen, die es gekostet, und all der Hoffnungen, die mit ihnen zerstört worden, weinten und priesen die teuern Gefallenen glücklich, welche mit dem Werke zugleich gefallen waren, für das sie gelebt hatten.

„Auch die braven Neger weinten, und wir erkannten daraus, wie sehr sie uns zugethan waren. Als sie weggingen, fragten sie, ob wir nicht mittags wieder etwas genießen möchten, sie wollten uns wieder Speise bringen. Ich sagte ihnen aber, sie sollten erst auf den Abend wieder kommen, und so brachten sie uns denn zum Abendessen wieder von ihrem Mundvorrat ein Gericht aus Mais, dazu gebratene Mhogo, eine Art Kartoffel, und für jeden ein Ei. Abends kam unser braver schwarzer Neophyt Rukgaume und sein Bruder Mkondo, der seinen Lehrmeister Br. Petrus verloren, zu uns. Das Wiedersehen war voll Freude und Wehmut. Sie erzählten: Br. Petrus sei tot; Br. Benedikt tot, in der Kapelle erschossen; Schwester Martha tot; auch zwei schwarze Knäblein erschossen; alle Gestorbenen wahrscheinlich verbrannt im Feuer der Häuser und der Kapelle. Auch alle Bücher verbrannt. Sonst alles geraubt und weggeschleppt, Vieh, sämtliches Handwerkszeug und Hausgeräte, alle Speise- und Kleidungsvorräte, vor allem die Kirchensachen und die heiligen Gewänder. Beim Verteilen derselben habe jeder Araber ein Meßgewand oder eine Albe u. dgl. an sich zu reißen gesucht, und sie seien darob in Streit geraten. Von den Gebäuden ständen nur noch die Mauern des großen Kinderasyls. Als die treuen Naturkinder uns dies unter lebhaften Geberden schilderten, standen ihnen die Thränen in den Augen. ‚Auch alle andern Bewohner der Umgegend weinen so wie ich', sagte Rukgaume. Daß er die Wahrheit sagte, hatten wir selbst an allen gesehen, die wir angetroffen."

Nach tagelangem Umherirren gelang es den beiden Flüchtlingen, Dar-es-Salaam zu erreichen. Die Gefangenen von Pugu aber hatten in der Mitte der wilden Negerhorden ein überaus hartes Los zu erdulden. Die Araber forderten ein übermäßiges Lösegeld und stellten dazu noch andere, ganz unerfüllbare Bedingungen. Endlich gelang es den Bemühungen P. Stephan Baurs, des Obern der großen Missionsstation Bagamoyo, welche wir sofort besuchen werden, die Ärmsten durch Vermittlung des Araberhäuptlings Buschiri zu befreien. 6000 Rupien (etwa 10000 Mark) mußten bezahlt und zehn gefangene Araber ausgeliefert werden.

6. Bagamoyo vor dem Kriege.

„Von Dar-es-Salaam nördlich steuernd, erreichen wir nach kurzer Fahrt den wichtigen Hafenplatz und Handelsort Bagamoyo, den Ausgangspunkt der besuchtesten Karawanenstraßen nach dem

Gebiete der großen Seen im Herzen des dunkeln Erdteils. Da haben die Väter vom Heiligen Geiste, unter denen sich viele deutsche Elsässer befinden, seit dem Jahre 1869 eine herrliche Missionsanstalt, welche die Bewunderung aller Reisenden geworden ist, mögen sie sonst über die katholische Kirche die traurigsten Vorurteile hegen. Diese wollen wir also besuchen.

„Zur linken Hand im Hintergrunde der Bucht zeigt sich Bagamoyo. Mit Ausnahme einiger Steinhäuser, welche von Arabern und Hindu bewohnt sind, hat die Ortschaft nur Strohhütten, doch mag sie etwa 10 000 Einwohner zählen. Am Eingange wehte ehedem die rote Fahne des Sultans an einem Flaggenmast; dort steht das Haus des Wali, der früher den Sultan von Sansibar vertrat. Das große Gut gerade vor uns mit seinen Kokospflanzungen ist die katholische Mission. Seht ihr die Muttergottesstatue zwischen den Bäumen auf der Turmspitze? Man sieht das Türmchen kaum, und doch hat es 17 m Höhe. Das ist das Kirchlein der Mission. Die Mutter Gottes breitet ihre Arme aus, als wollte sie alle Gläubigen der ganzen Gegend einladen, sich an ihr mütterliches Herz zu werfen. Möchten sie doch diesen Wink verstehen!

„Eine schöne Allee führt uns vom Strande zu den Missionsgebäuden; obschon dieselbe erst von den Missionaren gepflanzt wurde, gewährt sie uns doch reichlichen Schatten gegen die Glut der Sonne. Rechts in der Ferne, dort, wo der Mangrowenwald aus dem Meere aufragt, sind einige Neger, die ältesten Zöglinge, unter der Aufsicht eines Bruders beschäftigt, die Felsen zu sprengen, welche die Ebbe trocken gelegt hat; so gewannen die Missionare sämtliche Bausteine für alle ihre Gebäude. Kleine Mädchen kommen uns entgegengelaufen: hört ihr sie ein Liedchen singen? Singend gehen sie an die Arbeit, so ist es gebräuchlich in der Anstalt. Zufriedenheit herrscht hier in allen Herzen. Die Seite links vom Wege wird von den Mädchen bestellt, die rechte, bei weitem größere, ist den Knaben zugeteilt. Am Ende der Allee erblickt man zwei kleine Häuschen. Links verpflegt man die Fremden, rechts ist die Pförtnerstube und zugleich die Schusterei; ein Gitterthor verbindet beide.

Neue Wohnung der Missionäre in Bagamoyo.

„Unter der Veranda der Missionärwohnung (vgl. obenstehendes Bild) stehen die Patres zu unserem Empfange bereit. Das Haus ist für dieses Land ein wahrhaft monumentaler Bau; er mißt 20—25 m in die Länge und 10—12 m in die Breite. Nach einem herzlichen Empfange wird man uns mit Freuden eine Kokosnuß zur Erfrischung anbieten; der Saft, den diese Frucht vor ihrer völligen Reife enthält (die Kokosmilch), ist ein ganz vorzüglicher Labetrunk. Es stehen uns aber auch, wenn wir das vorziehen, Orangen, Citronen, Ananas, Mangofrüchte und noch viele andere Erzeugnisse zu Gebote, die daselbst in den Gärten gezogen werden. Bevor wir die Anstalt durchwandern, wollen wir dem lieben Gott einen kleinen Besuch abstatten. Die Kapelle liegt etwas links vom Hause; sie hat eine Länge von 54 und eine Breite von 15 m. Da stehen wir vor dem Turme, den die Statue der seligsten Jungfrau überragt, und den wir schon vom Meere aus erblickten. Das Innere des Kirchleins ist einfach; nichts erinnert an den Glanz der Tempel Europas. Doch ist alles reinlich und geziemend. Einige Gemälde schmücken die Wände, ein Harmonium steht auf der Emporbühne und eines der Kinder spielt dasselbe an Sonn- und Festtagen. Das Holzwerk der Seitenaltäre und des Chores ist die Arbeit der kleinen schwarzen Schreiner. In einer Nische über dem Hauptaltare steht eine prächtige Statue der seligsten Jungfrau, der Patronin der Anstalt. Ich bedauere, daß wir nicht an einem Sonntage Zeuge des schönen Gottesdienstes sein können; die Andacht, mit welcher sich die Zöglinge dem Tische des Herrn nahen und der heiligen Messe beiwohnen, würde uns sehr erbauen.

„Wenn wir die Kapelle verlassen, so haben wir zur Linken das Haus der Schwestern, welche mit der Erziehung der Mädchen betraut sind, die P. Horner und seine Gefährten aus der Sklaverei loskauften oder aus den andern Waisenhäusern der Mission hierher brachten.

„Diese einzelnstehende Hütte war die Wohnung einer Aussätzigen, deren Geschichte den Lesern zeigt, welche Leiden durch ihre milden

Gaben gelindert werden. Sie ist vor einigen Jahren gestorben und wird sich jetzt in der Ewigkeit ihren Wohlthätern dankbar erweisen. Sie war die Sklavin eines Arabers auf Sansibar; der Aussatz hatte ihre Füße beinahe ganz weggefressen, und da der Herr ihr keine genügende Nahrung gab, kroch sie oft auf Knieen und Händen eine halbe Stunde weit in die Stadt hinein, um ein Almosen zu bekommen. Eines Tages begegnete ihr einer der Missionäre und fragte sie, von Mitleid beim Anblicke des armen, abgezehrten, fast nackten Geschöpfes bewogen, ob sie wohl nach Bagamoyo möchte. ‚Von Herzen gern, wenn Ihr euch meiner erbarmen wollt.' Sofort bat der Missionär den Herrn der Sklavin um seine Zustimmung; der bedachte sich natürlich nicht zweimal, und des andern Morgens fuhr sie nach Bagamoyo hinüber. Gerne nahm sie die trostreichen Wahrheiten unserer heiligen Religion an, empfing die heilige Taufe, und nicht lange nachher rief sie der liebe Gott zu sich.

„Wir können den Weg am Kirchhof vorbei nehmen und durch die große Allee auf das christliche Dorf St. Joseph zugehen. Überall begegnen wir Orangenbäumen, Mangobäumen, Citronen- und Bananenbäumen, Guyava- und Melonenbäumen und hundert andern Baumarten. Die schönen Pflanzungen sind für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung. Die europäischen Afrikareisenden staunen beim Anblicke solcher Gärten in einem Lande, das sie ganz öde glaubten. Diese zahllosen Kokospalmen, genau nach der Schnur gepflanzt, diese langen herrlichen Alleen, diese Masse von Häusern für die Missionäre und Kinder, welche „die Stadt der Weißen" bilden, wie die Neger sie nennen, diese weiten Felder, belebt von zahlreichen Arbeitern, von Scharen Knaben und Mädchen, die singend zum Hause zurückkehren, gebeugt unter der Last der Früchte, welche sie sammelten — das alles entzückt das Auge der Fremden und verschafft den Missionären wohlverdientes Lob.

„Seine Hoheit der Sultan von Sansibar sagte selbst eines Tages zu P. Horner: ‚Sie, mein Pater, haben die Leute von Bagamoyo arbeiten gelehrt. Vor Ihrer Ankunft lag alles unbebaut; seitdem Sie hier sind, ahmt jedermann Ihr Beispiel nach.' Ebenso erstaunt waren die Offiziere des ‚Surcouf', die mit ihrem Kapitän 1876 Bagamoyo besuchten. Im Oktober 1878 hatten die Patres den Besuch von Herrn Lefèvre-Dubua, dem Kommandanten der französischen Seemacht in Indien, der auf dem Kreuzer ‚Fabert' nach Sansibar kam. ‚Ihr Werk', sagte er zu den Missionären, nachdem er die Anstalt gesehen, ‚ist das schönste, das mir in meinem langen Seeleben zu Gesichte kam. Sie bekehren die Neger durch die Arbeit, und Sie haben den richtigen Weg. Bedecket Afrika mit andern Bagamoyos, und ihr habt ihm die christliche Civilisation gebracht.' Daß auch der deutsche Reichskommissär von Wissmann den Missionären das gleiche Lob spendet, ist bekannt.

„Inzwischen sind wir im Dorfe St. Joseph angelangt; die Kinder der jungen Christen von Bagamoyo laufen uns grüßend entgegen. Das Dorf besteht aus etwa 100 Familien und wächst mit jedem Jahre. Schon giebt es daselbst eine große Zahl Kinder, die von ihren frommen Müttern zu guten Christen erzogen werden. Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben, empfangen oft die heiligen Sakramente, und alle ehren und üben unsere Religion. Da die Missionäre sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten sie volle Gewalt über dieselben; die Neger nennen die Missionäre Väter, und diese pflegen sie Kinder zu heißen. Als ihre Zahl zunahm, bauten sie ihnen 1876 eine kleine Kapelle, die uns unwillkürlich an die Armut unseres Erlösers erinnert. Sie hat nur Lehmwände und ein Strohdach; aber die Reinlichkeit im Innern, die Gemälde und der Kreuzweg an den Wänden stimmen die jungen Christen zur Frömmigkeit. Morgens und abends versammeln sie sich darin zum gemeinschaftlichen Gebete.

„An fünf Wochentagen arbeiten sie auf den Gütern der Mission, wofür die Patres ihnen Nahrung und Kleidung verabreichen. Jeden Samstag empfangen sie ihre Portion Mtama (Hirse), Mais, Bohnen und gesalzenen Fisch. Überdies hat jede Haushaltung in der Nähe der Wohnung einen kleinen Grundbesitz, den sie nach Wahl ausbreiten kann, unter der einzigen Bedingung, daß sie denselben wirklich anbaut. Dafür giebt man ihnen den Donnerstag frei. Über die Früchte, die sie ernten, können sie nach Gutbefinden verfügen; sie können dieselben verkaufen und sich Kleider oder Nahrungsmittel anschaffen. So gewöhnen sie sich an häuslichen Sinn und Sparsamkeit, Dinge, die ihnen früher gänzlich unbekannt waren. Einige haben sich schon recht bequem eingerichtet; wer aus Trägheit sein Feld vernachlässigt, dem wird es zur Strafe genommen und den Fleißigen zugeteilt. Einer der Neger, natürlich derjenige, der das Vertrauen der Missionäre wohl verdient, ist zum Bürgermeister des Dörfchens ernannt; an Festtagen trägt er eine Uniform. Er hat für die gute Ordnung einzustehen und den Pater von jeder Störung in Kenntnis zu setzen. Abends hält er Appell, damit keiner die Nacht anderswo durchschwärme. Auch macht der Pater von Zeit zu Zeit die Runde; spätestens 10 Uhr abends muß jeder zu Hause sein. Das väterliche Regiment, das auf diese Art aufrecht gehalten wird, ist ein mächtiger Hebel, sie zur Frömmigkeit anzutreiben und in guter Ordnung und Arbeitsamkeit zu erhalten. Übrigens sind die Missionäre mit ihrer Aufführung im allgemeinen zufrieden.

„Jede Familie baut sich ihre Wohnung. Die Hütten haben nur Lehmwände und ein Strohdach, messen 5—6 m ins Geviert und bestehen aus zwei Räumen, wovon der vordere die Wohnstube, der hintere das Schlafgemach bildet. Als Möbel findet sich eine „Kilanda" oder Gurtenbett, dessen Seile aus Kokosfasern gedreht sind, über welche sich eine Matte breitet; ferner ein Tisch, ein Mörser, um den Mtama zu zerstoßen, und einige irdene Geschirre. Überall herrscht große Reinlichkeit; die Neger lieben sehr, die Wände mit den kleinen Bildchen auszuschmücken, welche sie von den Missionären als Geschenk erhalten.

„In dem Maße, als die Mittel es gestatten, beabsichtigen die Missionäre ähnliche Stationen im Innern Afrikas zu gründen. 12—15 Familien sollen sich um den Missionär ansiedeln; sie werden unter seiner Leitung arbeiten wie hier und den Kern eines neuen christlichen Negerdorfes bilden.

„Hört ihr den Gesang? Es sind die Schulkinder, welche die Kirchenlieder für den sonntäglichen Gottesdienst einüben. Wir wollen ihnen einen Besuch abstatten. Bei unserem Eintritte in das Schulzimmer stehen alle auf und grüßen höflich. Ihr Lehrer ist aus Sansibar und, wie sie selbst, ein freigekaufter Sklave. Man lehrt sie Lesen und Schreiben. Ihr könnt die Kinder im Katechismus, in der biblischen Geschichte, im Rechnen und in der französischen Sprache examinieren: ihre Antworten werden euch vielleicht in Staunen setzen. Unmittelbar von der Schule gehen sie zur Arbeit auf das Feld, und auch da bewähren sie den gleichen Fleiß wie beim Lernen.

„‚Im allgemeinen freuen sich die jungen Sklaven sehr, wenn wir sie freikaufen,' sagt Msgr. de Courmont. ‚Schon vorher hörten sie, der Weiße sei gut, sie würden bei ihm Lesen, Beten und Singen lernen und, was die Hauptsache ist, nie Hunger haben. So kommt es, daß sie, wenn sie uns zum Kaufe angeboten werden, sich keines-

wegs schüchtern zeigen, sondern durch allerlei kleine Künste die Aufmerksamkeit des Paters auf sich zu lenken suchen, damit er sie kaufe. Andere freilich fühlen sich nicht so sicher; denn es giebt auch Kinder von Stämmen, in welchen die Menschenfresserei nichts Unbekanntes ist. Solche meinen dann, man bezahle die Loskaufsumme für sie nur, damit man sie verspeise. Neulich noch sagte ein kleines Negermädchen, das seit einigen Tagen freigekauft war, zu seiner Gespielin: „Noch lebe ich; aber wird der Weiße jetzt nicht bald kommen, um mich zu fressen?“ Ein anderes Kind, das von derselben Furcht beseelt war, hatte den klugen Einfall, vor den Obern hinzutreten und ihm eine Wunde mit den Worten zu zeigen: „Da, Bwana, sieh nur gut zu; mein Fleisch ist nicht schmackhaft zu essen.“ Sind die Kinder einmal in die Anstalt aufgenommen, so werden sie zunächst einem jungen Führer oder einer Führerin übergeben, welche sie zum voraus Pate oder Patin nennen. Diese „Paten“ sind die ältesten Kinder der Anstalt und gehen den Patres und Schwestern bei der ersten Erziehung dieser wilden Kinder hilfreich zur Hand. Bald kommt der Direktor und fragt die Neuangekommenen nach ihren Erlebnissen. Die Erzählung ihrer Schicksale, welche sie oft recht nett zu berichten wissen, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, ist überaus rührend. „Schau,“ erzählte neulich ein Kind, „meine Mutter hatte eine Hütte, und die war so groß“ (mit den Händen beschrieb es die Größe und Gestalt der Hütte). „Das Dorf stand hinter den großen Bäumen und Lianen; ringsherum waren die Felder; in der Tiefe befand sich ein Quell. Dort drunten, dort hinten“ (mit dem Ärmchen nach der Gegend weisend)

Kirche U. L. Frau von Lourdes zu Bagamoyo. (S. 172.)

„waren Berge und Wälder und Bäche, und Fische in den Bächen. Ich hatte einen Bruder; wir waren viele Kinder im Dorfe, und wir gingen gern an einen Bach, um dort zu spielen und Fische zu fangen. Man sagte uns: ‚Geht nicht an den Bach zum Fische fangen; euch selbst wird man dort fangen.‘ Und wir waren doch dorthin gelaufen und hatten uns im hohen Grase versteckt, während unsere Eltern die Vögel verscheuchten, welche den Sorgo fressen, und wir hatten Fische gefangen und niemanden gesehen, der uns hätte fangen können. Eines Tages waren wir wieder am Bache und tummelten uns im Wasser; da fielen zwei Männer, welche wir nicht gesehen hatten, über uns her. Die größten Kinder entflohen; auch ich lief: aber meine Beinchen waren zu kurz. Man packte mich, schob mich in einen Sack, steckte mir Mehl in den Mund und trug mich von dannen. Darauf ließ man mich laufen, und darauf schob man mich wieder in den Sack. Und wenn ich im Sack schrie, so schlug man mich, und wenn ich auf dem Pfade nicht rasch genug lief, so gab man mir Fußtritte. Da bin ich gelaufen auf Leben und Sterben. O was hat meine Mutter angefangen, als ich nicht mehr zurückkehrte! O wird sie mich jemals wiedersehen, da man mich so weit, so weit von ihr fortgeführt hat.“ Und nun begann das gute Kind zu schluchzen. Ich könnte viele weit tragischere Geschichten dieses Sklavenraubes im Innern von Afrika erzählen. Nur zu oft vollzieht sich dieser Raub mit gewaffneter Hand und im Gefolge von Brand und Mord. Und wenn dann das friedliche Dorf eingeäschert ist, so werden die armen Leute, die man an der Küste zu verkaufen hofft oder sonstwo

auszunützen denkt, mit Ketten beladen von ihren grausamen Räubern fortgeschleppt.'

„Auf unserem Rückwege zum Hause der Missionäre gehen wir durch die verschiedenen Werkstätten. Alle Schmiede- und Schreinerarbeit kann die Anstalt von Bagamoyo so ziemlich selbst besorgen. Wenn ihr diese Leute das Eisen und das Holz ebenso gut wie in Europa bearbeiten seht, so würdet ihr kaum glauben, daß das Sklaven aus dem Innern des wildesten Teiles der Welt sind. Sie bessern die Wagen aus, reparieren die Wasserpumpen, verfertigen die Scharniere der Fensterläden. Die Schreiner sind nicht weniger geschickt; das Getäfel der Kapelle, die Lehnstühle, Sessel und Tische der Zimmer sind die Frucht ihrer Arbeit. Kurz, die ganze Einrichtung wird von den Zöglingen unter der Leitung der Brüder angefertigt.

„Zum Schlusse unseres Ausfluges machen wir eine Wallfahrt zur Kapelle U. L. Frau von Lourdes (vgl. das Bild S. 171). Das ist ein ganz neuer Bau; die Grotte ist aus den schönsten Korallen und den herrlichsten Muscheln aufgeführt. Es ist eine wahre Erholung für uns, an dieser Stelle für die Kirche, für die ferne Heimat und für die Mission beten zu können. Auch eine marianische Kongregation ist gegründet, in welche nur die Allereifrigsten Aufnahme finden — wahre Apostel unter ihren Altersgenossen. Jeden Sonntag versammeln sie sich unter der Leitung eines Paters. An den vier Haupt-Marienfesten liest man für sie auf einem Altare der Grotte die heilige Messe, und mit großer Freude empfangen sie daselbst die heilige Kommunion und beten für ihre Wohlthäter. Dieses fromme Heiligtum ist den Missionären um so teurer, als Se. Heiligkeit Leo XIII. durch einen Gnadenerlaß vom 11. Juli 1879 demselben alle Ablässe und Privilegien der Erzbruderschaft von Lourdes gnädigst verliehen hat."

7. Bagamoyo während des Krieges.

Das Bild des Friedens, das sich soeben vor unsern Augen entfaltete, wurde im Laufe der letzten Jahre, doch nicht für längere Zeit, gestört. Gerade um Bagamoyo wurden vom Ende September 1888 an zwischen den Deutschen und den Aufständischen, deren Haupt der Araber Buschiri war, blutige Kämpfe geführt. Die Angriffe der Araber galten aber nicht der Missionsstation, sondern der von den Deutschen besetzten Stadt, und es ist ein herrliches Zeugnis für die liebevolle Thätigkeit der Missionäre, daß sie von den Eingeborenen selbst mitten im Kriege als Freunde betrachtet und gänzlich verschont wurden. Wiederholt erklärte Buschiri, er sei der Freund der Patres und werde sie beschützen, und er ist diesem Versprechen nicht untreu geworden. Trotzdem waren diese Kriegszeiten traurige Tage für das große Missionshaus; die Stadt selbst, welche Ehlers kurz vor Ausbruch des Krieges also beschreibt, wurde fast ganz zerstört.

„Von den mir bekannten Küstenplätzen", sagt Ehlers, „bleibt noch das Sansibar gegenüber liegende, etwa 10 000 Einwohner zählende Bagamoyo der Haupthandelsplatz für das an die Küste gelangende Elfenbein. Soviel ich über den Elfenbeinhandel im gesamten Sultanat Sansibar in Erfahrung bringen konnte, beziffert sich derselbe auf etwa 4 Millionen Mark jährlich, von denen allein mindestens 2 Millionen auf den Handel in Bagamoyo entfallen. Sämtliche Elefantenzähne gelangen nach oft monatelangen Märschen auf den Köpfen der Neger an die Küste. Von kleinern Zähnen trägt ein Mann natürlich mehrere gleichzeitig; größere, von 70—80 Pfund wiegend, bilden eine Trägerlast, und die ganz großen — es giebt solche von nahezu zwei Centnern — werden von zwei Mann getragen. Vom 15. August v. J. (1887) bis heute — wir schreiben den 30. Juli 1888 — sind 22 700 Elefantenzähne im Sultanat Sansibar zur Versteuerung gelangt. Der Preis schwankt je nach Güte und Größe der einzelnen Zähne zwischen 14 und 30 Mark für das Kilo. Ich hatte das Vergnügen, verschiedene kleine Karawanen, bis zu 100 Mann stark, mit Elfenbein in Bagamoyo einziehen oder in den Dörfern vor der Stadt lagern zu sehen. Es giebt aber Karawanen von mehreren tausend Trägern, und kurz bevor ich dorthin kam, sollen gleichzeitig 15 000 Träger in Bagamoyo anwesend gewesen sein. Das Elfenbein ist übrigens ganz unverhältnismäßig hohen Steuern unterworfen; denn abgesehen von einem an den Sultan zu entrichtenden Ausfuhrzoll von 15 Procent haben sich seit Jahr und Tag mehrere arabische Familien das Recht angemaßt, beim Übergang über die drei Stunden von Bagamoyo entfernten Kinganihöhen einen Zoll von 12 Procent des Wertes zu erheben. Durchaus lohnend ist während der Zeit des Karawanenverkehrs ein Ausflug von Bagamoyo nach den soeben erwähnten Höhen. Schon auf dem Wege dorthin trifft man auf zuziehende, lagernde oder mit Waren beladene, ins Innere zurückkehrende größere und kleinere Trupps, die Führer meist in sehr abenteuerlichen, buntschillernden Kostümen, mit Federkopfputz und silber- oder kupferbeschlagenen Gewehren aller Formen und Kaliber, die Träger lediglich mit schmalem Lendenschurz bekleidet. Jede Karawane führt ihre rote Fahne und ihre Trommel mit sich, und erstere tragen zu dürfen, ist eine Ehre, um die sich, wenn es auch kaum eine unbequemere Last giebt, alles streitet."

Ein Zwischenfall führte den Ausbruch der Feindseligkeiten in Bagamoyo herbei, wie Msgr. de Courmont berichtet. „Herr Baron von Gravenreuth, der Gouverneur von Bagamoyo, lud den Admiral Deinhard zu einer Flußpferdjagd auf dem Kingani ein. Viele Offiziere wollten daran teilnehmen, und eine starke Abteilung bewaffneter Marinesoldaten wurde mitgenommen, um die Jagd erfolgreicher zu machen. Die Leute von Bagamoyo, welche schon durch die Anwesenheit von drei deutschen Kriegsschiffen, worunter das Admiralsschiff ‚Leipzig', in großer Aufregung waren, glaubten, es handle sich um eine Landung und einen Angriff vom Flußufer aus. Sie belagerten nun das Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der Stadt, in welchem sich einige Angestellte mit Hilfe der Soldaten des Sultans verschanzt hatten und tapfer verteidigten. Der Admiral und seine Gesellschaft kehrten, so rasch sie konnten, zurück, und nach einem dreistündigen Kampfe mußten die Eingeborenen vor zwei oder drei Abteilungen fliehen, welche die Landung erzwungen hatten. Die Truppen warfen Granaten in die Stadt und unterhielten ein lebhaftes Gewehrfeuer. Eine große Anzahl Hütten ging in Flammen auf, und viele Einwohner wurden getötet oder verwundet. Man gab zuerst die Zahl der Gefallenen auf 150 an; später ging man auf 60, ja 40 herunter. 20 Verwundete wurden in unsere Mission gebracht, wohin sich viele geflüchtet hatten. Das geschah am 22. September." (Der Bericht des Kaiserlichen Generalkonsuls vom 24. September giebt die Zahl der gefallenen Eingeborenen auf „etwa hundert" an; von der oben mitgeteilten Veranlassung der Feindseligkeiten weiß derselbe nichts.)

„Herr von Gravenreuth hat Bagamoyo (die Stadt) einigermaßen befestigt und hält sie gegen die Aufständischen," schreibt Freiherr Albrecht von Bülow am 20. Oktober. „Die Stadt ist zum Teil eingeäschert worden. Ab und zu, wenn die Sonne untergeht, veranstalten nämlich kleine Räuberhorden Freudenfeuerchen, d. h. sie zünden Bagamoyo an mehreren Stellen an. Hätten nicht

die Leute vorsichtigerweise alle Häuser abgedeckt, so wäre jetzt die ganze Stadt, mit Ausnahme der Steinhäuser, Asche. Unser freistehendes arabisches Haus ist in eine kleine Festung umgewandelt worden. Auf den Plattformen stehen Kruppsche Geschütze, in den Fenstern liegen Sandsäcke, um die Kugeln am Eindringen zu hindern; das Vorterrain ist gereinigt, und wir wachen Tag und Nacht. Es ist Kriegszustand. Den wirksamsten Nutzen gewährt die katholische Mission durch ihre Vermittlung zwischen Baron Gravenreuth und den Aufständischen, da sie über letztere großen Einfluß gewonnen hat. Die Einwohner sind geflohen. Viele haben sich auf dem Missionsterrain Hütten aufgeschlagen, da sie sich unter dem Schutz der ‚Padiri' sicherer fühlen als unter dem unserer Kanonen. Ein schönes Zeugnis für das moralische Übergewicht der ehrwürdigen Bruderschaft! Baron Gravenreuth hat neulich den Kampf hoch zu Roß geleitet, was an dieser Küste wohl noch nie gesehen worden ist."

Gerade einen Monat später berichtet Msgr. de Courmont aus Sansibar: „Vor sechs Tagen bin ich von Bagamoyo zurückgekommen. Die Stadt ist noch immer verlassen, und die ganze Bevölkerung hat sich um die Missionsstation gelagert. Ich habe dieses Lager, eine Art großen Dorfes, besucht und glaube, P. Stephan übertreibe nicht, wenn er die Menschen, welche auf unserem Grund und Boden Zuflucht suchen, auf 4000 bis 5000 Seelen schätzt. Die meisten dieser Leute sind noch mit Lebensmitteln versehen, und so müssen wir nur an die Dürftigsten Nahrung verteilen. Voraussichtlich werden aber ihre Vorräte sich bald erschöpfen, und dann wird diese ganze Schar auf unsere Hilfe angewiesen sein. Man ist in Sansibar von unserer Liebe sehr erbaut. Am letzten Sonntag haben sogar die anglikanischen Prediger in ihrer Kirche von unserer Lage in Bagamoyo gesprochen und ihre Zuhörer aufgefordert, uns in unserer Liebesthätigkeit zu unterstützen. Der Erzdiakon hat darauf unserem P. Acker 40 Rupien (80 Mark), das Ergebnis der Sammlung, überreicht."

Nach der Niederlage Buschiris und seitdem Major von Wissmann den Aufstand nicht nur in der Umgebung Bagamoyos, sondern im ganzen Norden der Suaheliküste mit entschiedener Thatkraft besiegt hat, genießen die Missionäre von Bagamoyo wieder Ruhe und können ihre Aufgabe, Afrika durch die Predigt des Kreuzes vom harten Joche der geistigen und leiblichen Sklaverei zu befreien, ungehindert fortsetzen.

Wir sagen ihrem gastfreundlichen Hause, das auch die beiden berühmten Afrikaforscher Stanley und Emin Pascha beherbergte, einstweilen Lebewohl und wollen nun zunächst den nördlichen Teil der Sansibarküste in Augenschein nehmen.

8. Saadani, Pangani und Wanga.

P. Le Roy wird unser Führer sein. Von Bagamoyo bis Wanga, soweit die Küste deutsch ist, beschreibt er uns die Fahrt wie folgt:

„Von Bagamoyo an beginnen längs des Ufers Mangrowewaldungen. Während der Fahrt bilden diese sonderbaren Bäume, welche den salzigen Ufersümpfen und dem Meeresstrande eigen sind, mit ihren immergrünen Wipfeln einen herrlichen Anblick. Man fährt in der Barke an ihrem Saume hin, kann im leichten Kahne zwischen ihren Stämmen durchschlüpfen, und die Meervögel flattern schreiend darüber weg, so daß man in den Ruf ausbricht: ‚Das ist schön!' Aber in dem Maße, als die Flut zurücktritt und der Wipfel der Bäume höher aus dem Wasser hervorragt, zeigt sich ein Gewirr von abgestorbenen Zweigen mit totem, faulendem Laube, erscheinen die ausgewaschenen Wurzelstöcke mit ihren wunderlich verflochtenen Stelzenranken, deren Schlammüberzug gefahrliche Dünste verbreitet und von Krabben und allerlei Meergewürm wimmelt. Von allen Seiten sieht man sich von diesem Wurzelwirrsal festgehalten, und wenn man ihm endlich entrinnt, so nimmt man als Angebinde des Mangrovewaldes das Fieber mit: da erscheint er dem Reisenden in einem andern Lichte. Inmitten dieser ungesunden Ufersümpfe mündet der Kingani ins Meer. In den Bergen von Ukami, in der Nähe seiner Quellen, wo ich ihn früher sah, waren seine Wasser so rein; hier, nahe seiner Mündung, sind sie mit Schlamm gesättigt: ein trauriges, aber leider nur zu wahres Bild des Menschenlebens! Der eigentliche Name des Flusses ist Rufu; aber da noch ein anderer Fluß, der bei Pangani ins Meer fällt, ebenfalls Rufu heißt, was soviel als ‚Großer Fluß' bedeutet, nennt man ihn gewöhnlich Kingani, obschon diese Bezeichnung streng genommen nur der Landschaft auf seinem rechten Ufer, nahe der Mündung, zukommt.

„Weiter nördlich findet sich Windi, ein kleines Dörfchen auf niedrigem, schlammigem, ungesundem Ufer, das einen schlechten Ruf hat und überhaupt ein elendes Nest ist. (Es wurde im Oktober 1888 von einem deutschen Kriegsschiffe zusammengeschossen.)

„Noch mehr nördlich trifft man die beiden Arme des Wami, den Tscha-Nyungu und den Porokanza, welche zwischen sich ein kleines unbewohntes Delta bilden. Nur der erstere dieser zwei Mündungsarme ist schiffbar; durch ihn vermochte Stanley auf einem Dampfer bis in die Nähe der Missionsstation Mandera vorzudringen, wo ihn Stromschnellen festhielten. Der Wami hat sein Quellgebiet in Usagara.

„Seit Bagamoyo ist der Strand einförmig, niedrig, unbebaut und mit Gestrüpp bewachsen; nur selten erhebt sich eine freundlichere Gruppe von Casuarinen, einem Baume, der dem Nadelholze ähnelt und zu den zierlichsten Baumformen des Landes gehört. An vielen Stellen steht das Meer mit Sümpfen in Verbindung, in welche die Barken zur Flutzeit einlaufen können, um Brennholz zu holen, auch wohl Dachsparren und leichte Balken, welche dann in Sansibar auf den Markt kommen.

„Abends 5 Uhr warfen wir Anker vor Saadani. Das ist ein trauriger Ort. Das Ufer ist flach, das Wasser brackig, der Boden schlammig. Längs des Strandes zeigt sich eine armselige, verkrüppelte Vegetation, und man muß seine Blicke schon weit schweifen lassen, bevor man einen Punkt entdeckt, auf dem das Auge angenehm ruhen könnte. Ein solcher Gegenstand sind allenfalls die Hügel von Mkange und Ndumi, welche 100—150 m hoch sein mögen.

„Wir hatten noch eine Stunde bis Sonnenuntergang und stiegen ans Land. Am Strande trafen wir eine Menschengruppe, welcher wir uns näherten, um zu sehen, was sie versammelt habe. Ein riesiger Sägefisch war an den Strand getrieben; der Leib maß 4 m Länge, die Säge selbst, deren degenförmige Platte zu beiden Seiten mit starken, knöchernen Zähnen versehen ist, war $1\frac{1}{2}$ m lang. Unser alter Koch hätte gerne ein Stück des Fleisches erstanden; aber es verbreitete einen solchen Geruch, daß uns der Appetit verging. Lagunen, welche von einem Walde von Salzkrautbüscheln umschlossen sind, in denen sich Scharen wilder Hunde umhertreiben, bilden die Vorstädte Saadanis. Wenn man sie durchwandert hat, trifft man endlich eine nachlässig aufgeführte Pallisade, durch deren unverschließbares Thor man ungehindert in die ‚Straßen' vordringen kann, d. h. in die Zwischenräume.

welche die schmutzigen Hütten, die übelriechenden Lachen und Kehrichthaufen mehr oder weniger offen lassen. Endlich zeigt sich ein in Stein aufgeführtes Haus, das aber noch nicht vollendet ist, und etwas weiter eine recht ordentlich gebaute Hütte, welche sich vor neugierigen Blicken durch eine Umzäunung von Sorgostengeln verbirgt. Wir betraten sie; denn es ist die Wohnung des Bwana-Heri, eines Sprossen aus einem alten Königsgeschlecht, das früher an dieser Küste herrschte; er ist Wali des Ortes und seit langer Zeit ein Freund unserer Mission. Wir trafen ihn unter der Veranda gelagert und von einigen Freunden umringt; er war fieberkrank; aber das hinderte ihn nicht, uns freundlich zu empfangen. Wir plauderten lange mit ihm und tranken Kaffee; erst mit Einbruch der Nacht verabschiedeten wir uns.

„Saadani bietet also weder von der See- noch von der Landseite einen schönen Anblick. Dennoch ist es jährlich der Ausgangspunkt und das Ziel vieler Karawanen, welche die Straße über Bagamoyo vermeiden, da dieselbe zum Übersetzen mehrerer Flüsse nötigt und auch mit Lebensmitteln nicht so gut versehen ist. So kommt es, daß die Barken von Sansibar oft bei Saadani vor Anker gehen, um die Waren abzuholen, und daß manche Muselmänner und Banyans oder Hindu-Kaufleute aus Indien sich von Goldgier verleitet hier niedergelassen haben. Wir fragten Bwana-Heri nach der Einwohnerzahl Saadanis. ‚Eine schwierige Frage‘, antwortete er nach einigem Besinnen. ‚Wir sind nicht in Europa. In Europa weiß man, wie viele Männer in jedem Dorfe sind, wie viele Weiber, wie viele Kinder, wie viele Esel, wie viele Hunde. Da ist alles aufgeschrieben. Hier kann ich dir nur die Zahl der Haushunde nennen; es sind ihrer zwei; sie gehören mir, und du hast sie mir geschenkt. Dort liegen sie. — Pater, wir befinden uns hier nicht in Europa!‘

„Darin mußte ich ihm recht geben. Wir kehrten nun, da es dunkelte, zum Schiff zurück. Es war inzwischen Ebbe geworden. Weithin dehnte sich der Strand als ein schweigendes, hier und dort mit Wassertümpeln bedecktes Schlammfeld hin, auf welchem wir in bedeutender Entfernung unsere Barke wie einen schwarzen Punkt gewahrten. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und wateten darauf zu. Wie ein toter Riesenfisch lag sie in nur zwei Fuß tiefem Wasser auf der Seite. Endlich erreichten wir sie und zogen uns in die kleine Kabine zurück, welche in ihrem Hinterteile angebracht ist und gerade zwei geduldigen Menschen Raum bietet. Aber die Flut, die nun bald zu steigen begann, bereitete uns eine unerwartete Unterhaltung, auf die wir gerne verzichtet hätten. Jede Woge hob den Schiffsrumpf einen Augenblick und ließ ihn dann wieder auf den Schlammgrund zurückfallen. So wurden wir in einer gar unsanften Wiege beständig nicht in den Schlaf, sondern aus dem Schlafe gewiegt.

„Von Saadani nach Mkwaja dehnt sich eine Wüste. Das Auge sieht immer dieselben sandigen Ufer mit demselben kriechenden Gebüsch, hin und wieder von einem Sumpfe unterbrochen und mitunter von einem Affenbrotbaum überragt. Wo einige Menschen ihre aus Lehm gekneteten und mit Stroh bedeckten Hütten erbauten, erhebt auch die Kokospalme ihren Wipfel. Über Mkwaja hinaus wird die Küste schöner. Immer deutlicher erhebt der Genda-Genda, einem im Grünen lagernden Kamele ähnlich, seinen Doppelgipfel, dessen höherer Scheitel wohl 800 m erreicht und bei klarem Wetter von Sansibar aus gesehen werden kann. Um 1 Uhr nachmittags erreichten wir Kipumbue, eine ziemlich große und schöne Bucht, die sich als Sumpf weit ins Land hinein erstreckt und von den unvermeidlichen Mangrowebäumen umkränzt wird. Ganz nahe liegt das gleichnamige Dorf, das freilich nur aus einer einzigen, aber belebten und freundlichen Straße besteht. Es hat einen Schulzen, den wir besuchten, ein freundliches kleines Männchen. Wir überreichten ihm den Empfehlungsbrief des Sultan; er nahm ihn, küßte ihn, wendete ihn um und um, bis sein ‚Sekretär‘ herbeikam und ihn mehr oder weniger getreu vorlas. ‚Ja, so habe ich ihn auch verstanden,‘ sagte der Schulze schmunzelnd. Kipumbue ist nicht ganz ohne Verkehr; man trifft daselbst Araber von Scheher und Waschihiri, welche mit gesalzenen Fischen handeln, und einige Indier, welche daselbst die liegengebliebenen Waren ihrer Zunftgenossen von Sansibar absetzen. Aber es ist ein abgelegener Ort, und die Eingebornen, die Wasegua (Bewohner von Usegua), finden sich erst 6 Stunden landeinwärts. Der angebauten Felder scheinen nur wenige zu sein. Wir wanderten über eine große, brachliegende Ebene, auf welcher Zwergpalmen standen und welche im Osten vom schönen Urwalde begrenzt war. Am Meere, im Schatten von Kokosbäumen, liegt noch ein Dörfchen, Mdyimpia, d. h. ‚die Neustadt‘. Es scheint früher einige Bedeutung gehabt zu haben; denn wir bemerkten daselbst ein großes Mauerviereck, das jetzt in Trümmern liegt. Wir fragten einen Neger, wie diese Festung gefallen sei. Er sagte: ‚Es ist schon so lange her, daß wir einen Krieg hatten.‘

„Glückliches Land,“ ruft P. Le Roy aus, „in welchem der Friede die Festungen zerstört!“ ohne zu ahnen, daß der Krieg nur zu bald kommen würde. Auf der Weiterfahrt geriet die Barke in Gefahr, an einem der Korallenriffe, die der Schiffahrt so verderblich sind, zu scheitern; aber eine gnädige Woge hob sie über das Riff hinweg. Die kleine Insel Masiwi, welche mit Ratten bevölkert ist, ließen die Missionäre rechts liegen. Um 3 Uhr abends kamen sie in Sicht von Pangani.

„Der Anblick ist schön,“ fährt P. Le Roy fort. „Links bewaldete und malerische Uferhöhen, an deren Fuß sich den Fluß entlang das Dorf Bweni ausbreitet; rechts Pangani mit seinen weißen Steinhäusern und grauen Lehmhütten unter einem Walde schlanker Kokospalmen; in der Mitte der Fluß, breit, ruhig; majestätisch ragt als Hintergrund des Gemäldes der Tongwa über die nahen Hügel empor. (Vgl. das Bild S. 175.)

„Der Wali war abwesend. Wir hatten Zeit genug, uns die Stadt mit aller Muße anzusehen. Sie ist aus der Ferne betrachtet entschieden schöner als in der Nähe. Die Straßen sind eng, holperig und voll Regenpfützen, deren Wasser geduldig wartet, bis die Sonne es wieder zum Himmel emporhebt. Man nehme dazu eingestürzte Gräber, verlassene Häuser, schmutzige Winkel, übelriechende Magazine, Haufen verwesender Fische, eine unreinliche, träge, widerwärtige und bettelstolze Bevölkerung. Sogar die Kinder, die anderswo sich zutraulich zeigten, sind hier durchaus nicht gewinnend. Endlich gilt Pangani für ungesund, und in der That vereint es in sich alle Vorbedingungen, um ein verrufenes Fieberneſt zu sein. Das gegenüberliegende Bweni ist nicht so bedeutend, aber freundlicher. Dort sind die Hütten besser gebaut, liegen nicht so nahe zusammen und sind sorgfältiger und reinlicher gehalten. Auch die Einwohner scheinen weniger verdorben, und die Kinder sind nicht so frech wie in Pangani. Ein Spaziergang unter den Bananen und durch die Felder überzeugte uns von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Flußthales.

„Endlich bestiegen wir unser Boot, spannten das Segel und steuerten bei günstigem Winde und steigender Flut flußaufwärts. Wohl sieht man am Ufer noch hin und wieder einen Mangrowebaum; aber die mit Zuckerrohr bepflanzten Felder und die freund-

lichen Hügel zu beiden Seiten, an denen der Blick sich labt, lassen jene Zeugen der Fieberzone vergessen. Der Rufu-Fluß hat seine Quellen am Kilima-Ndscharo, dem Riesen unter den Bergen Afrikas, den wir miteinander besuchen werden.

„Die ganze Bedeutung Panganis hängt überhaupt vom Rufu und dessen Flußgebiet ab. Südlich von ihm liegt Usegua (oder Usigowa), wo sich unsere Missionsstationen von Mandera und Mhonda finden; darüber hinaus das herrliche, wohl bewässerte und gut bevölkerte Bergland Nguru, und das Land zwischen Rufu und Wami. Dasselbe leidet zwar mitunter durch Dürre; aber es finden sich da schöne Viehherden, und die Ausfuhr an Butter ist nicht unbedeutend. Die Bevölkerung ist gut, vernünftig und den Missionären wohlgesinnt, aber an manchen Orten durch die abscheuliche Gewohnheit des Kindsmordes sehr gelichtet. Im Norden des Rufu dehnt sich Usambara aus, ein schönes Bergland, reich bewässert und stark bevölkert; sowohl das Volk als seine Sprache hat viel mit Usegua gemein. Darüber hinaus liegt die Landschaft Pare, ebenfalls ein Bergland, dessen Bevölkerung wiederholt unsere Missionäre von Mhonda herbeirief und die P. Machon sehr gut kennt. Noch weiter im Innern erhebt sich der Zwillingsgipfel des Kilima-Ndscharo, dessen eine Spitze von 6700 m erreicht und 1800 m höher ist als der Montblanc. Diese Höhe giebt der deutsche Reisende Dr. Hans Meyer an [nach dessen neuester Messung nur 6000 m], der nach Baron van der Decken und einigen andern die Besteigung desselben versuchte und, glücklicher als seine Vorgänger, wirklich einen Weg auf den Kibo, die höchste Spitze, gefunden hat."

Pangani. (S. 174.)

Pangani hat bei dem Aufstande gegen den Sultan und die von diesem angeordnete deutsche Zollverwaltung einen lebhaften Anteil genommen. Wurde doch sein früherer Wali Buschiri ben Salam der eigentliche Anführer der Aufständischen. Gleich zu Anfang widersetzte sich derselbe der allerdings willkürlichen Hissung der Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Ein Versuch, denselben zu verhaften, den Mannschaften der „Karola" am 19. August 1888 unternahmen, schlug fehl. Auf deutsche und englische Boote, welche Anfang September landen wollten, wurde geschossen. Da sandte der Sultan den Befehlshaber seiner regulären Truppen, Mathews, um die Ordnung herzustellen; derselbe landete zwar am 8. September, meldete aber alsbald, der Aufstand sei im Wachsen, und mehrere tausend Bewaffnete seien in der Stadt. Doch gelang es, die deutschen Beamten zu retten. Am 23. September fand es Mathews selbst geraten, Pangani mit seinen Soldaten zu räumen, nachdem er einen den Aufständischen genehmen Wali ernannt, dem es, wie er hoffte, gelingen werde, nach und nach geordnete Zustände herbeizuführen. Ähnlich gestalteten sich die Ereignisse in Tanga, das wir alsbald mit P. Le Roy besuchen werden. Auch dort hatte sich der Wali dem Hissen der deutschen Flagge widersetzt. Als am 5. September der Zahlmeister der „Möve" an Land gehen wollte, um Proviant für die Besatzung zu besorgen, wurde die Jolle mit Flintenschüssen vertrieben. Dasselbe wiederholte sich am folgenden Tage. Hierauf erzwangen die Deutschen die Landung, wobei etwa 30 Aufständische fielen und 2 Matrosen verwundet wurden. Umsonst suchte man den Wali, der geflohen war, zu verhaften. Die deutschen Beamten wurden alsdann, um ihr Leben nicht nutzlos bloßzustellen, nach Sansibar zurückgerufen.

„Wir verließen Pangani“, fährt P. Le Roy fort, „mit einer günstigen Landbrise, als die Hähne von beiden Flußufern sich in der Morgendämmerung die ersten Grüße zuriefen. Die Küste, der wir folgten, zeigte mitunter einige Kokospalmen; rechts dehnte sich eine lange Sandbank hin, auf welcher große Wasservögel gemächlich hin und her wandelten, uns anschauten und mitunter den Schnabel zu einem kurzen Geschnatter öffneten. Man sieht diesen großen, weißgekleideten Vögeln an, daß sie nichts fürchten und in glücklicher Ruhe leben. Links öffnet sich die Bai von Mtangata, welches wir später von Tanga aus zu Land besuchten. Nach Süden ist sie durch eine lange Sandbank geschlossen, und bei der nördlichen Einfahrt dient das Wrack einer großen Barke gar zu kühnen Kapitänen als Warnungstafel. Etwas weiter nordwärts tauchen die Karange-Inselchen aus dem Wasser auf; sie sind ganz mit Mangrowebäumen, Muscheln und Möven bedeckt. Nur ein alter Fischer war da in seiner Pirogue, der eine Matte als Segel dient, und wir wechselten einige Reden mit ihm. Das war ein großer Philosoph; ein nahes Inselchen ist sein Königreich, dort hat er etwas Trinkwasser gefunden und seine Hütte aufgeschlagen. Feuer entzündet er durch Reiben trockenen Holzes; sein Gewand ist ein Fetzen Zeug, seine Nahrung, was er mit der Angelschnur erbeutet, und wenn er ein Zwiegespräch zur Unterhaltung sucht, so hat er die Vögel, die Fische, das Meer, den Himmel. Das alles ist sein Reich, und er ist keines Menschen Diener. Er lebt und verdankt seinen Lebensunterhalt niemand als Gott, und wenn er stirbt, braucht ihn niemand zu begraben als die Vögel und die Fische, der Wind und die Welle. Dieser alte Fischer ist also in seiner Art ein großer Philosoph.

„Da liegt Mworongo mit seinem Walde von Kokosbäumen, und sobald wir die Landzunge umschifft haben, öffnet sich vor unsern Blicken die herrliche Bucht von Tanga, wo wir drei Tage verweilen werden.

„Tanga ist eine kleine Insel mit einer Schichte von Sand, Thon und Pflanzenerde, welche mitten in der tiefen und ruhigen Bucht auf einem Unterbau von Korallenfelsen ruht. Mangrowebäume umschlingen sie wie ein Gürtel, und wo diese aufhören, bedecken Kokos-, Mango- und Affenbrotbäume, große Mimosen, Lianen und andere Kletterpflanzen aller Art undurchdringliches Unterholz. Als die benachbarten Stämme noch zu fürchten waren, hatte sich eine arabische Kolonie auf diese Insel geflüchtet. Aber da an der Küste seit langer Zeit Friede herrschte und die Insel kein Trinkwasser hat, sind die Einwohner nach Mkwakwani, dem jetzigen Tanga, übergesiedelt. Nur die Ruinen einer alten Moschee und ein sorgfältig behauener Stein, der von einer doppelten Palmmatte beschützt wird und im Schatten eines großen, lianenbekränzten Baumes liegt, sind die Erinnerungszeichen einer frühern Zeit und werden mitunter von Pilgern, welche eine Opfergabe für die einsamen Seelen ihrer Ahnen bringen, vom Festlande aus besucht.

„Bei Mkwakwani oder Neu-Tanga gingen wir vor Anker. Es ist ein bedeutendes Dorf und wird, wie alle Küstenorte, von Arabern, Indiern und Suaheli bewohnt, welche alle eine mehr oder weniger große Anzahl Sklaven zur Bedienung haben. Ein Wali, der eine Anzahl Soldaten zu seiner Verfügung hat, führt das Regiment; die Soldaten waren bei unserer Ankunft gerade beim Exerzieren und bewiesen dabei großen Heldenmut. Überdies war Markt; eine große Anzahl ‚Waschensi‘ oder Heiden waren aus der Nachbarschaft herbeigekommen, und die Söhne Mohammeds suchten dieselben nach Möglichkeit zu betrügen. Diese Neger scheinen einfältige, gute Leute zu sein; sie gehören meistens den Stämmen von Wadigo und Wabonde an. Auch viele Wasegedyu, die von Norden her eingewandert sind, trifft man in dieser Gegend; allein sie sind fast alle Mohammedaner und glauben sich deshalb berechtigt, ihre Nachbarn zu verachten. Die Felder sind gut bestellt und scheinen fruchtbar. Die Rindviehherden gedeihen. Ein Araber hat eine Ölpresse, um Öl aus Sesam zu gewinnen, zu deren Betrieb er eine Anzahl Kamele verwendet, welche viel schöner sind als die in Sansibar. Ein Vogel leistet hier den Rindern und Kamelen vortreffliche Dienste; er hat die Größe einer Elster und einen starken, roten Schnabel; vielleicht ist es der Buphaga erythrorhynchas, von dem Livingstone redet. Diese Vögel sind den ganzen Tag beschäftigt, die Zecken aufzusuchen, welche das Hornvieh belästigen. Bekanntlich begleiten ähnliche Vögel Büffel und Nashorn, nähren sich von deren Schmarotzern und verkünden ihnen zum Danke jede nahende Gefahr. Hier scheinen die Kamele diese Gefährten sehr zu lieben; ich sah ein Kamel am Strande, welches mit überaus vergnügter Miene drei dieser Vögel auf seinem Kopfe trug.

„Die Bai von Tanga ist breit, tief genug, um Kriegsschiffe aufzunehmen, und gut geschlossen. In ihrer Mitte liegt das bereits erwähnte Inselchen. Zwei Flüsse münden in dieselbe: der Mkurumusi oder Udosu, der aus den Bergen von Bonde herkommt, und der Zigi, der die Nordgrenze von Bonde bildet und seine Quellen in Usabara hat. Leider ist die Mündung dieser beiden schönen Wasserstraßen durch einen wahren Wald von Mangrowebäumen versperrt, welcher kaum die Hoffnung gewährt, daß sich an ihren Ufern bald eine Stadt erheben werde.

„Man hatte uns erzählt, südlich von Tanga auf Mtangata zu fänden sich im Dickicht die Ruinen einer sehr alten Stadt, und wir entschlossen uns, dieselben zu besuchen. Die Entfernung beträgt etwa vier Stunden; aber ich rate niemand, den Weg in der Mittagszeit zu machen; denn man muß drei endlose ausgetrocknete Lagunen, die sich mit feinem, weißem Sand gefüllt haben, durchwandern, und setzt sich dabei der Gefahr einer neuen Art von Selbstmord aus, nämlich, sich bei lebendigem Leibe zu braten. Sonst bietet der Weg manches Interessante. Um die Dörfer her, von denen manche nur von den noch heidnischen Wadigo bevölkert sind, breiten sich Gärten mit Kokos-, Bananen- und Mangobäumen; dann folgen Maniok-, Pataten- und Sorgofelder, auf denen Weiber singend mit kleinen Hacken arbeiten, während ihre Kinder, welche sie auf dem Rücken festgebunden tragen, aus Leibeskräften schreien. Endlich trifft man immer zahlreichere Dumpalmen, und der Mwumo (vgl. das Bild S. 177) trägt auf seinem oben ausgebauchten Stamme einen runden, ungeheuern, prächtigen Wipfel, den der Wind bald klagend, bald singend durchzieht, je nach seiner Stärke und Richtung. Endlich waren wir zur Stelle und wurden nach einigen Nachfragen an einen Ort Tongoni, d. h. Ruinen, geführt, der im Hintergrunde der Bucht von Mtangata liegt. Wirklich findet sich da am Saume eines Hochwaldes altes Mauerwerk. In einiger Entfernung erhebt sich ein Grabmal mit einer hohen Säule aus behauenem Stein, welche früher mit Porzellantäfelchen bekleidet war, von denen man noch Reste erblickt (vgl. das Bild S. 177). Wir drangen ins Gehölz ein und sahen bald merkwürdige Ruinen, Trümmer von Moscheen und Grabmälern, deren Mauern einst mit lasierten Plättchen überzogen waren; manche haben eine prachtvolle seladongrüne Färbung und sind mit Drachen und Figuren in erhabener Arbeit geschmückt, welche offenbar auf chinesischen [richtiger wohl persischen] Ursprung hinweisen.

Dumpalme. Grabdenkmal und Drachenfigur. Mwumo.

Ruinen von Mtangata. (S. 176.)

„Wenn solche Ruinen sich nur zu Mtangata vorfänden, so müßte man staunen; aber sie finden sich von den Benadirs im Somallande bis nach Kilwa und Mozambique. Sie sind bald bedeutender, bald unbedeutender, mehr oder weniger reich, besser oder schlechter erhalten; aber die Bauart ist überall dieselbe. Um nur einen Ort zu nennen, trifft man zu Bueni oder Mbweni, südlich von Bagamoyo, viel schönere als zu Mtangata. Ich übergehe die Spuren alter phönicischer Herrschaft, welche Georges Revoil am Kap Guardafui in Denkmälern, Gräbern, ja selbst in der Sprache, Kleidung und Bewaffnung gefunden hat; auch von den Schiffen der Griechen und Ägypter, die vor grauer Zeit dieses Küstenmeer durchfurchten, will ich nicht reden, obschon der eben genannte Reisende, wie auch andere, zu Mogidschu, Brawa, Merka und an andern Stellen der Küste Scherben fremder Töpferwaren, Bronzen, Seladonporzellan, eine indische Statue und sogar chinesische Sapeken gefunden haben. Schon früher wurde auf der Insel Mafia südlich von Sansibar und nicht weit von Kiba eine solche chinesische Münze gefunden, die jetzt im Besitze Sir John Kirks ist, des frühern englischen Generalconsuls von Sansibar. Anderweitig ist bekannt, daß der Glaubenszwist, der gleich nach Mohammeds Tode unter dessen Anhängern ausbrach, Verkünder des Islam an die Küsten Ostafrikas führte. Schon um das Jahr 86 der Hedschra, also zu Anfang des 8. Jahrhunderts, soll der Islam hierher gekommen sein. Im Jahre 739 wanderten die Emozoiden, Anhänger Alis, des Eidams des Propheten, hier ein. Um das Jahr 1009 nach Christus verließ eine Flotte des Sultans von Schiras den Persischen Golf und steuerte längs der afrikanischen Küste bis Kilwa hinab, das um jene Zeit gegründet wurde. Dieser erste glückliche Versuch war die Eröffnung eines ganzen Stromes persischer Auswanderer, der fortgedauert zu haben scheint bis zu der Zeit, als die Portugiesen die Herrschaft in diesen Meeren antraten. Noch im Jahre 1592 wird ein Scheik von Mombasa genannt, Schehe Mwita mit Namen, der aus Schiras herstammte. Der Islam drang aber auch bis nach den Sunda-Inseln und China vor; im 11. und 12. Jahrhundert bestand eine arabische Kolonie in Kanton, und gerade aus jener Zeit mögen die chinesischen Töpferwaren und Lasuren stammen, die sich an der ostafrikanischen Küste finden. Den arabisch-persischen Ursprung beweist, um nur ein Beispiel anzuführen, die Doppelinschrift in arabischer und persischer Sprache vom Monat Schabaan 667 (April 1269 nach Christus), welche Revoil an der kleinen seladongrünen Kuppel einer alten Moschee zu Mogidschu entdeckte. Die persische Einwanderung hat sich überdies in der Überlieferung der Leute erhalten. Die Häuptlinge in der Nähe dieser Ruinen wollen von Schirasiern abstammen, und ihre feiner geschnittenen Gesichtszüge unterscheiden sich auch augenfällig von den benachbarten Suahelistämmen.

„Nördlich von Tanga ist die Küste von vielen kleinen Inseln besäet, deren bedeutendste Twale oder Kwale heißt; sie wird von mehreren Sümpfen durchzogen und bietet wenig Interesse. Über Kwale hinaus steigt das Ufer mehr an und erhebt sich zu einer Hügelkette, welche die Heimat der Wadigo ist, eines heidnischen Volkes, das recht häßliche Züge hat und durch eine große Vorliebe zum Palmwein berüchtigt ist. Um 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Insel Wasin oder Wassini. Wasin gegenüber verzeichnet die Karte auf dem Festlande Wanga. Wanga und Wasin sind aber die Ausgangspunkte der Grenzlinie, welche die deutschen Besitzungen und die englische Interessensphäre scheidet. Von da geht die Grenze nördlich am Kilima-Ndscharo vorbei und trifft das Ufer des Victoria-Nyanza unter dem ersten Grad südlicher Breite. Es schien also wohl der Mühe wert, diesen Grenzort Wanga zu besuchen. Wir wandten uns an unsern Kapitän Hamisi. Das ist ein braver, würdiger Mann mit einem runden schwarzen Kopf, um den sich ein ungeheurer Turban aus weißer Leinwand windet. Er hat breite Schultern, zählt 50 Jahre, trägt einen grauen Bart, hat eine große Erfahrung, Klugheit und Entschlossenheit, einen angenehmen Umgang, einen offenen und findigen Geist und eine zarte Freundschaft zu unserem alten Koch Seliman. ‚Kapitän,‘ redeten wir ihn an, ‚wir segeln morgen nach Wanga.‘ — ‚Nach Wanga?‘ fragte der Kapitän in einem Tone, der verriet, daß ihm der Ort gänzlich unbekannt sei. — ‚Gewiß,‘ entgegneten wir, ‚das ist ein prächtiger Ort, der da drüben liegen muß.‘ — ‚Da euer Papier das so verkündet, ist es ganz gewiß ein Prachtort; aber Hamisi ist noch nie dort gewesen.‘ — ‚Was ist also zu thun?‘ — ‚Wir müssen einen Piloten mitnehmen. Und dann bitte ich mir aus, daß man mir keine Vorwürfe mache, wenn meine Herren an irgend einem unbekannten Riffe scheitern.‘ — ‚Nun, dann werden wir zusammen scheitern.‘ — ‚Ja, was mich angeht, so liegt das in meinem Berufe.‘ — ‚Es liegt auch in unserem Berufe. Suche dir also einen Piloten!‘

„Um 5 Uhr des andern Morgens war der Pilot zur Stelle, ein kleines Männchen, dessen Haut eine Mischung von schwarzer, gelber und rother Farbe aufweist. Er stottert und näselt allerliebst und zwinkert dabei mit seinen mandelförmig geschlitzten Äuglein; er sieht einem Chinesen ähnlich, und vielleicht führt irgend eine Gabelung seines Stammbaums auf das ‚Himmlische Reich‘ zurück. Aber er schien wenigstens die Richtung nach Wanga zu kennen, und darauf kam es uns an. So hoben wir den Anker und steuerten auf das Vorgebirge zu, das sich am Gesichtskreise zeigte. Es war ein schlimmer Tag: Gegenwind, hohle See, mürrische Botsleute. Wir mußten kreuzen und jeden Augenblick die Stellung des Segels wechseln. Der Wind wurde stärker; es begann zu regnen, und das Meer nahm eine immer drohendere Gestalt an; die Wogen brausten, und die Strömung drohte uns fortzureißen. In der Ferne sah man vom Regen etwas verschleiert die Küste, wo Wanga liegen sollte. Aber unser Pilot erklärte, es sei Ebbe, und wir würden an den Klippen scheitern, falls wir jetzt die Landung versuchten. Man warf also den Anker. Wie wurden wir da geschüttelt, geworfen von rechts nach links, vorwärts und rückwärts, wie in einer Wanne! Was sollte aus uns werden, wenn der Anker nicht hielt? denn wir sahen und hörten, mit welchem Donner die Wogen am Ufer brandeten.

„Endlich ließ der Regen nach, und da wir einige Fischer vom Süden her in einer Piroge auf Wanga zusteuern sahen, entschlossen wir uns, ihnen zu folgen. Wir setzten ein Bot aus und erreichten nach angestrengtem Rudern glücklich das Ufer. Die Mündung des Flusses Umba ließen wir links; dann wurden wir auf den Schultern unserer Matrosen durch den Sumpf und Morast der Lagunen getragen und hielten so, über und über mit Koth bespritzt, unsern Einzug in Wanga. Hier ging es uns doch nicht wie auf Wasin. Wir fanden einen Suaheli-Häuptling oder ‚Diwani‘, der die Angelegenheiten der Eingeborenen vertritt, und einen Gouverneur oder ‚Liwali‘, der die Oberhoheit des Sultans von Sansibar ausübt; ferner 20 Belutschi-Soldaten, 5 oder 6 Indier, eine zahlreiche Fischer- und Bauernbevölkerung und endlich, was uns am meisten interessierte, eine Anzahl Waitata, welche aus ihren Bergen von Bura im Innern herabgekommen waren, um Leinwand,

Salz und Glasperlen einzuhandeln. Das sind großgewachsene Wilde, die trotzdem noch Kinder sind; sie tragen eine gewaltige Last Glasperlen am obern Teile der Ohrmuschel, haben einen Kranz von Haren um den Kopf, eine ganze Masse Kupferringe um Hand- und Fußgelenke und einen anständigen Fetzen Leinwand um die Lenden. Sie scheinen sehr zugänglich; wir redeten und scherzten mit einander und waren bald gute Freunde.

„Wanga ist nicht schön und muß ungesund sein; auch hat es keinen Hafen. Nur Fischerkähne und zur Zeit der Flut ganz leichte Barken können einlaufen und durch einen Sumpf bis fast an die Hütten gelangen. Die Einwohner nahmen uns freundlich auf, am allerbesten die militärische Besatzung. Einer von diesen Helden lag früher in Bagamoyo in Garnison; er erkannte uns sofort, empfahl uns seinen Kameraden, drückte uns die Hand und verfolgte uns förmlich mit seinen wohlgemeinten, aber übel angebrachten Höflichkeiten. Wir wurden zur ‚Barza' des Wali geführt; die Barza ist eine lange Galerie, in welcher sämtliche Soldaten am Boden kauerten und wo uns die Notabilitäten des Ortes ihre Aufwartung machten. Rosenfarbiger Sorbet wurde uns angeboten, und der Kaffee machte die Runde, während ein neuer Reigenguß uns zwang, länger, als wir es wünschten, in Wanga zu verweilen."

9. Die Küste von Mombas.

Wir begleiteten P. Le Roy bis nach Wanga, dem Grenzpunkte zwischen Deutsch-Ostafrika und der englischen Interessensphäre. Dort beginnt die jetzt unter englischem Schutze stehende Küste von Mombas. Wir wollen auch dieses „Nachbarland" kennen lernen und folgen daher dem Missionär weiter auf seiner Fahrt bis nach Lamu und Witu.

Kampf einer englischen Dampfschaluppe mit einem Sklavenschiff bei Pemba. (S. 180)

Wanga gegenüber liegt die Nordspitze der Insel Pemba. „Auch diese Insel, welche an Größe Sansibar fast gleichkommt, besteht aus Korallenfels," fährt P. Le Roy in seiner Schilderung fort. „Sie ist flach und ungesund, aber sehr fruchtbar, reichlich bewässert, mit Reisfeldern bedeckt und mit vielen Gewürznelkenbäumen, mit Öl- und Kokospalmen bepflanzt. Sie ist das ausschließliche Eigentum der Araber und der Suaheli, welche daselbst zahlreiche Sklaven besitzen. Die Ostküste bietet weder eine Bucht noch einen Hafen; steile Felswände und Zacken ragen in einer mittlern Höhe von etwa 30 m aus dem Meere auf, oben mit Bäumen und Buschwerk bestanden. Dafür ist die gegen die Stürme des Indischen Oceans geschützte Westküste so niedrig, daß man ihre Grenze eigentlich kaum ziehen kann. Sie ist ein Wirrsal von Mangrowewäldern, von schmalen und breiten Meeresarmen, von Inselchen und Sandbänken, ganz wie gemacht für die Sklavenhändler, um ihre verbotene Ware, den englischen Schiffen zum Trotze, durchzuschmuggeln. Trotzdem wagen sich die Engländer auch in dieses gefährliche Fahrwasser und machen mit ihren Dampfbarkassen, in denen sie sich leichter verbergen und freier bewegen können als in den großen Schiffen, Jagd auf jede verdächtige Barke.

„Noch vor kurzem lagen in unserem Missionsspital zu Sansibar ein irischer Offizier (ein vortrefflicher Katholik) und fünf Matrosen, welche bei einem Zusammentreffen mit einem solchen Sklavenschiffe

schwer verwundet worden waren. Ein Kind, das sie gerettet hatten, erzählte mir die Begebenheit, und da sich dieselbe in unsern Tagen oft wiederholt, will ich sie, soviel als möglich, mit den Worten des Kindes wieder erzählen. Der arme Knabe war sehr krank; andauernde Strapazen und Entbehrungen hatten ihm eine tötliche Krankheit zugezogen. In den Gassen der Stadt hatten wir ihn aufgefunden, zu uns genommen und in den Grundwahrheiten des Christenthums unterrichtet. Als ich ihn nach seinen Erlebnissen fragte, antwortete er mir: ‚Wir wollen uns zunächst miteinander in die Sonne setzen; denn es friert mich am ganzen Leibe. Meine Heimat liegt nach dieser Seite hin, schau, aber weit, weit weg auf dem Festlande. Als ich ganz klein war, hatte auch ich eine Mutter. Eines Abends schlief ich vor der Thüre unserer Hütte. Da nahm mich ein Mann von der Küste, der unser Dorf besucht hatte, auf seinen Rücken und sagte: „Komm, wir wollen ins Nachbardorf zum Tanze gehen; deine Mutter hat mir gesagt, ich solle dich dorthin tragen!“ „Es ist gut“, sagte ich, halb schlafend, halb wachend, und wurde nun weit getragen; dann mußte ich noch weiter laufen, und am folgenden Mittag sah ich, daß meine Mutter keineswegs dort sei, und daß man mich gestohlen habe. Mit andern Kindern, die in ähnlicher Weise geraubt worden waren, legte ich den Weg nach Kilwa zurück, wo ich verkauft wurde. Zuletzt sagte mein Herr: „Baraka, du wirst eine große Barke besteigen und übers Meer fahren; bist du's zufrieden?“ „Der Herr ist das Messer und der Sklave das Lamm; alles ist mir recht“, antwortete ich. Es waren viele Menschen in der großen Barke, Männer, Weiber und Kinder; vielleicht fünfzig, vielleicht achtzig; wer kann es wissen? Man legte an der Küste oftmals an, und so oft man anlegte, stiegen bei Nacht und im verborgenen immer neue Sklaven ein. Endlich sagte der Kapitän eines Abends: „Es sind genug. Wir steuern nach Pemba!“ — „Nach Pemba!“ erwiderte ein Schiffer, „da nimm dich vor den Engländern in acht!“ Am Abende des nächsten Tages kam die Insel in Sicht. Die Araber, deren 14 an Bord waren, jubelten und priesen ihren Gott. Da sagte einer ganz leise: „Was ist das für ein Rauch, der dort aufsteigt und näher kommt? . . . Das ist der Geruch eines Hundes!“ Alles schaute hin; am Horizont zeigte sich ein kleiner schwarzer Rauch, der aus einer Barke aufstieg und gen Himmel wirbelte. Und doch steigt von keiner Barke Rauch auf als aus den englischen. Gott sei gepriesen! Wie wird es uns ergehen? Der Kapitän und die Matrosen beteten und fluchten; dann jagten sie uns in den Kielraum, öffneten die Pulverfässer, luden ihre Büchsen und Pistolen, wetzten ihre Messer und Dolche und Krummsäbel und stellten das Segel so, daß es den ganzen Wind fasse. Aber unglücklicherweise wehte kaum ein leiser Hauch, und die rauchende Barke pustete immer näher ohne Ruder und ohne Segel, gerade wie ein leibhaftiges Unthier. Das war wunderlich — Bum! „Was ist das?“ — „Ein Kanonenschuß!“ Bum! „Wieder einer!“ Bum! „Ein dritter!“ Diesmal fuhr die Kugel durch unser Segel (vgl. das Bild S. 179). Das hieß so viel als: „Halt! damit wir sehen, was ihr da drinnen habt, ob es Fische seien oder Menschen!“ Aber unser Kapitän rief den Propheten an und schwur, daß er nicht halten werde. „Halt!“ rief jetzt der Kapitän der Engländer. — „Ha, du Hund und Sohn einer Hündin!“ schrie der Araber und feuerte seine lange Büchse auf das feindliche Schiff, das jetzt ganz nahe gekommen war. Sofort erhob sich ein großes Geschrei. Die Engländer wollten die Barke entern, und das Gefecht begann. Was für ein Kampf, lieber Himmel, was für ein Kampf! Die Araber mit ihren langen Büchsen, mit ihren Pistolen, Messern, Dolchen und krummen Säbeln heulten, sprangen und rasten. Die Engländer mit ihren langen Säbeln, mit ihren kleinen Pistolen, die sich immer drehen und drehen und ohne Aufhören Kugeln speien, als ob ihr ganzer Leib voll Kugeln wäre, schrieen auch. Araber fielen und Engländer fielen, und überall floß Blut, und je länger man kämpfte, desto wütender kämpfte man, und keiner gab nach. Endlich waren die 14 Araber fast alle tot. Da schleppte sich der Kapitän, der aus großen Wunden blutete, zu uns in den Kielraum, schlug uns und fluchte uns und zertrümmerte mit seiner Axt eine Planke im Schiffsboden. Wie ein Bach drang das Wasser sofort ein und stieg, und die Barke sank, und da lagen wir alle im Meer. Lieber Gott! Wie viel Menschen sind da umgekommen! Die Araber, die noch lebten, streckten ihre Arme gen Himmel und schrieen: „Allah, Allah! und Mohammed ist sein Prophet!“ und versanken so in den Wogen. Die Sklaven hingen aneinander, wie die Beeren einer großen Traube, und sanken in einem sich um und um drehenden Knäuel unter. Einige hielten sich ein wenig über Wasser und wurden von den Engländern aufgefischt. Siehst du, so hat die Sache sich zugetragen. Was mich angeht, so weiß ich nicht, wie ich gerettet wurde; aber ich wunderte mich sehr, als ich am Ufer von Pemba wieder zu mir kam. Zwei Engländer starben an jenem Platze, und ihre Gefährten, die sich gegenseitig ihre Wunden verbanden, haben sie im Sande begraben, nachdem sie in ihrer Sprache ein Gebet verrichtet hatten. Drei Tage später kam ein anderes Schiff und brachte uns alle nach Sansibar. Da sagte man mir, ich sei frei, und ein Indier werde sich meiner annehmen. Aber der Indier sah, daß ich zur Arbeit nichts tauge, und so habt Ihr mich angenommen. Das ist meine Geschichte. Jetzt habe ich Hunger.‘ Das arme Kind! Ich habe es getauft,“ sagt P. Le Roy, „und den Tag darauf ist es gestorben. So erfolgt nun die Fortsetzung seiner Geschichte im Himmel.“

Nördlich von Wanga, wo die Küste des englischen Schutzgebiets beginnt, starrt die Küste von Felsriffen, in denen die Wogen des Oceans mit donnernder Brandung Höhlen auswuschen und Breschen legten. Unablässig rollen die Wellen heran, zerschmettern sich an dem Werke der Korallen in weißen Schaum und überwinden endlich nach jahrhundertelanger Arbeit die starre Felswand. Sobald der Schiffer den Schutz der Insel Pemba nicht mehr zwischen sich und dem offenen Meere hat, erfassen die Wogen, in langen, hohen Hügellinien heranflutend, das Fahrzeug, heben es hoch und lassen es tief sinken, und schaukeln es in einer gewaltigen Wiege, die nicht jedermanns Freude ist. P. Le Roy fielen die Verse des alten Römers ein:

„Eichbaumholz und dreifaches Erz
Schloß sich dem um die Brust, der den gebrechlichen Kahn
Anvertraute dem Meere zuerst!“

Einige enge Durchfahrten führen zwischen den Korallenriffen in kleine Häfen. Ein solcher ist Chasi. Als aber P. Le Roy denselben zu besuchen wünschte, schüttelte der Kapitän den Kopf und wollte von einem solchen Wagnis nichts wissen. „Es ist ein verwünschtes Loch!“ sagte er. Man segelte also weiter und war herzlich froh, als am Horizonte der Flaggenmast der Veste von Mombasa erschien.

Mombas (vgl. das Bild S. 181) oder Mombasa liegt auf einer etwa eine Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Koralleninsel mitten in einer fast ganz geschlossenen Bucht. Man hat sie durch einen Damm mit dem Festlande verbunden; so entstanden zwei Häfen, beide ausgezeichnet wegen ihrer Tiefe, ihres vortrefflichen Ankergrundes und ihrer gegen alle Winde geschützten Lage; doch ist die Einfahrt für große Schiffe unregelmäßiger Strömungen

wegen nicht ganz gefahrlos. Reisende beschreiben den Hafen mit seinem Kranze schön bewaldeter, sanft abfallender Höhen und den im saftigen Grün prangenden Ufern als ein wahres Schmuckkästchen der Natur. Als Vasco da Gama am 7. April 1498 in den Hafen einlief, konnte er nicht genug staunen ob der Schönheit der Stadt und ihrer Gärten, in denen Granatäpfel, zweierlei Arten Orangen, indische Feigen, Citronen, Gewürznelken gediehen; auch hatte die Stadt vortreffliches Trinkwasser. Der Hafen wimmelte von Schiffen, welche Honig, Wachs, Weizen, Ambra und vor allem Elfenbein und edle Metalle ausführten. Schon damals schützten Festungswerke und Kanonen den wichtigen Handelshafen. Ein persisches Fürstengeschlecht aus Schiras beherrschte zu jener Zeit die Stadt und das dazu gehörende Gebiet. Die Stadt wurde offenbar sehr früh von Arabern gegründet oder erobert. Schon Edrisi, der um 1150 eine Geographie schrieb, erwähnt sie als einen bedeutenden Platz; die Portugiesen beschlossen daher auch, diesen wichtigen Hafen zu besetzen.

Im Jahre 1505 erschien der portugiesische Admiral Don Francisco d'Almeida mit 11 großen Schiffen und 3 Barken vor Mombas und forderte den Scheik oder König, welcher sich gegen Vasco da Gama verräterisch benommen hatte, zur Übergabe auf. Im Vertrauen auf die Festigkeit des Platzes wurde diese verweigert; aber Almeida erstürmte die Stadt und brannte sie nieder. Auch zwei Deutsche, Balthasar Sprenger und Hans Mayer, welche unter Almeida für Nürnberger Kaufherren ein Schiff nach Indien führten, beteiligten sich an der Eroberung von Mombas. Die

Ansicht von Mombasa vom Lande aus. (S. 180.)

Portugiesen befestigten den Platz und legten eine Garnison von 100 Mann hinein. Es fehlte aber in der Folge nicht an Versuchen, das portugiesische Joch abzuschütteln. 1528 mußte die Stadt zum zweiten-, 1585 zum drittenmal erobert werden. Bei der letzten Gelegenheit hatte sie der Türke Ali Bei im Einverständnis mit der mohammedanischen Bevölkerung durch einen Handstreich überrumpelt. Um einem ähnlichen Falle vorzubeugen, erhielt Mombas 1594 das heute noch stehende Fort, welches als ein Meisterwerk damaliger Befestigungskunst gilt. Trotzdem gelang 1631 abermals eine Überrumpelung der portugiesischen Besatzung. Unter Anführung eines eingeborenen Prinzen, Namens Jussuf, dem man in Goa vergeblich eine katholische Erziehung hatte geben wollen, drangen 300 Neger in die Citadelle und erschlugen den Befehlshaber, dessen Frau und Tochter und einen Priester am Altare. Die Garnison und die ansässigen portugiesischen Familien hatten sich in das Augustinerkloster geflüchtet; aber auch sie erlagen nach siebentägiger Belagerung unter den Mordstreichen der Empörer. Bald eroberten die Portugiesen Mombas zurück und verstärkten seine Befestigungen, verloren es aber am 4. Dezember 1698 endgiltig an den Sultan von Maskat. Die Ruinen des großen Augustinerklosters, vieler Kirchen und Kapellen, Brunnen und Batterien erinnern auch heute noch an die Zeit, da Portugal diese Insel dem Christenthum erobert hatte. Auch die Reste alter portugiesischer Plantagen sind noch kenntlich. Burton hat auf dem Festlande ganze Alleen regelmäßig gepflanzter Fruchtbäume, namentlich Mangobäume, gesehen, welche die alten Portugiesen angelegt hatten. Unter der arabischen Herrschaft hat sich seitdem Mombas in eine Trümmerstadt verwandelt. Heute zählt es nur wenige

arabische Häuser von Bedeutung auf dem Schutte früherer Größe. Ein hundertjähriger Kampf zwischen seinem Fürstenhause der Mfara und den Said, dem Fürstengeschlecht von Sansibar, hat es verwüstet. Erst im Jahre 1839 kam die Insel durch blutigen Verrat, dem nach echt mohammedanischer Politik 26 Prinzen des Geschlechts der Mfara zum Opfer fielen, in die Gewalt des Sultans von Sansibar. Jetzt steht es unter englischer Schutzherrschaft.

In Mombasa machte P. Le Roy die Bekanntschaft eines Karawanenführers, der ihm seine Dienste zu einer Reise in das Innere anbot. Es lohnt sich der Mühe, einige Mitteilungen dieses vielgereisten afrikanischen Cicerone herzusetzen. „Mein Name ist Sadi", so stellte er sich P. Le Roy vor. „Ich bin aus Mombasa gebürtig. Wie viele Jahre geben Sie mir wohl?" — „Nun, vielleicht fünfzig." — „Sie mögen es getroffen haben. Nun gut. Zehn Jahre, bevor mir der Bart sproßte, bin ich schon gereist, und seit mir der Bart wuchs, bin ich immer unterwegs. Haben Sie Lust, die Länder im Innern zu sehen? Es wird mir eine Ehre sein, Sie dorthin zu begleiten. Das erste Land, das wir von Mombasa aus durchziehen, ist Schimba, das von den Wadigo, Duruma, Girijama und Wanika bevölkert ist; die Wadigo und Wanika sind bekannte Stämme; die erstern trinken gern, die andern sind arbeitsam. Usambara und Pare lassen wir links liegen; das sind Bergländer und ihre Bewohner gute Leute. Wir werden geraden Weges auf Teita zugehen. Auch das ist ein Bergland, und seine wilden Bewohner sind gute Menschen; sie kommen oft nach der Küste mit ihren großen Ohren, welche eine Last von Glasperlen tragen. Nachdem wir das Land Teita durchzogen, wenden wir uns sofort nach Taveta, einem großen Marktflecken, der die Bedeutung von Tabora in Unjanjembe hat. Da kommen die Leute aus dem Innern zusammen, um Leinwand und andere Sachen einzutauschen, welche sie lieben. Südlich davon liegt der Dyipe- oder Jipe-See, aus dem der Rufu entspringt; da giebt es Flußpferde die Masse und Fieber übergenug. Dort erhebt sich auch der Kilima-Ndscharo, ein großer, großer Berg, auf dem der Teufel wohnt, wie männiglich behauptet. Sein Gipfel ist weiß, ganz weiß, wie massives Silber; aber jeden Augenblick des Tages lassen ihn die Geister in anderer Farbe leuchten: rot, blau, grün, goldgelb. Er hat zwei Hauptkuppen, den Kibo und den Kimawensi, die wir auch Dume und Dyike, d. h. Mann und Weib nennen. Die Massai heißen den Berg Denye-Ebor, d. h. Weißberg (Montblanc). Am Fuße des Kilima-Ndscharo wohnen die Watschaga und treiben unter zwei oder drei Oberhäuptlingen Viehzucht und Bananenbau. Das ist ein prächtiges Land. Nun wohl. Aber jetzt müssen wir auf unserer Hut sein. Da sind die Massai, ein wildes Volk! Das liebt nur seine Ochsen und seine Lanzen und führt ein Hirten- und Kriegerleben. Acht Tage nähren sie sich von Fleisch und Blut, acht Tage trinken sie Milch. Das Blut trinken sie also: sie schneiden einem Ochsen die Ader durch, pressen ihre Lippen auf den Einschnitt und saugen das Blut ein. Die Massai haben eine sehr schwarze Haut und sehr weiße Zähne; aber sie gleichen uns gar nicht, und ihre Sprache hat mit der unsrigen nichts gemein. Sie haben keinen Häuptling, noch viel weniger einen Sultan; die Greise versammeln sich und geben den jüngern Leuten Gesetze. Die Massai zerfallen übrigens in verschiedene Stammfamilien, die Matumbatu, Kapei und andere. Ihr Land erstreckt sich sehr weit, bis nach Kawirondo (am Ostufer des Nyanza). Es ist gesund, aber sehr trocken; feste Wohnsitze und Dörfer hat es nicht. Wenn man aber irgendwo Scharen von Geiern in den Lüften kreisen sieht, dann darf man sicher sagen: ‚Dort ist ein Lager der Massai'; denn die Geier nähren sich von ihren Abfällen. Zwischen den Massai verstreut, denen sie unterworfen sind, wohnen in Wäldern die Wandorobo, pflegen der Elefantenjagd und handeln mit Elfenbein. An Gestalt gleichen sie den Wasanje und Walangulo, die im Norden des Landes wohnen und den Gallas unterthänig sind. Auch die Mkwawi bilden ein mächtiges Volk; wie ihre Stammverwandten, die Massai, treiben sie Viehzucht und Krieg. Im Norden vom Kilima-Ndscharo wohnen die Wakamba, ein schöner Menschenschlag, gleich geschickt zur Jagd wie zum Ackerbau. Aber manche ihrer Häuptlinge sind den Massai unterworfen, wie die Hindu den Engländern. Und wie die Engländer den Hindu sagen: ‚Ihr dürft keine Sklaven halten', so sagen die Massai den Wakamba: ‚Ihr dürft keine Ochsen halten'. Wohl oder übel, sie müssen gehorchen! Nur ein mächtiger Häuptling, Mkamba Ulu, hat ihnen zum Trotz große Herden erworben und sagt den Massai: ‚Kommt, holt sie euch!' Aber die Massai lassen es bleiben. Wir wollen zu den Wakamba gehen; sie werden uns gut aufnehmen; doch darf ich nicht verschweigen, daß sie sehr wild und überaus unreinlich sind. — Endlich kommen wir nach Kawirondo am Ufer des großen Nyanzasees. Das ist ein fruchtbares Land, wo man den Boden bebaut und viele Sklaven trifft. Jenseits des großen Sees liegt Uganda, und darüber hinaus Unyoro, und darüber hinaus ein Land voll Sümpfe und Flüsse, das der Nil durchströmt, und dann kommen die Ägypter und die Türken. So hat man mir wenigstens gesagt; denn so weit bin ich selbst nie gekommen."

Die Missionäre konnten diesmal von den guten Diensten dieses länderkundigen Mannes keinen Gebrauch machen, da sie die Fahrt nach dem Norden fortsetzen mußten. Glücklich überwand die Barke, die P. Le Roy und seine Gefährten trug, die berüchtigte Barre, welche das Meer vor der Mündung des Kalifi oder Kilefi bildet, und kam gegen Abend in Sicht von Malindi. Der Missionär erinnerte sich beim Anblicke dieser Hafenstadt an den großen hl. Franz Xaver, der vor beinahe 350 Jahren vom Verdecke des Schiffes aus, das ihn nach Indien trug, das heilige Kreuz begrüßte, welches er hier am Strande aufgepflanzt sah. „Noch heute strahlt das Kreuz," sagt P. Le Roy, „welches das Herz des hl. Franz Xaver mit Freuden erfüllte, von der Säule herab, die der Überlieferung zufolge Vasco da Gama errichtet haben soll. Aber der Segen, dessen Zeichen das Kreuz ist, stieg noch immer nicht auf diese Küste nieder, und seit die Portugiesen dieselbe verlassen haben, beugt sich wohl kaum mehr ein Knie vor dem Zeichen unserer Erlösung. So galt unser erster Besuch wenigstens diesem Denkmal. O heiliger Franz Xaver, auch wir kommen, um an dieser Stelle, an welcher du gebetet hast, nach deinem Beispiel zu beten. Auch wir berühren Malindi, wie du, nur im Vorübergehen; erbitte uns die Gnade, dereinst Missionäre, reich an Tugenden, hierher zu führen, denen sich endlich das ungeheure Gebiet von Malindi erschließe und aus deren Mund es die Predigt der frohen Botschaft aufnehme!

„Malindi oder Melindi bedeutet in der Suahelisprache eine Meeresstelle mit tiefem Wasser. Vielleicht hat sich die Küste geändert; jedenfalls ist heute der Hafen von Malindi lange nicht so tief, als sein Name hoffen ließe. Die Rhede erstreckt sich in weitem Halbkreise nach Norden, und Woge auf Woge ergießt sich, soweit das Auge schaut, in endloser Reihenfolge und stolzer Pracht auf den sandigen, glänzenden Strand. Man kann sich an dem Schauspiele nicht satt sehen. Im Süden ragt auf einem von den Wellen unterwaschenen Korallenriff die Säule Vasco da Gamas.

Buschwerk umgiebt sie, und darin finden sich Trümmer, vielleicht von den Grabsteinen der Portugiesen, deren der hl. Franz Xaver erwähnt. Rechts davon liegen Felder, und etwas weiter weg erhebt sich die Stadt mit ihren Steinhäusern, deren Dach Palmblätter bilden. Die Gebäude gleichen sich alle; hin und wieder trifft man einen Ziehbrunnen, eine Moschee, Ruinen und am andern Ende der Stadt einige Grabdenkmäler, Säulen, die nicht ohne Interesse sind. Die Bevölkerung setzt sich auch hier aus Arabern, Suaheli, Belutschis, indischen Mohammedanern, Hindukaufleuten und Negern zusammen. Die letztern sind fast alle Sklaven. Die Leute machten auf uns einen ruhigen, wohlwollenden Eindruck. Das Land um Malindi ist sehr fruchtbar, wohl bebaut und namentlich reich an Sorghofeldern; von ihrem Erträgnis wird viel ausgeführt. Die Araber und Suaheli, welche hier Landbesitz haben, scheinen sehr reich. Man zeigte mir Leute, welche 500, 800, ja 1000 Sklaven besitzen. Doch hat sich seit einigen Jahren die Lage verschlimmert. Bei der geringsten Mißhandlung pflegen nämlich die Sklaven nach einem Ort im Innern zu entfliehen, der Makongeni heißt. Sie haben dort Dörfer gebaut, sich ihre eigenen Häuptlinge erwählt und sind immer bereit, den Arabern an der Küste eins mitzuspielen. Man sagt, die Zahl dieser entlaufenen Sklaven betrage, Männer, Weiber und Kinder zusammen, wohl 6000."

Malindi ist noch mehr von seiner alten Bedeutung herabgesunken als Mombas, dem es zur Zeit der ersten Indienfahrten der Portugiesen an Macht und Pracht gleichkam. Der heutige Ort liegt in den übergrünten Trümmern des alten Malindi, von dem Vasco da Gama die Fahrt quer über den Indischen Ocean antrat, und dessen schon damals mit vielen Kreuzen geschmückten Kirchhof der hl. Franz Xaver im Frühjahr 1542 betend betrat.

Zwischen Malindi und Lamu bildet die Küste eine schöne, malerische Bucht, welche nicht umsonst den Namen „Formosa-Bai" trägt. Eingeborne nennen sie Ungama-Bai und erzählen, Gott habe an dieser Stelle zur Strafe für die Frevel der Bewohner eine weite Uferstrecke vom Meere verschlingen lassen. Die beiden Ortschaften Ngomäni und Maränäni, welche von den Karten in dieser Bucht verzeichnet werden, sind beinahe verlassen und von keiner Bedeutung.

Auf dem Tana. (S. 184.)

10. Im Thale des Tana.

Endlich ging die Barke der Missionäre vor der Mündung des Tana vor Anker (vgl. nebenstehendes Bild). „Der Tana oder Pokomo", sagt P. Le Roy, „ist einer der größten Flüsse dieser Küste und gleichzeitig einer der am wenigsten bekannten. Die Brüder Denhardt (Deutsche) fuhren ihn im Jahre 1878 nach Massa hinauf; man weiß aber, daß er bis zu einem Orte schiffbar ist, der Hamewe heißt und den noch kein Europäer gesehen hat. Dort fließen der Kiluluma und Mumoni zusammen, und zwischen diesen beiden Flüssen erhebt etwa 1 Grad südlich vom Äquator der Kenia sein schneebedecktes Haupt 6000 m (nach andern 5500 m) über die Meeresfläche. Nach vielen Windungen in fruchtbarer Thalebene teilt sich der Tana bei Engatana in zwei Hauptarme. Der eine, welcher den Namen Tana beibehält, wendet sich geraden

Weges dem Meere zu; der andere, welcher Pokomo heißt, nimmt eine mehr östliche Richtung. Die beiden Arme bilden die Insel oder das Deltaland Osi. Jenseits der Mündung beginnt das Gebiet des Sultans Simba von Witu, der durch den neuesten Vertrag unter den Schutz Englands gekommen ist.

„Die am Tanafluß, in den wir endlich einfuhren, angelegte Zollstation und die ganze Umgegend von Tschara (vgl. die Bilder S. 183 u. 185) stand unter Wasser. Dank einem Empfehlungsbrief wurden wir gut aufgenommen, hörten aber immer das alte Lied, von einer Tanafahrt sei abzuraten, mit den Schwarzen sei gegenwärtig nichts anzufangen, nicht ein einziger werde sich zum Ruderer hergeben. Trotz allem warteten wir ruhig ab — einen Tag, einen zweiten, einen dritten. An diesem dritten Tag kamen einige Pirogen, mit Wapokomo bemannt und mit Brennholz befrachtet. Wir nahmen sogleich zwei der Gelandeten beiseite und verhandelten mit ihnen; freilich verrieten die Angeredeten große Furcht und versicherten, um keinen Preis uns weiter geleiten zu wollen als zwei Tagereisen. Geben wir uns vorläufig mit diesem Erfolg zufrieden, der immerhin schon die Voraussage unserer Begleiter zu Schanden macht.

„In trauter Abendstunde sitzen wir am Gestade des Tana. Eben verliert sich die große Sonnenscheibe am Horizonte hinter den Wäldern. Ringsherum Totenstille, kein Geräusch, kein Laut. Und vor unserm Auge zieht, ebenfalls lautlos, der breite Strom vorüber und wälzt seine gelben Fluten dahin, die uns anmuten wie eine Einladung an uns, zu seinem noch unerforschten Quellgebiet vorzudringen. Ein schwimmendes Inselchen nach dem andern treibt vorbei. Es ist eine Masse Grün, die weiß Gott woher kommt; zuweilen sitzt ein Vogel darauf; die Strömung treibt damit ihr willkürliches Spiel und trägt sie dem Weltmeere zu, dem der Strom selber zueilt. So fließt der Tana schon seit vielen Jahrhunderten hin und befruchtet das Stromland. Und wir sind die ersten Glaubensboten für die Völker, die er ernährt. Gott, gieb unserm Werke dein Gedeihen!

„Es war der 4. Dezember 1889, 6 Uhr morgens; alles stand in Bereitschaft, die Weiterfahrt begann.

„Der Ausblick von der Miau (Piroge) ist stets derselbe; nur sind hier auch die letzten Kokos- und Mangobäume verschwunden, und nach beiden Seiten hin verliert sich das Auge in eine unabsehbare Ebene. Zu der Jahreszeit, in der wir stehen, arbeitet alles in den Reisfeldern. Wo wir vorüberkommen, unterbricht man die Arbeit und begafft uns, die Hacke in der Hand. Welchen Eindruck wir drei Blaßgesichter auf sie machen, weiß ich nicht. Sie erinnern mich unwillkürlich an jenen Tag, da Adam und Eva zum erstenmal, mit Baumblättern bekleidet, im Schweiße des Angesichtes den Boden bebauten; denn trockene Bananenblätter sind das Arbeitskostüm auch am Tana. Aufs freundlichste grüßen wir alle in der Landessprache, um wo möglich die von manchen Reisenden in schlechten Ruf gebrachte Ehre der Europäer wiederherzustellen.

„Das erste eigentliche Wapokomodorf, dem wir begegneten, war Simikaro mit etwa 40 runden, niedrigen, nahe zusammengerückten Hütten, über die das Banner des Sultans von Witu weht. Dann folgte Tschasoro, bedeutender, aber im selben Stil gehalten. Weiterhin liegt eine ausgedehnte, unangebaute, gegenwärtig überschwemmte Grassteppe, in deren Einförmigkeit nur einige Gesträuche Wechsel bringen.

„Oberhalb Ngao herrscht die nämliche Vegetation, die wir von Golbanti an beobachten: Maulbeerbäume und Akazien, wo die Natur selber schafft, Zuckerrohr und Bananen, wo die Menschenhand im Spiel war. Einen prächtigen Anblick bot der Einfluß des Tana in den Schaka-Babu-See. Weiterhin folgte eine Reihe von echt afrikanischen Landschaftsbildern, die man allenfalls im Vorbeifahren zu skizzieren versucht, deren wilde Größe sich aber doch nicht wiedergeben läßt: es war keine Spur von Einwohnern zu entdecken; was dem forschenden Auge begegnet, war nur überflutetes Land, Gesträuch, Palmbäume, Vögel, wilde Büffel. Aus dem grünen Gebüsch hob sich insbesondere der Borassus mit seinem weißen Blütenstand malerisch ab und rauschte geheimnisvoll, wenn der Wind in das gewaltige Blätterwerk fuhr. Hinter dem Dorf Marsano, wo wir übernachteten, dehnt sich wieder eine endlose Steppe hin, welche wilde Tiere, sowie einige Nomaden und beutegierige Somal, Gallas und Waboni durchstreifen.

„Wir kamen jetzt nach Mikoheni, dem ersten Dorfe des gut bebauten und stark bevölkerten Landstriches Engatana. Es dürfte kaum etwas so Interessantes geben als jene niedlichen Dörfer Ostafrikas, die sich im Schatten von Maulbeer- und Bananenbäumen bilden. Wie einfach, schlicht, gut, von allem entnervenden Beiwerk übertriebener Civilisation ledig erscheint hier das Leben! Hier giebt sich nie einer den Tod, niemand wird irrsinnig, keiner stirbt Hungers oder an den Folgen der Unmäßigkeit. Nur eines, freilich das Notwendigste, fehlt: die wahre Religion; im übrigen lasse man den guten Leuten ihre Lebensweise, sie sind glücklich. Was will man mehr als so freudig strahlende Gesichter, denen leicht anzusehen ist, daß sie die sociale Frage noch nicht beschäftigt? Am Tag unserer Vorbeifahrt war alles im Festschmuck, reich mit Kostbarkeiten behangen und vom Kopf bis zu den Füßen rot bemalt. Auf unsere Frage: warum? antwortete ein altes Mütterchen entzückt vor Freude: „Weil heute mein Jüngster Hochzeit hält.“ Wie in allen vier übrigen Weltteilen, ist auch in Afrika keine Heirat ohne festlichen Tanz; während die Männer hinter einem Chorführer im Kreise herumtanzen, stehen dahinter die Weiber in einem großen Haufen beisammen, erheben die Hände und klatschen zum Trommelschlag unter Absingung eines Liedes, Greise und Kinder sitzen am Boden und schauen zu.

„Wir brauchten einen ganzen Tag, um durch Engatana zu fahren. Es ist dies die letzte Landschaft, welche früher die Flagge von Sansibar, jetzt die von Witu angenommen hat. Weiter oben, d. h. von Muina an, sind die Eingebornen unabhängig und schauen geringschätzig auf die Malatini (‚Niederländer‘) herab. Hier sind die Ufer höher, aber auch kahler und weniger bewohnt. In der Hauptstadt Munjuni nahm uns der Häuptling, ein anspruchsloser Mann, den wir eben damit beschäftigt fanden, im Schatten eines Baumes einen zum Fischfang bestimmten Korb zu verfertigen, wohlwollend auf.

„Das uns schon vielgenannte und empfohlene Ndera bietet einen wohlthuenden Anblick. Es ist fruchtbarer, sorgsamer angebaut und dichter bevölkert als andere Landstriche. Die Einwohnerschaft erscheint arbeitsam, wird leicht vertraulich, hat sichtlich eine hohe Idee von sich selbst, nennt sich unabhängig und behauptet, weder Somal noch Suaheli noch Araber zu fürchten. Männer und Weiber sind ganz gut bekleidet und färben sich wenig; ihre Zieraten bekunden Geschmack, man gewahrt einen gewissen Zug von Behäbigkeit. Auf ihren Feldern ziehen sie Mais, Bohnen, Pataten, Kürbisse, auch etwas Reis; Sorgho und Maniok dagegen fast gar nicht; außerdem findet man Tabak und den Ricinusbaum, aus dem Öl gewonnen wird.

„Im Dorf Toloni (‚zu den Sträuchern') sind wir gelandet. Wir hatten uns vorgenommen, die Geduld den neugierigen Besuchen gegenüber bis aufs äußerste zu treiben, und nie war ein Vorsatz besser angebracht gewesen. Man denke sich eine ganze Prozession kleiner Kinder, von denen eines nach dem andern einen Knix vor uns macht, uns beim Bart nimmt und das wohleingelernte Sprüchlein aufsagt: ‚Mein Alter, ich sage dir dieses: ich möchte gern ein Kettchen, ein Glöcklein und einen Spiegel haben.' Frech wie Spatzen, aber viel dürftiger gekleidet, springen sie den ganzen Tag um uns, indes die Gruppe der Jünglinge, Verheirateten und alten Leute sich stets erneuert. In der sehr lichten Waldung erjagte Br. Acheul zwei Antilopen, vier Pelikane und einige Enten (vgl. das Bild S. 189), die alsbald als Geschenke ans Dorf verteilt wurden. Wie wir hörten, war der Oberhäuptling von Ndera, Nife, eben auf unbestimmte Zeit außer Landes, um Elfenbein zu holen. An seiner Statt hatten wir uns mit Balisawa-Didda zu verständigen, der sich, anspruchslos in ein schmutziges Tuch gehüllt, in unserm Zelt zur Begrüßung einstellte, eine Verhandlung aber mit den Worten abschnitt: ‚Man redet von ernsten Dingen nicht im Freien; kommt erst in die Hauptstadt Kosi, dort wollen wir uns besprechen.' Wir begeben uns dahin, teils zu Fuß, teils im Kahn.

Orekapalme. Kokos. Mangobaum.

Tschara am Tanafluß. (S. 184.)

„Am ersten Abend holte mich Unterhäuptling Balisa in seine Hütte ab, stellte mir seine Gemahlin vor, und nachdem sein Vertrauter Komoro eingetreten, hieß er mich sitzen, und die Unterhandlung begann. Deren Endergebnis faßte Balisa in die Worte zusammen: ‚Die Bewohner von Ndera würden trauern, wenn ihr uns verlassen und anderswohin fahren wolltet. Ihr werdet auch niemand bekommen, der euch weiter rudert. Bleibet hier! Grund und Boden sollt ihr erhalten, Bauholz mögt ihr im Walde fällen, Lebensmittel findet ihr auf unsern Äckern. Nur bin ich eben Balisa, und Nife ist Nife (d. i. Nife muß die endgültige Entscheidung geben). Einer von euch soll also hier bleiben, als Unterpfand, daß ihr uns nicht verlassen wollt, jemand anders fortgehen und Nife aufsuchen. Findet man ihn, gut; wo nicht, auch recht. Der Rat der Alten ist ja hier, wir können dann allein das Geschäft erledigen.'

„Der oberhalb Ndera gelegene Teil der Landschaft behält seinen dem Auge wohlthuenden Charakter bei, ist reich an Jagdwild und an Bodenerzeugnissen, weist indessen kein weiteres Dorf mehr auf (vgl. das Bild S. 187).

„Ndera, der nächste Uferstrich, zeigt sich ziemlich öde, aber doch stellenweise schön und fruchtbar. Zu beiden Seiten weiden Herden wild lebender Tiere. Unser Blick spähte den ganzen Tag nach menschlichen Spuren und begegnete doch nur niederem Gesträuch, aus dem dann und wann ein roter Flamingo aufflog, von Papyrusstauden umstandenen Sümpfen mit stark duftendem Röhricht, worin sich Büffel nach Herzenslust wälzten, ferner Maulbeerbäumen, Dumpalmen, wilden Datteln, Akazien und einer leeren Wüstenei. Erst mit dem Sinken des Tages legten wir an und schlugen inmitten von plumpen Elefantenspuren unser Zelt auf. Da wir am folgenden Morgen weiter fuhren, erschien um 10 Uhr ein Greis, der uns einlud, nahe zu kommen und einen Bananenkolben, den er eben geschnitten, anzunehmen. Es war der Häuptling, dessen Dorf das einzige ist, das im Lande noch steht. Traurig gab der Alte über die Öde der Gegend Bescheid: ‚Das war nicht immer so. Es ist das Werk der Somal, die oft plündernd, mordend, sengend und brennend bei uns Einfälle machten. Einst gab es hier zahlreiche Ortschaften. Aber nun sind von meinen Kindern die einen bei der Verteidigung umgekommen, andere in Sklaverei geraten, wieder andere nach Tschara hinabgezogen und den Muselmännern anheimgefallen, ein Teil hat sich endlich in Ndera ansässig gemacht. Ich aber, der dies Land von den Vätern ererbt hat, kann mich nicht von ihm trennen, ich halte es und will hier sterben.' Die Somal, hier Walangiri geheißen, sind thatsächlich die Geißel dieser Lande,

die sie entvölkern. Seit sie sich zum Islam bekennen, sind sie noch einmal so raubsüchtig, spitzbübisch und feige geworden, als sie es schon waren. Alljährlich überrumpeln sie das Flußgestade und entführen Weiber und Kinder, was sie ganz in der Ordnung finden: sie sind ja Moslemin, die Wapokomo Ungläubige.

„Am 23. Dezember 3 Uhr nachmittags erreichten wir Kone, den Hauptort der folgenden Tanalandschaft Subaki. Derselbe reicht bezüglich seiner Bedeutung nicht an Kiaponi und Kosi heran, ist aber trotzdem recht gut bevölkert. Etwas Neues fanden wir in Kone, nämlich eine von Mr. Smith gegründete Station der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Unter den Wangwanas, die sie bewachen, entdeckten wir zu unserer Freude einige, welche uns bei frühern Reisen schon als Träger gedient hatten. Daß genannte Gesellschaft sich gezwungen sieht, muselmännische Soldaten zu gebrauchen, ist zu bedauern, da deren Einfluß auf die Schwarzen nicht vorteilhaft wirken kann. Hier in Kone ist dies weniger der Fall, indem das Dorf sich nach der betreffenden Seite hin abgeschlossen hat und eine Verbindung mit dem Lager nur zu Kahn möglich ist. Unser Empfang war freundlich. Wir müssen den englischen Reisenden die Anerkennung aussprechen, daß ihr Benehmen ihnen die Zuneigung dieses Volkes gewonnen hat; wir gewahrten keinerlei Abneigung gegen die Europäer. Die Jagd im Walde scheint sehr ergiebig zu sein: wir sahen Leute mit 4 Ebern und einer Antilope heimkehren, deren Einzug gar kein Aufsehen erregte. Das Wild wird in Ermangelung von Feuerwaffen mittelst giftiger Pfeile erlegt."

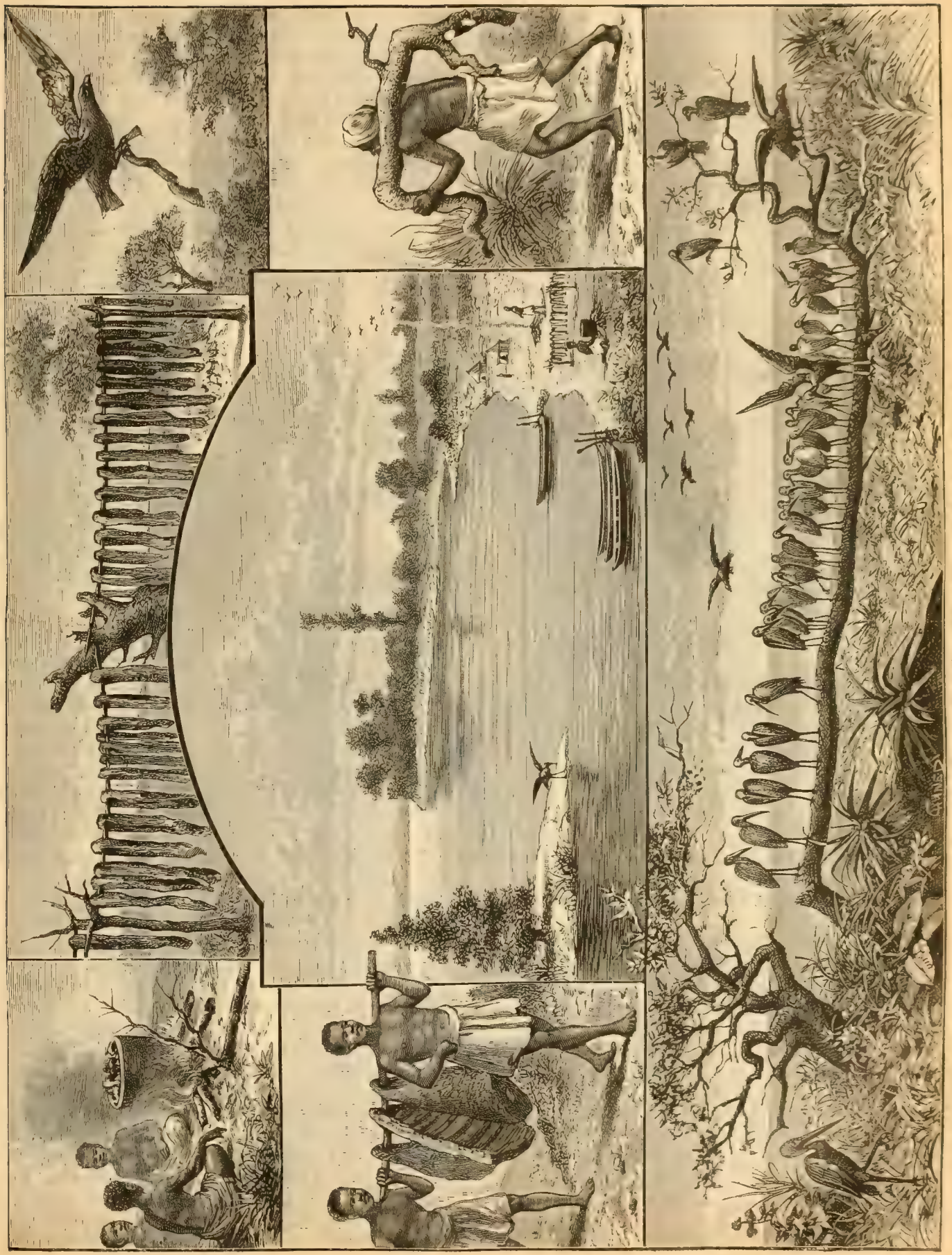
Nach den Weihnachtsfeiertagen wurde die Rückfahrt stromabwärts angetreten, und die Missionäre erreichten ohne bedeutende Zwischenfälle die Mündung des Tana und Mombasa, von wo aus wir sie auf einem Ausfluge nach dem Kilima-Ndscharo begleiten wollen. Vorher jedoch noch ein Wort über die Sitten der Wapokomo am Tana.

11. Die Wapokomo.

Die Wapokomo, die Ureinwohnerschaft im Thale des Tana, gehören zur großen Völkerfamilie der Bantu, unter welchen sie einen der reinsten und schönsten Typen darstellen. Ihre Körpergestalt ist im allgemeinen schlank, der Gliederbau knochig und stark, der Schädel wohlgeformt, die Kiefer sind wenig hervortretend, die Gliedmaßen geschmeidig, das Haar ist hart und kraus; die Hautfarbe ist ein ausgesprochenes, etwas ins Rötliche oder Gelbliche hinüberspielendes Schwarz. Die Sprache zeigt Verwandtschaft mit dem Kisuaheli, das wohl ihre Tochtermundart ist. Wie alle Bantusprachen bewegt sie sich in einer reichen und doch einfachen Formenfülle und in vollkommen festgesetzten Regeln; sie besitzt ihren Schatz an Erzählungen, Liedern und Sprichwörtern, und jedes Insekt, jede Pflanze, jede Flußkrümmung trägt ihren eigenen Namen. Neben ihrer Muttersprache verstehen die Wapokomo am untern Lauf des Stromes die Suaheli- und auch etwas die Gallasprache; in letzterer grüßen sie sich und geben dem Kind einen Gallanamen, ein Brauch, der auf die Zeit hinweist, da dieses Volk das herrschende war.

Die Wapokomo sind hauptsächlich Ackerbauern. Früh am Morgen sieht man sie, eine Feldhacke, einen Speer und ein Ruderscheit in der Hand, aus ihrer Hütte treten. Das Weib nimmt etwas Feuer in einem Gefäß mit. Den Schlaf sich aus den Äuglein reibend, trippeln die Kinder hintendrein. Die Familie besteigt den Kahn und vorwärts geht es zu den Feldern, von denen man erst nachmittags, zuweilen erst nach einigen Tagen wiederkehrt. Die Handarbeit steht bei diesem Volke in Ehren, die Familienverhältnisse sind wohlgeordnet. Selbst der Häuptling bestellt eigenhändig seinen Reisacker, und der sechsjährige Knabe übt sich bereits darin, die Hacke zu handhaben. Das Weib arbeitet so viel und noch mehr als der Mann; denn, nach Hause gekommen, beginnt dieser zu plaudern, währenddem es ihr obliegt, das Mahl herzurichten. Die nach der Feldarbeit und dem Familienleben erübrigenden Stunden füllt man aus mit Plaudern, mit gegenseitigen Besuchen, mit Fahrten stromauf und stromab, mit Fischen und Jagen, im Notfalle mit Ausfällen gegen den Erbfeind, die Somal. Mit der Erziehung der Kinder quält man sich nicht übermäßig. Das Wapokomokind kommt über seine ersten Jahre mit viel weniger Hindernissen und Unterweisung, mit viel weniger Sorgen seitens der Eltern, mit viel weniger Geschrei, weniger Erkrankungen, weniger Bekleidung hinweg als die Kinder in Europa, was seiner Gesundheit und Kraft keinerlei Abbruch thut. Es setzt diese Art der Erziehung nicht etwa eine geringere Liebe zum Kinde voraus; aber wenn sie erfahrungsgemäß ihrem Zwecke genügt, denken sie, was soll man dann mehr thun? Die Vielehe ist nicht gerade unbekannt, aber soweit das Volk nicht mit Suahel zusammenlebt, ungebräuchlich; daher uns denn durchweg eine zahlreiche, schön gewachsene Jugend begegnete. Sonst fiel uns die geringe Bevölkerungszahl der Dörfer auf. Das Volk wurde eben noch vor wenigen Jahren durch die von den Suahel und Arabern angezettelten Sklavenjagden der Gallas und Somal bedeutend decimirt, wird jedoch fortan zweifelsohne wieder zunehmen.

Folgen wir jetzt dem Pokomo in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens. Ist der kleine Weltbürger geboren, zum ersten und letztenmal in seinem Leben weiß von Farbe, so wird er bis zum 40. Tage vor den Blicken des Vaters und der Verwandten und Nachbarn verborgen gehalten. An diesem Freudentag erhält er einen Namen, gewöhnlich den eines Gallakriegers, der sich vom Vater diese Gunst erbeten, ‚damit er so wenigstens in seinem Namen noch fortlebe'. Kindermord ist selten, kommt aber vor. So müßte z. B. ein Kind, das mit Zähnen zur Welt käme, oder bei dem die Oberzähne zuerst hervorbrächen, geopfert werden — eine merkwürdigerweise in Afrika weitverbreitete Sitte, der wohl irgend ein gemeinsamer Wahn zu Grunde liegen muß. Die ersten Jahre verbringt das Kind großenteils auf dem Rücken seiner Mutter oder einer ältern Schwester, bis man es für stark genug findet, selbst das Gehen zu lernen. Kommt es zu den Jahren der Vernunft, so bleibt es, falls es ein Mädchen ist, bei der Mutter; ist es ein Knabe, so wohnt er mit seinen Altersgenossen während der Nacht in einem gemeinsamen Schlafraum. Ein Aufseher führt streng die Überwachung derselben; wiederholtes unartiges Benehmen eines Knaben würde dessen Ausschließung aus dieser Gesellschaft und des weitern die Verstoßung vom Vaterhaus zur Folge haben. Den Tag über hilft der Kleine den Eltern, plaudert mit seinen Gespielen, jederzeit in achtbarer Entfernung von den Erwachsenen. Zum Alter von 10—12 Jahren herangereift, werden die Knaben in einem Raum eingeschlossen und von den Alten beschnitten: eine Ceremonie, wie es scheint, hier mehr bürgerlicher als religiöser Natur. Einige Tage danach dürfen sie wieder herauskommen, um nun unter die reife Jugend zu zählen. Sauber gewaschen, am ganzen Leib gesalbt, zuweilen auch rot bemalt, mit reichem Schmuck behangen und mit den schönsten Kleidern angethan, treten sie in langer Reihe, einer hinter dem andern hervor, begeben sich auf den öffentlichen Platz, an dem die Erwachsenen sich versammelt haben, marschieren einzeln langsamen Schrittes an dem Rate der



Am Kochtopf. Fleischträger. Seenen am Tana. (Nach einer Skizze Mfgr. Le Roys. — S. 185.) Fleisch, zum Dörren aufgehängt. Strandvögel. Landschaft. Strandvögel. Raubvögel mit einem Stück Dörrfleisch. Holzträger.

Alten vorüber und grüßen ihn, worauf dieser den Gruß erwidert. Dieser Feierlichkeit folgt sofort ein allgemeiner Tanz, diesem ein Festschmaus. Am Nachmittag vervollständigt ein Auftritt in den einzelnen Hütten die herkömmlichen Förmlichkeiten. Der Neubeschnittene setzt sich am Boden nieder, gerade ihm gegenüber ein Mädchen; ein Mann steht zwischen beiden, redet zuerst mit Bezeigung großer Ehrfurcht den Knaben an, wendet sich hierauf unmittelbar an das Mädchen und überhäuft es mit allem Schimpf, den ihm seine Einbildungskraft an die Hand giebt, wohl um anzudeuten, daß jener fortan ein Mann und Herr sei, in dessen Gegenwart das Weib sich zu demütigen und zu schweigen habe. Die Verheiratung des jungen Mannes erfolgt mit 18—20 Jahren. Ob dasjenige, was bei dieser Gelegenheit der Vater der Braut erhält, als Mitgift oder als Kaufpreis oder als bloßes Geschenk anzusehen sei, ist mir nicht klar geworden. Der verheiratete Mann hat seinen Platz unter den Erwachsenen. Diese haben einen eigens für ihre Versammlungen bestimmten Platz im Dorf, aus dem die Kinder verjagt werden, und den die Alten, die ihren eigenen Senat haben, ebenfalls nie betreten. Letztern schulden alle, auch die Erwachsenen, Ehrfurcht und Gehorsam.

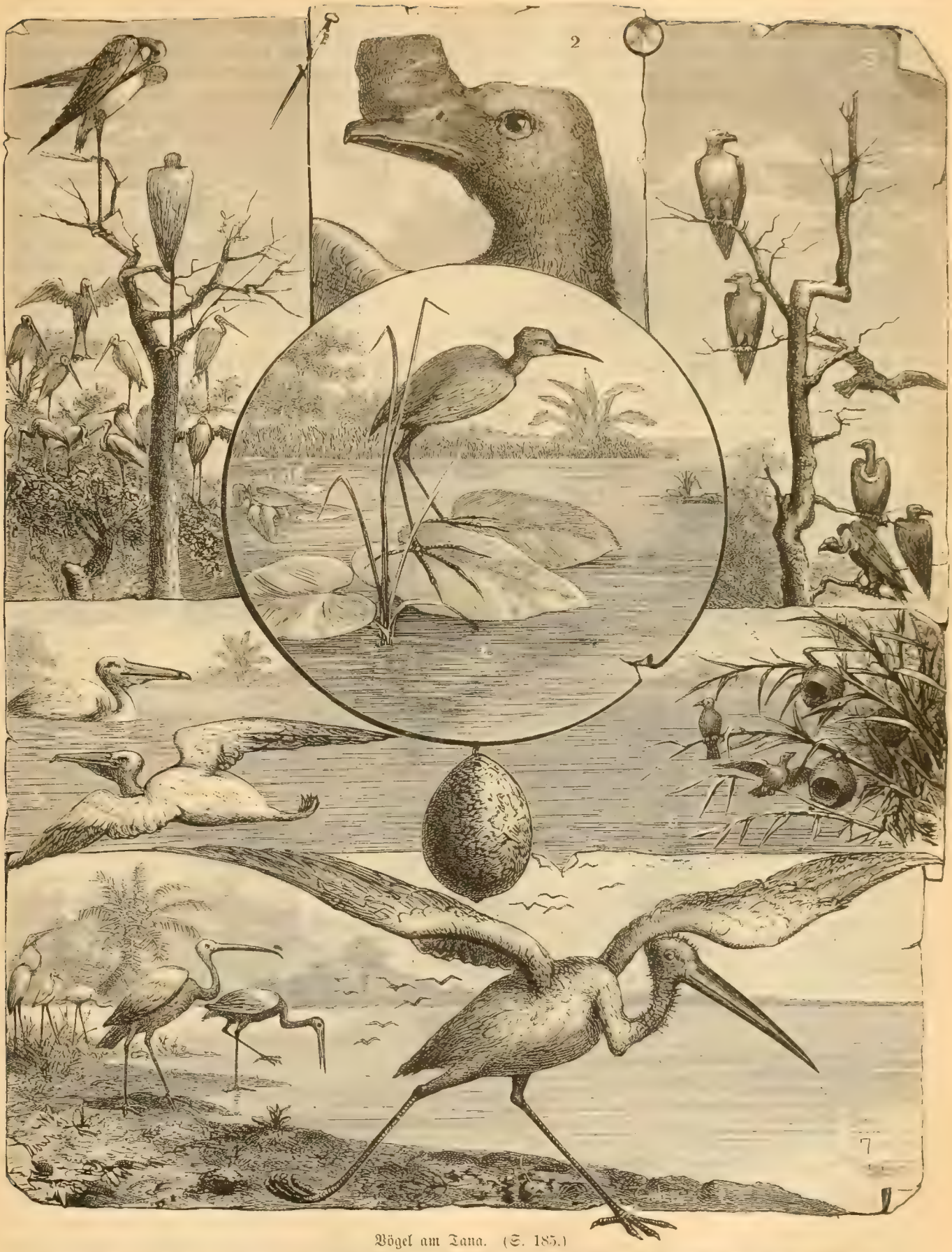
Sehr merkwürdig ist, daß die Wapokomo allenthalben eine republikanische Verfassung besitzen. Nirgends finden sich erbliche Häuptlinge, sondern in jedem Dorfe wird ein eigener von seinen Nachbarregenten vollständig unabhängiger Präsident (wie man ihn nennen könnte) gewählt. Ihm steht in den Regierungsgeschäften der Rat der Ältesten zur Seite. Zu wichtigern Entscheidungen werden noch Abgeordnete aus dem Volke (eine Art Deputirtenkammer) gewählt. Weiterhin hat man die Volksmasse, deren Stimme in den höhern Kreisen ihr Gewicht hat. Sonst trifft man keine verwickelte Staatsverwaltung, keine überflüssigen Beamten, kein Budget und kein Deficit. Nach Ablauf seiner zehnjährigen Amtszeit wählt sich der Häuptling seinen Nachfolger und tritt ab, um, wie einst Cincinnatus, zu seinem Pfluge, d. h. am Tana zu seiner Feldhacke zurückzukehren. Wird jemand also nur alt genug, so gelangt er von selber zu Amt und Würden. Die Trauer um die Verstorbenen währt einen Monat lang und endigt mit einem Totenmahl. Selbstverständlich unterliegen diese Einrichtungen da und dort einem Wechsel nach den Ortsverhältnissen.

Zur Wohnung (vgl. obenstehendes Bild) hat der Pokomo (Einzahl von Wapokomo) eine enge, runde, bienenkorbartige Hütte, welche sich von außen nicht gerade gut ausnimmt, aber im Innern reinlich gehalten und praktisch eingerichtet ist. Über einem Pfahlwerk von ungefähr 30 cm Höhe liegt ein starkes Geflecht, das als Stubenboden, als Sitzbank und Nachtlager der Familie seine Dienste thut. In einer Ecke desselben bleibt ein Loch für die Feuerstelle. Die Hütte enthält noch einen Oberraum als Vorratskammer. So einfach der Bau ist, der übrigens gegen nicht allzustarke Überschwemmungen, Nachtfrost und lästige Insekten Schutz gewährt, so genügt er vollkommen, da man sich, die Nachtzeit ausgenommen, unter freiem Himmel aufhält. Außer dem Bau dieser Hütten findet man keine andere Industrie im Volke, als daß die Frauen aus dem Flußschlamme kleine, ungefüge Gefäße zu formen und aus falschen Perlen und allerlei Flitterwerk Schmucksachen herzustellen wissen, während die Männer Strohmatten, Fruchtkörbe, Bienenkörbe, Zieraten in Kupfer und Zinn, vor allem aber mittelst einfacher kleiner Beile ihre Pirogen verfertigen. Ihre Kleidungsstücke, Hacken, Beile, Lanzen u. s. f. erhandeln sie bei den Suahel gegen Feldfrüchte, Rhinoceros- und Büffelhörner, Tierhäute und Elfenbein. Neben ihrem Halsschmuck und der bunten Bemalung halten sie viel auf eine kunstvolle Haarfrisur (vgl. das Bild S. 190), die auf offenem Felde am Manne von seiner Ehehälfte vorgenommen wird. — Ruhig und schweigsam wie der Strom, an dem sie wohnen, fließt das Leben der Wapokomo dahin. Was fehlt den guten Leutchen zur irdischen Glückseligkeit? Außer etwas Kleidung braucht ihnen Europa nicht viel zu bringen.

Hütten der Wapokomo.

Hühnerstall. Wohnung (außen und innen). Fetischhütte.

Freilich, fragen wir jetzt auch nach dem Leben der Seele, so klafft hier eine empfindliche Lücke: Gott fehlt ihnen; nicht als wäre er ihnen ganz unbekannt, aber wie anderwärts in Afrika zollt man Gott keine echte und keine ausschließliche Verehrung. Sie bringen der Gottheit einige Opfer dar, wie sie wenigstens sagen, glauben daneben an den bösen Geist, legen den Schatten der Leiber ein gewisses Dasein nach dem Tode bei und schreiben deren Einfluß unruhigen Schlaf und das Traumleben zu; aber einen klaren Begriff vom Leben nach dem Tode haben sie nicht. Sie tragen wenig Amulette, haben selten Fetischhütten, und das Geschäft der Zauberer beschränkt sich im wesentlichen auf die Kunst, mit mehr oder weniger Geschick Krankheiten zu heilen, Vergiftung zu erkennen, böses Geschick zu bannen. Der Hauptkult des Volkes hat zum Gegenstande den Ngadsi. Waren wir an einem Orte gelandet, so begrüßte man uns alsbald und bedeutete uns, wir könnten uns lagern, wo es uns beliebe, ausgenommen nach dieser oder jener Richtung hin. Während wir uns im Zelt aufhielten,



Vögel am Tana. (S. 185.)

1 Stelzenläufer. — 2 Kopf einer Wildente. — 3 Raubvögel (Adler, Geier, Weihe). — 4 Sporner mit seinem Ei (letzteres in natürl. Größe). — 5 Pelikane. — 6 Gold-Webervögel. — 7 Reiher, Ibis, Marabut.

erklangen von den uns verbotenen Orten her unerwartet Flötentöne, bald mehr bald minder harmonisch. Das war der (Geist) Ngadsi, welcher redete. Weiter stromaufwärts ersetzt ein eigentümliches, weithin vernehmbares Geräusch, das die Frauenwelt in großen Schrecken zu setzen pflegt, die Musik; dasselbe schien mir durch eigenartiges Zerspalten von Holz und Schwingen desselben in der Luft hervorgebracht zu werden. Ferner hat der Ngadsi seine ‚Bruderschaft', zu der meist Älteste, jedenfalls nur gesetzte Männer gehören. Diesen allein steht es zu, den heiligen Raum zu betreten; indes ist es ihnen aufs strengste und unter den schwersten Strafen verboten, von dem Geheimniß ihres Kultes etwas zu verraten. Sie versammeln sich zu Gelagen, zu welchen das Volk Reis, Mehl, Honig und Fleisch liefert. Fallen die Beiträge einmal spärlich aus, so heult der Ngadsi, der Zauberer weissagt furchtbare Strafgerichte, und die Gaben fließen dann reichlicher. Wer sich in den geheimnisvollen Bund aufnehmen läßt, muß einen beträchtlichen Beitrag erlegen. Also in Bezug auf die Religion weist das Leben der guten Wapokomo eine bedauerliche Lücke auf; sie auszufüllen ist die Aufgabe der Missionäre.

Haartrachten und Geräte in Wapokomo in Ostafrika. (S. 188.)

1 Frisur im Freien. 2 Haartracht der Männer. 3 Kamm aus Ebenholz. 4 Perlenschmuck. 5 Geschirr. 6 Armringe (für Männer). 7 Ohrgehänge (für Männer). 8 Sessel, Picke, Hacke, Eisenlanze.

12. Nach dem Kilima-Ndscharo.

Und nun folgen wir Msgr. Le Roy auf seinem Zuge nach dem Bergriesen Deutsch-Ostafrikas, dem Kilima-Ndscharo! Denn die Gebirgswelt des Kilima-Ndscharo und seine nächste Umgebung ist in jeder Beziehung eine der interessantesten und wohl auch der für die Zukunft hoffnungsvollsten Gegenden von Deutsch-Ostafrika.

„Am 14. Juli brachen wir auf. In einer Stunde setzten wir von der Insel Mombasa auf den Kontinent über. Der gerade Weg nach dem Kilima-Ndscharo geht über Taita; da aber derselbe in dieser Jahreszeit Mangel an Wasser hat, wählten wir den doppelt so weiten über Wanga, Sambara, Pare, den Djipe oder Dschipe-See und Toveta (vgl. die Karte S. 191). Da wird es uns weder an Wasser noch an Lebensmitteln fehlen, und wir haben überdies Gelegenheit, diese Gegenden kennen zu lernen, in denen früher oder später Missionsstationen gegründet werden sollen."

Von Wanga aus ging die Reise durch das deutsche Schutzgebiet. Am liebsten wären die Missionäre einfach den Umbafluß aufwärts gezogen. Aber die räuberischen Massai haben seine Ufer schon wenige Meilen landeinwärts zur Einöde gemacht. Man entschloß sich also für einen mehr südlichen Weg, die Berge der Landschaft Sambara entlang. Über die Dörfchen Duga und Mikunda ging es durch trockenes, wenig fruchtbares Land auf den Bwiti-Berg, den ersten Ausläufer von Usambara, zu. Die Dörfer, die auf Anhöhen liegen und von starken Holzpalissaden umgeben sind, werden von Digos bewohnt. Gewöhnlich spendet eine Sykomore oder Tamarinde Schatten; auch die Häuser haben in diesem Lande der Sonne kaum einen andern Zweck.

„Wie freut man sich," erzählt Msgr. Le Roy, „wenn man nach einem Marsche durch eine wüstenähnliche Landschaft plötzlich ein Thälchen betritt, in dem reichlich frisches Wasser sprudelt! Ein ganzer Wald von Kokosbäumen, Reisfelder, Blumen finden sich da. Wir sind am Fuße des Bwiti-Berges, dessen Gipfel die Taitas, dessen untere Hänge die Segedyus bewohnen. In einem Dorfe der letztern schlagen wir unser Lager auf. Sie sind ein aus dem Thale des Tana durch die Gallas verjagtes Völklein, das Ackerbau und etwas Handel treibt und vom Islam einige Formen angenommen hat. Sie nahmen uns übrigens freundlich auf und baten nur, wir möchten bei den deutschen Behörden zu Tanga, vor denen sie eine heilsame Furcht haben, ein gutes Wort für sie einlegen. Bwiti haben sie zu einer Art Marktplatz gemacht, wo die umwohnenden Eingebornen an gewissen Tagen sich einfinden, um ihre Erzeugnisse gegen die von der Küste kommenden Waren einzutauschen. Wir haben hier den äußersten Punkt erreicht, wo das Geld noch Wert hat. Auch die Taitas suchen in den Felsklüften des Berges, in welche sie ihre kleinen, runden Hütten wie Vogelnester einklebten, Schutz vor Kriegsgefahr.

(S. 190.)

„Über den Berg gelangten wir nach Daluni. Es war in der Sonnenhitze ein beschwerlicher Weg für unsere Träger. Als die Kräfte ermatten wollten, trafen wir ein Granitbecken, in welches krystallreines kaltes Quellwasser sprudelte, das wir nicht gegen den besten Wein vertauscht hätten. Auf der Hochebene war der Boden feucht, die Luft frisch, der Pflanzenwuchs prachtvoll. Überwuchernde Lianen haben manchen Baumriesen erstickt. Auf dieser Hochwarte, die sich wie ein Wachtturm in die Ebene vorschiebt, erblickt man im Süden und Westen die gewaltige Masse des Sambara-Gebirges. Rechts und links sind die schattigen Thäler von Bwiti und Daluni; darüber hinaus erstreckt sich nach Norden, soweit der Blick in diesem dunstfreien Lande reicht, weithin das ungeheure Dickicht der afrikanischen Savanne, ein einförmiges Grau, da und dort von roten Flecken und einigen vereinzelt aufragenden Bergzacken unterbrochen, die den Elefantenherden als Merkzeichen für ihre Züge zu dienen scheinen. Nur der Umbafluß bezeichnet seinen stillen Lauf durch eine grüne Linie; aber kein Rauch, der ein Dörfchen verriete, steigt dort auf; keine Ernte reift an seinen Ufern, und nur die Tiere der Wildnis kommen zu seinen Wassern zur Tränke.

„Das Thal von Daluni ist ein herrlicher Wald von Kokospalmen. Die Bewohner sind Digos; sie verteilen sich auf fünf oder sechs Dörfer und genießen einen schlechten, leider wohlverdienten Ruf; sie sind über die Maßen abergläubisch, ungastlich, frech und stumpfsinnig. Den Ackerbau halten sie dennoch in Ehren. Große Felder Zuckerrohr liefern ihnen Syrup und ein berauschendes Getränk. Felder, die nicht so reich bewässert sind, geben Sorgho, Mais, Maniok, Patäten und verschiedene Bohnenarten. Wenn übrigens die Ernte nicht reichlich ausfällt, so ist das keineswegs dem Mangel an Amuletten zuzuschreiben, die man überall trifft. Da steht z. B. am Fuße eines großen hohlen Baumes ein winziges Hüttchen, das für den ‚Mzimu', den umherirrenden Geist eines Altvordern, bestimmt ist. Da soll er sich ausruhen, und um ihn anzulocken, haben sie ihm einen Maiskolben und einen Trank Bier hingestellt. An Kreuzwegen findet man einen zusammengedrehten Strohwisch aufgesteckt, und darin eine Prise Korn für hungrige Geister, oder anderswo für durstige eine Schale Palmwein an einen dürren Baum aufgehängt. Ein quer über den Weg gespanntes Palmblatt soll ihnen den Durchgang verwehren, und

ähnlicher Krimskram bedroht den Dieb mit Krankheiten und Unfällen aller Art.

„Der Dalumibach, den wir überschreiten, vereinigt sich mit dem Mbambara und eilt dem Umba zu. Jetzt betreten wir die Wüste; links ragt eine Mauer von Bergen zum Himmel, rechts dehnt sich die wasserlose Ebene aus. Dürrer, sandiger und steiniger Boden, da und dort ein verkrüppelter Baum, gelbes, spärliches Gras, dann und wann ein struppiger Busch. Um Mittag trafen wir einen ausgetrockneten Bach; aber unsere Träger, die wir zu den Taitas auf den Berg geschickt, brachten nach einigen Stunden bangen Wartens Wasser und Lebensmittel im Überfluß. Ein Nachtmarsch bei Mondschein durch die schweigende Wüste wurde beschlossen. Erst um Mitternacht rastete man drei Stunden. Dann ging es wieder weiter. Die Nacht hatte kaum eine Kühlung gebracht, keinen Thau, und die Gegend wurde immer trauriger; rechts die Bergmauer, hier ohne einen Fleck Grün, links die dürre Ebene. Hin und wieder ein Grasbüschel, eine eigenartige Euphorbie oder eine Dachakazie, kein Tier, kein Vogel, kein Windhauch. Immer schrecklicher blitzt die Sonne, brennt der Boden; ermattet suchen die Träger in dem dünnen Schatten einer Akazie etwas Rast, finden aber keine Erquickung, kein Wasser. Allmählich senkt sich die Sonne, und ihre Strahlen werden barmherziger; auch der Boden wird besser, und in der Ferne zeigt sich ein grüner Streifen — Kitiwo, unser Lagerplatz.

„Bei Kitiwo ändert sich das Landschaftsbild gänzlich, da eilen Bäche von den Bergen hernieder und bringen Kühlung und Fruchtbarkeit mit sich. Aber in dem üppigen Grün an ihren Ufern haust manchmal auch das Fieber. Der Umba sammelt alle diese Wasseradern. Seine Quelle ist auf der Hochebene von Sambara im Walde von Handei; durch eine Bergschlucht rauscht er hernieder; der Ngwelo, Kiwingo und Mbaramu sind seine Hauptzuflüsse. Ihre Thäler zeigen einen herrlichen Pflanzenwuchs. Um in dem üppigen Walde Pflanzungen anzulegen, haut man das Unterholz weg, löst die Rinde rings um den Stamm der großen Bäume, läßt sie so absterben und brennt schließlich den dürren Stamm, Reisig darum anhäufend, nieder. Wir haben einen ganzen so für das Feuer zubereiteten Wald durchwandert; die Bäume standen schlank und kahl wie Masten. Die Einwohner dieser Gegend sind ein Mischvolk verschiedener Stämme. Jeder Bezirk hat seinen Häuptling, an den sich der Fremde wenden muß; die Dörfer gleichen sich; jedes ist von einer Palissade umgeben. Vor dem Eingang steht gewöhnlich ein offener Schuppen oder ein schattiger Baum, wo man sich zusammensetzt und plaudert. Eine Muschel an einer hohen Stange schützt das Thor vor feindseligen Geistern. Die Hütten sind rund. Hornvieh wird wenig gehalten, um die räuberischen Massai nicht anzulocken; die Bewohner besitzen Ziegen, Schafe, Hühner, kleine Hunde. Auch erlegen sie manchmal ein Wildschwein oder eine Antilope. Auf den Bergen von Sambara wohnt ein ganz anderer Menschenschlag, große, schlanke Leute, welche Viehzucht treiben und selten in die Ebene hinabsteigen, wo sie das Fieber fürchten.

Rast auf dem Bergsattel bei Mbaramu. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 193.)

„Beim Verlassen des Mbaramu, des letzten Zuflusses des Umba, hatten wir von einem Bergsattel aus eine herrliche Rundschau

(vgl. das Bild S. 192). Hinter uns erhebt sich ein dreifacher Halbkreis von Bergen, dann die weite graue Ebene. Nach Norden liegen die malerischen Höhen von Taita und gerade vor uns die Kette von Pare, von der uns noch eine breite Ebene trennte. Eine weiße Linie, die sich aus dem dunkeln Grün der Bergwand abhebt, wird uns als der von den Höhen niederstürzende Mkomazifluß bezeichnet, den wir vor unserer Ankunft in Gondja überschreiten müssen. Schon an den letzten Zuflüssen des Umba redete man von den gefährlichen Massaihorden, deren Gebiet wir jetzt betreten mußten. Auf einmal hieß es: ‚Da sind sie!‘ In der That sahen wir eine zahllose Kuhherde vor uns weiden, das sichere Zeichen eines nahen Massailagers. Wir sammelten unsern Zug und marschierten geschlossen voran. Aber eine andere Natur zeigt der junge Massaikrieger auf einem Raubzuge, eine andere der friedliche Massai in seinem Lager. Wir grüßten einander, und sie ließen unsere Karawane ruhig vorüberziehen. Diese berüchtigten Raubritter kamen mir so friedlich vor, daß ich nur mit meinem Stabe bewaffnet, mit einem freundlichen Lachen auf den Lippen, zu ihnen hintrat. Sofort umringten sie mich. Welch herrliche Gestalten! Gerade vor mir am Eingange der Zelte aus Kuhhäuten saßen einige in Leder gekleidete, mit Kupferzierat bedeckte alte Frauen, mit dem Zerlegen eines Hammels beschäftigt. Sie streckten mir ihre blutigen Hände entgegen, die ich mutig ergriff. Beinahe hätten sie mich zum Essen eingeladen. Auf den benachbarten Bäumen warteten ganze Familien von Geiern geduldig auf ihren Anteil.

„Eine Stunde später waren wir in Gondja, einem stark befestigten Dorfe am Fuße des Paregebirges und an der gewöhnlichen Straße von Pangani zum Kilima-Ndscharo. Der Mkomazi, dessen Wasserfall wir schon aus der Ferne gesehen hatten, trennt uns von den wenig zuverlässigen Massai; der üppige Pflanzenwuchs an seinen Ufern erinnert an den Umba. Die Wohnungen sind elend und unreinlich, einige rund, wie gewöhnlich im Innern Afrikas, andere viereckig wie an der Küste. Gondja ist auf der Straße von Pangani der äußerste Punkt, bis zu dem der Islam vordrang. Die jetzigen Bewohner der Landschaft Pare sind Ziguas und Sambarás, die alle geläufig Suaheli sprechen und einem gewissen Mwasi unterthan sind, der augenblicklich nach der Küste verreist war.

„Endlich am 9. August kam der Tag, an dem man sagte: ‚Heute werdet ihr den großen Djipe-See (auch Jipe) erblicken.‘ Wir marschirten also mit neuem Mute voran, vor uns die Ebene, rechts das Gebirge, Antilopenherden auf allen Seiten. Von einem Baume aus, den wir bestiegen, erblickten wir in der Ferne von hohem Schilf umkränzt einen riesigen Spiegel. ‚Der Djipe!‘ riefen wir und grüßten ihn mit Flintenschüssen. Doch waren wir noch immer 10 bis 12 Stunden von ihm entfernt, und zwar ein saurer Marsch war es noch! Am Rande der Wüste von Kizingo beginnt das alte Seebecken des Djipe, dessen Wasser sich, wie man deutlich sehen kann, im Laufe der Jahrhunderte gewaltig zusammengezogen haben. Er muß ehedem sehr groß gewesen sein. Auf dem frühern Seeboden erhebt sich statt des feinen Wüstengrases ein feindseliger Pflanzenwuchs, dessen Blätter schneiden und dessen Stacheln und Dornen sich in Fuß und Bein einbohren. Jede Spur eines Pfades ist verloren, und wir schreiten, so gut es gehen will, auf eine

Begegnung mit einem Löwen beim Djipe-See. (S. 194.)

Baumgruppe los; aber wenn man dem See zu nahe kommt, sinkt man durch die Pflanzendecke in Sumpflöcher. Man mußte sich zu Umwegen verstehen, und erst nach vielen Stunden erreichten wir die Baumgruppe und festern Boden. Als wir alle beisammen waren, zogen wir nach kurzer Rast unter einer glühenden Sonne voran. Sieh da! plötzlich hörten wir unter einem nahen Mimosenbusch ein dumpfes Brüllen; etwas Gelbes richtet sich auf, und vor uns stand ein prächtiger alter Löwe mit stattlicher Mähne, offenbar ärgerlich, in seiner Mittagsruhe gestört zu sein. Er machte drei oder vier langsame Schritte, wie um zum Sprunge anzusetzen, bewegt den Schweif, sieht uns mit erhobenem Kopfe an, stößt ein langgezogenes, markdurchdringendes Gebrüll aus, und wir halten es für geraten, unsere Seele Gott zu empfehlen (vgl. das Bild S. 193). ‚Geschwind mein Gewehr!‘ sage ich dem Führer. Der aber zaudert, um nicht selbst wehrlos dazustehen. ‚Achtung, er flieht!‘ rief P. Augustin. Wirklich, der König der Tiere, der sich plötzlich so vielen Menschen gegenüber sah, welche alle ruhig stehen blieben, machte kehrt. Wären es weniger gewesen, oder hätten einige die Flucht ergriffen, so hätte er wahrscheinlich uns angefallen.

„Den folgenden Tag erst fanden wir eine von Schilf und Buschwerk freie Stelle am See, die uns gestattete, den Strand zu betreten und einen Ausblick über denselben zu gewinnen. Der Djipe, oder wie die Leute von Toveta ihn nennen, der J-pe, ist ein verhältnismäßig nicht tiefer Wasserspiegel von etwa 5 km Breite und 16 km Länge von Nord nach Süd. Er liegt 730 m über dem Meer; er führt seine Gewässer durch den Ruwu, der bei Pangani mündet, dem Indischen Ocean zu. Der Ruwu sammelt alle Wasseradern auf der Südseite des Kilima-Ndscharo, und der Ausfluß des Djipe ist seine östlichste. Derselbe bildet im Nordwesten des Sees bei seinem Austritte aus ihm einen Sumpf und nötigt so die Reisenden, das Ostufer entlang zu ziehen. Das Ostufer ist eben; am Westufer erheben sich die schönen Berge von Gweno bis zu einer Höhe von 2000 m. Ihre Gipfel sind reich bewaldet, ihre Abhänge bebaut und bevölkert. Stachelige Akazien, Mimosengesträuch, Schilf und Papyrus wachsen an den Ufern des fischreichen Sees, der auch an Krokodilen und Flußpferden keinen Mangel hat. Die Vogelwelt ist durch zahlreiche Reiher, Regenvögel, Enten, Pelikane und Wildgänse vertreten, und nirgends erblickte ich so viele Perlhühner; ich sah sie in Ketten von 30—50 Stück piepend und glucksend durch das niedere Gras laufen und flattern. Abends fliegen sie auf Bäume und übernachten. Das Wasser am Ufer war überaus schmutzig. Wir mußten es erst in einem Gefäße, nachdem wir ihm eine starke Prise Alaun beigemischt hatten, sich klären lassen. Das Ufer ist nämlich der Tummelplatz und die Tränke von zahlreichen Büffel-, Giraffen-, Zebra- und Antilopenherden aller Art — also ein wahres Paradies für Jäger.

„Und wo bleibt denn der Kilima-Ndscharo? Einmal, als wir die letzten Berge von Pare verließen und die Wüste betraten, haben wir ihn gesehen. ‚Schaut!‘ rief der Führer und zeigte nach Nordwesten. Dort sahen wir über einer dunkeln Wolkenbank einen weißen Fleck wie eine leuchtende Wolke. ‚Das ist der Kilima-Ndscharo!‘ sagte der Führer, und schon war er wieder hinter dem Wolkenschleier verschwunden. Oft hatten wir seither die Blicke nach Nordwesten gewendet; allein nie mehr hatte sich uns der Berg entschleiert. Jetzt aber, als wir das Ufer des Sees betraten, riefen wir einstimmig: ‚Der Kilima-Ndscharo! Der Kilima-Ndscharo!‘ Es war ein unvergeßlicher Anblick. Auf dem blauen Hintergrunde des Himmels hob sich scharf gezeichnet die Gestalt des Wunderberges mit seinem Doppelgipfel ab. Der rechts, etwas abgerundet und blendend weiß, ist der Kibo, 6000 m hoch; der links, zackiger, schwarz und drohender, mit nur wenigen weißen Flecken, der Kima-Wenze, 5300 m hoch; aber von unserem Standpunkt aus schienen sie gleich hoch, und der sie verbindende Sattel war nicht sichtbar. Einzelheiten konnte man nicht erkennen, weder Wälder noch Thalschluchten; nur die beiden Hochgipfel und ihr Fußgestell, wie zwei Leuchter, die der Herr selbst zu seiner Ehre inmitten dieser Wüste jahrhundertelang brennen ließ. Die Massai, die ihre Herden vorübertreiben, nennen ihn ‚das Haus Gottes‘; könnten wir ihn in Wahrheit zu einem solchen machen! (Vgl. das Bild S. 195.)

„Rauchsäulen steigen von den Vorbergen auf und erheben sich lotrecht in die ruhige Abendluft. Es sind die Lagerfeuer der Eingebornen. Mehr nach links im Westen sinkt die große afrikanische Sonne wie ein rotglühender Schild, den seine Schwere niederzieht, hinter eine malerische Bergkette, ein wunderbares Farbenspiel hinzaubernd über die Höhenzüge im Westen, die Vorberge und die Gipfel des Hochgebirges, den Seespiegel, die Baumgruppen und den reinen Himmelsbogen, an dem auch nicht ein Wölklein sich zeigt, in sanften Übergängen von allen Zwischenstufen von Blau, Violett, Rot, Gold und Grün. Es war ein unvergeßliches Schauspiel, das unsere Herzen unwillkürlich zum Gebete stimmte, und wir dankten Gott, der uns so weit her berufen hat, um hier die Wunderwerke seiner Allmacht staunend zu bewundern.“

13. Am Fuße des Berges.

„In der Morgenfrühe verließen wir das Seeufer. Vor uns begrenzte eine dunkle Linie wie ein Wall den Gesichtskreis — das ist der Wald von Taveta oder Toveta, eine wunderschöne Oase am Südostfuße des Kilima-Ndscharo, von der alle Reisenden mit Begeisterung sprechen. Der Lumi, der aus den Gebirgswäldern niederrauscht, bewässert hier einen fetten Alluvialboden; überall sprudeln Quellen hervor, und man braucht nur 1 oder 2 Fuß tief zu graben, um auf Wasser zu stoßen. Daher die außerordentliche Fruchtbarkeit, daher aber auch die namentlich für Europäer gefährliche Fieberluft dieser Gegend; selbst die Bergbewohner des Kilima-Ndscharo können sich hier nicht längere Zeit aufhalten, ohne Fieber, Rheumatismus oder Dysenterie zu bekommen. Die Oase bildet ein Dreieck, mit der Spitze nach Norden, die Grundlinie, die etwa 11 km haben kann, streift den Djipe-See. 2000—3000 Seelen bevölkern sie. Der Übergang von der trostlosesten Wüste zum herrlichsten Pflanzenwuchs ist urplötzlich. Wo nämlich der Boden sich über die Bewässerungsgrenze erhebt, verwandelt die afrikanische Sonne unbarmherzig alles in vollständige Dürre.

„So betreten wir also dieses Arkadien und ziehen durch einen schattigen, geschlungenen Waldpfad voran, und erreichen bald herrliche Bananenpflanzungen, die alles mit ihrem Grün und ihrem Schatten bedecken. Der Boden ist vorzüglich angebaut; überall sind Kanäle gezogen und runde Hütten regellos in diesem künstlichen Waldlabyrinthe verteilt. Bald schallen uns unter den breitblätterigen Bananen Grüße entgegen, da man unsere weißen Gesichter, unsere europäischen Kleider erspäht. Hier ist ein ganz anderes Volk; niemand verbirgt sich vor uns; Männer, Weiber und Kinder laufen herbei, um uns zu begrüßen und uns die Hand zu reichen, und mehr als ein altes Mütterchen reißt in der Eile einen Bananenkolben ab, vorgeblich, um uns die Frucht zum Kaufe anzubieten, in Wahrheit, um unser Gesicht mit aller Muße betrachten zu können, während es uns seine

weißen Zähne und bis auf die Schultern herabhängenden Ohrlappen zur Schau trägt.

„Man zeigt uns eine Lichtung in diesem Bananenwalde und sagt: ‚Das ist der Platz, auf dem alle Europäer lagerten.‘ Große Hütten im Suahelistile sind daselbst erbaut, und unsere Träger bezogen dieselben sofort. Wir schlugen unsere Zelte auf, um dem Ungeziefer zu entgehen, von dem diese afrikanischen Herbergen zu wimmeln pflegen. Zwei Tage hielten wir uns daselbst auf, um zu rasten und Land und Leute kennen zu lernen. Von seiner Fruchtbarkeit habe ich schon gesprochen. Die Banane, die sorgfältig gepflegt wird, erreicht hier eine seltene Größe. Nicht nur die Frucht, wie anderswo, wird zu Toveta benutzt. Der junge, noch grüne Stamm wird zerschnitten und den Kühen und Ziegen als Futter vorgeworfen; die dürren Blätter dienen als Dachbedeckung; die Früchte genießt man roh, gekocht, geröstet, auf wenigstens ein Dutzend Arten zubereitet. Ich lese soeben, daß ein Amerikaner die Erfindung gemacht hat, aus Bananen Mehl zu bereiten. Das thun die Leute von Toveta schon seit Jahrhunderten! Sie pflücken die Frucht etwas vor der Reife, schneiden sie in zwei Hälften, trocknen sie und zerstoßen sie im Mörser. Auch eine Art Bier bereiten sie daraus. Neben der Banane werden aber auch noch Erbsen, Mais, Sorgho, Pataten, Ignamen, Citronen und Zuckerrohr gepflanzt. Fische fängt man mit der Reuse und mit der Angel. Auch Bienenzucht wird getrieben; eine eigene röhrenförmige Art von Bienenkörben hängen sie an Baumäste, und keiner darf heiraten, der nicht etwas Honig in die Hütte bringt. Das Vieh lassen sie nicht frei weiden wegen der Massai und noch mehr wegen der Tsetsefliege, sondern füttern es im Stalle. Die Pflanzungen können übrigens noch bedeutend erweitert werden; ringsum findet sich Urwald mit riesigen Baumstämmen und manches schattige Waldthal, in dem ein Bach über vulkanisches Gestein plätschert.

Der Djipe-See und der Kilima-Ndscharo. (S. 194.)

„Die zahlreichen Karawanen, die jetzt in Toveta verkehren, bringen für die Kleidung der Eingebornen übergenug Leinwand; aber sie verstehen so gut Felle zu bearbeiten und mit Glasperlen zu verzieren, daß sie auf Leinwandkleider keinen großen Wert legen. Ketten, Ohrgehänge und Armbänder sind stark im Gebrauch (vgl. das Bild S. 197). Die Männer, namentlich die Jünglinge, frisieren sich nach der Massaimode und tragen einen um einen Riemen gewickelten Zopf. Vielleicht hat das die Veranlassung zur Fabel von den geschwänzten Menschen im Innern Afrikas gegeben. Neuvermählte Frauen sind um und um mit Schmuck beladen: ein Schleier aus Kettchen hängt vor dem Gesicht, Kettchen vor der Brust, Kettchen um den Leib, an den Armen, an den Füßen, an den Ohren, Kupferringe um den Hals, um Armgelenke und Knöchel, dazu eine Unmasse Eisen- und Kupferdraht und Glasperlen. Weniger Umstände macht man mit den Neugeborenen. Nicht nur alle Verkrüppelten, sondern auch alle, denen zuerst die Zähne im Oberkiefer wachsen und bei deren Geburt irgend eine Unregelmäßigkeit sich ereignet, werden unbarmherzig getötet. Zwischen dem 16. und 18. Jahre wird an dem Jünglinge die Beschneidung vorgenommen; erst nachher dürfen sie heiraten. Wie bei vielen andern afrikanischen Stämmen ist auch hier diese

Ceremonie im Gebrauch. Vielweiberei gilt als erlaubt, ist aber doch wenig in Übung, da die Heirat nicht wohlfeil ist. Eine Frau kostet eine gute Anzahl Ochsen, die Zugaben an Honig, Leinwand, Glasperlen u. s. w. nicht gerechnet. Das Weib muß dem Manne gehorchen und ist überhaupt nach der Ansicht der Tovetas ein untergeordnetes Wesen. Sie haben darüber eine eigenthümliche Legende, die mir ein Mann folgendermaßen erzählte:

„‚Im Anfange wollte Gott das Herz des Mannes und der Frau prüfen. So nahm er den Mann beiseite, gab ihm ein Messer und sagte: „Höre! heute Nacht wirst du deinem Weibe, wenn es schläft, den Hals abschneiden.“ Auch das Weib nahm er beiseite und gab ihm ein Messer und sagte: „Höre! heute Nacht wirst du deinem Manne, wenn er schläft, den Hals abschneiden.“ Nun gut. Der Mann ging ganz traurig seines Weges und sagte: „Meiner Frau, meiner Schwester den Hals abschneiden! Das kann ich nicht, das thue ich nicht!“ Und er warf das Messer in den Fluß, indem er sich vornahm, zu sagen, er habe es verloren. Auch das Weib ging seines Weges, und in der Nacht ergriff es das Messer und wollte den schlafenden Mann töten, als ihm Gott erschien und sprach: „Unselige! Da du ein also böses Herz hast, wirst du dein Lebenlang kein Eisen mehr berühren. Dein Platz ist das Feld und der Herd. Du aber, o Mann, bist gut und hast daher verdient, der Herr zu sein und Waffen zu tragen.“ Und so ist es gekommen,‘ schloß mein Gewährsmann seinen Bericht, ‚daß selbst in Europa, soviel ich höre, die Weiber die Speisen kochen, die Männer aber dieselben essen.‘

„Sklaven gibt es keine zu Toveta; alle arbeiten, aber bei der großen Fruchtbarkeit nur wenig; so geht man spazieren, plaudert, trinkt und tanzt. Die Sitten sind vielfach von den Massai übernommen; so leben z. B. die unverheirateten Männer in gesonderten Lagern, doch ohne die strenge Zucht und die kriegerischen Übungen ihrer Nachbarn. Dörfer findet man keine; jeder lebt auf seinem Hofe. Toveta ist eine Republik, aber ohne Präsidenten. Der Rat der Alten und der Rat der Jungen entscheiden über Krieg und Frieden; in jenem geht es ruhig, in diesem oft stürmisch her. Die Entscheidungen sollten ‚in Eintracht‘ zwischen beiden Räten erfolgen — so lautet der Grundsatz. Da nun der Rat der Alten viel weiser ist als der der Jungen, giebt er mit Rücksicht auf diesen gewöhnlich nach.

„Unsere Reise von Mombassa nach Toveta hatte mit den Rasttagen gerade einen Monat gedauert, vom 14. Juli bis zum 14. August. Schon lange war es der Wunsch Msgr. de Courmonts gewesen, die Messe am Feste Mariä Himmelfahrt auf dem Kilima-Ndscharo oder wenigstens auf dessen Hängen zu lesen. Wir machten uns also in der Morgenfrühe nach einer recht kühlen Nacht auf den Weg, erst durch Bananenpflanzungen, dann durch den Urwald, an Bächen, Quellen und Sümpfen vorbei. Plötzlich steigt der Boden, und der Wald hört auf; die Wüste mit ihrer glühenden Sonne, mit ihrem undankbaren Boden, ihren magern Kräutern, verkrüppelten Bäumen, grauer Färbung beginnt. Rechts und links zertrümmerte, rötliche Höhenketten und einzelne Kuppen, welche an die Katastrophe erinnern, die hier stattfand, als die vulkanischen Kräfte den Kibo durch die Erdrinde emportrieben. Drei Punkte erfreuen das Auge: links der Djipe-See, gerade vor uns der Kibo und endlich gegen Mittag ein Bergbach zwischen einer Doppelreihe stattlicher Bäume. An diesem Ufer brachten wir am folgenden Morgen zur Ehre der Himmelskönigin das heilige Opfer dar. ‚Kommt, laßt uns anbeten den König der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen wurde,‘ beteten wir mit der katholischen Kirche.

„Am folgenden Tage ging es durch Tschaga oder Dschaga, wie die Gegend am südlichen Fuße des Kilima-Ndscharo heißt, nach dem Dorfe Kilema. Einer unserer Träger Namens Daringo war aus diesem Orte gebürtig und hatte mit dessen König Fumbo Hammelsprung gespielt. Unter seiner Führung stiegen wir also die sanften, fruchtbaren und schattigen Hänge des Berges hinan, die nur von Büffeln und Elefanten bewohnt scheinen. Überall treffen wir ihre Spuren.

„Plötzlich stehen wir vor dem Thore von Kilema. Es ist aus dicken, aufeinander genagelten und miteinander verbundenen Bohlen verfertigt und läßt unten ein enges, durch verschiebbare Planken verschlossenes Loch offen. Daringo feuerte vor diesem wenig einladenden Durchgange einen Flintenschuß ab und sagte der Wache, die ‚Wer da?‘ rief, der Reihe nach unsere Titel, gab auch sich selbst zu erkennen und nannte die Namen von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern, Vettern und Basen, und schimpfte den Wächter, der ihm nicht eilig genug die Planken am Thore entfernte. Dann schlüpfte er zuerst hinein, und wir folgten ihm durch das Mauseloch; aber es giebt nun einmal keinen andern Zugang; denn eine undurchdringliche Hecke und dorniges Gestrüpp versperrten sonst überall den Weg. Hinter dem Thore, das sofort wieder geschlossen wurde, öffnet sich zwischen Dornhecken ein Pfad, der zu einem schattigen Rasenplatz führt, welcher mit seinem kurzen frischen Grase, den schönen Schattenbäumen, den kleinen Wegen und Gartenhecken und den moosbewachsenen Steinen mich lebhaft an mein Heimatthal erinnerte. Nach einigen Augenblicken Rast und einer freundlichen Begrüßung seitens der zunächst wohnenden Eingebornen setzten wir unsern Marsch auf dem engen Kieswege bergan fort. Flintengeknatter, das unsere Träger erwiderten, begrüßte uns; denn die Wache hatte uns gemeldet. Dann trat uns ein junger Mann, schlank und wohl 6 Fuß hoch, inmitten einer Gruppe entgegen. ‚Das ist der König Fumbo‘, flüsterte uns Daringo ins Ohr. Der Häuptling schüttelte jedem von uns kräftig die Hand und riß uns dreimal aus besonderer Höflichkeit beinahe den Arm aus dem Gelenke; dann wies er uns einen Lagerplatz an und zog sich zurück. Daringo folgte ihm, um ihm unsere Persönlichkeiten zu empfehlen und den Zweck unserer Reise mundgerecht zu machen. Bald nachher erhielten wir eine fette Kuh als königliches Geschenk, und auch wir machten unsere Gegengabe. Jetzt umringte uns ein Schwarm von Eingebornen, die uns anstaunten, reden hörten, unsere Kleider und Gesichter betasteten und uns ganz freundlich am Barte zupften, um zu sehen, ob er auch halte. Andere boten Milch, Butter, Bananen, Pataten, Ignamen u. s. w. zum Kaufe an; überall entwickelte sich munteres Leben.

„Die Landschaft ist schön. Die Gipfel des Kibo und Kimawenzi tauchen nur selten aus den Wolken auf; aber das Auge erkennt den Urwald, der die gewaltigen Flanken des Berges gürtet, und die fernen Schluchten, aus denen dumpf tosende Wasserfälle herüberbrausen (vgl. das Bild S. 199). Ringsum Felder und prächtige Gärten, unter Bananen versteckte Hütten, weiter zurück auf den Anhöhen weidende Rinderherden, deren Brüllen herübertönt, in der Tiefe die ruhigen Wasser des Djipe und darüber hinaus die blauen Berge von Gweno; dann in der Ebene die zahlreichen Flüsse und der Wald von Kahe, wo sie sich vereinigen, und darüber hinaus, so weit das Auge reicht, die Wüste.

„Am andern Morgen hatte ich einen herrlichen Blick auf den Kibo. In wunderbarer Erhabenheit und Ruhe, von keiner Wolke verschleiert, stand er da, die Weiße seines Schneehauptes funkelte. Aber allmählich mit dem wachsenden Lichte legte sich ein milder Goldglanz darauf; das Gelb verwandelte sich in Orange, Orange in Rot mit einigen grünen und blauen Schatten. Es sind die Strahlengrüße der fernen Sonne, dem afrikanischen Eisriesen zugeworfen, der hoch über den durchglühten Wüsten in Wolken thront. Später, wenn das Tagesgestirn höher steigt, erheben sich Nebel aus dem Wäldergürtel und verhüllen, zu Wolken geballt, den strahlenden Berggipfel.

„Gegen 10 Uhr brachen wir nach Motschi auf, das westlich von Kilema liegt, wo der berühmte Mandara herrschte und Herr v. Eltz die deutsche Station leitete. Schon lange waren wir eingeladen, da ‚abzusteigen', wenn man sich des Ausdrucks bei einem Orte bedienen darf, der 1200 m hoch liegt und zu dem man folglich hinaufklettern muß. Motschi oder Modji wird durch die Landschaft Kirua, mehrere tief eingeschnittene Thäler oder Tobel mit steil abfallenden Berghängen, von Kilema getrennt. Es war ein beschwerlicher Weg für unsere Träger, der aber glücklicherweise nur 4 Stunden dauerte. Unterwegs begegneten uns von Matschama zurückkehrende Krieger Kilemas, wohl 1000 Mann in Gruppen von 10 bis 20. Das Kriegsglück scheint ihnen günstig gewesen zu sein. Sie trieben Kühe und Kälber, Weiber und Kinder vor sich her, jetzt ihre Sklaven und ihr Beuteteil.

„Endlich erreichten wir die deutsche Station: ein hübsches Bretterhaus und mehrere Lehmhütten, prächtig unter großen, schattigen Bäumen gelegen, wo sich eine weite und herrliche Aussicht öffnet. Herr v. Eltz war nicht anwesend; ein Unteroffizier, ein christlicher Sudanese, der mit einigen Soldaten die Wache hat, sagte, er sei mit einem deutschen Unteroffizier Namens Kaiser und einer Schar Soldaten und Arbeitern in der Ebene drunten zu Nieder-Aruscha, zwei Tagereisen entfernt. Ein Bote wurde geschickt, und schon am 22. August war er bei uns. Wir sind alte Bekannte. Er ist aus Polen gebürtig, hat in seiner Jugend längere Zeit in Rußland, im Ural und in Sibirien gelebt; dann kam er nach Afrika, und wir lernten sein gerades und ritterliches Wesen in Bagamoyo kennen. Er hatte wiederholt Msgr. de Courmont gebeten, auf dem Kilima-Ndscharo eine Mission zu gründen; so war er jetzt ganz glücklich, daß wir nun seinem Wunsche entsprachen.

Trachten von Toveta. (S. 195.)

Knabe. Mannerkopf. Eine Neuvermahlte. Knabe.

„Wir statteten dem Sultan Mandara unsern Besuch ab; er ist der mächtigste Sultan von Tschaga und eine afrikanische Berühmtheit, fast wie Mteja von Uganda. Man ließ uns alsbald vor. Das Haus bildet ein Viereck und ist in drei Räume eingeteilt. Mandara weilte im mittlern; mit einem langen weißen Kleide angethan und einer Zipfelmütze auf dem Kopfe saß er auf einem Bette (vgl. das Bild S. 198). Über die Beine hatte er eine weiße Wolldecke gespreitet, um den Hals eine Schnur blauer Glasperlen, am rechten Handgelenk einen Kupferring: das war der ganze Schmuck. Er ist ein großer wohlgewachsener Mann von etwa 50 Jahren mit einer leicht gebogenen Nase und auffallend regelmäßigen Zügen im bartlosen Gesichte. Alle Europäer, die ihn besuchten, sprechen ihm einstimmig einen seltenen Verstand und eine grenzenlose Schlechtigkeit zu. Wir müssen gestehen, daß

uns sein ausdrucksvolles Mienenspiel und seine freundliche und interessante Unterhaltung in Staunen setzte. Er redete uns von allen Europäern, die bis jetzt den Kilima-Ndscharo bestiegen, Rebmann ausgenommen, der vor seiner Zeit hier war, und wußte uns von allen mindestens so interessante Anekdoten zu erzählen, als sie von ihm. Ungemein eingehend beschrieb er uns die Bewohner, Sitten, religiösen Meinungen und die Regierung des Tschaga; er spricht ebenso geläufig Suaheli wie Massai. Zwei Stunden hat die Unterhaltung auch keinen Augenblick gestockt.

„Auch mit dem Kaiser von Deutschland steht Mandara in freundschaftlicher Beziehung und redet gern von diesem fernen ‚Vetter'. Vor einigen Jahren schickte er ihm einige seiner Krieger als Gesandtschaft. Wir haben sie gesehen. Den größten Eindruck scheint ihnen die große Menge Rindvieh gemacht zu haben, die sie irgendwo bei einem Viehmarkte sahen. Übrigens hat sie die Reise vielfach ernüchtert. Sie hatten bis jetzt gemeint, alle Europäer seien reich und eine Art Halbgötter. ‚Nun aber denkt euch,' sagten sie, ‚sieht man Weiße, echte Weiße, die Straßen kehren, Wasser tragen, Hunde scheren und Koth sammeln! Es giebt wohl auch solche unter ihnen, die reich sind, wie z. B. der Besitzer aller jener Kühe; aber die gehen nie aus. Sie wohnen in großen Steinhäusern in Zimmern, deren Wände wie Spiegel leuchten, und sitzen von morgens bis abends in mit Zeug ausgestopften Stühlen und haben neben sich einen kleinen Ofen, in dem Spähne brennen, und daneben einen Napf, in den sie spucken. Die sind glücklich; sie haben nichts zu thun, als die Hände in

Mandara, Sultan von Motschi und Oberhäuptling von Kilima-Ndscharo. (S. 197.)

die Taschen zu schieben. Aber die kommen nicht hierher nach Afrika, um sich abzumühen; wer hierher kommt, das müssen nur arme Teufel sein. . . .'

„Mandara lachte bei dieser Erzählung. Zum Schlusse der Audienz zeigte er uns die Geschenke des Kaisers: einen Ring, wollene und seidene Decken, zwei Küraße, Kanonen und Gewehre, Trompeten, Nähmaschinen u. s. w. Natürlich fanden wir alles herrlich.

„Der Nachmittag und Abend ist in Motschi prächtig; aber der Morgen meist kühl (unter 8° C.) und nebelig, und oft löst sich der Nebel in einen kalten Regen auf.

„Unsere Unterhaltung mit Mandara und was wir sonst in Erfahrung brachten, bestimmten uns, auch den Westen des Gebirges zu besuchen, und so brachen wir am 24. August, von Herrn v. Eltz begleitet, nach Matschama auf. Rasch waren wir ins Thal hinabgestiegen und wandten uns durch das Gebiet von Uru nach Westen. Am Flüßchen Rau schlugen wir das Lager auf. Da trafen wir auf zahlreiche Elefantenspuren. Am nächsten Tage setzten wir über die bedeutendern Flüsse Umbo und Weru-Weru und schlugen, das Gebiet von Kiboscho und Kindi zur Rechten lassend, durch einen dichten Wald, von den Leuten Mandaras geführt, den Weg nach Norden ein. Freilich verdient der Waldpfad, dem wir folgten, nicht den Namen Weg. Nicht gehen, sondern kriechen, schlüpfen, springen mußten wir. So kamen wir nach Matschama, offenbar dem größten und bedeutendsten Teil von Tschaga, der aber augenblicklich in Aufruhr und Krieg ver-

Kilima-Ndjaro. (S. 196.)

wickelt war. Der alte Sultan war gestorben; um die Nachfolge stritten sich Ngameni und Schangali, jener von Mandara, dieser von seinem Nachbarn Sina, dem Häuptling von Kiboscho, unterstützt. Herr v. Eltz wollte die politische Lage prüfen; um einem Angriffe Sinas zu entgehen, mußten wir den Umweg durch den Wald machen. Endlich öffnete sich ein Blick in eine prachtvolle Landschaft. Ngameni schickte uns eine kleine Abteilung entgegen mit der dringenden Einladung, unser Lager neben seinem Hauptquartier aufzuschlagen. ‚Denn', sagt er, ‚das Land ist in Flammen und die Gefahr groß.'

„Wir stiegen einen steilen Hang wie über eine Treppe hinab, überschritten, nicht ohne Gefahr, den Kikawu, der seine Wasser mit mächtigem Gebraus wie zwischen zwei Mauern über schwarze Lavablöcke wälzt, stiegen den jenseitigen Hang hinan und standen vor Ngameni. Der arme Bursche ist wie ein Verbannter in seinem eigenen Lande, dessen Herrschaft er als der älteste Sohn beansprucht. In Matschama giebt es, wie überhaupt in Tschaga, keine eigentlichen Dörfer; jedermann lebt auf seinem eigenen Gehöfte. Das ist gut in Friedenszeiten; aber im Kriege bietet es wenig Sicherheit. Für diesen Fall haben sie am Flußufer verschanzte Lager mit gewaltigen, wenigstens 4 m breiten, 6—8 m tiefen Gräben hergerichtet, über welche bewegliche Stege führen. In diese Lager bringen sie ihr Vieh, ihre fahrende Habe, ihre Weiber und Kinder. Das Lager Ngamenis bestand aus etwa 200 in Eile aufgeführten Hütten. Es ist ein trauriger Anblick; die Leute sind so eng zusammengepfercht, daß man sich kaum bewegen kann, darunter viele Dysenterie- und Blatternkranke und Sterbende. Wir hatten wenigstens das Glück, einige sterbende Kinder taufen und so die Erstlinge des Kilima-Ndscharo in den Himmel schicken zu können.

„Ringsum verwüstete Bananenpflanzungen; aber das Land ist herrlich. Hier sind nicht mehr, wie zu Kilema und Motschi, wild durcheinander gewürfelte steile Höhen. Von der Ebene an steigt der Berg in sanftem Hange bis zu den Alpenmatten empor, die man unterhalb des großen Hochwaldes gewahrt, aus welchem die Bäche herniederbrausen, um das weite und fruchtbare Gelände von Matschama zu befruchten. Das Ganze beherrscht der Kibo in seiner ruhigen Majestät, der hier ganz nahe scheint, während die Zacken des Kimawenzi fern am Gesichtskreis aufragen.

„Auf einem Ausfluge stießen wir plötzlich mit Kriegern Sinas zusammen. Da hing unser Leben nur an einem schwachen Faden. Mit Wutgeheul erhob einer der Burschen seine Lanze zum Stoße auf uns, die er für Zauberer hielt. Einer aber aus der Schar, der Suaheli verstand, nahm unsere Entschuldigung endlich an, und man ließ uns als Fremde, die mit ihrem Kriege nichts zu thun hatten, in Frieden ziehen.

„Da liegt vor uns auf einer etwas erhöhten Ebene Sinas Residenz, ein von 2 m tiefen Gräben umschlossenes Viereck, dessen Vorderseite 200 m mißt. Eine Holzbrücke führt in den ersten Hof. Wir erhielten die Weisung, die Brücke nicht zu überschreiten; doch der schattige Rasenplatz des Hofes winkte so einladend, daß wir uns über das Machtgebot des Sultans hinwegsetzten. Wir gingen also über die Brücke und lagerten uns im Schatten eines mächtigen Baumes neben einer Fetischhütte, in deren Mitte ein mächtiger Elefantenzahn stand. Vor uns war eine lebendige Hecke, hinter welcher noch sieben andere sich erhoben und den Einblick in die Residenz versperrten, von der wir nur eine von einer weißen Fahne überragte Dachspitze gewahrten. Man eilte nicht mit dem überaus kühlen Empfang. Endlich hatte Se. Majestät die Gnade, sich zu zeigen. Die Leibwache schritt ihm voraus, und ein Knabe trug seinen Thronsessel. Langsam kam er aus der engen Öffnung in der Hecke auf uns zugeschritten, und Herr v. Eltz ging ihm mit gleicher Würde entgegen. Er ist ein kräftiger Bergbewohner von etwa 40 Jahren. Auf dem runden Kopfe trug er als Mütze eine mit Glasperlen verzierte Ochsenblase. Der kurze Bart ist wie ein Kragen geschnitten, das Gesicht ist voll und dunkel, die Züge streng, die großen Augen mit Galle und Blut unterlaufen. Die Glieder sind gedrungen und stark, die ganze Gestalt in einen Mantel gehüllt. Man sagt, er sei früher Minister des Königs von Kiboscho gewesen und habe dann seinen Herrn plötzlich verschwinden lassen und sich auf dessen Thron gesetzt. Er beherrscht den ganzen Westen des Gebirges. Die Art und Weise wie er sich dem Sultan von Matschama gegenüber benahm, ist für die afrikanische Diplomatie bezeichnend.

„Sobald er vom Tode des dortigen Sultans Kunde hatte, verbündete er sich mit dessen zweitem Sohne, und um einen Kriegsvorwand gegen Ngameni zu finden, sandte er ihm durch verschiedene Boten die falsche Nachricht, er, Sina, sei plötzlich gestorben und das Volk wünsche, daß Ngameni einem Sohne des Sultans zur Herrschaft verhelfe, den der Verstorbene entthront habe. Ngameni brach also mit einer Schar Krieger auf; kaum hatte er aber die Grenze überschritten, so fiel er in einen Hinterhalt Sinas, und der casus belli (Vorwand zum Kriege) war da.

„Vor diesem Diplomaten also standen wir jetzt. ‚Schon länger wollte ich Sina sehen und einige Erörterungen mit ihm pflegen,' begann Herr v. Eltz. ‚Nun besuchte ich Ngameni und höre, daß Sina seine Krieger gegen ihn schickt. Was haben die Krieger von Kiboscho in Matschama zu thun?'

‚Ngameni hat mich angegriffen, ich muß mich verteidigen,' lautete die Antwort.

‚Aber jetzt ist Ngameni mein Freund,' entgegnete Herr v. Eltz.

‚Wenn Ngameni dein Freund ist,' sagte Sina, ‚so ist Schangali der meinige. Solange Mandara lebt, bekriegt er mich. Ich muß mich meiner Haut wehren.'

„In diesem Tone ging es eine Zeitlang weiter. Herr v. Eltz bewahrte sein kaltes Blut. Sina konnte seinen Zorn kaum verbergen und begleitete seine Worte mit drohenden Bewegungen seiner Streitkeule, an der ein Rhinocoroshorn angebracht war. Endlich sagte er, er wolle seine Antwort überlegen und sie uns am nächsten Morgen eröffnen. Die Leibwache blieb, auf den Boden gekauert und die Speere vor sich eingesteckt, uns gegenüber auf ihrem Platze längs der Hecke, während der Sultan sich zurückzog. Wir bedauerten nahezu, die Brücke überschritten zu haben; jetzt aber war es klüger, zu bleiben; doch stellte Herr v. Eltz während der Nacht Schildwachen vor unser Zelt.

„Am nächsten Morgen berief Sina die Wasoros (Häuptlinge) zum Rat. Sie erschienen gruppenweise im Kriegsschmucke, hohe Mützen aus Leopardenfell auf dem Kopfe; daran waren Geierfedern und Affenschwänze befestigt; um die Lenden trugen sie eine Ochsenhaut geschürzt; dazu Bein- und Armringe; am Gürtel hingen Säbel und Streitkolben; die eine Hand trug einen großen Schild, die andere die Lanze, prächtig gearbeitet, nach Massai-Art ganz aus Eisen. Viele haben Gewehre, ja sogar Schnellfeuerwaffen. Das alles zog an uns vorüber und verschwand hinter der Hecke.

„Bald traten sie wieder vor, in vier Scharen geordnet, wohl 1000 Mann. Herr v. Eltz und wir zählten nur etwa 40 Mann, und das waren nicht lauter Helden. Unser Karawanenführer z. B. meldete sich krank, als er diese Demonstrationen bemerkte. Herr v. Eltz

ließ Sina fragen, was dieses Waffenspiel bedeute. ‚O nichts!‘ lautete die Antwort, ‚meine Kinder müssen sich unterhalten.‘

„Eine nette Unterhaltung! Es war eine vollständige Truppenschau mit Manöver. Man mußte die Genauigkeit und das Ineinandergreifen der Bewegungen bewundern. Der Kriegsgesang war erschütternd. Sie sammelten sich zu Haufen, bildeten Glieder und Ketten und stellten die ganze Schlacht dar durch ihr Waffenschwingen und Singen. Zuerst entwickelt sich die Kette der Vorhut; behutsam auf dem Rasen kriechend und sich verbergend schleichen sie auf den Feind zu. Plötzlich verkündet ein Geheul den Angriff; singend und mit geschwungenem Speer stürzen sie jetzt vor. Einzelne Kämpfer springen aus den Reihen und stoßen den Feind nieder. Dann sammeln sich die Scharen; im Takte die Lanzen hebend und senkend, stimmen sie den Siegesgesang an. Ich habe noch nie ein solches Schauspiel gesehen; aber da wir nicht wußten, ob es ein bloßes Spiel sei, waren wir nicht ohne Aufregung und ließen heimlich im Zelte unsere Kisten zu einem Walle auftürmen und Schießbedarf verteilen.

Bergbach am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys.)

„Doch ging alles glücklich vorüber, und Sina entließ uns am folgenden Morgen ohne Kriegserklärung. Bis an den Umbo gab er uns Führer; von dort konnten wir Motschi in vier Stunden erreichen“.

14. Eine Besteigung des Kilima-Ndscharo.

„Die wichtigsten Bezirke des Tschaga am Fuße des Kilima-Ndscharo hatten wir nun besucht. Jetzt wollte Msgr. de Courmont auch den Berg selbst besteigen. Wir standen vor dem erhabensten Altare, den Gottes Hand auf dem Boden Afrikas erbaute: wir wollten ihn emporsteigen und auf ihm das Meßopfer für Afrikas Heil darbringen.

„Alles war zum Aufstieg bereit. Herr v. Elt wird mitgehen und die Leitung übernehmen; Mandara giebt uns zwei Führer mit, und wir wählen aus unsern Trägern die stärksten und mutigsten. Im letzten Augenblicke gesellte sich ein Engländer, Dr. Barter, mit seinem Diener und seinem Hund uns bei. Der Doktor trug auf dem Kopfe einen riesigen Hut, der als Schirm sowohl gegen Regengüsse als gegen Sonnenglut dienen sollte, in der Hand einen gewaltigen Alpenstock, an den Füßen schwere, eisenbeschlagene Schuhe, ferner einen ‚Plaid‘ gegen Kälte, einen ‚Waterproof‘ gegen die Nässe, eine dickwattierte Jacke gegen die Kälte auf der Höhe, ausgepolsterte Beinkleider, ich weiß nicht gegen was; endlich eine schwere Büchse gegen Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden und alle sonstigen Raubtiere. Der vortreffliche Doktor machte in dieser Ausrüstung keine zehn Schritte, ohne in Schweiß gebadet zu sein; aber er hat seine Grundsätze, die ihn aufrecht halten. — Bald hatten wir den Hügelkamm überstiegen, der als Weide dient, und schritten einen Bach entlang, der munter unter Farnkraut hinhüpft. Wir kommen an dem schönen Wasserfall (vgl. obenstehendes Bild) von Nanga vorüber, gehen unter Bogen herrlich blühender Clematisarten durch und erreichen endlich eine Hochebene, wo man eben daran war, das Farnkraut auszureuten und durch

Bohnen zu ersetzen. Als die Leute hörten, daß wir über den Wald hinauf wollten, blickten sie uns mitleidig nach: ‚Diese armen Europäer! Muß man denn so weit laufen, um den Tod zu suchen?‘

„Oberhalb dieser letzten Pflanzungen in einer Höhe von 1400 bis 1500 m beginnt der Wald. Der Pfad wird eng, schlüpferig, von Schlinggewächsen und von hundertjährigen Baumstämmen, die der letzte Sturm gefällt hat, versperrt. Der Wildbach, dessen Ufer wir folgen, eilt in rasender Schnelle bergab und findet doch noch Zeit, die vielen breitblätterigen Blumen zu begießen, welche ihn umkränzen (vgl. nebenstehendes Bild). Wie soll ich nun ein Bild des Waldes zeichnen? Die Sonne ist verschwunden, und grünes Zwielicht umgiebt uns in den verschiedensten Abstufungen, je nach der Art der Bäume und ihrer Entfernung. Da sieht man keine zwei Schritte weit, dort öffnen sich tiefe Hallen und Durchblicke und schwindelnde Abgründe. Hier entfalten sich die zierlichen Formen baumartiger Farnkräuter; dort ringt ein Gewirr von Lianen nach Luft und Licht. Am meisten setzen uns die riesigen Stämme der Ahnherren dieses Waldes in Staunen mit ihren knorrigen Auswüchsen, Rissen und Spalten, mit der Last von Schlingpflanzen, Orchideen, Farnen, Moosen, ja ganzer Sträucher, welche sie tragen. Manchmal stürzt krachend ein Ast unter seiner Bürde zusammen, und endlich fällt auch, morsch vor Alter, der Waldriese selbst, eine ganze Welt von Pflanzen mit sich reißend, nachdem durch 100 Jahre der Wettersturm seinen Wipfel zerzaust. Es ist still im Walde; kein Vogel singt, kein Kerbtier schwirrt; nur das ferne Rauschen eines Wasserfalles dringt an unser Ohr. Die Luft ist feucht und kühl und legt sich fast wie ein weißlicher Nebel um die Gegenstände, so daß sie etwas Verschwommenes, Unheimliches annehmen und ich mich an den Eingang von Dantes unsterblicher Dichtung erinnerte, wo er sich in seines Lebensweges Mitte in jenem schrecklichen Walde verirrt fand, ‚in dem noch niemand je am Leben blieb‘.

Im Urwald am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys.)

„Je höher wir aber steigen, desto mehr schwindet die Pracht des Pflanzenwuchses. Die großen Bäume werden seltener; andere Arten treten auf, und die Nebelschleier werden dichter. Durch einen Riß sehen wir wie durch ein Fenster unter uns die ungeheure Ebene von den Wasseradern durchfurcht. Höher! Nach kurzer Rast und wohlverdienter Stärkung beginnt eine steile Kletterpartie. Sie führte uns auf eine Art Hochfläche, wo der Boden stellenweise hoch mit Moos bewachsen ist und so das Wasser wie ein Schwamm zurückhält. An andern Stellen ist der Boden fest, blühen prächtige Schwertlilien und Ranunkeln, über denen sich graugefärbte Falter wiegen. Noch war eine Zone niedern Krüppelholzes zurückzulegen, und wir hatten den Wald hinter uns, der den Bergstock des Kilima-Ndscharo umschlingt. Wir standen auf 3000 m Höhe.

„Eine zerklüftete Halde, mit kurzem Gras bewachsen, erstreckte sich vor uns. Auch hier waren noch einige Baumgruppen; mit grauen Flechten bewachsen standen sie da, wie Greise mit langen Bärten. Hier wallte der Nebel noch weißer und dichter als im Walde — eine Landschaft wie im Totenreiche! In der Nähe fanden wir eine Quelle mit eiskaltem Wasser. Da schlugen wir unsere Zelte auf. Die Leute trugen Holz herbei, und der Koch

des Herrn v. Eltz, ein Kreole von den Seychellen, bereitete uns ein Mahl, dem wir alle Ehre anthaten.

„Die Nacht verlief ruhig. Als ich am andern Morgen vor das Zelt trat, fand ich es entsetzlich kalt, nur 3° C., da wir doch an 30° gewöhnt sind. Der dicke Nebel löste sich in einen feinen Regen auf. Obschon der Bischof sich unwohl fühlte, wollte er doch auf dieser Bergeshöhe die versprochene heilige Messe für die Wohlfahrt Afrikas lesen. Das heilige Meßopfer hat freilich an sich an jedem Orte der Welt denselben unendlichen Wert. Das schließt aber nicht aus, daß es an bestimmten Orten von dem Priester mit den Gefühlen größerer Andacht dargebracht werde und insofern Gott noch angenehmer sei. Und so hoffen wir, daß es, von einem Bischof auf dieser Bergeshöhe dargebracht, reichen Segen auf den dunkeln Erdteil herabziehen möge. Wir empfingen die heilige Kommunion.

„Nach dem Frühstück erklärte Msgr. de Courmont, daß er fieberkrank sei und daher umkehren müsse. P. Gommenginger und eine Anzahl unserer Leute begleiteten ihn auf dem nicht ungefährlichen Abstieg. Wir übrigen setzten den Weg aufwärts entschieden und ohne Zeit zu verlieren fort. Wir waren jetzt über die Einschnitte, welche sich die niederstürzenden Gewässer gegraben, hinaus und durchwanderten den Gürtel, der die westlichste Landschaft, Matschame, mit der östlichsten, Useri, verbindet. Die beiden Führer Mandaras folgen uns ergeben; schon lange hatten sie erklärt, am Ende ihrer geographischen Kenntnisse zu sein, und daß es einfach Selbstmord sei, noch einen Schritt weiter zu gehen. Außerdem begleiten uns noch zwei Soldaten des Herrn v. Eltz, zwei Diener und Dr. Baxters Hund. Der Nebel ist dicht; man kann weder rechts noch links, weder vorwärts noch rückwärts sehen. Der Magnet-

Die Spitze des Kima-Wenzi vom Bergsattel aus. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys.)

nadel folgend schreiten wir gerade nach Norden, bis wir einem langen erstarrten Lavastrom begegnen. Ihm nach denken wir den obern Krater zu erreichen, dem er ursprünglich entströmte. Der Weg war im ganzen nicht allzu beschwerlich; es ging wie eine ungeheure Treppe den Berg hinan. Um unsern Rückweg zu bezeichnen, rissen wir da und dort einen Gras- oder Moosbüschel aus und rollten Steine zur Seite.

„Herr v. Eltz, der Stärkste von uns, fühlte plötzlich ein heftiges Kopfweh, verbunden mit Herzklopfen und allgemeiner Müdigkeit; das ist die sogen. ‚Bergkrankheit‘, welche von der verdünnten Luft herrührt. Der Doktor stimmte für Umkehren, um so mehr, da er starken Durst hatte. Aber Herr v. Eltz war nicht so leicht wankelmütig. Er ging voran und fühlte das Unwohlsein bald schwinden. Auch fanden wir neben einem Felsen einen Wassertümpel, da lagerten wir und nahmen eine Erfrischung. Aber was war aus unsern Leuten geworden? Die Führer, die Diener und der Hund waren zurückgeblieben; die beiden Soldaten folgten zwar noch, aber sichtbar ohne sonderlichen Eifer. Wir hatten jetzt die Höhe von 4000 m erreicht, fast die Höhe der Jungfrau im Berner Oberland.

„Wir zogen weiter durch den Nebel, immer besorgt, den Weg zu kennzeichnen, und fast an einer Aussicht verzweifelnd. Da mit einemmal verschwindet der Nebel, und ein Bild von ungeahnter Großartigkeit entrollt sich vor unsern Blicken. Gerade vor uns steht der Kima-Wenzi (vgl. obenstehendes Bild) mit seinen verwitterten und zackigen Felsen, seinen schauerlichen Abstürzen, da und dort ein Fetzen Schnee an seinen Flanken und lange Bänder rötlicher Lava, die erstarrt von ihm niederwallen. Links erhebt

sich der leuchtende Dom des Kibo, und schon kann man die scharf abgeschnittene Eismauer erkennen, welche den Zutritt zu versperren scheint. Zwischen diesen beiden Riesen spannt sich die Hochebene, welche sie trägt, in einer Länge von 12 km. Dank der Durchsichtigkeit der Luft schien uns das alles zum Greifen nahe. Und darüber wölbte sich der azurne Himmel mit der leuchtenden Sonne, die wir schon so lange verloren hatten. Wolken, wenn es solche gab, waren tief unter uns. Aber die Hitze brennt, und wir steigen und steigen, wie bezaubert durch den Anblick des Gipfels, der so nahe scheint. Jetzt haben wir das Bergjoch erklommen; 4800 m — Montblancshöhe!

„Hier war der Boden mit unzähligen Obsidiansplittern, mit schwammartig durchlöcherter Schlacke und einem rötlichen, harten Staube bedeckt. Kurzes, dürres Gras keimt kümmerlich zwischen dem Gestein; doch fand ich in einer Ritze ein Exemplar des Riesenkreuzkrautes (senecio gigas), das Johnston erst vor vier Jahren hier entdeckte. Das Tierleben ist schwach vertreten. Ein kleiner grauer Schmetterling freute sich der Sonne; winzige Heimchen zirpten, und die Spur einer Pophu-Antilope bewies, daß manchmal die Tiere der Ebene sich bis auf diese Höhe verirren. Auch ein kleines Vögelchen piepte und flatterte von dannen.

„Von der Welt unter uns sahen wir nichts, weder den ungeheuern Wald noch die gewaltigen Vorberge oder die endlose Ebene mit ihren Flüssen. Zwischen ihr und uns wogt ein wallendes Nebelmeer, weiß, leuchtend, uferlos. Während meine Gefährten rasteten, erklomm ich einen der Lavakegel, die das Hochplateau überragen. Da war ich nun ganz allein wie in einem von Gottes Hand gebauten Tempel. Wie unermeßlich kam mir hier oben die Größe des Schöpfers vor, wie winzig der arme Mensch! Da, schien es mir, hätte ich tage- und wochenlang beten und betrachten können. Aber das Schweigen und die Einsamkeit flößte mir beinahe Furcht ein und drängte mich, zu meinen Gefährten zurückzukehren. In einer Spalte sah ich Schnee. Daneben pflanzte ich ein Kreuz aus einer Art Heidekraut zum Andenken an den ersten katholischen Priester, der diese Höhe des Kilima-Ndscharo erstiegen. — Es war 3 Uhr nachmittags. Da wir leider weder ein Zelt noch Holz oder sonstige Vorräte bei uns hatten, konnten wir nicht daran denken, die Nacht in dieser Höhe zuzubringen und am folgenden Morgen die Ersteigung des Kibo zu wagen. Wir mußten also scheiden und wieder in das Nebelmeer untertauchen. Der Reihe nach fanden wir unsere zurückgebliebenen Leute. Anfangs ging alles vortrefflich. Die Zeichen, die wir den Weg entlang angebracht hatten, ließen uns nicht abirren. Aber nach und nach wurde der Nebel so dick und das Tageslicht in der Dämmerung so schwach, daß wir die Zeichen nicht mehr gut finden konnten; auch nahm unsere Müdigkeit zu. Unsere Lage wurde beunruhigend, und um die Verwirrung noch zu steigern, zeigten sich im Nebel durch eine Art Luftspiegelung die verschwommenen Gestalten von Felsen und Hügeln, die uns ganz unbekannt erschienen. Wo waren wir denn? Auf gut Glück eilten wir so geschwind als möglich bergab. Jetzt nahm die Dunkelheit rasch zu, eine kalte Nebelnacht umfing uns. Die Müdigkeit war sehr überwältigend, Hunger und Durst quälend. Wir konnten uns deshalb den Ernst, ja die Gefahr unserer Lage nicht mehr verhehlen.

„Herr v. Eltz feuerte eine Anzahl Schüsse ab. Kaum antwortete, durch den Nebel gebrochen, das Echo der Felswände. Wir stiegen durch Nacht und Nebel weiter bergab. Nach einiger Zeit versuchten wir noch einmal, durch Schüsse die beim Lagerplatz zurückgelassenen Träger auf unsere Gefahr aufmerksam zu machen. Erfolglos wurde die letzte Patrone verschossen. Nochmals versuchten wir den Abstieg, über Steine und Stöcke stolpernd und mehr als einmal in das nasse, schlüpfrige Heidekraut hinrollend. Halt! Daringo behauptet, einen Flintenschuß gehört zu haben. Wenn es wahr wäre! Aber umsonst lauschen wir und setzen dann verzweifelnd den Weg fort. Jetzt aber! Diesmal war es keine Täuschung; wir alle hatten es gehört; man rief uns, und wir antworteten. Es waren wirklich die Soldaten des Herrn v. Eltz, die uns suchten. Bald hatten wir sie erreicht und konnten unter dem Zelte ruhen und rasten.

„Am folgenden Morgen vollendeten wir unsern Ausflug auf den Kilima-Ndscharo und trafen Msgr. de Courmont wieder recht wohl in Motschi beim Sultan Seliman.

„Der Bergstock hat einen Umfang von 270 km, das Doppelte des Ätna, dessen untere Hänge eine Bevölkerung von über 320 000 Seelen ernähren. Er ist ganz vulkanischer Natur, hat aber, einige leichte Erdstöße abgerechnet, seine Thätigkeit seit lange eingestellt. Sowohl der Kibo als der Kima-Wenzi sind erloschene Krater. Den Kibo hat bisher nur Dr. Hans Meyer mit Hilfe des österreichischen Bergführers Purtscheller bestiegen, indem sie Stufen in das Eis hieben. Sein Krater hat eine Breite von 2000, eine Tiefe von 200 m. Er ist mit ewigem Eise bedeckt. Sehr verschieden sind die Nord- und die Südseite des Berges. Nach Norden ergießt er fast kein Wasser, und so bedecken dort verhältnismäßig dürre, mit kurzem Rasen bewachsene Triften seine Vorberge, während hier eine Menge Bäche, Wasserfälle bildend und Fruchtbarkeit verbreitend, den großen Wald aufkommen lassen. Noch ist ein kleiner Alpensee, der Tschala, im Osten des Gebirges, zu erwähnen. Er ist sehr tief und füllt einen alten Nebenkrater. Auch der Kilemabach soll einem ähnlichen Sammelbecken entspringen.

„Unterwegs hatte ich bei meiner Besteigung, alle Reiche der Vegetation von der Lotusblume und Banane bis zu den letzten Blümchen an der Grenze des ewigen Schnees durchwandernd, an 500 verschiedene Pflanzenarten und viele prächtige und seltene Insekten gesammelt. Anstatt aber eine Liste derselben hier mitzuteilen, will ich lieber unsere Rückreise nach der Küste und unsern Besuch bei den Massai erzählen."

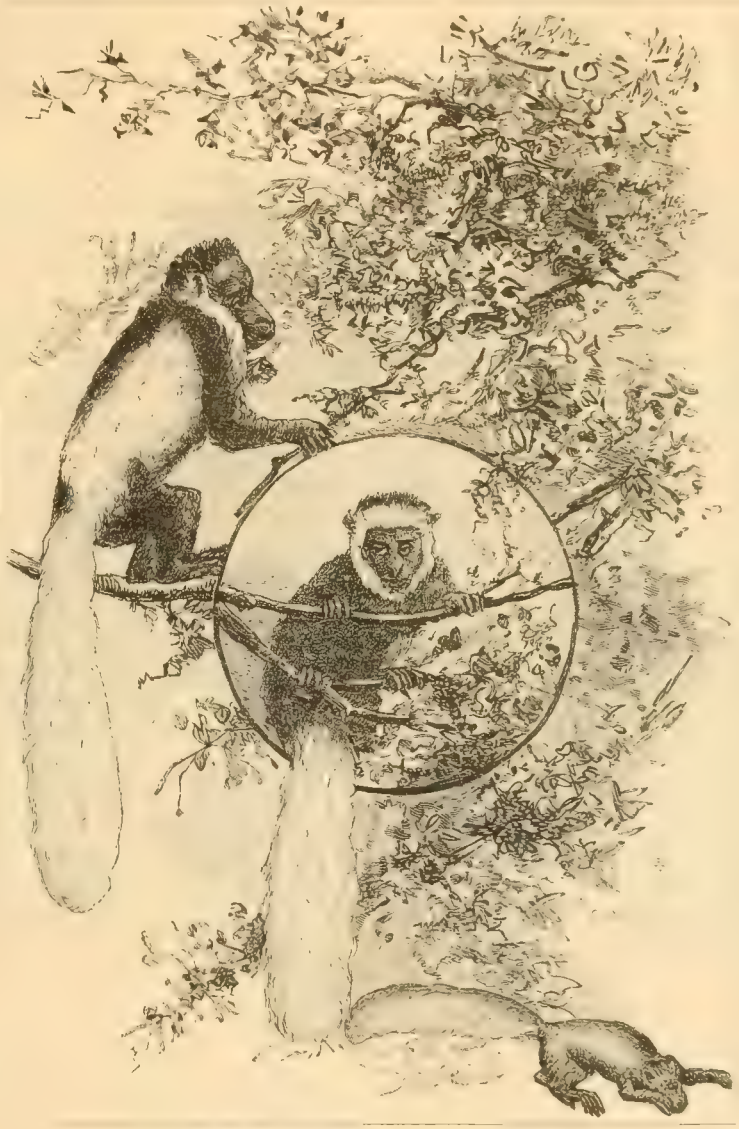
15. Auf der Rückreise.

„Am 7. September, einem Sonntag, den wir dem Gebete und der Ruhe weihten, kam die Nachricht, daß Sina auf ein neues alles mit Feuer und Schwert verheerend in Matschame eingefallen sei. Er hatte ein verschanztes Lager erobert und eine Menge Weiber und Kinder als Sklaven fortgeschleppt. Herr v. Eltz begab sich sofort zu Mandara, und der Krieg wurde beschlossen; alle verfügbaren Streitkräfte aus Tschaga, Pare und Kahe sollten zusammengezogen werden, um den schrecklichen Menschen mit einem Schlage zu vernichten.

„Was sollten wir nun thun? Nach reiflicher Überlegung beschloß Msgr. de Courmont, auf den Wunsch des Herrn v. Eltz den P. Gommenginger da zu lassen, daß er die Mission eröffne, womöglich in Matschame, sonst bei unserem Freunde Fumba in Kilema. Von Motschi selbst kann keine Rede sein. Der Bischof und ich kehren durch Kahe, das Land der Massai, das Thal des Ruvu nach Bagamoyo zurück, um ihm eine neue Karawane mit allem zur Gründung einer Missionsstation Notwendigen zu senden.

„Wir schieden also von Mandara und stiegen die Hänge des Berges hinab. Nach vierstündigem Marsche durch eine wüsten-

ähnliche Ebene erreichten wir den von Kilema herabkommenden Denfluß. Da steht ein herrlicher Wald. Riesensäulen tragen sein Laubdach, in dessen Schatten das Wasser von dem wilden Laufe bergab und den schäumenden Stürzen über Felswände rasten kann. Stellenweise herrscht die Raphiaspalme mit ihren 6—10 m langen Blättern vor. Ihre in langen Trauben niederhängenden Früchte sind das Leibgericht zahlloser frecher, neckischer Affen, während in den Moorästen Rhinocerosse, Elefanten und Büffel ein sorgloses Leben führen. Wir lagerten da. Keines Menschen Wohnung ist in der Nähe, nur die Tiere der Wildnis; um 5 Uhr morgens weckten uns die Affen mit ihrem höhnischen Geschrei von den Bäumen herab. Nach Überschreiten des Den betraten wir die Landschaft Kahe, eine Oase, ähnlich der von Toveta, ausgezeichnet durch einen fetten, fruchtbaren Anschwemmungsboden, den die Bergflüsse hier ablagerten. Die Bevölkerung beträgt kaum 2000 Seelen; sie ist in Gestalt, Sprache und Sitten mit den Leuten von Toveta verwandt. Die Männer bekleiden sich mit Leinwand, die Weiber mit gegerbten und durch Glasperlen und Muscheln verzierten Häuten. Sie treiben Landwirtschaft und sind ein verständiges, friedliches Völkchen. Überall erblickt man Bananen-, Pataten-, Ignamen-, Erbsen-, Bohnen- und Maispflanzungen. Die Bewässerung wird gut besorgt, und man sieht Beete in allen Formen wie in einem europäischen Garten. Auch Vieh halten sie, aber, wie in Toveta, in den Stallungen. Die religiösen und staatlichen Verhältnisse gleichen denen der Nachbarstämme; doch sind sie nicht so strenge Republikaner wie die Bewohner Tovetas; sie haben zwei fast gleich mächtige Häuptlinge.



Schwanzaffen im Walde von Kahe.

„Wir lagerten auf einer Lichtung im Urwalde. Bäume mit Stämmen so schlank wie die Masten eines Schiffes spreiten ihr grünes Dach über uns aus. Wir durchstreifen den tropischen Wald mit seinen Wundern; er spendet Kühlung und Schatten; aber man fühlt dennoch die Nähe der Sonne; es ist eine ganz andere Natur als die großartige, finstere, neblige des Gebirgswaldes. Nicht weit von den Wohnungen der Menschen trifft man großes Wild in Menge, namentlich Büffel. Aber es ist gefährlich, sich tiefer in den Wald vorzuwagen; denn die Jäger haben zahllose Elefantengruben angelegt. Ein Sturz in diese 2 m tiefen und 3 × 4 m ins Geviert messenden Gruben, die sorgfältig mit Laub bedeckt sind, wäre keine angenehme Überraschung. Wenn der Elefant auf seiner nächtlichen Wanderung in eine solche Grube einbricht, so muß er ruhig warten, bis der Jäger kommt und den Wehrlosen mit einem vergifteten Pfeile erlegt. Am meisten fallen aber in diesem Walde die zahlreichen Affen auf mit ihren weißen Kragen und weißen Schwänzen (vgl. untenstehendes Bild). Dr. Baxter erlegte einige davon. Aber da kam ein armer Mensch und bat mit Thränen in den Augen um Mitleid für die Affen, die niemals einem Menschen etwas zuleid gethan hätten. ‚Sie stehlen nicht,‘ sagte er, ‚und nähren sich von den Früchten ihrer Waldbäume, und wenn sie auf den Boden herabkommen, so geschieht es nur, um im Bache zu trinken. Dann kommen sie familienweise, die Mutter hinter dem Vater und die Kinder hinter der Mutter, und damit sie sich auf dem Boden nicht beschmutzen, hebt jedes den Schwanz seines Vordermannes auf. Und dann behaupten unsere Alten, die Seelen unserer Väter liebten es, in diesen Affen weiterzuleben, den Wald zu durchziehen und von den Baumen herab die Arbeiten ihrer Kinder anzusehen. Wenn ihr nun alle Affen tötet, wo sollen dann unsere Seelen hingehen?‘

„Nach etwa einer Stunde Marsch erreichten wir am andern Morgen das Ende des Waldes, der hier ebenso plötzlich in die Wüste übergeht wie in Toveta. Kurzer, magerer Rasen, da und dort Akazien, Gestrüpp, wie man es sonst nur in den Salzlagunen am Meere trifft, runde Kiesel, Kalk, salpetrige Salze in langen weißlichen Linien abgelagert — wir sind an der Statte eines frühern Binnenmeeres, dessen Spuren man noch in zwei Salzseen antrifft. Doch fehlt es der Wüste nicht ganz an landschaftlichem Reize; im Norden erhebt sich die Masse des Kilima-Ndscharo, im Osten steht die blaue Mauer von Pare, und im Westen reckt sich der gewaltige Kegel des Meru, ebenfalls ein erloschener Vulkan, dessen Haupt der Schnee manchmal deckt, in die Wolken. Welche Einsamkeit! welche Entfernungen! welch großartiger Anblick!

„Um Fleisch für unsere Mahlzeit zu bekommen, verteilten wir uns über die Ebene. Bald hörten wir die schwere Kugelbüchse des Herrn v. Eltz zweimal rasch hintereinander knallen; wir eilen

zur Stelle und finden ihn im Kampfe mit einem tötlich verwundeten Büffel; glücklicherweise gelingt es ihm, nochmals zu laden und das Tier mit der dritten Kugel zu fällen. Rasch haben unsere Träger ihre Lasten abgelegt und ihre Messer gezogen. Weiterhin trafen wir Zebras, Antilopen, Elefantenspuren, und nachdem wir auf elenden Brücken drei bedeutende Bäche überschritten, erreichten wie Nieder-Aruscha.

„Die dortige deutsche Station steht unter Leitung des Herrn v. Eltz und eines Unteroffiziers Kaiser mit etwa 20 Soldaten, Sudanesen und Suaheli. Auf der einen Seite steht für die Europäer ein geräumiges neues Haus, auf der andern sind die Hütten für die Soldaten. Eine starke, doppelte und gekreuzte Palissade aus Baumstämmen dient als Verschanzung. Die kleine Festung ist in gutem Stand und alles sehr reinlich gehalten. Ein gewaltiger Haufe verschiedener Tierschädel von Gazellen, Antilopen, Wildschweinen, Giraffen, Zebras, Flußpferden, Büffeln und Rhinocerossen giebt uns gleichzeitig einen Begriff vom Wildreichtum der benachbarten Wüste und von dem Jagdgeschick der Herren. Das Land ist niedrig und gut bewässert, wiederum eine Oase wie Kahe und Taveta, welche von drei Wasseradern des Kilima-Ndscharo befruchtet wird. Die Einwohner leben familienweise und nähren sich von Landbau und Viehzucht. Früchte und Herden giebt es im Überfluß. In der trockenen Jahreszeit ist das Leben ganz angenehm; in der Regenzeit aber verwandelt sich das Land in einen Sumpf, und die Moskitoplage ist fast unerträglich. Im Westen erheben sich die unbewohnten Berge von Litema, wo es fast niemals regnen soll. Die Bedeutung des Postens beruht darin, daß alle Karawanen durch Nieder-Aruscha kommen und sich daselbst mit Vorräten versehen, bevor sie in das Land der Massai ziehen oder nach der Küste aufbrechen. Der Wildreichtum der Umgegend ist eine große Annehmlichkeit für die Besatzung; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn ich sage, daß wir uns vier Tage daselbst aufhielten und daß während dieser Zeit zwei Jäger für 60 Mann Wildpret genug erlegten.

„Am 13. September brachen wir auf und wandten uns südöstlich, dem Ruvu zu, der hier schon fast alle Zuflüsse vom Kilima-Ndscharo vereinigt. Überall zahlreiche Antilopenherden. Am Flusse, dessen Ufer außerordentlich unfruchtbar sind, trennten wir uns von Herrn v. Eltz und seinen Leuten. Jenseits wurde der Boden hügelig und mit Büschen bewachsen. Ich schritt mit meiner Flinte den andern voraus, um für das Abendessen etwas zu erbeuten. Zebras zeigten sich und verschwanden. Da mit einemmal erhebt sich vor mir mit zornigem Brüllen ein ungeheures Nashorn (vgl. das Bild S. 207). Es wühlt den Boden auf und scheint sich auf mich stürzen zu wollen. Wer war froher als ich, da es kehrt machte? denn mit meiner Schrotladung hätte ich ihm kaum seine dicke Haut kitzeln können!

„Nachdem wir eine von Dornen und Stachelpflanzen aller Art starrende Wüste durchwandert, erreichten wir den Westabhang der Pare-Berge, deren Osthängen wir auf dem Wege nach dem Kilima-Ndscharo gefolgt waren. Große baumförmige Euphorbien wachsen auf den Vorbergen. Als wir Mabua erreichten, feuerten wir einen Schuß ab, und die Bewohner dieses Ortes stiegen vom Berge zu uns hernieder, anfangs wenige und uns mißtrauisch aus der Ferne beobachtend. Bald aber faßten sie Mut und brachten uns Mehl, Zuckerrohr, Bohnen und Mais zum Kaufe. Das Land macht einen traurigen Eindruck; aber weiter oben im Gebirge sollen schöne und fruchtbare Hochebenen, viele Herden und eine immer noch zahlreiche Bevölkerung sein, wenn sie auch durch die vielen Kriege stark gelichtet ist und ihre Wohnungen hinter Felswänden versteckt. Wir sahen etwa 20 Männer mit großen Bogen bewaffnet zur Jagd ausziehen. In der Nähe hatten sie eine Art Verhau aus Stangen und Baumästen errichtet, in dem sich da und dort Durchgänge und hinter diesen Fallgruben befanden. An bestimmten Tagen halten sie auf der Ebene ein großes Treiben. Das Wild, das sie auf diesen Verhau zujagen, will durch diese Durchgänge entkommen und stürzt in die Gruben.

„Zu Mabua trafen wir zwei Massaifrauen mit einem Knaben. Sie waren damit beschäftigt, drei oder vier Esel mit Mais zu beladen, und wir erfuhren von ihnen, daß ein starkes Massailager in der Nähe war. ‚Wir sind im Unglück,‘ sagten sie. ‚Die Krankheit hat unser Vieh so hingerafft‘ — und sie streuten eine Handvoll Sand in den Wind. In der That machte eine Viehseuche von Abessinien aus quer durch ganz Afrika bis an den Senegal einen Verheerungszug.

„Fünf und einen halben Marschtag benötigten wir, das Paregebirge südwärts zu umgehen. Nur Massai durchstreifen diese Wildnis, und sie kümmern sich nicht um Anlage von Wegen. Mit einer starken Sandale aus Ochsenleder unter dem Fuße und der großen Lanze in der Hand ziehen sie ohne Sorgen umher. Uns war es ein peinlicher Pfad; einmal waren wir so im Dorngebüsch verirrt, daß wir lange nicht wußten, wie entkommen, und wer nicht ein Stück seiner Kleidung hängen ließ, mußte wenigstens einen Fetzen seiner Haut opfern. Zur Rechten in der Ferne fließt der Ruvu; darüber hinaus erheben sich die Massaiberge, die Gruppe von Sogonoi, und weiterhin die öden Wüstenhügel von Masimani und Lassitti; links die Bergwand von Pare und vor uns unendliches Dorngestrüpp, dazwischen eine Akazie oder Leuchtereuphorbie — eine öde, aber nicht abstoßende Landschaft!

„Täglich hatten wir irgend eine interessante Begegnung. Einmal trafen wir drei junge Leute, die sich von ihrem Lager verirrt hatten; ein andermal Ziegenherden, die von kleinen Knaben gehütet wurden; dann mußten wir erst ein Rudel Wildschweine verjagen, um unser Zelt aufschlagen zu können, oder sahen uns von Antilopen umringt, während in der Ferne lange Reihen schwarzer Punkte von der Weide heimkehrende Büffel verrieten. Zu Same, einer Schlucht in der Bergkette, am Ufer eines Bächleins und im Schatten großer Akazien, befanden wir uns endlich im eigentlichen Massailande. Das Wasser zieht diese Nomadenhirten an wie die Antilopen und Zebrarudel. Auch Tauben, Wachteln, Haselhühner lieben diesen Platz, und wir verbrachten daselbst gemütliche Stunden. Schon unterwegs hatten wir die Bekanntschaft einiger alten Massai gemacht, die uns höflich zu sich einluden. Im Lager machten uns andere ihre Aufwartung und fragten über woher und wohin. Gegen Mittag kamen die Ochsen, wohl 2000, von der Weide zurück. Es war ein interessanter Anblick, wie sie sich in langen Reihen an die Tränken stellten, dann den andern Platz machten und schließlich alle sich in den Schatten der Bäume niederlegten, wo sie die heißen Stunden des Tages verbleiben, käuend, die Mücken mit dem langen Schwanz verscheuchend und philosophisch mit den großen schwarzen Augen ins Leere schauend. Die Kälber bilden eine eigene Herde und werden von Knaben gehütet; Prachtbuben sind es, hager, sehnig, flink; sie scheinen die Absichten ihrer Pfleglinge zu wittern, und kaum will eines der Kälber einen Seitensprung machen, so sauft ihm auch schon der lange Hirtenstab auf die Rippen. Auch große graue Esel haben sie; diese stehen unter der Pflege der Weiber, die sich ihrer bedienen, um Wasser und Lebensmittel in die Zelte zu bringen. —

Am andern Tage machten wir einen Abstecher in das Paregebirge. Durch eine Schlucht aufwärts erreichten wir nach anstrengendem Marsche ein bedeutendes Siguas-Dorf, dessen Häuptling Mwana-Mata uns wahrhaft königlich aufnahm; er schickte uns einen Ochsen zum Mittagsmahl, Bohnen, Citronen, Mehl u. s. w. gar nicht gerechnet. Er ist reich, aber seine Schätze bringen ihm viele Sorgen; die Massai belagern ihn förmlich und stehlen ihm, was ihnen dienen kann. Er ist daher auch entschlossen, auf die andere Seite des Berges zu ziehen, um sich einer solchen Nachbarschaft zu entledigen. In der That bedecken die Massailager ringsum alles. Überdies war es ein Markttag, und der Platz vor dem Dorfe war mit Gestalten in dem drolligsten Aufputze und mit Waren aller Art angefüllt: Pare, Siguas, Massai, Ndorobos, Greise, Krieger, Weiber, Kinder, Esel, Ochsen, Ziegen, Fleischstücke, die einen entsetzlichen Wildbretgeruch verbreiten, Körbe voll Mais, Haufen Citronen, Gemüse aller Art u. s. w.

„Während unsere Mahlzeit zubereitet wurde, besuchte ich ein nahes Ndorobo-Dorf. Es bestand aus etwa 20 elenden Strohhütten, die ohne jede Ordnung erbaut und von einem schwachen Holzzaune umschlossen waren. Die Leute gehören nicht zur Bantufamilie; sie sind schlank gewachsen, mit sehnigen Gliedern, einem länglichen Schädel; doch haben sie schwarze Hautfarbe und Kraushaar. Das Gesicht bemalen sie sich rot, reiben sich den Leib mit Fett ein und tragen Tierfelle. Sie sind mit den Massai verwandt und reden ihre Sprache. Diese gestatten ihnen aber weder den Besitz von Herden noch das Tragen einer Lanze. Mit großen Bogen und vergifteten Pfeilen pflegen sie der Jagd, und sie liefern fast alles Elfenbein aus dem Massailande. In kleinen Gruppen

Das Rhinoceros. (S. 206.)

zersprengt, findet man sie auch hier im Süden; zahlreicher sind sie im Norden am Bovingo-See und am Fuße des Kenia. Sie nahmen uns gut auf, schienen sanft, traurig und ergeben, und stellten manche Frage, die ihre äußerste Einfalt bekundete. Aber welcher Geruch! Das Fett, das sie einreiben, das Fleisch, das sie trocknen, die Knochen, die umherliegen und um die sich einige rote Hunde zanken — puh!

„Die folgenden Tage trafen wir noch verschiedene Massailager. Einer der Häuptlinge, ein hochgewachsener Greis, wurde so gut Freund mit dem Bischof, daß er ihm seinen Stab, welchen er seit vielen Jahren trug, also einen echten Hirtenstab, zum Geschenke machte. Glücklicherweise hatte Msgr. de Courmont seinen Bischofsstab nicht bei sich, so daß die Versuchung eines Tausches ausgeschlossen war. Die Nähe eines Massailagers wird von den Geiern verraten, die, träge auf den Akazien sitzend, ihren Anteil am Mahle erwarten. Im Schatten spielen einige Alte das ‚Bao'-Spiel, eine Art afrikanischen Brettspiels, mit schönen Elfenbeinkugeln. Das Lager ist kreisförmig und wird von einer Dornhecke umschlossen. Die Zelte bestehen aus Ochsenhäuten, die über gebogene Gerten gespreitet sind. Die Einrichtung ist höchst einfach: weder Fußteppich noch Toilettespiegel, ja nicht einmal ein Strohsack. Ich wurde wie ein Weltwunder angestaunt und staunte auch meinerseits über diese herrlichen, kriegerischen Gestalten, die freilich der Schrecken Afrikas, aber auch sein edelster Stamm sind. Die Worte Gregors des Großen fielen mir ein: ‚Schade, daß diese Menschen keine Christen sind!' Nach und nach wurden die Leute zutraulicher, und endlich reichte mir eine Mutter ihr Kind, das sie in einem Sacke auf dem Rücken trug, mit der Bitte, ‚ihm auf den Kopf zu speien'. Es ist das, wie schon bemerkt, eine Weihehandlung, und ich vollzog sie buchstäblich, während mich der Kleine mit seinen Augen wie Karfunkelstein anschaute. Dann aber machte ich ihm

ein Kreuz auf die Stirne, und als das die andern Mütter sahen, wollten alle für ihre Kinder den gleichen Segen."

16. Im Lande der Massai.

„Doch das Volk der Massai verdient eine etwas eingehendere Beschreibung. Ihr Gebiet erstreckt sich vom 1.–5. Grad südl. Breite zwischen dem 36. und 37. Grad östl. Länge von Greenwich und mag also etwa 3000 Geviertmeilen oder nahezu 150 000 qkm betragen, etwa die Hälfte des Königreichs Italien. Ihre Raubzüge aber erstrecken sich noch viel weiter, vom Viktoria-Nyanza bis an die Flüsse der Ostküste und von Abessinien südwärts bis zum Lande Gogo. Im Süden ihres Landes sind die schönsten Berge freilich von andern Volksstämmen besetzt, so der Kilima-Ndscharo, Guru, Pare; im Norden erhebt es sich zu einer Hochebene von 1800 m Höhe mit fast europäischem Pflanzenwuchs, Heidekraut und Wacholder. Das Volk zerfällt in zwei große Familien, die eigentlichen Massai und die Kwavis. Diese sind nach einem langen Kampfe ihren ältern Brüdern unterlegen. Man findet sie auf dem Hochlande Leikipia zwischen dem Keniaberg und dem Baringo-See, in Ober-Aruscha, Toveta und Nguru; sie haben das Nomadenleben mit dem Landbau vertauscht und nehmen mit der Zeit mildere Sitten an. Die eigentlichen Massai zerfallen wiederum in verschiedene Clane, die nach ihrem Standorte genannt werden, so die des Kilima-Ndscharo u. s. w. Nebenbei bemerkt, nennen sie diesen Berg Danyo Ebor (Montblanc) oder auch Engadi Engai (Gotteshaus). Sie sind ein eigentliches Hirtenvolk und treiben weder Handel noch Gewerbe oder Landbau. Sie sind freilich ebenso gefürchtete Krieger; aber sie ziehen nicht, um Sklaven zu erobern, sondern um die Herden ihrer Nachbarn wegzutreiben, in den Krieg. Man sagte uns, alle anerkennten einen gemeinsamen Häuptling Namens Mbatian, einen hochbetagten und sehr reichen Mann, der ein gewaltiger Zauberer sei; er habe nicht nötig, seine Herden durch Hirten hüten zu lassen, es genüge, der Herde seinen Stab vorzutragen, dem das Vieh willig folge. Er bewohnt den Nordabhang des Kilima-Ndscharo. Sein Name wird hundertmal im Tage genannt; beim Kriegsgesang lautet die Kehrstrophe: ‚Wir bitten Gott, wir bitten Mbatian!'

Ein Massai-Ohr, zwei Massai-Damen und ein Massai-Kraal. (S. 210.)

„Jeder Clan hat sein patriarchalisches Regiment. Nicht so sehr das Erbrecht als Reichtum, Mut, Verstand, auch wohl medicinische Kenntnisse und die Kunst, das Wetter zu prophezeien, berechtigen zur Häuptlingswürde. Der Clan verteilt sich in Lager, wie Weidegründe und Wasser es für die Herden benötigen. Früher waren die einzelnen Clane in beständigen Fehden; jetzt leben sie freundschaftlich nebeneinander und besuchen sich öfter. Das Land, das sie bewohnen, eignet sich freilich auch nicht zum Anbau, und so kann man sagen, daß sie es durch ihre Herden nach Möglichkeit ausnutzen. Sie führen durchaus kein müßiges Leben; ein Massai-Hirtenbub muß sich sauer plagen. Die Weiber müssen Wasser und Vorräte oft weit herholen, die Kühe melken, kochen und beim Lagerwechsel die Häute falten und zusamt den Zeltstangen auf die Esel packen. Selbst die

Auf dem Marsch.
Ein Alter von vorne.

In der Ruhe. — Ein kleiner Schäfer.
Massai-Typen. (S. 210.)

Eine beliebte Haltung.
Ein Alter von rückwärts.

Kriegsübungen der jungen Männer sind kein Kinderspiel. Nur die Männer des gesetztern und reifern Alters sind weniger geplagt. Sie vertreiben ihre Muße durch Plaudern, Besuche und das Aufsuchen neuer Weidetriften.

„Gestalt und Sprache machen die Massai zu Stammverwandten einiger Völker am obern Nil, wie die Latuka und Bari. Aber das eigenartige Leben, das sie seit Jahrhunderten führen, hat sie auch zu einem ganz eigenen Volke gemacht. Die Kinder sind oft schmutzig, fettig und triefäugig. Ganze Schwärme von Mücken verfolgen sie. Auch die ausgedörrten Greise sind keine Gestalten, denen man ansieht, was sie waren. Aber die jungen Männer von 17—30 Jahren sind das wahre Bild eines wilden Kriegers. Sie haben meist 6 Fuß, und manche mehr; ihre Glieder sind von einem vorzüglichen Ebenmaß, ihre Muskeln von Stahl, ihre Haltung ist ebenso kühn als edel. Dazu haben sie eine prächtige fließende Sprache und ein Gebärdenspiel, um das sie mancher Redner beneiden könnte. Die Hautfarbe ist chokoladebraun, die Haare sind lang und geordnet und die Züge ganz von der Negerrasse verschieden. Der Kopf ist bald rund, bald oval; die Nase gerade und gut entwickelt, die Lippen oft schmal, das Kinn wohlgeformt; aber die Kinnbacken treten vor, und die Augen stehen etwas schief wie bei der mongolischen Rasse. Auch die tadellos weißen Zähne stehen etwas vor, was sich vielleicht durch die Gewohnheit erklärt, das nur halb geröstete Fleisch von den Knochen abzunagen.

„Die gewöhnliche Kleidung (vgl. das Bild S. 209) besteht aus sorgfältig gegerbten Ochsenhäuten, die eine gelbliche Farbe haben und fast so biegsam sind wie grobes Tuch. Man versteht, sie ordentlich zurechtzuschneiden und mit Glasperlen zu verzieren. Kinder und junge Männer geben aber dem Schneider wenig zu verdienen; höchstens hängen sie sich einen Fetzen um die linke Schulter. Die Greise hüllen sich in einen langen, sehr würdevollen Mantel. Auch die Frauen sind immer sehr anständig bedeckt, aber an Armen und Beinen auf sonderbare Weise mit Eisenringen und Draht umschlossen. Große Metallringe umgeben wie ein Schilddach den Hals, und in die Ohren werden so schwere Gehänge gesteckt, daß man sie oft mit einem Lederriemen über den Kopf befestigen muß. Der ganze Metallschmuck kommt auf mindestens 12 kg, Perlen und Gewänder nicht gerechnet. Auch die Massaifrauen müssen also der Mode ihr Opfer bringen. Weiber, Kinder und verheiratete Männer verwenden keine Sorge auf den Haarwuchs, um so mehr die Krieger. Man sehe nur die beigegebenen Bilder. Die sorgfältig mit Fett eingeriebene und geflochtene Frisur zerfällt in vier Teile: vorn der Schopf, dann die beiden Teile über den Ohren und der Teil am Hinterkopfe, der an Lederriemen zu einem Zopf gewickelt wird. In der Massaitoilette verdienen die Ohren ein besonderes Kapitel. Schon in frühester Jugend werden die Ohrläppchen durchbohrt, und nach und nach wird die Öffnung so erweitert, daß man den Arm durchstecken kann (vgl. das Bild S. 208). Die Männer hängen Kettchen darein, die im ganzen hübsch aussehen. Jedermann trägt gut gearbeitete und mit Riemen befestigte Sandalen. Bärte sieht man keine. Der Massai rasiert sich oder rupft die Barthaare aus. Roter Ocker, eine weiße Thonerde, Butter und Fett spielen endlich auf dem Putztisch eine große Rolle. Kurz, jeder thut sein Bestes, um sich schön zu machen.

„Ihr Hausgerät besteht in verschiedenen Schalen und Näpfen, in denen sie süße und saure Milch, Butter, Fett und Fleisch aufbewahren. Sie verfertigen Säcke und Schläuche aus Häuten, Zeltdecken und für die Esel ganz hübsches, mit Schildchen verziertes Saumzeug. Im Gegensatze zu der Sitte der benachbarten Stämme tragen die Weiber die kleinen Kinder auf dem Rücken in Säcken, die mit Lederriemen über die Schultern gehängt sind wie die Tornister unserer Soldaten. Ein Mann trägt nie etwas, er schleift es höchstens über den Boden hinter sich, wie z. B. die Haut eines Ochsen, den er geschlachtet. Eine Last auf seinem Rücken, meinen sie, sei wohl eines Esels, aber nicht eines Mannes würdig, und so beehren sie denn auch unsere Träger mit diesem Namen. Die Greise tragen an einer Schnur um den Hals oft ganz merkwürdig geformte Tabaksdosen. Die Krieger führen Keulen, lange Messer und die prächtige, massiv aus Eisen geschmiedete Lanze, welche wie Silber blinkt, und welche sie vorzüglich zu handhaben wissen. Die Schilde sind aus Leder und groß; sie tragen in roter, schwarzer und weißer Farbe die Abzeichen ihres Clans. Aber diese Waffen sind nicht das Werk der Massai; sie werden in Tschaga, El-Konono oder von den Ndorobos angefertigt.

„Noch ein Wort über die Sitten, Gebräuche und Religion dieses Volkes. Die Geburt eines Kindes wird nicht festlich begangen. Ein Knabe ist erwünschter als ein Mädchen: jener raubt die Kühe, dieses kann sie nur melken. Kindesmord scheint bei ihnen nicht gebräuchlich, höchstens wenn das Kind ein Krüppel ist. Der Säugling wird sofort in den Sack gesteckt, den die Mutter auf dem Rücken trägt. Sobald er gehen oder wenigstens auf allen vieren kriechen kann, wird er sich selbst überlassen. Gewaschen oder mit andern Zärtlichkeiten behelligt wird das Kind nie. Später macht sich der Knabe Pfeil und Bogen, wird ein Hirtenbub und übt sich vor seinen Ziegen in kühnern Stellungen, den rechten Fuß am linken Knie, wie er es bei den jungen Kriegern sieht; endlich wird er Troßbube und Küchenjunge bei diesen. Um diese Zeit, da der Knabe in die Flegeljahre tritt, wird die Beschneidung vorgenommen, die keinen religiösen Charakter hat. Dann rüstet ihn der Vater mit Schild und Lanze aus, und er zieht in den Kraal der jungen Leute. Seine Einweihung und kriegerische Bildung beginnt. Alle jungen Leute leben gemeinsam und sind einer strengen Ordnung unterworfen. Nur Fleisch, Blut und Milch dürfen sie genießen, durchaus keine Pflanzenkost; sie dürfen kein berauschendes Getränk und keinen Tabak gebrauchen. Sie haben die Lagerwache und werden in den verschiedensten militärischen Bewegungen geübt, in Scheinangriffen, Stürmen auf ein Dorf, Wegnahme einer Viehherde, Kriegstänzen, Laufen, Eilmärschen u. s. w. Leider ist ihnen aber andererseits vor der Heirat große sittliche oder vielmehr unsittliche Freiheit gestattet, und das dürfte ein Haupthindernis ihrer Bekehrung werden. Sie beginnen diesen Lebensabschnitt mit einer Milchkur, indem sie, solange sie es aushalten können, nur Milch trinken. Nach einem kräftigen Reinigungsmittel gehen dann ihrer fünf oder sechs an einen einsamen Ort, schlachten einen Ochsen und zehren ihn auf. Zur Fleischnahrung ist ihnen als Getränk nur Wasser und Blut gestattet. Warmes Blut, unmittelbar aus den Adern eines Ochsen, ist ihr Lieblingstrank. Im Kraal wählen sich die ‚Morans‘ (Krieger) einen General und einen Redner. Ist ein Beutezug beschlossen, so gehen ihm Tänze, ein Festschmaus und Gebete voraus. Dann legen sie den Kriegsschmuck an, um den Kopf ein unter dem Kinn befestigtes Lederband mit großen Straußenfedern, über die Schultern einen weißen Mantel mit rotem Streifen, vorn über den Leib ein Ziegen- oder Affenfell, rechts Messer und Keule, in der einen Hand den Schild, in der andern die blitzende Lanze (vgl. das Bild S. 211). Eine tüchtige Lage Ocker und Fett vollendet den Kriegsputz. Es ist wirklich der Mühe wert, ein Bataillon dieser wilden Krieger zum Kampfe aus-

ziehen zu sehen; ein einziger von ihnen genügt oft, die feindlichen Neger in die Flucht zu treiben. Sie kämpfen schweigend, bewahren Kriegszucht und kaltes Blut, vereinen List mit Tollkühnheit und geben oft Beweise großer Tapferkeit. Glücklicherweise haben sie vor den Feuerwaffen eine heilsame Furcht, und wenn sie einmal geworfen sind, so ist es auch ein Spaß, sie laufen zu sehen. Schild und Lanze, Kopfputz und Mantel werfen sie dann von sich und behalten überhaupt nur mehr die Sandalen am Leibe. Sie sind jedoch der Meinung, beim Viehraub nur ihr gutes Recht zu üben; denn Gott habe ihren Vätern alles Rindvieh zur Hut übergeben, und weil die Herde gar zu groß gewesen, hätten sie einige Stücke den Nachbarstämmen überlassen, und so seien es nur die Nachkommen dieser geliehenen Kühe, die sie wieder an sich brächten.

„Mit dem Alter wird der Krieger auch bedachtiger. Wenn er ausgetobt hat, heiratet er, und zwar nach der Zahl seiner Kühe ein, zwei oder drei Weiber. Jetzt ist ihm auch Pflanzenkost erlaubt; er priest, er kaut Tabak, er trinkt Honigbier; er wird friedfertig, zählt zu den Ratsherren und weiß sich mit Würde und Anstand zu geben.

„Gott nennen die Massai ‚Ngai'. Man sagt, sie beten öffentlich am Thore des Kraals jeden Morgen zu ihm um Wasser, frische Weide, zahlreiche Nachkommenschaft, das Aufhören einer Seuche, Kriegsglück. Ihre Glaubenslehren sind übrigens nicht sehr ent-

Junger Massai im Kriegskostüm. (S. 210.)

wickelt. In großer Achtung stehen bei ihnen eine Art Priester, denen sie außerordentliche Kräfte zuschreiben. Auch sind sie voll abergläubischer Meinungen; die Kühe dürfen z. B. nur nachts gemolken, die Milch unter keinen Umständen gekocht werden. An ein Fortleben der Seele glauben sie; wenn jemand gestorben ist, darf man seinen Namen nie mehr aussprechen, damit nicht der Geist zurückkehre und als Gespenst umgehe. Sie haben ferner Bitt- und Sühnopfer. Will man etwas erbitten, so schlachtet man ein Schaf, wickelt einige Stücke in dessen Fell und trägt es auf einen Berggipfel oder an einen Kreuzweg. Wenn ein Rind stirbt, begräbt man es im Lager oder im Zelte selbst; beim Tode eines Erwachsenen wird mittels der Eingeweide eines Ochsen, den man zu diesem Zwecke schlachtet, eine Art Reinigung des Kraals vorgenommen. Dann tragen sie die Leiche unter einen Baum in der Umgegend, bringen dieselbe in sitzender Stellung in eine kleine Grube und decken sie mit Steinen und grünen Krautern zu. Man stellt neben den Toten eine Schale Milch und überläßt alles andere den Hyänen in der folgenden Nacht. Amulette finden sich sonst bei den Massai nicht, auch keine Gespensterfurcht oder Fetischhutten. An einen Teufel scheinen sie nicht zu glauben.

„Die jungen Leute zeigen große Ehrfurcht vor den alten. Sonst giebt es Streit und Schlagerei genug. Wenn bei einem solchen Streite ein Totschlag vorkommt, so betrachtet man das als einen Unfall und sieht durch die Finger; Meuchelmord aber wird streng

bestraft. Man findet also auch bei diesen Wilden die Kenntnis von Gut und Bös, den Glauben an einen persönlichen und für uns sorgenden Gott, den Glauben an eine Seele, an ein anderes Leben, an die Kraft des Opfers, der Sühne und des Gebetes, mit einem Worte die Grundzüge der Naturreligion. Es ist ein wahres Glück, daß dieses wilde Kriegervolk nicht den Islam angenommen hat; wenn sich dessen Fanatismus noch in seine Adern ergösse, so wären sie unbändig. So ist doch die Hoffnung nicht ganz ausgeschlossen, daß sie dereinst die besänftigende Lehre Christi aufnehmen."

17. Durch Udoë.

Glücklich kehrten die Missionäre nach Bagamoyo an die Küste zurück; die Frucht ihrer Reise war die Gründung einer Missionsstation am Kilima-Ndscharo, die sich seither recht befriedigend entwickelte. Die ältern Missionsstationen liegen alle der Küste und der ersten und Hauptstation von Bagamoyo näher. Wir wollen auch diese kennen lernen, denn sie befinden sich im eigentlichen Herzen der deutschen ostafrikanischen Kolonie, und begleiten daher P. Baur auf einem seiner apostolischen Ausflüge.

„Am 16. Januar 1882 verließ ich Bagamoyo mit P. Hacquard. Zwölf erprobte Träger, welche im Durchschnitt eine Last von 35 kg trugen, sechs unserer Christen und zwei Esel zogen mit. Der Weg führte nordwärts an den Kinganifluß (vgl. das Bild S. 213). Da bestiegen wir eine große Piroge, die uns stromabwärts bringen sollte; denn nahe an seiner Mündung, wo der Schlamm gewöhnlich nicht so tief ist, mußten wir das jenseitige Ufer gewinnen. Zwei Stunden hatten wir mit der Flut zu kämpfen, die bereits zu steigen begann; es war Mittag, als wir endlich das Gestade erreichten. Eine weite Lagune lag vor uns. Zur Zeit der Ebbe und der Dürre ist der Boden ziemlich fest, wenn auch die Flußpferde tiefe und breite Fährten hinterlassen; nach der Flut aber oder nach einem Regen ist der Marsch äußerst beschwerlich; da sinkt man bis an die Kniee in den zähen Schlamm und verwickelt sich in den Schlingwurzeln der Mangrowebäume. Am Rande dieser Sumpfebene stehen auf einer kleinen Erhöhung einige Hütten von Negern, welche Salz bereiten; von dort führt der Weg durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp, aus dem sich hin und wieder ungeheure Affenbrotbäume erheben. Der Pfad steigt langsam; nach 1½ Stunden zeigen sich Mangobäume, Kokospalmen und bald darauf eine gute Zahl in wohlgepflegten Pflanzungen zerstreute Hütten. Das ist Karpaka.

„Früher war dieses Dorf ziemlich bedeutend; da aber die Felder beständig von Antilopenherden, von Giraffen und Flußpferden verwüstet wurden und nicht einmal die Bewohner vor den wilden Tieren sicher waren, die zahlreich in dieser Gegend hausten, suchten die Leute anderswo Glück und Ruhe. Ich bin schon öfter hier durchgereist und finde die Furcht der Leute wohl begründet. Kaum ist die Sonne untergegangen, so hört man das Geheul der Hyänen, den Schrei der Leoparden, das Bellen der Schakale und von Zeit zu Zeit das dumpfe Gebrüll eines Löwen, dem allgemeine Stille folgt und das auch dem mutigsten Jäger ein eigentümliches Grauen verursacht. Nach einem Marsche unter der Sonne Afrikas möchte man sich eine wohltönendere Nachtmusik wünschen.

„Gleichwohl brachten wir die Nacht unter freiem Himmel zu. Neben der Hütte unseres Freundes, des Dorfschulzen Sungu-Sungu, streckten wir uns im Schutze eines riesigen Baumes in unsere Hängematten, welche wir an die Äste knüpften, während rund um uns her bei einem kleinen Feuer, das die Bestien verscheuchte, unsere Träger lagerten. Wir hätten ganz gut geschlafen, wären nicht Wolken von Mosquitos über uns hergefallen. Beim Hahnenschrei brachen wir auf und schieden von unsern beiden Mitbrüdern, welche nach Bagamoyo zurück mußten.

„Hinter Karpaka hat man eine unabsehbare, unbebaute und unbewohnte Ebene zu durchwandern, welche einen eintönigen Anblick gewährt, aber einen kräftigen Pflanzenwuchs trägt. Weite Prairien, wo das Gras sich über unsere Köpfe erhebt, wechseln mit Baumgruppen, Dickicht, Wäldern, welche wegen ihrer vielverschlungenen Lianen und ihres Dorngestrüpps undurchdringlich sind. Wehe dem Wanderer, den Neugierde oder Unachtsamkeit in dieselben verwickelt! Nur an drei Plätzen fanden wir in Pfützen schmutziges und salziges Wasser, Tränkestellen des zahlreichen Wildes. Öfter erblicken wir flüchtende Antilopen- und Zebraherden, und gleich hinter Karpaka sahen wir kaum 200 m vom Weg ein Rudel von etwa 40 Giraffen friedlich die Blätter einer Akazienart abweiden.

„Auf einem sanften Hange erstiegen wir eine Hügelkette, welche sich etwa 400 m über das Meer erheben mag, und trafen gegen 1 Uhr mittags in dem ersten Dorfe in Udoë, Kwa-Simba-mbili (d. h. ‚Bei den Löwen'), ein. Simba-mbili ist ein ziemlich einflußreicher Häuptling, ein hochbetagter Greis, der wohl seine 100 Jahre zählen mag; ich lernte ihn schon auf frühern Reisen kennen. Von seinen zwei Frauen hatte er 40 Kinder, die fast alle noch leben und in Udoë Häuptlinge mancher Dörfer sind. Schon seit lange haben sie selbst Kinder und Enkel. Die 30 bis 40 Hütten des Dorfes beherbergen fast lauter alte Leute, man möchte sagen, den Senat von Udoë. Der gute Altvater nahm uns freundlich in seine Hütte auf; da er aber ein schlechtes Jahr hatte, konnte er uns nur zwei Hühner und einige Maiskolben geben; dafür rieb ich seinen Rücken mit wohlduftendem Öle, um seinen Rheumatismus zu vertreiben, und schenkte ihm eine alte Unterjacke, welche ihm zu seinem Entzücken die alten Glieder wärmte.

„Udoë wird im Süden durch den Kingani von Uforamo, im Norden durch den Wamifluß von Usigova getrennt; im Osten erstreckt es sich bis an die Meeresküste und grenzt im Westen an Ukami und Ukuare. Die Wadoë (d. h. ‚Bewohner von Udoë') sind ein schöner und starker Menschenschlag, alle Bauersleute. Auf ihren Feldern, die gut besorgt sind, ziehen sie Mais im Überflusse, Sorgho, Bataten und Maniok. Fruchtbäume haben sie nicht; Bananen trifft man nur selten. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaf- und Ziegenherden. Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen; ein enger, absichtlich im Zickzack angelegter Fußsteig führt zu ihnen empor. Wenigstens von einem Walle aus Schlingpflanzen, Dornen und Gestrüpp sind sie umschlossen; manche haben aber Palissaden aus Baumstämmen. Der Eingang ist gewöhnlich von einer Fetischhütte und einem Aschenhaufen verdeckt (vgl. das Bild S. 215). Die Hütten sind alle aus Stroh in runder Form aufgeführt und regellos nebeneinander gebaut; man meint Heuschober zu sehen.

„Das Land zerfällt in vier Bezirke und wird von einem Oberhäuptling, dem ‚Mwene', regiert. Von ihm hängen andere ‚Mwenes' oder Dorfschulzen ab, die ihm einen jährlichen Tribut bezahlen; er ist Souverän. Diese Groß-Mwenes lassen ihren Bart wachsen, welcher manchmal ziemlich lang wird, ebenso ihre Nägel, welche sie wie Löwenkrallen zuschneiden und mit Kokosöl und Schaffett einreiben. Dank dieser Sorgfalt gelingt es ihnen, sich ein scheußliches Aussehen zu geben und einen ganz und gar afrikanischen Geruch um sich zu verbreiten, der wohl geeignet ist, einem Europäer

die Eingeweide umzudrehen. Vor einem Fremden verstecken sie sich, und es ist sehr schwer, eine Audienz bei einem derselben zu erhalten. Auch gegenseitig dürfen sich diese Mwenes nicht besuchen, und wenn zufällig der eine den andern erblickte, so müßte einer von ihnen, wie sie meinen, im Laufe des Jahres sterben. Wenn sie etwas miteinander zu beraten haben, so bezeichnen sie ein Dorf für die Zusammenkunft, treten in eine Hütte, welche vier getrennte Räume hat, und unterreden sich durch die Wände. Wenn einer von ihnen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn im andern Leben bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Schädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. Ähnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwene. Da sie sich aber nicht gegenseitig aufzehren und doch bei gewissen Feierlichkeiten Menschenopfer nötig haben, machen sie regelrechte Jagd auf ihre Nachbarn. Das Fleisch der Wakami scheint ihnen das beste; mehreremal im Jahre ziehen sie auf Befehl des Häuptlings zu Hunderten an die Grenzen von Ukami, lauern im Buschwerk verborgen und fallen über die einsamen Wanderer her, bis die Zahl der Opfer voll ist. Die Karawanen, welche in das Innere ziehen, werden oft von ihnen belästigt.

„Als ich das erste Mal in dieses Land kam, liefen die Wadoë aus den benachbarten Dörfern herbei und umringten unsere Hütte. Die weiße Haut des Missionärs fesselte zunächst ihre Aufmerksamkeit; dann aber zeigten sie der Reihe nach auf unsere Träger und sagten: ‚Der dort wäre gut,‘ und schnalzten dabei mit der

An der Mündung des Kingani. (S. 212.)

Zunge. ‚Von dem möchte ich nichts haben,‘ meinte ein anderer: ‚der schmeckt nach einem Araber; aber der Große dort, der einer Giraffe ähnlich ist, der müßte ausgezeichnet sein.‘ Unsere armen Leute zitterten wie Espenlaub, hüllten sich in ihre Decken und thaten, als ob sie nichts hörten. Sie kamen aber mit der Furcht davon; denn es war nicht die Zeit der Opfer, und vielleicht nahmen die Wadoë auch auf uns Rücksicht. Wenn man mit den Leuten auf diese blutigen Gebräuche zu sprechen kommt, so wollen sie immer unschuldig sein. ‚Das thun die Leute im nächsten Dorfe,‘ sagen sie.

„Natürlich zieht dieses Laster ihnen den Haß aller umliegenden Völker zu. Sultan Said hatte beim Barte des Propheten geschworen, sie bis auf den letzten Mann auszurotten. Man verwüstete ihre Felder, äscherte ihre Dörfer ein und machte Jagd auf sie wie auf Bestien. Die Gefangenen wurden für einige Maiskolben in die Sklaverei verkauft, und selbst um diesen Preis konnte man kaum Käufer finden. Aber es gelang doch nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, und seit etwa 20 Jahren ruht dieser Vernichtungskampf; die Araber sind abgezogen, und die Wadoë sind vor wie nach Kannibalen.

„Die Wadoë sind natürlich Fetischdiener wie alle ihre Nachbarn; die Zauberer spielen eine große Rolle und haben bedeutenden Einfluß. Manche sind Häuptlinge von Dörfern, und man fragt sie in allen Vorkommnissen des Lebens, wichtigen und geringfügigen, um Rat. Wenn jemand stirbt, bezeichnen sie die Person, welche durch Zauberei den Tod herbeigerufen, und die angeblich

Schuldigen werden ergriffen und lebendig verbrannt. Die Kinder, die an einem Unglückstage geboren werden oder mit irgend einem körperlichen Gebrechen auf die Welt kommen oder die der Zauberer dazu verurteilt, werden unbarmherzig in das nächste Dickicht geworfen, wo sie den wilden Tieren zur Beute fallen. Weder Vielweiberei noch Sklaverei sind im Volke allgemeine Sitte; nur die Häuptlinge haben mehrere Frauen.

„Am Morgen des 18. Januar verließen wir Simba-mbili und zogen nach Nordwesten. Hier ändert das Land seinen Anblick; die Ebene hört auf, und der Weg führt über Berg und Thal. Schöne, sorgfältig angepflanzte Thalgründe wechseln mit steilen, mit Busch und Wald bestandenen Höhen. Man sieht viele Armleuchterkaktus von außerordentlicher Höhe, Storaxbäume, Sagobäume von seltener Pracht, mit Früchten beladene Brechnußbäume, Lianen von allen möglichen Formen und Farben, namentlich die köstliche sogen. ‚Wanderliane', welche wie dicke Schiffstaue an den Bäumen emporklettert und sich um Äste und Zweige schlingt; man nennt sie hier Kamboa. Durch Einschnitte, die man ihr in gewisser Höhe beibringt, erhält man ein vortreffliches, etwas gezuckertes Wasser, welches an Kokosmilch erinnert und so reichlich fließt, daß man ganze Flaschen damit füllen kann. Mit Freuden begrüßt der Wanderer diese Pflanze in einem Lande, wo er sonst nur salziges und trübes Wasser in Pfützen findet. Auch trifft man in diesen Wäldern herrliche und verschiedenartige Blumen, namentlich Convolvulus-Arten, Lilien und Amaryllen. Es giebt unter andern eine Amaryllis, deren Zwiebel mehr als 15 Pfund schwer wird; auf ihrem einzigen Stengel zählte ich über 70 blaßrosarote Blüten — ein wahrhaft königlicher Blumenstrauß! Dieselben Arten fanden wir auch in Usigova. Trotz des Mangels an fließendem Wasser ist der Pflanzenwuchs üppig und die Fruchtbarkeit erstaunlich. Der Boden ist lehmig, rötlich, mit einer starken Lage Pflanzenerde bedeckt; Kalksteine sind selten; Quarz und Sandstein dagegen findet sich überall.

„Nach langem Marsche über Berg und Thal gelangt man endlich auf eine Hochebene, welche das Land weithin beherrscht: die Aussicht ist entzückend. Vor dem Wanderer dehnt sich im Nordwesten eine unabsehbare Fläche aus; hier und dort schauen einige Dörfer aus Zuckerrohr-, Mais- und Sorghopflanzungen hervor; quer durch die Ebene fließt der Wami, der sie zur Regenzeit überschwemmt. Weiter aufwärts sieht man den Fluß aus einem engen Thale treten, das sich am Fuße der Kionaberge (Kiona — schöne Aussicht) hinzieht. Rückwärts blickend schweift das Auge über die freundlich wechselnden Hügel und Thäler, die wir soeben durchwanderten. Im Norden liegt ein Höhenzug, an dessen Flanken da und dort Dörfer wie Adlernester hangen; im Westen dehnt sich das Land Ukuere wie ein einziger Riesenforst.

„Die Hochebene, von der aus P. Hacquard und ich diese schöne Landschaft bewunderten, wird von einem Groß-Mwene beherrscht. Ich ließ die Karawane halten und begab mich nach seinem Dorfe. Dasselbe zu finden war nicht so leicht. Auf gut Glück wählten wir einen der vielen sich kreuzenden Fußsteige und gelangten nach einigen Irrgängen vor das Thor. Dasselbe besteht aus acht viereckig behauenen Bohlen, welche oben an einem Querholze befestigt sind, so daß man sie unten beiseite schieben und auf einen Balken heben kann, der sie zurückhält. So tritt man wie durch einen in der Mitte sich öffnenden Holzvorhang in das Dorf ein (vgl. das Bild S. 215).

„Da der Mwene des Dorfes sich keines derartigen Besuches versah, hatte er auch keine Zeit, sich zu verstecken; so ertappten wir ihn auf dem Giebel seines Daches, damit beschäftigt, seine Hütte zu decken. Als er uns erblickte, war er wie vom Blitze gerührt; sobald er sich dann von seinem Schrecken etwas erholt hatte, ließ er sich auf der andern Seite des Daches hinabgleiten, verlangte in aller Eile seine Häuptlingsmütze, seine Schärpe und seinen Säbel und erschien nun sehr majestätisch vor der Thüre, wo er auf seinem Throne, einem grob geschnitzten Holzblocke, Platz nahm und uns einlud, an seiner Seite auf einer Art Bett von aus Kokosfasern gedrehten Schnüren zu sitzen. Gleich erschienen die Bewohner des Dorfes, um dem Mwene zu huldigen; jeder legte ihm sein Gewehr, seinen Säbel und sein Messer zu Füßen, warf sich auf die Kniee und sagte: ‚Tscha Mwe!' (abgekürzt für ‚Kutscha Mwene', d. h. ‚Krallen des Häuptlings'). Jedem antwortete der Mwene durch ein dumpfes Brummen, welches das ferne Brüllen des Löwen nachahmen sollte. Als diese Ceremonie zu Ende war und alle sich gesetzt hatten, grüßte uns der Häuptling und fragte über das Woher und Wohin unserer Reise. Ich sagte, wir kämen von Bagamoyo und wollten nach Mandera und darüber hinaus in das Gebirge von Nguru, um unsere Brüder zu besuchen, und da wir vor sein Dorf gekommen seien, hätten wir nicht vorübergehen wollen, ohne ihn zu grüßen. Das schien ihm zu gefallen. ‚Zweifelohne bist du der Mann, der schon früher in meinem Lande reiste,' sagte er. ‚Man hat mir von dir und von den Weißen in Mandera gesprochen und erzählt, daß sie die Frau keines Menschen geraubt, noch Sklaven gemacht haben. Sie sind überall beliebt. Es freut mich, dich zu sehen.' Dann sagte er einem seiner Leute etwas ins Ohr; dieser entfernte sich mit einem Jagdnetze und kam gleich mit einem gewaltigen Hahne und einigen Eiern wieder. Das bot er mir als Gastgeschenk; ich konnte es nicht ablehnen und versprach ihm ein Gegengeschenk, und so schieden wir als gute Freunde, nachdem ich noch einige Erkundigungen über das Land und seine Sitten eingezogen hatte.

„Wir schlugen den Weg nach dem Wamiflusse ein. Es ging ziemlich steile Hänge auf schlechten, steinigen Pfaden durch Wald und Gestrüpp abwärts. So erreichten wir die große Ebene, welche vom Flusse bewässert wird. Wir durchschritten sie von Ost nach Nordwest ihrer ganzen Breite nach und schlugen bei Mlonga, 500 m vom Wami, unser Nachtlager auf. Morgens 5 Uhr setzten wir beim Dorfe Mgi-gema in einer Piroge über den Fluß. Zwei Wege führen von hier nach Mandera; der eine über den Berg ist weit und anstrengend, der andere längs des Flusses ist kürzer, hat aber Stellen, welche für unsere Lastträger und Esel ungangbar sind. So schlug die Karawane den Bergpfad ein, während P. Hacquard und ich mit drei Christen den Thalweg wählten.

„Durch hohes Gras und Schilf, das über unsern Köpfen zusammenschlug, kamen wir endlich an den Abhang des Mgigema-Berges, zwischen welchem und der gegenüberliegenden Udoë-Kette der Wami in einer tiefen Schlucht sich durchzwängt. Da ist keine Spur von einem Wege mehr; über dem Flusse hangend klammern wir uns bald an einen Stein, an eine Wurzel, an einen Ast, und suchen, wohin wir den Fuß setzen können. Jetzt müssen wir bis zum Wasserspiegel hinab, dann wieder 10—15 m hinaufklimmen wie die Ziegen; ein Fehltritt, und wir stürzen in den Fluß und sind eine Beute der Krokodile, deren schwarze Schuppen wir in der Sonne glänzen sehen. Glücklicherweise ging es nur eine halbe Stunde weit also, und wir kamen mit einigen Rissen in unsern Kleidern und ein paar Hautabschürfungen davon. Nachdem wir noch zwei Bäche durchwatet, welche sich in den Wami ergießen, und einen Berg überstiegen, erreichten wir den Pfad, auf dem unsere Karawane kommen mußte.

„Kaum hatten wir den Wami verlassen, so stellte sich bei mir ein heftiger Fieberanfall mit Erbrechen ein. Nur mit Mühe konnte ich mich aufrecht halten, und doch mußten wir noch drei Stunden durch hohes Gras und über steile Berge zurücklegen. Ich schleppte mich voran, so gut es gehen wollte; auf einem Hügel sank ich endlich neben dem Pfade ins Gras. Da wollte ich auf unsere Reittiere warten. Eine, zwei Stunden verstrichen, und niemand erschien; schon machte ich den Versuch, weiterzugehen, da kam ein Träger gelaufen. ‚Großer Meister,‘ sagte er, ‚die Esel sind in eine Schlucht gefallen, und der eine kann nicht aufstehen; habe also Geduld und warte hier.‘ Ich wartete; endlich brachte man die Tiere; eines war in der That in einem so traurigen Zustande wie ich selbst; ich bestieg das andere, und wir erreichten unsere teure Mission von Mandera, wo eine tüchtige Dosis Chinin und drei Tage Ruhe das Fieber vertrieben und mir die nötige Kraft zur Fortsetzung meiner Reise gaben. Man hatte uns von ferne bemerkt, und die Kunde von unserer Ankunft brachte alles auf die Beine. Eine Gewehrsalve rief auch die Häuptlinge und Bewohner der Nachbardörfer zum Willkomme herbei. Vor etwa sechs Monaten hatte ich zwei Patres und einen Laienbruder hierher gebracht, um diese neue Missionsstation zu gründen. Wie war inzwischen alles geändert! Statt der beiden elenden Zelthütten, welche man in Eile im Walde aufgeschlagen hatte, fand sich jetzt ein kleines, ziemlich hübsches Kirchlein, in welchem unser Heiland angebetet wird; ein Häuschen aus Backsteinen für die Missionäre, ein Vorratshaus; ein schöner und fruchtbarer Garten, in welchem unter der Hand Bruder Alexanders wie durch Zauberei Gemüse aufsprossen; ein kleines Christendorf von 20 Familien, über welches ein großes Kreuz in die Lüfte ragt. Ein Teil des Waldes ist ausgerentet und in fruchtbare Felder umgewandelt, welche mit Fleiß und Verständnis bebaut werden, und Neger eilen von allen Seiten herbei: die einen, um die Missionäre zu sehen, andere, um ihre Hühner und ihr Wildbret zu verkaufen, wieder andere, um Arzneien zu verlangen und sich in ihren Krankheiten pflegen zu lassen, noch andere endlich, um Unterricht zu erhalten und ganz entzückt an Sonn- und Festtagen in tiefem Schweigen unserem Gottesdienste beizuwohnen.“

Am Thore eines Dorfes. (S. 212 u. 214.)

18. Durch Usegua. Die Blutsbrüderschaft.

„Sonntag, den 22. Januar, nach dem Gottesdienste setzten wir unsere Reise fort, um bis zum folgenden Sonntage das Gebirge Nguru und unsere Mission von Mhonda erreichen zu können. Ich hatte Kingaru, den Häuptling von Mandera, gebeten, uns zu einem ihm bekannten Häuptlinge von Busini zu führen, um den Platz für eine neue geeignete Niederlassung zwischen den zwei schon gegründeten Missionen ausfindig zu machen. Mit der größten Freude erfüllte er meine Bitte und kleidete sich, um der Wichtigkeit seines Auftrages zu entsprechen, in seinen Staatsanzug. Einen schwarzen Überwurf auf den Schultern, auf dem Kopfe eine alte Blechhaube, welche irgend ein Pariser Löschmann auf mancher Brandstätte getragen hatte, welche aber für einen afrikanischen Häuptling immer noch ein wundervoller Schmuck war, den Säbel in der Hand und das Gewehr auf dem Rücken, schritt Kingaru an der Spitze unserer

Karawane kühn einher und führte uns zunächst zum Häuptlinge Kolwa, einem angesehenen Manne und guten Freunde unserer Patres von Mandera.

„Um 3 Uhr waren wir bei ihm; der Häuptling nahm uns sehr gut auf, schenkte uns ein Schaf, Hühner, Eier und Reis. Auf unsere Frage sagte er, beim Häuptlinge Bwambwara, nahe bei Busini, würden wir einen für unsern Zweck ganz entsprechenden Platz finden. Kolwa ist einer der einflußreichsten Männer von Usigova, wozu die Mission von Mandera bereits gehört. Er besitzt schöne Kuh- und Ziegenherden, prächtige Pflanzungen, rotes, fruchtbares, aber etwas zu trockenes Erdreich. Der Boden ist reich an Eisenerz. Das Dorf ist ziemlich bedeutend und mit einem doppelten, aus gewaltigen Baumstämmen errichteten Walle umschlossen, den undurchdringliches Dorngestrüpp umwuchert. Ein einziges Thor führt in diese kleine Festung. Vor den runden, aus Fachwerk und Lehm aufgeführten Hütten sind gewöhnlich Frauen mit der Bereitung des ‚Pombe' beschäftigt (vgl. untenstehendes Bild). Um dieses in der ganzen Gegend sehr geschätzte Bier zu bereiten, läßt man das ‚Mtama' (eine Sorgho-Art) erst keimen, entfernt darauf die Keime, röstet es und gießt es dann in Töpfe, in denen man es kochen und nachher gären läßt. Vor dem Gären nennt man das Getränk ‚Tokwar'. Es ist zuerst süß und sehr berauschend; später hat es einen säuerlichen Geschmack und ähnelt mehr dem Apfelwein als dem Bier. Gewöhnlich wirft man noch einige Hände voll Sorgho hinein und hat dann zugleich Speise und Trank.

Das Bereiten des Pombe.

„Mit dem Hahnenschrei des nächsten Morgens verließen wir Kolwa. Wieder diente uns Kingaru als Führer durch den Wald; um 9 Uhr erreichten wir bei Magubiloa den von Saadani ins Innere führenden Karawanenweg, versorgten uns mit dem nötigen Proviante, da wir an den zwei folgenden Lagerplätzen nichts erhalten konnten, und zogen weiter.

„Unsere unerwartete Ankunft bei Bwambwara versetzte das ganze Dorf in Schrecken. Die Weiber flüchteten in das Waldesdickicht; die Männer, welche auf dem Felde arbeiteten oder in den Hütten weilten, liefen herbei, griffen zu Pfeil und Bogen und riefen: ‚Ein Weißer — Krieg, Krieg!' Dessenungeachtet zogen wir ein, und ich begab mich mit Kingaru geradeswegs zum Häuptling. ‚Kein Krieg,' redete ich ihn an, ‚kein Blut, keine Sklaven. Aber ich bin dein Gast heute und morgen und will dein Freund sein. Wirst du mich fortjagen?' Bwambwara faßte sich etwas, führte uns unter das Dach einer Hütte, hieß seine Krieger niedersitzen und rief die Frauen zurück. Zitternd griffen diese zu Mörser und Stößel und bereiteten das Mtama für den Abend. Wieder richtete ich das Wort an den Häuptling, einen gutmütigen Alten, und erklärte ihm den Zweck meines Kommens. ‚Diese Weißen', sagte Kingaru, ‚sind nicht wie die andern. Sie pflegen die Kranken, sie bauen schöne Dörfer, sie lehren große Dinge, sie lieben die schwarzen Männer. Seit mehreren Monden weilen sie bei mir, und da du mein Freund bist, habe ich sie zu dir geführt.' — ‚Du willst mich verkaufen,' schrie Bwambwara. ‚Der Weiße wird meine Männer, Weiber

und Kinder stehlen!' — ‚Der Weiße raubt keine Sklaven. Er will auch deine Weiber nicht haben. Ich selbst habe ihm solche angeboten; aber er antwortete mir, er sei der Diener des Gottes in der Höhe, und er könne die Weiber nicht brauchen, sie schwätzten zu viel und hinderten ihn am Beten.' — ‚Nun wohl,' sagte der alte Häuptling, ‚so will ich sie aufnehmen, wenn sie meine Blutsbrüder sein wollen.' Auf diesen etwas unerwarteten Vorschlag sagte ich, es sei schon spät; wir wünschten daher die Verhandlung auf den folgenden Morgen zu verschieben und baten jetzt um ein Abendessen. Sofort ließ uns Bwambwara einige Hühner geben, die wir am Bratspieße brieten und dann verspeisten. Nach der Mahlzeit gingen wir zur Ruhe.

„Am Morgen wiederholte der Häuptling seinen Vorschlag. Ich sagte, es sei gewiß unsere Absicht, Freundschaft mit ihm zu schließen; aber da er kein Wadoë und somit an den Genuß von Menschenblut nicht gewöhnt sei, könne ihm vielleicht das Blut eines Weißen schlecht schmecken und nicht wohl bekommen. ‚Das ist wahr,' sagte er, ‚aber da steht dein Freund Kingaru, der deine Stelle vertreten kann.' Kingaru war es zufrieden, und sofort wurden die Vorbereitungen getroffen.

„Die Ceremonie des Freundschaftsbundes oder der Blutsbrüderschaft (vgl. untenstehendes Bild), der ich mich nicht gerne unterziehen wollte, obschon sie mir nichts Unerlaubtes zu enthalten scheint, ist in diesen Gegenden allgemein verbreitet. Sie soll semitischen Ursprungs und durch heidnische Araber noch vor der Zeit Mohammeds zu diesen Kindern Chams gebracht worden sein.

Der Freundschaftsbund.

Will man den Bund lösen, so muß eine andere Ceremonie vollzogen werden, damit der Fluch sich nicht erfülle. Der Bundesschluß geschah also: Zunächst wurde ein Huhn geschlachtet, gerupft und in zwei Teile zerschnitten; die Leber legt man beiseite. Die beiden Hälften und die Leber wurden am Spieße über Kohlen gebraten. Inzwischen hatten Bwambwara und Kingaru sich bis auf das Lendentuch entkleidet, gewaschen und mit gegenseitig übereinandergelegten Beinen auf den Boden gesetzt. Eine Schnur, deren Enden sie zwischen den Zähnen festhielten, verband sie, während jeder in seiner Rechten eine Hälfte des gebratenen Huhnes hielt. Gleichzeitig legten zwei der angesehensten Dorfbewohner mit der einen Hand ihren ‚Sime' (eine Art Wurfspieß) auf die Köpfe der Häuptlinge, während in der andern Hand ein gezücktes Messer blitzte. Langsam das Messer über der Schärfe des Eisens hin- und herziehend, wie um es zu wetzen, sagten sie:

„‚Bwambwara! Kingaru hat diese zwei Weißen gebracht.' — ‚Freilich,' antworteten die beiden Häuptlinge. — ‚Sie wünschen ihre Hütten auf dem Boden Bwambwaras aufzuschlagen.' — ‚Freilich.' — ‚Bwambwara nimmt sie auf und giebt ihnen Felder in Busini.' — ‚Freilich.' — ‚Bwambwara wird ihnen helfen und sie lieben.' — ‚Freilich.' — ‚Bwambwara wird ihnen nicht schaden und jeden Schaden von ihnen fernhalten.' — ‚Freilich.' — ‚Die Weißen werden Bwambwaras Freunde sein.' — ‚Freilich.' — ‚Seine Brüder.' — ‚Freilich.' — ‚Sie werden unser Land nicht stehlen.' — ‚Nein.' — ‚Unsere Frauen nicht stehlen.' — ‚Nein.' — ‚Uns nichts Leides zufügen.' — ‚Nie.' — ‚Und wenn

Bwambwara sein Wort nicht hält, so wird er Rede stehen.' — ‚Freilich.' — ‚Und wenn die Weißen ihr Wort nicht halten, so wird Kingaru für sie Rede stehen.' — ‚Freilich.' — Immer rascher wetzten nun die beiden Männer den Stahl, während sie die eigentliche Formel des Bundesschlusses vortrugen, wie ich sie mir genau aufschrieb und hier in wörtlicher Übersetzung mitteilen will: ‚Bwambwara wird der Bruder der Weißen.' — ‚Ja.' — ‚Wir wollen uns nicht Brüder nennen, um uns zu betrügen.' — ‚Nein.' — ‚Brüder lieben sich.' — ‚Ja.' — ‚Wenn dir dein Bruder von seiner Speise giebt, so iß.' — ‚Ja.' — Wenn er sein Gut verbirgt, so verrate es nicht.' ‚Nein.' — ‚Wenn wir Schätze erhalten, so wollen wir sie zusammenlegen.' — ‚Ja.' — ‚Wenn du einen Feind siehst, der deinem Bruder Übles will, so verrate ihm seinen Aufenthalt nicht.' - ‚Nein.' — ‚Wenn du einen schlechten Ort weißt, so sage deinem Bruder: Gehe nicht hin.' — ‚Ja.' — ‚Wenn du einen guten Ort weißt, sage ihm: Gehe hin.' — ‚Ja.' - ‚Wenn irgendwo Gefahr ihn bedroht, sage ihm: Gehe fort.' — ‚Ja.' — Noch rascher blitzten die Messer, und lauter erhob sich die Stimme, während die folgenden Verwünschungen gegen den Treubrüchigen geschleudert wurden; alle Zuhörer aber beobachteten feierliches Schweigen im Schatten des uralten Affenbrotbaumes. ‚Der Löwe möge ihn verschlingen (ja), der Tiger ihn zerreißen (ja), die Schlange ihn stechen (ja), der Büffel ihn zermalmen (ja), das Schwert ihn verwunden (ja), seine Eingeweide ihn quälen, bis er berste (ja), sein Auge möge erblinden, daß er nicht sehe (ja), sein Fuß brechen, daß er nicht gehe (ja), seine Hand verdorren, daß sie nicht fasse (ja), sein Leib vermodere (ja), er sterbe (ja) und fahre aus der Welt (ja) und verschwinde auf ewig (ja), und das Stücklein Leber, das er jetzt ißt, sei ihm Gift (ja), und alle diese Übel sollen denjenigen treffen (ja), der seinen Bruder nicht liebt (ja). Und zum Zeichen, daß er das will, esse er die Leber.' — ‚Es ist genug,' riefen die Zeugen; ‚es ist genug,' antworteten die Häuptlinge. Der Mann, der das Huhn getödtet hatte, zerschnitt die Schnur. Dann machte er den Häuptlingen einige leichte Ritze in der Gegend der Herzgrube, so daß Blut floß, gab ihnen etwas Salz, das sie auf die Wunde legten, und mit diesem Salze und dem Blute würzten sie die Leber und verzehrten dieselbe miteinander. Damit ist die Blutsbrüderschaft auf ewig geschlossen.

„Nachdem wir so Blutsbrüder Bwambwaras geworden, bot er uns an, mit ihm sein Land zu durchwandern, um nach Belieben den Platz für eine Niederlassung zu wählen. Wir gingen sofort westlich über den Kikula, einen Seitenfluß des Wami, und das von ihm bewässerte Thal. Er entspringt im Norden, in der Bergkette, welche Usigova vom Lande der Wakawasi und Wakamba trennt, ist sehr reißend, tritt in der Regenzeit aus und hat ein klares, fischreiches Wasser; die Steine sind mit einer Art Austern und mit großen Muscheln bedeckt, vor unsern Augen fingen unsere Begleiter Aale und eine Art Hechte. Das Kikulathal hat einen üppigen Pflanzenwuchs und ungemein fruchtbaren Boden. Hier und dort stehen in ziemlichen Abständen Dörfer auf den Höhen oder verbergen sich im Walde der Ebene. Am Ufer des Flusses könnten wir uns wohl ansiedeln, und wir haben unser Auge auf einen zwei Stunden von der Karawanenstraße abliegenden Hügel, Namens Hessoswe, geworfen. An Grund und Boden fehlt es nicht; man könnte da große Dörfer gründen. Bauholz findet sich in Fülle, auch Erz scheint der Boden zu bergen. Wir entschlossen uns also für diesen Platz und kehrten dann ins Dorf zurück, um für den folgenden Tag uns reisefertig zu machen; denn am Sonntage mußten wir in Mhonda sein. Meinem ‚Bruder' Bwambwara und seinen Söhnen gab ich Geschenke, einige Stücke Zeug, eine Häuptlingsmütze und Glasperlen; als Gegengeschenk erhielt ich ein schönes Schaf und Reis für unsere Leute. In der Hoffnung, bald wiederzukommen, um dann das Kreuz auf den Nachbarhügeln aufzupflanzen, schieden wir. Kingaru kehrte in sein Dorf zurück. Bwambwara begleitete uns bis an den Kikula, wo er freundlich Abschied nahm, indem er versprach, bei unserer Wiederkunft sollten wir eine Hütte für uns und ein bestelltes Feld daneben antreffen. In der That hörte ich seither, daß er das ausführe und uns mit Ungeduld erwarte.

„Wir zogen durch Wald und hohes Gras, aus dem zahlreiche Zebra- und Antilopenherden aufsprangen, nordwestwärts weiter. Nach einem kurzen Halte vor dem befestigten Dorfe Pafe, dessen Bewohner bei unserem Anblicke flüchteten, obschon wir ihnen Freundschaftsversicherungen zuriefen, füllten wir unsere Wasserflaschen und setzten den Marsch ohne Abenteuer fort bis Msere am Wami. Am andern Tage zogen wir durch eine waldige und sumpfige Gegend; es begegnete uns eine mit Elfenbein beladene Karawane. Das Dorf Kidudwe trafen wir wegen des Todes seines Häuptlings in tiefer Trauer und reisten nach kurzem Aufenthalte weiter bis zum Wale, der sich ganz in der Nähe in den Wami ergießt. In der Regenzeit nimmt er eine Unzahl Waldbäche auf, die mit Donnergetöse, Bäume und Felsblöcke mit sich rollend, von den Höhen Ngurus herabstürzen; dann kann man nicht über ihn setzen; jetzt aber reichte sein Wasser uns nur bis zum Gürtel. Noch ein anstrengender Steig auf Bergpfaden und unter strömendem Regen, und wir erreichten Mhonda, wo unsere kleine Christenkolonie über unsere unerwartete Ankunft in großem Jubel war."

19. Über den Wami nach Ukami.

„Am 8. Februar sagten wir den Missionären und ihrer Gemeinde Lebewohl und setzten unsere Reise fort. Das nächste Ziel war Simba-Mwene (Löwenkönigin), die Königin von Ukami, welche am Fuße des Gebirges von Uruguru, südlich von Mhonda, herrscht. Wir setzten wieder über den Wale und kamen trotz eines neuen Fieberanfalles P. Hacquards an den Mkindo, gleichfalls einen Nebenfluß des Wami, und zu dem gleichnamigen Dorfe des Häuptlings Mangote, der uns sehr gut aufnahm. Des andern Morgens gingen wir durch den Mkindo, dessen Wasser uns bis an den Gürtel reichte, und erreichten nach einem zweistündigen Marsche über eine mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckte Ebene die Ufer des Wami. Der Wami ist ein breiter und schöner Fluß, über den wir auch setzen mußten; es fragte sich nur, wie?

„Freilich war eine Brücke da; sie schien aber eher dazu angethan, den Wanderer in die Fluten zu stürzen, als ihn auf das jenseitige Ufer zu führen (vgl. das Bild S. 219). Zwei dicke Lianen sind nebeneinander quer über den Fluß gespannt; dazwischen befestigte Querstöcke halten diese Ranken von Schlinggewächsen in gleichen Abständen; darüber sind, um die Tragkraft zu verstärken, zwei andere Lianen gespannt, welche durch Träger mit den zwei Lianen der eigentlichen Brücke zusammenhangen. Als Brustwehr dient gleichfalls ein Paar Lianen; zahlreiche andere verknüpfen diese Hängebrücke mit den Ästen und den Stämmen zweier Uferbäume. So also ist diese Brücke gebaut: darüber gehen die Menschen, darunter lauern die Krokodile, und eine Liane nur trennt die beiden.

„Angesichts dieser Brücke hielten unsere Träger, warfen ihre Last nieder, überlegten und berieten und kamen endlich zu dem

Schlusse: ‚Die Lianen sind alt und gebrechlich; wir können mit unserer Last nicht auf den Baum klettern, und da wir keine Vögel sind, so werden wir nicht über diese Brücke gehen, o Meister!‘ Die Wahrheit zu gestehen: ich selbst traute dem Ding nur halb; aber wir hatten keine Wahl. Ich suchte also den Leuten durch verschiedene Ansprachen Mut einzuflößen und redete endlich ungefähr also: ‚Du wenigstens, Mwenyi-Konda (so hieß der größte Prahlhans unserer Träger), der du uns täglich deine Heldenthaten erzählst, mußt es wagen. Wenn du hinübergehst, wollen wir dir glauben; wenn nicht, so werden wir dich für einen Aufschneider und einen Feigling halten, und von Sansibar bis zum Tanganjika wird man sagen, du habest nicht gewagt, über die Brücke zu gehen, und die Weiber werden dich ins Gesicht verhöhnen.‘ Diese etwas derbe Anrede fand allgemeinen Beifall, und Mwenyi-Konda antwortete: ‚Ich bin ein Mann und werde gehen; aber wenn meine Last mir entfällt, so bin ich nicht dafür verantwortlich.‘ An allen Gliedern zitternd bestieg er die Brücke und sagte: ‚Ich habe keine Furcht.‘ Die Träger lassen ihn nicht aus dem Auge; man hört das Krachen der Lianen; einige Ranken reißen, und mit jedem Schritte wankt die ganze Brücke. Aber er kam glücklich am jenseitigen Ufer an und rief uns, noch zitternd, mit einer Stimme, die stark sein sollte, zu: ‚Mwenyi-Konda ist ein Mann, und wer ein Mann ist, mache es ihm nach!‘ Jetzt war die Reihe an mir; ich kletterte auf den Baum und schritt mit entschlossener Miene, keineswegs dem Spiegelbilde meines Innern, voran. Ich hatte unterlassen, meine Stiefel auszuziehen, und glitt ein halb-

Brücke aus Lianen über den Wami. (S. 218.)

dutzendmal aus; wenn ich dann die Lianen fassen wollte, welche als Brustwehr dienten, so gaben sie nach und brachten mich in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren und in den Fluß zu stürzen. Endlich erreichte ich, die erste Hälfte aufrecht gehend und die zweite Hälfte auf den Knieen rutschend, glücklich das Ufer; P. Hacquard folgte mir, und bald war die ganze Karawane herüber.

„Noch mußte der Esel, weitaus der schwierigste Passagier, herübergeschafft werden. Wir versuchten einen Strick an das andere Ufer zu bringen; allein das Gebüsch war im Wege; eine Schnur mit einem Steine am Ende, an welcher wir den Strick nachziehen wollten, konnten wir ebensowenig hinüberwerfen; wir versuchten, den Stein hinüberzuschießen; es glückte auch nicht. Da kam uns endlich ein Neger zu Hilfe; für 16 Ellen Zeug versprach er, hinüberzuschwimmen und den Esel zu holen. Die Krokodile fürchte er nicht; denn er habe mit ihnen einen Bund geschlossen, daß sie sich gegenseitig nicht schaden wollten. Wirklich sprang er in den Fluß, schlug mit Händen und Füßen tüchtig um sich, während wir Flintenschüsse abfeuerten, um die Tiere zu verscheuchen, und kam glücklich drüben an; dort band er den Strick um den Hals des Esels, warf ihn ins Wasser, und wir hißten ihn mit vereinten Kräften herüber.

„Nach einer kurzen Rast setzte sich die Karawane wieder in Bewegung, ganze Herden Antilopen und rotborstiger, mit starken Hauern bewehrter Wildschweine (Nghiri genannt) vor sich hertreibend. Durch Wald und Grasflachen kamen wir in das Dorf des Häuptlings Mwana-Mule. Für die Weiterreise wollten wir

den Mondschein und die Kühle der Nacht benutzen; ein Führer brachte uns zum Häuptlinge Kiguti, in dessen Dorf wir morgens 3½ Uhr eintrafen. Der Mann wollte auf unser Klopfen nicht öffnen; erst um 6 Uhr ging die Thüre auf. Eine Tasse Kaffee nahm er mit Freuden und gab uns für 16 Ellen Zeug zwei Führer mit, wiewohl nicht gerne, welche uns den Weg zu Gombo zeigen sollten.

„Dieser Tag war der schwerste unserer ganzen Reise: es war ein Tag voll Strapazen und Entbehrungen, so ein rechter afrikanischer Tag. Nach einer Stunde verlor sich unser Fußsteig im Dickicht; dann ging es durch eine abscheuliche Gegend, welche nur verkrüppelte Bäume, mageres und trauriges Gestrüpp, stachelige Akazien, schauderhaftes Dorngeflecht und dornige Lianen aus dem von der Sonne ausgedörrten Boden hervorbringt, und als ob die Dornbüsche nicht genugsam die Geduld des Wanderers auf die Probe stellten, sind selbst einige krautartige Pflanzen auf der Unterseite der Blätter mit Stacheln bewehrt, so daß sie wie Katzenkrallen aussehen, sich in die Kleider einhaken und den Beinen und Händen die empfindlichsten Wunden beibringen. Wie gerne hätten wir dagegen die Dornen, Kletten und Nesseln Europas eingetauscht! Zudem ging jede Spur eines Pfades verloren; hin und wieder folgten wir auf gut Glück der Fährte wilder Tiere, mußten aber manchmal wieder zurückgehen. Von Zeit zu Zeit sahen wir Giraffen, Zebras, Antilopen, Büffel, ja sogar die Tritte von Elefanten; aber niemand von uns hatte Lust, Jagd auf diese Tiere zu machen, die sich in einer gemessenen Entfernung hielten. Noch war es nicht Mittag; die Sonne glühte. Müde und verschmachtend vor Durst, suchten die Träger umsonst in allen Vertiefungen nach einem Tropfen Wasser. Bald erklärten die Führer, aus Furcht, auf ihrem Rückwege von der Nacht überrascht zu werden, sie könnten uns nicht weiter begleiten. Auch hätten wir ja nur auf den Berg loszugehen, der vor uns liege und den wir bald erreichen würden, fügten sie bei. Überzeugt, daß sie uns doch von keinem Nutzen sein könnten, ließen wir sie im Frieden ziehen und beschleunigten unsere Schritte, um möglichst bald das angegebene Ziel zu erreichen. Aber je länger wir gingen, desto mehr schien der Berg vor uns zu fliehen. Um 3 Uhr nachmittags erklärten die Träger, sie verschmachteten und könnten nicht mehr. Unter einigen elenden, verkrüppelten Bäumen machten wir Halt, und glücklicherweise entdeckte ich eine Art Sauerampfer und Schößlinge wilder Reben; einige kauten diese Blätter, andere konnten das nicht: so trocken war ihr Gaumen. In meiner Feldflasche hatte ich noch etwa drei Glas Wasser und verteilte es bis auf den letzten Tropfen unter die am meisten Erschöpften. Wir setzten unsern Marsch fort; aber schon nach wenigen Schritten legte einer der Träger nach dem andern seine Bürde nieder und warf sich ins Gras. ‚Geduld!‘ sagten wir, ‚wir wollen vorausgehen und Wasser für euch suchen.‘ — ‚Um Wasser zu finden,‘ sagte einer der Träger, der früher als Sklave in dieser Gegend lebte, ‚müßt ihr noch über sechs Berge und sechs Thäler gehen.‘ — Trotz dieser wenig ermutigenden Aussicht zogen P. Hacquard und ich mit drei Christen auf Suche. Wir gingen und gingen und suchten unsern Durst durch einige Tropfen Branntwein zu täuschen. Ganz erschöpft kamen wir endlich in eine Schlucht, wo das frischere Grün der Pflanzen uns Wasser hoffen ließ. Und wirklich, zwischen Felsen fanden wir in einer Vertiefung frisches, klares Wasser. Wir jubelten vor Freude und verkündeten unsern Trägern durch Flintenschüsse unsern glücklichen Fund. Rasch waren alle unsere Gefäße mit Wasser gefüllt, und unsere drei Begleiter trugen dieselben den Genossen entgegen. Der erste, dem sie begegneten, war ein Katechumen, welchen P. Hacquard vor kurzem um den Preis einer Insektensammlung aus der Sklaverei losgekauft hatte. Der arme Mensch war vorangegangen, solange er konnte, war aber endlich, von Müdigkeit übermannt, unter einem Baume liegen geblieben. Der Pater hatte ganz vergessen, daß er ihm eine Feldflasche voll Wasser übergeben, und der wackere Bursche kostete nicht davon, obschon er am Verschmachten war, um das Wasser für uns aufzuheben für den Fall, daß unser Suchen fruchtlos wäre. Seither haben wir ihn getauft und ihm den Namen Peter gegeben.

„Zwischen 6 und 7 Uhr abends hatten sich alle unsere Leute an dem Wasserbecken eingefunden und schlürften in langen Zügen das kostbare Getränk, das man so oft verachtet, obgleich es sich durch kein anderes ersetzen läßt. Ich gestehe: selten habe ich seinen Wert besser erkannt als an jenem schrecklichen Tage. Wir fanden aber noch etwas anderes in dem Wasserbecken: winzig kleine Schildkröten von plattgedrückter Form, ungemein lebhafte und flinke Geschöpfe, von denen man mir sagte, sie würden nie viel größer als ein Fünfmarkstück. Ich habe sieben nach Bagamoyo gebracht, und sie leben in einer Glaskugel voll Wasser; gerne nehmen sie fein zerteiltes rohes Fleisch, das ich ihnen von Zeit zu Zeit gebe. Wir hätten vielleicht noch ein paar gefangen, aber die Bewohner des benachbarten Dorfes Mgombo, das wir aufsuchten, kamen bewaffnet und mit großem Geschrei und wollten uns diese Tierchen, welche sie vielleicht als eine Gottheit der Quelle betrachteten, nicht wegfangen lassen. Die Eintracht war übrigens bald hergestellt; der Häuptling nahm uns freundlich auf, und die übliche Abgabe war nicht übertrieben. Wir warfen unser Gepäck unter das Vordach einer Hütte und sanken selbst dabei nieder wie Stücke Blei; nicht einmal an ein Abendessen dachten wir. Gewöhnlich schwätzten unsere Leute bis tief in die Nacht hinein; an jenem Abende aber wurde das Stillschweigen beobachtet wie in einem Karmelitessenkloster. Tags darauf stand die Sonne zur gewohnten Zeit auf; allein keiner unserer Leute folgte ihrem Beispiele. ‚Meister,‘ sagten sie, ‚wir können heute nicht reisen; denn wir würden unsere Gliedmaßen unterwegs verlieren.‘ Wir waren in der That ebenso müde wie sie und benutzten den Vorwand eines leichten Regens, der am Vormittage fiel, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Erst am Nachmittage brachen wir auf, zogen durch schöne und fruchtbare Thalgründe, natürliche Lustwäldchen und wildreiche Forste und trafen glücklich bei Mwana-Gomera ein.

„Wenn in Usigova der Ausdruck ‚Kunkelseite und Schwertseite‘ gebräuchlich wäre, so müßte man sagen, das Scepter sei gegenwärtig auf der Kunkelseite; denn Simba-Mwene ist Königin über ganz Usigova, und Mwana-Gomera ist nur ihr Gatte. Aber seitdem die Zwietracht ihren Einzug in die Welt hielt, hat sie ihr Reich sogar bis Usigova ausgedehnt und trägt die Schuld, daß auch unter dem königlichen Paare dieses Landes das Band der Eintracht keine diamantene Kette ist. Die Frau sagte: ‚Ich bin die Königin‘, und der Mann schloß: ‚Da ich also eine Königin zur Frau habe, muß ich auch selbst König sein.‘ Der Streit dauerte lange, und es läßt sich nicht berechnen, wie viele bedauerliche Reden gewechselt, wie manches schlimme Beispiel dem Volke gegeben oder wie viele Töpfe in dem königlichen Haushalte zerschlagen wurden. Schließlich wurde der Sultan von Sansibar als Schiedsrichter angerufen, und derselbe sprach die Ehescheidung aus; Simba-Mwene sollte Königin bleiben und Mwana-Gomera unter ihrer Oberhoheit einen Bezirk des Landes verwalten. So verblieb es seither, ohne daß es zu einem neuen Zusammenstoße gekommen

wäre. Man merkt Mwana-Gomera von diesen Stürmen vergangener Tage nicht mehr viel an; er ist ein kugelrunder, wohlbeleibter Fünfziger, der gerne lacht und plaudert und seine alten Sorgen im Pombekruge ertränkt.

„Sobald unser Herannahen gemeldet war, kam uns Mwana-Gomera entgegen, in der einen Hand einen Säbel, in der andern eine kleine Hacke aus Ebenholz, die Abzeichen seiner Würde. Der Empfang war herzlich; er wies uns eine prächtige Hütte und Lebensmittel im Überflusse zu und plauderte mit uns bis tief in die Nacht hinein, indem er uns wie alten Bekannten von den Mißhelligkeiten mit seiner Ehehälfte erzählte. Er machte mir den Eindruck eines ehrlichen Gesellen, und so fragte ich ihn, ob er gerne eine Niederlassung von uns in seinem Lande hätte. In der Voraussicht jedoch, diese Angelegenheit würde ihm neue Zwistigkeiten mit seiner königlichen und sehr empfindsamen Gattin bereiten, riet er mir, die Sache vorerst mit der Königin oder vielmehr mit ihrem Bruder Kingo, dem Häuptlinge von Mrogoro, zu beraten; Simba-Mwene befindet sich nämlich augenblicklich zu Saadani an der Küste. Während wir so zusammen redeten, ging ein öffentlicher Ausrufer vorüber, der in ein Antilopenhorn blies und aus voller Kehle schrie: ‚Morgen und übermorgen haben alle Leute von hier und aus der Nachbarschaft sich bei Mwana-Gomera einzufinden, um seine Felder zu bestellen und sein Bier zu trinken!‘ Wirklich sahen wir am nächsten Morgen, daß alles dieser Aufforderung Folge geleistet hatte; wir aber zogen mit einem Führer an unserer Spitze auf Mrogoro los.“

Mrogoro, die Hauptstadt von Usigova.

A Bergspitze, welche den Abschluß des Thales der Mission bildet B Bergspitze von etwa 2000 m Höhe. C Straße der Karawanen. D Fluß Mrogoro. E Bergkamm südlich von Mrogoro, welcher die Grenze von Usigova und Ukami bildet.

20. Mrogoro und seine Umgebung.

„Gegen 6 Uhr abends in der Nähe der Stadt (vgl. obenstehendes Bild) angekommen, schickten wir den Führer voraus, um uns bei Kingo anzumelden; dieser ließ uns, wie das Fremden gegenüber seine Gewohnheit ist, antworten, er sei nicht zu Hause, und so wurden wir von einem seiner Leute empfangen, der uns eine Hütte als Wohnung anwies. Einer unserer Christen aus Mhonda aber kannte diesen Kingo und seine Gepflogenheiten und ging deshalb geradeswegs auf dessen Wohnung los und traf ihn auch richtig zu Hause. ‚Was hast du dich unterfangen?‘ redete er ihn an und nannte alle unsere Titel. ‚Diese Männer, welche deine Stadt mit ihrem Besuche beehren, sind keine Araber; sie wissen, daß du zu Hause bist, und wenn du dich im hintersten Winkel deiner Hütte verborgen hältst, werden sie den Bruder Simba-Mwenes für eine Kröte ansehen, welche nicht aus ihrem Loche zu kriechen wagt. Komm, ich will dir helfen, deinen Fehler wieder gutzumachen!‘

„Kingo kam wirklich, aber er war an jenem Abende sehr verlegen und wortarm. Er ist ein junger Mensch, kaum 20 Jahre alt; dennoch regiert er mit seiner Schwester, welcher er bald nachfolgen wird, das ganze Land. Die Königin hat sich nach Mwhale, östlich von Mrogoro, zurückgezogen und empfängt dort den ‚Hango‘ oder Zoll von allen Karawanen, welche von der Küste kommen,

während die Karawanen aus dem Innern ihren Tribut an Kingo bezahlen müssen. Cameron und namentlich Stanley reden mit Begeisterung von der Stadt Mrogoro, nennen sie aber Simba-Mwene nach dem Namen der Königin, welche damals in ihr wohnte. Es ist die Hauptstadt von Usigova; sie wurde nach einem Plane von Kisabengo erbaut; dieser Mensch hatte sich aus einem Sklaven zum König aufgeworfen und ist der Vater der gegenwärtigen Sultanin. Seinem Talente kam nur seine Schlechtigkeit gleich. Hier und dort fängt die Stadt an, in Trümmer zu zerfallen; gleichwohl bietet sie einen Anblick, der in Afrika den Wanderer in Staunen setzt. Eine wohlgebaute, mehr als 4 m hohe Steinmauer umschließt sie; diese Ringmauer bildet ein Viereck; jede Seite hat ein Thor, das nachts durch eine schwere, mit Schnitzwerk verzierte Thüre verschlossen wird. Im Innern dieser Festung stehen der königliche Palast, die Wohnungen der königlichen Beamten und der wohlhabendern Bürger. Um diese Bauten schließt sich eine zweite Stadt, welche ebenfalls durch Mauern aus Lehm verteidigt wird. Zum Schutze gegen den Regen hat diese äußere Ringmauer ein Dach; sie bildet ein unregelmäßiges Vieleck, hat zahlreiche Schießscharten und mehrere Thore, welche mit verschiebbaren Bohlen verschlossen und jeden Abend verrammelt werden. Mrogoro hat eine bedeutende Bevölkerung; namentlich wimmelt es von Kindern, was man von den übrigen Ortschaften des Landes nicht sagen kann, in denen aus abergläubischen Beweggründen viele Kinder ermordet werden. Auch trifft man fast alle Tage Karawanen von der Küste oder aus dem Innern in der Stadt, und da sie gewöhnlich Lebensmittel einkaufen, sind diese hier viel teurer als in der Umgebung. In der Stadt herrscht endlich eine verhältnismäßige Reinlichkeit, die man in den übrigen Ortschaften vergebens sucht und die gewiß viel zur Gesundheit dieses Ortes beiträgt; freilich besorgen auch hier das Amt der Straßenkehrer und Abdecker mit seltenem Geschicke die Aasgeier, weshalb ihre Tötung streng verboten ist.

„Unsern Aufenthalt zu Mrogoro benutzten wir zur Durchforschung der Umgegend; ein Führer begleitete uns; wir wurden überall gut aufgenommen und bewunderten immer mehr die Klugheit Kisabengos, mit welcher er gerade diesen Platz zum Baue seiner Hauptstadt erwählte. Die Stadt liegt am Fuße des hohen und schönen Uruguru-Gebirges; im fernen Osten dehnt sich eine ungeheure Ebene, deren fruchtbares Erdreich einen üppigen Pflanzenwuchs hervorbringt; fleißig bestellte Felder liefern Mais, Sorgho, Zuckerrohr, Bohnen, Bananenfrüchte im Überflusse. Früher war auch die Reisernte beträchtlich; da aber eines Tages Löwen hereinbrachen und in der Umgegend von Mrogoro viele Leute erwürgten, erklärten die Zauberer, diese Art von Feldbau mißfalle den Geistern, und seit diesem Ausspruche wurde im Thale kein Körnlein Reis mehr ausgesäet. Von den Bergen fließen der Mrogoro, der Mwhale und noch viele andere Bäche in die Ebene; zur Regenzeit führen sie eine große Masse Wasser und ergießen sich sämtlich in den Gueringere, einen schönen und breiten Fluß, der ebenfalls im Uruguru-Gebirge entspringt, dann Ukami durchströmt und endlich in den Rufu oder Kingani mündet. Dort liegt die Wasserscheide zwischen dem genannten Flusse und dem Wami. Von den Höhen aus, welche Mrogoro beherrschen, konnten wir uns an dem herrlichen Panorama kaum satt sehen. Berg und Thal sind mit zahlreichen wohlbevölkerten und hübsch gebauten Weilern bedeckt. Die Hitze scheint nicht übermäßig und das Klima gesund: ich glaube, eine Missionsniederlassung würde dort alles finden, um zu wachsen und zu gedeihen. Wir richteten unser Augenmerk auf einen herrlich gelegenen Hügelrücken, zu dessen Fuß ein breiter Bergbach mit klarem, frischem Wasser fließt, das man mit leichter Mühe zur Benutzung und Bewässerung herbeileiten könnte.

„Nach Mrogoro zurückgekehrt, teilte ich meine Absicht Kingo mit, der inzwischen freundlicher und zutraulicher geworden war; er zeigte sich mit allem einverstanden und schien sogar sehr froh, da er wußte, daß wir die Freunde Bwana-Heris seien, der im Auftrage des Sultans von Sansibar Gouverneur von Saadani ist und großen Einfluß besitzt. Statt seiner Gewohnheit gemäß den ‚Hango' (Tribut) von uns zu verlangen, schenkte er uns ein stattliches Schaf, mehrere Hühner, Reis und Zuckerrohr. Als Zeichen meiner Freundschaft gab ich ihm einige Stücke Zeug, und als wir schieden, wollte er uns eine weite Strecke begleiten.

„Da ich gerne mit Simba-Mwene gesprochen hätte, welche, wie man mir sagte, auf der Heimreise war, und überdies den Weg von Mrogoro nach Mandera kennen lernen wollte, schlug ich diese Richtung ein und erreichte auf der gewöhnlichen Karawanenstraße zunächst Mwhale, die neue Residenz der ‚Löwenkönigin'. Fast alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, waren der Königin entgegengezogen. Ein einziger Greis bewachte den Ort und zeigte uns freundlich den Weg. Nachdem wir den Gueringere und mehrere, meist ausgetrocknete Bäche ohne Unfall überschritten hatten, erreichten wir in strömendem Regen und bis auf die Haut durchnäßt ein kleines Dorf, dessen Häuptling Mjungulu heißt; umsonst fragten wir nach ihm. Die Leute sagten, er habe die Pocken und sei in den Wald geflüchtet, um dort entweder zu genesen oder zu sterben. In seiner Abwesenheit regierte der Oberzauberer und hatte sich seiner Macht bedient, um einen armen Greis, den er haßte, unter Beschuldigung der Hexerei lebendig zu verbrennen. Einige Wasserkrüge, ein Fetzen Leinwand, halb verkohlte Scheiter und Gebeine bezeichneten die Stätte der Hinrichtung. — Das Dorf war, wie viele in dieser Gegend, von einem sogenannten ‚Tembe', einer Art Befestigung, umschlossen, die aus Lehm und Fachwerk besteht und eine Terrasse bildet. Der Tembe ist zugleich Fruchtspeicher, Turmwarte zur Beobachtung der Gegend, Wall und Brustwehr gegen Feinde und wilde Tiere. Raubtiere hausen in großer Zahl um Mjungulu; so gerne wir geschlafen hätten, ließ uns doch das Brüllen der Löwen und das heisere Gebell der Hyänen lange nicht zur Ruhe kommen."

Die Gründung der Station Mrogoro kam nicht ohne Schwierigkeit zu stande. Sobald Simba-Mwene sich derselben geneigt zeigte, widersetzte sich ihr Gemahl Mwana-Gomera. Die zwischen dem königlichen Ehepaar obwaltende Spannung hätte die Missionäre beinahe genötigt, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und die Gründung von Mrogoro aufzugeben. So blieb den Missionären nichts übrig, als einen Boten nach Sansibar an den Vezier des Sultans zu schicken, damit ein eindringliches Empfehlungsschreiben desselben den Widerstand Mwana-Gomeras breche. Bis dahin hieß es sich gedulden; eine peinliche Aufgabe in der Lage der Missionäre, wo jeder Tag so wertvoll war. Endlich kam der Bote zurück und brachte das ersehnte Schreiben. Es lautete wie folgt: „Im Namen Gottes. Hamed-ben-Seid, Seliman-ben-Hamed an Mwana-Gomera: Gruß! Zuvörderst erinnere ich dich daran, daß du vor langer Zeit schon versprochen hast, mich in Sansibar zu besuchen, bisher aber bist du nicht gekommen. Meine Frau starb mir dahin, und du kamst nicht. Mein Kind hat mir der Tod entrissen, und du kamst wieder nicht. Du hast mir Elefantenzähne zu schicken zugesagt, aber es

nicht gethan. Und nun frage ich: wo bleibt denn Mwana-Gomera? Was ich dir sonst noch zu sagen habe, ist dieses: Die Patres von Bagamoyo sind nach Mrogoro gereist, um das Land anzusehen und ein Haus zu bauen, wenn es Gott so gefällt! Und ich verlange nun, daß du sie gut aufnimmst, ihnen in jeder Weise behilflich seiest und sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandelst. Alles Entgegenkommen, das sie finden, sehe ich als mir erwiesen an, und alle Unbilden, die gegen sie gerichtet sind, betrachte ich als Verunglimpfung meiner selbst. Denn ich und die Patres von Bagamoyo, wir halten uns beim Finger. So ist der Wille des Sultans Seid-Bargasch-ben-Seid-Seid, den Gott erhalten wolle, wenn es ihm gefällt. Ich schicke dir zwei Männer; sie bringen dir ein goldgesticktes Hemd und eine Mütze. Gruß! Gez.: Hamed-ben-Seid-Seliman."

Auf diesen Brief hin vollzog sich ein jäher Umschwung in den Gesinnungen Mwana-Gomeras. Er kam an kein Ende mit dem Bemühen, sich zu entschuldigen, und fand nicht Worte genug, seine tiefgefühlte Freundschaft auszudrücken. „Was wollt ihr, edle Männer? Grund und Boden?" fragte er. „Da! so viel ihr verlangt. Braucht ihr Arbeiter? Alle meine Leute stehen euch zu Diensten. Wohin gedenkt ihr eure Hütten zu bauen? Und wäre es auf steiler Berghöhe – auf meinem Rücken trag' ich euch hin." Die Missionäre hatten allen Grund, sich darüber zu freuen, daß der unverblümte Brief und das goldgestickte Hemd so trefflich gewirkt.

Längst hatte P. Baur ein passendes Plätzchen für die künftige Missionsstation ausersehen, in fruchtbarem Wiesenthal, von freundlichem Gehölz umrahmt, von einem rauschenden Wildbach durchströmt, mit herrlicher Aussicht und frischer Gebirgsluft. Die Arbeiten wurden ohne Verzug vertheilt und begonnen, unermüdlich fortgesetzt und rasch zu Ende geführt.

Die Mission von Tununga in Ostafrika.

Bald darauf errichteten die Missionäre südlich von Mrogoro, ebenfalls noch in der Landschaft Ukami, eine neue Niederlassung, die Mission vom heiligen Kreuze in Tununga (vgl. nebenstehendes Bild). Msgr. Gourmont selbst wählte den Ort in einer Gegend, die ihm und seinen Begleitern besonders gefiel: freundliche Nachbarn, fruchtbares Hügelland, fern von Heerstraßen und Fiebersümpfen. Dazu kam, daß ihnen der Häuptling Kujagira einen besonders guten Eindruck machte. Während die andern zumeist durch zudringliche Gefälligkeit, die nur schlecht verhüllte Habsucht ist, lästig werden, war dieser zwar etwas zurückhaltend, aber auch völlig uneigennützig. Sein Wesen war durch Würde und Einfachheit ausgezeichnet, durchaus ehrlich und vertrauenerweckend. Darum stand er auch allenthalben in Achtung und Ansehen. Sein Rat war voll Überlegung, voll Reife und Weisheit. Ohne hart oder herrisch zu sein, hielt er auf strenge Zucht und gute Ordnung. Msgr. Gourmont bemerkt, es fehle ihm gar nichts als das Unerläßliche: Christ zu sein. Um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, gab es Ausrufer, die jeden Abend ihres Amtes walteten. An einem Nachmittag zeigten sich verdächtige Schleicher in der Lagernähe. Es wurde dem Häuptling angezeigt, und abends rief man schon folgende Verfügung aus: in der Nähe der Zelte der weißen Männer dürfe niemand stehen bleiben; wer dort vorbeigehe, müsse husten, damit es nicht scheine, als spioniere er. Und das war so ernst gemeint, daß nach dieser Verkündigung den Missionären bedeutet wurde, sie dürften auf jeden Dawiderhandelnden Feuer geben. Kujagira hatte dem Stammeshäuptling Mwenge-mku vom Vorhaben der Missionäre Anzeige gemacht; denn ohne dessen Zustimmung durfte die Niederlassung nicht gegründet werden, ja er war es sogar, der eigentlich die Abgrenzung und Schenkung vornehmen mußte. Anfänglich etwas kühl, gab er doch einige Hoff-

nung. Es wurde eine große Häuptlingsversammlung berufen, in welcher die weißen Männer ihre Bitte vortragen sollten. P. Baur meinte, das sei der richtige Augenblick, um alle mögliche Großmut an den Tag zu legen. So wurde denn ein Kaffee gebraut und aufgetragen, karrierte Stoffe, gefranste Gewebe, hohe Mützen und dergleichen ausgepackt, aufgelegt und angeboten. Am folgenden Tage wurde den Missionären guter Bescheid, sie sollten bald zu Mwenge-mku kommen, damit die Übergabe statthaben könne. An demselben Tage hatten die Missionäre eine Begegnung, die bald, wie Msgr. Courmont schreibt, die traurigsten Folgen gehabt hätte. Ein Mann, der sich Bumboma nannte, suchte die Bekanntschaft der Missionäre, war äußerst zuvorkommend und bot ihnen seine Dienste an. Er trug einen goldgestickten arabischen Kaftan, einen Turban, einen Dolch und war von einer Schar bewaffneter Sklaven begleitet. Die Missionäre lehnten dankend ab, weil sie nicht recht wußten, wozu sie noch eines weitern Beschützers bedürften. Abends kam ein Bote des Bumboma und brachte Geschenke. Dieselben wurden erwidert, und nun meinte Msgr. Courmont des dienstbeflissenen Arabers ledig zu sein. Am folgenden Morgen brach man auf, um sich zu Mwenge-mku zu verfügen; da fand sich Bumboma wiederum ein und schloß sich ohne weiteres an. Offenbar war seine Anwesenheit dem Mwenge-mku sehr wenig willkommen; er schien sehr einsilbig und machte eine finstere, mißtrauische Miene. Er ging das linke Ufer des Rufu entlang, bis man an einen hohen Baum kam. Dort blieb der Stammeshäuptling stehen; an das weitausgreifende Wurzelwerk gelehnt, beschrieb er mit einer Haltung, in der Ruhe und Würde sich ausprägte, den Boden, welcher Eigentum der Weißen werden sollte. Da unterbrach ihn plötzlich die zornig kreischende Stimme Bumbomas: „Was du verschenken willst, gehört nicht dir; *mein* ist es und an mir, es abzutreten.“ Wie ein gereizter Panther schnellte Mwenge-mku in die Höhe, zitterte vor Wut und brach in die Worte aus: „Schändliche Schlange, spei nur dein scheußliches Gift! Wie — mir gehört nicht, was meinen Vätern allezeit war und was ich ererbt habe? Von morgen an gehört Grund und Boden hier den weißen Männern, und hast du irgend etwas dagegen, dann hast du es mit mir zu thun.“ Die Missionäre erschraken nicht wenig ob des jähen und argen Streites; schleunigst suchten sie zu vermitteln. Msgr. Courmont versicherte, sie seien Männer des Friedens, und ehe sie gestatten würden, daß es um ihretwillen zu Kämpfen käme, würden sie sonder Verzug sich fortbegeben. Nach und nach gelang es dem hochw. Herrn, die Aufgeregten zu besänftigen. Allein es blieb doch der Schatten gestörter Eintracht; die Wetterwolke drohender Fehde hatte sich noch nicht verzogen. Die Missionäre wußten nicht, woran sie seien, ob es sich empfehle, gleich fortzugehen, oder zuzuwarten, bis die Gemüter völlig beruhigt wären. Nach zwei Tagen peinlicher Zweifel kam Kujagira und bald auch Kaseko, der Bruder Bumbomas, und versicherten die Missionäre, sie könnten in aller Ruhe ihr Eigentum antreten. Was war geschehen?

Bumboma hatte seinen Eigensitz unbewacht gelassen. Da waren die Massitis darüber hergefallen und hatten alles verheert und geplündert. Nun war er in so übler Lage, daß er seinen Ansprüchen unmöglich Nachdruck geben konnte und darum klein beigab. Diese Massitis sind ein räuberisches Nomadenvolk, das vom Annektieren lebt. Sie sollen ein Zweig der Zulus sein. Unhörbar und glatt wie Schlangen gleiten sie durch die Prairie und überfallen friedliche Dörfer. Freilich eine unangenehme Nachbarschaft für die neue Missionsstation; dafür sind die übrigen Nachbarn gut und zuverlässig und gern gewillt, die Missionäre zu schützen.

So stand kein Hindernis mehr im Wege, und Msgr. Courmont zog noch mit hinaus nach *Tununguo*: so heißt die neue Gründung. Nun gab man sich wieder ans Reuten und Roden, ans Zimmern und Bauen. Auf Msgr. Courmonts Geheiß wurde zunächst ein schlankes Kreuz verfertigt, damit es auf einem nahen, hochragenden und anmutigen Berggipfel aufgerichtet werde. Die jungen Christen trugen es hinauf, und die Priester stimmten den Kreuzeshymnus an:

„Des Königs Banner wallt hervor,
Hell leuchtend strahlt das Kreuz empor,
Woran im Tod das Leben litt
Und Leben in dem Tod erstritt. . . .“

Unter Gebet und Gesang erreichte man den Gipfel. Eine Grube war schon vorbereitet. Das hehre Holz wurde in den Boden eingelassen, Kreuzerhöhung vorgenommen. Und schon steht es weithin sichtbar aufrecht, das Feldzeichen der streitenden Kirche, das Wahrzeichen, in dem der Sieg unser ist. Ernst und ergreifend klang die letzte Strophe des Liedes, vom Morgenwind über Wälder und Wiesen getragen, bis hinein in die wilden Berge:

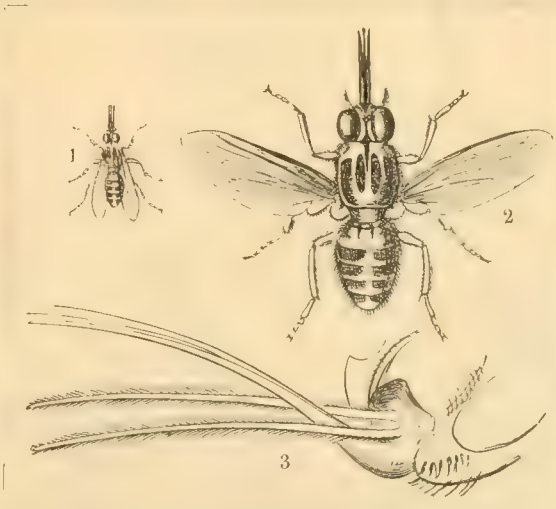
„Kreuz, unsere Hoffnung allezeit,
Gruß dir in dieser Leidenszeit. . . .!“

Tununguo wurde im Oktober 1884 gegründet. Es gleicht vielmehr einem Missionsposten in Tongking, als einer Station im friedlichen Ukami. Wenn man von ferne kommt und nach der Station ausschaut, so heftet sich das Auge nach einigem Zaudern auf einen Hügel mit steilen Abhängen, dessen Scheitel eine Art Fort krönt. Hat man seinen Fuß erreicht und den Kingani überschritten, so betritt man einen Pfad, der, rings um den Hügel sich schlängelnd, zur Höhe emporführt. Von welcher Seite man emporklimmt, trifft man einen ziemlich breiten Graben, um dessen Böschung eine mit Schießscharten versehene Mauer läuft. Eine zweite, etwas höhere Mauer bildet die innere Verteidigungslinie. Zwei Thore, beide mit Zugbrücken, führen in die kleine Festung. Dieser kriegerische Aufwand, der mit dem Frieden eines Missionshauses in so grellem Widerstreite steht, gilt nicht den friedlichen Wakami (Bewohnern von Ukami), die überaus froh sind, daß sie zu uns kommen und im Notfalle in der Mission einen Zufluchtsort finden können, sondern dem obenerwähnten Räuberstamm der Massitis. Leider ist dieses Raubgesindel nicht das einzige öffentliche Unglück. In keiner andern Landschaft flammen so zahlreiche Hexenbrände. Wenn jemand stirbt, so war das die Folge eines Zaubers: also Rache! Und zwar wendet sich diese gegen die Schwächsten und mit Vorliebe gegen arme Weiber ohne Herren und ohne Angehörige.

P. Le Roy bestieg manche Berge in der Umgegend von Mrogoro und Tununguo. Reichlich wurde er für die Beschwerden des Aufstieges belohnt. Nicht die endlose Fernsicht über die Hochebene von Ukami weg nach dem Tieflande von Usigova und zur Küste, zum Meere hin; nicht die dunklen Grotten und schaurigen Klüfte des in unmittelbarer Nähe und drohender Größe hochragenden Felsgesteins; nicht die langgestreckte, thaldurchfurchte Bergkette im Süden ist es, was zunächst die Bewunderung fesselt, sondern vorab die umliegenden Urwaldschluchten mit dem beispiellosen Reichtum ihres sich aus sich selbst immer wieder verjüngenden Baumwuchses und der unendlichen Fülle ihrer den Urwald durchrankenden und umschlingenden Pflanzenwelt. Die Bäume schießen schnell und schlank empor, als zöge es auch sie zu den Bergen. Erst in be-

trächtlicher Höhe entfaltet sich das weitausgreifende Geäst, auf dem sich der Teppich prachtvollen Laubwerkes so dicht verbreitet und übereinander legt, daß die Kronen der Bäume eine Domkuppel bilden, die der Sonnenstrahl kaum zu durchdringen vermag. Die großen alten Baumriesen wollen den Nachwuchs nicht aufkommen lassen und gönnen ihm nur ein kümmerliches Dasein. Allein der Nachwuchs kommt doch empor und entzieht den Riesen die Säfte, deren sie in Masse bedürfen. Die Zeit thut allgemach das Ihrige. Der Scheitel lichtet, der Blatt-Teppich lüftet sich, die längst in Falten und Runzeln gelegte Rinde zerbirst. Schon knarren und stöhnen die stärksten Äste, wenn der Sturm von der Wüste her durch den Urforst braust. Es sinkt einer um den andern, und endlich kracht und fällt der Stamm. Nur ein toter Stumpf bleibt stehen, den die unsterbliche Pflanzenjugend mit ihren immergrünen Kränzen umwuchert und umwindet. So geht es im Urwald genau wie im Weltgewühl. Die afrikanischen Berge sind noch einsamer als die Scheitel der Alpen, weil sie von den Eingeborenen nie erstiegen werden. Denn diese sind der Meinung, in den nebelumhüllten Höhen trieben Geister ihren Spuk.

„Auf unserer Rückreise von Simba-Mene nach Bagamoyo", erzählt P. Bauer, „hatten wir zweimal über den Gueringere zu setzen, der an jener Stelle einen weiten Bogen beschreibt. Als Brücke dienten Baumstämme; der Esel wurde ins Wasser geworfen und an Stricken nachgezogen. Zahlreiche Bäche münden in diesen Fluß; ihr Bett war meist trocken oder hatte nur einen dünnen Wasserfaden; manchmal füllte es auch eine faulende Schmutzlache oder hohes Schilf und dichtes Dorngestrüppe. Oft fanden wir eine erstaunliche Menge toter Fische. Solche Bäche bilden immer ein nicht geringes Hemmnis für die Karawanen. Wir folgten ruhig dem Wege, den uns der alte Zauberer gezeigt hatte, verloren ihn aber mitten im Dickicht; die Fährte wilder Tiere hatte uns weit ab in die Irre geführt. Die Karawane machte Halt. Während zwei Mann sich entfernten, um den Weg wieder zu finden, wurde unsere Aufmerksamkeit durch den kurzen und stoßweißen Schrei des Honigkuckucks (Cuculus indicator) gefesselt. Das ist ein sonderbarer Vogel; sobald er uns erblickte, schrie er, flatterte von Zweig zu Zweig, flog voran und kam zurück und lud uns ein, ihm doch zu folgen. Einige unserer Träger gehorchten seinem Rufe, ganz überzeugt, zu einem Bienenstocke oder zu einem wilden Tiere geführt zu werden; denn dieser Vogel täusche niemals. In der That fanden sie bald den Schwarm, der in einem hohlen Baume sich angesiedelt hatte. Nach kurzem Zaudern stieg Peter mit einer Axt auf den Baum und holte mit kühnem Griffe eine volle Wabe heraus; aber die Bienen stürmten wütend auf ihn ein, von dem Rechte der Selbstverteidigung ausgiebigen Gebrauch machend. Verfolgt, gestochen, zermartert stürzt der freche Räuber vom Baume, fällt aber, seiner halben Katzennatur entsprechend, so glücklich auf Hände und Füße, daß er keinen weitern Schaden nimmt. Die Gefährten seines Unternehmens wurden natürlich ebenfalls tüchtig gestochen und vollständig in die Flucht geschlagen.



Die Tsetse-Fliege (Glossina morsitans).
1 In natürlicher Größe. 2 In dreifacher Vergrößerung.
3 Der Stechapparat in zwanzigfacher Vergrößerung.

„Um 2 Uhr nachmittags kamen die beiden Leute, welche wir ausgeschickt hatten, zurück und meldeten, sie hätten den Weg gefunden. Sofort erhoben alle Träger den Ruf: ‚Safari!' d. h. ‚Voran!', und nach 1½ Stunden erreichten wir das befestigte Dorf Mgole. Der gleichnamige Häuptling saß unter der Thüre seiner Werkstatt und flocht Matten. Zahlreiche Tierfelle, namentlich Büffelhäute, hingen an den Wänden seiner Hütte. Diese Tiere waren in Fanggruben erlegt, wie wir sie öfters unterwegs fanden.

„Der Marsch des folgenden Tages wurde durch fröhlichen Vogelgesang angenehm verkürzt. P. Hacquard und ich waren darob um so mehr erfreut, da man in den tropischen Gegenden sehr selten Singvögel trifft; unser Staunen wurde aber noch größer, als wir die Stimmen von Nachtigallen zu hören meinten. Ich wage nicht zu behaupten, daß die Nachtigall dort heimisch sei; die Königin der Sängerinnen hat aber auf Sansibar eine Schwester, die ihr nahe kommt. Sonst war dieser Tagesmarsch sehr mühselig; denn wir hatten wieder schrecklichen Durst zu leiden; nur einmal trafen wir in einer Pfütze etwas übelriechendes Wasser, von welchem wir eine Antilopenherde aufjagten und welches, wie die Spuren zeigten, die Tränke aller Tiere der Wildnis bildete.

„Endlich verkündete uns Hahnenschrei, daß wir in der Nähe von menschlichen Wohnungen seien. Es war das Dorf Mbaa, dessen Häuptling Makungira heißt. Dorf, Häuptling und Bewohner glichen sich alle: sie sind samt und sonders unnennbar schmutzig. Am Abende und namentlich in der Nacht wurden wir von ganzen Schwärmen Mosquitos angefallen; Kakerlaken, Kuchenschaben, Wanzen, ungeheure Spinnen, Skorpione, Tausendfüße und anderes Ungeziefer kroch aus den Wänden, fiel aus dem Dache, wimmelte auf dem Boden, lief uns über Kleider, Hände und Gesicht. Mein Felleisen wurde zerfressen, den Stiefeln P. Hacquards ging es gerade so. Ein Auge zu schließen, war ein Ding der Unmöglichkeit; es schien, als ob das ekelhafteste Gezieser der Schöpfung sich in unserer Hütte zu Mbaa ein Stelldichein gegeben hätte. Auch waren wir am Vorabende gerade hier mehr als irgendwo anders von der Tsetse-Fliege (vgl. obenstehendes Bild) behelligt worden.

„Dieses berüchtigte Insekt, das in der Kiswahili-Sprache ‚Tschafonon' heißt, ist eine der furchtbarsten Geißeln Afrikas. Sie findet sich von den Kapländern bis über den Äquator hinaus, doch glücklicherweise nicht überall. Ohne daß man den Grund hinreichend erklären kann, lebt sie an bestimmten Plätzen und gedeiht an andern Orten wieder nicht; man könnte eine vollständige Karte ihrer Verbreitung über Afrika entwerfen. Sie hat ungefähr die Größe einer Stubenfliege; das Männchen ist etwas kleiner als das Weibchen; sie hat eine grünliche Färbung und ein eigentümliches hohes Summen, das man sofort wieder erkennt, wenn man es auch nur einmal gehört hat. Sie liebt es, im Verborgenen zu stechen; oft machte ich die Beobachtung, wie sie sich unter die Kleider, in die Ärmel, unter den Schweiß der Tiere verkroch. Sie bohrt dann ihren kleinen Rüssel, an dessen Wurzel, wie ein winziges

Tröpfchen Silber in einem durchsichtigen Krystallfläschchen, ein Giftbläschen glanzt, in die Haut, schiebt zwei Sauger in die giftige Stichwunde, pumpt sich voll Blut und fliegt nach kurzer Weile von dannen. Das genügt, um bei einem Ochsen, Pferde, Hunde oder Schafe eine solche Blutvergiftung herbeizuführen, daß der Tod gewiß ist. Gewöhnlich wird das Tier immer schwächer und hinfälliger und verendet erst nach Wochen oder selbst Monaten; manchmal wird es aber auch wie toll und rennt sich den Kopf an irgend einem Baum ein. Man behauptet, dem Esel schade das Gift dieser Mücke nicht; ich bezweifle diese Angabe sehr, wenigstens für alle nicht eingebornen; wir selbst haben schon mehrere Esel durch die schreckliche Mücke verloren; auch das arme Tier, das uns auf dieser Reise so gute Dienste leistete, verendete bald nach unserer Heimkunft. Die belgische Expedition hat für ihre Reise in das Innere drei Elefanten aus Indien kommen lassen; auch diese erlagen der Tsetse. Nur der Mensch, die Ziege und die wilden Tiere trotzen ihrem Stiche, der übrigens nicht schmerzhafter ist, als ein gewöhnlicher Mückenstich. Ein Gegengift ist nicht bekannt; die Leute hier behaupten, wenn man den Schwanz der Tiere mit Löwenfett einreibe, so vertreibe das die Tsetse; leider ist der Löwe nicht immer in der Laune, sein Fett dem ersten besten zur Nutznießung zu überlassen.

Der Häuptling Buschiri.

„Am Abende vorher hatten wir nach langem Hin- und Herreden mit den Leuten ausgemacht, daß sie uns einen Führer zur Weiterreise mitgeben würden. Am Morgen fing aber der Streit von vorne an. Der Sache müde, faßte ich endlich den Häuptling am Arme, bedrohte ihn mit dem Zorne der Weißen und sagte ihm: ‚Du selbst sollst unser Führer sein, und ich werde dir zum Lohne geben, was mir gut scheint.‘ Der arme Makungira war ganz erschrocken, stellte sich an die Spitze unseres Zuges, und so erreichten wir vor Abend noch den Wami, nicht weit von dem Bergkegel des Pongwe. Wir mußten längere Zeit warten und hatten so Zeit, riesige Nester einiger Wasservögel zu bewundern, welche wie kleine Hütten in den Wipfeln großer Bäume angebracht waren; endlich holte uns ein Mann in einer Piroge vom jenseitigen Ufer herüber.

„Die fernere Rückreise bot wenig Bemerkenswertes; nach kurzer Rast in Mandera, das wir am nächsten Morgen erreichten, zogen wir in vier Tagen durch Udoë an die Ufer des Kingani und heim nach Bagamoyo, wo wir nach beinahe zweimonatlicher Abwesenheit wieder eintrafen.“

21. Die Kämpfe Wissmanns.

Wie der Aufstand im ganzen Küstengebiete von Sansibar im September 1888 zum Ausbruche kam, haben wir oben bereits erzählt. Auch die Kämpfe um Bagamoyo, in denen sich Baron v. Gravenreuth durch Umsicht und tapfern Mut auszeichnete, sind uns bereits bekannt. Ähnliche Kämpfe mit verschiedenen Banden der Aufständischen wurden zu Anfang des Jahres 1889 bei Dar-es-Salaam geführt und folgten sich fast ununterbrochen bald hier bald dort bis Anfang Mai, da Buschiri (vgl. obenstehendes Bild) seine erste große Niederlage erlitt. In allen diesen Gefechten bewiesen die Araber und Neger den überlegen bewaffneten Europäern gegenüber Mut und Tapferkeit; trotz schwerer Verluste griffen sie die beiden von den Deutschen allein besetzten Hafenorte, Bagamoyo und Dar-es-Salaam, immer wieder an, und waren,

wo sie von den schweren Geschossen der Schiffskanonen nicht erreicht werden konnten, lange Zeit nicht zu vertreiben.

Inzwischen war Hauptmann Wissmann (vgl. untenstehendes Bild) als Bevollmächtigter der deutschen Regierung mit zum Teil aus angeworbenen Sudanesen gebildeten Kolonialtruppen in Sansibar eingetroffen. Sein kleines Heer hatte er durch Askaris (Neger aus Uniamwesi) und Kaffern verstärkt und, so viel möglich, nach preußischem Muster eingeübt. Hermann Wissmann war mit den afrikanischen Verhältnissen wohl vertraut. Er hatte im Jahre 1881 von Loanda, an der afrikanischen Westküste, aus nach Bagamoyo eine Durchquerung Afrikas unternommen und mit großem Geschick zu Ende geführt. Die Thatkraft, die er auf dieser schwierigen Fahrt bewies, bewährte er auch in der weit schwierigern Aufgabe, die seiner an der Sansibarküste wartete. Anfangs Mai glaubte Wissmann seine Truppe hinlänglich geübt, um das verschanzte Lager Buschiris anzugreifen. Es lag viel daran, daß das Unternehmen nicht fehlschlug; denn die Araber waren der Meinung, daß ihnen die Deutschen nur so weit überlegen seien, als ihre Schiffskanonen trügen, und ein Sieg Buschiris hätte die Lage sehr verschlimmert.

Major von Wissmann.

In der Morgenfrühe des 11. Mai rückte Wissmann aus und sah sich gegen 10 Uhr dem von etwa 600 Mann verteidigten Lager Buschiris gegenüber. Dasselbe war von einer hohen und dichten Palissadenwand umschlossen, welche aus Palmenstämmen und Buritis (einer Art harten Stangenholzes) bestand. Hinter diesen Palissaden gewährte ein Schützengraben den Arabern Deckung gegen das feindliche Feuer. Vor dieser Festung breitete sich ein weiter, von hohem Gras bestandener Raum aus, der den Anstürmenden keinen Schutz bot. Rasch hatten aber die wenigen Geschütze in die Palissaden Bresche gelegt, und die Granaten, welche ins Lager flogen, verbreiteten daselbst Verderben und Schrecken. Schnell ordneten sich die Sturmkolonnen, und schon nach 20 Minuten war das Lager von drei Seiten genommen. Die Askaris von Bagamoyo unter der Führung v. Ebersteins waren zuerst an den Palissaden und überstiegen dieselben; ebenso zeigten die Sulu große Tapferkeit, während die Sudanesen wenig Mut bewiesen. Der Feind ließ 80 Tote im Lager zurück, außerdem viele Verwundete. Doch gelang es Buschiri, mit der Mehrzahl seiner Anhänger den Deutschen zu entkommen, welche keine großen Verluste zu beklagen hatten, aber doch die Verfolgung der Araber, durch die tropische Hitze ermattet, nicht bewerkstelligen konnten.

Die nächste Waffenthat Wissmanns war die Erstürmung von Saadani am 6. Juni 1889. Während die Kriegsschiffe „Leipzig", „Pfeil", „Möve" und „Schwalbe" den Hafenort in Brand schossen, landeten die Truppen. Sie wurden dabei vom Strandgebüsch aus mit einem lebhaften Feuer empfangen. Aber die Revolvergeschütze der Dampfpinassen brachten dasselbe bald zum Schweigen, und die vom Feinde geräumte Stadt wurde fast ohne Schwertstreich eingenommen. Nur am südwestlichen Ende entspann sich ein kurzer Kampf. Zur Strafe für die rege Teilnahme am Aufstande ließ der Sieger die Stadt anzünden; um 1 Uhr mittags loderten die leichten Hütten der Neger und die nicht viel besser gebauten Wohnungen der Araber lichterloh zum Himmel und verkündeten die Rauchsäulen den Flüchtlingen das strenge Gericht des Siegers. In ähnlicher Weise wurden noch andere Hafenorte gezüchtigt. Einen Monat später, am 8. Juli, nahmen die Deutschen Pangani ein und befestigten es seiner wichtigen Lage wegen durch Anlage eines Forts. Am 14. Juli wurde in ähnlicher Weise Tanga besetzt. So konnte die nördliche Hälfte der Sansibarküste als von den Aufständischen befreit betrachtet werden.

Wissmann wandte sich jetzt dem Binnenlande zu, wo Buschiri neue Kräfte gesammelt hatte. Ein Zug nach der wichtigen Station Mpuapua in Usagara sollte zur Niederwerfung der Aufständischen unternommen werden. Der tapfere Baron v. Gravenreuth hatte inzwischen Dar-es-Salaam zu verteidigen und führte das Oberkommando über die geringen Streitkräfte an der Küste. Da kam plötzlich die Kunde, Buschiri ziehe hinter dem Rücken Wissmanns mit mehreren tausend kriegerischen Maffitis, mordend und raubend, auf Bagamoyo los. v. Gravenreuth konnte nur über etwa 300 Mann verfügen; dennoch beschloß er, den an Zahl überlegenen Feind aufzusuchen, und ordnete den Marsch so an, daß seine drei fast gleich starken Abteilungen, die unter ihm, von Bülow und Reichelmann getrennt marschierten, Buschiri bei Dunda am Kingani im Rücken, in der Front und auf den Flanken hätten fassen sollen. Der Plan glückte nicht vollständig, weil v. Gravenreuth am 19. Oktober bei Yambo (vgl. das Bild S. 228 u. 229) so früh auf das erste Lager der Feinde stieß, daß die andern Abteilungen noch nicht zur Stelle sein konnten. Nach kurzer Gegenwehr flohen die Maffitis; aber bald sah sich v. Gravenreuth der Hauptmacht und dem eigentlichen Lager Buschiris gegenüber. Wohl 2000 Neger machten Front und stürmten mutig, ihre Wurfspeere schleudernd, den Angreifern entgegen. Aber reihenweise sanken sie durch die Salven der Hinterlader ins hohe Gras. Nichtsdestoweniger drangen sie wiederholt vor und hätten die Handvoll Leute v. Gravenreuths, welchen bald der Schießbedarf auszugehen drohte, leicht erdrücken können, wenn die blutigen Verluste sie nicht rechtzeitig zur Flucht genötigt hätten.

Buschiri entkam auch dieses Mal. Und noch ein drittes Mal entzog er sich am 8. Dezember nach einer neuen Niederlage. Dann aber wurde er das Opfer des Verrats seiner Leute, die ihn Wissmann wenige Tage später auslieferten. Nach einem kurzem Verhör, in welchem er behauptete, er habe im geheimen Einverständnisse und im Auftrage seines Herrn, des Sultans Said Chalifa von Sansibar,

Gefecht bei

. (Ξ. 227.)

gegen die Deutschen gekämpft, wurde er standrechtlich zum Tode verurteilt und aufgeknüpft. Das gleiche Schicksal traf etwas später seinen Bruder. Buschiris Angabe ist nicht unwahrscheinlich, wenn er sie auch nicht beweisen konnte; Said Chalifa ist übrigens inzwischen am 13. Februar 1890 plötzlich gestorben; sein Bruder Said Ali folgte ihm in der Herrschaft. Sei dem aber, wie ihm wolle, Buschiri hat sich den Missionären gegenüber stets menschlich bewährt; ihm ist die Befreiung der Gefangenen von Pugu und die Erhaltung der Station Bagamoyo ganz besonders zu verdanken. Auch Tapferkeit wird ihm der Feind nicht absprechen.

Nach Buschiris Tod übernahm Bwana Heri, der Wali von Saadani, die Führung der Aufständischen. Gegen ihn mußte Wissmann nunmehr kämpfen. Der erste Angriff fiel für die Waffen der deutschen Schutztruppen ungünstig aus. Erst am 4. Januar 1890 gelang es Wissmann nach erbitterter Gegenwehr und nicht ohne Verluste, endlich das verschanzte Lager Bwana Heris zu erstürmen. Derselbe entkam aber und suchte nun sich mit den Häuptlingen der kriegerischen Massais und anderer Stämme gegen die Deutschen zu verbinden. Mit 200 Kisten Geschenke warb er um deren Bundesgenossenschaft; aber es gelang v. Gravenreuth, dem Araber die Schätze wegzufangen, und als Wissmann in den Gefechten vom 8. und 9. März dessen Scharen abermals schlug und zersprengte, mußte er demütig um Frieden bitten, der ihm gewährt wurde.

Die Übergabe Bwana Heris erfolgte am 4. April in Saadani. v. Gravenreuth hatte sich als Stellvertreter Wissmanns nach dem Hafenorte begeben, der seit der Zerstörung im Juni 1889 außer dem deutschen Fort nur mehr aus Trümmern und wenigen Negerhütten besteht. Ein Augenzeuge entwirft von dem Vorgange folgende Schilderung:

„Sogleich nach unserer Ankunft begab sich Omar (der Unterhändler Bwana Heris) ins Innere, in die Gegend von Palamaka, um Bwana Heri die Nachricht von der Annahme seiner Kapitulation zu bringen. Am nächsten Tage, Karfreitag, kamen in Trupps von 6—8 Mann etwa 60 Leute, alle fast verhungert, mit Keulen, Speeren, Pfeil und Bogen bewaffnet, nur einer hatte eine alte Feuersteinflinte. Freitag nachmittag traf das Kanonenboot ‚Sperber‘ ein und ankerte etwa eine halbe deutsche Meile weit vom Strande. Von Bwana Heri war nichts zu sehen, die Umgegend völlig ausgestorben, nicht einmal Rauch von Lagerfeuern. Am Sonnabend früh erschienen drei Boten mit der Nachricht, Bwana Heri käme am nächsten Tage, dem Ostersonntag, er sei krank (magenleidend) und könne nur langsam marschieren. Am Sonntag morgen wieder nichts — arabische Langsamkeit. Wird er kommen oder nicht? Imschallah! - wie Gott will! Der ‚Sperber‘ muß nach Sansibar zurückkehren und dampft um 12 Uhr ab. — Im selben Augenblick erschien mit zwei Begleitern der Nyumbe von Mkwadja, welcher eine Art Unterhändlerrolle gespielt hat in der Station, ein großer, schöner Neger, sehr gut gekleidet, von intelligentem Gesichtsausdruck, den deutschen Interessen seit längerer Zeit ergeben. Er meldet, daß Bwana Heri ihm auf dem Fuße folgt. Unsere Gläser richten sich auf das dichte Unterholz, welches etwa 400 Schritt von der Station beginnt: von Norden her erscheint eine lange Menschenreihe; eine weiße Fahne flattert über den eben sichtbaren Köpfen; der dumpfe Schall großer Negertrommeln dringt herüber, eine zweite Fahne, ein dritter Zug von Süden her: Bwana Heri kommt.

„Hinter einer Bodenwelle lagert sich die ganze Gesellschaft, eine Gestalt löst sich von der Masse: Omar, der Schwiegersohn Bwana Heris. Chef Sigl und Lieutenant v. Arnim gehen hinunter, etwa 200 Schritte weit, dem Abgesandten entgegen, um ihm die Weisung zu geben, daß die ganze Macht sich hinter dem Fort lagern soll. Die Sudanesen haben scharf geladen, die Kanonen sind mit Kartuschen versehen; aber es ist ausdrücklich verboten, daß irgend ein Europäer oder Sudanese sich bei den Geschützen sehen läßt, damit nicht im letzten Augenblicke die ganze Gesellschaft in alle Winde zerstiebt. Nach einer kurzen Unterredung mit Chef Sigl giebt Omar ein Zeichen, und hinter der Bodenwelle hervor treten in endloser Reihe, im Gänsemarsch, die drei Züge in einer Gesamtstärke von etwa 400 Mann in die freie Ebene. Voran eine seltsame Gestalt: Von dem Kopfe stehen nach beiden Seiten zwei mächtige, aufgerichtete Adlerflügel ab, den Rücken bedeckt mit einem Löwenfell; perlengestickte Bänder hängen vom Körper herab. So trippelt der Zauberer und Vortänzer, denn einen solchen haben wir vor uns, in kurzem Trabe und in Schlangenlinien vor dem Zuge her, beschreibt Kreise, läuft hierhin und dorthin, unermüdlich. Ihm folgen drei Trommler, auf mächtigen Gomas (Negertrommeln) einen langen Wirbel schlagend, dann die weißen Fahnen, ihnen nach die Krieger, Araber, Beludschen, Sklaven, Waniamwesi, Waschensi, Waseguha, alle möglichen Stämme. Die meisten Leute sind sehr gut, viele Araber prächtig gekleidet, einige Neger befinden sich im Kriegsschmuck, den Kopf mit aufgerichteten Federbüscheln bedeckt (wahrscheinlich Massais). Fünf buntgeschirrte Esel befinden sich im Zuge. Fast alle Leute sind mit Gewehren bewaffnet, nur etwa 30 tragen Speere oder Bogen und Keulen. So bewegt sich der Zug auf die Station zu, ein höchst malerisches Bild. — Da der ihnen angewiesene Platz gerade unter der Mündung des großen Feldgeschützes liegt — für den Neger ein höchst verdächtiger Umstand —, so bitten sie, im Grunde des oben erwähnten, trockenen Baches lagern zu dürfen. Hier findet zunächst die unvermeidliche, unendliche Beratung statt. Sigl und der Wali von Pangani verhandeln mit Bwana Heri. Bwana Heri hält Schauri (Rat) mit seinen Leuten, was mehr als drei Viertel Stunden dauert. Endlich kommt es zu einem Resultat. Sigl meldet Herrn v. Gravenreuth: Bwana Heri ließe dem Bwana Ruba, dem Simba Mrima (Löwe der Küste, Beiname v. Gravenreuths), seinen Salam sagen und bitte um die Erlaubnis, ihn selbst begrüßen zu dürfen. Er sei in ganz friedlicher Absicht gekommen; was ihn beträfe, so sei der Krieg aus und vorbei, und er unterwerfe sich allem. Zu bitten habe er folgendes: Er sei heute mit seiner besten Macht gekommen, um in möglichst feierlicher Weise seine Unterwerfung zu erklären; nun habe er noch 500 Mann in seinem Lager bei Palamaka, ebenso seien dort Weiber und Kinder und das ganze Gepäck. Zu essen hätten sie gar nichts, Munition ebensowenig. Herr v. Gravenreuth möge gestatten, daß er selbst mit einer Abteilung abzöge, um jenes Lager herbeizuholen, beziehungsweise die Leute in ihre Dörfer zu entlassen. Die andern Abteilungen sollten in der Nähe sich niederlassen dürfen; es möchten ihnen Schutzbriefe gewährt werden. — Alle Punkte wurden zugestanden, die Nachricht davon hinabgesandt; im Nu kam das ganze Lager auf die Beine, und in feierlichem Zuge näherte sich das Heer in der vorher beschriebenen Ordnung dem vordern Eingang zum Fort. Der Zauberer und die Fahnenträger pflanzten sich im Hofe auf, und wir begaben uns hinunter an den äußern Eingang. Hier harrte Bwana Heri, sein Sohn Abdallah, Omar, Jehasi, der Adjutant Buschiris (früher Angestellter im Kongostaat), andere Araber, 14 Nyumbes (Neger-Häuptlinge) und die ganze Macht. Bwana Heri ist von kleiner Statur, wohl 54 Jahre alt, intelligent, fast würdig aussehend, das Gesicht etwas

voll, der kurze Schnurr- und Kinnbart halb ergraut. Er trug ein gelbseidenes Araberhemd, den Kopf von einem blauen, glatt anliegenden, hinten zum Knoten geschürzten Tuche umwunden. Im Gürtel steckte der prächtige Maskatdolch. Als Herr v. Gravenreuth auf ihn zutrat, legte er die Hand zum Gruße an die Stirn, ergriff dann mit beiden Händen v. Gravenreuths Rechte und begrüßte ihn mit ‚Jambo, jambo sana, jambo sáánáá (sei gegrüßt, sei herzlich gegrüßt, sei auf das allerbeste gegrüßt).' Dann fügte er hinzu: ‚Ach, Herr, wäre ich doch deinem Briefe gefolgt!' (Herr v. Gravenreuth hatte ihn früher zur Übergabe aufgefordert.) Das Ganze machte den Eindruck, als ob Bwana Heri außerordentlich froh sei, den Krieg zu Ende zu sehen. Mit großer Herzlichkeit schüttelte er uns allen die Hände, dann bat er selbst nochmals, sogleich abziehen zu dürfen, was ihm erlaubt wurde, zumal ein schrecklicher Regen uns im Augenblick bis auf die Haut durchnäßte. Bwana Heri versprach noch, in spätestens vier Tagen zurück zu sein, bat, sich wieder in Saadani niederlassen und vorher nach Sansibar kommen zu dürfen, um Herrn Major Wissmann seinen Salam zu sagen. Er erhielt Reis und Mtama, und nach vielen herzlichen Danksagungen und Salams zog er ab.

„Abdallah, Omar, Jehasi und die Nyumbes blieben im Fort zurück, um ihre Schutzbriefe zu erhalten. Jehasi, ein höchst intelligent aussehender Mensch, erklärte mir sehr vergnügt, nun sei aller Krieg vorbei; sie hätten absolut nichts mehr zu essen gehabt. Dann sprach er voll Bewunderung von dem Maximgeschütz, welches bei Palamaka in Thätigkeit war und dessen Wirkung er auf eigentümliche, schriftlich nicht wiederzugebende Weise mir deutlich machen wollte. ‚Das Geschütz sei ihm, obwohl er sich sehr gut auf Kanonen verstände, absolut unerklärlich.' Nach etwa zweistündigem Aufenthalte waren die Nyumbes mit ihren Briefen versehen, und alles zog ab: Der Aufstand im Norden ist erledigt. Im ganzen hat Bwana Heri noch etwa 1200 Leute gehabt, nachdem sieben Gefechte, das letzte Anfang März, gegen ihn geliefert worden sind. Ein Teil der Leute hat sich nach Mkwadja, ein anderer nach Uvindji, andere nach Windi gewandt, um sich in der Nähe der deutschen Stationen niederzulassen; der Rest kommt nach Saadani, wo über sie bestimmt werden wird. — Schon am nächsten Morgen erschien in der Station der Nyumbe von Maliposa (welcher mit den Deutschen gegen Bwana Heri gefochten hat) mit 40 Mann, welche einige hundert Hühner, 6 Ziegen und einen Stier zum Verkauf brachten. Da Maliposa zwischen Palamaka und Mandera im Innern liegt, so muß sich eben die Nachricht von der Unterwerfung Bwana Heris und der Beendigung des Aufstandes mit Windeseile verbreitet haben."

In der That war mit der Unterwerfung Bwana Heris im nördlichen Küstengebiete der Aufstand, der so viel Blut und Leben forderte, glücklich beendet — hoffentlich auch bleibend! Major Wissmann konnte nun seine Kräfte und die inzwischen eingetroffene Verstärkung auf den südlichen Küstenstrich verwenden. Nachdem er die Aufständischen in Kiloa, wo noch immer die Köpfe der beiden ermordeten Deutschen auf Stangen befestigt waren, umsonst zur Unterwerfung aufgefordert hatte, bombardierten die deutschen Kriegsschiffe „Karola" und „Schwalbe" die Stadt, welche dabei teilweise in Flammen aufging. Als die Landungstruppen tags darauf, am 4. Mai 1890, von Süden her in Kiloa eindrangen, fanden sie den Ort vom Feinde geräumt. Am 10. Mai hatte Lindi das gleiche Schicksal.

Diese Siege beendeten den Aufstand endgiltig. Der ritterliche Major Wissmann wurde zur Anerkennung seiner Verdienste in den Adelstand erhoben. Unter seiner Leitung erblühten dem schwer heimgesuchten Lande die Segnungen des Friedens. Den wahren Balsam kann freilich nur die Religion des Kreuzes auf die geschlagenen Wunden legen. Sie allein vermag das arme, verhetzte Volk durch christliche Liebe zur christlichen Wahrheit zu führen und ihm so Glück und Freiheit zu bringen für Zeit und Ewigkeit.

22. In das Gebiet der großen Seen.

Bevor wir Deutsch-Ostafrika verlassen, dürfen wir nicht versäumen, die großen Binnenseen zu besuchen, die wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Teile jetzt zu Deutsch-Ostafrika gehören, d. h. zu dem Gebiete, auf welches Deutschland Anspruch erhebt und welches kein anderer Staat besetzen darf. Der große Karawanenweg dahin geht von Bagamoyo aus westlich durch das deutsche Schutzgebiet nach Mpuapua und nimmt dann eine nordwestliche Richtung bis zu der großen und wichtigen Ortschaft Tabora, die fast genau unter dem 5. Grad südl. Breite liegt. Dort teilt sich der Weg: westlich führt er an den Tanganjika, nördlich an den Ukerewe oder, wie er gewöhnlich genannt wird, an den Viktoria-Nyansa. Der Weg von Bagamoyo nach Tabora beträgt etwa 700 km, und von Tabora an die beiden Seen sind es weitere 300 km, so daß die Reisestrecke wohl der Entfernung von Paris nach Wien gleichkommt. Allein von Paris nach Wien oder von Köln nach Königsberg führt uns der Dampf bequem binnen 48 Stunden, während wir von Bagamoyo an die Seen auch in 48 Tagen nicht gelangen. Denn der Weg muß zu Fuß oder im Schritte der Fußgänger, aus denen Träger und Krieger der Karawane bestehen, zurückgelegt werden.

Fast die Hälfte der ersten Strecke, der Weg von Bagamoyo bis an die Grenze von Usagara, ist uns bereits bekannt. Auf Usagara folgt die Landschaft Ugogo. Den Zug durch dieses Gebiet nun bis nach Tabora soll uns einer der Missionäre erzählen, die die beiden Missionsbischöfe Msgr. Livinhac und Msgr. Charbonnier begleiteten.

„Ugogo kann von einem Reisenden in 8—10 Tagen durchzogen werden, während Karawanen 25—30 Tage dazu brauchen. Das verschuldet der Durchgangszoll oder ‚Hango', den die kleinen Könige dieses Landes von den Karawanen, welche ihr Gebiet durchziehen, erpressen. Die Frechheit dieser Stämme, welche auf ihre Unabhängigkeit stolz sind und gegen jeden kämpfen, der sie bedroht, läßt sie oft Gewaltthaten gegen die armen Träger unternehmen. Nach Beute gierig begegnen sie einem zurückgebliebenen Träger, der seine Last mühsam schleppt oder vielleicht durch Krankheit zurückgehalten wird; da kann der Mgogo seinen Geiz nicht zügeln; er greift ihn an, beraubt ihn seiner Waren und läßt ihn oft genug als Leiche auf dem Pfade liegen. Weil wir Weiße und Missionäre sind, haben wir weniger zu fürchten; gegen ihre fabelhafte Neugierde aber konnten wir uns nicht schützen. Scharenweise drängten sie sich unter die Zeltthüren, schauten hinein, begafften alles und staunten über alles. Unsere großen Hute aus Aloëfasern, welche vortrefflichen Schutz gegen die Sonne bieten, erregten ganz besonders ihr Staunen; sie meinten nämlich, dieselben seien aus Eisen, und wunderten sich über ihre Leichtigkeit. Unsere Reisestiefel waren in ihren Augen Flußpferdbeine, die wir ausgehöhlt und so zur Wohnung für unsere Füße eingerichtet hätten. Wenn wir das Taschentuch gebrauchten, so wollten sie vor Lachen bersten, so daß wir förmlich Angst für ihr Leben bekamen. Wenn wir aufstanden, so entflohen sie wie eine Kette aufgeschreckter Feldhühner, kehrten aber bald noch zahlreicher zurück.

„Die Verhandlungen über den ‚Hango', den wir auf diesem kleinen Erdstriche fünfmal entrichten mußten, wurden mit der diesen Duodezkönigen eigentümlichen Langsamkeit geführt. Bei einer dieser Haupt- und Staatsaktionen hätte die Unklugheit eines Arabers beinahe die ganze Karawane in ein Verhängnis verwickelt. Müde, noch länger auf die Antwort des Königs zu harren, der uns offenbar am folgenden Tage noch nicht weiter ziehen lassen wollte, nahm der Unglücksmensch eine Laterne und suchte Se. Majestät zu nachtschlafender Zeit auf. Sobald man ihn von ferne kommen sah, wurde ihm energisch bedeutet, sich mit seiner Laterne schleunigst zurückzuziehen, und als Strafe für diese Unverschämtheit, seine königliche Person bei Laternenlicht betrachten zu wollen, diktierte der Fürst 40 m Kattun.

„P. Lombard machte den Versuch, die Gunst eines dieser Wagogo-Könige zu gewinnen und dessen königlichen Palast Tembe zu besuchen. Er machte sich also auf den Weg nach Ikuru, der königlichen Residenz; allein in der Nähe der Pforte angelangt, baten ihn der König und sein Hofstaat — wahre Nachtvögel, die sich nicht gerne am hellen Tag zeigen, aber stolz sind wie die Hähne auf ihrem Misthaufen —, er möge seines Weges fürbaß gehen, und drohten, im Weigerungsfalle sich zurückzuziehen, den Palast zu räumen und in den Wald zu fliehen. P. Lombard dachte natürlich nicht daran, eine so hohe Persönlichkeit aus dem Hause zu versagen, und zog sich zurück, wenig erbaut von der Liebenswürdigkeit der Wagogo.

„In Ugogo ist das Klima gesund, die Luft rein und erfrischend. Der Wind bläst namentlich zur Nacht oft sturmartig. Eines Nachts, während Msgr. Livinhac den festen Schlaf der Ermüdung schlief, riß ihm der Wind sein ganzes bischöfliches Palais, das aus einem Leinwandzelte bestand, über dem Kopfe weg. Er merkte es erst, als er die Augen öffnete und sich unter freiem Himmel sah; statt des Leinwanddaches hatte er den Sternendom über seinem Haupte. Und welchen herrlichern Bischofspalast könnte es geben!

„Die einzelnen Stämme werden gewöhnlich durch einen ziemlich großen und sehr dichten Wald voneinander getrennt, der als gegenseitige Befestigung dient. Da weiden die Herden; da werden aber auch die Kämpfe geliefert, welche so häufig zwischen den Nachbarstämmen vorfallen; da verstecken sich endlich die Räuber im Dickicht, welche die Nachzügler der Karawanen überfallen und niedermachen. Eine arme Frau ging allein wenige Schritte vor uns, als ein Ruga-Ruga, wütend, daß er nichts stehlen konnte, sich aus dem Gebüsch auf sie stürzte und mit einem Pfeile zu Boden streckte, ohne daß ihm dieser Mord einen Vorteil gebracht hätte. Denn das arme Wesen trug nur einen schlechten Fetzen auf dem Leibe. Ein Neger, der nur 200 Schritte vom Lager einen ähnlichen Pfeilschuß erhielt, war eine halbe Stunde später von den Hyänen schon zur Hälfte aufgezehrt.

„Der letzte König von Ugogo, dem wir den ‚Hango' bezahlen mußten, war ein Vierziger. Wenn ihm ein Polizeibeamter einen Paß ausstellen müßte, so würde das Signalement dieses liebenswürdigsten der afrikanischen Könige, die wir trafen, etwas sonderbar ausfallen: Mund gewaltig groß; Zähne vollzählig und blendend weiß; Lippen wulstig, doch nicht unverhältnismäßig; darauf sproßt ein kleiner, krauser Schnurrbart. Die Krone des Ganzen ist eine große, breite Stülpnase. Kurz, der starkgebaute Leib wird nur durch den Kopf entstellt, der nicht recht passen will. Den Landessitten entgegen ist dieses vierzigjährige Königskind kein Freund des Krieges. Wir fanden ihn bequem auf seine Matte hingestreckt und dem Genusse der Wasserpfeife ergeben, das sprechende Bild träger und mürrischer Bequemlichkeit, und seine Züge schienen uns sagen zu wollen: ‚Ich bitte euch, laßt mich ungeschoren! Wenn ich eurer bedarf, werde ich schon selbst zu euch kommen!' Wirklich kam er, aber quantum mutatus ab illo (wie ganz verändert!) — gestern König, heute Schacherjude! Er kam freilich, uns zu besuchen; aber sein Hauptzweck war, zwei Esel gegen eine Flinte umzutauschen, die er gerne haben wollte. Da wir der beiden Tiere bedurften, so wurden wir handelseinig, und der König ging zufrieden nach Hause. So endete dieser Besuch, der für manche von uns die erste Gelegenheit war, einen König von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Minister, seines Einflusses wegen eine ebenso angesehene Persönlichkeit wie der König selbst, wollte seinerseits einen Freundschaftsbund mit Msgr. Charbonnier schließen Das landesübliche Mittel dazu heißt: do, ut des (mit der Wurst nach dem Schinken schlagen). Er brachte also etwas Milch und Mtama (Hirsekuchen) zum Geschenke und wünschte dafür ein Beinkleid zu erhalten. Msgr. Charbonnier freute sich ob seiner Freundschaftserklärungen und Bitten, bei ihnen eine Niederlassung zu gründen, und schenkte ihm das Verlangte. Nachdem der Neger die notwendige Gebrauchsanweisung für dieses Kleidungsstück erhalten hatte, zog er es sofort an, erhob sich dann, betrachtete sich, hob das rechte Bein und dann das linke Bein, schritt vorsichtig einher, betastete sich, bewunderte sich und öffnete seine dicken Lippen zu einem behaglichen Lachen, wobei er Zähne zeigte, die ebenso weiß waren wie sein Beinkleid. Stracks lief er darauf nach Hause, ließ die große Trommel schlagen und versammelte alle seine Sklaven, um von ihnen die Anmut und Zierlichkeit bewundern zu lassen, womit er sein Beinkleid trug. Am Abende vervollständigte eine alte baumwollene Zipfelmütze die Pracht seiner Kleidung.

„Ugogo war früher ein sehr fruchtbares und volkreiches Land, liegt jetzt aber infolge der Kriege größtenteils unangebaut und verwüstet. Wir haben unermeßliche Ebenen durchzogen, welche vordem von Wohnungen bedeckt waren, während sie heute öde liegen. Einige Pfähle, die aus der Erde hervorragen, einige verkohlte Balken verrathen die Stelle, wo die Hütten früher standen. Längs des Weges zeigen viele menschliche Gebeine, darunter von der Sonne gebleichte Schädel, die traurigen Folgen des Krieges.

„Mit Freuden entrichteten wir am 24. November den letzten ‚Hango' und eilten dann mit beflügelten Schritten dem Lande der Verheißung, Unyanyembe, zu. Um dorthin zu gelangen, mußten wir aber noch einen Wald durchziehen, in dem man acht Halteplätze zu machen hat, und uns deshalb gut mit Lebensmitteln versehen. Wir fanden dieselben zu Mdaburu bei Munie-Mtuana, aber zu sehr hohen Preisen infolge der Theuerung im Lande. Wir mußten, wie seit 40 Tagen, die schlechte Hirse oder den Sorgo teurer bezahlen als in Frankreich den besten Weizen. Während drei Rasttagen bereiteten wir uns auf die langen Marschtage durch den Wald vor. Dieser lange Aufenthalt in einem Lande, wo Hungersnot herrschte, wurde für einige Träger der arabischen Karawanen verderblich; es starben einige vor Ermüdung und mehr noch vor Mangel, da ihre Herren, die schmutzigen Geizhälse, ihnen nicht genug Nahrung verabreichten. Sobald einer dieser armen Menschen den letzten Atemzug gethan hatte, ließen die Führer, welche weder für Lebende, noch für Tote Mitleid hatten, ihre Leichen aus dem Lager werfen, wobei sie ihnen noch die entsetzlichsten Flüche der Kiswahelisprache nachschickten. Die Sklaven, welche diesen Befehl ausführten, banden der Leiche einen Strick

um den Hals und schleiften sie wie ein verendetes Tier einige Schritte vor das Lager hinaus. Mit Einbruch der Nacht kamen dann die Hyänen, von denen es im Lande wimmelt, und schleppten die Überreste in das Dickicht, wo sie dieselben so gut versteckten, daß jede Nachforschung einiger Patres, welche die Toten begraben wollten, erfolglos blieb. Die Leichen lockten viele wilde Tiere herbei, welche um das Lager her lungerten. Eines Abends hatte einer unserer eigenen Träger mit seinem Bruder einen Streit und war traurig vor das Lager hinausgegangen, wo er sich hinlegte und einschlief. Eine Hyäne kam, packte seinen Kopf zwischen ihr entsetzliches Gebiß und wollte ihn nach dem Walde schleppen. Natürlich erwachte der Neger und schlug mit Händen und Füßen um sich. Die Hyäne war fast ebenso erschrocken, daß sie einen Lebenden statt eines Toten angefallen hatte, wie der Neger, der im Rachen einer wilden Bestie erwachte. Das Tier ließ ihn fallen und sah sich nach einer andern Beute um. Der Neger, der den Tod so Auge in Auge gesehen, lief ins Lager zurück, das Gesicht voll Blut, die eine Wange halb weggerissen, die andere von den Zähnen durchlöchert, die Lippe zerfleischt und auch die Nase stark beschädigt. Wir gaben ihm ein Heilmittel, und es steht zu hoffen, daß er wieder genesen werde. Er hat sich übrigens, freilich etwas spät, hoch und teuer verschworen, er wolle sich von keiner Hyäne mehr fassen lassen.

„Die Regenzeit, Masika genannt, welche seit einigen Wochen begonnen hatte, erneuerte die Natur; aus dem dürren Grase sproßten frische Kräuter, und das gab der Waldlandschaft, in welche wir jetzt eintraten, ein wundervolles Aussehen. Vor uns lag eine unabsehbare Fläche wogenden Grüns, über welche sich ein Meer von Licht ergoß. Rechts und links stand eine ganze Welt von Riesenbäumen, unter denen sich baumartige Euphorbien auszeichnen. Über unsern Häuptern schwankte ein Netzwerk kletternder Lianen, die sich an hundertjährigen Baumstämmen wie an zuverlässigen Säulen anklammerten. Durch einen solchen Wald zogen wir jetzt (vgl. obenstehendes Bild), die einen an der Spitze, die andern am Schlusse der Karawane. Inmitten dieser grünen Bäume war der Marsch weniger anstrengend; denn die Sonne dringt kaum durch das ununterbrochene Blätterdach, und der schwankende Schatten der Baumkronen läßt uns den qualvollen Weg durch die öden, baumlosen Ebenen vergessen, der uns so manchen Schweißtropfen gekostet hatte. Mitten in diesem Walde liegt ein herrlicher See, der Tschaiasee. Fast scheint es, die Vorsehung habe ihn eigens an den Weg der Karawanen hingebettet, um den armen, durch Durst und Müdigkeit erschöpften Wanderern einen schönen Ruheplatz zu bereiten. Wir schlugen unsere Zelte auf einer kleinen Anhöhe nicht weit vom Seeufer auf, räumten wie gewöhnlich unser Gepäck zusammen, spreiteten die Decke darüber und legten unsere müden Glieder zur Ruhe darauf nieder. Dann hob das eintönige Geplauder der Raucher an, nur unterbrochen von dem stoßweisen Nießen der Schnupfer. Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen sind nämlich die allgemein üblichen Genüsse der Afrikaner, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Negern der Mann gewöhnlich priest, das Weib dagegen raucht.

Marsch der Karawane durch den Urwald.

„Während das Abendessen bereitet wurde, machten einige von uns, ganz entzückt von der üppigen Pflanzenwelt, die uns umringte, einen Spaziergang durch die grünen Uferwiesen. Als wir näher kamen, zogen sich die Flußpferde, welche friedlich das Gras abweideten, in ihr nasses Element zurück, um uns außer Schußweite vom See aus vorüberwandeln zu sehen. Zebras und wilde Esel ergriffen die Flucht, während sich Giraffen am Waldsaume zeigten. Wir folgten den Pfaden, welche das Wild getreten hatte. Raubvögel flogen vor uns auf; riesige Frösche sprangen ins Wasser und flüchteten auf die Blätter blaublühender Wasserlilien, während Libellen mit glitzernden Farben über den Wellen gaukelten und sich auf den Büschen der Papyruspflanzen niederließen. Allein es konnte ebensogut ein Krokodil auf Beute lauern, und deshalb setzten wir unserem Spaziergang ein Ziel und zogen es vor, von einer sichern Stelle aus die Schönheit dieser großartigen Tropenlandschaft zu bewundern.

„Wie herrlich sind doch die Wunder der Schöpfung, und welches Glück, in ihnen die Größe des Schöpfers zu empfinden! Dem Gläubigen, vor allem dem Missionär, redet die Schönheit der Natur eine bekannte, wenn auch eine geheimnisvolle Sprache. Alles erinnert ihn an den lieben Gott, für den er arbeitet, und diese Ge-

danken beleben aufs neue seinen Mut, seine Liebe zu dem Dreimalheiligen, den alle Geschöpfe preisen, jedes in seiner Art und alle vereint in einem gewaltigen Einklange. Demgegenüber berührt ein trauriger Widerspruch das Herz des Missionärs schmerzlich: der Anblick der Menschen, welche in die tiefste Unwissenheit versunken und dem schmachvollsten Götzendienste ergeben sind, der Anblick dieser armen Neger, denen wir das Evangelium predigen sollen. Bei ihnen findet man freilich, wie bei allen Völkern, den Keim jener Vernunftwahrheiten, welche die Grundlage des Sittengesetzes bilden; aber diese Wahrheiten sind in ihrem Herzen mit so viel widerstreitenden Irrtümern und Aberglauben vermengt, daß alle ihre Sicherheit verloren scheint. Mit Hilfe des Evangeliums müssen wir sie wieder feststellen. Der Missionär muß Wahrheit und Lüge, Licht und Finsternis in ihrer Brust trennen.

„Am 12. Dezember waren unsere Träger, ganz glücklich, am Ende der Reise zu sein, und noch glücklicher, ihre Bürde ablegen zu können, lange vor Tagesanbruch marschbereit. Der Name Kipalapala war auf allen Lippen. Bald war es sichtbar, und die katholische Mission, welche, von den andern Wohnungen getrennt, die Spitze eines kleinen Hügels krönt, zog aller Blicke auf sich. Um Mittag erreichten wir dieselbe und trafen alle Mitbrüder bei guter Gesundheit; die ganze Christengemeinde war versammelt, darunter 100 unruhige Negerkinder, alle voll Freude über die Ankunft der neuen Patres, namentlich aber über den Segen der ersten Bischöfe von Äquatorialafrika. Der Jubel war groß auf beiden Seiten; die Missionäre von Kipalapala vergossen Freudenthränen beim Wiedersehen ihres teuern Vaters, der als Bischof in die Mission zurückkehrte, und auch wir konnten uns der Thränen nicht erwehren, da wir unsere Mitbrüder nach so langer Trennung wiederfanden, freilich gealtert unter der Sonne des Äquators. Die Freude, die aller Herzen erfüllte, fand ihren passendsten Ausdruck am Fuße der Altäre, in Gegenwart unseres göttlichen Herrn und Meisters; so zogen wir alle in die Kapelle, und das Tedeum erklang mit seinem Jubel des Glaubens und der Frömmigkeit, den keine Feder schildern kann."

Kipalapala liegt nahe bei Tabora. Tabora selbst ist vielmehr eine Gruppe von Dörfern als eine zusammenhängende Stadt. Es hat einen Durchmesser von mehr als 2 km. Seine Bedeutung geben ihm die Araber, die sich in diesem Mittelpunkte der Karawanenstraßen niedergelassen haben. Ihre Häuser sind aus dicken, an der Sonne getrockneten Backsteinen aufgeführt, wohlgebaut und mit Fenstern und Thüren versehen, an denen man mitunter so schönes Schnitzwerk trifft, daß man darüber nicht wenig erstaunt. Ihre Häuptlinge (vgl. das Bild S. 235) hausten da bis in die jüngste Zeit wie Könige. In ihrem Dienste hatten sie eine bedeutende Anzahl Askaris (Soldaten) zum Schutze ihrer Handelskarawanen, auch wohl zu Sklavenjagden und Wegelagerei. Ihre Gärten sind mit den verschiedenartigsten Fruchtbäumen bepflanzt: mit Mango- und Citronenbäumen, Bananen und Granatbäumen; selbst einige Kokos- und Dattelpalmen sieht man. Der Boden von Unyanyembe — so heißt die Landschaft, deren Hauptort Tabora ist — bringt ohne viele Mühe und Arbeit Manjok, Mais, Zuckerrohr, süße Kartoffeln und Weizen hervor. Jetzt weht die deutsche Flagge über Tabora.

Das Missionshaus Kipalapala wurde 1882 gegründet; das Waisenhaus machte die herrlichsten Fortschritte. Dasselbe ist nach der Beschreibung P. Schynses nicht ohne Grund so gebaut, daß es gegen einen Überfall leicht verteidigt werden kann. Es bildet ein Viereck von 70 m Seitenlänge und wird an den Ecken von Türmen mit Schießscharten flankiert. Nur ein Eingang führt in das Innere, wo die Kapelle und die Speicher sich befinden.

23. Auf dem Viktoria-Njansa.

Der Viktoria-Njansa (Nyanza, d. h. See) liegt etwa 1200 m über dem Meeresspiegel. Er bedeckt, wie schon früher bemerkt, einen Flächenraum von 75205 qkm, hat also ziemlich genau die Größe Bayerns. Die größte Breite von Südwest nach Nordost, beträgt über 400 km, jene von Südost nach Nordwest über 200 km. Über sein Nordende spannt sich die Gleicherlinie, und unter dem 1.° südlicher Breite trifft die Grenze von Deutsch-Ostafrika sein Ostufer, so daß er also zum größten Teile in ihrem Bereiche liegt. Zahlreiche und darunter bedeutende Inselgruppen, so der Sesseachipel im Nordwesten, ragen aus seinen meeresähnlichen Fluten empor.

Der erste Europäer, welcher diesen See erblickte, ist der Engländer Speke, der 1858 den Nil aufwärts bis an die Stelle gedrungen war, wo sich die Fluten seines Hauptquellarmes aus diesem See ergießen. Als Speke am 3. August in der Nähe des Ausflusses einen Höhenzug erstieg, schauten seine Blicke zum erstenmal die hellblauschimmernden Wasser des Njansa sich in unabsehbare Fernen hindehnen. „Von Ost bis West bildet die Wasserlinie des Sees die Gesichtsgrenze. Links drängte sich in das Bild eine Gruppe von Inseln, welche 60—100 m über den Seespiegel emporragen mochten. Jede dieser Inseln erhob sich sanft zu einer runden Kuppe; die Falten zwischen den rauhen Kanten der Granitwände waren mit Wald bekleidet, und in lieblicher Ruhe spiegelte sich ihr Bild in den Fluten des Sees, auf dem hin und wieder ein winziges Fleckchen schwamm, die Nußschale eines Fischers." Obschon der See seit Speke oft besucht wurde, sind seine Ufer und Zuflüsse noch nicht genau bekannt. Im Osten erhebt sich das Madahitagebirge bis zu 2500 m Höhe. Der Hauptzufluß des Sees soll der in Unjamwesi entspringende Sinoju sein, den einige bis vor kurz für den eigentlichen Quellfluß des Nil hielten. Von andern wird der Kagera, der dem Viktoriasee den Abfluß des westlich gelegenen, noch wenig erforschten Alexandrasees bringt, für den Hauptzufluß gehalten. Auch vom Nordosten, vom Kenia-Bergstock her, erhält er einen bedeutenden Zufluß. Überhaupt ist die ganze Gegend sehr wasserreich; von allen Seiten bringen Bäche und Flüsse dem ungeheuern See ihre Spenden. Die Ufer sind meist von Papyrusdickicht umsäumt, in dem sich heiser brüllende Flußpferde tummeln; bewaldete Landzungen erstrecken sich oft weit in den See hinein und teilen die Küste in liebliche Buchten (vgl. das Bild S. 236).

Hören wir die Beschreibung, welche Dr. Peters von seiner Fahrt über den Viktoria-Njansa giebt: „Das war in der That ein herrliches Schauspiel, wie es einem selten geboten wird. Der Morgen war kühl nach dem Regenguße der Nacht, und die Sonne durch flockenartig vorüberziehende Wolken abgeschwächt. Rechts und links die scharfen Konturen der mit Wald oder Plantagen bestandenen Küste Ugandas. Vor uns in weiter Ferne eine Inselbildung, von welcher nur zunächst die Berge über dem Horizont sichtbar waren. Und da schossen sie dahin, die phantastischen Boote (vgl. das Bild S. 237), gleich den Rossen des Meeres im Wettlauf miteinander ringend. Ein leichter Wind von Süden her erfrischte die Sinne und Nerven. Er vermochte die Oberfläche des Wassers nur leicht zu kräuseln; noch verspürte man nichts von dem oceanartigen Wellenschlag, welcher auch bei nicht eben schwerem Winde den flachen Viktoriasee so schnell in Bewegung

Araber-Häuptlinge von Tabora. (S. 234.)

setzt. Beweglich wie das Mienenspiel eines geistreichen Gesichtes ist das Äußere des Viktoria-Njansa. Heute schlägt er das blaue Auge sinnend zum tiefen Himmelsfirmament empor, in lieblicher Jugendfrische erstrahlend, die Seele zu heiterer Anschauung bewegend. Funkelnd im glänzenden Sonnenlicht erstreckt er sich vor uns ins scheinbar Unermeßliche hin. Am Horizont schimmert eine

grüne Insel, auf der tiefblauen Flut bewegen sich weiße Schwäne, über der Oberfläche kreisen Adler, welche auf Fischfang bedacht sind. In Scharen springen Fische empor, oder ein graubäuchiger Wels tummelt sich behaglich in der halbkühlen Flut. So im Sabbatsgewande liegt der Viktoriasee vor uns da, nur von Zeit zu Zeit gleich einer Erscheinung aus dem Traumgefilde zieht der Schatten einer Wolke phantastisch darüber hin. . . . Die Flottille ist jetzt weit auseinandergezogen. Mein großes Fahrzeug, welches durch 26 Ruderer getrieben wird, mit der großen schwarz-weiß-roten Flagge darauf, schießt voran, den übrigen den Weg weisend."

Nicht immer gestaltet sich die Fahrt über die ungeheure Fläche des Sees so friedlich. Plötzliche und heftige Stürme wühlen seine Wasser oft haushoch auf und bedrohen Schiffe und Schiffer mit jähem Untergange. Eine solche Fahrt im Sturme soll uns P. Joseph Laane, ein holländischer Missionär aus der Genossenschaft der Weißen Väter, erzählen:

„Den letzten Brief schrieb ich von Bukumbi im Süden des Njansasees aus", berichtete er seinen Eltern. „Hierher kamen uns die Boote aus Uganda entgegen, um uns abzuholen. Wir hatten 22 Boote für unsere sechs Patres und das Gepäck. Die Barken bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen und sind ungefähr 8—10 m lang und 1 m breit. In jedem Boote sitzen 12 bis 16 Ruderer und ein Steuermann. Der Bischof setzte mich in das Kapitänschiff der kleinen Flotte. Ich hatte 20 Ruderer, und so ging es wie im Fluge über den blauen Njansa hin. Unsere Seefahrt dauerte volle drei Wochen. Den ganzen Tag, von

Am Ufer des Viktoria-Njansa. (S. 234.)

morgens früh bis abends spät und oft tief in die Nacht hinein, mußte ich im Boote auf meinem kleinen Feldstühlchen sitzen bleiben. Daß ich dabei mich oft todmüde gesessen hatte und steif an allen Gliedern war, könnt ihr euch denken. Dazu ist die Sonne auf dem See brennend heiß, wir sind ja hier gerade am Äquator, und verursachen namentlich die von dem blendenden Spiegel zurückgeworfenen Strahlen große Pein. Ich betete von Zeit zu Zeit einen Rosenkranz für euch alle, für meine Freunde und für Uganda, rauchte dazwischen einmal eine der großen inländischen Pfeifen, lernte aus meinen Büchern der Kigandasprache Wörter auswendig, plauderte mit den rudernden Negern, ruderte auch selbst zeitweise mit und verbrachte so drei Wochen lang täglich fast 10 bis 12 Stunden auf dem Wasser. Am Abend kamen alle unsere Boote auf einem Eilande oder an der Küste zusammen zum Kampieren. Wir schlugen die Zelte auf und nahmen gemeinsam unser Mittagessen oder eigentlich Frühstück ein, denn gewöhnlich hatten wir vorher noch nichts genossen als etwa einen Trunk aus dem See. Die ersten Reisetage ging das ganz hübsch und interessant, und ich hatte meine helle Freude daran, obschon ich fast den ganzen Tag allein war. Allein am sechsten Tage, nachdem wir einige Stunden bereits auf hoher See waren und nirgends mehr Land erblickten, begann der Njansa fürchterlich zu wogen. Der Wind heulte, der Donner rollte, und mit einemmal rauschte ein gewaltiger Regen nieder. Höher und höher gingen die Wogen. Häufig schlug eine Sturzwelle ins Boot hinein und füllte es mit Wasser. Zwei Mann mußten dasselbe beständig mit hölzernen Schöpfnäpfen ausleeren.

„Im Anfang fand ich das alles prächtig, denn vor dem Wasser bin ich nie sehr bang gewesen; aber keine Viertelstunde später konnten wir wegen des Regens keine 50 m weit vor uns sehen, und der Wind wurde zum heftigen Sturm. Unser Boot wurde von den Wogen hoch emporgehoben, schlug hundertmal beinahe um und ward von den wohl 4 m hohen Wellenbergen wie ein Spielball hin- und hergeschleudert. Ihr werdet leicht begreifen, daß ein so gebrechliches und dazu noch schwer beladenes Fahrzeug einem so heftigen Sturm nicht gewachsen war. Ich selbst hatte freilich so viel zu thun, um mich auf meinem Stuhl zu halten und nicht über Bord zu fliegen, daß ich gar keine Zeit fand, daran zu denken. Anders war es mit meiner Mannschaft. Diese wilden Schiffer, die ihr ganzes Leben auf diesem Binnenmeer zugebracht, wußten wohl, wie viel oder wie wenig ein so schwaches Boot aushalten konnte. Bereits krachte dasselbe in allen Fugen, und plötzlich kam durch das Losreißen einer Ruderbank ein großes Leck in die Flanken. ‚Bikira Maria (Jungfrau Maria), wir gehen unter!‘ hörte ich einen alten Ruderer rufen. Und wirklich drang das Wasser von allen Seiten ein. Einen Augenblick dachte ich, daß es um mich geschehen sei. Das Boot sank mehr und mehr. Nun aber packten meine Leute das Gepäck, und Stück um Stück flog ins Wasser. Erst kam mein Zelt an die Reihe, dann ein Tischchen, mein Feldbett mit Decken und vielen Kleidern, zwei bis drei Kistchen Bücher, etwa 10 Pakete mit Eßwaren, eine Kiste mit meinen photographischen und optischen Instrumenten ꝛc.

„Ich sah mit traurigen Augen zu, wie man so alles in den See warf; allein es galt hier unser eigenes Leben. Dasselbe ausgenommen, ging alles in die Wogen. Glücklicherweise jedoch saß ich auf einer Kiste mit meinem Kelch und den Kirchensachen,

Auf dem Viktoria-See. (S. 234.)

dieselben blieben so verschont. Ich konnte nichts Besseres thun als aus der Not eine Tugend machen und unserem lieben Herrn bereitwillig alles zum Opfer bringen, was ich auf Erden besaß und eigentlich so notwendig bedurft hätte.

„Inzwischen ließen die Neger nicht ab, U. L. Frau anzurufen, denn viele von ihnen waren getauft, und auch ich betete in der Stille meinen Rosenkranz und bat unsern lieben Herrn, er solle mich doch noch einige Zeit leben lassen, um in Uganda zu seiner Ehre zu arbeiten.

„Das feurige Gebet dieser armen, kaum aus dem Heidentum bekehrten Schwarzen ging mir tief zu Herzen. Ich dachte: ‚Nein, mein lieber Herr kann meinen Tod nicht wollen. Er verlangt ja selbst so sehr nach Missionären; wie sollte er mich nun vor den Thoren Ugandas elendiglich ertrinken lassen nach viereinhalbmonatlicher Reise!‘ So blieb ich voll Vertrauen mitten in dem Sturm; doch hab' ich noch nie den Tod so dicht vor Augen gehabt.

„Vier Stunden lang kämpften wir gegen die Wogen an in ständiger Todesgefahr. Wir waren sehr weit vom Lande. Ans Schwimmen war somit gar nicht zu denken, zumal der Njansa von Krokodilen wimmelt. Immer dringender betete ich zu U. L. Frau, sie möge uns doch helfen. Ich zitterte vor Kälte, denn ich war durchnäßt bis auf die Knochen. Endlich nach langen, bangen Stunden brach die Sonne durch die Wolken, und der Regen hörte auf; doch gingen die Wellen immer noch sehr hoch.

„Die Neger ruderten verzweifelt darauf los, und um 7 Uhr abends landeten wir endlich auf einem kleinen Eilande. Unterwegs hatte kein Mensch ein Wort geredet; kaum aber stießen wir auf Grund, da sprangen alle unter lautem Geschrei ins Wasser, zogen das Boot auf den Sand, packten mich auf und trugen mich

im Triumph ans Ufer. Hier fielen sie mir um den Hals, um die Arme und Beine unter dem lauten Ruf: ‚Kulika! Kulika! Sebo (Glück auf, Vater)!‘ Sie trugen alle mit mir herzliches Mitleiden. Ich stand hier allein und verlassen auf einem kleinen Eiland, durchnäßt, fieberkrank, ohne Zelt und ohne ein Stück trockener Wäsche.

„Ich glaubte, daß alles, was ich gehabt, verloren sei. Doch hatte unser lieber Herr wenigstens mein Leben gespart; ich kroch also hinter ein Gebüsch und dankte Gott mit einem feurigen Te Deum. Ich dachte an meine Mitbrüder. Von all den 22 Booten hatte ich allein mit noch einem andern kleinen Fahrzeug diese Insel erreicht.

„‚Wo sind die weißen Männer?‘ war meine erste Frage. ‚Wir wissen nicht, ob sie noch leben oder ertrunken sind,‘ riefen alle, ‚aber acht katholische Bagandas sind sicher ertrunken.‘ (Wie es scheint, war dies die Mannschaft des zweiten kleinen Bootes, von dem soeben die Rede war.) Ihr könnt euch meine Unruhe denken. Während des Unwetters hatten wir die übrigen Boote aus den Augen verloren, da der Sturm sie nach allen Seiten verschlagen hatte. Sollte ich von der ganzen Karawane, die so unsäglich viel Geld und Mühe gekostet, allein Uganda erreichen, wo doch so viele Tausende von Christen unser harrten? Ich begann wieder den Rosenkranz zu beten, denn ans Schlafen war nicht zu denken.

„Inzwischen hatten die Neger einzig für mich ein Feuer angezündet, an dem ich meine Kleider trocknete. Der Kapitän machte sich dann mit seinen Leuten daran, Äste und Zweige abzuschneiden und mit denselben für mich eine kleine Hütte zu bauen. In einer Stunde war sie fertig. Darauf wurde in der mit Rasen bedeckten Laube ein Bett aus Gras für mich hergerichtet. Mich hungerte sehr, und so gab ich mich ans Suchen. Glücklicherweise fand sich in einem Kistchen des zweiten Bootes, das an der Insel gestrandet, eine Handvoll Bohnen. Ich selbst hatte noch ein Stück Chokolade in der Tasche. Das wurde sofort gekocht, und so kam ich wieder etwas zu Kräften. Auch die Schwarzen hatten ihren ganzen Speisevorrat im Sturm verloren. Nach meinem kärglichen Mahle steckte ich mir eine Pfeife an und setzte mich zu den Schwarzen ans Feuer, um zu plaudern. Die armen Leute hungerten und froren. Trotz allem scherzten wir zusammen und suchten unser Mißgeschick auf diese Weise etwas zu vergessen. Erst spät in der Nacht kroch ich in meine Hütte, schlief aber schlecht. Ich träumte von euch und meinem lieben Vaterland. Um 10 Uhr dachte ich: in diesem Augenblick beten sie zu Haus alle den Rosenkranz für dich und sind alle auf ihren Knien vor dem Bild der heiligen Familie. Und das gab mir wieder Mut. Decken hatte ich keine; aber die guten, weichherzigen Bagandas gaben mir fast alles, was sie am Leibe trugen, nur um mich etwas warm zu halten. Sie dachten nur an mich. So viel Liebe hätte ich von diesen halbwilden und kaum aus dem Heidentum bekehrten Schwarzen nicht erwartet. Ja, Mutter, Du kannst mirs glauben, Du hättest nicht besser für mich sorgen können. Ich gelobte denn auch unserem lieben Herrn, daß ich auch meinerseits, wenn ich jemals glücklich nach Uganda käme, mich für die guten Leute ganz hinopfern und ihnen alles hundertmal vergelten wolle.

„Ich lag da, just wie unser lieber Herr, der nichts hatte, worauf er sein Haupt hinlegte, und wie der hl. Franz Xaver, als er sterbend in seiner elenden Hütte lag, und wie so viele andere Missionäre, und ich war heimlich froh darüber, daß ich nun auch Missionär im vollsten Sinne des Wortes war; und obschon das Eiland voll von Schlangen und wilden Tieren war, fühlte ich mich doch als der glücklichste Mensch auf der Welt. Unser lieber Herr war ja bei mir, was sollte ich da fürchten?

„Nach kurzer Nachtruhe war ich morgens in aller Frühe wieder auf den Beinen. Ich sprang von meinem Graslager auf, auf das ich mit Stiefeln und Kleidern mich hingelegt hatte, warf mein Gewehr über die Schultern und ging aus, um zu sehen, ob sich nirgends auf der Jagd ein Stück Wildpret für meine Neger finden ließe. Nichts ließ sich blicken. Ringsum nichts als Gras und Felsen und einige Hütten von Wilden, die noch nie einen Weißen gesehen zu haben schienen.

„Ein Kind war von einer Schlange schlimm gebissen worden; ich gab ihm einige Heilmittel, desgleichen allen denen, die an Wunden litten. Leider fand ich nirgends ein sterbendes Kind, das ich hätte taufen und mit einem Gruß an unsern lieben Herrn in den Himmel vorausschicken können.

„Die See wogte noch recht ungestüm, doch wir mußten um jeden Preis abfahren und die Küste zu gewinnen suchen. Denn meine Leute hatten nichts zu essen, und ich auch nicht. Wir machten also das Boot, so gut es ging, wasserdicht und wagten uns im Vertrauen auf Gott, der seine Glaubensboten nicht aus seinem Auge läßt, abermals auf die See.

„Nach 10stündigem Rudern wurde es wieder dunkel. Noch hatten meine Mannen gar nichts, und ich nur ein Stückchen Chokolade gegessen. Ich rauchte eine schwere einheimische Pfeife, um meinen Magen zu täuschen, fühlte aber trotz allem heftigen Hunger. Am Abend begegneten wir endlich einem Fischerboote aus Kiziba. Das ist das Land, wo P. van Thiel Missionär ist. Der Anblick gab mir neuen Mut; denn wenn es mir nur gelang, zu ihm zu kommen, war mir rasch aus meiner Not geholfen.

„Von meinen Gefährten hatte ich noch immer keine Kunde. Wir ruderten also auf das Fischerboot zu und fragten, ob sie niemanden auf dem See begegnet seien. ‚Ja,‘ lautete die Antwort, ‚einem Dutzend von Ugandabooten.‘ — ‚Waren weiße Männer darauf?‘ — ‚Ja, fünf Weiße mit weißen Kleidern und langen Bärten.‘ Meine Mitbrüder waren also am Leben und wahrscheinlich schon am Ufer. Ich dankte unserem lieben Herrn mit einem feurigen Gebete und spornte meine abgematteten Bootsleute noch einmal an, kräftig in die Ruder zu greifen. Um sie aufzumuntern, sang ich der Reihe nach alle alten bekannten Kirmeßliedchen aus meiner holländischen Heimat und alle Kirchenlieder, die ich auswendig wußte. Flott ging die Fahrt voran bis abends 9 Uhr. In der Ferne lag die Küste vor uns. Meine Augen waren scharf aufs Ufer gerichtet.

„Endlich bemerkten meine Schwarzen ein Feuer, das gab ihnen neuen Mut, und wir flogen pfeilschnell über die Wellen. Eine Stunde später waren wir nahe genug an der Küste, um verschiedene Boote zu unterscheiden. Ich schoß meinen Revolver und mein Kugelgewehr achtmal nacheinander ab. Ein ohrbetäubendes Geschrei war die Antwort. Meine Mitbrüder und deren Neger hatten mich erkannt, und wohl an die hundert Schwarze sprangen ins Wasser und kamen uns entgegen. Sie faßten mich an Händen, Füßen und Kleidern, hoben mich aus dem Boot und trugen mich, laut singend und schreiend, auf ihren Schultern zu meinen Mitbrüdern.

„Voll Freude fiel ich ihnen um den Hals. Sie hatten alle geglaubt, ich sei ertrunken. Ihr begreift, wie unruhig sie alle gewesen. Sogleich liefen alle hin, um für mich ein warmes Essen herzurichten; ich konnte aber wenig genießen, da ich starkes Fieber

Der König Mteſa von Uganda inmitten ſeiner Miniſter. (S. 240.)

hatte. Glücklicherweise hatte einer eine Flasche Rum. Das erquickte mich und stellte mich rasch wieder auf die Beine. Ich erhielt von zweien meiner Mitbrüder je eine Decke und konnte so diese Nacht unter einem Zelt ruhig schlafen. — Das ist so eines der Abenteuer, liebe Eltern, wie sie ein Missionär in Afrika des öftern wohl durchzumachen hat."

24. Blutzeugen von Rubaga.

Das wichtigste Reich am Viktoria ist das im Nordwesten des Sees gelegene Uganda. Nach Stanley hat es einen Flächenraum von über 80 000 qkm, mit den tributpflichtigen Strichen von Unjoro und Ukedi wohl 160 000 qkm. Die Bevölkerung wird auf 2—5 Millionen geschätzt. Es ist ein schönes, fruchtbares Bergland. Die Waganda sind ein tapferes Volk. Von der Entstehung des Reiches Uganda erzählt die Sage: Vor acht Geschlechtern sei das Land der Garten der Wahuma von Unjoro gewesen und mußte von den Eingebornen wie von Sklaven für jene bebaut werden. Da sei eines Tages ein Jäger, Namens Uganda, mit seinem Weibe in das Land gekommen; der habe von seiner reichen Jagdbeute den armen Leuten oftmals Fleisch geschenkt. Da sagten die Sklaven zu ihm: „Was ist uns unser König, der so weit von uns entfernt wohnt, daß die Kuh, die wir ihm als Abgabe sandten, unterwegs mehrere Kälber warf und noch immer nicht zu ihm gelangt ist? Sei du unser König!" So wurde Uganda König, legte Wege im Lande an, dem er seinen Namen gab, baute große Schiffe auf dem See und errichtete sich einen Palast.

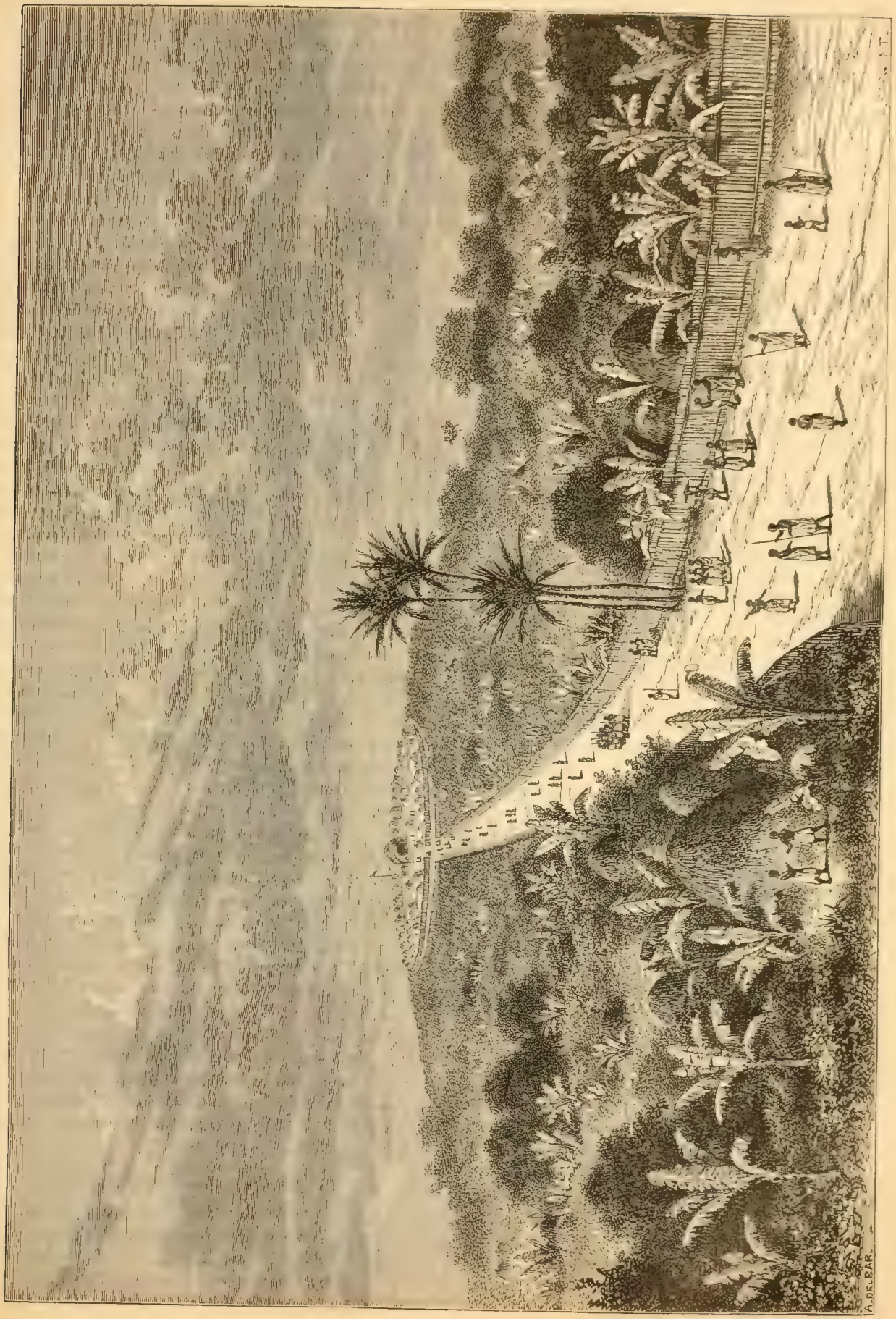
Christlicher Page aus Uganda.

Als die ersten Europäer nach Uganda kamen, war Mtesa (vgl. das Bild S. 239) König, jedenfalls in seiner Art ein bedeutender Mann. Er dehnte nicht nur durch siegreiche Kriege die Grenzen seiner Macht weit aus, sondern suchte auch sein Volk sittlich zu heben, weshalb ihm die Glaubensboten als Lehrer sehr willkommen waren. Er starb nach einer langen Regierung 1884.

Mtesa nahm den Islam an; doch beschützte und beförderte er auch das Werk der Missionen. 1879 trafen die ersten katholischen Missionäre unter Leitung P. Lourdels aus der Missionsgesellschaft der Weißen Väter in Rubaga (vgl. das Bild S. 241), der Residenz Mtesas, ein, und bald erblühte neben der anglikanischen Mission eine zahlreiche und eifrige katholische Gemeinde. Sie sollte nur zu bald, und zwar in des Wortes vollster Bedeutung, die Feuerprobe bestehen. Als nach Mtesas Tode Muanga im Jahre 1884 den Thron bestieg, trat ein großer Umschwung ein. Gerüchte von Besitzergreifungen afrikanischer Länder durch europäische Mächte und Nachrichten von den Ereignissen im Sudan waren nach Rubaga gelangt und hatten den neuen Herrscher mit Furcht erfüllt, die Europäer möchten kommen und auch sein Reich „auffressen". Als nun der anglikanische Bischof Hannington ohne seine Erlaubnis mit großem Gefolge von Osten her nach Uganda kam, ließ er ihn mit allen seinen Begleitern töten. Dann verbot er in seinem Reiche die christliche Religion unter Todesstrafe. Allein die Neubekehrten in Uganda zeigten sich der Blutzeugen der ersten Kirche würdig. Nur einige Beispiele jugendlicher Martyrer wollen wir hier aus einem Briefe Bischof Livinhacs anführen.

„Ein junger Krieger, Jakob Bazabaliao, welcher sich durch seine große Herzenseinfalt und noch mehr durch den Eifer auszeichnete, mit dem er die Kinder der Hauptstadt im Glauben unterrichtete, wurde vor den König beschieden. Muanga bedrohte ihn mit dem Tode, falls er nicht aufhöre, andern die christliche Religion zu predigen; allein der Krieger kannte keine Furcht und setzte sein Apostolat mutig fort. Nun warf der Tyrann demselben vor, er habe es gewagt, ihn selbst unterrichten und zum Christentum bekehren zu wollen. ‚Henker, packt ihn,' rief er, ‚macht ihn auf der Stelle nieder! Mit dem wollen wir anfangen!' ‚Lebe wohl, König!' sagte der junge Christ ohne Zittern, ‚ich gehe hinauf ins Paradies, um bei Gott für dich zu beten.' — Jakob mußte an mir vorbei, als man ihn auf den Richtplatz führte, wo ihn der Henker enthaupten sollte. Ich erhob die Rechte, um ihm die letzte Lossprechung zu erteilen. Als Antwort streckte er die gefesselten Hände empor und zeigte auf den Himmel, wo wir uns einstens wiederzusehen hoffen. Heiter lächelnd, als ginge es zu einem Feste, schien mir sein Blick sagen zu wollen: ‚Warum klagen? All diese Leiden sind ja nichts im Vergleich mit den ewigen Gütern, die du uns kennen gelehrt!'

„Karl Luanga, der Aufseher der königlichen Pagen (vgl. obenstehendes Bild), wurde von seinen Gefährten getrennt. Vielleicht hoffte man, ihn so leichter zum Abfalle zu bestimmen. Ein Henker erbat sich den Knaben vom Könige mit dem Versprechen, er wolle ihn schon durch Qualen mürbe machen. Der Unmensch röstete Karl bei langsamem Feuer, indem er bei den Füßen die Marter



Rubaga, die Hauptstadt von Uganda. (S. 240.)

begann. ‚Ob Gott wohl kommt und dich aus der Glut befreit?‘ spottete der Henker, als er das Feuer unter den Füßen seines Opfers entfachte. Ruhig erwiderte der Blutzeuge: ‚Armer Unglücklicher, du weißt nicht, was du sagst. In diesem Augenblicke ist mir, als gössest du Wasser über meinen Leib; dich aber wird Gott, den du jetzt lästerst, eines Tages in das wirkliche Feuer verstoßen.‘ Nach diesen Worten sammelte er sich und erduldete die langsame Qual, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben.

„Die drei jüngsten Pagen, Simeon Sebuta, Dionys Kmiuka und Uelaba, der noch Katechumene war, erregten das Mitleid des ersten Scharfrichters. Um sie zu retten, sagte er ihnen: ‚Ihr braucht nur zu erklären, nicht mehr beten zu wollen, und Muanga wird euch begnadigen.‘ Die Knaben jedoch gaben ihm zur Antwort: ‚Solange wir leben, wollen wir vom Gebete nicht ablassen.‘ Mkadjanga, der Henker, verlor kein Wort weiter; denn er hoffte, der Anblick der Qualen ihrer Gefährten werde mehr vermögen als Bitten. Man führte daher die drei Knaben mit den übrigen Pagen auf den Hügel Namugongo in der Nähe des Missionshauses St. Maria von Rubaga. Im ganzen waren es 34 Opfer. Hohe Haufen dürren Schilfrohrs waren auf der Spitze des Hügels zubereitet. Die Henker machten daraus große Bündel und banden in jedes hinein einen der Verurteilten. Für den kleinen Simeon Sebuta war kein Bündel hergerichtet. Das Kind fühlte sich zurückgesetzt und rief: ‚Wo ist mein Platz? jeder hat den seinigen.‘ Man entsprach seinem Wunsche; doch band man ihn sowie Dionys und Uelaba abseits von den andern. Als die Vorbereitung zum Martertod vollendet war, wurden die Blutzeugen nebeneinander nach derselben Richtung gelegt. Unter den Opfern befand sich auch der Sohn des ersten Scharfrichters, der junge Katechumene Mbaga. Der unglückliche Vater versuchte alles, um dem Kinde ein Wort des Abfalles zu entlocken. Vergeblich hatte er gehofft, der Anblick der Zurüstungen zur Vollstreckung des Urteils werde den Sinn des Knaben ändern; das Kind ließ sich binden, ohne ein Wort zu sagen. Im letzten Augenblicke machte der Vater nochmals einen Versuch. ‚Mein Sohn,‘ sagte er, ‚laß dich wenigstens in ein sicheres Versteck bringen, wo dich kein Mensch entdecken kann.‘ ‚Nein, Vater, ich will nicht verborgen sein. Ich kenne den Grund meines Todes; um der Religion willen sterbe ich.‘ Um seinem Sohne die Feuerqual zu ersparen, ließ Mkadjanga demselben durch einen Henkersknecht einen heftigen Keulenschlag ins Genick versetzen. Tot fiel das Kind zur Erde; dann wurde es gleich den andern in ein Schilfbündel gebunden. Nach dieser ersten Urteilsvollstreckung wurden die Schilfbündel in Brand gesteckt, und zwar zu Füßen der Opfer, um ihre Leiden zu verlängern, und in der Hoffnung, daß doch noch mancher sich schwach erweise, sobald ihn die Flamme ergreife. Eitle Hoffnung! Die Martyrer öffneten den Mund nur zu einem gemeinschaftlichen Gebet. Eine halbe Stunde später erloschen die Haufen; eine Reihe Leichname, halb verbrannt und mit Asche bedeckt, bot sich den Blicken dar.

„Der kleine Simeon und seine Gefährten betrachteten diese rauchenden Überreste und warteten mit Ungeduld, bis endlich die Reihe an sie käme. ‚Seid unbesorgt,‘ rief man ihnen zu. ‚Wir heben euch für das Ende des Festes auf, wenn ihr in eurem Trotze verharret; denn nur durch Abfall vom Glauben könnt ihr das Leben retten.‘ Die Pagen waren untröstlich. Der alte Mkadjanga, der zum erstenmal in seinem Leben sah, daß Kinder den Tod nicht fürchteten, traute seinen Augen nicht. Er ließ die drei losbinden und in den Kerker führen. Traurig klagten die Knaben: ‚Warum tötet ihr uns nicht? Wir sind Christen wie die, welche ihr soeben verbrannt habt; wir haben unsere Religion nicht verlassen und werden sie niemals verlassen. Es ist also unnütz, uns für später zu bewahren.‘ Der Henker blieb taub gegen alle Bitten. Vielleicht wollte es Gott nicht zulassen, daß die Einzelheiten über den heldenmütigen Tod von 31 Pagen unbekannt bleiben sollten, und gab deshalb den Sklaven Muangas ein, der drei Kinder zu schonen. Sie sind die einzigen Überlebenden aus der glorreichen Schar als Zeugen des Martertodes ihrer Genossen. Die Todesverachtung der Christen, ihre Ruhe inmitten der Qualen, setzten Muanga, die Henker und alle Heiden in großes Staunen. Sie sagten, wir bezauberten unsere Schüler dergestalt, daß sich keiner des Bannes erwehren könne, sondern jeder mit Hintansetzung aller Freuden dieses Lebens den Tod suche, dessen ausgesuchteste Qualen ihm süß vorkämen. Um seine Tochter von diesem Zauberbanne zu befreien, griff ein Neger zum Messer und brachte dem Mädchen an Kopf und Körper mehrere tiefe Schnittwunden bei. ‚Daraus‘, sagte er, ‚muß sich die verwünschte Lehre entfernen, welche man dir eingepflanzt, und der Zauber weichen, der dich bestrickt.‘ Viel Blut floß freilich; aber die Lehre und der ‚Zauber‘ blieben.“

Die Missionäre sahen sich endlich gezwungen, Uganda zu verlassen und mit ihren getreuen Christen bei Bukumbi, am Südende des Sees, in der Mission U. L. Frau von Kamoga eine Zufluchtsstätte zu suchen. Bald nachher wurde aber auch Muanga von der mohammedanischen Partei aus seinem Reiche vertrieben und flüchtete ebenfalls nach Kamoga. Da hatten nun die katholischen Missionäre dem blutbefleckten Tyrannen Böses mit Gutem zu vergelten. Er bekehrte sich; ob aber seine Bekehrung eine ernste war oder nur berechnete Heuchelei, muß erst die Zukunft erweisen. Inzwischen hauste sein Nachfolger Karema in Uganda noch schlimmer als er; der Wüterich suchte das ganze Geschlecht Mtesas durch Feuer auszurotten, und seine Raserei wurde den Bewohnern unerträglich. Sie riefen also Muanga zurück, und diesem gelang es mit Hilfe der Christen, die mohammedanische Partei zu besiegen und seine Hauptstadt zu erobern. Am 11. Oktober 1889 zog er triumphierend ein, und tags darauf wies er den Patres Lourdel und Deniot das Haus ihres Feindes zur Wohnung an, der sie gerade auf den Tag ein Jahr früher aus Uganda vertrieben hatte.

Im Jahre 1892 hatte die katholische Mission von Uganda eine neue blutige Verfolgung zu bestehen. Diesmal waren die Protestanten die Urheber; durch einen Aufstand verjagten sie den König, die katholischen Missionäre und alle Katholiken, welche sie zwangen, in die Provinz Buddu, im Westen des Sees, überzusiedeln. Englische Offiziere, die im Dienste der englischen Ostafrika-Gesellschaft standen, halfen den Aufrührern zum Siege. Einer derselben, ein gewisser Kapitän Williams, rühmte sich, mit seinem Maximgeschütz sechs Barken voll fliehender Frauen und Kinder in den Grund gebohrt zu haben. Zu Hunderten wurden die Katholiken hingemordet. Doch wir wollen dieses traurige Blatt, das den Urhebern des entsetzlichen Blutbades wahrlich keine Ehre einbringt, nicht näher betrachten. Glücklicherweise ist der Friede jetzt wieder hergestellt und hat sich die katholische Mission von dem schweren Schlage verhältnismäßig rasch erholt.

25. An den Ufern des Tanganjika.

Wir wenden uns jetzt dem zweiten großen See zu, der sich südwestlich vom Viktoria-Njanza ausbreitet, dem Tanganjika (vgl. die Karte S. 243). Msgr. Bridoux, der Obere der Missionen an seinen Ufern, soll unser Führer sein. Der Tanganjika-See, über 700 km lang, 75 km breit und mit einer Wasserfläche

von 37 000 qkm, gehört zu Deutsch-Ostafrika und bildet einen großen Teil seiner Westgrenze. Schon deshalb hat er für uns eine besondere Bedeutung.

„Am 24. Januar 1889 erblickten wir endlich nicht ohne Freude die ungeheure blaue Fläche des Tanganjika, umkränzt von dem gewaltigen Walle seiner stolzen Berge, und tags darauf erreichten wir nach dem Übergange über einen Wildbach und einen letzten Fluß, den Lutsche, Udschidschi, das die Araber in dieser Gegend leider zu ihrer Zwingburg gemacht haben," erzählt Msgr. Bridoux. „Was man mit dem Namen ‚der Stadt' Udschidschi (vgl. das Bild S. 244) ehrend bezeichnet, ist, abgesehen von dem Quartier der Araber und dem Marktplatze, nur ein Haufe zuckerhutförmiger Hütten, welche wie Bienenkörbe oder Termitenhaufen aussehen. Ölpalmen, Bananen, Mango-, Granatäpfel- und Melonenbäume breiten darüber ihr herrliches, verschieden abgetöntes Grün aus, was Udschidschi von ferne einen freundlichen Anblick verleiht. In einer leichten Bodenfalte scheint es, mit Laubgewinden umkränzt und im Buschwerk halb versteckt, am Ufer des Sees zu ruhen. Sobald man es aber betritt, ist der Zauber seines Anblickes rasch verscheucht und macht in unsern Herzen der Trauer Platz, welche die Unzahl zerlumpter und halbverhungerter Sklaven hervorrufen, die man allerorts an harter Arbeit sieht oder die, arbeitsunfähig, elend ihr Leben

fristen. Täglich bieten die Araber, hier Wanguanas geheißen, sie von Thür zu Thür zum Kaufe an oder stellen sie auf dem Marktplatz zum Kaufe aus, ganz genau wie man es mit unsern vier Eseln machte, welche das Endziel unserer Reise erreicht hatten und welche wir losschlagen wollten. Wie vielen Unglücklichen konnten wir auf diesem Marktplatze, den ich mit menschlichen Gebeinen bedeckt sah, schon die Freiheit erkaufen! Der eine Teil derselben ist jetzt im Himmel, der andere wurde auf die verschiedenen Stationen der Tanganjika-Mission verteilt. Die kleinen Kinder, die sich auf solche Weise ihrer Bande ledig sahen, haben aber so Schreckliches erduldet, daß man auch mit der größten Sorge kaum zwei oder drei von zehn am Leben erhalten kann. In unserer Missionsstation Kibanga sterben jährlich etwa hundert Knaben und Mädchen unter zehn Jahren. Das Herz schnürt sich beim Anblicke der Wanguanas zusammen, die uns im Vorübergehen grüßen, und wir müssen uns Gewalt anthun, ihnen nicht unverhohlen Zeichen unseres Abscheues zu geben.

„Die Schiffahrt auf dem See, den die Eingebornen manchmal ‚Bahari', d. h. Meer, nennen, ist sehr primitiv, und wahrscheinlich werden die Neger sich noch lange ihrer alten Pirogen bedienen. Dieselben sind nichts als ausgehöhlte Baumstämme, einfache Tröge. Der Schiffsbaumeister kennt weder Säge noch Hobel; seine einzigen Werkzeuge sind ein Krummeißel und ein Breitbeil von sehr plumper Form. Dennoch durchschneiden diese kleinen Pirogen, in denen 8—10 Neger aufrecht stehen und das Fahrzeug mit Ruderschlägen lenken, sehr leicht den See und nehmen den Kampf mit den schäumenden Wogen auf. Die Neger machen sich nicht viel daraus, wenn das Fahrzeug umschlägt, vorausgesetzt, daß es nicht

Ansicht von Udschidschi am Tanganjika. (S. 243.)

mit Waren befrachtet sei; denn der leichte Kahn schwimmt wie eine Nußschale auf dem Wasser, und die Neger können, wenn nötig, stundenlang schwimmen, und zwar mit einer Hand, während die andere das Ruder hält und das gekenterte Boot mitschleppt. Die Araber und die Missionäre haben die Kähne etwas verbessert. Auch ihre Fahrzeuge sind ausgehöhlte Baumstämme; aber sie sind mit mehr Kunst und Sorgfalt hergestellt, schön abgerundet und durch Bretter zu beiden Seiten erhöht. Sie messen 10—14 m Länge und haben eine mittlere Breite von 1,20 m; überdies haben sie ein Steuerruder und einen Mastbaum, an welchem bei günstigem Winde ein Segel gespannt wird. Am Hinterteile befindet sich ein kleines, mit Matten bedecktes Verdeck, welches wenigstens teilweise Schutz gegen Regen und Sonne bietet und wo zwei Personen Platz finden.

„Bei günstigem Winde und mit Hilfe des Segels kann man Kibanga in 20 Stunden erreichen; da wir aber Gegenwind hatten und rudern mußten, brauchten wir 50 Stunden. Unser Schiff trägt den Namen ‚Msalaba', d. h. das Kreuz; sein Segel ist mit einem großen roten Kreuz geschmückt (vgl. das Bild S. 245), dem Zeichen der Erlösung, welche wir den Völkern predigen wollen, die noch in der Finsternis und im Schatten des Todes weilen. Die Bemannung bilden 13 Knaben unserer Mission unter dem Befehle eines von ihnen, der den Titel Pilot führt. Niemals verlassen sie das Ufer, ohne vorher zum heiligen Schutzengel zu beten. Dann stimmen sie ihre Lieder an; denn nur nach dem Takte des Gesanges handhaben sie die Ruder. Das erste Lied ist ein Gebet zu Gott; sein Kehrreim lautet: ‚Ruft erst zu Gott aus frommer Brust, dann rudern wir mit Kraft und Lust; erst fleht zu Gott!'

Lied folgt nun auf Lied, und Strophe auf Strophe ohne Ende, solange dem unerschöpflichen Stegreifsänger Stimme und Sprache nicht versagt; denn an Einfällen fehlt es ihm nie. Nur wenn eine günstige Brise sich erhebt, schweigt der Gesang; man spannt das Segel, die Ruderer rasten, wischen sich den Schweiß von der Stirne und lassen den Kahn nach Lust über die sich hebenden und senkenden Wogen hinschaukeln. Fällt der Wind, so greifen sie wieder zum Ruder und lassen abermals ihre Gesänge erschallen. Die Schiffer ziehen die Nacht dem Tage vor; denn der See ist dann meist ruhiger. Gewöhnlich steuern sie die Küsten entlang, und nur gezwungen, wenn sie an das jenseitige Ufer übersetzen müssen, wagen sie sich auf den offenen See hinaus.

„Bei Sturm wirft der See gewaltige Wogen, die sich schäumend und brausend überstürzen; wenn er aber ruhig ist, so spiegelt seine Fläche das Blau des Himmels wieder, nur einige Töne tiefer und mit einem Stich ins Grüne. Der Missionär, der zum erstenmal an den Ufern des Tanganjika hinfahrt, weiß sich kaum zu fassen vor Staunen über das unvergleichliche Landschaftsbild. Die hohen Uferberge stürzen in steilen Flanken in den Seespiegel ab oder schieben vielgestaltige Vorgebirge in denselben hinaus; an andern Stellen erheben sie sich in sanften Hangen zu einem hügeligen Hochlande, dessen Linien in weiter Ferne verschwimmen. Der Blick kann sich kaum von den mit prachtvollem Grün bekleideten Ufern trennen. Da stehen Hochwälder, in denen Scharen großer Affen ihr neckisches Spiel treiben; hin und wieder zeigt sich, halb im Grün verborgen, die Hütte eines Eingebornen. Den Bergen von Udschidschi folgen jene von Urundi, und in der Ferne, am jenseitigen Ufer, tauchen die Höhen von Ugnia und Ubwari auf, die wir bald in der Nähe betrachten werden. Zahlreiche Flußpferde zeigen ihren riesigen und unförmigen Kopf über der Wasser-

Abfahrt im Schiffe der Mission. (S. 244.)

fläche und tauchen unter; Krokodile sonnen sich auf den Uferfelsen oder lassen die Umrisse ihres Schuppenleibes unter dem Wasser erkennen.

„Am Sonntag Abend erreichten wir die Höhe von Kibanga. Man erblickte uns sofort; denn wir wurden mit derselben Sehnsucht erwartet, mit der wir nach Kibanga verlangten. Aber ein heftiger Wind verhinderte die Landung und zwang uns, auf einer benachbarten Rhede die Nacht zuzubringen. Erst am andern Morgen konnten wir landen. Der hochw. P. Coulbois erwartete uns mit allen Kindern der Missionsanstalt und mit vielen Einwohnern des Missionsdorfes am Ufer — es waren über tausend Personen! In das Freudengeschrei der Kinder und Männer und das ‚Yu-yu' der Weiber knatterten die Gewehrsalven, und durch eine ganze Wolke Pulverdampf wurden wir wie im Sturm von unsern Negern an den Strand getragen; sie stritten sich förmlich um die Ehre, uns ihre starken Arme und breiten Schultern anzubieten. Ohne Verzug begaben wir uns nach der Mission, welche 1½ km vom Dorfe (vgl. das Bild S. 247) entfernt liegt. Der Weg führt durch herrliche Pflanzungen, welche Lavigerie-Ville (so nennen die Missionäre zu Ehren ihres Stifters die Niederlassung) zu einer Art Paradies machen.

„Zunächst begaben wir uns in die Kirche, um dem Heiland im heiligsten Altarssakrament unsern Gruß und unsern Dank darzubringen. Dann überließen wir die guten Neger der Festfreude, bis am Abend eine feierliche Segensandacht, das Tedeum und zum Schlusse der bischöfliche Segen alle Christen, Katechumenen und Postulanten zur Kirche rief, welche jedoch viel zu klein war für diese Menschenmenge. Innigsten Dank schuldeten wir Gott, der uns heil und wohlbehalten und ohne den Verlust auch nur eines Gepäckstückes mitten durch so viele Gefahren den weiten Weg in diesen Teil des Weinberges führte, den er in seiner Güte uns zu bestellen überwiesen hat.

„Als die Missionäre vor kaum sechs Jahren sich in Kibanga niederließen, war daselbst alles wüst und mit Gestrüpp überwuchert. Seither hat sich ein wunderbarer Wandel vollzogen. Zu recht billigem Preise erhielten die Missionäre vom Häuptling Pore ein weitläufiges Grundstück als Eigentum; wenn man es ganz anpflanzen könnte, würde es wohl 100 000 Menschen ernähren. Es ist eine weite, von Hügeln durchzogene Ebene, die 16 000 ha enthält, von zwei Flüßchen, dem Lufu und dem Kanuema, begrenzt und von zwei andern, dem Maongolo und dem Kaleme, durchströmt wird. Außerdem entspringen zwischen den Hügeln in den Thalrinnen zahlreiche Quellen, die muntere Bäche speisen. Jeder Eingeborne, der es wünscht, kann sich auf diesem Gebiete niederlassen und nach Wahl ein Feld bebauen, vorausgesetzt, daß er sich den Bedingungen des Postulats (Vorstufe zum Katechumenat; der Betreffende muß die Absicht haben, sich in der christlichen Religion unterrichten zu lassen) unterwerfe. Am Tanganjika gelten die Häuptlinge als Eigentümer von Grund und Boden; aber da derselbe fast überall brach liegt, können ihre Unterthanen nach eigener Wahl ein Stück anbauen. Nun, der Ehrgeiz treibt den Neger nicht weit, wenn es Arbeit kostet, und wenn er 100 m im Geviert angebaut hat, hält er seinen Acker für hinlänglich groß.

„Zuerst siedelten sich die Missionäre ziemlich nahe am Ufer des Tanganjika an. Der See ist aber in den letzten Jahren ganz bedeutend gesunken; infolge davon sahen sie sich von einem Sumpfe umschlossen, den die Mündung des Maongolo bildet, und mußten vor zwei Jahren ihre Niederlassung mit einer etwa 1½ km landeinwärts gelegenen Anhöhe vertauschen. Daselbst erbauten sie sich mit der Hilfe ihrer erwachsenen Zöglinge ein ungeheures ‚Tembe‘ (d. h. ein Viereck von Gebäuden, deren Thüren und Fenster auf den innern Hof gehen, das daher gegen Feinde leichter verteidigt werden kann), zwei Waisenhäuser, eines für Knaben und eines für Mädchen (die Zahl der aus der Sklaverei losgekauften Kinder beträgt gegenwärtig 280), und mehrere kleinere Dörfer, in denen sie christliche Familien ansiedeln können. Außer diesen Dörfern unserer Zöglinge sind noch andere rings um die Mission her entstanden, Weiler von 10—50 Feuerstellen, die zusammen eine Bevölkerung von über 2000 Seelen, Neubekehrte, Katechumenen und Postulanten, ausmachen. Lavigerie-Ville ist also für dieses Land schon ein ganz ansehnlicher Hauptort.

„Jedermann im Umkreise widmete sich nach dem Beispiele der Missionäre dem Landbau, und heute sind die Fluren, soweit man sehen kann, mit Reis, Maniok, Mais, Bataten und Erdnüssen bestellt. Mehrere Hektare sind mit Obstbäumen, Ölpalmen, Bananen und Zuckerrohr angepflanzt; auch ein Teil unserer vortrefflichen europäischen Gemüse wird gezogen; breite Alleen mit schönen Bäumen und selbst Blumenbeete erblickt man. Mit einem Worte: Lavigerie-Ville ist eine Oase, wie man bis jetzt keine zweite an den Ufern des Tanganjika trifft.

„Um diesen Erfolg zu erreichen, mußte man den von Natur trägen Neger tüchtig zur Arbeit anhalten; denn er begnügt sich zu gerne mit einem magern Bissen, wenn man ihn nur in Ruhe läßt, damit er, in der Sonne liegend, sich dem süßen Nichtsthun überlassen kann, welches er nur unterbricht, um zu rauchen, das beliebte ‚Mbao‘ zu spielen, oder auch Streit und Händel anzufangen. Jetzt aber, da unsere Zöglinge und die zur Mission gehörenden Neger ringsum den Erntesegen erblicken, danken sie den Missionären. Der liebe Gott hat ihre Arbeit gesegnet, und sie haben jetzt eine bessere Nahrung als den groben Sorghobrei und die paar Fischchen. Viele haben sich schöne Hütten aus Lehmziegeln erbaut, an Stelle der alten aus dürrem Schilfgras, die ihnen weder gegen die Unbilden der Witterung, noch gegen den Angriff von Tigern Schutz gewährten, denen früher viele zum Opfer fielen. Auch haben sie jetzt Geld und können für sich selbst, ihre Frauen und Kinder Zeug zu Kleidern kaufen. Ganz gewiß ist es nichts Leichtes, die Wilden an Kleidung zu gewöhnen, und wir haben mitunter Strenge anwenden müssen, um einige Halsstarrige in diesem Punkte zum Gehorsam zu bringen. Drei Tage in der Woche genügen ihnen zur Bestellung ihrer Felder; an den übrigen Tagen arbeiten sie für die Mission und erhalten einen alten Uniformknopf, der als Geldstück gilt und ‚Pasa‘ (Sous) heißt, als Lohn. Für eine bestimmte Anzahl solcher Knöpfe tauscht man Zeuge ein, in ganz Binnen-Afrika die gangbare Münze. Den Negern aber, die in ‚Kischensi‘-Tracht, d. h. im Kostüm der Wilden, zur Arbeit erscheinen, giebt man nur die Hälfte oder ein Drittel des Lohnes, und zwar in kleinen Muscheln, ‚Simbis‘ genannt. Dieses Mittel half mehr als alle Ermahnungen, die Neger an eine anständige Bekleidung gewöhnen.

„Die nicht angebauten Ländereien bleiben natürlich den Büffeln, Antilopen, Tigern und Hyänen überlassen. Von Jahr zu Jahr muß aber immer mehr das Dickicht bebauten Feldern weichen, und so sehen sich auch die wilden Tiere zum Rückzuge gezwungen. Die verheirateten Zöglinge der Mission gehen auch auf die Jagd; allein sie ist wenig ergiebig, und nur selten erscheint ein Büffel- oder ein Antilopenbraten auf dem Tisch der Missionäre. Vor zwei oder drei Jahren noch herrschte beständige Hungersnot im Lande, und man hatte oft Mühe, für die Waisenkinder die nötigste Nahrung aufzutreiben; heute liefern die Pflanzungen der Mission und was die Neger von ihrem Überflusse uns täglich zum Kaufe anbieten, so ziemlich alle Lebensmittel, obschon unsere 280 Waisenkinder sich eines ganz gesegneten Appetits erfreuen.

„Drei Stunden von Lavigerie-Ville besitzt die Mission ein großes Gut von 6000 ha und den prächtigen Hafenplatz Kaboa. Schon haben sich daselbst viele Katechumenen angesiedelt und unter Leitung des alten Saburi den Bau mehrerer Dörfer begonnen. Jeden Sonntag führt er seine Leute zur Mission. Er hat die Oberaufsicht über unsere Herde, die aus 5 Eseln und 16 Stück Hornvieh besteht. Die einheimische Rasse ist sehr schön; mehrere unserer Stiere hätten Aussicht, auf den landwirtschaftlichen Ausstellungen in Europa Preise zu erringen. Vielleicht werden wir später das Mädchenwaisenhaus unter dem Schutze Marias hierhin verlegen; die schöne Bai von Kaboa wird den Namen U. L. Frau von Afrika führen. Wir sollten Schwestern zur Leitung dieser Anstalt haben; inzwischen sind die 100 kleinen Mädchen der Sorge einer frommen Wittib Namens Anna anvertraut.

„Wenn uns der liebe Gott am Tanganjika den Frieden schenkt, wenn Arbeit und Predigt sich wie bisher die Hand reichen, so geht diese Mission mit ihren aus der Sklaverei losgekauften Kindern und den Negern, welche sich freiwillig rund um sie her ansiedeln, um bei uns eine anderswo umsonst gesuchte Sicherheit zu finden, einer segensreichen Zukunft entgegen. Schon ist die Kapelle zu klein für unsere Katechumenen und Postulanten. Sobald man die Mittel beschaffen kann, wird das ganze Haus der Missionäre, das jetzt nur zur Hälfte Kapelle ist, als Kirche eingerichtet; dann wird sie eine Länge von 40 und eine Breite von 10 m haben.

„Von Zeit zu Zeit unternehmen die Missionäre größere apostolische Ausflüge in die entlegenern Dörfer, welche in den Bergen verborgen sind. Die Wilden, welche sich nicht um uns geschart

haben, flüchteten nämlich aus Furcht vor den Wanguanas, den Sklavenjägern, ins Gebirge und bauten ihre Dörfer auf den unzugänglichsten Höhen. Diese Adlerhorste, die sie nur verlassen, um auf den Fischfang zu gehen oder unsere Mission zu besuchen, bilden ihre sichern Schlupfwinkel. An den steilen Berghalden ziehen ihre Weiber Maniok, Mais, Bataten, Erdnüsse. Die Ölpalmen geben ihnen Öl und ein Getränke, die Bananen köstliche Früchte, und in den Schluchten stehen große Bäume, aus denen sie ihre Pirogen anfertigen. Kurz, die Natur giebt ihnen reichlich, was sie zu diesem Leben bedürfen, und darüber hinaus kennen sie nichts. Beim Anblicke dieses natürlichen Glückes, das sie genießen, kommt einem unwillkürlich der Gedanke an ihre Verzweiflung, wenn sie von den Sklavenjägern ihren schönen Bergen entrissen und mit Ketten beladen durch die weite Wüste geschleppt werden, um, für ein paar Ellen Zeug an einen Handler verschachert, ihre Heimat nie mehr zu sehen.

„Die Ausflüge in diese Berge gleichen sich; ich werde deshalb nur einen einzigen beschreiben. Am 25. Februar besuchten wir unsern Freund Kalero; mehrere seiner Kinder sind Christen oder Katechumenen. Er wohnt vier Stunden von der Mission, und das Dorf, dessen Häuptling er ist, klebt an den Berghohen, welche die Halbinsel Ubuari vom Burton-Golf trennen. Der Zugang ist schwierig, und wir trafen in Schweiß gebadet und von den Glutstrahlen der Sonne gequält im Dorfe ein. Der wackere Kalero empfing uns brummend. ‚Kalero ist mißvergnügt,‘ sagte er. ‚Er sieht seine Freunde, die Weißen, sehr ermüdet, und da

Straße im Dorfe Kibanga. (S. 245.)

sie ihm ihre Ankunft nicht angemeldet haben, kann er ihnen nicht einmal Pombe anbieten.‘ Dieser Nektar der Neger wird hier aus gegorenen Bananen bereitet. Aber seine Weiber buken uns sofort zwei Sorghobrote und eine Riesenplatte kleiner Fische. ‚Auf den Bergen ist man nicht reich,‘ sagte Kalero, und wir thaten der uns mit gutem Willen dargebotenen Mahlzeit alle Ehre an. Bald hatte sich die ganze Bevölkerung um die schönste Hütte des Dorfes versammelt, die man uns zur Verfügung stellte; eine Prise Salz für die Kinder und eine Handvoll Tabak für die Erwachsenen ist das unfehlbare Mittel, alle in bester Laune zu versammeln. Nach dieser Einleitung werden die Gebete und der Katechismus abgefragt, wie schon erzählt.

„Wir wollten eigentlich am Abend den höchsten Berggipfel ersteigen, um die Aussicht auf den Burton-Golf zu genießen; aber der Weg und die Hitze hatten uns so ermüdet, daß wir darauf verzichteten. Statt dessen empfingen wir den Besuch Mohami Pores, des Oberhäuptlings dieses Gebietes. Er wohnt zwar eine Stunde von Kalero entfernt auf dem Scheitel eines andern Bergjochs; allein das ‚Telephon‘ hatte ihn rasch von der Ankunft der Weißen benachrichtigt. Das geht nämlich hier also: Zwischen dem Bergjoche Kaleros und dem Bergjoche Pores erhebt sich ein drittes Joch, und die Neger rufen mit ihrer starken Stimme sich von einem zum andern die Neuigkeiten zu, und bald wiederholen alle Echos des Gebirges: ‚Die Weißen sind da.‘ Das ist das Negertelephon. Pore war einst ein mächtiger Herrscher; jetzt ist sein Reich gesunken. Er war unglücklich im Kampfe gegen die Araber; dann zwang seine Grausamkeit und namentlich diejenige seiner Söhne, welche eine große Zahl der Unterthanen

hinschlachteten, viele zur Auswanderung. Er ist überdies ein Herenmeister, der behauptet, er könne nicht nur Sturm und Regen machen und Glück beim Fischfang verleihen, sondern auch sich in eine Natte verwandeln und so dem Feinde entschlüpfen. Seine Leute glauben ihm das aufs Wort, obschon er bei jedem Überfall der Wanguanas sein Heil in der Schnelligkeit seiner Schenkel sucht und sich im Gebirge versteckt. Möchte Gott dem alten Sünder eine jener Gnaden verleihen, welche Steine in Kinder Abrahams verwandeln!

„Dieser Häuptling erinnert mich an einen auffallenden Vorgang. Vor zehn Jahren, also vier Jahre vor der Ankunft der Missionäre, verurteilte Pore einen seiner angesehensten Unterthanen Namens Si Kassanda, dessen Einfluß er fürchtete, zum Tode. Seine Kinder, welche dasselbe Los fürchteten, wollten aus Urondi fliehen; aber Kassanda hielt sie davon ab mit den Worten: ‚Geduld, meine Kinder, und fürchtet euch nicht. Ich werde sterben; aber bald werden gerechte und gute Männer kommen, welche dem Lande große Wohlthaten erweisen und euch Sicherheit und das Heil bringen werden.' Die Söhne Kassandas selbst, die bei uns sind, haben uns diese Worte erzählt.

„Am Vorabende des Festes des hl. Joseph wurden die Ceremonien der Taufe an sechs Erwachsenen nachgeholt, welche in Todesgefahr getauft worden waren, und am Festtage selbst empfingen elf schon große Zöglinge die heilige Taufe und die erste heilige Kommunion, ferner 44 Christen das Sakrament der Firmung, und endlich wurde die Ehe zwischen Joseph, einem Negerzöglinge, welcher in der Anstalt von Malta zum Arzte ausgebildet wurde, und Emma, einer Tochter des Häuptlings Kalero, feierlich eingesegnet. Natürlich war die ganze Umgegend zu der vielfachen Festfeier herbeigeströmt. Durch Thüre und Fenster suchte die Menge, welche in der Kapelle keinen Platz fand, die erhebenden Ceremonien, welche die Kirche bei der Taufe Erwachsener vorschreibt, mitanzusehen. Wir umgaben dieselbe mit der größten Feierlichkeit und haben die Fragen und Antworten ins Kiswaheli übersetzt, um das Verständnis zu erleichtern. Mit welcher Freude sahen die Glücklichen das heilige Taufwasser über ihre Stirne fließen! Wir waren zu Thränen gerührt; das Glück, das aus ihren Augen strahlte, verklärte ihr schwarzes Antlitz. Die Feier, welche $4^1/_2$ Stunden dauerte, schloß mit dem apostolischen Segen; in der ganzen Zeit kam auch nicht die leiseste Störung vor.

„Wenn die Neger eine kirchliche Feier lieben, so freuen sie sich nicht minder an einer bürgerlichen, und wir hielten uns um so mehr verpflichtet, bei dieser Gelegenheit ihnen ein Fest zu bereiten, als wir den Postulanten ihre Tänze verbieten mußten, ihr einziges, aber der Sittlichkeit nicht förderliches Vergnügen. Wir hatten also vor dem Missionshaus einen Klettermast errichtet, und jeder konnte sein Geschick erproben, um eine der Gaben, die oben winkten, zu gewinnen: Messer, Spiegel, Glasperlen, Stoffe. Auch für die Weiber war eine Unterhaltung vorgesehen — das Scheerenspiel, d. h. man führt sie mit verbundenen Augen unter die aufgehängten Preise, und sie suchen mit einer Scheere aufs Geratewohl einen der Fäden durchzuschneiden, an dem ein Päckchen Glasperlen hängt.

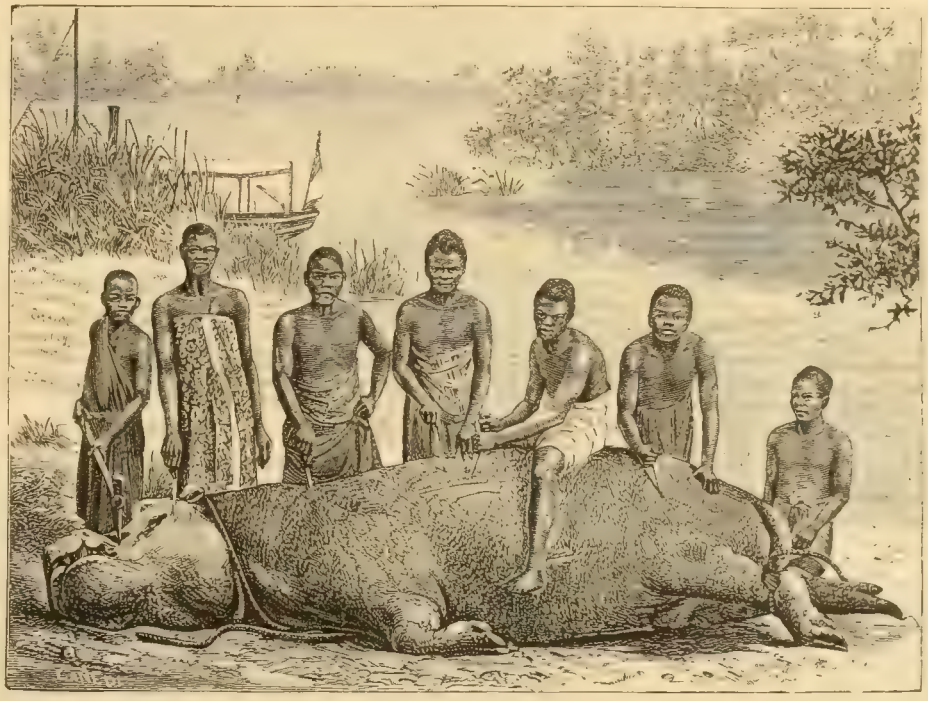
„Während alle unsere Neger, die Christen wie die Heiden, sich also an den Spielen ergötzten, sahen wir zu unserer Freude, daß die Neugetauften fast die ganze Zeit in der Kapelle zubrachten. Einer aus ihrer Zahl, ein Jüngling von etwa 15 Jahren, fiel uns namentlich durch seine Sammlung und seine engelgleiche Frömmigkeit auf. Derselbe war immer ganz gesund gewesen; am Vorabend des Festes hatte ihn jedoch ein plötzliches Unwohlsein befallen, so daß man fürchtete, er werde an der Feier nicht teilnehmen können. Am Morgen des Festes fühlte er sich aber etwas besser und bat dringend, die Taufe und die übrigen Sakramente empfangen zu dürfen, was man ihm auch gewährte. Am Abend schien er wieder vollständig hergestellt; aber der liebe Heiland hatte ihm einen Platz unter seinen Auserwählten bereitet. Man fand ihn am andern Morgen tot auf seiner Matte, ohne daß seine Kameraden, die neben ihm schliefen, auch nur eine Ahnung von seinem Hinscheiden hatten.

„Zum Schlusse meines Aufenthaltes in Lavigerie-Ville wollte ich den Leuten ein kleines Festmahl geben. Wir mußten es auf einen Sonntag verlegen, denn es war Fastenzeit, welche hier streng beobachtet wird; ohne Fleisch aber kann sich der Neger kein Festmahl denken. Sonntag den 24. März begaben wir uns also nach Kaboa, dem Landgute der Mission an einer der schönsten Buchten des Tanganjika. Mehrere Ziegen waren für die Mahlzeit ausersehen; allein das hätte kleine Bissen für die 500 Teilnehmer gegeben. Die Vorsehung kam uns zu Hilfe. Am Vorabend hatte ein Eingeborner in Kaboa ein Flußpferd erlegt, das er uns anbot, und das waren 200 kg Fleisch an einem Stück. Nach der heiligen Messe begaben wir uns zu Schiff nach Kaboa; der See war mit Pirogen bedeckt, während zahlreiche Scharen das Ufer entlang zum Festmahl zogen; denn ein Stück Fleisch ist ein mächtiger Magnet für einen Neger. Das Flußpferd wurde zerlegt (vgl. das Bild S. 249) und unter etwa 1200 Leute verteilt, denen man als Zugabe etwas Salz, ein Stück Maniokbrot und Zuckerrohr verabreichte. Am Abend waren alle rechtzeitig wieder in der Mission, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen.

„Nur wenige Wochen hatte ich in Lavigerie-Ville zu bleiben beabsichtigt; es wurden aber beinahe drei Monate; das ‚Konguru' (Acclimatisationsfieber), die Regenzeit, in welcher der See kaum jemals einen Tag ruhig ist, und die Erwartung des Botes von Mpala hielten mich hin. Dienstag in der Osterwoche schiffte ich mich also auf der ‚Msalaba' (dem ‚Kreuz') in Gesellschaft P. Guillemés ein, nachdem ich die ganze Christengemeinde von Kibanga, die mich ans Ufer begleitete, gesegnet hatte. Die Entfernung von Lavigerie-Ville bis Mpala beträgt etwa 80 Stunden, die Uferkrümmungen mitgerechnet, und da wir kein Dampfboot zur Verfügung haben, werden wir für die Fahrt etwa elf Tage brauchen. Die Fahrt hat natürlich ihre großen Unannehmlichkeiten, namentlich zur Regenzeit, die noch immer andauerte und während welcher man oft allen Unbilden von Wind und Wetter ausgesetzt ist. Sie hat aber auch ihr Angenehmes. Ich redete bereits von der Schönheit der Ufer des Tanganjika; sie ist wirklich über jede Beschreibung erhaben. Die Kette von Ugoma bietet eine Reihe steiler Uferabhänge, über der sich unzählige Kuppen amphitheatralisch auftürmen. Große Wälder kleiden die Bergflanken, hundert klare Bäche stürzen hernieder und bilden schäumende Wasserfälle von 500—800 m Höhe und prachtvoller Schönheit. Jede Felsstufe, jede Schrunde an der Bergwand bildet eine silberblitzende Wasserschale, deren Inhalt überschäumt und rauschend von Kante zu Kante springt. Tief eingeschnittene Tobel, in denen der Pflanzenwuchs sich so riesig entfaltet, daß sie von ferne nur leichte Bodenwellen zu sein scheinen, bergen Wildbäche, die ihre Wasser zusamt den Gaben vieler anderer Bäche dem Tanganjika zuführen. Die Mündung solcher Bäche suchen unsere Schiffer gewöhnlich auf, um sich vor dem Unwetter zu bergen; denn der See ist arm an guten Ankerplätzen. Als solchen wüßte ich nur die Insel Cawala und vielleicht noch Gungu zwischen Cawala und Kaboa

zu nennen. Längere Zeit hatten anglikanische Missionäre auf der Cawala-Insel verweilt; sie verlassen dieselbe jetzt und ziehen nach Urungu im Süden des Sees. Die Anglikaner, unter denen nur ein Minister (oft auch nicht einmal einer) sich befand, haben sich wenig mit dem Werke der Bekehrung befaßt; sie verlassen ihre Missionsstation, ohne einen einzigen Christen daselbst zurückzulassen oder mit sich zu nehmen. Mr. Schwann, den wir zu Cawala trafen, ist ein wahrer Gentleman, sehr freundlich und sehr dienstwillig.

„Nach Cawala fuhren wir längs der Küste von Mtoa hin, von wo die Sklavenbarken von Manjema nach Udschidschi übersetzen. Stets trifft man da einige Wanguanas und Araberboote. Von Mtoa bis Mpala sind die Berge weniger schroff; sie nehmen rundere Formen an, gehen in ein hügeliges Hochland über und laufen endlich in vollständige Ebenen aus. Da und dort zeigen sich am Ufer an den Hängen oder auf den Kämmen der Hügel Dörfer oder doch einige Fischerhütten. Alle Uferbewohner finden im Fischfang ihre Hauptnahrungsmittel; zahlreiche Fischerbarken liegen am Strande. Wenn wir ans Land gehen, so bieten sie uns frische Fische an, oder sie fahren auf unsern Wunsch zum Fange hinaus und trotzen in ihren winzigen Schiffchen berghohen Wellen. Sie hörten es sehr gern, wenn wir dann ihren Mut lobten. Die Reise gab mir Gelegenheit, mit den Wagamas, Waguha und Waruha bekannt zu werden.



Das Zerlegen eines Flußpferdes. (Nach einer Photographie. — S. 248.)

„Ausnahmsweise ruhige Witterung lud uns ein, den Ausfluß des Lukuga zu besuchen. Dieser Fluß, durch den sich die Gewässer des Tanganjika (zeitweise wenigstens) in den Kongo ergießen, ist noch sehr wenig bekannt; Cameron und Stanley, die ihn gesehen haben, konnten seinen Lauf nicht weit verfolgen; der Ausfluß war damals durch Sandbänke gesperrt und sein Bett durch ganze Bänke von Pflanzenresten und Gestrüpp verschlossen. Die Neger umgehen den Ausfluß des Lukuga mit ihren Pirogen und halten sich weit draußen auf offener See, teils aus abergläubischer Furcht, in seine Strömung hineingerissen zu werden, teils weil sie das seichte Ufergewässer scheuen. Wir konnten, von ruhiger See begünstigt und mit unsern Schiffern, lauter Christen und Angehörigen der Mission, welche dem Aberglauben entsagt hatten, kühn ganz nahe am Ausflusse vor Anker gehen. Dann begaben wir uns an den Ausfluß selbst und gingen eine Stunde weit zu Fuß die Flußufer entlang. Dieselben sind anfangs hoch und sandig; dann bilden sie zu beiden Seiten nur mehr schmale, mit Gebüsch bestandene Uferdämme, welche den Fluß von ausgedehnten und hochüberwachsenen Sümpfen trennen. Das Wasser des Tanganjika fließt in einer Breite von 500 m ruhig durch den Lukuga ab. Vor dem Flusse erhebt sich ein hoher Berg, und es hat den Anschein, daß der Fluß unter demselben durchfließe. Gern wären wir bis zu diesem Punkte vorgedrungen, der nicht weit entfernt schien; allein Fischer, die wir trafen, und die vor ihren kleinen Hütten am Flußufer rasteten, hielten uns davon ab, indem sie uns versicherten, der Fluß umgehe den Berg und verschwinde erst in der Entfernung einer Tagereise unter dem Boden. Es war Mittagszeit, und die Tropensonne schickte ihre glühendsten Strahlen auf uns hernieder. Wir mußten unsern Plan aufgeben und kehrten nach kurzer Rast bei den Fischerhütten, wo wir ob der Menge getrockneter Fische kaum ein Plätzchen fanden, in einer Piroge der Fischer nach dem See zurück. Obschon die Strömung nicht gerade reißend ist, konnten unsere beiden Ruderer dieselbe am Ausflusse nicht überwinden. Wir stiegen also ans Ufer und erreichten zu Fuß unser Boot. Den Abend legten wir bei Kataki an, einem kleinen Häuptling von Uruha, der den Missionären freundlich ist. Als er von unserer Ankunft hörte, lief er mit Weib und Kind herbei, brachte uns eine Ziege und zwei Körbe voll Mehl als Geschenk und sprach seinen Wunsch aus, wir möchten uns doch bei ihm niederlassen. Das wäre eine Zwischenstation zwischen den Anstalten im Norden und im Süden; leider können wir vorläufig nicht daran denken.

„Bisher hatten wir meistens Gegenwind gehabt; jetzt aber setzte der Wind nach Norden um und ließ uns die verlorene Zeit einholen. Nach 48stündiger ununterbrochener Fahrt erreichten wir mit dem Frührot des 3. Mai die Mündung des Lofuka, der Uruha von Marunga scheidet und an der Missionsstation U. L. Frau von Mpala vorüberfließt. Obschon ich meinen Besuch vor $1^1/_2$ Monaten durch einen Brief angezeigt hatte, war dieser noch nicht eingetroffen; die Postverbindung am Tanganjika läßt noch sehr zu wünschen übrig; ich hatte meinen Brief in Cawala eingeholt und überbrachte ihn nun in eigener Person. Dennoch hatte das voraus-eilende Gerücht uns schon angemeldet, und als wir in der Dämmerung den Fuß ans Land setzten, liefen auch schon Christen und Heiden herbei und grüßten uns mit Freudenschüssen. Umsonst waren wir also die ganze Nacht durchgefahren, um die Missionäre zu überraschen. In aller Eile kamen dieselben mit Kapitän Joubert die steinernen Terrassentreppen herabgelaufen, welche zu U. L. Frau von Mpala hinaufführen. Mit Freuden segnete ich sie und schloß sie in meine Arme; fand ich doch daselbst Mitbrüder, mit denen ich vor 16 Jahren im Noviziate gelebt und die ich seither nicht mehr gesehen hatte.

„Sofort begab ich mich, von der Menge der Christen und Katechumenen umringt, in die Kapelle, wo ich mit schmerzlicher Anstrengung eine Votivmesse der sel. Jungfrau las; ich hatte mir nämlich auf der Reise ein Augenleiden zugezogen. Nach der Messe kamen alle Angehörigen der Mission, Christen, Katechumenen und Postulanten, um meinen Ring zum Gruße zu küssen. Die Ceremonie war ihnen neu; denn hier wie in Kibanga war ich der erste Bischof. Es begreift sich also, daß die guten Leute trotz vorhergehender Erklärung sich etwas ungeschickt zeigten. Einige öffneten den Mund, als ob sie den Ring verschlucken wollten, oder berührten ihn mit der Zunge, machten damit das Kreuzzeichen u. s. w. Natürlich war der Tag ein Freudenfest; hatte man sich doch schon lange nach der Ankunft ‚Bwana Monseigneurs', wie mich die Leute nannten, gesehnt. Man konnte ihnen nicht beibringen, der Titel Monseigneur sei genug; Bwana, d. h. Herr oder Meister, mußte durchaus vorgesetzt werden. Nach der Feier wollte ich mich etwas ausruhen und bat, die Decken, deren ich mich im Schiffe bedient hatte, auf ein Ruhelager hinzubreiten. Br. Hieronymus, ein braver Elsäßer that das; alsbald kam er gelaufen und zeigte mir einen Skorpion, den er mit einer Zange gefaßt hatte. ‚Hochwürdigster Herr,' rief er, ‚sehen Sie, was für einen Fund ich in Ihren Decken machte!' Wahrscheinlich hatte ich schon mehrere Tage mit dem giftigen Gesellen zusammengehaust; denn die letzten zwei Nächte hatten wir auf dem Schiffe geschlafen.

„Die Mission von Mpala (vgl. untenstehendes und Bild S. 251) ist im Juli 1885 von den Missionären von Algier übernommen

Mpala am Tanganjika. (Nach einer Photographie.)

worden. Mpala war damals eine Station der Belgischen Internationalen Gesellschaft. Als dieselbe den Beschluß faßte, den Schwerpunkt ihrer Arbeit nach dem Kongo zu verlegen, machte ihr Präsident, der König von Belgien, das Anerbieten, Sr. Eminenz dem Kardinal Lavigerie die Stationen Mpala und Karema abzutreten. Da die Missionäre zu Chanya, nur wenige Stunden südlich von Mpala, bereits eine Niederlassung gegründet hatten, handelte es sich bloß um eine Übersiedelung. Aber sie trafen eine eigenartige Lage, die sie kaum ändern konnten. Herr Storms, der Bevollmächtigte der Internationalen Gesellschaft, hatte Krieg geführt und Siege errungen; aber er hatte sich auch Feinde gemacht, die kurze Zeit vor seiner Abberufung die Station in Brand steckten. Die Missionäre mußten also vor allem die Unzufriedenen beruhigen. Da sie im Lande bereits bekannt waren, brachten sie es durch Klugheit und Güte dahin, daß die von Herrn Storms Besiegten darum baten, die Unterthanen der Missionäre sein zu dürfen. Als Preis ihrer Unterwerfung verlangten sie nur ihre Hilfe und ihren Schutz. Dieser Umstand bestimmte die Rückkehr des Hauptmanns Joubert an den Tanganjika; er ist gegenwärtig das bürgerliche Oberhaupt von Mpala und der unterworfenen Bevölkerung, die etwa 20 000 Seelen beträgt und der die Missionäre das Evangelium predigen. Die bürgerliche und militärische Verwaltung liegt ganz in den Händen des Hauptmanns Joubert, der in einiger Entfernung von der Mission wohnt, und die Missionäre haben nichts damit zu thun; aber zwischen der geistlichen und bürgerlichen Verwaltung herrscht das beste Einvernehmen. Der ‚Bwana Mpitain' (Herr

Kapitän) ist in einer Person General, Richter, Magistrat und je nach Bedürfnis Minister der öffentlichen Arbeiten oder Marineminister, d. h. Schiffszimmermann. Am meisten Zeit nimmt ihm die Gerechtigkeitspflege. Weithin am Tanganjika erstreckt sich der Ruf des Hauptmanns. Es ist allgemein bekannt, daß man unter seiner Verwaltung in Sicherheit lebt; aber ebenso bekannt ist es, daß er den Sklavenhandel nicht duldet und ebensowenig Mord- und Raubzüge in das Gebiet der Nachbarn; er leistet uns also für den Frieden und die öffentliche Sicherheit dieser unter sich verfeindeten Volksstämme und infolgedessen für die Predigt des Evangeliums die besten Dienste. Hätten wir doch in jeder unserer Stationen einen oder mehrere Männer von seinem Mut und Glaubenseifer!

„Zu U. L. Frau von Mpala befinden sich vier Missionare, und ihr Arbeitsfeld ist ein doppeltes; zunächst besorgen sie die kleine Gemeinde, welche sich um sie geschart hat; dann unternehmen sie auch größere Ausflüge zur Predigt der frohen Botschaft. Ihre Gemeinde besteht aus den beiden Waisenhäusern, eines für Knaben und eines für Mädchen, jedes mit etwa 20 Kindern, und 2 Dörfern, welche vollständig von der Mission abhängen und zusammen 88 Haushaltungen zählen. Die Taufen sind begreiflicherweise noch nicht zahlreich, da die Mission erst vier Jahre besteht. Es finden sich 48 Getaufte, 147 Katechumenen und 154 Postulanten. In einem Umkreise von 2—3 km um die Mission liegen sechs Dörfer, in denen die Missionäre mehrmals in der Woche Religionslehre halten. Während der günstigen Jahreszeit verkünden sie das

Der Hof der Missionsstation Mpala. (Nach einer Photographie. — S. 250.)

Wort Gottes entfernter gelegenen Bezirken, die nicht so bald Früchte tragen werden, da sie seit so vielen Jahrhunderten im Banne des Heidentums liegen; aber nach und nach wird die Lehre Christi auch in diesen Herzen Wurzel fassen und Frucht bringen, wie es der Eifer dieser Neubekehrten beweist. In Begleitung einiger Neubekehrten ziehen dann zwei Missionäre lehrend von Dorf zu Dorf bis in eine Entfernung von drei bis vier Tagereisen von der Mission. Erst nach 10—14 Tagen kehren sie nach Mpala zurück; dann lösen die zurückgebliebenen Missionäre sie auf diesen apostolischen Ausflügen ab. Wenn sie ein Dorf betreten, versammeln sie die Einwohner und beginnen den Unterricht; was sie sagen, hören sie oft den ganzen Tag die Leute wiederholen. Zur Essenszeit finden sie stets Bataten, Erbsen, Reis, Mais und auch wohl ein Hühnchen, das man ihnen gerne giebt; aber sie sehen darauf, daß sie nichts umsonst erhalten, damit sie mit dem hl. Paulus ihre Selbstlosigkeit bezeigen können. Abends überläßt ihnen der Häuptling des Dorfes seine Hütte; da strecken sie sich auf einer Matte nieder und genießen des Schlafes, der nur zu oft von Ratten, Moskitos und allerlei Insekten gestört wird.

„Eine große Schwierigkeit für die Predigt ist die Verschiedenheit der Sprachen. Fast jeder kleine Stamm hat seine eigene. Diese Sprachen sind zwar unter sich verwandt und gehören alle zur Bantu-Sprache, machen jedoch dem Missionär oft Dienste eines Dolmetschers nötig, welchen er aber unter dem Missionsperional leicht findet. Das Wort ‚Bantu‘ ist eigentlich die Mehrzahl von ‚Muntu‘, das ‚Mensch‘ bedeutet.

„Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Mpala begann ich mit Ausflügen in die Nachbardörfer, wie ich es täglich zu Lavigerie-Ville gehalten hatte. Auch die entfernten Stämme besuchte ich, um mich von ihrer Stimmung zu vergewissern. Einen der interessantesten Ausflüge machte ich in Gesellschaft P. Guillemés, des Obern U. L. Frau von Mpala, und Hauptmann Jouberts in der Absicht, eine ziemlich bevölkerte Ebene zu erforschen und daselbst den geeigneten Ort zu einer neuen Niederlassung zu finden.

„Den 12. Juni in aller Frühe erstiegen wir die Berge von Mpala, die sich ziemlich weit ins Innere erstrecken; denn während fünf Stunden ging es immer bergauf, bergab. Nachdem wir den höchsten Berg — wir tauften ihn Michaelsberg — umgangen hatten, kamen wir zu Ukala, einem der vielen kleinen Häuptlinge, der uns mit Freuden aufnahm. Ukala trägt einen schon recht alten Fetzen Zeug, der die Hälfte seines Leibes bedeckt, und ist so weit besser gekleidet als die meisten seiner Unterthanen, die sich nur mit der Rinde eines Baumes, den sie Muombo nennen, bedecken. Ukala ist übrigens ein schöner Mann von nahezu europäischer Gestalt, der fließend und angenehm spricht. Sofort bot er uns seine Hütte an, die ziemlich reinlich war, und auf einen Wink von ihm brachten uns seine Unterthanen um die Wette Hühner, große Körbe voll Reis, Maismehl und einen Krug Pombe. Die gesamte Einwohnerschaft, Männer, Weiber und Kinder, umringten uns voll Jubel über unsere Ankunft; mit einem Wort: es war ein wahres Volksfest.

„Am Nachmittag trotzten wir abermals den Sonnenstrahlen, indem wir, entsprechend dem Zwecke unseres Ausfluges, die Ebene durchzogen, um zu sehen, ob sie sich zur Gründung einer Missionsstation eigne. Die Ebene ist rings von bedeutenden Höhen umschlossen und wird von mehreren Bächen bewässert; sie ist ausgedehnt und könnte wohl 20 000 Bewohner ernähren. Drei Häuptlinge teilen sich in dieselbe: Ukala, Kassabala und Lusinga; alle drei sind uns augenblicklich gewogen und würden uns mit Freuden aufnehmen, obschon sie etwas kriegerisch angelegt sind und geneigt, ihr Gebiet auf Kosten der Nachbarn auszudehnen.

„Bei Sonnenuntergang kehrten wir in die kleine Stadt Ukalas zurück. Hier heißt jeder auch noch so kleine Weiler ‚Stadt', namentlich wenn er mit einem Palissadenzaun eingehegt ist, den man ‚Boma' oder Festung nennt. Überdies ist jede Stadt in mehrere Viertel geteilt, welche manchmal von Dornhecken umzäunt sind und einen eigenen Vorsteher haben. Manche dieser Städte, die ich besuchte, z. B. Ukala und Kassabala, sind für die hiesigen Verhältnisse recht gut befestigt. Die Palissaden sind doppelt; die äußere Umwallung besteht aus Baumstämmen, die innere aus dicken Stangen von 4—5 m Höhe, die so fest verbunden sind, daß man nicht zwischen ihnen durchsehen kann. Die Wohnungen bestehen aus großen runden Hütten mit kegelförmiger Bedachung und einer Veranda, unter welcher die Neger sich während des Tages gewöhnlich aufhalten. Denn die Hütte selbst hat weder Fenster noch Rauchfang, und so herrscht in ihr vollständige Finsternis und gewöhnlich eine mit Rauch und Dunst gesättigte Luft, die sich mühsam durch die Ritzen des Daches einen Ausweg sucht. Die Ausstattung einer solchen Hütte ist bald beschrieben: einige Thongefäße für Wasser und Küche, einige Körbe mit Lebensmitteln, zwei oder drei Steine, welche den Herd bilden, und eine Matte als Nachtlager bildet die ganze Ausmöblirung. Nur Häuptlinge und reiche Leute besitzen ein Bett, das aber äußerst einfach ist. Es besteht aus einem Lianengeflecht, das von einer Matte bedeckt wird und auf vier niedrigen Pfosten ruht. Es ist sehr kurz und mißt nur 1,20 m Länge. Wie es die Neger anstellen, darauf zu schlafen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich meine liebe Not hatte, auf dem Bette des Häuptlings etwas Ruhe zu finden, obschon ich am Fußende einen umgekehrten Korb hingelegt hatte, als Stützpunkt für meine Beine, die ihrer ganzen Länge nach über das Bett hinausreichten. Und dann kamen die Ratten und knusperten an den Maisähren über unsern Köpfen; ein ganzer Regen von Körnern fiel auf uns nieder. Die schönsten Hütten bestehen aus Fachwerk, dessen Zwischenräume man mit gestampfter Erde ausfüllt; den Dachstuhl bilden Baumäste oder mit Lianen zusammengebundenes Reisig; darüber legen sie eine dicke Schicht Stroh, in welchem die Nagetiere ihre Nester aushöhlen. Die Hütte Ukalas hatte $5\frac{1}{2}$ m im Durchmesser; die Höhe der Wände bis zum Dach betrug $2\frac{1}{2}$ m.

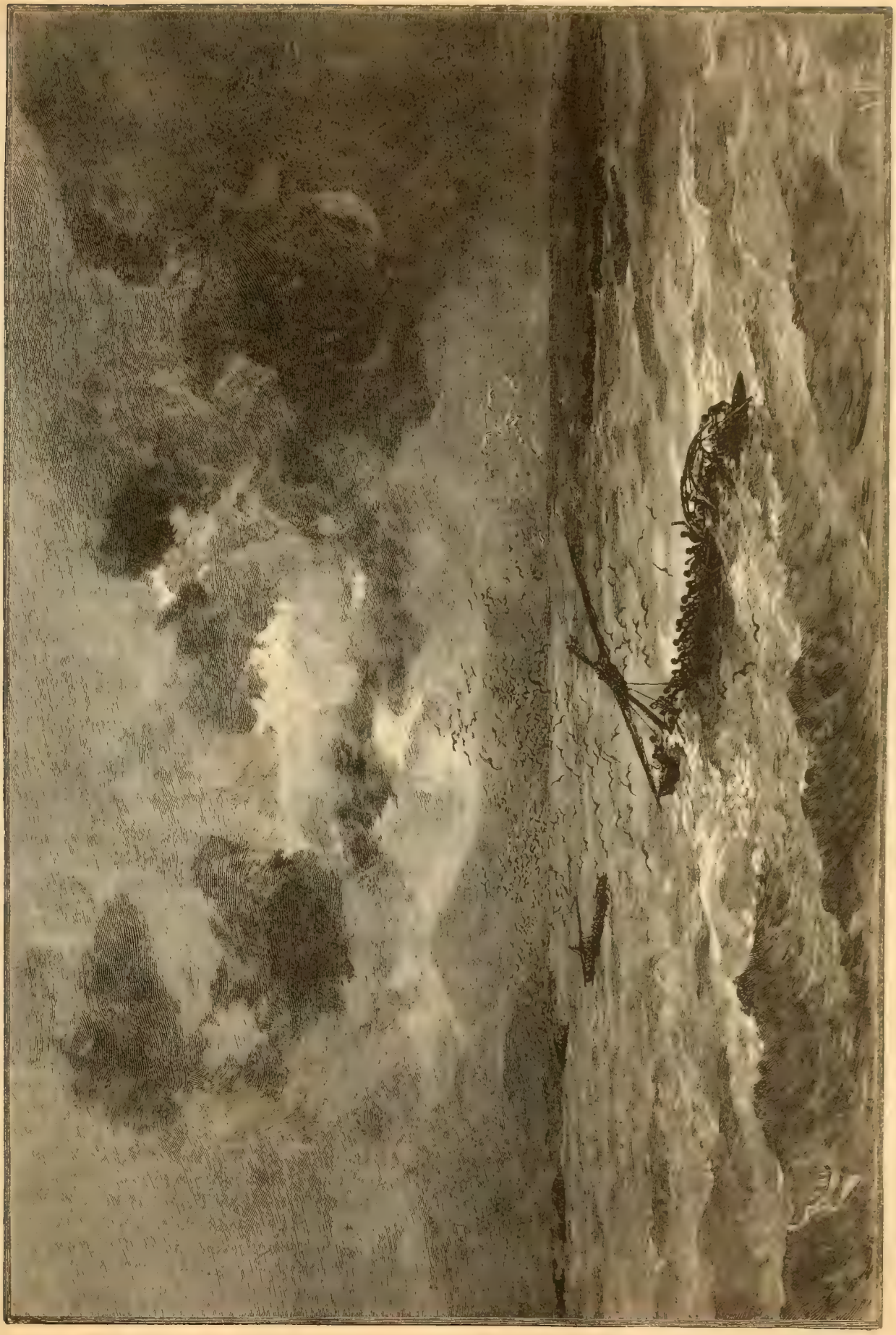
„Am Abend verweilten wir beim Mondschein noch lange inmitten der Dorfbewohner. Unsere Neubekehrten sangen alle ihre Lieder zu Ehren Marias und des hl. Joseph. Gerade bei diesen gemütlichen Zusammenkünften hat man die beste Gelegenheit, am Heile der Neger zu arbeiten, und wir unterlassen es nie, vom lieben Gott und seinem heiligen Gesetze zu reden. An jenem Abend faßte der Häuptling Ukala das Schlußergebnis des Unterrichts in seiner Weise in die Worte zusammen: ‚Wir sind eben arme Wilde; wir wissen sehr wenig vom lieben Gott, der unser Vater ist; er schickt uns aber auch keine Stoffe zur Kleidung, und wir haben nur unser Muombo (Kleider von Baumrinde), und das ist das Kleid der Sünde.'

„Nach dieser Abendversammlung beteten wir mit unsern Neubekehrten das Abendgebet, das viele Neger aus freien Stücken mitverrichteten. Am nächsten Morgen verließen wir Ukala. Ich schickte ihm einen schönen farbigen Stoff und ließ ihm sagen, wenn er und seine Leute nicht mehr Krieg führen und statt dessen fleißig arbeiten wollten, könnten sie bald ‚das Kleid der Sünde' mit schönen gewobenen Kleidern vertauschen.

„Spinnen und Weben ist zwar den Negern nicht gänzlich unbekannt, aber sie sind in dieser Kunst noch nicht über die ersten Anfangsgründe hinausgekommen. Sie sammeln die Baumwolle, welche wild wächst, kämmen sie, spinnen sie und verfertigen an einem äußerst einfachen Webstuhl ein Gewebe. Zwei horizontale Stangen, die irgendwo befestigt werden, bilden das ganze Werkgerät. Daran ordnen sie den Zettel und flechten dann mit der Hand den Einschlag dazwischen; denn der Gebrauch des Weberschiffchens ist ihnen unbekannt. So brauchen sie mehrere Wochen, um eine Zeugbahn von $1\frac{1}{2}$ m Länge und 60 cm Breite zu weben, die ihnen eine Lendenhülle giebt.

„Bei den Unterthanen Ukalas fanden wir ein gewisses Talent für Malerei und bewunderten einige Zeichnungen auf den Wänden der Hütten. Die Eingebornen gewinnen ihre Farben von Bäumen, Kräutern und Erdarten; sie haben eine Vorliebe für Rot und bemalen sich damit das Gesicht, während sie ihr Haar mittels einer Pomade aus Öl und Thon in eine Masse kleinerer Kügelchen teilen.

„Auf dem Rückwege nach Mpala bewunderten wir die etwa 30 m lange Holzbrücke über den Lufuku, welche mittels Lianen an zwei riesigen Uferbäumen befestigt ist. Auch die Geländer sind aus Schlingpflanzen hergestellt. Diese Brücke, der man sich gleichwohl nur mit Vorsicht bedienen darf, ist unter den Arbeiten der Neger, die ich bisher sah, das Meisterwerk. Mit Freuden beobachteten wir auf unserem Ausfluge, daß die Eingebornen, seit man sie zum Frieden anhält, sich mit einem gewissen Eifer dem



Im Sturm auf dem Tanganjika. (S. 254.)

Landbau widmen und einen verhältnismäßigen Wohlstand genießen. Ihre Fruchtspeicher sind voll; dieselben haben die Form von Türmchen, welche rings um die Hütte auf einem Pfahlwerk erbaut sind. Die Ärmern bedienen sich des Oberraumes ihrer Hütten als Speicher; da hängen sie an den Dachsparren Büschel von Mais- und Sorgho-Ähren auf und Körbe, die sie aus Bananenblättern flechten, voll dieser Früchte. Welch glückliches und einfaches Leben könnten doch diese Neger führen, wenn ihr Geist vom Lichte des Glaubens erleuchtet und ihr Herz mit dem Glück und Frieden des Christentums erfüllt wäre! Leider erhebt sich drohend eine finstere Wolke am Horizont — die Araber, welche immer und überall unsere Missionen bedrohen. Ihr Werk ist das Werk der Zerstörung, und alle ihre Bestrebungen gehen dahin, unser Werk der Rettung zu schädigen oder zu zerstören.

„Schon lange waren wir über das Schicksal der Karawane, die uns neue Unterstützungen bringen sollte, in Unruhe. Endlich erblickten wir in der Morgenfrühe des 6. Juli ein Segel, das auf Mpala zukam und das wir an dem großen lateinischen Kreuz als das Schiff von Karema erkannten. Unsere Karawane war wirklich eingetroffen, aber mit bedeutenden Verlusten, wie sich dies in diesen unruhigen Zeiten leicht erklärt, da die Araber alle Häuptlinge aufreizen, die Weißen ohne Unterschied zu plündern. Wir können uns aber immer noch Glück wünschen, daß etwa hundert Ballen Zeug ankamen, die jetzt einen doppelten Wert darstellen und bei einiger Sparsamkeit für uns (als Tauschware) ausreichen dürften, bis bessere Zeiten kommen.

„Ich war schon vorher entschlossen, sofort nach Karema zu reisen, und benutzte nun das zurückkehrende Bot. Am Abend des 8. Juli, dem Jahrestage meiner Weihe, segnete ich alle Christen von Mpala, die mich ans Ufer geleitet hatten, und bestieg den ‚Mpakia Kristu' (Christophorus), unsere Missionsbarke, die alsbald unter Segel ging. Der See ist bei Mpala zu breit, als daß wir es hätten wagen dürfen, ihn in gerader Linie zu durchqueren. Wir mußten also südwärts steuern bis zum Kap Kongwe, von wo aus man bei günstigem Winde das gegenüberliegende Ufer in 18 Stunden erreichen kann. Die Überfahrt dauert aber manchmal 30—40 Stunden und ist für unsere gebrechlichen Fahrzeuge nicht ungefährlich. Eine solche Fahrt hat für den Missionär ihre Mühen wie ihre Reize. Man kann sie in der trockenen Jahreszeit nur bei Nacht machen, weil dann günstiger Wind weht. Da kann man im Anblick des wunderbaren Sternenhimmels, der sich über dem Tanganjika wölbt, mit Muße die Größe Gottes betrachten. Himmel, Wasser und Berge, alles redet von der Erhabenheit dessen, den wir den Heiden predigen. Das Kreuz des Südens dient als Leitstern unserer Fahrt und erinnert uns an das Kreuz, das vom Blute unseres Gottes seine Schätze empfing, an das Kreuz, das wir ringsum in allen diesen heidnischen Ländern aufpflanzen wollen.

„Nach zehnstündiger Fahrt gingen wir in der Bucht von Ndoto vor Anker. Da hatte ich Gelegenheit, den alten Chanza aufzusuchen, der eine Stunde entfernt zu Mkapakwe wohnt, wo unsere Missionäre einige Monate verweilten, bevor sie nach Mpala kamen. Chanza und die Seinigen nahmen mich mit Jubel auf, denn die Lehren der Missionäre sind da keineswegs fruchtlos gewesen. Der alte Mann machte mir einen guten Eindruck. Wir unterhielten uns etwa eine Stunde, und ich benutzte die Gelegenheit, den frühern Unterricht etwas aufzufrischen. Sie versicherten mich, denselben nicht vergessen zu haben, und zeigten mir die Medaillen, die sie am Halse trugen. Als ich scheiden mußte, begleiteten mich alle ans Ufer und brachten mir Früchte als Geschenk.

„Gegen 4 Uhr hatte sich der widrige Süd gelegt, und wir fuhren weiter; ich wünschte, die Strecke bis Ingwe ohne Unterbrechung zu machen. Wir fuhren längs des Landes Katheles hin, eines Häuptlings, der sich Mpala unterworfen hat, der aber vor kurzem die Wangwana zu Hilfe rief. Bald erschien der Berg Mrembi, an dessen Fuß die Stadt Manda liegt; sein hoher Gipfel erhebt sich über andere Höhen, die ihm als Fußgestell zu dienen scheinen. Als die Schatten länger wurden, bot sich ein wahrhaft feenartiger Anblick unserem Auge. Alle Berge glühen, Ströme von Licht und Feuer ergießen sich über ihre Flanken, und der Wiederschein, der auf den Wellen des Sees zittert, bietet ihr leuchtendes Spiegelbild. Es war die Jahreszeit, da man das hohe Gras in Brand steckt; die Berge teilen das Schicksal der Ebene. Ihr Gestrüpp geht in Flammen auf. Die Bäume aber trotzen ihnen, und das Wurzelwerk bleibt heil, treibt neue Sprossen und bedeckt in kurzer Frist Berg und Thal mit frischem Grün.

„Schon seit 17 Stunden wurden wir von den Wellen gewiegt. Mit dem Ruder hatten wir die Vorgebirge von Tampa, Kibuire, Kaburidi und Kamaruba umschifft, als plötzlich am Kap Kongwe ein heftiger Südwind uns faßte und zwischen die Klippen warf, die an dieser Stelle das Ufer säumen. Wir schwebten in augenscheinlicher Gefahr des Schiffbruchs, und schon sah ich unsere Barke an den riesigen Felsblöcken zerschellen. Zunächst erhoben wir unser Herz im Gebete zu Gott; dann setzten wir alle Kraft ein, um dem Verderben zu entgehen. Die Kaltblütigkeit und Todesverachtung unserer Fährleute, Zöglinge der Mission Karema, rettete uns. Mehrere sprangen entschlossen ins Wasser, nachdem sie sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet hatten, und versuchten die Barke zurückzustoßen. Sie setzten sich dabei der Gefahr aus, zwischen Fels und Schiff zerquetscht zu werden. Andere suchten mit Rudern und Stangen uns von den Klippen abzustoßen. Erst nach einem Verzweiflungskampf von 20 Minuten gelang uns die Rettung und konnten wir die Barke auf eine sandige Uferstelle laufen lassen, wo wir Gott und der seligsten Jungfrau ein inniges Dankgebet darbrachten. Die ganze Zeit über hatten die kleinen Kinder, die ich in das Waisenhaus von Karema bringen sollte, auf dem Boden der Barke ruhig geschlafen.

„Die Hauptstange meines Zeltes war in unserem Kampfe zwischen den Klippen gebrochen; so konnten wir auf dem steinigen Ufer unter spärlichem Gebüsch kaum etwas Schutz finden vor den glühenden Sonnenstrahlen. Unsere Schiffer kochten etwas Mehlbrei, und nachmittags 3 Uhr gingen wir wieder an Bord, um die Fahrt quer über den See zu wagen. Das war die dritte schlaflose Nacht. Ein günstiger Wind erhob sich und wehte während eines Teiles der Nacht, so daß die Schiffer der Mühe des Ruderns überhoben waren. Aber gegen Morgen schlug er um und wurde überaus heftig. Wir mußten vor Anker gehen und harrten mehrere Stunden, daß er sich lege. Während dieser Zeit wurde die Barke von den Wogen mit solcher Heftigkeit nach rechts und links geworfen, daß ich seekrank wurde. Das Wasser spritzte in das Schiff, und mehrere Schiffer waren beständig beschäftigt, es auszuschöpfen (vgl. das Bild S. 253). Endlich aber legte sich der Südwind, und wir konnten das Kap von Karema erreichen.

„Gegen 2 Uhr nachmittags landeten wir. Man hatte uns nicht erwartet; aber sofort eilten die Patres, Waisenkinder, Christen, Postulanten ans Ufer, und als sie hörten, der ‚Bwana Skofu' (Herr Bischof) sei im Schiff, ertönten Jubelrufe und Freudenschüsse von allen Seiten. Ich bin kein Freund vom Schießen, und suchte das zu hindern, aber umsonst. Rasch wurde ich dann von den

Armen unserer stärksten Neger ans Ufer getragen und fand mich in der Mitte meiner lieben Mitbrüder, unter denen ich den guten P. Dromoux traf, meinen Mitschüler, welcher jetzt schon seit 12 Jahren in der Mission am Tanganjika arbeitet. Man hatte mich mit Ungeduld erwartet; denn die Mission war in großer Bedrängnis von seiten der Araber, die durch den Krieg an der Küste äußerst gereizt sind.

„Karema war früher, wie schon gesagt, eine Station der Internationalen Afrika-Gesellschaft gleich Mpala und wurde den Missionären von Algier unter denselben Bedingungen abgetreten. Die belgischen Offiziere ließen daselbst einige Familien zurück, welche sie aus der Sklaverei losgekauft hatten. Trotz großer Schwierigkeiten seitens der Araber machten sich die Missionäre mutig ans Werk, erwarben die Freundschaft der Nachbarstämme und gründeten eine Hauptwaisenanstalt. In den vier Jahren zählen die Listen 470 Freigekaufte; gegenwärtig sind 164 Knaben und 68 Mädchen in der Anstalt. Die ältesten Zöglinge haben sich inzwischen bereits verheiratet und mehrere Dörfer rings um die Mission her gegründet. Sehr viele sind nach kurzer Zeit in den Himmel gegangen; die armen Kinder haben unter ihren frühern Herren so viel ausgestanden, daß sie in ein meist unheilbares Siechtum verfallen. Wie blutet das Herz des Missionärs, wenn er diese elenden, zu Skeletten abgemagerten Wesen sieht, denen nicht mehr zu helfen ist! Andere sind mit ekelhaften Geschwüren bedeckt, den Folgen des durch Laster vergifteten Blutes, das sie von ihren Eltern erbten, auch wohl den Folgen schlechter Nahrung u. s. w. Von diesen armen Geschöpfen genesen kaum zwei von zehn. Diejenigen aber, die von Natur einen kräftigen Körperbau haben, erholen sich bei reichlicher Nahrung von Reis und Fleisch zu voller Gesundheit. Freilich hält es schwer, solche Auslagen zu bestreiten, und wir sind oft kaum im stande, genug Pataten und Mais für 200 mit einem gesegneten Appetit ausgerüstete Kinder in Karema aufzutreiben.

„Unsere aus der Sklaverei losgekauften Neger bereiten uns hier großen Trost. Niemals bin ich in unsern Kirchen in Frankreich so ergriffen worden, wie in der Kapelle von Karema, wenn ich unsere Christen beten und singen höre. Wir halten streng darauf, daß den Negern die einfachen Lebensgewohnheiten Afrikas bewahrt bleiben, und hüten uns wohl, überflüssige Bedürfnisse in ihnen zu wecken. Diese Einfachheit ist eine Mitursache ihrer Zufriedenheit. Immer sind sie fröhlich; bei der Arbeit und während der Erholung hört man sie die frommen Lieder und den Katechismus wiederholen, den wir sie gelehrt haben. Mit Freude beobachten wir auch die Fortschritte unserer kleinen Knaben und Mädchen im Christentum. Man kann ihre Besserung Schritt für Schritt sich vollziehen sehen; denn wenn sie zu uns kommen, sind es keineswegs kleine Engel, sondern junge Wilde, gewohnt, umherzuschweifen und sich zu raufen. Bald wird das anders. Sie tragen nicht nur Medaillen am Halse, sondern gewöhnen sich auch, das heilige Kreuzzeichen zu machen, und bald beginnen sie nichts ohne dasselbe. Wir können dem lieben Gott für ihren guten Willen nur danken; hoffentlich wächst er mit ihren Jahren. Als letztes Jahr die Pocken hier herrschten, konnten wir manche in der Todesstunde taufen. Alle lieben uns und sind auch später bereit, uns mit ihrem Leben zu verteidigen. Die Waisenhäuser sind die Quellen der geistigen Umgestaltung für unser Land; denn aus ihnen gehen Christendörfer hervor. Die im Waisenhaus erworbene gute Gewohnheit wird in der Familie weiter gepflegt; groß und klein übt da das Morgen- und Abendgebet und kommt täglich zur heiligen Messe. Liebe und Eintracht blüht. In einigen Jahren hoffen wir schon viele solcher Familien zu zählen, in denen Vater und Mutter ihre Erziehung im Waisenhause erhalten haben. Gebe Gott auch fürder seinen Segen!

„Den Freigekauften reihen sich die freiwilligen Ansiedler an, die wir Wafuasi nennen, Neger, die sich auf den Landereien der Mission anbauten, in der Absicht, unter unserem Schutz zu stehen und sich in unserer Religion unterrichten zu lassen. Dieselben bilden gegenwärtig mehrere kleine Dörfer in unserer Nachbarschaft. Wir thun alles, um mit den benachbarten Stämmen und Häuptlingen in freundschaftlichem Einvernehmen zu leben, und scheuen weder Opfer noch Auslagen, soweit wir das vermögen, damit nur das Werk, um dessentwillen wir hier sind, von ihnen nicht gestört werde. Es ist notwendig, daß man ihnen von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht, und sie sind auch geschickt genug, sich solche zu erpressen. Sie schenken uns z. B. eine Ziege, wohl wissend, daß wir dadurch genötigt sind, ihnen dafür den doppelten Wert an Zeug zu geben. Die Bekehrung dieser armen Neger, namentlich der Wawende, ist nicht das Werk eines Tages. Gott kennt die Stunde der Gnade, und wir begnügen uns, von unserer Seite durch freundliches Entgegenkommen seinem Reiche den Weg zu bereiten.

„Bisher gelang es uns, in gutem Einvernehmen auch mit den etwas entferntern Stämmen zu leben, namentlich mit den Häuptlingen im Süden und Osten von Karema. Kapufi, der Sultan des ausgedehnten Reiches von Ufipa, ist mein ‚Blutbruder‘, da mein Vorgänger, Msgr. Charbonnier, mit ihm den feierlichen Bund der Blutsbruderschaft geschlossen hat. Als sein Nachfolger bin ich in dieselben Freundschaftsrechte eingetreten. Auf Grund dieser Freundschaft haben wir im Juni des letzten Jahres (1888) die Station Kiranda gegründet, wo die Missionäre bis jetzt unter dem Schutze Kapufis vollkommene Freiheit genossen. Auch König Gugwe, der vier Tagereisen östlich von Karema wohnt, hat mit Msgr. Charbonnier Blutsbruderschaft geschlossen und drängt uns seither beständig, daß wir uns bei ihm niederlassen sollten. Sein Land ist sehr bevölkert und vom Einflusse der Araber noch unberührt; es ist auch meine Absicht, heuer schon ihn zu besuchen und den Platz für eine Missionsstation zu wählen, die wir beginnen werden, sobald neue Kräfte eintreffen. Auch Kariaria, der die Oberhoheit des Königs von Ufipa anerkennt und nur eine Tagereise von hier wohnt, würde uns sehr gern aufnehmen. Fast wöchentlich erhalten wir Geschenke von den Unterhäuptlingen, und seit meiner Ankunft war ein beständiges Gehen und Kommen dieser freilich nicht ganz uneigennützigen Besucher.

„Nur die Bewohner von Ukände schienen uns längere Zeit unzuverlässig. Man hatte uns dieselben (namentlich die Araber) in düstern Farben geschildert. Die Haltung aber, welche ihr Oberhäuptling Mrundi gelegentlich des Handels mit Matrimula uns gegenüber einnahm, erschütterte unser Mißtrauen und bewog uns, freundschaftliche Beziehungen mit den Wawende anzuknüpfen. Die Verehelichung einer Tochter des Häuptlings mit einem unserer Negerärzte aus der Anstalt von Malta diente als Band. Wir luden also Mrundi zu einem Besuche ein; er kam mit 30 Begleitern. Wir nahmen sie sehr gut auf, und die Ehe wurde beschlossen. Eine Kaufsumme für die Braut ist hier nicht landesüblich, aber ein schönes ‚Geschenk‘ unerläßliche Bedingung.

„Am 5. August machte ich mit P. Josset, dem Obern der Mission von Karema, meinen Gegenbesuch. 12 Christen dienten uns als Ehrengeleit, und überdies begleiteten uns 5 erwachsene Zöglinge, für die wir ebenfalls Wawendemädchen zur Ehe ver-

langten. Durch solche Verbindungen faßt man am festesten Wurzel im Lande; auch sind wir in Verlegenheit, für unsere Waisenknaben, die immer zahlreicher als die Waisenmädchen sind, Frauen zu bekommen. Wir wurden von Mrundi und seinen Leuten auf das beste empfangen; alle wollten meinen Ring küssen; denn sie hatten bei ihrem Besuche gesehen, daß man also den ‚Bwana Skofa' begrüße. Nach langen Verhandlungen wurde die Heirat endgiltig bestimmt, und wir setzten den Tag fest, an welchem sie in der Mission geschlossen werden sollte. Bei dieser Gelegenheit konnten wir die Sitten der Wawende etwas kennen lernen, und sie schienen uns lange nicht so wild als man gesagt hatte. Der Häuptling ist hoch geehrt; aber er thut nichts ohne den Rat seiner Großen, bei denen die Entscheidung zu sein scheint. Man hatte uns eine Hütte angewiesen, aus der wir von Zeit zu Zeit vom Häuptling in die Beratungshalle gerufen wurden, wo wir die Ansicht der Räte erfuhren. Der Rat bestand aus sieben Mitgliedern; die vier ältesten hatten einen Ehrensitz, die drei jüngsten kauerten auf dem Boden. Niemals ergriff der Häuptling selbst das Wort, sondern sein ‚Nyampara' oder erster Minister hielt im Namen des Rates langatmige Reden, die immer mit den Worten anhoben: ‚Höret, o Kinder Kapamas (Stammherr der königlichen Familie), und mit den Worten schlossen: ‚Ihr habt es gehört, o Kinder Kapamas.' Darauf stießen alle einen Schrei der Zustimmung aus, verneigten sich tief vor dem Häuptling und klatschten mit den Händen. Zu unserer Verwunderung nahmen sie unser Geschenk ohne jegliches Feilschen an; dann wurde uns die junge ‚Prinzessin' vorgestellt. Es folgten lange Reden, in denen die Ratsherren immer wiederholten, sie seien durch die Araber, und namentlich Matrimula, bei uns verleumdet worden; sie wünschten ein Bündnis mit uns und seien glücklich, daß dasselbe durch diese Heirat besiegelt werde; wir würden künftig Brüder sein u. s. w. Auch luden sie uns ein, zu Kaminka in Usoa, einer Landschaft, welche Mrundis Oberhoheit anerkennt und zwei Tagereisen nördlich (von Karema) liegt, eine Mission zu gründen. Kurz, alles ging über Erwarten glatt, und wir luden den Rat der Wawende zur Hochzeitsfeier, die acht Tage später in Karema sein sollte. Wir durften nämlich die Braut nicht gleich mitnehmen; das hätte gegen die Landessitte verstoßen, weil es allzusehr wie ein Kauf ausgesehen haben würde.

„Flintenschüsse und Trommelwirbel verkündeten am 14. August die Ankunft der Braut in Karema. Mrundis Räte und eine Schar Bewohner seiner Hauptstadt Kafisya waren ihr Geleite. Eine Anzahl junger Mädchen hatten die verschleierte Braut den ganzen weiten Weg der Reihe nach auf dem Rücken getragen, bis sie dieselbe vor uns niederstellten. Mrundi selbst hatte wegen Unpäßlichkeit nicht kommen können; doch wollte er die Sache nicht länger aufschieben, damit die Weißen nicht etwa meinten, er beabsichtige sein Wort zu brechen, sagte er. So hatten wir denn am folgenden Morgen ein großes Fest. Zwei Ochsen waren geschlachtet, und Bier gab es die Menge in großen Krügen: ein Fest, bei dem nicht auch der Magen seinen Teil bekommt, kann sich nun einmal der Neger nicht vorstellen. Ich betrachte diese Verbindung unseres Hairian mit der Tochter Mrundis als ein günstiges Ereignis, was ich auch daraus entnehme, daß die Araber dieselbe sehr ungern sehen."

Seit der Gründung von Karema ist der See nach allen Seiten befahren und erforscht worden. Jetzt vermittelt ein Dampfer den Verkehr auf demselben. Zahlreiche und verschiedene Negerstämme sind die Uferbewohner des Tanganjika. Sie alle sind noch Heiden mit Ausnahme der wenigen mohammedanischen Araber, die sich der Sklavenjagd und des Sklavenhandels wegen in ihrer Mitte niederließen, und der kaum 2000 Christen, welche die Missionäre um sich gesammelt haben. Ihre Sitten und Gebräuche sind sich sehr ähnlich. Einfache Strohhütten bilden die Wohnungen; Maniok und Mais, Patate und eine Hirsenart liefern die Nahrung.

Der Njassa-See gehört eigentlich nicht zu den großen Seen der Äquatorgegend, sondern zum Stromgebiete des Sambesi, dem er durch den Schirefluß seine Wasser zusendet. Aber da sein Nordende auf eine Strecke von etwa 200 km ebenfalls zu Deutsch-Ostafrika gehört, können wir demselben auf unserem Rückwege zur Küste von Sansibar einen kurzen Besuch abstatten. Er ist der drittgrößte See Afrikas und hat eine Länge von über 460 km, also etwa von Basel bis Düsseldorf. Albrecht Roscher erreichte denselben als erster Europäer 1859 und wurde daselbst am 19. März 1860 in dem Dorfe Hisonguny ermordert. Schon 1875 brachte der Engländer Young einen Dampfer auf den Njassa. Bald siedelten sich anglikanische Missionäre an, und nun haben auch die Missionäre Kardinal Lavigeries einige Stationen gegründet. Das Gebiet im Süden und Westen des Sees machen sich die Engländer und Portugiesen streitig, während die neuesten Verträge den Deutschen sein Nordende zusprechen.

VII. Madagaskar.

1. Die Insel und ihre Bewohner.

Madagaskar ist eine der allergrößten Inseln; hat sie doch einen Flächenraum von 592 000 qkm und ist mithin noch etwas größer als das ganze Deutsche Reich. Sie hat eine Länge von mehr als 1000 km, so daß ihre Nordspitze von der Südspitze weiter entfernt ist als Hamburg von Neapel. Vom Meere aus gewährt die Insel einen malerischen Anblick; sie gleicht einer ungeheuern Festung, die aus mehreren aufeinander getürmten Bergen erbaut ist. Im Westen steigt sie aus den sumpfigen Niederungen

Ein Missionär in der Filandschana.

terrassenförmig, im Osten fast mauerartig auf zu einer gebirgigen, fruchtbaren Hochebene. Das Tiefland und die Bergabhänge sind mit Wäldern bestanden, in denen die kostbarsten Holzarten, welche zu den feinsten Möbeln gebraucht werden, gedeihen, als: Ebenholz, rotes Sandelholz, Rosenholz und Adlerholz. Auch an Arzneigewächsen und Farbhölzern ist die Insel ungemein reich und trägt viele, überaus schmackhafte Früchte. Schon lange hätten sich die Europäer in dieser auf den ersten Blick paradiesischen Insel angesiedelt, wenn nicht das gefährliche Sumpffieber sie immer wieder aus dem Küstenlande vertrieben hätte. Die Küste ist so ungesund, daß man sie mit Recht einen „Kirchhof der Europäer" genannt hat, und die Eingebornen verlassen sich so sehr auf den Schutz, den ihnen das Fieber und der fast undurchdringliche Urwald gewährt, daß einer ihrer Fürsten kühn sagte, seine beiden Generäle Haso (Urwald) und Faso (Fieber) nähmen es mit allen Generälen Europas auf.

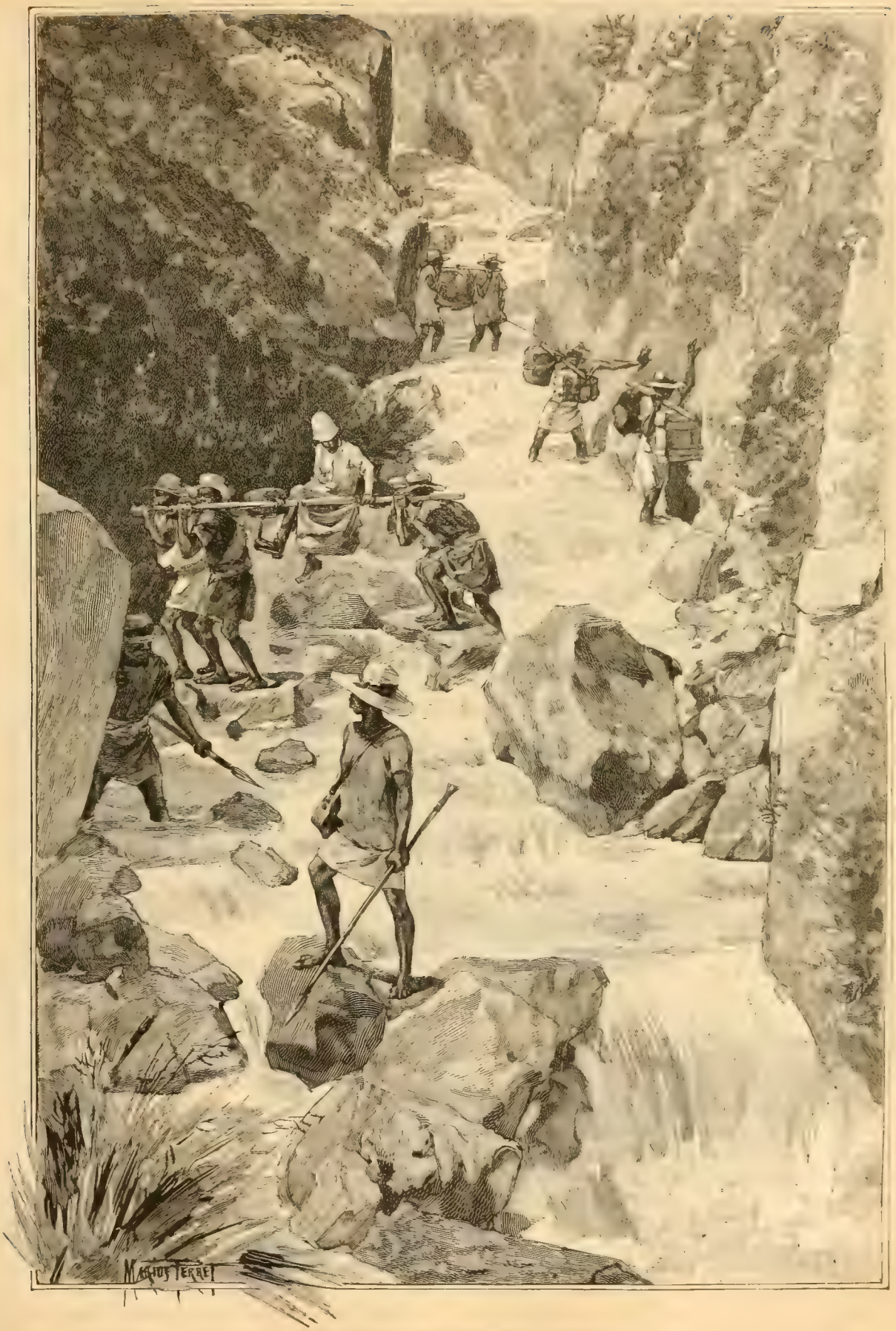
Wir wollen uns deshalb an der Küste nicht aufhalten, sondern sofort die Reise nach der Hochebene antreten, wo die Hauptstadt Tananarivo, d. h. „Tausend-Dörfer", liegt. Wir brauchen nicht zu Fuß zu gehen; kräftige Schultern werden uns auf dem landesüblichen Tragsessel, „der Filandschana" (vgl. obenstehendes Bild), von Tamatave, der Hafenstadt, bis nach Tananarivo tragen. Die Wege sind übrigens derartig, daß sie für Europäer einfach ungangbar sind. Wildbäche müssen sie auf weite Strecken ersetzen (vgl. das Bild S. 259).

Tananarivo bietet einen ganz merkwürdigen Anblick; die Stadt bedeckt einen Hügel, der von Südost nach Nordwest sich erstreckt und sich an den beiden Enden in die Ebene verzweigt. Von ferne gesehen, gleichen Hügel und Stadt einer abgestumpften Pyramide, über welcher sich der Königspalast erhebt (vgl. untenstehendes Bild). Um den Palast an den steilen Abhängen liegen die zahlreichen Privathäuser, meistens mit Zororo (einer Art Rohr) bedeckt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig, schmutzig, oder vielmehr es giebt in Tananarivo keine eigentlichen Straßen — mit Ausnahme der zum Königspalast führenden —, sondern nur steile, elende Fußpfade. Dennoch sind manche der Privatgebäude sowohl, welche mit hübschen Verandas geschmückt sind, als auch die Gärten und das Grab Radamas I., das an ägyptische Architektur erinnernde Grabmal Reiniharos und mehrere andere Bauwerke wohl geeignet, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Königspalast ist ganz aus Holz erbaut; das Gebäude ist rundum von Holzsäulen umgeben, auf welchen das Dach ruht, das selbst zeltförmig noch 13 m hoch emporragt und sich in der Mitte auf eine Holzsäule von 39 m Höhe stützt. Alle diese Säulen, auch die in der Mitte, bestehen aus einem einzigen Stamm. Wenn man bedenkt, daß die Wälder, in denen so hohe Bäume sich finden, gegen 20 Stunden entfernt sind, daß es ferner gar keine ordentlichen Wege giebt, und daß man Zugtiere und Maschinen auf Madagaskar nicht kennt, sondern alles von Menschenhand geschehen muß, so darf man die Einrichtung dieses Palastes wohl für ein halbes Wunder halten. In jüngster Zeit haben die Franzosen, welche die Ober-

Tananarivo und das königliche Schloß.

herrschaft über Madagaskar erkämpften, in europäischem Stile in Tananarivo einen Gesandtschaftspalast aufgeführt (vgl. das Bild S. 260), der jetzt der Sitz des französischen Gouverneurs ist. Außer dem Königspalast ist auch noch der große Platz von Andohalo, weniger seiner Schönheit als seiner Bedeutung wegen, sehenswert. Auf ihm finden die großartigen Volksversammlungen statt, zu denen bis zu 50 000 Menschen und mehr zusammenkommen. Tananarivo selbst hat etwa 80 000 Einwohner. In der Mitte des Platzes befindet sich der heilige, Vatomasina genannte Stein, welcher allein die Kraft hat, die Könige und Königinnen von Madagaskar rechtmäßig mit der Herrschergewalt zu belehnen. Die erwählte Person stellte sich auf den Stein, verweilte einen Augenblick und verließ ihn als unumschränkter Herrscher aller Madegassen; die Königswürde selbst heißt bei ihnen daher Vanivato, die Blume des Steines, da sie aus diesem Steine gleichsam entsprießt.

Größere Städte giebt es auf der großen Insel außer Tananarivo keine mehr; die bedeutendste und am meisten besuchte Hafenstadt ist Tamatave an der Ostküste. Dieselbe hat nichts Merkwürdiges, und das einzige, was den Neuankommenden hier überrascht, ist der Bazar, wo neben den mannigfaltigsten Produkten der Insel in buntem Gemisch auch alle möglichen Artikel europäischer Industrie ausgestellt sind. Was die Trödler in Frankreich und England nicht mehr absetzen können, scheint nach Tamatave auszuwandern, um hier den armen Madegassen als kostbarer Schmuck verkauft zu werden. Da giebt es Uniformen von alten Schweizer-



Eine „Straße" in Madagaskar. (S. 257.)

regimentern und Hofratsfräcke aus dem vorigen Jahrhundert, die um so eifriger gekauft werden, je bunter sie sind; da giebt es Krinolinen und Damenhüte von allen denkbaren Formen, die noch immer Liebhaberinnen genug finden. Das ist die Civilisation, welche der Handel hier verbreitet.

Nun wollen wir uns mit den Bewohnern der Insel selbst vertraut machen. In Bezug auf die Abstammung der Madegassen oder Malagassen — dies ist der gemeinschaftliche Name der Inselbewohner — ist wohl ein doppelter Ursprung anzunehmen. Wie die Insel selbst hinsichtlich der Tier- und Pflanzenwelt mit der gegenüberliegenden Mozambiqueküste keine Verwandtschaft zeigt, dagegen Anklänge an das Kapland und an die Sunda-Inseln aufweist, so sind auch die Bewohner mit den Negern der Mozambiqueküste durchaus nicht nahe verwandt, sondern viel näher teils mit den Malaien der Sunda-Inseln an der Spitze Hinterindiens, teils mit den Kaffern des Kaplandes.

Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts lag die Oberherrschaft über die Insel in den Händen der Howas. Merkwürdigerweise hat gerade dieser Stamm, obgleich er im Innern der Insel auf der Hochebene von Ankove seinen Sitz hat, die ausgesprochenste Ähnlichkeit mit den Malaien.

Außer den Howas sind noch die Betsiléos im Süden, die Betsimisaraken im Osten, die Sakalaven an der Westküste und die Antisanaken im Norden der Insel zu nennen. Doch die Howas sind gegenwärtig der bedeutendste Stamm; von ihm wollen wir deshalb zunächst erzählen.

Die Howas (vgl. das Bild S. 262) sind meistens klein, aber gut gebaut, haben eine olivenfarbige und häufig sogar fast ganz helle Haut und schwarzes, schlichtes Haar. Als gewöhnliche Nahrung der Madegassen dienen Reis und Rindfleisch. An Rindvieh ist die Insel außerordentlich reich, so daß nur die Ärmsten der Fleischnahrung entbehren. Beinahe das ausschließliche Getränk ist Wasser; Kaffee wird sehr wenig getrunken, obgleich die Kaffeepflanze sehr gut gedeiht. Aus dem Zuckerrohr wird eine Art Rum bereitet,

Der neue französische Regierungspalast in Tananarivo. (Nach einer Photographie. — S. 258.)

allein die Howas trinken sehr wenig davon. Trunkenheit kommt unter den Madegassen kaum vor.

Die Tracht der Insulaner ist sehr einfach und für beide Geschlechter die nämliche. Das gewöhnliche Kostüm besteht aus einem Salaka, d. h. einem Streifen Kattun, den man um die Hüften schlingt, und aus einem Lamba, d. h. einem großen Tuche, einer römischen Toga gleich, welches sie oft recht malerisch zu tragen wissen. Außerdem tragen die Männer auch vielfach weite, dünne Beinkleider, während die Mädchen und Frauen gegenwärtig beinahe ohne Ausnahme eine eng anliegende Weste und darüber ein langes Gewand anziehen, über welche sie erst den nie fehlenden Lamba werfen (vgl. das Bild S. 261). Seit im Beginne dieses Jahrhunderts Engländer und Franzosen mit Madagaskar in Handelsverbindung getreten sind, hat auch die für das Klima jener Insel so wenig geeignete europäische Tracht vielfach Eingang gefunden.

Die Howas verehren zehn oder zwölf Götter, von denen aber nur drei oder vier eine höhere Stellung einzunehmen scheinen; doch wird keinem eine auf alle Dinge sich erstreckende Macht zugeschrieben. Den obersten Rang nimmt Rakelimalasa ein, der Schutzgott des Herrschers oder der Herrscherin, welcher den Sieg an die madegassischen Waffen heftet und außerdem auch gegen Feuersgefahr und gegen die Krokodile seine Verehrer beschützt; die nächsthohe Gottheit, Ramahavali, heilt alle Krankheiten, eine dritte verleiht gute Ernten u. s. w. Der Götzendienst der Madegassen soll, wenn wir manchen Reisenden Glauben schenken, nicht jenen Charakter der Grausamkeit an sich getragen haben, der uns bei vielen andern heidnischen Nationen so abschreckend entgegentritt. Nur bei einem Stamme in der Provinz Vangaidrano habe man in frühern Zeiten Menschenopfer dargebracht; doch sei diese grausame Sitte bald außer Übung gekommen, weil sie mit dem allgemeinen Charakter der Bevölkerung im Widerspruch gestanden habe. Wöchentlich einmal, am Freitag, sei ein Mensch geschlachtet worden, und zwar gewöhnlich der vornehmste, den man finden konnte; dieses Opfer aber sei nicht einem bestimmten Götzen dargebracht worden, sondern

Vornehme Howa-Frauen aus Madagaskar. (S. 260.)

habe am Fuße einer langen Stange, an deren Spitze die Odis, d. h. die Amulette, hingen, stattgefunden, um diesen Amuletten eine größere Kraft zur Abhaltung alles Unglücks zu geben.

Wenn indessen in der That der eigentliche Götzendienst der Madegassen weniger blutig ist als der vieler anderer Heiden, so fielen dagegen um so mehr Menschen dem Aberglauben zum Opfer. Die Madegassen sind geneigt, alles Unglück, das sie trifft, der Zauberei zuzuschreiben; die Personen aber, die man als Zauberer im Verdacht hat, wurden von alters her dem Tanghin, einer Art Gottesurteil durch eine Giftprobe, unterworfen. Der Tanghin ist ein starkes, als Brechmittel wirkendes Gift, das man von den Früchten der nur in Madagaskar wachsenden Pflanze Tanghina veneniflora bezieht. Beim Gottesurteil wird er auf folgende Weise angewendet. Steht jemand im Verdacht, ein Zauberer zu sein oder ein anderes Verbrechen begangen zu haben, so wird ihm ein Tag für die Giftprobe bestimmt; 24 Stunden vor der festgesetzten Zeit darf er gar keine Nahrungsmittel zu sich nehmen. Am bestimmten Tage wird der Verdächtige von seinen Verwandten zum Lampi-Tanghin, d. h. demjenigen, welcher die Giftprobe vornehmen läßt, geführt; dort muß er sich entkleiden und schwören, keinen Zauber anwenden zu wollen. Dann schabt der Lampi-Tanghin von der giftigen Frucht so viel, als ihm beliebt, wickelt es in drei kleine Stückchen von der Haut eines Huhnes und läßt den Verurteilten diese drei Pillen verschlucken. Schreckliche Krämpfe sind die Folge, während welcher der Unglückliche Verbrechen eingesteht, die er nicht begangen hat. Wirkt das Gift nun so stark, daß er gleich die drei Hautstückchen unversehrt wieder von sich giebt, so gilt er als unschuldig; sobald aber eines der Stückchen gar nicht oder auch nur irgendwie beschädigt wiedergegeben wird, ist er des angeklagten Verbrechens schuldig und wird gleich getötet, wenn er nicht schon infolge des Giftes selbst stirbt. Ein Missionär schreibt über den Tanghin, wie er bis vor wenigen Jahren angewendet wurde, folgendes:

Ein edler Howa. (S. 260.)

„Bei den Howas und den ihnen unterworfenen Völkern herrscht der Tanghin; er leitet die Untersuchung, fällt das Urteil und führt es aus, so daß die Häuptlinge sich keine Sorge zu machen haben. Allein diese Giftprobe wird auch auf der ganzen Insel als ein Mittel betrachtet, sich Reichtum zu erwerben. Da an vielen Orten der Ankläger das Recht auf die Güter des Angeklagten erhält, wenn derselbe verurteilt wird, so begreift man, wie leicht ein Armer sich versucht fühlen kann, einen Reichen anzuklagen. Anderswo geschieht es, daß jemand bei seinem Nachbar Geld leiht und denselben damit bezahlt, daß er ihn der Zauberei anklagt. Überall erhalten die Häuptlinge eine bestimmte Summe von denjenigen, welche den Tanghin nehmen müssen, so daß auch sie ein Interesse daran haben, wenn möglichst viele dazu gezwungen werden. Außerdem spielen Haß- und Rachsucht noch eine große Rolle bei der Anwendung des Giftes. Namentlich bei den Howas, bei welchen die Regierung die Güter des Verurteilten in Besitz nimmt, wird der Tanghin unter dem geringsten Vorwand und auch sogar ohne Vorwand angewendet, und zwar nicht nur bei einer oder zwei Personen, sondern bei ganzen Familien oder Dörfern.

„Einige Beispiele werden diese Behauptung rechtfertigen. Ein Häuptling hat einen schweren Traum gehabt; er hat während seines Schlafes eine Familie gesehen, und diese hat seinen Schlaf gestört. Am folgenden Morgen empfängt die ganze Familie den Befehl, den Tanghin zu nehmen, damit sie die Ruhe des Herrn nicht mehr störe. Anfang Juni 1855 ließ ein alter Minister die Bewohner eines ganzen Dorfes den Tanghin nehmen, weil man ihm erzählt hatte, in diesem Dorfe befände sich eine Person, welche stärkere Zauberformeln als die von der Regierung approbierten besäße. Um diese eine Person zu finden, wurden 180 Menschen durch den Tanghin getötet. Unter Radama II. wurde der Tanghin 1862 zum großen Verdruß der alten Howas abgeschafft; nach seinem Tode wurde er zwar nicht offiziell wieder eingeführt, aber er wird doch noch angewendet, indem die Regierung ein Auge zudrückt.

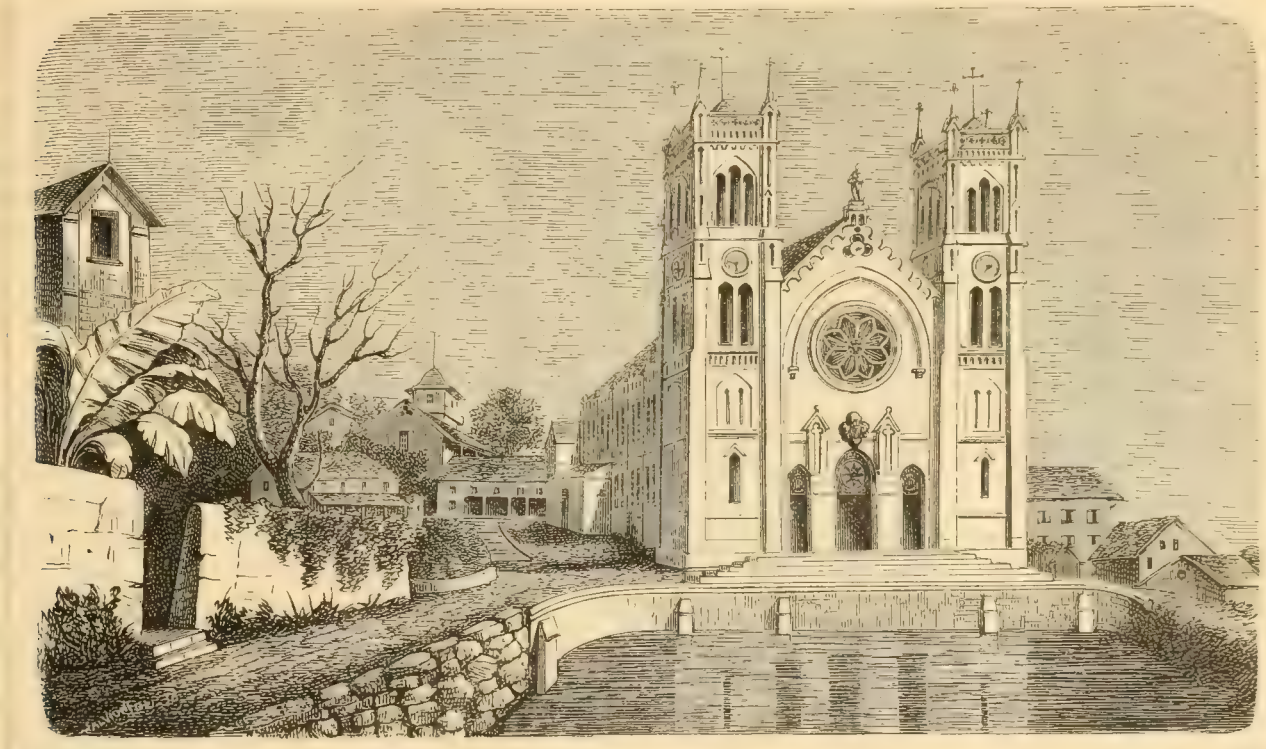
„Mit dem Tanghin müssen wir noch eine andere Einrichtung in Verbindung bringen, weil sie häufig denselben zur Folge hat, nämlich die ‚öffentliche Beicht'. Zu gewissen Zeiten werden einige Tage oder auch Wochen bestimmt, während welcher jeder Schuldige verpflichtet ist, sich selbst anzuzeigen; dagegen erhält er das Versprechen, daß er nicht zum Tode verurteilt wird, während das Todesurteil ihn trifft, wenn ein anderer ihn anklagt; denn in dieser Zeit muß auch jeder alle Schuldigen anzeigen, die er kennt, mögen sie auch seine nächsten Verwandten sein, wenn er nicht in ihre Verurteilung verwickelt werden will. Geschieht es nun, daß in einem Dorfe gar keine Selbstanzeige oder keine Anklage vorkommt, so setzt sich die ganze Familie oder das Dorf der Gefahr aus, zum Tanghin verurteilt zu werden. Im Jahre 1857 wurde in der Provinz Emirna eines dieser ‚Jubiläen' verkündet. Es sollte einen Monat dauern; als aber nach Verlauf des Monats nur wenige Anklagen und Selbstanzeigen vorgekommen waren,

verlängerte die Königin die ‚Gnadenzeit', indem sie zugleich drohte, die ganze Bevölkerung jenes Bezirks zum Tanghin zu verurteilen, in welchem sich nicht alle Schuldigen stellten. Das hieß also mit andern Worten, jeder Ort muß eine gewisse Anzahl Schuldiger liefern. Die Folge war, daß alle, welche eine Anzeige fürchteten, sich selbst anklagten, um eine leichtere Strafe zu erhalten. Einige, die sich kein Verbrechen vorzuwerfen hatten, sich aber dennoch anklagen mußten, gaben das unsinnigste Zeug an: so z. B. behauptete einer, ein Amulett zu besitzen, durch welches er sich unsichtbar machen könne, wenn er auf offenem Markte stehlen wolle. Das Resultat dieser ‚Gnadenzeit' war, daß 14 Soldaten lebendig verbrannt und 65 Personen mit dem Messer getötet wurden; 1237, die sich selbst angezeigt hatten, wurden in Eisen gelegt, ihre Güter in Beschlag genommen, ihre Familien, etwa 5000 Personen, in die Sklaverei verkauft."

Man hat berechnet, daß der Tanghin, bevor er im Jahre 1862 abgeschafft wurde, jährlich ein Fünfzigstel der Bevölkerung der Provinz Imaherina (Emirna) hinwegraffte, d. h. durchschnittlich starben jährlich 3000 Personen als Opfer dieses schändlichen Aberglaubens in einer einzigen Provinz, welche an Seelenzahl die Stadt Köln nur um weniges übertrifft.

2. Die Arbeit der katholischen Missionäre.

Viele Versuche, die auf dieser Insel wohnenden Heiden zu bekehren, wurden in frühern Jahrhunderten und auch in dem unsrigen gemacht, aber sie schlugen alle fehl. In unserem Jahrhundert gelang es protestantischen Sendboten, sich festzusetzen, und sie sorgten dafür, daß die katholische Religion unter Todesstrafe verboten wurde. Wenn es auch einmal einem Missionar gelang, bis nach Tananarivo vorzudringen, so konnte er doch keine Be-



Die neue Kirche der Unbefleckten Empfängnis in Tananarivo.

kehrungen machen, weil die Heiden sich zu sehr fürchteten. Am 16. August 1861 starb die Königin Ranavanola I., welche durch ihre grausamen Gesetze den Missionären den Aufenthalt auf der Insel unmöglich gemacht hatte, und ihr folgte ihr Sohn Radama II. als König von Madagaskar. Dieser war den Christen geneigt; schon zu Lebzeiten seiner Mutter hatte er mit zwei katholischen Missionären, die sich in Tananarivo bei dem französischen Konsul versteckt aufhielten, heimlich verkehrt; daher gestattete er gleich bei seiner Thronbesteigung den Patres, offen in Tananarivo ihre Religion zu üben und das heilige Evangelium zu predigen. Alsbald ließen die Missionäre auch Schwestern vom hl. Joseph kommen, damit sie Schulen für die Kinder eröffneten. Zum großen Unglück wurde Radama schon nach zwei Jahren ermordet; die neue Regierung war aber gegen die katholische Religion sehr feindlich gesinnt und wollte die Missionäre vertreiben. Bis dahin hatten diese nur erst Kinder und jene Neubekehrten getauft, welche in Todesgefahr waren; dagegen hatten sie alle Erwachsenen noch warten lassen, um sie vorher noch besser zu unterrichten. Allein in der Stunde der Gefahr glaubten die Missionäre deren Taufe nicht länger aufschieben zu dürfen, und so fand denn am 15. August 1863 in der Holzkirche, welche man bis dahin allein besaß, die heilige Handlung unter großen Feierlichkeiten statt (vgl. das Bild S. 265). Die vier in Tananarivo anwesenden Patres verrichteten sie, während die Schwestern den Gesang leiteten und viele Heiden und Protestanten sich als Zuschauer eingefunden hatten.

Indessen ging die Gefahr für dieses Mal vorüber; die Missionäre und Schwestern konnten ihre Arbeiten fortsetzen, wenngleich die Regierung ihnen viele Schwierigkeiten in den Weg legte. Nach fünf Jahren hatte die katholische Religion schon so große Fortschritte gemacht, daß in Tananarivo bereits vier katholische Kirchen bestanden (vgl. obenstehendes und Bild S. 264); die Schulen für die Knaben wurden von den Schulbrüdern, die für die Mädchen von den

Schwestern vom hl. Joseph geleitet. Nachdem die Missionäre so zunächst in der Hauptstadt des Reiches einen festen Mittelpunkt gegründet hatten, begannen sie im September 1868 ihre Arbeiten auf die um Tananarivo herumliegenden Ortschaften auszudehnen. Eine der bedeutendsten ist Ambuhidova. Die erste Sorge wurde den Kindern gewidmet; schon bald nach ihrer Ankunft vermochten die Patres eine große Anzahl von Kindern zu taufen, welche sie in der Schule unterrichtet hatten. Die Kinder aber wurden zu Missionären an ihren Eltern und Verwandten, so daß am 14. September 1869 der Vorsteher von Ambuhidova selbst und viele Erwachsene die Taufe erhalten konnten. Weil die Kapelle der Missionäre für diese Feierlichkeit zu klein war, wurde auf dem Marktplatz vor dem Hause des Vorstehers ein Altar errichtet und mit Bildern und Kränzen und bunten Tüchern verziert. Die Musikbande, welche die Schulbrüder in Tananarivo herangebildet hatten, war eingeladen und scheute den siebenstündigen Weg nicht, um die Feierlichkeit zu verherrlichen. So wurde die Gemeinde von Ambuhidova mit großem Glanze gegründet; gegenwärtig ist das ganze Dorf katholisch.

Wie vorhin gesagt, fangen die Missionäre gewöhnlich damit an, daß sie eine Schule eröffnen und zuerst die Kinder unterrichten. Schulbrüder oder Schwestern sind allerdings nicht in zureichender Anzahl auf Madagaskar vorhanden, um alle diese kleinen Landschulen damit zu besetzen; im Gegenteil mußten sich die Brüder und Schwestern jahrelang auf ihre großen Anstalten in der Hauptstadt beschränken. Zu Lehrern und Lehrerinnen für die Landschulen haben die Missionäre daher vielfach nur eingeborne Jünglinge oder Frauen zur Verfügung, die in den Anstalten von Tananarivo gelernt haben und sich nun erbieten, den Patres bei der Ausbreitung des Evangeliums nach besten Kräften an die Hand zu gehen. Übrigens sind die in den Schulen der Schulbrüder und Schwestern gebildeten Lehrer und Lehrerinnen durchaus nicht unfähig; im Jahre 1877 wurde in Gegenwart des ersten Ministers eine Prüfung aller derjenigen Jünglinge abgehalten, die sich aus den verschiedenen Schulen der Hauptstadt, den protestantischen und den katholischen, gemeldet hatten, um Schullehrer zu werden. Bei dieser Prüfung behaupteten die Zöglinge der Schulbrüder den ersten Platz, und der erste Minister war damit so zufrieden, daß er der bald darauf folgenden allgemeinen Prüfung an der Anstalt der Brüder beiwohnen und auch dort öffentlich seine große Zufriedenheit aussprechen wollte. Aber kehren wir zu unsern Landschulen zurück; wie es in einer solchen aussieht, wollen wir uns von P. Laboucarie erzählen lassen. Derselbe schreibt in einem Briefe an seine Verwandten folgendes:

„Was eine Schule in Europa ist, wißt ihr wohl; aber wenn ihr nach den europäischen Schulen über die hiesigen urteilen wolltet, so würdet ihr euch sehr täuschen. Macht einmal mit mir einen Besuch in der Mädchenschule, die hier in meiner Pfarrei ist. Gleich beim Eintritt ruft ihr schon aus: ‚Aber das ist doch keine Schule!‘ Und warum denn nicht? Ach, ihr habt dort die junge Frau gesehen, die ihre Lektion wiederholt, während sie auf ihrem Rücken ein kleines Kindchen trägt. Ja, das ist eben ihr Söhnchen, und die Mütter tragen hier so die Kinder in ihrem Lamba, wie sie das große Leinwandstück nennen, das fast ihre einzige Kleidung ausmacht, und in das sie sich ganz einhüllen. Allerdings, hier kommen auch noch Mütter in die Schule; in der meinigen sind aber nur sehr wenige, alle andern Schülerinnen sind jünger und jedenfalls nicht besser gekleidet als die junge Frau. Besonders bewundert ihr die schönen Frisuren, nicht wahr? Nun, die madegassische Mode will, daß die jungen Mädchen ihr Haar recht wild wachsen lassen, so wild, wie das Gestrüpp im Walde. Aber treten wir ganz ein; wir werden empfangen von einem kräftigen: B'onsu, mon Pera! — das soll sein: Bon jour, mon Père (Guten Tag, mein Vater) — und dann lassen sich die 40 Kinder nicht weiter in ihrer Beschäftigung stören. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie auf der nackten Erde vor den Wandtafeln; die kleinen sind am Buchstabieren, die größern am Lesen, noch andere lernen den Katechismus — aber alles das zugleich und jedes ganz laut. Die Kinder hier meinen, daß der Fleiß nach dem Lärm beurteilt werde, den jedes bei der Arbeit macht; daher sucht jedes in der Schule so laut als möglich zu schreien. Man kann sein eigenes Wort nicht verstehen, und mache ich ihnen ein Zeichen, sich zu mäßigen, so schreien sie noch lauter, denn sie meinen, ich hätte sie wegen ihrer Trägheit getadelt. Unterdessen geht die Lehrerin mitten zwischen diesem Spektakel von der einen Gruppe der Kinder zur andern, läßt jedes Kind seine Lektion hersagen und scheint mit allen zufrieden zu sein. Es würde ihrer Schule schlecht gehen, wenn sie den trägen Kindern nicht ein ebenso freundliches Gesicht machte als den fleißigen; wenn sie heute ein Kind tadelt, so kann sie sicher sein, daß es morgen nicht wieder kommt. Sie muß deshalb eine himmlische Geduld haben; sie wird auch den drei Kleinen da hinten nichts sagen, die sich ein bißchen Erholung verschaffen; die eine singt, und die beiden andern tanzen dazu. Aber wir haben doch ein ganz gutes Mittel, um die Kinder zum Fleiß und zur Tugend anzutreiben; das sind die guten oder schlechten Punkte. Jedes Kind, das fleißig und brav gewesen, erhält am Abende von der Lehrerin einige gute Punkte, je nachdem es sie verdient hat; die faulen, geschwätzigen, leichtsinnigen u. s. w. dagegen erhalten einen oder mehrere schlechte Punkte. Nach der Zahl der guten oder schlechten Punkte richten sich aber die Preise, die jedes Kind, auch das trägste, erhält. Bei

Innere Ansicht der Kirche von der Unbefleckten Empfängnis in Tananarivo. (S. 263.)

einer solchen Preisverteilung geht es ganz feierlich her. Angefangen wird natürlich mit Gesang; denn die Madegassen lieben nichts mehr als Gesang, und sie haben dafür auch viele Anlagen. Man braucht ihnen eine Melodie nur einmal vorzusingen, so wissen sie dieselbe schon, und auch mehrstimmige Lieder lernen sie sehr rasch. Kaum ist das Lied beendet, so wird ein Vorhang weggezogen, und da solltet ihr die Freude der Kinder sehen, wenn sie auf einmal alle die Preise erblicken, die ausgeteilt werden sollen. Am meisten natürlich ziehen die grellbunten Kleider die Augen der Mädchen auf sich; welche Freude, wenn eines ein solches Kleid wählen darf! Nun beginnt die Verteilung; das fleißigste und bravste Kind, welches die meisten guten und die wenigsten schlechten Punkte hat, wird aufgerufen und tritt vor, um sich aus der ganzen Menge von Preisen denjenigen zu wahlen, den es am liebsten hat; dann kommt das zweitbeste an die Reihe, und so geht es fort, bis zuletzt die trägsten nehmen müssen, was die andern nicht gewollt haben. Natürlich ist die Wahl nicht ganz leicht; zuerst nimmt ein Kind dieses Kleid, da sieht es ein anderes, welches ihm noch besser gefällt, oder gar ein drittes u. s. w.; endlich entscheidet es sich; aber kaum ist es an seinen Platz zurückgekehrt, so thut ihm die Wahl schon leid, und nun beginnt es mit den andern zu tauschen und zu handeln. Unsere armen Kinder hier haben gar manche Fehler, und es ist nicht leicht, sie zum Fleiß, zur Ordnung, zur Tugend heranzubilden; aber sie haben auch ihre sehr guten Eigenschaften, und dazu gehort vor allem ihr Eifer für das Gebet. Glaubt ihr wohl, daß diese kleinen Madchen

Die erste feierliche Taufe in Tananarivo. (S. 263.)

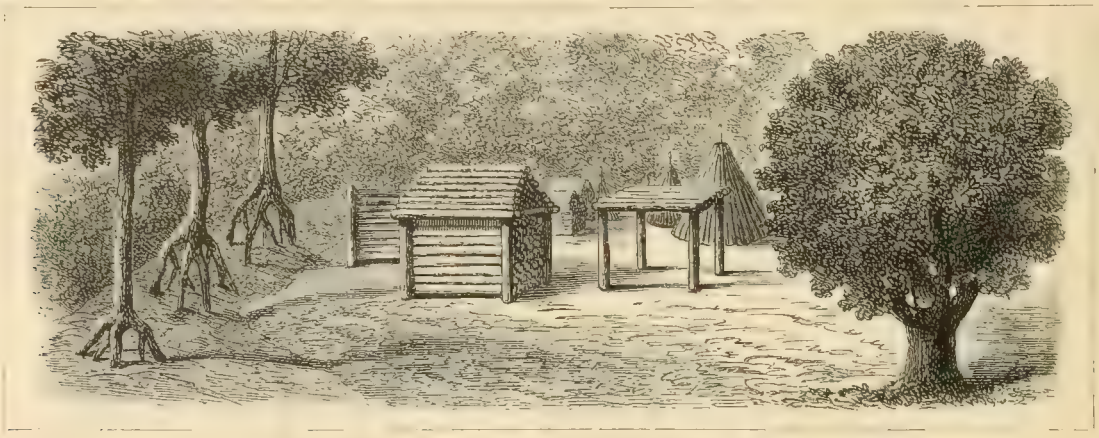
Sonntags, wenn ich an einem andern Orte die Messe lesen muß, sich nicht scheuen, die zwei oder drei Stunden Weges zu machen und einige ziemlich breite Flüsse, über welche hierzulande keine Brücken führen, zu durchschwimmen, bloß um der heiligen Messe beiwohnen zu können?"

Wie notwendig es ist, daß die Missionäre mit der Gründung von Schulen beginnen, können unsere jungen Leser leicht einsehen, wenn sie erfahren, daß die Kinder von ihren Eltern so gut wie gar keine Erziehung erhalten. „Der größte Teil der madegassischen Kinder", sagt ein Missionär, „wird von den Eltern gar nicht geleitet, sondern ist ganz unabhängig. Die Kinder wählen sich selbst die Religion, welche ihnen am meisten zusagt, gehen in die Schule, welche ihnen am besten gefällt, oder auch in gar keine. Die Eltern bekümmern sich nicht darum. Wenn es den Kindern beliebt, zur Schule zu gehen, so gehen sie; beliebt es ihnen nicht, so bleiben sie fort, und es fällt den Eltern nicht ein, zu fragen, ob die Kinder regelmäßig zur Schule gehen oder nicht. Ja, die Kinder sind nicht bloß ihre eigenen Herren, sondern obendrein die Herren ihrer Eltern. Die Kinder befehlen, und die Eltern gehorchen — das ist also gerade die umgekehrte Welt. Natürlich ist das recht traurig, denn es vermehrt die Schwierigkeiten, Kinder und Eltern in die eine wahre Kirche zu führen." Trotzdem nahmen die katholischen Schulen beständig zu; 1882 gab es auf Madagaskar schon 364 katholische Knabenschulen und 184 Mädchenschulen; 1895 waren es 494 Knaben- und 535 Mädchenschulen und Ende 1896 war die Zahl der Schulkinder auf 68 582 gestiegen.

3. Die heidnische Krankenpflege und Totenbestattung.

Ein junger Madegasse, Namens Hieronymus Ralisi, beschrieb vor einigen Jahren in dem folgenden Brief die Art und Weise, wie die Heiden auf Madagaskar die Kranken pflegen und die Toten bestatten.

„Liebe Freunde! Ich muß Euch um Nachsicht gegen meine Schreibart bitten; denn ich kann noch nicht gut schreiben. Ich will Euch zuerst etwas von den Gebräuchen erzählen, mit welchen man bei uns zu Lande die Kranken und die Toten behandelt. Wird einer hier schwer krank, so befragt man den Mpisidiki (d. h. den Zauberer) und thut dann, was dieser verordnet. Das erste, was er verordnet, das nennt man Manao Faditra: das bedeutet, daß man ein Silberstück oder einen Hahnenkopf aus dem Hofraum des Hauses hinauswirft, um den Zorn des bösen Geistes zu besänftigen. Dann trägt man den Kranken fort, an einen Ort, den der Mpisidiki angegeben hat, und der auf dem Lande so einsam als möglich sein muß, und niemand darf den Ort wissen, außer die Familienangehörigen und einige Sklaven; darum muß der Kranke bei Nachtzeit dahin gebracht werden, oder wenn man das nicht will, ganz spät abends oder ganz früh morgens. Das nennt man ‚Miala rivotra', d. h. den Wind ändern. ‚Denn', sagt der Mpisidiki, ‚in der Stadt oder der Nachbarschaft ist ein böser Mpamosavy' oder Hexenmeister. Nun giebt man dem Kranken die Arzneien, welche der Mpisidiki verordnet hat, und man muß oft den Arzt sehr teuer bezahlen, der das Heilmittel hat. Bei reichen Familien fordert er gewöhnlich 5 Piaster oder 20 Mark, manchmal verlangt er noch Geschenke dazu, wie einen oder zwei Teller, einen Hahn von bestimmter Farbe u. dgl. Wenn man an der Genesung des Kranken verzweifelt, so trägt man ihn in die Stadt zurück, und da kommen dann alle Brüder, Schwestern, Vettern, Basen und andere Verwandte zusammen. Geht es ans Sterben, so werden auch die noch übrigen Verwandten herbeigerufen, und diese kommen, wenn es nur immer möglich ist. Unterwegs kaufen sie auf dem Markte Lamba Mena, d. h. rote Seidentücher, große oder kleine, viele oder wenige, je nachdem der Sterbende und seine Familie reich oder arm sind. Jeder Vetter und Anverwandte muß auch je nach seinem Vermögen sonst ein Geschenk mitbringen. Der Leichnam des Toten wird zwei bis vier Tage im Hause aufbewahrt. Die Verwandten versammeln sich um denselben. Alle Freunde, Nachbarn, Bekannte, oft das ganze Dorf, statten dem Verstorbenen den Besuch ab. Alle kommen in weißen Kleidern, mit weißen Hüten



Begräbnisstätte der Sakalaven auf Nossi-Be. (S. 267.)

und die Frauen mit aufgelöstem Haare. Da weint man Tag und Nacht, und oft sinkt eine Mutter oder Schwester vor lauter Trauern ohnmächtig zusammen. Wenn sie sich müde geweint haben, legen sie sich zur Ruhe. Aber wenn wieder ein Besuch kommt, geht das Weinen von vorne an. Auch die Besuchenden weinen, d. h. die Frauen, die Männer weinen seltener. Ich habe nur einmal geweint, als mein lieber Vetter starb, den ich gar gern hatte.

„Die Trauerzeit dauert 6—8 Monate, bisweilen das ganze Jahr. Erst dann darf man das Haar wieder flechten und salben. Was glaubt man aber von den Seelen der Verstorbenen? In einigen Gegenden glaubt man, daß der Mensch zweimal sterben muß: zuerst den Tod des Leibes und dann den Tod der Seele, welcher erst lange, lange nach dem ersten stattfindet. Nach dem zweiten Tod ist der Mensch aber für immer tot! Dieser Gedanke fiel mir so schwer, als ich noch Heide war, daß ich oft heiße Thränen darüber geweint habe, indem ich dachte, daß ich einst gar nichts mehr sein sollte. Andere glauben, daß die Seelen nach Ambondrombe gehen, d. h. auf einen ungeheuern Hügel im Lande der Betsiléos. Da thut jeder, was er während des Lebens gethan. Der König ist wieder König, der Feldherr wieder Feldherr, der Sklave wieder Sklave, der Dieb wieder Dieb, der Narr wieder Narr. Ihre Häuser stehen auf Holzpflöcken. Sie thun, was die andern Menschen thun, nur haben sie eine andere Nahrung: nämlich die Eingeweide der Tiere, das ist ihre Lieblingsspeise. Sie behaupten, daß auf jenem Hügel eine unzählbare Menschenmenge versammelt sei: Könige, Soldaten, Musikanten u. s. w.; aber wenn man dahin komme, dann verschwinde das alles wie ein Traum, und man sehe nur den nackten, kahlen Hügel. Andere endlich, wie die Betsiléos, glauben an die Seelenwanderung. Wenn ein Vornehmer der Stadt gestorben ist, so wird seine Leiche gepreßt und an einen Pfahl befestigt. In kurzer Zeit löst sie sich auf und wimmelt von Würmern. Diese nährt man sorgfältig. Wenn sie groß geworden, wirft man sie in einen Teich, welcher der Familie gehört. Da sterben manche, aber die andern wachsen und werden große Fische. Diese kämpfen miteinander, und der stärkste verdrängt die übrigen, welche sich in Flüssen oder Sümpfen einen andern Aufenthalt suchen. Der Sieger bleibt nun allein. Er wird bald dick und fett, da er alles Gute erhält, was die Anverwandten des Verstorbenen in den Teich werfen. Während er wächst, bekommt er zwei, dann drei, dann vier, dann fünf, endlich sieben Köpfe und Mäuler. Dann nennt man ihn Fanampitoloha, d. i. Siebenkopf. Wenn man ihm aber nicht zu fressen giebt,

oder nicht genug, dann geht er vor die Stadt oder vor das Dorf, streckt seine Köpfe zu allen Thoren hinein und frißt alles auf, was ihm in den Weg kommt. Dann halten ihm die Einwohner viele Ochsenopfer, und wenn er sich satt gefressen hat, kehrt er wieder in seinen Teich zurück."

Alle die verschiedenen Stämme der Madegassen haben übrigens ganz verschiedene Begräbnisweisen. Die Howas legen ihre Toten ohne Sarg, in rote Tücher gewickelt, in einen aus Steinplatten gebauten Grabkeller, über den sie ein kleines viereckiges Häuschen bauen. Die Betsiléos schieben die Leichen in Erdlöcher; die Betsimisaraken stecken sie in einen ausgehöhlten Baumstamm, dessen beide Enden dann mit Brettern vernagelt werden, so daß der Sarg wie ein Faß aussieht, und bauen über denselben eine offene Holzhütte. Bei den Sakalaven haben die Särge eine muldenförmige Gestalt und werden dann einfach auf den Sand der Düne gestellt, und auf Nossi-Be baut man dem Verstorbenen eine kleine Holzhütte (vgl. das Bild S. 266). Die Begräbnisstätten heißen „Felder der Kälte". Der traurigste Aberglaube macht den heidnischen Madegassen die Gräber ihrer Landsleute verachtet und gehaßt; sie haben große Angst vor den Geistern der Verstorbenen und trauen ihnen alles mögliche Böse zu. Da sind doch unsere Kirchhöfe, auf denen alle „im Herrn Entschlafenen" friedlich um das Bild des gekreuzigten Heilandes geschart der ewigen Auferstehung entgegenschlummern, nicht so unheimlich wie diese heidnischen Gräber!

Musiker im Leichenzuge.

4. Ein christliches Begräbnis auf Madagaskar.

Nachdem uns der Madegassenknabe Ralisi die Art und Weise erzählt hat, wie die Heiden ihre Toten betrauern und bestatten, soll uns einer der Missionäre, P. Alfons Taix S. J., berichten, wie die katholischen Madegassen begraben werden, und was die Missionäre von den alten Sitten und Gebräuchen als erlaubt auch von den Bekehrten geschehen lassen. P. Taix erzählt uns also das Leichenbegängnis Benedikt Rabengitas, eines seiner Pfarrkinder; dasselbe fand in Ambohipeno statt, einem Dorfe, welches eine starke Stunde von Tananarivo entfernt ist und zugleich mit vier andern Dörfern die Pfarrei des P. Taix bildete.

„Rabengita, ein alter Häuptling von Ambohipeno, welcher im Dezember 1871, gerade ein Jahr nach seiner Taufe, gestorben war, wurde auf die folgende Weise bestattet:

„An dem für die Feier bestimmten Tage war Ambohipeno gleichsam überflutet von den zahlreichen Deputationen der benachbarten Dörfer; sogar die weit entfernten Orte Nambohana und Ilafy, sowie Ambohimango hatten Vertreter gesendet. Es war am 4. Juli morgens; die Menge verließ in ungeordneten Haufen, aber ohne Tumult, das Dorf, überschritt den doppelten Graben, welcher seit der Regierung des kriegerischen Andrianampoinimerina den Ort umgiebt, und begab sich an den Fuß des Hügels, auf welchem Ambohipeno liegt. Weil nach dem madegassischen Gesetz die Leiche des Häuptlings noch nicht in dem Familiengrabe hatte beigesetzt werden dürfen, hatte sie dort eine vorläufige Ruhestätte gefunden; jetzt nun wurde sie ausgegraben, um zur eigentlichen Grabstätte übergeführt zu werden. Nach kurzer Arbeit erhoben die Sklaven die Leiche; sie war eingewickelt oder vielmehr eingenäht in einen vierfachen Lamba (Mantel) von rotbrauner Seide, der mit Stahlperlen verziert war. Die Leiche zeigte keine Spur der Verwesung. — Die Scene, welche sich jetzt abspielte, ist unbeschreiblich. Kaum hatten die gegenwärtigen Verwandten und Freunde die Leiche erblickt, da erhob sich ein Wehegeschrei, ein Weinen und Klagen, wie man es sich kaum vorstellen kann. Die alte Witwe des Verstorbenen, Magdalena, stürzte sich neben den Sarg hin; eine ihrer Sklavinnen hielt ihr den Kopf und versuchte sie zu trösten, aber vergebens; ihr Schmerz und ihre Thränen machten sich Luft mit einer Heftigkeit, die man nicht begreift, und die Sklavin mit aufgelöstem wirrem Haar schien selbst unter der Last der Trauer zu erliegen. Sie vereinte ihr Schluchzen mit den Seufzern ihrer Herrin und rief durch ihre Trostgründe nur neue Klagen hervor. Die Verwandten und Freunde nahmen alle an dieser Traurigkeit teil; mag es nun wirklich Mitgefühl oder mag es bloß Erfüllung einer Sitte gewesen sein, alle weinten und schluchzten, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Auf einmal ertönte mitten in diese Jammerscene hinein — man sollte es nicht glauben — munterer Gesang und lustige Musik. Drei für die Feierlichkeit gemietete Pfeifer und ein Trommler (vgl. nebenstehendes Bild) lassen ihre Instrumente erschallen und bemühen sich aus Leibeskräften, durch ihre lustigsten Stücke den allgemeinen Schmerz zu lindern; es ist wahr, sie hatten nicht viel Auswahl in ihren Melodien, es war vielmehr stets die nämliche, welche sie unaufhörlich wiederholten.

„Wir setzten uns dann in Bewegung, um zum Dorf hinaufzusteigen. Den Zug eröffneten die Frauen (vgl. das Bild S. 268), welche dem vorangetragenen Kreuze folgten; an sie schlossen sich die Verwandten an, welche teils in Sänften, teils von starken Sklaven auf dem Rücken getragen wurden (vgl. das Bild S. 269); darauf kam der Sarg, hinter dem der Priester mit den beiden Akolythen schritt; den Zug schlossen die Männer und die herbeigeströmte neugierige Menge. Es war keine Möglichkeit, den engen Pfad, auf dem wir zum Grabe hinabgestiegen waren, einzuschlagen; so ging es denn über die Zäune, mitten durch Maniok- und Batatenfelder, und manche Stelle war schwer zu passieren, so daß der Zug oft in Unordnung geriet. Nur die Musiker ließen sich nicht irre machen, sondern bliesen und schlugen ihre alte Melodie; die Frauen schrieen und seufzten und sangen Klagelieder, und dazwischen versuchte ich, ganz in der Menge verloren, zuweilen einen Vers des Miserere anzustimmen. So hielten wir mit der Leiche unsern feierlichen Einzug in Ambohipeno; Gruppen von Neugierigen hatten jede kleine Erhöhung des Bodens besetzt, und sogar auf die alten, die Dorfgräben überschattenden Sykomoren waren Zuschauer gestiegen. Nach alter madegassischer Sitte ward eine Hütte mit feinen Matten und baumwollenen und seidenen Lambas geschmückt. Dort wurde die Leiche hingesetzt, damit die Freunde, einer nach dem andern, sie besuchen und am Sarge weinen und singen könnten. So ging es denn auch den ganzen Tag und die Nacht hindurch; die unermüdlichen Musiker ließen nicht nach, aber da wir sie bis vor die Thür der Hütte hatten drängen können, fanden wir wenigstens Ruhe genug, um mit den versammelten Christen andächtig den Rosenkranz zu beten.

„Das Dorf hatte ein ganz festliches Aussehen angenommen; überall hörte man Geschrei, lärmende Unterhaltungen und manchmal auch Streitigkeiten. Die Kinder spielten um die Ochsen herum, welche geschlachtet wurden und von welchen sie auch ihren Anteil erhalten sollten. Die Hütten waren von fremden Besuchern angefüllt; um den Kochtopf gelagert, in dem der Reis brodelte, schwätzten oder sangen sie nach Herzenslust.

„Am Samstag, den 5. Juli, versammelte sich die Menge bei Tagesanbruch in der Kirche; der Sarg Rabengitas wurde auf einen prächtigen Katafalk, den die Fremden, Heiden und Protestanten nicht genug bewundern konnten, gestellt, und die kirchliche Leichenfeier begann. Mein unmittelbarer Vorgänger in dieser Gemeinde, P. Gauchy, hatte den alten Benedikt unterrichtet und getauft; daher hatte er es sich auch nicht nehmen lassen, selbst zur Feier zu kommen und die Trauerrede zu halten. Sein feuriges Wort bewegte alle Herzen. Das Totenamt wurde unter Beihilfe der von Tananarivo gekommenen Schulbrüder gesungen; die katholischen Ceremonien machten augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf die Versammelten; noch nie, hieß es, sei ein madegassisches Begräbnis so feierlich begangen worden.

„Es war 11 Uhr, als man den Sarg zum drittenmal auf die Tragbahre stellte; dieses Mal, um die Leiche zu ihrer bleibenden Ruhestätte zu bringen. In der nämlichen Ordnung wie am vorhergegangenen Tage setzte sich der Zug in Bewegung. Wir durchzogen das Dorf in seiner ganzen Länge, setzten über die Gräben, und nach vielen Umwegen und gewagten Sprüngen kamen wir endlich beim Familiengrab Rabengitas an. Es ist dieses ein roher Bau in kolossalen Granitsteinen, in welchem schon mehrere Generationen seiner Vorfahren ruhen. Die Frauen stellten sich zunächst um das Grabmal, die Männer auf eine kleine, daneben liegende Anhöhe. Dann begann das Klagegeschrei und das Weinen und Seufzen aufs neue, und zwar mit doppelter Stärke; denn es galt jetzt nicht mehr dem verstorbenen Benedikt allein, sondern auch seinen Vorfahren, deren Überreste man in dem geöffneten Grabe erblickte. Allein so heftig auch die Trauer sich äußerte, auf einen Wink von der Hand des P. Gauchy verstummte das Klagen. Der Missionär erhob jetzt seine Stimme und sprach von der Auferstehung und dem jenseitigen Leben; diese Worte trösteten die Verwandten, deren Herzen von der Gnade schon erleuchtet waren, so daß die Feier jetzt ruhiger, nach dem katholischen Gebrauche, vor sich ging. Am Schlusse dankten uns die Kinder Rabengitas für die Ehre, die wir ihrem verstorbenen Vater erwiesen hatten."

Ein Mädchen von Madagaskar im Trauergewande. (S. 267.)

5. Das Aussätzigenspital von Ambahivoraka.

Ganz besonders haben sich die katholischen Missionäre die Herzen der Madegassen durch die hingebende Liebe gewonnen, welche sie den Kranken, und namentlich den Aussätzigen, erwiesen haben. Es giebt kaum eine Krankheit, welche so abstoßend, so ekelerregend ist, wie der Aussatz. Die mit ihm Behafteten gleichen wandelnden Leichnamen, und dazu kommt die große Gefahr der Ansteckung. Nur der Hinblick auf die Worte des Heilandes: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan," kann den Missionären den Mut geben, sich dem Dienste dieser ärmsten Kranken zu weihen. Die Mission der französischen Jesuiten in Madagaskar hat zwei Spitäler für die im Lande zahlreichen Aussätzigen: das von St. Lorenz in Marana im Lande der Betsiléos im Süden der Insel, 1893 gegründet, das andere schon 1872 gegründete von St. Camill in Ambahivoraka (vgl. das Bild S. 271) im Norden.

„Ich habe", so schreibt der Apostolische Vikar, Mgr. Cazet S. J., 1894 hierüber, „soeben im Aussätzigenspital von Ambahivoraka sechs Tage zugebracht. Es liegt 2½ Wegstunden von der Hauptstadt Tananarivo entfernt. In der Meinung, daß unsere Wohlthäter für die armen Unglücklichen sich interessieren und gerne etwas über den Bestand der Anstalt und die guten Früchte, die ihre Almosen hier bringen, vernehmen, mache ich es mir zur Pflicht, ihre gerechte Neugier zu befriedigen.

„Die Zahl der Kranken ist im Augenblick 98. Die Bewohner lösen sich rasch ab; denn die schreckliche Krankheit rafft viele Opfer hinweg. Letztes Jahr allein starben 26. Einige jedoch halten ziemlich lange aus. Mehrere sind schon über 20 Jahre im Spital, unter ihnen eine der Frauen, die sich unter den Erstlingen befand, die einst P. Lavaissière 1872 in dem alten, elenden Bau untergebracht. Sie hat den guten Pater noch nicht vergessen.

„Ambahivoraka besteht jetzt aus vier Häusergruppen. Die Wohnungen, jede 40 m lang, sind mit Schindeln gedeckt und in Räume abgeteilt, die zusammen leicht 160 Kranke fassen können. In der Mitte der Häusergruppe erhebt sich auf einer leicht zugänglichen Höhe ein hübsches Kirchlein mit der Wohnung des Missionärs.

„Das Ganze bildet somit eine kleine Dorfgemeinde, an deren Spitze ein Obmann steht, der für Ordnung und Zucht zu sorgen, bei den gemeinsamen religiösen Übungen vorzubeten und die etwa entstehenden kleinen Zwistigkeiten beizulegen hat. Der gegenwärtige

Obmann heißt Isidor. Vor ihm versah eine Frau diesen Posten. Wir hatten anfangs einige Schwierigkeiten, die Gemeinde zur Anerkennung ihrer Autorität zu bewegen. Die Männer fühlten sich dadurch herabgesetzt, daß sie einer Frau unterstehen sollten, und das verursachte etwas Mißstimmung. Um derselben ein Ende zu machen, brauchten wir einen Beweisgrund, der unsere Madegassen auf einen Schlag umstimmte. ‚Wer beherrscht denn', so fragten wir sie eines Tages, ‚das Land der Madegassen?' ‚Ranavalomanjaka', lautete die Antwort. — ‚Ist dies ein Mann oder eine Frau?' ‚Eine Frau.' — ‚Wird das Königreich gut regiert?' — ‚Sehr gut.' — ‚Nun wohl, wenn eine Frau im stande ist, das ganze große Königreich von Madagaskar zu regieren, sollte dann eine gescheite und opferwillige Frau nicht auch fähig sein, einer kleinen Gemeinde vorzustehen?' — ‚Ja, das ist wahr.' — ‚Also in Zukunft keine Klagen und kein Murren mehr; nicht wahr, ihr wollt das versprechen?' ‚Ja, wir versprechen es.'

„Sie hielten Wort, und Gabriele, so hieß die Vorsteherin, verwaltete ihr Amt bis zu ihrem Tode, der vor einigen Monaten erfolgte.

„Unsere spärlichen Einnahmequellen zwingen uns, die Anstalt sehr haushälterisch zu verwalten und nur die nötigsten Ausgaben zu machen. Allmonatlich senden wir den Aussätzigen ihren Reisbedarf, und zweimal im Jahre erhalten sie neue Kleider. Nur von Zeit zu Zeit bekommen sie Ochsenfleisch und Salz. Doch sind unter den Kranken noch viele, die gut arbeiten können. Sie pflanzen Kartoffeln, Bohnen, Maniok und mehrere einheimische Gemüsesorten, welche ihre Zukost bilden. Dies Verfahren hat den doppelten Vorteil, daß es den Müßiggang fern hält und eine willkommene Bereicherung des Speisezettels bringt.

„Leider können wir ihnen keine geregelte ärztliche Behandlung zu teil werden lassen, da ziemlich spärlich fließende Almosen die einzige Einnahmequelle sind.

„Um so besser sind die Aussätzigen in geistiger Beziehung gestellt, besser als viele andere unserer Christen. Diejenigen, welche lesen können, lehren die Neuangekommenen die Gebete und den Katechismus; am Sonntag gehen zwei bis drei der Zöglinge der Schulbrüder hin, um Katechese zu geben, und P. Bareyt besucht sie regelmäßig jeden Monat, um ihre Beichten zu hören und den Christen die heilige Kommunion zu spenden."

Bei dem Besuche des Apostolischen Vikars baten viele um die Zulassung zur heiligen Firmung und Kommunion. Msgr. Cazet hielt also Prüfung, indem er sie einzeln vorrief und genau examinierte. Alle ohne Ausnahme gaben Proben ihres Fleißes und ihrer Aufmerksamkeit in der Schule und Christenlehre. Trotzdem wurden manche noch zurückgestellt, und bloß 16 wurden zur Firmung und 11 zur ersten heiligen Kommunion zugelassen. Am Himmelfahrtsfeste fand die Feier statt. Sie hatte einen sehr rührenden Charakter, und der Bischof war tief ergriffen über die Andacht und den Kirchengesang der armen Aussätzigen. Statt des seidenen Tabernakelvorhangs war das heilige Zelt mit frischem Laub geschmückt. Es war ein schöner Freudentag, und man sah so recht, wie sehr der Trost der heiligen Religion auch diesen Ort des Leidens und des Unglücks verklärte.

Ein Träger im Leichenzug. (S. 267.)

6. Eine Reise der Königin in das Land der Betsiléos.

Ranavalona II., die letzte Beherrscherin Madagaskars, unternahm im Jahre 1873 eine Reise in das Land der Betsiléos. P. Delbosc S. J., einer der katholischen Missionäre, hat sie auf diesem Zuge, der fast einer Völkerwanderung glich, begleitet, und nach seinen Aufzeichnungen wollen wir unsern jungen Freunden einen kurzen Bericht zusammenstellen, aus dem sie sich einen Begriff von den merkwürdigen Sitten dieses Landes bilden können.

„Es war im Juni 1873, als die Königin ihre Absicht verkündete, Fianarantsoa, die Hauptstadt der Betsiléos, zu besuchen. Alsbald wurden die Vorbereitungen getroffen; wenn ein Beherrscher Madagaskars reist, so giebt ihm ein ganzes Volk das Geleite. Man sucht aber von dieser Ehre freizukommen, und wer den Beamten am meisten bezahlt, erhält Urlaub; für die Auserwählten muß dann die ganze Verwandtschaft zur Deckung der Reisekosten beisteuern; denn die Königin nimmt die Leute ihres Gefolges wohl mit, aber unterwegs ‚sorgt jeder für sich und der liebe Gott für alle'. Für Zelt und Küchengerät und Lebensmittel darf man nicht auf die Regierung zählen. Der hochw. P. Cazet, unser Apostolischer Präfekt, hielt es im Interesse der Mission geboten, daß einer unserer Missionäre schon der zahlreichen Katholiken wegen, welche die Reise mitmachen mußten, sich im Gefolge der Königin befinde. Er wandte sich an den ersten Minister, und erhielt den Bescheid: ‚Die Königin nimmt keinen Vasaha (Weißen) mit; aber wenn ein Priester sie begleiten will, so hat sie nichts dagegen.' Ich erhielt also Befehl, mich reisefertig zu machen.

„Am 31. Juli wurden auf dem großen Platze Mahamasina, dem Marsfelde Tananarivos, die Zelte aufgeschlagen. Ich hatte mir noch keines verschaffen können, aber M. Laborde, der französische Konsul in Tananarivo, ein ausgezeichneter Freund und Wohlthäter unserer Mission, stellte mir mit Freuden eines seiner Zelte zur Verfügung. Obschon nämlich die Königin erklärt hatte, ‚sie nähme keine Weißen mit', so machte M. Laborde in seiner Eigenschaft als ‚Vater der Königin und des ersten Ministers' — diesen hohen Ehrentitel führte er — doch eine Ausnahme. M. Laborde zeigte dem ersten Minister sofort meine Ankunft an; jeder von uns erhielt als Antwort von der Königin eine Portion Reis, und somit war ich als ‚Manaraka Andriana', d. h. Begleiter der Königin, anerkannt.

„Um 3 Uhr in der Morgenfrühe des folgenden Tages wirbelten die Trommeln und verkündeten, daß jeder sich zum Aufbruche bereit halte. Man kochte seinen Reis und schnürte sein Bündel. Um 5 Uhr neuer Trommelwirbel: die Zelte wurden abgebrochen und die Reise angetreten. Eine Beschreibung des Zuges (vgl. das Bild S. 273), der sich jetzt Tag für Tag während drei Monaten entfaltete, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Alles Geräte, endlich die Herren des Gefolges selber in ihren Sänften, wurden auf den Schultern einer unzählbaren Dienerschaft getragen. Ich hatte hierfür zwölf Mann — eine überaus bescheidene Zahl —, M. Laborde hatte 50, manche Offiziere 400—500; von der Königin rede ich gar nicht — jeder Holzpflock der Palissaden, welche ihre Zelte umgaben, dann die zahlreichen Zelte selbst, die Möbel, der Mundvorrat, ja die Kanonen und eine große Masse Pulver und Kugeln wurden von unzähligen Sklaven getragen.

„Die Königin brach jeden Tag erst gegen 9 Uhr auf, um dem vorausgeschickten Trosse Zeit zu geben, den wandelnden Palast aufzurichten. Ein Kanonenschuß verkündete ihre Abreise, und alsbald setzte die ohrenbetäubende madegassische Musik ein, um den ganzen Tag auch keinen Augenblick auszusetzen. Für uns Weiße war es zum Tollwerden, aber den Madegassen gewährte diese Höllenmusik einen recht angenehmen Ohrenkitzel.

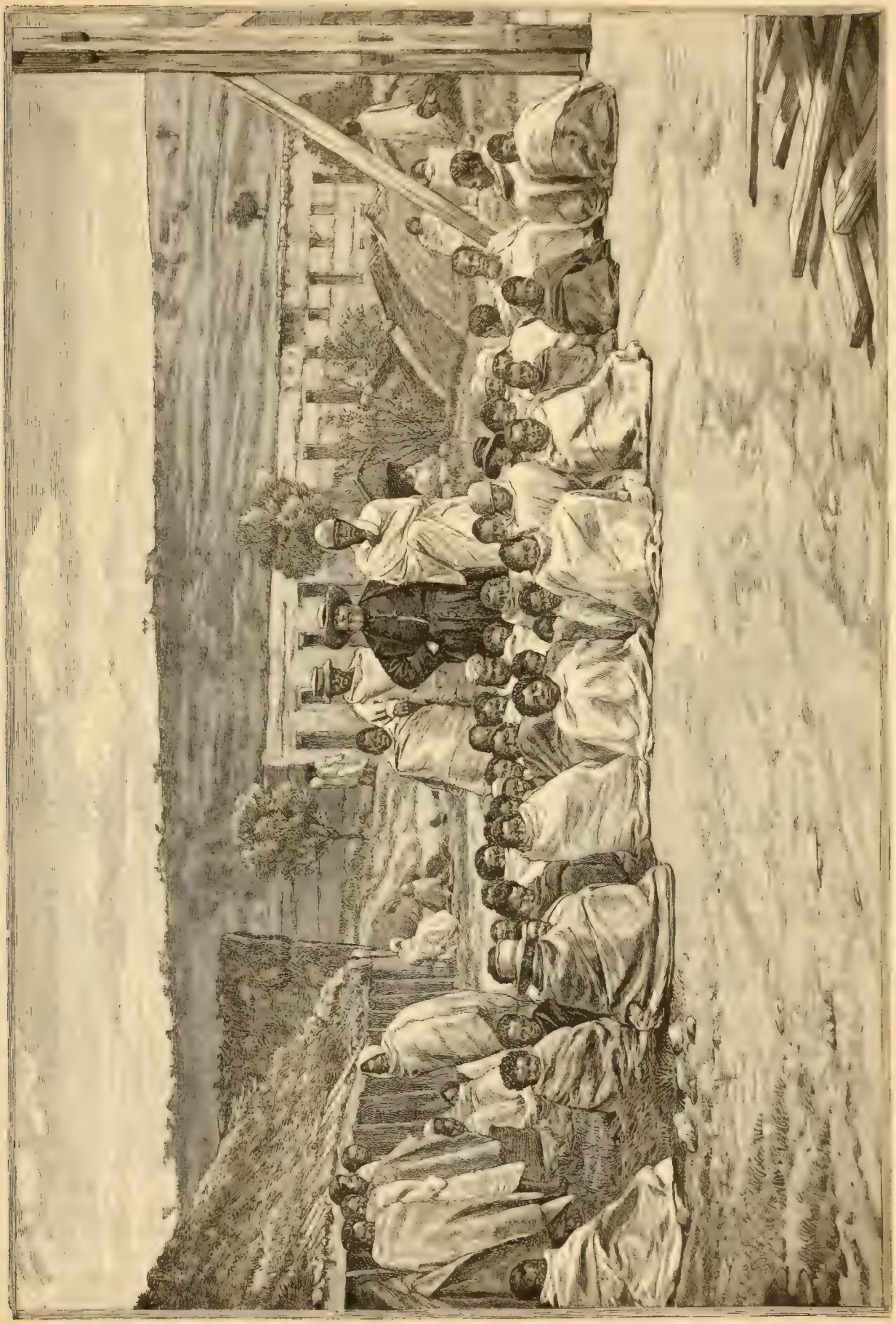
„Am ersten Tage kamen wir fünf bis sechs Stunden weit und schlugen am Ufer des Flusses Sisaona das Lager auf. In der Mitte desselben grenzen hohe Palissaden ein großes Viereck ab, den ‚Rowa‘ oder beweglichen Palast der Königin; ein geräumiger, ebenfalls viereckiger Platz umschließt ihn; da ist rundum die Doppelreihe der Wache aufgestellt. Die nächste Linie bilden die Zelte der angesehensten Offiziere, denen die Soldatenzelte folgen. Vier weite, schnurgerade Lagerstraßen führen auf die Breitseiten des Rowa, vier andere, weniger bedeutende, auf seine Ecken. Wie oft habe ich sie durchlaufen müssen, um meine Kranken aufzusuchen! Und welchen Anblick bot ein solches Soldatenzelt! sie lagen zusammengedrängt wie die Sardinen in einer Blechbüchse, Kopf an Kopf und Fuß an Fuß. Zu meiner Freude hatten sich manche Katholiken nicht gescheut, auf der Spitze ihrer Zelte ein Kreuz zu befestigen.

„Samstag abends erreichten wir den Berg Hanaudriana und richteten uns daselbst für die Rast des Sonntags ein. Ich mußte außerhalb des Lagers mein Kapellenzelt für den Gottesdienst aufschlagen: einmal, weil im Lager selbst die Nähe der Zelte für eine größere Versammlung hinderlich gewesen wäre, und dann auch, weil ich es nicht für klug hielt, unmittelbar neben der protestantischen Gebetszusammenkunft, an welcher die Königin teilnahm, die heilige Messe zu lesen. Aber mein Zelt war auch von weitem recht gut kenntlich; die Königin sah es von ihrer Estrade aus und sagte während der Predigt zu den Leuten ihrer Umgebung: ‚Ah, seht ihr dort das Bethaus des Paters!‘ Mein Gottesdienst war gut besucht: M. Laborde, drei Ehrendamen der Königin mit Gefolge, darunter eine Prinzessin von königlichem Blute, und etwa 300 andere Katholiken; die Zahl stieg an den folgenden Sonntagen auf 400—500. Während der Messe sangen einige Zöglinge der Schulbrüder prächtig vor, und die ganze Gemeinde stimmte voll Andacht in die Lieder und Gebete ein. Auch des Nachmittags hielt ich Gottesdienst, eine Katechese, Gesang und Rosenkranzandacht. Es hat mir übrigens keine geringe Mühe gemacht, den Madegassen unsere Gebete in Liedern beizubringen.

„Die große Karawane nahte sich nunmehr dem Berge Ankaratra, dem höchsten der Insel; er ist gefürchtet wegen der schrecklichen Gewitter, die sich daselbst zu entladen pflegen. In der damaligen Jahreszeit hatten wir aber nur von bedeutender Kälte zu leiden; wirklich habe ich seit den 15 Jahren, daß ich Frankreich verließ, nie mehr so arg gefroren. Auf der Hochebene von Hasolava durchnäßten uns Regenwetter und Hagelschauer. Die Kunde davon erreichte in zweiter und bedeutend vermehrter Auflage Tananarivo; man erzählte sich, es seien Schloßen von gräßlicher Größe gefallen; einer habe das Zeltdach Ihrer Majestät durchgeschlagen und bei einem Haare die Königin zermalmt. Die Hochebene mißt wohl 40 km in jeder Richtung; der Boden scheint nicht unfruchtbar, und ein Fluß durchschneidet sie in vielen Windungen; aber sie ist baumlos und fast ganz unbewohnt. Solche Strecken sind auf Madagaskar nicht eben selten; denn die Insel ist groß, und verhältnismäßig nur schwach bevölkert.

„Am 13. August erreichten wir das Ufer des Mania; dieser Fluß und der Matsiaba sind die einzigen Gewässer, deren Übergang auf der Reise von Tananarivo nach Fianarantsoa schwierig ist. Der Mania hat eine bedeutende Tiefe, zudem soll er von Krokodilen wimmeln, und so ein madegassischer Kaiman macht sich gar kein Gewissen daraus, einen Menschen wegzuschnappen. Bei meiner ersten Reise nach Tananarivo, im August 1862, war ich beinahe Augenzeuge eines solchen Unglücksfalles. Gewöhnlich setzt man auf Kähnen über den Mania, allein bei unserer Menge ging das nicht an. Man schlug eine Brücke, und das geschieht also: Große und kleine Steine werden in den Fluß geworfen, bis der Steinhaufen die Wasserfläche überragt; die Zahl dieser Steinhaufen richtet sich natürlich nach der Breite des Flusses, beim Mania brauchte es drei. Dann verbindet man die einzelnen Haufen mittels roher Baumstämme, legt quer darüber ihre Äste und Zweige und deckt dieselben mit einer Lage Erde. Auf einer solchen 2 m breiten Brücke überschritt die Königin mit ihrem Gefolge von 50 000 Menschen am 14. August den Fluß. Bei unserer Ankunft stand die Brücke fix und fertig; Soldaten bewachten ihre beiden Endpunkte, denn niemand sollte sie vor der Königin benutzen. Wirklich brach Ihre Majestät an diesem Tage zuerst auf. An der Brücke angekommen, stieg alles ab, selbst die Königin, und erst nach einem Gebete setzte sich der Zug in Bewegung. Die Königin schickte eine Abteilung Soldaten mit einer Kanone voraus; dann setzte sich der königliche Palankin in Bewegung, während die Musik schmetternd einfiel und das ‚Lied der Königin‘, die madegassische Nationalhymne, spielte. Der erste Minister ging zu Fuß neben der Sänfte, M. Laborde folgte ihr unmittelbar mit dem uralten Rainingory, dem Häuptlinge der Schwarzen, einer wandelnden Mumie, und der Leibwache. Sobald die höchsten Herrschaften den Fluß überschritten, schloß ich mich einigen Verwandten des ersten Ministers an und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Dort setzte ich mich nieder und schaute dem imposanten Zuge zu. Auch die Königin hatte auf einem Lehnstuhl Platz genommen, und ließ während vollen $6\frac{1}{2}$ Stunden das Gefolge vorüberziehen. Der erste Minister war an das andere Ufer zurückgekehrt und wachte, umgeben von seinem Offiziersstabe, darüber, daß die größte Ordnung eingehalten werde. Zuerst passierte das Gepäck der Königin und alles, was zu ihrer Hofburg gehörte, die Kanonen, die Umwallung ihres Palastzeltes, des Rowa u. s. w. Dann kamen die Zelte alle der Reihe nach, zuerst diejenigen der Nordseite des Lagers, dann die der Westseite und Südseite, so daß die Ostseite den Schluß bildete.

„Am Feste Mariä Himmelfahrt konnte ich zu meiner großen Freude die heilige Messe feiern: denn man setzte die Reise nicht



Die Ausflügigen von Ambahivoraka in Madagaskar. (Nach einer Photographie. — S. 268.)

fort. Ich las sie zu Ehren der Himmelskönigin, daß sie von ihrem Sohne die Bekehrung dieses Volkes erflehe. Im Jahre 1869 hatte ich zu Imeriandrafo, einem Dorfe wenige Stunden von Tananarivo, an diesem Feste in gleicher Meinung die heilige Messe gelesen; heute haben wir daselbst eine unserer blühendsten Gemeinden unter dem Titel Mariä-Himmelfahrt.

„Im Lager empfing die Königin diesen Tag die Geschenke der Provinz Vakinokaratra, 8000 und ungerade Scheffel Reis, Ochsen, Schafe und Geflügel aller Art. Schon seit mehrern Tagen folgten die Einwohner der Dörfer unserem Zuge mit diesen Gaben; aber erst jetzt fand die Königin Zeit, dieselben entgegenzunehmen. Man verteilte sie dann unter das Gefolge, namentlich unter die Soldaten. Das war die erste Verteilung von Lebensmitteln seit unserem Ausmarsche; bis dahin mußten sich die guten Leute auf dem Lagermarkte ihren Mundbedarf kaufen. Denn ein ganzer Schwarm von Kaufleuten begleitete uns; in der Nacht reisten sie uns voraus, und wenn wir am Abende den Lagerplatz erreichten, war der Markt schon eröffnet und mit allem wohl bestellt. Die höhern Offiziere spielen die großen Lieferanten, und wissen sich auch hier auf Kosten des armen Mannes ihre Beutel zu füllen.

„Fast eine ganze Woche lagerten wir auf der Ebene Andekama. Der Grund dieses langen Aufenthaltes war ein kleiner Unfall, der die Königin, oder vielmehr den großen königlichen Sonnenschirm, traf. Derselbe hat nämlich oben eine große Kugel, ich meinte von Gold, es war aber nur vergoldetes Glas, und dieser Schmuck zerbrach. Ihre Majestät wollten aber ohne diese Zier nicht in ihre zweite Hauptstadt einziehen, und ließen sich deshalb durch Schnellläufer einen andern vergoldeten Glasknopf aus Tananarivo holen. In der Zwischenzeit hielt man große Manöver ab. Die Königin und alle Unbeteiligten schauten von einer kleinen Anhöhe aus zu; auch ich hatte daselbst meinen Sitz eingenommen. Vor uns breitete sich das Lager aus, welches im Scheinkampfe angegriffen und verteidigt werden sollte. Eine Trompete schmettert, und urplötzlich scheint das Lager, eben noch voll Leben, wie ausgestorben; man will dem Feinde die Meinung beibringen, als liege alles in ruhigem Schlafe. Ein neues Trompetensignal, und wie auf den Wink eines Zauberstabes füllen sich die Lagergassen gleich einem Ameisengewimmel mit Kriegern, welche in Windeseile ihre Posten einnehmen; um den Palast der Königin, wo der Generalstab sich versammelte, schließen sich die Scharen; die Lagerzugänge sind besetzt; Plänklerketten entwickeln sich, schwärmen nach rechts und links, werfen sich zu Boden, um den nachfolgenden Kolonnen Raum zum Schusse zu gewähren. Man mußte die Schnelligkeit ihrer Bewegungen bewundern; die Königin schien ganz entzückt. Zum Schlusse des Manövers zeigte sie sich auf ihrer Estrade den Kriegern und Offizieren; die letztern traten vor und hielten nach madegassischer Sitte ihre ‚Reden der Tapferkeit': ‚Wie mächtig auch der Feind sei, der dich angreifen will: fürchte dich nicht!' sagten sie. ‚Und wenn er sich in den Himmel flüchtet, wir wollen ihn herunterholen, und wenn er sich in die Erde verkriecht, wir wollen ihn dir herausgraben!'

„Bei dem Einzug in Fianarantsoa (vgl. das Bild S. 275) wurde selbstverständlich der größte Prunk entfaltet; die Betsiléos sollten die ganze Überlegenheit ihrer Sieger, der Howas, fühlen. Die Königin hatte ihren Staatspalankin, der wie massives Gold aussah, bestiegen; auf ihrem Haupte blitzte die Krone, ein Kleid von Goldbrokat umhüllte sie; natürlich fehlte der rote Sonnenschirm mit der besagten Goldkugel nicht. Um die Regentin her wogten Tänzer und Tänzerinnen, und schmetterte und dröhnte die Musik. Voraus zog ein aus Söhnen der höchsten Familien gebildetes Korps, in dessen Mitte auf dem Protzkasten einer Armstrongkanone der erste Minister saß.

„Das war eine Arbeit, diese neue Kanone von Tananarivo herzuschleppen! Während die übrigen fünf Kanonen, leichte Stücke, getragen wurden, mußte man diese auf den Rädern lassen. Die Bedeckungsmannschaft, Prinzen von königlichem Geblüte, hatten oft genug die Ehre, sich selbst vorzuspannen. Sie wurde von den Betsiléos nach Gebühr angestaunt. Ein wohlbeleibter Oberrichter sagte: ‚Bisher haben wir uns mit Stockhieben, Fußtritten und Faustschlägen die Feinde vom Leibe gehalten; wie wird das in Zukunft gehen, da die Königin diese neue Maschine erhielt?'

„Am Thore standen natürlich die Magistratspersonen und begrüßten die Königin mit den üblichen langen Reden. Man nennt diesen Akt der Begrüßung ‚Kabary'."

7. Die Königin in Fianarantsoa und ihre Schulvisite.

„Im Lager von Fianarantsoa verweilten wir bis zum 9. Oktober; jeder Tag hatte seine eigentümlichen Zwischenfälle, aber es ist unmöglich, sie alle anzuführen. Nur ein Wort über den Anblick der Stadt und ihrer Umgebung, wie er sich von der Höhe des nördlich gelegenen Kiandschasoa darbot. Fianarantsoa liegt auf einer Erhöhung von 1298 m; am Fuße dieses Berges breitete sich unser Lager aus und rund um dasselbe her 13 andere Lager in bunter Unordnung. Von allen vier Weltgegenden her war nämlich eine Menschenmenge von wohl 200 000 Seelen zusammengeströmt, während sonst die Stadt höchstens 20 000—25 000 Bewohner zählt. Welch ein buntes Gemenge aller möglichen Typen und Trachten! Da sind Betsiléos mit ihren sonderbaren und vielgestaltigen Haarfrisuren; ihre Kleider sind aus Bast und Bananenfasern gewoben; man wäscht sie niemals, macht sie aber von Zeit zu Zeit durch Öl geschmeidig. Dort gehen die Bewohner der Wälder mit ihrem unbeschreiblichen Haarschmuck (vgl. das Bild S. 274); wohl sitzt eine Art Hut auf ihrem Kopfe, deckt ihn aber nicht. Hier schreitet ein Bare vorüber, die Flinte in der Hand, das wohlgefüllte Pulverhorn und den Beutel mit Kugeln am Gürtel. Die Flinte nennt er seine Frau und trennt sich nicht von ihr. Man sagt, wenn er sich wasche, so nehme er die Büchse in die linke Hand, während er mit der rechten die eine Gesichtshälfte wäscht; dann wandere die Büchse in die rechte, dieweil die linke auch die andere Hälfte wäscht. Es sind übrigens ganz prächtige Burschen. Ich sagte einem, P. Grand werde zu ihnen kommen und eine Kirche bauen; er meinte, sie hätten kein Holz und könnten also keinen so schönen Tempel bauen wie in Fianarantsoa. Dann sagte er zu mir: ‚Komm du zu uns; wir verstehen dich.' Die Baren sind viel ehrlicher als die Howas; aber es darf ihnen kein Howa auf einsamem Wege begegnen: eine Kugel würde ihn sicher zu Boden strecken! Die Baren sind wie die Sakalaven Todfeinde der Howas, ihrer Unterjocher.

„Gleichwohl sind die Howas noch keineswegs die unbestrittenen Herrscher der Insel; aber Schritt für Schritt dehnt sich ihr Reich aus. Während wir im Lager von Fianarantsoa weilten, wurden verschiedene neue Siege gefeiert und die Huldigung mehrerer Stämme entgegengenommen. Am 9. September verkündeten 21 Kanonenschüsse die Nachricht, daß ein Neffe des ersten Ministers, Namens Ravoninahitrirziarivo, zahlreiche Stämme unterworfen habe. Er war mit seinem Vater Rainimaharavo an der Spitze einer Armee gegen die Sakalaven ausgezogen, welche eine Kanone der Howas erobert hatten. Der Vater trug aber nicht gleiche

Feierlicher Aufzug der Königin. (S. 270.)

Lorbeeren davon; er wurde geschlagen, und während später sein Sohn im Triumphe in die Hauptstadt zurückkehrte, feierte er einen sehr demütigen Einzug. Bei den Huldigungen erschien die Königin unter dem Sonnenschirme auf der Estrade; dann traten die Abgesandten des Stammes, oft 40 Mann, vor und hielten unter Kanonendonner ihre Huldigungsrede. Tänze und eine reichliche Mahlzeit folgten. Zum Schlusse wurden sie mit einigen Ellen Zeug und wohl auch mit etwas Geld beschenkt; dann gingen sie schreiend und hüpfend, tanzend und springend nach Hause. Man muß übrigens auf solche Huldigungen der Madegassen kein zu großes Gewicht legen: Versprechen und Halten sind bei ihnen himmelweit verschieden. Der erste Minister unterließ auch niemals, den Abgesandten die Armstrongkanone zu zeigen — ein deutlicher Wink, der manchmal durch nackte Worte noch deutlicher gemacht wurde.

„Die Betsiléos bauen ihre Dörfer gern auf fast unzugängliche Berggipfel. Ich besuchte ein solches Felsennest von unserem Lager aus mit M. Laborde. Es liegt zwei Stunden östlich von Fianarantsoa und heißt Tugoa. Von Osten kann man den Felsen nur mit Leitern besteigen (vgl. das Bild S. 277). Einmal droben, genießt man eine große Fernsicht über die hügelige, ausgetrocknete und öde Hochebene bis nach der Felsenfeste Ikorgo, welche die Howas noch nicht erobern konnten, und Ambudrube und weithin über Berg und Thal.

„Am 23. September war im Lager großer Kabary. Eine unübersehbare Menschenmenge strömte zusammen, die Soldaten standen alle unter Gewehr; um 1½ Uhr erschien der königliche Sonnenschirm auf der Estrade. Da brach das Volk, welches den Platz und alle Lagergassen füllte, in lautes Zurufen aus, in das

Haartrachten der Betsiléos-Frauen. (S. 272.)

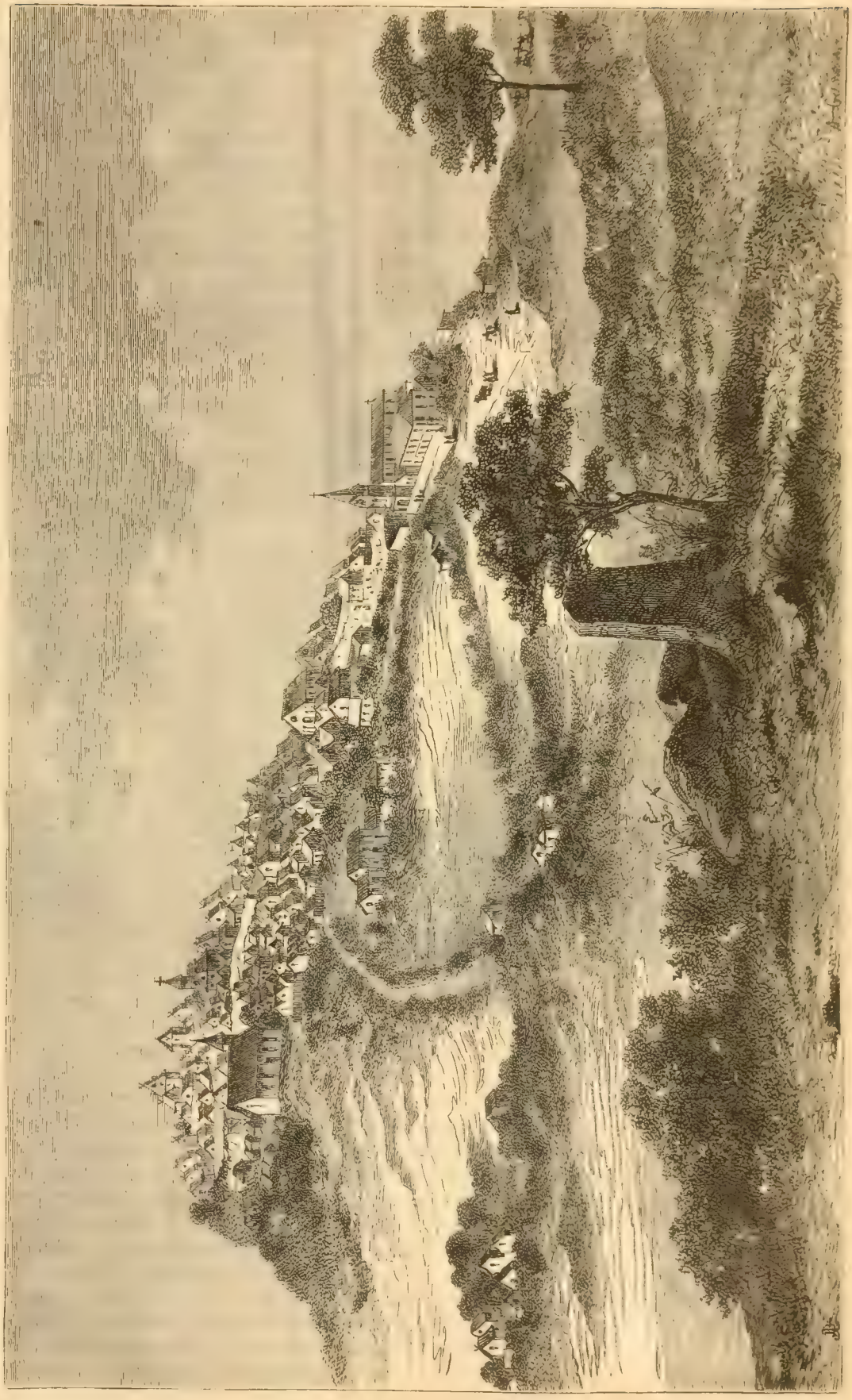
sich das Schmettern der Musik und der Donner der Kanonen mischte. Als dieser Begrüßungssturm vorüber war, erhob sich die Königin von ihrem Sitze und hielt eine Art Thronrede. Drei Punkte wurden namentlich hervorgehoben: 1. Dank für den begeisterten Empfang, 2. Veränderung des Namens, welchen bis jetzt unser Lagerplatz führte, aus Bendambo in Tsianaludroa, d. h. ‚er hat keine zwei Herren', und 3. die Verkündigung der neuen Betsiléos-Gesetze.

„Nach der Verlesung des Gesetzbuches, das nicht weniger als 118 Paragraphen umfaßt, kamen die Reden. Jede Klasse, jeder Stand stellte seinen Redner. Die Vorträge hatten alle den gleichen Inhalt: ‚Lebe lange, o Herrscherin, frei von jeder Unannehmlichkeit und glücklich inmitten deines Volkes! Du giebst uns Gesetze, wir danken dir dafür; wir sind sehr zufrieden, zähle auf uns, wir werden sie beobachten! Und wenn auch einer sie übertreten sollte, so darf dir das keinen Kummer machen; wir übernehmen es, den Übelthäter, der dir zu mißfallen wagt, zur Rede zu stellen.' Dann schrie jeder Redner, gegen das Volk gewendet: ‚Ist es nicht so?' und ein vieltausendstimmiges ‚Ja, so ist es!' schloß jeden Vortrag.

„Unter den 118 Paragraphen des Gesetzes garantierte auch einer die Gewissensfreiheit. ‚Die Religion', lautet er, ‚soll weder erzwungen noch verhindert werden.' Das galt in der Theorie schon seit der Thronbesteigung Ranavanolas II.; in Wirklichkeit aber legt man uns Katholiken überall Steine in den Weg, während die Protestanten sich im Strahlenglanze der königlichen Huld sonnen.

„Am 26. September meldete man uns, die Königin wolle unsere Schulkinder sehen. Seit der Ankunft Ihrer Majestät in

Fianarantsoa mußten natürlich Ferien gegeben werden. Es war also keine kleine Arbeit, die Kinder zusammenzubekommen, und als wir eine gute Zahl versammelt, kam die Weisung, die Königin wolle heute statt der Schulvisite einem öffentlichen Tanze beiwohnen. Auch wir schauten von der königlichen Estrade aus diesen durchaus anständigen Spielen zu. Den Vortanz mußte der Gouverneur von Fianarantsoa, seines Zeichens früher Maurermeister in Tananarivo, ausführen. Er sagte selbst, man habe ihm diesen einträglichen Posten übertragen, damit er wieder etwas zu Geld komme, und wie der Leumund meldete, ging er auf diese Intentionen der Regierung mit Eifer ein. Jetzt aber war dem armen Manne gar nicht wohl zu Mute, wie er so vor Ihrer Majestät tanzen sollte. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er besser verstehe, einen Stein zu behauen, als zierliche Sprünge und Wendungen auszuführen, zudem hatte er der Flasche etwas stark zugesprochen. Aber es half alles nichts, eine so jämmerliche Figur er auch spielte — er mußte an der Spitze der Regierungsbehörden vortreten und tanzen. Nach den Spitzen der Behörden tanzten die Offiziere; dann kam die Reihe an die vornehmen Betsiléos,



Fianarantsoa, die Hauptstadt der Betsiléos. (S. 272.)

nach diesen an ihre Frauen. Unter andern tanzte auch eine madegassische Dame, welcher die Howas die Verwaltung einer ganzen Provinz übertragen hatten. Sie trat im Gefolge anderer Frauen auf, und eine ländliche Musik, welche von Trommeln und Pfeifen ausgeführt wurde, begleitete ihren Tanz. Die Trommeln sind Stücke hohler Baumstämme, deren Löcher von einer Ochsenhaut überspannt sind; die Pfeife, Sodina genannt, ist die einfachste Rohrpfeife. Zum Schlusse der ganzen Feier wurde ein Kriegstanz mit wild geschwungenen Lanzen und Schilden ausgeführt.

„Des folgenden Tages fand endlich die angekündigte Schulvisite statt. Zuerst kamen die Kinder der protestantischen Mission an die Reihe. Nachmittags 4 Uhr wurden wir mit unsern 130 Knaben und Mädchen vorgelassen. P. Lacombe, der Obere von Fianarantsoa, überreichte der Königin zuerst die übliche ‚Hasina' ein Geldstück als Zeichen der Unterthanenpflicht. Dasselbe that ein Knabe im Namen seiner Kameraden und leistete zugleich den ‚Toky', d. h. das Versprechen der Treue. Ein ganz kleines Mädchen aus der Schule der Schwestern überreichte die Hasina für ihre Mitschülerinnen und deklamierte einen Spruch, der allgemein gefiel. Dann wurde gesungen, madegassisch und französisch gelesen, gerechnet und der Katechismus aufgesagt. Die Schwestern hatten den trefflichen Einfall, der Königin durch zwei Mädchen prächtige Halstücher für sie und ihren Gemahl, den ersten Minister, zu überreichen. Ihre Majestät würdigten sich dann, die zahlreichen Proben von Handarbeiten der Kinder aufmerksam zu prüfen, und sprachen sich in hohem Grade befriedigt aus.

„Noch wurde ein großer Kabary im Lager gehalten, bei welchem alle Eltern den Befehl erhielten, ihre Kinder in die Schulen zu schicken. Dann hob die Königin das Lager auf und trat die Rückreise nach ihrer Hauptstadt an. Diese Fahrt bot nichts Bemerkenswertes; am 28. Oktober lagerten wir wieder vor Tananarivo auf dem Mahamasinaplatze. Es war aber auch die höchste Zeit, daß wir zurückkehrten; die Periode der Gewitterstürme war da, und noch bevor wir den Einzug feierten, brach ein furchtbares Unwetter mit einem wolkenbruchartigen Regen über uns herein. In wenigen Minuten war das ganze Lager in einem unbeschreiblichen Zustande. Erst nachdem man am folgenden Tage seine Kleider getrocknet hatte, zog man ein. Ich kann aber diese letzte Feierlichkeit nicht beschreiben, da ich sie nicht mitmachte, sondern wegen Halsentzündung und Fieber das Bett hüten mußte."

8. Die Treue der madegassischen Katholiken.

In dem Jahre 1883 wurde die segensreiche Thätigkeit der katholischen Missionäre durch den Ausbruch eines Krieges unterbrochen. Anglikanische Missionäre, welche die Insel begreiflicherweise dem Einflusse Frankreichs gerne entzogen und unter britische Oberhoheit gebracht hätten, hetzten den ersten Minister der Königin Ranavalona II., daß er den Vertrag nicht halte, den Madagaskar mit Frankreich geschlossen hatte. Die französische Regierung schickte daher Kriegsschiffe und Truppen, welche zunächst den Hafen Tamatave besetzten und entschieden die Einhaltung des frühern Vertrags forderten. So brach der Krieg aus, da Ranavalona sich dessen weigerte. Zur größten Betrübnis der Katholiken wurden infolgedessen die französischen Missionäre ausgewiesen, und erst nach Abschluß des Friedens zu Anfang 1886, der ganz Madagaskar unter französische Oberhoheit brachte, konnten sie wieder in ihre Gemeinden zurückkehren.

In der Zwischenzeit hatten diese Gelegenheit genug, ihre Treue im katholischen Glauben zu bewähren. Der folgende Brief P. Chenays wird uns mit der Geschichte der Kirche Madagaskars aus den Tagen dieser Feuerprobe bekannt machen. Derselbe ist datiert Tananarivo 25. Juni 1886:

„Sie wissen schon, daß die Missionäre seit März wieder in diese Mission zurückgekehrt sind. Wie das englische protestantische Blatt, die ‚Madagascar Times', eingesteht, wurden sie seitens der Bevölkerung mit außerordentlicher Freude und großem Jubel empfangen. Am Karsamstag hielt Msgr. Cazet mitten unter einer großen Menge Christen seinen Einzug, und am Osterfeste feierte er mit dem ganzen Glanze der Ceremonien das Pontifikalamt. Die Anwesenden sangen freudig das Alleluja und begrüßten sich gegenseitig mit den Worten, welche die Umstände jedermann eingaben: ‚Dieses Osterfest ist auch für die Kirche Madagaskars der Auferstehungstag!'

„Wir hatten die Freude, unsere treugebliebene Herde wieder zu finden. Kaum angekommen, konnten wir unsere Arbeit fortsetzen, als wären wir nur wenige Tage fort gewesen. Ja, als wir das christliche Leben, die Gesänge, die Gebete, den Katechismusunterricht, alle Überlieferungen in so frischer Übung sahen, hätten wir glauben können, gestern erst die Mission verlassen zu haben. Und doch sind es drei lange Jahre, daß unsere Herde ohne Hirten gewesen.

„In der Provinz Imerina und in der Gemeinde Ambositra blieben die Schulen fortbestehen, und jeden Sonntag kamen die Gläubigen in gewohnter Weise zusammen, um zu beten und das Lob Gottes zu singen. Damit sei nicht gesagt, daß wir nicht den Abfall von einigen zu beklagen haben. Ein so furchtbarer Sturm braust niemals über eine Mission hin, ohne einige Opfer zu fordern. Wir dürfen aber sagen, daß der geistliche Schaden geringer war als der materielle an Kirchen, Schulen und Priesterwohnungen; jedenfalls sind sie bedeutend geringer, als wir mit Grund fürchteten. Und schon sehen wir die Neubekehrten, welche in der Stunde der Prüfung schwach waren, zum katholischen Glauben zurückkehren; ja man ruft uns sogar in Dörfer, in welchen wir vor unserer Vertreibung keine Niederlassung hatten.

„Um Ihnen die Art und Weise zu zeigen, wie sie sich gegenseitig im Glauben befestigten, will ich einige Auszüge aus dem Tagebuch des katholischen Vereins mitteilen.

„‚Als unsere Missionäre, Patres, Brüder und Schwestern, vertrieben waren' so heißt es in diesem Tagebuche —, ‚zerstreuten sich ihre Schäflein; Furcht und Mutlosigkeit machten sie zu einer Herde, welche den Hirten verloren hat. Wessen Glaube nicht tiefe Wurzeln gefaßt hatte, wurde gewaltig erschüttert; wer aber einen lebendigen Glauben hatte, der zeigte jetzt Standhaftigkeit und Großmut.

„‚Am ersten Sonntage nach der Abreise der Missionäre (am 2. Juni 1883) waren die Mitglieder des katholischen Vereins, welche sich in der Kirche der Unbefleckten Empfängnis versammelt hatten, nicht ganz einer Meinung. Einige waren der Ansicht, man müsse sofort den Landkirchen zu Hilfe kommen; die Mehrzahl aber meinte, es sei besser, vorerst in den vier Kirchen der Hauptstadt die Übungen der Frömmigkeit zu befestigen und den sonntäglichen Gottesdienst zu ordnen. Viktoria (eine durch Adel und Reichtum hervorragende Frau) unterstützte diese letztere Ansicht mit den Worten: „Laßt uns mit unserer eigenen Heiligung beginnen und dann erst an der Heiligung der andern arbeiten. Wir wollen zunächst die vier Kirchen der Hauptstadt vollständig ordnen; sie werden dann den Landkirchen zum Vorbilde dienen!" Ein Mitglied des Vereins sagte darauf: „Laßt uns von dem gewohnten

Gottesdienste nichts auslassen, als was das ausschließliche Amt des Priesters ist und was wir nicht vornehmen dürfen!“ Dieser weise Vorschlag wurde einstimmig angenommen.‘

„Der katholische Verein entwarf hierauf eine Gottesdienstordnung, welche an allen Sonntagen dieser drei Jahre treu eingehalten wurde. Morgens 8 Uhr versammelte man sich in der Kirche zum Gebete, sang alles, was der Sängerchor beim Amte singt, und an Festtagen wurden die Gesänge mit Musik begleitet. Was der Priester singt oder betet, las man vor und hielt eine Unterweisung über einen Abschnitt des Katechismus. Um 3 Uhr nachmittags sang man die Vesper und hielt einen zweiten Katechismusunterricht. Dann wurde der Rosenkranz gebetet und mit dem Sakramentsliede, oft unter Musikbegleitung, geschlossen. Nicht zufrieden mit der Sonntagsheiligung, wollte der katholische Verein auch die Wochentage heiligen. Täglich versammelte man sich vor dem Beginne der Schule morgens 7 Uhr in der Kirche, sang fromme Lieder und betete den Rosenkranz als Ersatz für die heilige Messe, und an allen Samstagen wurde die Lauretanische Litanei gesungen.

„Nachdem die jungen Leute des katholischen Vereins den Gottesdienst in den Kirchen der Hauptstadt also geordnet hatten, besuchten sie die Landgemeinden und bestimmten die katholischen Lehrer, das Beispiel der Kirchen Tananarivos nach Möglichkeit nachzuahmen. Und sie fuhren mit diesen Besuchen der katholischen Dörfer fort, eifrig bemüht, daß die festgestellte Ordnung sowohl in den Schulen als im sonntäglichen Gottesdienste beobachtet werde.

„Wollte ich alles erzählen, so würde ich kein Ende finden. Doch darf ich das Haus für die Aussätzigen zu Ambahivoraka nicht übergehen. Im Augenblicke unserer Verbannung waren 200 Kranke, welche bis dahin auf Kosten der Mission verpflegt wurden, in demselben untergebracht. Sie sahen sich jetzt plötzlich aller Existenzmittel beraubt. Am Tage unserer Vertreibung wurde ihre Kapelle niedergebrannt. Einige Zeit später schickte sich ein protestantischer Prediger an, sie wöchentlich zu besuchen, gab ihnen Almosen und predigte ihnen seine Lehre. Der katholische Verein verließ sie jedoch nicht; ein Mitglied besuchte sie, ermunterte sie und unterstützte sie nach dem Maße seines bescheidenen Vermögens. Nach einiger Zeit glaubte der französische Prediger den Boden hinlänglich vorbereitet und forderte die Aussätzigen zum Übertritte zu seinem Bekenntnisse auf, indem er ihnen gleichzeitig reichlichere Almosen in Aussicht stellte. ‚Niemals!‘ lautete die einstimmige Antwort der Aussätzigen. ‚Wenn Sie ein Almosen geben wollen, so geben Sie es uns; denn wir haben dasselbe inmitten unseres äußersten Elendes notwendig. Aber wenn dasselbe der Preis unseres Abfalls sein soll, so werden wir es nie annehmen.‘ Einer solchen Festigkeit gegenüber, welcher er seine Bewunderung wohl nicht versagen konnte, hatte der Prediger den Takt, zu antworten, er wolle niemanden zwingen, und sobald die katholischen Missionäre zurückgekehrt waren, stellte er seine Besuche ein. Msgr. Cazet besuchte wenige Tage nach seiner Rückkehr die armen Aussätzigen, welche noch 83 an der Zahl sind; der Bischof beglückwünschte sie von Herzen ob ihrer Treue im Glauben, ermunterte sie zur Ausdauer und hinterließ zum Andenken seines Besuches ein reichliches Almosen. Die Aussätzigen waren zu Thränen gerührt und konnten Msgr. Cazet nicht genug danken; dann baten sie ihn, er möge ihnen vor allem das Almosen der Predigt spenden, und ihnen einen Missionär schicken, der sie zur Taufe oder zur heiligen Kommunion oder zur Firmung vorbereite. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Freude der hochwürdigste Bischof die Gewährung einer solchen Bitte versprach.“

Zugang und dreifaches Thor eines Betsiléos-Dorfes. (S. 274.)

Eine ähnliche Verfolgung wie 1883 brach 1894 über die katholische Kirche Madagaskars herein, als die Regierung der Königin, von den anglikanischen Sendboten aufgehetzt, sich der französischen Schutzherrschaft entziehen wollte. Abermals mußten die Missionäre die Insel verlassen und das Schicksal ihrer Herde Gott anheimgeben, während Frankreich durch Waffengewalt Madagaskar seine Herrschaft aufzwang.

Die junge Kirche hat auch diese Probe glänzend bestanden. Nicht ohne Rührung kann man die Briefe lesen, durch welche sich die madegassischen Christen mit den in der Ferne weilenden Missionären in lebendiger Verbindung erhielten. Diese Briefsammlung ist gedruckt worden, und wir teilen im folgenden wenigstens einige Auszüge daraus mit; sie geben uns einen trostlichen Einblick in die geistige Verfassung dieser Neophytenkirche und erwecken die freudigsten Hoffnungen auch für die religiöse Zukunft des nunmehr französisch gewordenen Howareiches.

Bald nach der Abreise der Missionäre schrieb ein Katholik aus Tananarivo an Msgr. Cazet wie folgt:

„Tananarivo, 29. Okt. 1894. Am Samstag den 27. Okt., am Morgen nach ihrer Abreise, versammelten wir uns in der Kirche und sangen die Litanei U. L. Frau. Die Andacht war stark besucht, allein unser Herz war ganz niedergedrückt von Trauer.

Die Lieder ließen viel zu wünschen übrig, da die Thränen unsere Stimme erstickten. Am Sonntag den 28. war die Kirche gefüllt; auch fast sämtliche auswärtige Zöglinge der Schwestern waren zugegen.

„Bei diesen sonntäglichen Versammlungen wurden des Morgens die Meßgebete, des Abends die Vesper und die Gebete der Segensandacht gemeinsam verrichtet. Einer unserer jungen Männer, der dazu im voraus bestimmt wird, hielt die Christenlehre.

„Jeden Morgen um 6½ Uhr vereinigen wir uns in der Kirche, um für Madagaskar zu beten; es sind immer viele Andächtige zugegen. Die Prinzessin Juliana Raz . . . hatte es auf sich genommen, mit eigener Hand die Kapelle der Schwestern zu kehren, hatte die Altäre des göttlichen Herzens, der seligen Jungfrau und des heiligen Joseph mit Blumen geschmückt und Öl angeschafft, um vor dem Bilde des heiligen Antlitzes beständig eine Lampe zu unterhalten. Sie wünscht Ihnen eine glückliche Reise und den Fortschritt unserer heiligen katholischen Religion mitten in den gegenwärtigen Prüfungen.

„Die Eltern wachen sorgsam über ihre Kinder, daß sie nicht zu frei umherlaufen, bis am 7. Dezember die Schulen wieder angehen. Selbst unter den Protestanten haben viele uns versichert, sie würden ihre Kinder aus den katholischen Schulen nicht zurückziehen."

In einem andern Brief vom 16. November teilt Fr. Raphael, ein einheimischer christlicher Schulbruder, Msgr. Cazet mit, daß die Katholiken in keiner Weise belästigt würden. Madame Angelina, die katholische Schwiegertochter des ersten Ministers, sorge wie eine Mutter für alle. Der Geist unter den Christen, hoch und niedrig, sei ein vortrefflicher. Die Regierung lasse Kultus und Schule in voller Freiheit. Der erste Minister habe den Statthaltern in den Provinzen in demselben Sinne geschrieben. Auch die Protestanten seien freundlich.

Auch aus der Provinz und Mission der Betsiléos kamen tröstliche Nachrichten. Die von den scheidenden Patres zurückgelassenen Verhaltungsmaßregeln wurden treu und pünktlich beobachtet. Zu den gewohnten Stunden versammelten sich die Christen in ihren Kirchen und Kapellen zum Gebete. In Fianarantsoa, der Hauptstadt, war die Zahl der Versammelten nie unter 400. Während der Ferien sammelte Peter Rabary, ein früherer Schüler der Patres in Ambohipo, sämtliche katholische Kinder am Samstag in der Kirche zur Christenlehre, mit welcher er eine Anleitung zur Heiligung des Sonntags verband.

Lassen wir nun noch einige Briefe der Christen an die Missionäre folgen.

„Man verbreitet hier", so schreibt am 20. Dezember 1894 ein alter Zögling, Alfred mit Namen, aus Tandrokazo, „allerlei schlimme Gerüchte; man sagt, daß die Patres und Brüder nicht mehr zurückkehrten, was uns sehr betrübt. Peter Ratsimba (eines der Mitglieder des katholischen Zentralkomitees von Fianarantsoa) kam am 1. Dezember hierher. Er versammelte die Katechisten der Umgegend und kündigte die Wiedereröffnung der Schulen auf den folgenden Tag an. Er sprach allen Mut ein und beruhigte die Angesehenen der Gemeinde wegen der vorgefallenen Störungen. Einige böswillige Menschen hatten nämlich die Kirche in Brand gesteckt und sich dann aus dem Staub gemacht. Darüber war der Statthalter von Fianarantsoa sehr erzürnt und verurteilte die Gemeinde zum Wiederaufbau auf ihre Kosten. Beten Sie für mich. Alfred, Zögling."

„Der Besuch des Peter Ratsimba hat sehr gute Früchte gebracht", so schreibt ein anderer aus demselben Orte. „Die Dorfhäupter und Vornehmen zeigen sich freundlich. Die Schüler sind fleißig; kein einziger hat uns verlassen. Rainisoamainty und einige andere haben uns bedrücken wollen; wir haben uns aber tapfer gehalten, und Gottes Macht ließ uns triumphieren. Die Kirche von Vohitranotra ist unter Dach gebracht und diejenigen von Manangana und Alakamisy sind neu geweißt. Bitte, antworten Sie uns zum Troste, wenn es auch nur mit einem Wort ist. Gabriel, Inspektor."

Ein christliches Ehepaar schreibt: „Unsere Feinde, die Protestanten, hören nicht auf, uns zu schmähen und gegen uns zu reden; doch wir erinnern uns an Christi Wort: ‚Selig sind, die um meinetwillen Verfolgung leiden', und dieses Wort tröstet uns wieder. Über Ihre Abwesenheit aber können wir uns nicht trösten; des Nachts weinen wir Ihnen nach, über Tag während der Arbeit kommen uns von neuem die Thränen, besonders aber, wenn wir in die Kirche eintreten; unmöglich, Ihnen unsern Schmerz zu schildern. Beten Sie, auf daß diese Prüfung abgekürzt werde und Sie bald zurückkehren dürfen. Wann werden wir wieder das Sakrament der Buße empfangen können? Meine Frau und ich glauben zwar, daß wir keine schwere Sünde auf dem Herzen haben, Dank sei Gott und dem Schutze seiner heiligen Mutter Maria. Wohl aber haben wir uns manche läßliche Sünden vorzuwerfen. Wir sind Waisen, die ihren Vater verloren; doch wir hoffen, Sie wiederzusehen. Inzwischen vertreten Herr Chalain und die Mitglieder des ‚Katholischen Komitees' an uns Vaterstelle. Leben Sie wohl, mein Vater; Gott schütze Sie! Robert und Rosalie."

Ähnlich lauten eine Reihe anderer Briefe, einer rührender wie der andere.

Nach einem äußerst beschwerlichen Zuge von der Westküste der Insel, auf welchem sie viele Hunderte von Soldaten durch ansteckende Fieber und infolge der Strapazen verloren, zwangen die Franzosen am 1. Oktober 1895 die Hauptstadt Tananarivo zur Übergabe. Die Königin mußte nun die Oberherrschaft Frankreichs anerkennen und die katholischen Missionäre durften ihre verwaisten Gemeinden wieder übernehmen. Überall wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, und es steht zu erwarten, daß sich die Mission nach dem letzten Sturme rascher und herrlicher erheben wird als nach der Verfolgung von 1883.

Gleichwohl war die Lage unmittelbar nach dem Feldzuge keine erfreuliche. Banden von Eingebornen durchzogen die innern Provinzen, überall den Krieg gegen den fremden Eroberer erklärend und die Bevölkerung zu einem allgemeinen Aufstand reizend, um die von den Franzosen „gefangene Königin" zu befreien. Auch Missionäre fielen der Wut der Aufständischen zum Opfer und mehr als eine blühende Missionsstation wurde zerstört. Als ein Beispiel sei P. Berthieu S. J. genannt, der im Juni 1896 ermordet wurde. Seine ganze Gemeinde sollte, um vor der Wut der Rebellen gesichert zu werden, unter militärischem Schutze nach der Hauptstadt übersiedeln. Hauptmann Combes brachte diese Ordre nach Ambatomainty, und P. Berthieu trat sofort, von seinen Pfarrkindern umgeben, den Marsch nach Tananarivo an. Vorn und in der Mitte des Zuges gingen die Offiziere, die algerischen Truppen und die Träger und Maultiere, hinten folgte die etwa 2000 Köpfe starke Volksmenge mit P. Berthieu. Da sich unter derselben zahlreiche Kinder, Greise, Kranke und Krüppel befanden, blieb die Nachhut bald eine ganze Stunde weit zurück. Die militärische Vorhut wurde in Talata mit den Rebellen in einen Kampf verwickelt und schlug sie zurück. Die Rebellen warfen

sich nun auf die hinten folgende schutzlose Menge, die man unbegreiflicherweise ohne Bedeckung gelassen hatte. Erst durch das Gewehrfeuer der Rebellen aufmerksam gemacht, kamen die Truppen zu Hilfe. Während des Kampfes löste sich die Volksmenge flüchtig auf. P. Berthieu floh mit einem Teil seiner Herde nach Ambohibemasoandro, der übrige zog sich unter militärischem Schutze nach Ambohitrabiby. Von hier aus sandten die Franzosen eine Abteilung aus, um P. Berthieu aufzusuchen. Man fand ihn nicht. Erst am 9. Juni langten zwei Christen, die den Pater nach Ambohibemasoandro begleitet hatten, in Tananarivo an und mel-

Der „Peter-Booth" auf der Insel Mauritius. (S. 283.)

deten, daß die flüchtige Menge von den Einwohnern jenes Dorfes gut aufgenommen worden, daß aber unerwartet die Rebellen eingebrochen und nach dem „Fremden" gefahndet hätten. Eine weitere Meldung brachte der Diener des Paters. Danach hatte das Pferd P. Berthieus, das am Stadtthor von Ambohibemasoandra angebunden stand, den Rebellen die Anwesenheit des verhaßten „Fremden" verraten. Sie gaben sich ans Suchen, fanden den Pater, brachten ihm mit einem Säbelhiebe eine Stirnwunde bei und trennten ihn von den übrigen Christen. Dann wurde über sein Schicksal beraten; die einen wollten ihn töten, die andern wider-

setzten sich. Endlich entschloß man sich, da man die Ankunft der französischen Soldaten fürchtete, ihn mit fortzuschleppen, was auch geschah. Grausam gefesselt, so daß der arme Pater nicht einmal das von der Stirne niederrinnende Blut abwischen konnte, mußte der Gefangene seinen Peinigern folgen. In Ambiatibe, wo die Aufständischen ihr Lager hatten, wurde nochmals über ihn beraten und von der Mehrzahl sein Tod beschlossen. Man zerrte den Missionär an den nahen Fluß Mananara, feuerte drei Schüsse auf ihn und schlug ihn dann mit Knütteln völlig tot. Die Leiche wurde in den Fluß geworfen. Der Tod des seeleneifrigen, tüchtigen Missionärs ist ein harter Verlust für die Mission. — Hoffentlich kehren bald geordnete Zustände zurück, so daß die Glaubensboten ihr Werk der Bekehrung und Gesittung ungestört fortsetzen können. Vor dem Ausbruche des Krieges betrug die Zahl der Katholiken auf Madagaskar rund 100 000 Seelen.

Nach Beendigung des Krieges glaubte sich der französische Gouverneur in Madagaskar auf die protestantische Partei der Howas stützen zu sollen und zeigte sich derselben, zum Schaden der Katholiken, in jeder Beziehung gewogen. Seine Güte wurde schlecht belohnt. Der Howaadel wollte sich um jeden Preis der siegreichen Franzosen entledigen und sein tyrannisches Regiment fortführen. Er zettelte Verschwörungen und Unruhen an, so daß die Sieger die Haupträdelsführer teils mit dem Tode, teils mit Verbannung bestrafen mußten, um den Frieden wieder herzustellen.

Die Wilhelms-Ebene auf der Insel Mauritius. (S. 283.)

Auch die Königin, welche in die Verschwörung mitverwickelt schien, wurde nach der benachbarten Insel Réunion verbannt, nachdem sie das Dekret unterzeichnet hatte, welches die Insel Madagaskar als eine Kolonie Frankreichs erklärt. Seither bitten die protestantischen Madegassen zu Hunderten um die Aufnahme in die katholische Kirche. Es ist aber zu befürchten, daß der Beweggrund kein lauterer ist, sondern vielfach nur von politischen Rücksichten ausgeht. Die Missionäre werden also in der Aufnahme der Erwachsenen sehr vorsichtig sein. Mit Freuden ist aber der Umstand zu begrüßen, daß viele Tausend madegassischer Kinder, die früher in katholikenfeindlichen Schulen manches Unrichtige und Gehässige über unsere heilige Religion lernten, jetzt in der wahren Kirche Christi unterrichtet werden.

9. Die Inseln Réunion und Mauritius.

Östlich von Madagaskar liegen in den Fluten des Indischen Oceans noch zwei Inseln, die wir auf unserem „Afrikaner" besuchen wollen. Sie haben eine größere Bedeutung als die Gruppe der Seychellen (nördlich von Madagaskar) und der Comoren (westlich von Madagaskar), von denen jene britisches, diese französisches Eigentum sind. Réunion (Bourbon, wie das Eiland früher hieß) ist ebenfalls, wie schon der Name vermuten läßt, französischer, Mauritius dagegen britischer Boden. Beide Inseln gehören zur Gruppe der Maskarenen; sie sind fast gleich groß, Réunion 1979 und Mauritius 1914 qkm. Dagegen hat ersteres nur 183 000 letzteres aber 346 000 Einwohner.

Réunion bildet das Bistum St. Denis, welches zur Kirchenprovinz von Bordeaux gehört. Heftige Wirbelstürme suchen die Insel oft heim und verursachen in den Pflanzungen, welche sonst Zucker, Kaffee, Indigo, Muskat, Zimmet, Mais, Reis, Tabak, Baumwolle u. s. w. liefern, großen Schaden. Noch mehr macht sich der Mangel an Arbeitskräften fühlbar, indem die Einwanderung der Kulis aus Indien aufgehört hat, die Neger aber zur Arbeit viel zu träge sind. — Die Insel hat neben mehreren erloschenen einen noch thätigen Vulkan, den etwa 2500 m hohen Piton de Journaise, welchen einer der Missionäre, P. Laboucarie S. J., also beschreibt:

„Am 29. Februar verließ ich morgens 6 Uhr U. L. Frau von der Hilfe und erreichte in einstündiger Eisenbahnfahrt St. Benedikt. Dort nahm ich die Post, welche mich bis Mittag nach St. Rosa brachte, von wo ich an meinen Bestimmungsort St. Philipp vor Abend nicht gelangen konnte. Es war der erste Fastenfreitag, und so war es nur am Platze, daß ich das Fasten spürte; in der That hatte ich den ganzen Tag nur zwei Datteln und ein bißchen Brot genossen. Die Gegend war herrlich; der Weg führte längs des Meeres; an der andern Seite ragten bewaldete Berge auf. Nach einiger Zeit mußten wir aussteigen und zu Fuß eine Hängebrücke überschreiten, welche eine mehrere hundert Meter breite Schlucht verbindet. Sie schwankt so stark, daß man fast seekrank werden könnte, und jedenfalls möchte ich sie als Spazierweg keinem anempfehlen, der etwas über den Durst getrunken hätte; die geringe

Am Ufer der Grande Rivière auf Mauritius. (S. 283.)

Breite des Steges, seine Schwankungen, das Tosen des Wildbaches, der tief unten dahinschäumt, das alles könnte einen auch so schwindelig machen, und ich muß sagen, daß ich nicht ohne einige Ängstlichkeit hinüberschritt. Von St. Rosa an war ich der einzige Reisende; der Weg führt noch immer durch Wald längs des Meeresufers. Diese hohen Waldberge erinnerten mich an Madagaskar; ich befand mich in Gedanken schon ganz in seinem Hochwalde und war in meinen Phantasien bereits in der Nähe von Tananarivo, als sich plötzlich ein ganz anderes Bild vor meinen Augen zeigte. Der Wald, das frische Grün, der Vogelgesang, die baumhohen Farnkrautwedel, die Blumen, die von Ast zu Ast geschlungenen Lianenkränze sind mit einem Male verschwunden, und unvermittelt stehe ich am Fuße des Vulkans. Nur wenige Schritte vom Wege raucht die heiße Lava, welche der Berg soeben ausgeworfen hat, und 11 km weit rollte der Wagen auf erstarrter Lava, deren dunkle Rinde keinen grünen Halm hervorsprossen läßt. Der schwarze Rauch, welcher aus dem Krater des Berges aufstieg, war der passende Abschluß dieser traurigen Landschaft, welche mit Recht den Namen ‚Der große Brand' (Le Grand-Brulé) trägt. Ich staunte über das großartige Bild der Verwüstung, welche der Vulkan verursacht hat. Ein weißes Steindenkmal steht mitten in der 11 km breiten Lavawüste. Darauf steht geschrieben, daß ein Gouverneur Namens de l'Isle an einem angegebenen Tage mit viel Volk und zahlreicher Geistlichkeit in Prozession an diese Stelle gekommen sei und daß man allda, angesichts der Esse des Berges, das heilige Meßopfer dargebracht habe.

Das Heiligtum Unserer Lieben Frau von Lourdes auf der Insel Mauritius. (S. 283.)

„Am Rande des Lavalandes beginnt der Hochwald wieder; in seinem Schatten steht die Kapelle U. L. Frau von den Flammen, ein Wallfahrtsort. Die hübsche gotische Kapelle ist noch nicht ganz vollendet; sie liegt 8 km von St. Philipp auf einem 500 m hohen Berge, der ziemlich steil aus dem Meere aufsteigt, ganz nahe beim Vulkane, welcher sie überragt. Der Wald, in welchem sie erbaut und fast verborgen ist, bildet einen zugleich schönen und geheimnisvollen Hintergrund. Während der Fastenzeit predigte ich

in St. Philipp und dem 12 km davon entfernten St. Athanasius. Zugleich gab ich mir Mühe, die sehr vernachlässigte Kirche von St. Philipp etwas auszubessern und auszumalen. Nach Ostern machte ich meine achttägigen geistlichen Übungen in der Einsamkeit U. L. Frau von den Flammen; ich hörte dort kaum eine andere Stimme als diejenige der Amseln. Rund um das Kirchlein legte ich in jenen Tagen eine Rosenpflanzung an. Eines Tages brachte mir ein zwölfjähriger Knabe mit vor Freude strahlendem Angesichte in einem Käfige eine Amsel, indem er sagte: ‚Ich meine, du langweilst dich, da du mit niemand redest; schau, ich habe diese Amsel für dich gefangen, damit sie dich unterhalte.‘ Die Leute schenkten mir täglich so viele Orangen und andere Südfrüchte, daß ich ganze Körbchen voll wieder verschenken konnte; das Meer lieferte Fische und Hummern, der Wald Vögel und Wildbret auf meinen Tisch. Eine polnische Familie, welche das Wallfahrtskirchlein bewacht, kochte für mich. Meine Wohnung war eine kleine madegassische Hütte, in welcher mich eines Tages Schnee überraschte. Der Kegel des Vulkans war am Morgen in ein blendendes Schneekleid gehüllt. Ich hätte ihn lieber einmal in Feuer und Flammen gesehen; es soll ein prachtvolles Schauspiel sein, wenn die glühende Lava sich in die Wogen des Meeres stürzt und Wasser und Feuer miteinander kämpfen. Während meines Aufenthaltes bei U. L. Frau von den Flammen hat der Berg sich nur einmal geregt; es war ein lauter Donner wie ein Kanonenschlag; aber zu einem Ausbruch ist es nicht gekommen. Ich wollte den Krater besteigen; schon hatte man mir Sandalen zum Schutze meiner Schuhe zurechtgemacht, da kam plötzlich ein Brief meines Obern, der mich sofort nach St. Denis zurückrief, wo ich für die dort ansässigen Madegassen eine Mission halten sollte. Selbstverständlich unterblieb also der Besuch des Kraters, und ich sagte U. L. Frau von den Flammen und den guten Leuten daselbst, die bei meiner Abreise helle Thränen weinten, Lebewohl.“

Hauptstadt der Insel Mauritius ist St. Louis mit 63 000 Seelen; sie wird von Indern, Negern, Kreolen, Singhalesen, Chinesen, Madegassen, Franzosen und Engländern bewohnt. Das Haupterzeugnis der Insel ist Zucker, von dem jährlich 2½ Mill. Centner ausgeführt werden. Sie ist reich an herrlichen Landschaftsbildern (vgl. die Bilder S. 279, 280 u. 281) und wird nach allen Richtungen von Straßen und Bahnen durchschnitten; der Hafen ist sehr belebt.

Wir wollen zum Abschiede von diesen Eilanden den lieblichen Wallfahrtsort besuchen, den die Katholiken von Mauritius vor einigen Jahren der lieben Mutter Gottes errichteten, indem sie eine Nachahmung der Grotte des berühmten Wallfahrtsortes von Lourdes bauten und mit einer Statue U. L. Frau schmückten. Sie wählten zu dieser Stätte der Andacht das romantische Thal von Chamarel — ein Plätzchen, das seiner zauberischen Schönheit wegen schon früher viel besucht wurde und zu den lieblichsten Thälern des an Naturschönheiten reichen Eilandes zählt. Dort haben sie eine natürliche Berggrotte, vor deren Öffnung ein kleiner Bach sprudelt, zu einer Kapelle hergerichtet (vgl. das Bild S. 282), und der hochw. Bischof Scarisbrick hat sie am 9. Juli 1879 eingeweiht. Da thront nun die gnadenreiche Jungfrau, und um ihr Heiligtum ranken sich zahllose Schlingpflanzen mit großen leuchtenden Blüten und tiefgrüne, reichgezackte Farnkräuter, schlanke Palmen und andere herrliche Pflanzen, die in unserer kalten Heimat nicht gedeihen, zu einem wundervollen, ewig blühenden Kranze für die unbefleckt empfangene Jungfrau, und große, azurblau und atlasgrün schimmernde Schmetterlinge gaukeln um die Grotte, und fremdländische Vögel mit glänzendem Gefieder wiegen sich in dem Gezweige davor.

O wie wollen wir uns freuen, daß unsere liebe Mutter wieder ein Plätzchen mehr auf dieser Erde, und zwar ein so schönes, in Besitz genommen hat! Möge sie bald herrschen von Pol zu Pol; denn wo sie herrscht, da herrscht auch ihr Sohn, und wo ihr Sohn herrscht, da herrscht Gnade und Wahrheit und Leben; da flieht die Nacht der Sünde und des Irrglaubens und des Heidentums. Wir wollen in Gedanken im Heiligtum von Chamarel niederknieen und die „Königin der Apostel“ mit dem Gruße des Engels bitten, daß sie unsern Missionären auf der weiten Erde mit ihrer allmächtigen Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne beistehen wolle.

Ave Maria!

VIII. Südafrika.

1. Mozambique.

An das Gebiet von Deutsch-Ostafrika grenzt im Süden die portugiesische Küste Ostafrikas, welche sich vom Kap Delgado bis an die Delagoabai und die Grenze von Zululand erstreckt. Die ungeheure Uferstrecke zerfällt in zwei fast gleiche Gebiete, in die südliche Herrschaft von Sofala und in die nördliche von Mozambique. Zwischen beiden mündet der Sambesi. Fast in der Mitte des Gebietes von Mozambique liegt die gleichnamige Hauptstadt und Insel, von welcher uns P. Courtois, der im Sommer 1887 daselbst in Angelegenheiten seiner Mission fast zwei Monate verweilen mußte, die folgende Skizze entwirft. Quilimane und das Gebiet am Unter-Sambesi gehören nämlich unter den Gouverneur von Mozambique.

„Die Insel und Stadt Mozambique liegen unter dem 15. Grade südl. Breite an der Ostküste Afrikas, oder ganz genau nach den neuesten Bestimmungen unter 15° 1′ 47″ südl. Breite und 40° 45′ 6″ östl. Länge (von Greenwich). Die Insel ist eine der kleinsten der Provinz; mißt sie doch kaum 2—3 km in der Länge bei einer Breite von nur 200 600 m. Sie ist niedrig und ruht auf einer etwa 9 km langen Korallenbank. Rechts und links starren rötliche, bald spitze und zackige, bald auch zu Schalen ausgewaschene Klippen aus der Flut empor. Ihre Lage in einer der schönsten Buchten Ostafrikas hat sie zum Sitze der Regierung der Provinz und zu einem strategisch überaus wichtigen Platz gemacht, und zwar von alten Zeiten her.

„Vasco da Gama erreichte die Insel am 1. März 1498; schon damals war der Ort bedeutend und wurde der Hafen von vielen Fahrzeugen besucht. Tristan da Cunha und Albuquerque eroberten sie 1506 für Portugal. Vasco Gomes de Abreu erbaute daselbst die erste portugiesische Feste an der Stelle, wo heute der Palast des Gouverneurs steht; João de Castro aber verlegte sie an die Nordostspitze der Insel, an den Eingang des Kanals, wo sie heute noch auf der Kuppe eines Riffes thront und von einem Kranze unnahbarer Klippen verteidigt wird (vgl. das Bild S. 285).

„Die Stadt ist klein, aber hübsch und gefällig; nach dem Urteile eines englischen Marineoffiziers giebt es wenige Städte der Welt, welche so reinlich gehalten werden. Die Häuser haben durch ihre Terrassen und Veranden ein orientalisches Äußere. Nach Landessitte sind ihre Mauern mit oft grellen Farben getüncht: blau, gelb, rosarot, kaffeebraun. Diese Farben sollen, wie die Einwohner meinen, den Widerschein der Sonnenstrahlen mildern und so den Augen vorteilhaft sein. In den Straßen findet man einige schöne Magazine, welche gewöhnlich von Mohammedanern aus Indien gehalten werden, und eine Unmasse kleiner Kaufläden und Schenken, in denen sich die niedrige Klasse gewinnsüchtiger Krämer umhertreibt. Die bedeutendsten Faktoreien sind im Besitze einiger Handlungshäuser aus Marseille. Eigentlich großartige Gebäude hat die Stadt nicht, mit Ausnahme der alten Feste San Sebastian und des neuen Spitals, das aber noch nicht vollendet ist. Der Palast des Gouverneurs, der im alten Jesuitenkolleg (vgl. das Bild S. 286) wohnt, die General-Schatzkammer, die ebenfalls in einem Flügel desselben Kollegs eingerichtet ist, die Kunst- und Handwerksschule, die Residenz des Prälaten, das Rathaus sind zwar ansehnliche Gebäude, ragen aber weder durch ihre Architektur noch durch ihren Schmuck hervor. Die Stadt besitzt eine Staatsdruckerei, in welcher ein Amtsblatt und die verschiedenen Regierungserlasse erscheinen; größere Werke können aber daselbst nicht gedruckt werden, weil es sowohl an tüchtigen Arbeitern als an Typen fehlt. Das Arsenal ist zwar nur unvollständig eingerichtet, aber doch viel besser als früher.

„Die Stadt Mozambique zerfällt in zwei Quartiere, das europäische und das einheimische. Das erstere beginnt beim Hospital und erstreckt sich bis zum Fort San Sebastian; das letztere nimmt nur den Süden, die sogen. Inselspitze, ein. Die Einwohnerschaft mag 12000 Seelen betragen. Drei Viertel davon sind Kaffern verschiedener Stämme, dann Banianen und Parsi aus Indien und Araber. Quellwasser giebt es nicht; dafür hat man zahlreiche Cisternen, welche in der Regenzeit sich bis an den Rand füllen und ein trinkbares Wasser liefern. Aber groß ist das Elend, wenn der Regen ausbleibt; dann muß man mit bedeutendem Aufwande von Geld und Zeit das Wasser vom Festlande herholen. ‚Das Klima darf freilich nicht gut und gesund genannt werden‘, sagt Almeida da Cunha; ‚allein es verdient doch auch nicht den Namen pestilenzialisch, den ihm die Alten gaben.‘ (Bekanntlich nannte man Mozambique den Kirchhof der Portugiesen.) ‚Wer die notwendigen Vorsichtsmaßregeln anwendet, darf mit Grund hoffen, sich ebenso gesund wie in Europa zu fühlen. Unmäßigkeit freilich und Ausschweifungen haben hier in kurzer Frist den Tod zur Folge.‘

„Mozambique ist reich an Erinnerungen unserer alten Missionäre. Der Palast des Generalgouverneurs ist, wie schon gesagt, das alte St. Paulus-Kolleg der Gesellschaft Jesu; noch sind seine gewölbten Korridore, seine großen Säle und schattigen Gärten wohl erhalten. Es steht mitten in der Stadt, der Landungsbrücke gegenüber und nur durch eine mit Bäumen bepflanzte Anlage vom Hafen getrennt. Mitten in dieser Anlage befindet sich ein Kiosk, in welchem eine Musikkapelle wöchentlich zweimal zur Erheiterung der Spaziergänger spielt. Rechts vom Palaste erhebt sich die dem hl. Paulus geweihte Kirche; der Turm dient jetzt als Beobachtungsposten, und ein Soldat verkündet durch Hammerschläge auf die Glocke die Zeit. Die Kirche selbst ist gänzlich verlassen und wird einstürzen, wenn die notwendigen Ausbesserungen nicht vorgenommen werden. Wie man hört, beabsichtigt der Gouverneur, sie mit einem Zinkdach zu versehen. Neben dem Altare des hl. Franz Xaver steht eine monumentale Kanzel aus kostbarem Holz und von vorzüglicher Arbeit.

„Der hl. Franz Xaver besuchte diese Insel auf seiner Fahrt nach Indien und verweilte daselbst 6 Monate. Am 7. April 1541 hatte er Lissabon verlassen und erreichte Goa erst am 6. Mai des folgenden Jahres. Seine Thätigkeit auf Mozambique beschreibt uns der Heilige in seinen Briefen, wie folgt: ‚Wir waren gezwungen, in Mozambique zu landen, und blieben daselbst mit der zahlreichen Schiffsmannschaft der fünf großen Schiffe des Vicekönigs während sechs Monate. Die Insel trägt zwei Städte, die portugiesische und die Stadt der mohammedanischen Bundesfreunde der Portugiesen. Während meines Aufenthaltes litt die Schiffsmannschaft an verschiedenen Krankheiten, und wir verloren nicht weniger als 80 Mann. Wir weihten uns also der Krankenpflege in den Hospitälern, die PP. Paul von Camerini und Franz Mancias als einfache Pflegebrüder und ich als Spitalgeistlicher, indem ich die Tröstungen der Religion spendete. Da ich allein war, wurde es mir schwer genug, allen beizuspringen. An den Sonntagen predigte ich; die Zuhörerschaft war recht zahlreich, und der Vicekönig machte es sich stets zur Pflicht, der Predigt beizuwohnen. Außer diesen täglichen Beschäftigungen mußte ich in den Spitälern noch die Beichten einer großen Anzahl von Fremden hören. So verbrachten wir unsere Zeit auf Mozambique derart, daß diese sechs Monate ausschließlich der Ehre Gottes und dem Heile des Nächsten geweiht waren.‘ Der Heilige fügt bei: ‚Mozambique liegt noch etwa 900 Stunden von Indien. Da der Vicekönig die Fahrt fortsetzen wollte, und die Regenzeit sich für eine große Anzahl Kranker und Bettlägeriger schädlich erwies, wünschte er, daß einige von unsern Missionären auf der Insel zur Pflege der Kranken zurückblieben. Auf seine Bitte ließ ich also die PP. Camerini und Mancias auf Mozambique und segelte mit dem Vicekönig ab, um ihm die heiligen Sakramente spenden zu können, falls sich seine Krankheit verschlimmern sollte.‘

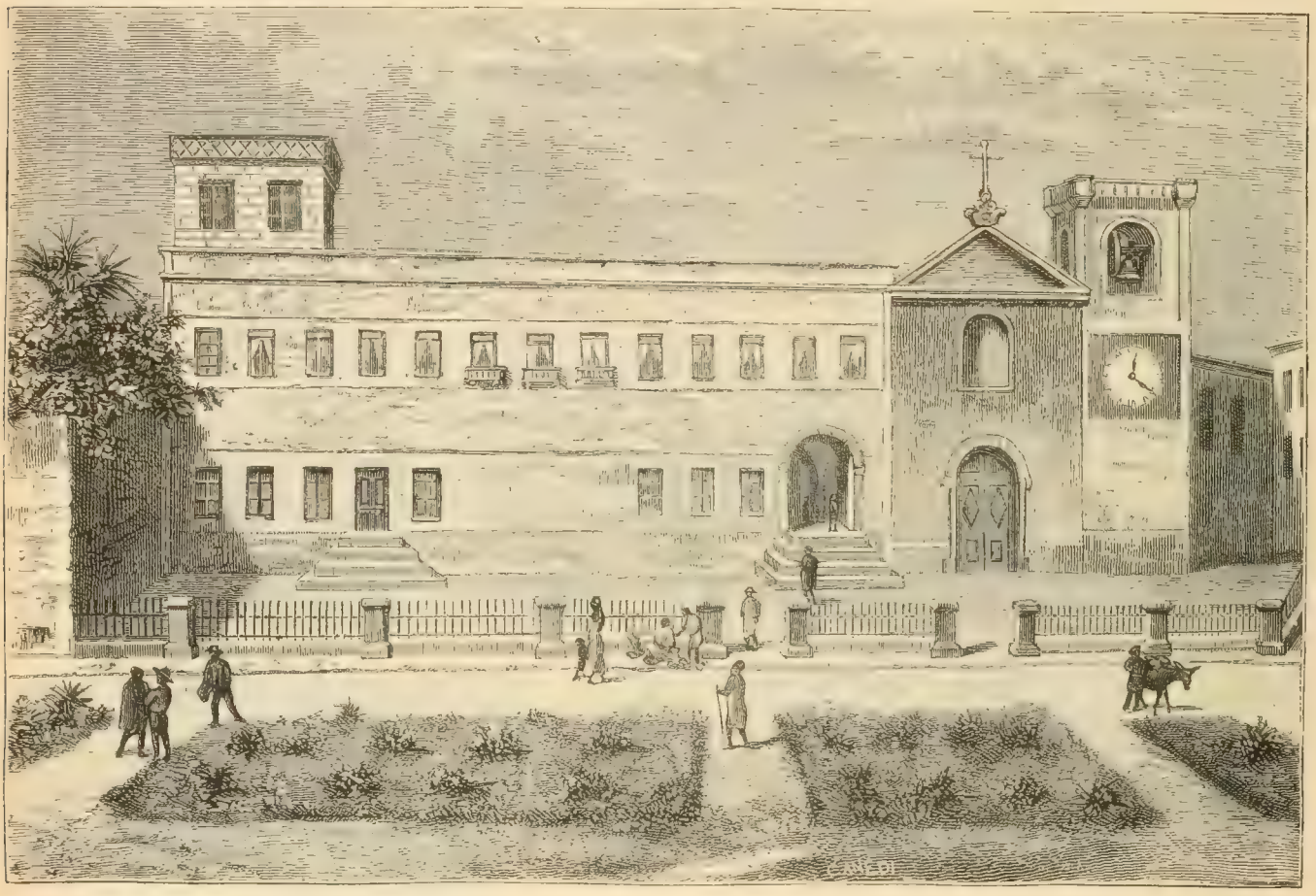
Fort San Sebastian in Mozambique. (S. 284.)

„Während meines Aufenthaltes besuchte ich das Fort San Sebastian, und dank der Aufmerksamkeit des Kommandanten konnte ich alle Hallen und Räume, sogar die Pulver- und Munitionskammern, die Cisternen und Vorratshäuser, die Bastionen und die Signalwarte besichtigen. Was aber meine Neugierde am meisten in Anspruch nahm, war die Kapelle U. L. Frau von der Bastion. Dieselbe ist am Fuße des Walles auf einem Felsriffe gerade gegenüber dem Hafeneingang erbaut. Bei hoher Flut brechen sich die Wogen an den Mauern des Heiligtums, welches der Wut des Meeres und der Stürme Trotz zu bieten scheint. Die Kapelle ist in sehr gutem Stande; sie ist reinlich und hübsch. Man hat sie vor einigen Jahren mit Ölfarbe ausgemalt; die Malerei stellt gelb und braun geaderten Marmor dar und erscheint recht passend. Man betritt das Heiligtum durch eine viereckige Vorhalle, welche mit großen und hohen Fenstern, die beinahe bis auf den Fußboden reichen, geschmückt ist. In dieser Vorhalle liegen manche berühmte Männer aus früherer Zeit begraben, Bischöfe, Gouverneure, Offiziere und Edelleute. Das Chor hat die Gestalt einer Rotunde und ist in strengem Stile durchgeführt. Der Altar ist U. L. Frau von der Bastion geweiht. Die Statue Marias thront auf einem mit Zinnen gekrönten Turm; zu ihrer Rechten steht die hl. Barbara, zur Linken der hl. Sebastian.

„Der Hauptstraße folgend, welche Stadt und Insel durchschneidet, gelangt man zum Stadthaus, einem alten, soliden Bau, der zu den größten Gebäuden Mozambiques zählt. Wie eine Inschrift

bezeugt, wurde es 1781 aufgeführt. Im ersten Stock befinden sich ein großer Saal und verschiedene Kanzleiräume; das Erdgeschoß dient als Gefängnis. Leider ist der Bau so vernachlässigt, daß die Kanzleien jetzt anderswo untergebracht werden mußten. Ein anderes Baudenkmal, das eines bessern Loses würdig wäre, ist die Kirche U. L. Frau vom Heil der Kranken, die alte Spitalkirche der Brüder des hl. Johannes von Gott. Schon seit langer Zeit wird in derselben kein Gottesdienst mehr gefeiert. Ihr Inneres ist sehr vernachlässigt; sie scheint in hohem Grade baufällig. Die Stirnseite dagegen mit ihrem schönen Treppenaufstieg, ihren Säulen und Glockentürmchen schaut noch majestätisch hernieder. Sie ist auf einem mit Moos und Schlingpflanzen überwucherten Felshügel erbaut, der rings von Palmen umkränzt wird, welche ihr Haupt in den Lüften wiegen und die einzigen Wächter dieser dem Gebete geweihten Stätte zu sein scheinen.

„Von der Straße, die, links nach dem Meeresufer hin abbiegend, nach der Südspitze der Insel führt, treffen wir im Hintergrunde der Bucht die Einsiedelei und Kapelle des hl. Antonius von Padua, den alten Sitz der Söhne des hl. Franciscus. Das Kloster hat eine wunderbar schöne Lage. Im Halbkreise umschließen es zackige Felsriffe, während zu seinen Füßen die Meereswogen rauschen. Ein anmutiger Pfad schlängelt sich zwischen den Felsen durch und führt auf ihre Höhe. Nur die Kapelle des hl. Antonius ist ihrer Bestimmung verblieben; die Zellen der Franziskaner dagegen werden jetzt von ausgedienten Soldaten bewohnt, welche auf eine Gelegenheit harren, nach Portugal oder Indien heimkehren zu können.



Das alte Jesuitenkolleg St. Paul, jetzt Residenz des Generalgouverneurs von Mozambique. (S. 284.)

„Besuchen wir noch die Promenade, das sogen. ‚Feld des hl. Gabriel‘, das sich zwischen dem Fort San Sebastian, welches Stadt und Bucht beherrscht, und den Wohnungen ausdehnt. Da stehen prachtvolle Bäume, und obschon der Boden sandig ist, wird die Hitze dennoch durch die beständig wehende Brise gemildert. Die Promenade umfaßt wohl ein Fünftel der Insel, und am Abend, wenn die Glut des Tages vorüber ist, trifft man daselbst zahlreiche Spaziergänger. Fast in der Mitte und nahe am Strande erhebt sich ein altes Grabdenkmal; früher enthielt dasselbe eine Opferbüchse für Seelenmessen. Das Schönste der Promenade ist aber der Blick auf die Bucht, und ich kann es mir nicht versagen, die Beschreibung, die ein englischer Reisender (Mr. Elton) von ihr und der Stadt entwirft, hier mitzuteilen:

„‚Die Bucht ist in der That überaus lieblich, besonders in strahlender Morgenbeleuchtung. Vor uns liegen die drei Dampfer, ein altes Brückenschiff, einige Küstenfahrzeuge, einige Barken und eine Anzahl Pangais von abenteuerlicher Form vor Anker. Die blaue Linie der Küste und die kecken Umrisse des Brotberges bilden den Abschluß. Zahllose Kähne, ähnlich einem Schwarm von Wasservögeln, ziehen hierhin und dorthin, nach der Rhede, nach den Gärten des Festlandes, und kommen mit Lebensmitteln beladen zur Stadt zurück. Das Ufer der Cabeceira entlang zieht sich eine Wellenlinie von Kokosbäumen, da und dort von den Häusern mit ihren weißen Terrassen unterbrochen. Von dem glänzenden, unermeßlichen Meeresspiegel heben sich die dunkeln Korallenriffe der Insel ab mit ihren alten, zerfallenen Klöstern,

Ochsenwagen der Missionäre. (S. 288.)

dem Fort San Sebastian, dem Palaste des Gouverneurs, dem gelb und weiß getünchten Zollgebäude. Eine Reihe schadhafter Boote wartet an der Küste auf ihre Ausbesserung. Eine Schar fast nackter Kinder treibt sich lärmend am Strande umher und läßt Rindenschiffchen in den Tümpeln der Ebbe schwimmen. Einige müßige Neger sonnen sich auf dem Geländer der Landungsbrücke, und eine kaffeebraune Schildwache mit blauem Waffenrock und weißen Beinkleidern schreitet in gemessener Bewegung und den schweren Säbel nachschleifend vor dem Zollhause auf und ab. Zur Rechten liegt das indische Viertel mit seinen unermüdlichen Parsi, die nach Gewinn dürsten, mit seinen Arabern, Mohren, Sklaven, alle in grellfarbige Stoffe gekleidet, die dicht unter den Armen gegürtet sind und bis auf die Knie herabfallen; mit seinen Mestizen aus Goa, seinen Soldaten in Uniform, seinen Kaffern, bald in buntscheckigem Aufzug, bald in wilder Nacktheit — welch farbenprächtiges Bild setzt sich aus allen diesen Zügen zusammen!'"

2. Die Mission am Sambesi.

Der Sambesi gehört zu den größten Flüssen Afrikas. Sein Lauf beträgt etwa 500 Stunden. Er entspringt in einer Höhe von 1500 m aus dem großen Sumpfsee Dilolo, welcher viel näher an der Westküste als an der Ostküste Afrikas liegt, wählt aber den weiten Weg nach Osten und führt endlich seine Wasser in sieben Hauptarmen dem Indischen Ocean zu. Der nördlichste dieser Arme ist der Kilemanefluß, der freilich nur zur Regenzeit mit dem Sambesi selbst zusammenhängt.

Jesuiten haben daselbst schon vor 300 Jahren den Glauben gepredigt. P. Gonçalo da Silveira, welcher zu Almerino in Portugal 1526 geboren war, kam von Goa in Indien im Frühjahre 1560 nach der Mündung des Sambesi, um von da in das südlich angrenzende Reich von Monomotapa zu gehen. Er segelte acht Tage den Strom hinauf und gelangte in die Stadt Senna, von wo er zu Fuß und die zur heiligen Messe notwendigen Gegenstände tragend, nach der noch weit entfernten Hauptstadt des Königs von Monomotapa pilgerte. Seine Uneigennützigkeit und seine große apostolische Liebe gewannen in kurzer Zeit den König, die Königin und 300 angesehene Männer am Hofe dem christlichen Glauben. P. Silveira erteilte ihnen nach dem notwendigen Unterrichte die heilige Taufe, und es hatte den Anschein, daß in kurzer Zeit das ganze große Mohrenreich Christo gewonnen sein würde. Allein der böse Feind wollte seine Herrschaft nicht so leichten Kaufes verlieren. Ein Götzenpriester sagte dem Könige, der fremde Missionär sei nur ein Spion der Portugiesen, welche alle Mohrenfürsten an der Küste ihrer Herrschaft beraubt hätten; bald würden diese weißen Räuber, die nur nach Gold und Sklaven dürsteten, sich auch des Thrones und der Herrschaft über Monomotapa bemächtigen, und die Uneigennützigkeit des Lehrers der christlichen Religion sei nur eine Maske, um den König zu täuschen und zu verraten. Der Fürst, der einen mißtrauischen Charakter hatte, glaubte diesen Einflüsterungen und gab Befehl, den Missionär zu ermorden. P. Silveira wurde also am 11. August 1561 um des Glaubens willen erdrosselt und sein Leichnam in einen Nebenfluß des Sambesi geworfen, den der alte Geschichtschreiber Mosengesse oder Motetes nennt. So starb der erste Blutzeuge dieser Gegend.

Die Ordensbrüder P. Silveiras gründeten am Unterlaufe des Sambesi eine blühende Mission und bekehrten die umwohnenden Kaffern. Jetzt noch legen die Ruinen ihrer alten Kirchen von ihren gesegneten Arbeiten Zeugnis ab. Die Jesuitenmission wurde aber im letzten Jahrhundert plötzlich vernichtet, und zwar nicht durch die schwarzen Barbaren von Monomotapa, sondern durch die sogen. „Aufgeklärten" von Portugal. Der dortige Minister Pombal schickte plötzlich Befehl, sämtliche Missionäre gefangen zu nehmen und unter dem Vorgeben, sie hätten sich eines Hochverrates schuldig gemacht, nach Portugal zu bringen. So wurden die unschuldigen Priester mit Ketten beladen aus der Mitte ihrer Gemeinden hinweggeschleppt und in dem untersten Raume eines Kriegsschiffes zusammengepfercht nach Lissabon gebracht, wo man sie in den feuchten unterirdischen Gewölben der Festung St. Julian, ohne Verhör und Urteilsspruch, bei lebendigem Leibe langsam vermodern ließ. Nur sehr wenige dieser frommen Männer haben die schreckliche Gefangenschaft überlebt.

Seither ist am Sambesi die katholische Religion sehr zurückgegangen. Die Portugiesen, welche dort wohnen, sind sehr lau geworden in der Erfüllung ihrer christlichen Pflichten, und die Nachkommen der bekehrten Kaffern sind ganz oder doch zum Teil wieder in das Heidentum zurückgefallen. Der Heilige Vater hat deshalb in den letzten Jahren abermals Jesuiten nach dem Sambesi geschickt, daß sie daselbst das Werk ihrer Vorfahren wieder aufnehmen und fortsetzen möchten. Zuerst schickte er eine Schar nach dem Ober-Sambesi. Diese zogen im Frühjahr 1879 von der Kapkolonie im Süden Afrikas aus mit großen Ochsenwagen, welche mit 16—18 Ochsen bespannt waren (vgl. das Bild S. 287), nach dem Oberlauf des Stromes, erreichten aber erst im Sommer 1880 sein Ufer. Unterwegs hatten sie große Strapazen zu bestehen; einer der Missionäre, P. Karl Fuchs aus Köln am Rhein, starb und wurde in Tati begraben (vgl. das Bild S. 289). Als dann P. Anton Terörde, ebenfalls ein Deutscher aus Westfalen, die erste Missionsstation am Sambesi eben gegründet hatte, starb auch er, vielleicht an Gift, vielleicht am Fieber; sein Gefährte wurde gleichfalls todkrank, und seither hat der Tod unter den Reihen der mutigen Missionäre furchtbar aufgeräumt. Als dann 1881 auch am Unter-Sambesi die Missionäre ankamen, ging es gerade so; dort war abermals ein Deutscher, P. Ferdinand Heep aus Hadamar in Nassau, das erste Opfer. Die Gegend am Sambesi ist nämlich überaus ungesund. Fast alle Europäer bekommen ein heftiges Fieber, an welchem die meisten sterben. Schon sind von den Missionären mehr als drei Dutzend diesem mörderischen Klima erlegen. Aber die Opfer sind doch wenigstens nicht ganz ohne Frucht gewesen. Das wird uns ein Besuch des Missionshauses Boroma bei Tete zeigen, welches uns P. Stephan Czimermann S. J. also beschreibt:

„Unsere Missionsstation, die anfangs nur aus einer einfachen Strohhütte bestand, hat sich im Laufe von zwei Jahren — seit welcher Zeit wir uns in Boroma befinden — bedeutend vergrößert. Der größte Fortschritt jedoch, den wir in dieser Zeit machten, besteht darin, daß wir mehrere kleine Negerknaben ankaufen und eine Schule einrichten konnten, wo die kleinen Schwarzen täglich im Lesen, Schreiben und in den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens in ihrer Muttersprache unterrichtet werden. Da unsere Mission hier im Innern Afrikas gleichsam erst im Beginne ist, so verstehen sich die Neger, die als Söhne des Waldes für Erziehung und Wissenschaft kein Interesse haben, noch nicht dazu, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Wir müssen uns unsere Schüler selbst verschaffen, und hierzu bietet uns der in Afrika noch immer herrschende Sklavenhandel die beste Gelegenheit. Oft bringt man uns arme Negerknaben, die man ihrer Eltern und ihrer Freiheit beraubt und die man mit Gewalt zu Sklaven gemacht

hat, bis vor unser Haus zum Verkauf. Der Kaufpreis ist sehr gering. Ein Knabe von 5—8 Jahren kostet gewöhnlich ein, höchstens zwei Stück algodão (schwache, schmale Baumwollleinwand) im Werte von 6—12 Mark. Bis jetzt haben wir bereits 23 solcher kleiner Neger angekauft, um sie für Gott und den Himmel frei zu erziehen. Welches Glück für die armen Kleinen, wenn sie aus ihrer Sklaverei losgekauft werden, da dieselbe oft bitterer ist als der Tod! Solange sie sich in der Sklaverei befinden, ist der Hunger gleichsam ihr unzertrennlicher Gefährte.

„Morgens nach 5 Uhr wird das Glockenzeichen gegeben, worauf alle aufstehen und sich in der Hauskapelle zum gemeinsamen Morgengebet versammeln. Das Ankleiden geht recht schnell, da die Kleinen gleich den übrigen Negern als Kleidung nur ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden tragen. An Sonn- und Feiertagen jedoch haben sie nebst dieser Binde, guo genannt, jeder noch ein Röckchen aus blauer Leinwand, und drei der größten tragen bereits auch Beinkleider vom selben Stoffe. Nach Beendigung des Morgengebetes folgt die heilige Messe, der alle beiwohnen und während welcher sie den Rosenkranz in ihrer Muttersprache (kaffrisch) beten. Nach der heiligen Messe erhalten die Kleinen eine ihren Kräften entsprechende Beschäftigung. Gewöhnlich kehren sie mit ganz kleinen Besen, chepho genannt, den Hofraum und die Schule, wobei sie lustig singen; freilich nur kaffrisch, nämlich beständig ein und dasselbe in Text und Melodie. Frühstück brauchen die Kleinen nicht, da die Neger überhaupt täglich nur einmal und im besten Falle zweimal essen. Um 8 Uhr beginnt

Grab des P. Fuchs bei Tati. (S. 288.)

die Schule, in welcher die Schüler alle auf der Erde sitzen und, so sie nicht vom Schlafe bewältigt werden, ziemlich aufmerksam den Vortrag im Katechismus anhören und Lesen und Schreiben lernen. Obgleich die Neger für Schule u. dgl. wenig Lust zeigen, so mangelt es den Knaben doch nicht an Talent. Im Verlaufe von 6 Monaten erlernten die drei kleinsten vollkommen das ABC, während die Großen schon langsam lesen und schreiben und ihren Katechismus nebst einigen Erzählungen aus der biblischen Geschichte recht gut wissen. Würde es so fortgehen, so könnte man aus den Negern selbst Gelehrte erziehen; doch dies wird kaum stattfinden, da die geistige Entwicklung der Neger bald ihren Höhepunkt erreicht. Bis zu dem Alter von 10—13 Jahren sind die kleinen Neger recht lebhaft, geweckt und selbst fürs Studieren tauglich. Hernach jedoch tritt gleichsam ein Wendepunkt ein, und sie eignen sich dann kaum mehr für Unterricht. Einen erwachsenen Neger auch nur in den allernotwendigsten Wahrheiten unserer heiligen Religion zu unterweisen, kostet überaus viel Mühe und Anstrengung. Auch vergessen die einzelnen das Erlernte sehr schnell. Doch diesem letzten Übel wird leicht abgeholfen, wenn wir einmal christliche Gemeinden haben, in denen die einzelnen Familien täglich gemeinsam ihr Gebet verrichten und wo einer durch das gute Beispiel und durch den Eifer des andern angespornt und zur Liebe der Tugend entflammt wird.

„Nach der Schule haben die kleinen Neger freie Zeit, in der sie sich recht interessant unterhalten. Die größern machen Bogen und Pfeile und üben sich im Schießen, indem sie auf kleine

Vögel zielen; die kleinern halten Jagd auf eine bestimmte Gattung von Heuschrecken, welche die Neger essen. Sobald die kleinen Schwarzen eine Heuschrecke (pombo) gefangen haben, eilen sie alsogleich zum Feuer, wo sie dieselbe braten und hernach als Leckerbissen verzehren. Um 12 Uhr ist für die Kleinen das Mittagessen, bestehend Tag für Tag aus einem Mehlbrei, cima genannt, welchen sich die kleinen Schwarzen selbst kochen, indem sie schwarzes Mehl in siedendes Wasser schütten und dasselbe hernach fleißig umrühren. Nach dem Essen ist freie Zeit bis 2 Uhr, worauf abermals die Schule beginnt. Um 6 Uhr haben die Kleinen ihr Nachtessen, dieselbe Speise wie zu Mittag, und nachdem sie in der Kapelle ihr gemeinsames Abendgebet verrichtet haben, begeben sie sich zur Ruhe. Betten brauchen sie nicht. Sie schlafen alle auf dem Boden rings um ein Feuer, das selbst unsere kleinen Schwarzen in ihrer ulumpa die ganze Nacht unterhalten. Als Unterlage dient ihnen eine aus Rohr geflochtene Matte, m'pasa genannt, die jedoch einem Europäer mehr zur Abtötung als zur Erleichterung dient. Wöchentlich gehen die kleinen Schwarzen zwei- bis dreimal in den Sambesi baden, was für ihre Gesundheit Bedürfnis ist. Das ist nun die Tagesordnung für unser Negerkonvikt am Sambesi, und wir hoffen, mit der Gnade Gottes die Kleinen zu recht guten Christen und selbst zu eifrigen Katecheten für ihre schwarzen Mitbrüder zu erziehen.

„Am Karsamstag 1887 taufte ich die ersten 18 von den kleinen Negern, die in den heiligen Glaubenswahrheiten schon hinlänglich unterrichtet sind, und 9 von denselben empfingen bereits auch die erste heilige Kommunion. Das war die erste feierliche Taufspendung in Boroma, und wir wollen nun hoffen, daß die Freude, mit welcher die Kleinen die heiligen Sakramente empfingen, und der Eifer, den sie zeigen, mit der Zeit recht viele und schöne Früchte bringen werde."

Mögen die Patres Terörde, Fuchs, Heep, Gabriel (vgl. das Bild S. 291) und alle andern, die ihr Leben in der Sambesimission Gott zum Opfer brachten, reichen Segen auf die Arbeit ihrer Mitbrüder herabflehen!

3. Die Viktoria-Fälle des Sambesi.

Das herrlichste und großartigste Naturschauspiel, welches wir am Sambesistrom sehen können, ist der berühmte, riesenhafte Wasserfall, den er etwa in der Mitte seines Laufes bildet. Es ist dieser Wassersturz der größte der ganzen Welt, so daß neben ihm sogar der Niagarafall in Nordamerika verschwindet. Namentlich großartig ist er zur Regenzeit, wenn seine Wassermasse auf das Doppelte gestiegen ist. P. Terörde, welcher diesen Wasserfall kurz vor seinem Tode besuchte, soll uns denselben beschreiben. Es war am 13. Juli 1880, als er den Strom erblickte, dessen Rauschen er schon stundenlang gehört hatte; da schrieb er in sein Tagebuch:

„Durch das grüne Laubwerk glänzte der Fluß wie ein Silberstrahl; ungeheure lichte Wolken von Wasserdampf stiegen empor; ein Getöse wie des gewaltigen Sturmes Rauschen und Brausen in den Kronen des Riesenforstes verkündete den Wasserfall. 5—6000 Schritte vor den Fällen machten wir Halt. Gegen 1 Uhr statteten wir dem Riesenstrome unsern ersten Besuch ab.

„In meiner Beschreibung werde ich trachten, genau die Örtlichkeit inne zu halten, unabhängig von den Eindrücken, welche ich unter den wechselnden Einflüssen des Sonnenlichtes bei den verschiedenen Besuchen gewonnen habe. Von Westen her treten wir an den Fluß, ungefähr eine halbe englische Meile oberhalb des großen eigentlichen Falles. Aus Nordwesten wälzt sich der majestätische Strom in der Breite von einer halben Stunde herab. In seinem nordöstlichen Bette liegt die herrliche Garteninsel, wo einst Livingstone sich eine Zeitlang aufgehalten; hart an unser Ufer tritt eine kleine Insel, darüber hinaus ragen zahlreiche Felsstücke aus dem Wasser empor, die einen weiten Gang in den Fluß gestatten. Die Stelle ist sicher, kein Krokodil, kein Hippopotamus zeigt sich in diesem seichten Wasser. Darum wagen wir uns eine kleine Strecke in den Fluß hinein. Wenden wir uns nach Südost; zur Linken erheben sich zahlreiche Inseln, alle in ein tropisches Prachtgewand gekleidet, daß es schwer fällt, zu sagen, welche von ihnen die andern übertrifft. Lassen wir den Blick durch die Kanäle schweifen, welche sich zwischen den Inseln öffnen. Da in der Ferne dehnt es sich aus wie eine stürmische See, abgeschlossen durch den geheimnisvollen Schleier des wolkenanklimmenden Wasserdunstes. Die Hauptmasse des Wassers drängt sich mehr nach Süden zusammen, wo die Felsenmauern der Inseln den Riesenstrom in einen Engpaß von nur 400 Fuß Breite einzwängen.

„Ungefähr noch 50 Fuß weit verfolgt hier das Auge die grünblaue, glänzende Wasserfläche; im Nu ist sie entschwunden. Nur das Ohr vernimmt ein unentwirrbares, ewig sich erneuerndes Donnern und Poltern, und das Auge — es steht vor einem Schauspiel, das jeder Feder und jedes Pinsels spottet. An der düsterbraunen Ringmauer des Felsenkessels drängt sich aus dem schauerlichen Schlunde ein fortwährend sich in der Form erneuerndes, geisterhaft lichtvolles, glänzendes Farbenspiel des Regenbogens empor. Etwas Unendliches fesselt hier den Geist, bezaubert das Auge. Preiset, ihr Wasser, den Herrn! Dem Weihrauch gleich steigen hier vom Altare des Schöpfers die Wasserdämpfe empor in einem Lichtgewande, wie nur ein Allmächtiger sie kleiden kann; laut und freudig verkünden sie des Schöpfers weise Macht und Kraft. Wie winzig klein steht der Mensch vor diesem Wunderwerk! Der arme Neger hier sieht und hört des Unendlichen Gewalt, aber seine Donnerstimme will er nicht verstehen. In dieser geheimnisvollen, ewig brausenden, siedenden Tiefe erblickt er nichts anderes als eine ihm verschlossene Schatzgrube von versenkten Glasperlen und Baumwollstoffen.

„Begleiten wir das dahineilende Element und halten wir uns dem Falle gegenüber an einem Baumstamme, um nicht vom Schwindel in den Strudel gerissen zu werden. Mit Windesschnelle drängt sich die Flut auf die Kante des Felsens. Nicht über Terrassen, nein, plötzlich im Bogen, ohne die Felswand zu berühren, stürzt es hier wenigstens 550 Fuß tief hinab in die Höllenkluft. Wie betäubt stand ich da. Groß ist der Herr und überaus lobwürdig in seinen Werken! Der erste Eindruck ist überwältigend. Mit Donnergepolter rollt der Strom hinab. Einer gewaltigen Meereswoge gleich stürzt er brausend und heulend in die grollende Tiefe und stürmt und tobt und heult gegen die Basaltfeste, bis er brüllend und tosend in veränderter Richtung weiterbraust durch die erstaunlich schmale, tiefe Spalte. So überwältigend groß und wild dieser Anblick ist, so lieblich sind zwei kleinere Schaumwellen, welche aus einer Schlucht der nächsten kleinen Insel am Rande des Falles an die 400 Fuß tief hinunterhüpfen und ihre Wasser wieder mit dem stürmenden Elemente vereinen.

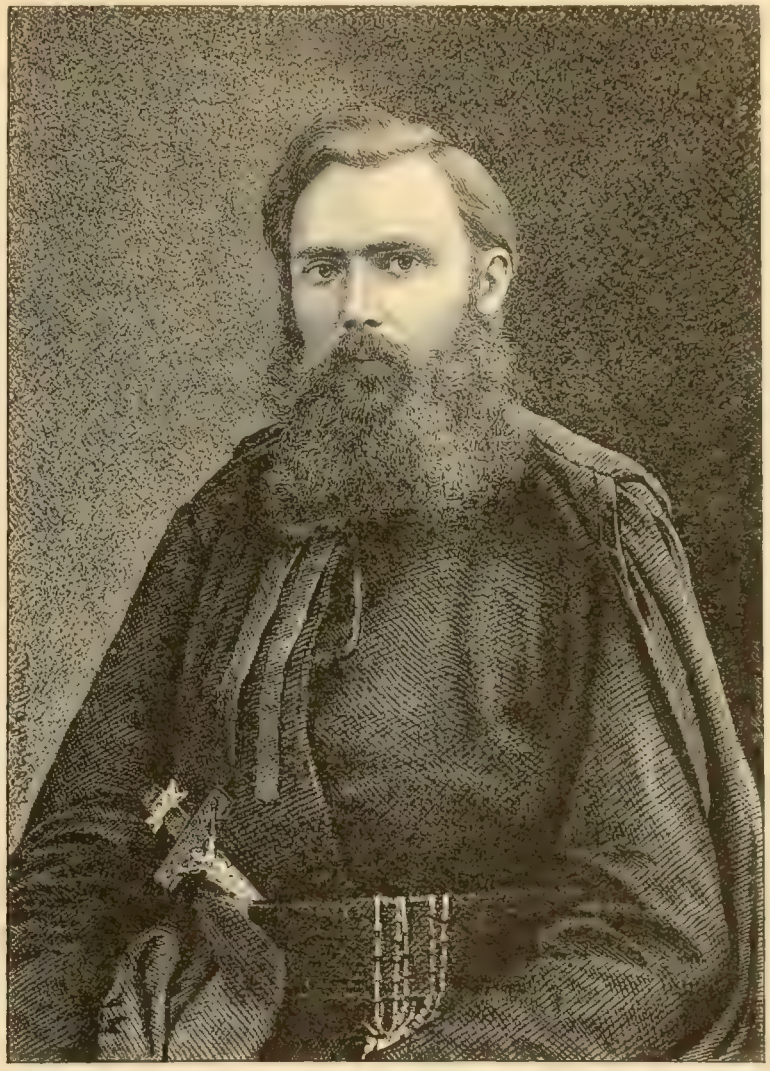
„Gehen wir um den Ellbogen, den das Bett 325 Fuß unterhalb des Falles beschreibt, um von einem hervortretenden Felsblocke aus eine Frontansicht der ganzen Falllinie und ihrer Tiefe zu genießen (vgl. das Bild S. 292). Auf diesen hingelehnt hat man die ganze Pracht der ununterbrochen schäumenden Wasser-

masse vor sich, die von der steilen Felswand hinunterschießt, in Wolken von feinem Staube zerstiebt und dann ihre Fluten durch die enge Kluft weiterpeitscht. — Hier wogt und gärt und wirbelt und kocht es, wie wenn Feuer mit Wasser sich mischt; himmelwärts steigt der Gischt und prasselt in dicken Tropfen herab. Unter uns schäumende Fluten, die mit dem Lärm, dem Donner des Himmels vergleichbar, von dannen stürzen; über uns ewiger Regen; um uns, unter uns, neben uns am Waldessaume Regenbogen, glänzend und grell, wie sie nur Afrikas Sonne malen kann.

„Wir sahen die Dunstsäulen 600—1000 Fuß hoch aufsteigen und in förmlichen Regenwolken von dannen ziehen (vgl. das Bild S. 293). Windstöße trieben in der Nacht den Regen bis auf unser nächtliches Ruhelager. Die Eingebornen nennen dieses Schauspiel recht bezeichnend: Mussi-e-tuña (Rauch, er lärmt).

„Gehen wir weiter stromabwärts durch den ‚Regenwald', der sich ungefähr 20 Schritte vom Flusse hinabzieht. Hier ist der Anblick weniger wild, aber, ich möchte sagen, noch imposanter. Der östlichere Arm des Stromes drängt seine Wogen in die Kanäle der Eilande und strömt über die Inseln hinweg. Zahlreiche Bäche in gebrochenem Gischt stürzen von den steilen Felswänden in die klaffende Kluft. Auf einer Längenfläche von 6000 Fuß zählte ich elf Wogen, welche wie unter einem Schaumschleier nur hie und da das nackte Gestein der schwarzen Felsmassen zackig und jäh dem Auge des Beobachters enthüllen. Je länger das Auge auf diesen Wasserdraperien ruht, desto mehr Geheimnisse der Schöpfung entschleiert ihm das wunderbare Licht der Sonne in jedem Schaumteile der zerstiebenden Welle. Mit solcher Schnelligkeit drängt eine Woge die andere, daß an den zackigen Kanten das schon gewordene Element sich unter der nächstfolgenden wieder emporzuarbeiten scheint. Ein Wildbach stürzt auf den andern: Dunstsäulen und Wolken steigen empor und entfalten weithin ihren ewigen Regenschleier. Dazwischen tritt eine breite Felswand, bekleidet mit zartem Moose, auf der zahllose Aloen wie Sterne im Sonnenlichte erglänzen. Dann reiht sich wieder eine Sturzwelle an die andere, wenigstens 30 an der Zahl. Immer Großartigeres glaubt das Auge zu erblicken, und nie satt kann es sich schauen an den Fluten und Wellen, und immer fragt man sich: Wo bleiben doch all diese Wassermassen?

„Hin und wieder vergönnt ein Windstoß, in die geheimnisvolle Tiefe zu schauen. Ein schwacher Wasserfaden nur scheint sich durch die unterirdischen Felsenburgen durchzuwinden. Einmal wurde mir ein kurzer Einblick in die Tiefe gewahrt. Mr. Westbeech, der zum dritten Male schon die Fälle besucht, hatte noch nie diese Ansicht genossen und nannte sie die großartigste von allen. In der geheimnisvollen Tiefe erhebt sich ein wildromantischer Felsen, einem schlafenden Löwen nicht unähnlich, neben ihm steht eine kolossale ästige Pyramide wie ein gigantischer Leuchtturm. Wie Gespenster tauchten diese Riesengestalten auf einmal aus dem Reiche der Unterwelt und entzogen sich ebenso schnell wieder dem Blicke.



P. Gabriel S. J., Missionär am Sambesi. (S. 290.)

„Verfolgen wir noch, obgleich stets im Regen und Sumpfgras, den Strom bis zu dem Punkte, wo von West und Ost die Wassermassen der Fälle zusammenstoßen. Im mörderischen Kampfe prallen die grimmigen Brüder aufeinander, wenden und drehen sich im Wirbel und Strudel, bis sie durch das 80 bis 100 Fuß weite Felsenthor den Ausgang finden. Die keilförmigen Klippen treten hier so nahe zusammen, daß man glaubt, darüber hinwegspringen zu können. Legen wir uns auf den Rand der steilen Felswand, und schauen wir in die 550 Fuß tiefe Schlucht hinunter. Die Felsenwände sind besonders hier so bestimmt umrissen, ich möchte sagen durchgeschnitten, daß der Riß, wenn man dieselben aneinander rücken könnte, kaum sichtbar sein würde. Schäumt und tobt die wilde Masse in dieser Felsengasse? Eine anscheinend ruhig dahinfließende, grünliche Wasserfläche bietet sich dem Auge dar, aber unter diesem ruhigen Schleier, wie tief muß es noch darunter sein; wie müssen da die Wasser toben und wüten an dem engen Felsenverließ!

„Wie bedaure ich, daß meine Schilderung dieses Wunderwerkes der Schöpfung so ärmlich ausfällt! Sie müssen aber nie vergessen — der Mussi-e-tuña ist eben ein Werk der Allmacht, das man anstaunen, aber nicht beschreiben kann.

„Mein Bild der Sambesi-Fälle würde allzu unvollständig sein, wenn ich Sie nicht auch in die nächste südliche Umgebung des Stromes führen wollte. Leider war es uns wegen der Abwesen-

heit des Häuptlings nicht gestattet, oberhalb der Fälle den Fluß in Booten zu passieren. Um die Scenerie der Fälle so großartig als möglich zu machen, hat sich die ganze Pracht der tropischen Vegetation hier an den Stromufern vereinigt. Oberhalb der Fälle sind die Riesen Afrikas, die gewaltigen Baobab und die Mukulawi, dornartige Palmen gruppiert. Das Ufer gerade unterhalb des Falles und die Inseln umgrünt ein herrlicher Wald, der ‚Regenwald' genannt. Er strotzt in voller tropischer Üppigkeit. In den weichen Teppichen der verschiedensten Moos- und Farnarten wuchern die schlanken, eichenartigen Muschiningi-Bäume. Riesige Lianen und Schlingpflanzen jeder Art klettern wie Schlangen an ihren Ästen auf und ab; sie schwingen sich von Stamm zu Stamm und bilden ein unentwirrbares Geflecht von Schwungseilen, einen Tummelplatz der zahlreichen Affen. Gewaltige Stämme, in die Kreuz und Quer übereinander gestürzt, nötigen den Wanderer zu beständigem Kriechen und Klettern, wenn er nicht vorzieht, den muldenartigen, von Flußpferden eingedrückten Furchen zu folgen. In einen dieser Riesen des Urwaldes schnitt Br. Verveune mit großen Lettern das Siegel der Gesellschaft, den Namen Jesus, ein mit den Namen der ersten katholischen Missionäre, welche je diesen Wald betraten. Dazwischen erheben die 30—40 Fuß hohen Asaro-Dattelpalmen ihre gefiederten Wedel, unter denen die 6—7 Pfund schweren gelben Trauben herabhängen. Am Feste der 40 Martyrer [1], zugleich Namenstag unseres guten P. Superior, bauten wir für unsere Messe eine Kapelle aus lauter Palmzweigen und schmückten sie mit der goldenen Frucht dieses Emblems der glorreichen Mitbrüder.

„Nach zweitägigem Aufenthalt, freilich allzu kurz, um die vollen

Eine Partie der Viktoria-Fälle. (S. 290.)

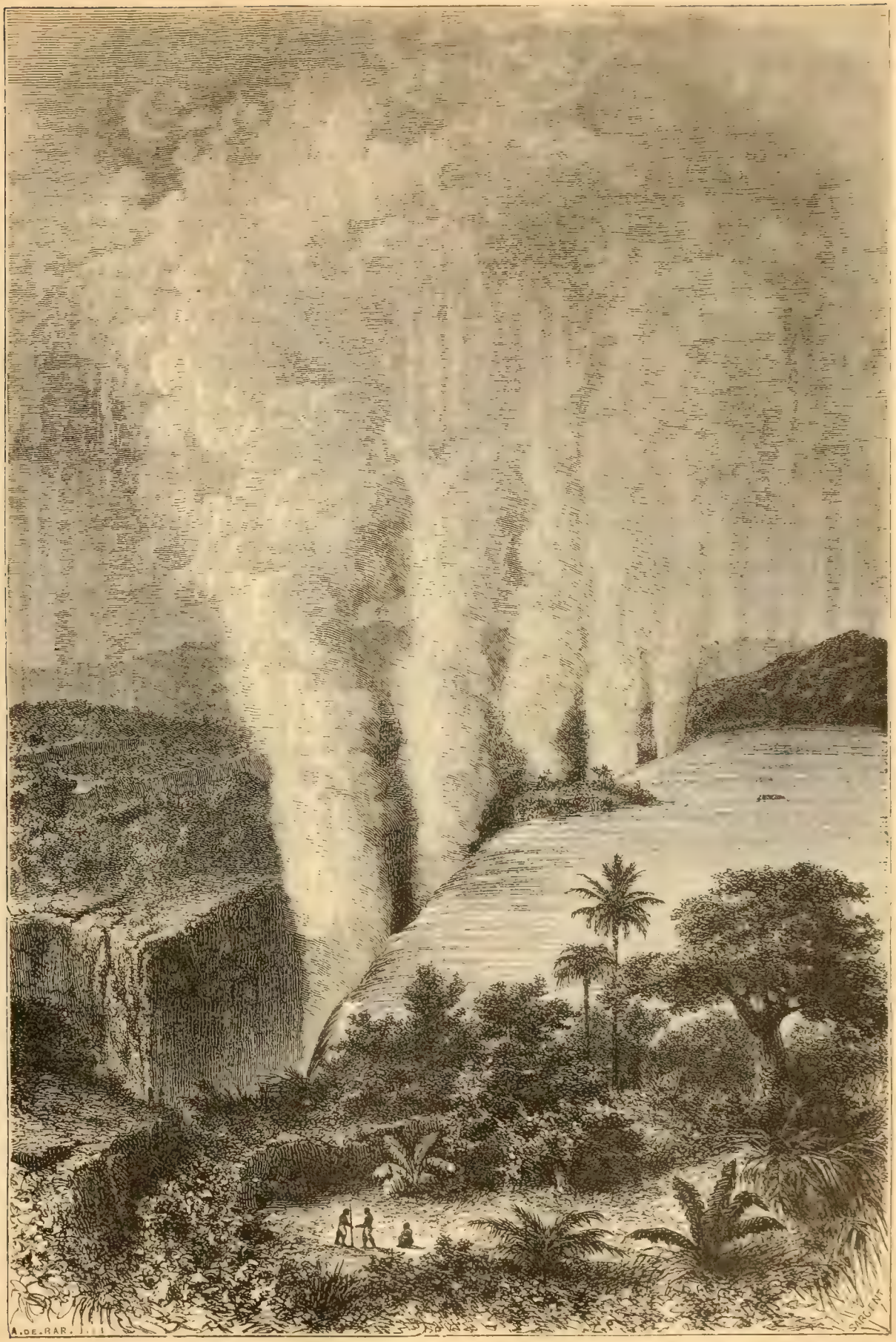
Eindrücke dieses erhabenen Schauspieles der Allmacht in uns aufzunehmen, nahmen wir Abschied von den unvergeßlichen Viktoria-Fällen."

4. Die Marutse-Mabunda und die Matabelen.

Etwa 50 Stunden oberhalb des großen Wasserfalles, den wir soeben beschrieben haben, liegt Seschеke, die Hauptstadt des Marutse-Mabunda-Reiches. Dort herrschte vor einigen Jahren der König Sepopo. Ein österreichischer Reisender, Dr. Holub, stattete demselben einen Besuch ab und verlebte einige Zeit in dessen Residenz.

König Sepopo bereitete Dr. Holub, der sein Reich bereisen wollte, einen glänzendern Empfang als den meisten Blaßgesichtern, die sein königliches Antlitz geschaut hatten. Als man sich der Residenz näherte, feuerte der Reisende einige Schüsse ab. Sofort zeigten sich Menschengruppen unter den Bäumen; die Schüsse wurden beantwortet, und lautes Geschrei begrüßte die Kommenden. Als die Kähne anlegten, meldete ein Haufen Eingeborner des Königs Ankunft. Wirklich trat derselbe alsbald, in europäische Kleidung gehüllt, ein englisches, mit einer weißen Straußenfeder geschmücktes Hütchen auf dem Kopfe, dem deutschen Forscher entgegen und stellte sich mit den Worten vor: Kia Sepopo, morena a Zambesi, d. h.: Ich Sepopo, der Herrscher von Sambesi.

[1] Des sel. Ignatius von Azevedo und seiner Gefährten aus der Gesellschaft Jesu, die im Jahre 1570 auf der Fahrt nach Brasilien um des Glaubens willen starben, wie im vorletzten Abschnitte unserer Reise erzählt werden soll. Das Fest dieser Blutzeugen wird am 15. Juli gefeiert.



Die Viktoria-Fälle des Sambesi. (S. 291.)

Sein Gesicht war breit, dessen Ausdruck angenehm, die Augen groß, und ihre anscheinende Gutmütigkeit verriet nichts von der grausamen Gesinnung dieses erst 35 Jahre alten Wüterichs. Lächelnd reichte er dem Fremden die Hand. Der König war von einigen seiner hervorragendsten Würdenträger umgeben, von denen nur einer ein Beinkleid, zwei andere über den Rücken geschnallte Wolldecken trugen; die übrigen unterschieden sich nur durch zahlreiche Armspangen von den gewöhnlichen Unterthanen. Das Auffallendste des Zuges war die königliche Hofmusik. Neben dem Fürsten schritten zwei Myrimbaschläger. Die Myrimba besteht aus einer Art Trommelpiano, aus einer Reihe großer und kleiner Kürbistrommeln, die an einem Riemen getragen und mit zwei Schlägern tüchtig bearbeitet werden. Daneben liefen noch andere Trommler mit verschiedenartigen röhrenförmigen Trommeln, auf welche sie mit ihren Händen schlugen und dazu sangen, daß eine haarsträubende Musik hervorgebracht wurde.

An Sepopos Hofe fehlt es durchaus nicht an Ceremoniell, wie Dr. Holub bei der alsbald folgenden Mahlzeit sah. Von den gebratenen Fischen, die man auftrug, mußten die Häuptlinge zuvor ein gutes Teil genießen, dann erst, nachdem der Fürst sich so überzeugt hatte, daß das Mahl nicht vergiftet sei, genoß er und gab auch seinem Gaste. Ebenso mußte der Mundschenk erst einen Becher Honigbier in Gegenwart des Königs leeren, der dann von dem zweiten nippte, ihn seiner Lieblingskönigin reichte und endlich dem Gaste einschenken ließ. Bei der königlichen Tafel bediente man sich der Gabeln und Messer, deren Gebrauch dem Marutse-Hofe von den Händlern beigebracht war, welche von der Westküste aus (von Loanda) bis in diese Gegenden kommen. Nach beendetem Mahle trugen einige Diener in Holzschüsseln Wasser auf, womit sich die Vornehmern die Lippen reinigen durften; ja man reichte sogar kleine, walnußgroße Kugeln einer Art Seife zum Waschen der Hände; statt eines Handtuches bedienten sich aber die Marutse eines kleinen eisernen Löffels, mit dem sie die Finger trocken schabten. Das gleiche Instrument muß bei ihnen auch die Stelle eines Taschentuches vertreten, und Dr. Holub meint, diesem Gebrauche verdankten sie die unschönen, breitgedrückten Nasenflügel. Die Marutse haben zwei Mahlzeiten: das Frühmahl und das Nachtmahl. Zu dem erstern ladet der König stets einige seiner Frauen und Kinder; diese setzen sich mit dem Angesichte gegen Osten gewendet rechts, und die Weißen müssen dieselbe Richtung einnehmen, während sie bei der Abendmahlzeit zur Linken des Herrschers sitzen. Die Würdenträger lassen sich bei den im Hause genossenen Mahlzeiten rechts vom Könige, bei den im Freien eingenommenen links von demselben, immer auf die nackte Erde nieder. So ist alles genau geordnet. Das bei den Frühmahlzeiten stets zahlreich anwesende Volk gruppiert sich in einen halbkreisförmigen Knäuel vor dem Fürsten, den Dienern und dem Mundschenk einen freien Platz lassend. Kommen während der Mahlzeit Abgesandte oder Boten, so werfen sie sich nieder, berühren fünfmal mit der Stirne den Boden, indem sie dabei „Schangwe, Schangwe!“ rufen. Dann nehmen sie ihren Platz unter dem Volke und warten, bis der König sein Mahl beendet. Auf seinen Wink kriechen sie endlich näher, tragen ihre Bitte knieend vor und klatschen bei den Worten des Königs in die Hände: leise, so lange er redet, laut, wenn er endet.“

Wir haben uns so lange mit der Mahlzeit des Königs aufgehalten, daß wir uns auch die königliche Hofküche ansehen wollen. „Am Nachmittage“, erzählt Dr. Holub, „besuchte ich das königliche Küchen-Departement, das mehrere Personen zählte und unter der Leitung einer Frau stand. Die riesigen Korngefäße ruhten auf Holzgestellen in eigenen aus Matten und Rohr erbauten Hütten. Im allgemeinen war alles sehr reinlich gehalten. Zur Zeit meines Besuches wurde eben — das Feuer wird stets im Höfchen auf einem niedrigen Herde angemacht — von einem Diener Nilpferdfleisch in einem riesigen Topfe gekocht. Das Fleisch war ziemlich gar und wurde in einer großen Holzschüssel serviert, dann aus dieser in kleinere verteilt und der Königin zugesendet.“

Sepopo ist unbeschränkter Herrscher; Land und Leute gehören ihm; er ist auch der größte Zauberer und Heilkünstler und beging unter dem Deckmantel des scheußlichsten Aberglaubens die abschreckendsten Grausamkeiten. Ein Beispiel wird genügen. Alt-Sescheke war ein Raub der Flammen geworden; um nun die neue Residenz vor einem ähnlichen Schicksale zu bewahren, versammelte der Fürst seine Zauberdoktoren um sich, und die Unmenschen beschlossen, man müsse dem Knaben eines Häuptlings die Finger und Zehen abhacken und dieselben als kräftiges Amulett in der Kriegstrommel aufbewahren. Die Blutthat ward wirklich ausgeführt. Unter einem Vorwande ließ der König das Söhnchen eines seiner Unterhäuptlinge herbeirufen; dann ging die ganze Schar mit dem erschrockenen Kinde, das noch keine Ahnung von seinem Lose hatte, hinab an den Sambesi.

Am Flusse angekommen, besteigt die etwa 70 Köpfe zählende Menge sämtliche bereitliegenden Boote und fährt nach dem jenseitigen Ufer; die Tambours folgen. Drüben läßt sich Sepopo auf ein Stühlchen nieder, der Scharfrichter, seine Knechte und die Mitglieder des engern Rates bilden einen Kreis; die Trommler und die übrigen Musiker stellen sich rings herum, damit das Volk von Sescheke die grausame That nicht sehe. Der Knabe, durch alle die schweigsamen Männer erschreckt, folgt nur zögernd. Nun winkt der König, und im selben Momente wird der Knabe zu Boden geworfen; das erschrockene Kind beginnt laut zu schreien; aber den Tambours wurde zugleich das Zeichen gegeben, und laut schallen die Trommeln, um das Geschrei des Kindes zu übertönen. Der Widerstand des hilflosen Kindes ist von den Henkersknechten bald bewältigt, und nun gehen die alten Doktoren ans Werk und schneiden dem Opfer Finger um Finger, Zehe um Zehe vom Körper. Trotz des lauten Trommelschlages vernimmt die Menge am diesseitigen Ufer einige Worte des sterbenden Knaben: Ra, Ra came, Ra, Ra! Vater, mein Vater! ... Obwohl die Menschenmenge sich mit jedem Augenblicke mehrt und alle begreifen, daß Sepopo eine neue Grausamkeit begeht, wagt es niemand, an die Rettung des armen Knaben zu denken. Nachdem sich die Doktoren der genannten Gliedmaßen bemächtigt haben, wird dem Leben des Knaben sofort ein Ende gemacht, d. h. das Opfer wird erwürgt und mit einem Kiri (Keule) erschlagen. Nach vollbrachtem Werke werden die Boote wieder bestiegen, ganz zufällig scheinen diese in der Mitte des Flusses einen Knäuel zu bilden, in Wirklichkeit aber nur, um den Körper des Knaben in den Fluß gleiten zu lassen. Während die Boote etwas flußabwärts an den königlichen Gehöften anlegen, folgt ihnen eine jammernde Frau am Ufer nach, watet, die Krokodile und den Zorn des Tyrannen nicht achtend, in das Wasser und fordert laut ihr Kind, ihren „Muschemani“ zurück. Der König steigt ruhig aus: was weiß er von Mutterfreude und Mutterschmerz? Ihm folgen die Seinen, und bald sitzt man bei einigen Töpfen Butschuala (Kafferbier), während die alten Doktoren die abgeschnittenen Finger in einer der Kriegstrommeln verbergen.

Sepopo hat ein ganzes Arsenal dergleichen schrecklicher Amulette, die in den verschiedensten Gefäßen und zu den abenteuerlichsten

De Boß, der König der Marutse in europäischer Kleidung. (S. 297.)

Zwecken aufbewahrt werden. Durch die Furcht vor all diesem Hexenkram hielt er jahrelang die Unterthanen im Zaume, welche sonst seine Schreckensherrschaft nicht ertragen hätten. Denn der Reihe nach ließ der schreckliche Mann die angesehensten und wohlhabendsten Häuptlinge seines Reiches bald unter dem Vorwande der Zauberei oder des Hochverrates, bald auch ohne allen Grund hinrichten. Kein Besitzer einer schönen Viehherde war vor Maschoku, des Königs Scharfrichter, und dessen Gesellen sicher. Maschoku, die Mabunda-Hyäne, wie ihn Dr. Holub nennt, der willige Vollstrecker der Blutbefehle Sepopos, ist eine abschreckende Erscheinung. Man stelle sich einen mehr als sechs Fuß hohen, schwarzen Kerl mit gewaltigen Knochen und einem unförmlichen Kopf vor, dessen häßliche Züge ein widerliches Grinsen noch mehr entstellt. Bald spießte er die bezeichneten Opfer im Walde mit seiner Assegai, bald ertränkte er sie im Strome. Das letztere ist namentlich Sitte bei alten und kranken Personen, welche also rasch aus der Welt befördert werden. Manchmal wurde auch öffentlich Gericht gehalten, und wenn man den Angeklagten nicht überweisen konnte, so mußte er, um sich von der Beschuldigung zu reinigen, Gift trinken. Wirkte es, so war seine Schuld bewiesen; wirkte es nicht, so kam er für dieses Mal frei, durfte aber einer zweiten Anschuldigung gewärtig sein, und so fort, bis er endlich dem Wüterich zum Opfer fiel. Und wenn auch das genossene Gift nicht sofort den Tod herbeiführt, so hat es eine Blutzersetzung zur Folge, welche Geschwüre und Siechtum und nach vielen Leiden in einigen Jahren die Auflösung verursacht. Es wird also ein Verfahren beobachtet ähnlich dem Tanghin, von dem wir auf Madagaskar hörten. Dr. Holub war Zeuge einer solchen Hinrichtung durch Gift:

„Ich sah einen Zug von etwa 20 Menschen die Richtung nach dem Walde einschlagen. . . . Voran schritt ein Mann, der, jedem Bewohner von Sescheke nur zu wohl bekannt, als Vollstrecker der Grausamkeiten Sepopos ein Schrecken im Marutse-Reiche geworden war. Es war Maschoku, die Mabunda-Hyäne. Er war mit einem bis an die Knöchel reichenden, buntkarrierten Wollhemd bekleidet; ihm folgte ein Mann von mittlern Jahren, und diesem zwei Greise, wahre wandelnde Mumien, die mit ihren fezartigen Kopfbedeckungen als des Königs Leibärzte und die Hauptredner in dem unmenschlichen engern Rate, der dem Könige zur Seite stand, allgemein bekannt waren. Hinter denselben schritten vier mit Assegaien bewaffnete junge Männer. Den Zug schlossen zwei Gruppen von etwa acht Personen; in der ersten bemerkte ich ein Weib und zwei Kinder. . . . Ein Knabe aus Sescheke, der mir für Glasperlen Fische zum Verkaufe brachte, flüsterte mir leise zu: ‚Die gehen in den Wald, um jenen zu töten.‘

„Der zur Hinrichtung Geschleppte war von einigen Nachbarn, welche auf seine reiche Ernte neidisch waren, des Hochverrates angeklagt und von dem Könige *gegen* den Ausspruch des Hohen Rates zum Tode verurteilt worden. Der König war unpäßlich, und die Krankheit wurde auf gewisse Zaubereien geschoben, die jener begangen haben sollte. An der Hinrichtungsstelle angekommen, riß der Scharfrichter dem Verurteilten seine Lederschürze vom Leibe, zerbrach die aus Elfenbein und Holz gearbeiteten Armringe, während seine vier bewaffneten Helfer nach den nahen Büschen griffen, um dem Armen aus grünen Buschzweigen eine Schürze um die Hüften zu flechten. In der Mitte der kleinen Lichtung standen zwei, 3 Fuß voneinander abstehende und 5 Fuß über den Boden ragende Pfähle, welche im untern Drittel und an ihren freien Enden mit je einem Querholze verbunden waren. Hie und da sehen wir einen Aschenhaufen, aus dem einzelne halbverbrannte Menschenknochen hervorragen.

„Maschoku faßte den Verurteilten bei der Hand und führte ihn zu dem Joche, ließ ihn auf das untere Querholz niedersitzen und hieß ihn mit den Händen die Pfähle erfassen. Einer seiner Begleiter brachte eine kleine Kürbisflasche, ein anderer eine hölzerne Schale. Der Scharfrichter goß aus der erstern eine dunkle Flüssigkeit, einen Absud von giftigen Kräutern, in die Schale, welche er selbst am vorhergehenden Abend von dem Könige zu diesem Zwecke erhalten hatte; er reichte die Schale dem Manne hin und gebot ihm, zu trinken. Kaum hatte der Ärmste getrunken, so stürzten jene, welche gesenkten Hauptes und klagend dem Manne zur Hinrichtung gefolgt waren, auf diesen zu und brachen in lautes Wehklagen aus. ‚Mein Mann, mein Bruder, mein Vater, Freund, Freund!‘ riefen sie durcheinander. ‚Fürchte dich nicht, du sollst nicht sterben! Du bist ein guter Mann, du hast nie Böses gethan. Böse Menschen, die nach deinem Mabele (Korn) und nach deinem Khomo (Vieh) trachten, haben schlechte Worte gesprochen, und deshalb hat man dich hierher geschleppt. Du hast nie Böses gegen den König im Sinne gehabt, so wirst du auch nicht sterben. Njambe (Gott), der die guten und schlechten Herzen kennt, sieht auch deine Unschuld und wird dich das Gift brechen lassen.‘ So reden die Freunde des Verurteilten, sie streicheln und liebkosen ihn. Dann traten die Ankläger heran, welche beim Zuge die Nachhut bildeten. Mit geballten Fäusten drohen sie dem am Schafott Sitzenden: ‚Du Verräter, du schlechter Mensch! Schwarz ist dein Herz, du wolltest den König töten! Schlechte Medizinen hast du in seine Behausung geworfen, die ihm die Krankheit in dieselbe brachten; allein wir haben deine Schlechtigkeit gesehen, wir sagten es dem Könige, und nun sollst du dafür sterben. Siehst du das Feuerchen da, was eben unsere Brüder angezündet haben? Sieh, das wollen wir groß machen und dann deine Gebeine, die Knochen eines schlechten Hochverräters, darin rösten und verbrennen.‘ Und abermals drohen sie mit den Fäusten und speien ihn an.

„Nachdem sich die Ankläger müde gescholten, traten die beiden alten Medizinmänner heran, nahmen den Verurteilten von dem Gestelle und drehten ihn mehrmals im Kreise herum; sie thaten dies, wie sie sagten, um das Gift besser im Körper wirken zu lassen. Kaum hatten sie ihn wieder seine frühere Stellung einnehmen lassen, näherten sich ihm seine Freunde abermals: ‚Freund, entledige dich doch des schädlichen Stoffes, zeige diesen bösen Menschen und dem Könige, daß du unschuldig bist.‘ Freunde und Kläger wechseln so ab, bis das Gift betäubend oder wie ein Brechmittel zu wirken beginnt. In unserem Falle wirkte es betäubend; etwa eine halbe Stunde, nachdem er das Gift zu sich genommen, fiel der Verurteilte besinnungslos zur Erde. Alsbald erfaßten ihn die Diener des Scharfrichters und schleppten ihn zu dem Feuer. Vergebens rangen seine Angehörigen die Hände; mitleidslos ward er mit dem Kopfe in das kleine Feuer gehalten, so daß er mit halbverbranntem Gesichte, bevor noch das Feuer zur Flamme angefacht war, erstickte. Dann erst wurde trockenes Reisig herbeigetragen und eine Art Scheiterhaufen errichtet, auf welchem der Körper gänzlich verbrannt wurde. Laut klagend und jammernd zogen die Angehörigen des Verurteilten heim; in der Stadt verstummten sie jedoch, um nicht des Königs Mißfallen zu erregen.“

Mit Ekel wenden wir uns von Sepopo und seinen Grausamkeiten ab, können jedoch zu unserer Genugthuung sagen, daß das Regiment dieses Tyrannen eine Ausnahme bei den Marutse bildete, und daß dieselben bald nach der Abreise Dr. Holubs das Joch

dieses Nero abschüttelten. Im Jahre 1876 fiel Sepopo als Opfer einer Revolution. Ein gewisser Gambella ermordete ihn und setzte seinen Neffen Manua-unio (Wana-Wena) auf den Thron. Die erste That des neuen Fürsten war die Enthauptung Gambellas und überdies die Entsetzung aller seiner männlichen Anverwandten. Das hatte im Jahre 1878 neue Revolution und Bürgerkriege zur Folge. Der junge König wurde ermordet, und ein gewißer de Boß bestieg den Thron (vgl. das Bild S. 295).

Als noch geordnete Verhältnisse walteten, stand dem Marutse-Könige in der Regierung des Landes nach dem alten Stammgebrauche ein engerer und der sogen. Große Rat zur Seite; eine zahlreiche Schar von Oberhäuptlingen und Unterhäuptlingen verwaltete die vielen unterworfenen Provinzen und sorgte dafür, daß die festgesetzten Abgaben nach der Residenz geliefert und die Ländereien des Königs bestellt wurden. Die Steuern bestehen in Getreideabgaben (Kleinkorn, Kaffirkorn, Mais), in bestimmten Mengen getrockneter Früchte, in Kürbissen, Tabak, Gummi elasticum, Matten, Kanoes, Rudern, Waffen, Topfen, Schüsseln, Musikinstrumenten, Tierhäuten, frischen und getrockneten Fischen und Nilpferdfleisch. Das Elfenbein, Gummi elasticum, das nahrhafte Manza und endlich der Honig sind Krongut; es ist den Unterthanen bei Todesstrafe verboten, sich selbst Honigbier zu bereiten, und so wird dieses Getränk öffentlich wenigstens nur bei Hofe genossen.

Alle Unterthanen, welche nicht dem Marutse- und Mabunda-Stamme angehören, werden als Sklaven betrachtet. Auch die

Matabele im Kriegskostüm. (S. 298.)

Marutse können zur Strafe zu Sklavendiensten verurteilt werden. Die Kinder eines Sklaven sind wiederum Sklaven, auch wenn die Mutter eine Freie war. Ein Sklave gilt in Sescheke so viel als eine Kuh oder zwei Baumwolldecken; in den nördlichen Teilen des Reiches sind sie sogar für einige Glasperlenschnüre feil.

Die Kenntnis Gottes scheint sich bei den Marutse viel reiner erhalten zu haben als bei den übrigen Stämmen der Bantufamilie. Wie Dr. Holub uns erzählt und wie sich aus den Reden bei der oben mitgeteilten Hinrichtung ergiebt, glauben sie an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, welches genau das Thun eines jeden Menschen beobachtet:

„Man scheut sich sogar," sagt der österreichische Forscher, „seinen Namen auszusprechen, und bedient sich in der Regel eines Ersatzwortes: ‚Molemo', welches Wort jedoch einen umfangreichen Begriff in sich schließt. Molemo kann Gott, kann böse oder gute Geister, Heilmittel, Gifte, Zaubermittel bezeichnen. Das eigentliche Wort für das allwissende Wesen ist ‚Njambe'. Beim Aussprechen dieses Wortes erheben sich ihre Augen gegen das Firmament, weisen mit der Hand dahin, oder sie thun beides, ohne Njambe auszusprechen. Ich beobachtete viele, die es mit ‚Er da oben' oder ‚Er' umschrieben. Sie meinen, das mächtige Wesen lebe ‚Mochorine', d. h. im Blau des Firmamentes. Stirbt jemand eines natürlichen Todes, so heißt es: ‚Njambe rief ihn hinweg'; unterliegt ein anderer im Kampfe mit seinem Nebenmenschen, mit wilden Tieren, mit der Wut der Elemente, so heißt es: ‚Es geschah auf Njambes Geheiß'; wird ein Verbrecher zum Tode verurteilt, so wird das als gerechte, von Njambe gesandte Strafe angesehen, und der Schuldige, der davon überzeugt zu sein scheint, ergiebt sich

demütig in sein Geschick, während der unschuldig Verurteilte (unter Sepopo gab es deren zahllose), wie die ihn begleitenden Freunde, bis zum letzten Momente das größte Vertrauen in Njambes Allwissenheit setzen, auf seine Hilfe hoffen."

Die Völker des Marutse-Reiches glauben außerdem an unsichtbare gute und böse Geister. Die letztern suchen sie durch verschiedene an Pfählen aufgehängte Beschwörungsmittel zu verscheuchen. Solche Amulette sind Tier- und Menschenknochen, Nilpferdzähne, bestimmte Holz- und Rindenstücke u. s. w., welche in aus Bast, Gras oder Baumblättern geflochtenen Körbchen oder in Kürbisschalen verschlossen sind. Auch an die Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben sie, ja sogar an die Kraft der Fürbitte der abgeschiedenen Seelen bei Gott. Die Masupia verzieren das Grab ihrer Häuptlinge mit riesigen Elefantenzähnen, um sich ihres nun doppelt mächtigen Schutzes zu vergewissern. Unheil und Krankheiten werden vielfach dem Zorne der Verstorbenen zugeschrieben, und man sucht dieselben durch Gebete an den Gräbern zu heben. „Erkrankt ein Mitglied der königlichen Familie, so wird der Kranke", wie Dr. Holub erzählt, „an das Grab des Angesehensten gebracht, und hier verrichtet der Herrscher eine gebetartige Ceremonie in flehender und beschwörender Form, damit sich der Verstorbene des armen Dulders erbarme und ihn durch seine Fürsprache bei Njambe gesund mache."

Unterhalb des großen Sambesi-Falles wohnen nördlich vom Flusse verschiedene Kaffernstämme, welche von dem eben beschriebenen Marutse-Reich abhängig sind. Bei einem ihrer Häuptlinge, Namens Mowemba, ließ sich P. Terörde im Herbste 1880 nieder, um den armen Negern den lieben Heiland zu predigen, und starb daselbst schon nach wenigen Tagen, wie wir bereits oben erzählt haben. An das südliche Stromufer grenzt das große Matabele-Reich. Seine Hauptstadt Buluwayo liegt in den Matoppobergen. Der König dieses Reiches, Lo Bengula, war ebenso grausam wie der oben geschilderte Sepopo, und die Matabele sind wilder und kriegerischer (vgl. das Bild S. 297) als die Leute am Ober-Sambesi. Die Soldaten der großen englischen südafrikanischen Kolonialgesellschaft haben nicht ohne tapfern Widerstand und blutige Verluste die Truppen Lo Bengulas geschlagen und sich seiner Hauptstadt im Jahre 1895 bemächtigt. Der alte grausame König, dem die Missionäre umsonst den christlichen Glauben gepredigt hatten, ist gestorben; aber auch nach seinem Tode beunruhigten die Matabele den englischen Besitz. Viele tausend Mann stark griffen sie im Sommer 1896 Buluwayo an, und nur in äußerst blutigen Kämpfen, in denen die wilden Krieger den Ruhm ihrer tollkühnen Tapferkeit aufs neue bewährten, gelang es den englischen Truppen, dank ihren überlegenen Waffen, den Sieg zu erringen. Furchtbar decimiert, unterwarfen sich endlich die angesehensten Indunas (Fürsten) mit ihren Horden; aber höchst wahrscheinlich wird das mit Mühe gedämpfte Feuer des Krieges noch mehr als einmal wieder auflodern.

5. Die Moraves am Sambesi.

Die Völker, welche auf dem linken Ufer des Unter-Sambesi wohnen, zerfallen in mehrere Stämme: die Moraves, Muzimba, Utonga, Uachana, Uapimbi, Uarunda, Mabsiti, Uassenga, Uarenga, Uanzua (Bewohner von Zumbo), Uanhungue (Bewohner von Tete) und mehrere andere.

Trotz dieser Stammesverschiedenheit sind die Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker sehr ähnlich; kennt man einmal die Gewohnheiten eines Stammes, so läßt sich daraus leicht auf jene der übrigen schließen. So mag hier die Beschreibung genügen, welche P. Czimermann von den Gebräuchen der Moraves entwirft. Dieser mächtige Negerstamm, dessen Gebiet sich früher bis zum Njanza-See erstreckte, wohnt auf dem linken Ufer des Sambesi. Wie alle übrigen Stämme, steht auch er unter einem eigenen Häuptlinge, „Unde", dem noch ein Rat zur Seite gegeben ist. Jede Gemeinde hat außerdem noch einen eigenen Vorsteher, „Fumbo", welcher dem Bezirksvorsteher, „Mambo", untersteht. Über alle gebietet als absoluter Herr der Unde. Die Waffen der Moraves sind der Bogen (uta), die Lanze (dipa), Pfeile (misere) und Messer (chissu). Die Kleidung besteht aus Tierfellen oder faseriger Baumrinde; andere Stoffe sind ebenso gesucht bei ihnen, doch können sie sich dieselben nicht so leicht verschaffen. Wie die Neger überhaupt, so sind auch die Moraves sehr abergläubisch. Keinen Tag beginnen sie, ohne den Talisman (magono) bei sich zu haben, und bei allen Ereignissen nehmen sie ihre Zuflucht sofort zu den Medizinmännern und Zauberern. Ohne Kriegsschweif wagt es kein Häuptling, in der Schlacht sich vor dem Feinde zu zeigen. Dieses Palladium wird von einem eigenen Zauberer aus dem Schwanze einer Antilope gefertigt und mit mancherlei Zaubermitteln versehen.

In Wohnung und Nahrung sind die Moraves sehr einfach. Gekochter Reis bildet gewöhnlich die einzige Mahlzeit vor Eintritt der Nacht. Einige Abwechslung auf dem Küchenzettel bringen kleine in Asche gebackene Brötchen. Zu ihrer Bereitung machen die Neger einen Teig (sina) aus zerstoßenem Reis oder aus andern Früchten. Außerdem giebt es noch rohe oder gekochte Kräuter, Fische und Wild, je nachdem Netze oder Bogen etwas einbringen. Das Fleisch genießen die Schwarzen meist in einem bereits sehr „fortgeschrittenen" Zustande, weil es da nach ihrem Geschmacke am weichsten ist. Zur Erntezeit bereiten die Neger das berauschende Bier „Badua" oder „Pombe", dem Männer, Weiber und Kinder tüchtig zusprechen. Da die Schwarzen während des ganzen Jahres eine besondere Vorliebe für Pombe zeigen, sind die „Brauereien" in fortwährender Thätigkeit. Die Bereitung geht übrigens sehr einfach vor sich, und daher ist jeder Einzelne „Brauer" für seine Hütte. Man weicht eine bestimmte Menge Mais oder Reis in Wasser und läßt sie so zwei Tage stehen. Hierauf wird der Reis herausgenommen und abermals zwei Tage in einem Gefäß unter Laub aufbewahrt. Während dieser Zeit beginnt das Fruchtkorn zu treiben, worauf es zu einem Teig zerstoßen und mit älterem Reis- oder Maismehl versetzt wird. Das Ganze wird nun mit Wasser begossen, der Gärung überlassen, und das berauschende Bier, das Lieblingsgetränk der Neger, ist fertig. Die Wohnungen (vgl. das Bild S. 299) der Moraves sind, wie oben gesagt wurde, sehr einfach. Sie sind rund nach Art der Windmühlen in Ungarn, aber bedeutend kleiner. Beim Baue befestigen die Neger in einem Kreise Pfähle im Boden; mit Bast verbundenes Schilf bildet das Dach. Jede Hütte (nhumba) hat an zwei gegenüberliegenden Seiten eine Thüre. Dies aus einem sehr wichtigen strategischen Grunde. Im Falle einer feindlichen Überrumpelung nämlich ist durch den einen Ausgang die Flucht gesichert. In der Mitte der Hütte befindet sich eine Erderhöhung, die als Herd dient, auf welchem beständig ein Feuer unterhalten wird, das man nur ausnahmsweise erlöschen läßt. Eine Schilfmatte (jumba) auf dem Boden dient als Tisch, Stuhl und Bett zugleich. Ein irdener Krug, in welchem die Negerinnen Wasser holen, eine Kürbisflasche, die als Trinkgefäß (mucombo) dient, ein hölzerner Mörser aus einem Baumklotze, zum Zerstoßen des Maises und anderer ge-

trockneter Früchte, ferner zwei hölzerne Schüsseln, aus denen alle gemeinsam mit den Fingern essen, vervollständigen den Hausrat einer Negerfamilie. An der Wand hängen die Waffen, Bogen, Pfeile und Lanze (assegai). Zu dieser einfachen Einrichtung kommt noch die große Trommel. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme, über dessen eines Ende ein Tierfell gespannt ist.

Die Trommel spielt bei allen freudigen und traurigen Ereignissen eine wichtige Rolle. Sie verkündet die Geburt eines Kindes, sie dient als Trauerinstrument beim Tode eines Negers, und zwar nicht bloß einmal, sondern tage- und wochenlang, bis die Trauer über den Verstorbenen vorüber ist. Wie die Trommel im Frieden dem Neger zum Tanze aufspielt, so muß ihr Ton im Kriege Mut und Begeisterung einflößen.

Zum Baue seiner Hütte braucht der Schwarze nur 3—4 Tage. Die Leichtigkeit, mit welcher die Neger ihre Wohnungen errichten, trägt sehr viel dazu bei, daß sie dieselben auch ebenso leicht verlassen und nach einer andern Gegend wandern. Jedes geringe ungünstige Ereignis genügt, um den Schwarzen zur Änderung seines Wohnsitzes zu bewegen. Auch hierbei nehmen die Neger zum Aberglauben ihre Zuflucht. Um nämlich sicher zu wissen, ob sie wegen eines Unfalles die Hütte verlassen und wandern sollen, stellen die Neger während eines Tages und einer Nacht etwas Mehl in einer Schüssel unter einen Baum. Findet man nach Verlauf dieser Zeit das Mehl von Ameisen oder Käfern unberührt, so wird dies als ein gutes Zeichen angesehen, und der Plan kann ruhig ausgeführt werden. Ist aber das Mehl von Insekten auf-

Hütte der Moraves. (S. 298.)

gezehrt, dann hat der Neger an dem neuen Orte nichts Gutes zu erwarten. Da die Hütten als wertlos betrachtet werden, ist von einem Kaufe oder Verkaufe natürlich keine Rede.

Sonderlich sorgsame Pflege beanspruchen die Negerkinder nicht. Nach der Geburt liegen sie still und ruhig am Boden, welcher ihre Wiege ist. Kurze Zeit nach ihrer Geburt zeigen die Kinder ein äußerst geweckes Aussehen, das sich in den Jahren der Kindheit immer steigert und den Kleinen bald eine gewisse Selbständigkeit im Handeln und Benehmen verleiht. Im 10.—12. Jahre jedoch kommt die geistige Entwicklung der Neger ins Stocken, es tritt gleichsam eine Änderung ein. Das kluge, intelligente Aussehen macht allmählich einer gewissen geistigen Trägheit Platz, die sich im Denken und Handeln des Negers kundgiebt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Schwarzen sehr begriffsarm und langsam im Auffassen. Sehr leicht vergessen sie, was man ihnen sagt, und es bedarf vieler Ermahnungen, bis man sie zu einer Handlung bestimmen kann. Ihr ganzes Leben lang bleiben sie eigentlich Kinder, deren Sinnen und Trachten einzig auf die Gegenwart gerichtet ist.

Sobald der heidnische Neger verschieden ist, versammeln sich alle seine Angehörigen, Verwandten, Freunde und Bekannten in der Hütte des Verstorbenen und rings um dieselbe, und nun beginnen die Vorbereitungen zur Beerdigung. Zuerst werden Hände und Füße des Verstorbenen mit Gewalt verrenkt. Hernach wird der Leichnam gewaschen, je nach Vermögen mit Glasperlen und andern Sachen geschmückt und in einen Sarg von Schilf gelegt, der dann ein, zwei oder auch mehrere Tage offen in der Mitte der Hütte stehen bleibt. Am Tage des Begräbnisses erscheinen die Träger, matika (Hyänen) genannt, die den Sarg in das Dickicht des

Waldes oder sonst in ein schwer zugängliches Gebüsch tragen, wo das Grab bereitet ist. Dem Zuge voran geht eine Negerin, die den Weg entlang Mehl streut, während eine andere eine gebratene Henne trägt, die auf den Grabhügel gelegt wird. Am Ende des Leichenzuges folgen mehrere mit großen Wassertöpfen versehene Negerinnen. Sobald der Leichnam ins Grab gelegt ist, wird die darauf geschüttete Erde mit Wasser vermengt und fest gestampft, damit die nachts nach Beute suchenden Hyänen denselben nicht oder wenigstens nicht so leicht stehlen können. War der Verstorbene ganz arm, so ist hiermit die Leichenfeier beendigt, und die Träger eilen vom Grabe sofort zum Wasser, um sich zu reinigen und durch Einreiben mit allerlei Kräutern wie durch andere abergläubische Gebräuche sich zu befähigen, mit den übrigen Menschen wieder verkehren zu können.

Ist aber der Verstorbene etwas vermögend, oder hat er reiche Angehörige, dann folgt dem Begräbnisse alsbald eine andere Ceremonie, bona genannt, die gleichsam eine zweite Leichenfeier bildet und die von den Schwarzen sehr hoch geschätzt und sehnlichst gewünscht wird. Kurze Zeit nach dem Begräbnisse versammeln sich abermals alle Verwandten, Freunde und Bekannten des Verstorbenen in der Hütte desselben, und zwar diesmal mit einem Geschenke, welches in mapira (Kaffernkorn) besteht. Aus diesem mapira wird Pombe bereitet, und sobald dasselbe fertig ist, gehen alle zum Grabe, um da die üblichen Gebräuche zu vollziehen und den Geist (muzimu) des Verstorbenen nach Hause zu bringen. Zu diesem Zwecke füllt man einen Topf mit Pombe, der in Begleitung aller Anwesenden zum Grabe des Verstorbenen getragen wird. Die Trägerin dieses Topfes ist immer die Schwester des Verstorbenen oder in Ermangelung derselben eine seiner nächsten Verwandten. Hierbei ist es erforderlich, daß dieselbe noch unverheiratet sei, oder falls sie schon einen Mann hat, vom Tode des Verstorbenen bis zu dieser Feier in gänzlicher Enthaltsamkeit gelebt habe, was auch bei den übrigen Verwandten des Verstorbenen gebräuchlich ist. Ist der Zug mit dem Pombe beim Grabe angelangt, so stellt die Trägerin den Topf auf den Grabhügel und macht in denselben ein kleines Loch, so daß dessen Inhalt ganz ausfließen kann. Hierauf wird eine Ziege geschlachtet und von jedem Körperteile ein kleines Stückchen Fleisch abgeschnitten, neben dem Grabe gekocht und von den Angehörigen verzehrt. Der Rest des Fleisches gehört den Trägern, die bei dieser Ceremonie abermals zugegen sind.

Nach der Mahlzeit folgt allsogleich die „Übertragung des Geistes des Verstorbenen". Es nähert sich ein Mann dem Grabe und erhascht mit Schnelligkeit ein Steinchen oder etwas Erde, das er fest in seine Hand schließt und das der Geist des Verstorbenen ist. Der Mann mit dem Geiste wird nun feierlich nach Hause getragen, und zwar auf dem Rücken einer Negerin, die ihn gleich einem Kinde ganz mit einem Tuche verhüllt. Ist der Weg weit, dann beteiligen sich hieran mehrere Negerinnen, die abwechselnd tragen. Der in das Tuch verhüllte und auf dem Rücken getragene Mann hat das Recht, stets mit Pombe versehen zu sein und fleißig zu trinken, bis er bei der Hütte des Verstorbenen anlangt. Seine Trägerinnen sprechen ebenfalls fleißig dem kafferischen Biere zu, weshalb sie auch gern das Amt übernehmen. Ist der Zug zu Hause angelangt, dann wird der vermeintliche Geist auf eine Matte gelegt, die nahe bei der Hütte des Verstorbenen auf der Erde ausgebreitet liegt, und nun ebenfalls mit Pombe reichlich bewirtet. Ein Topf nach dem andern wird über das Steinchen ausgegossen, während die afrikanischen Musikanten, die aus Trommelschlägern bestehen, mit Anwendung all ihrer Kräfte einen mörderischen Lärm schlagen. Da der Steingeist, oder besser gesagt, Geiststein nicht im stande ist, das ihm gespendete Pombe einzusaugen, und das Getränk oft in kleinen Bächlein fließt, so benutzen die armen, für Pombe schwärmenden Neger diesen Umstand. Sie legen sich auf den Boden und schlürfen begierig das mit Erde vermengte Pombe. Der Geist des Verstorbenen befindet sich auf diese Weise abermals vor seiner Hütte und verlangt nun, den übrigen Geistern der Familie beigesellt zu werden, die alle vereint in einem Korbe, museche genannt, in einer eigenen Hütte aufbewahrt, verehrt und gepflegt werden. Jede größere, aus mehreren Negerhütten bestehende Familie hat nämlich eine eigene Hütte, wo in einem runden Korbe die Geister der aus der Familie Verstorbenen wohnen und gepflegt werden. In dieser Geisterhütte befindet sich außer dem Korbe, der eigentlichen Wohnung der Geister, nur noch eine Negerin, welcher die Pflege der Geister anvertraut ist und die zugleich mit den Geistern in enger Verbindung steht und dieselben in verschiedenen Anliegen befragt. Ihr Name ist muraura. Damit der vor der Hütte weilende Geist bald den übrigen Geistern der Familie beigezählt werde, verursacht derselbe so bald als möglich eine Krankheit in der Familie des Verstorbenen. Um von dieser Krankheit geheilt zu werden, lassen die Angehörigen des Kranken das Medizinweib, die zugleich auch Wahrsagerin ist, kommen, und sie wird befragt, wie man die Krankheit entfernen könne. Diese fordert, daß der Geist des Verstorbenen eingefangen und in den Geisterkorb gelegt werde; dann werde der Kranke genesen. Zu diesem Zwecke kommen nun zwei Negerinnen vor die Hütte des Verstorbenen: die muraura, Wächterin des Geisterkorbes, und die mutambisso, Tänzerin oder Geisterbeschwörerin. Die letztere beginnt ihren Tanz in wilden Sprüngen und hascht nach allen Seiten mit den Händen, um des Geistes habhaft zu werden. Auf einmal schließt sie krampfhaft die Hände und ruft frohlockend aus, daß der Geist gefangen und in ihrer Gewalt sei. Alle ziehen nun zur Hütte der Geister, die muraura öffnet den Geisterkorb, und die Zahl seiner Inwohner wird um einen vermehrt.

Wie fabelhaft und lächerlich auch immer diese Gebräuche der armen Heidenneger sind, so finden wir dennoch hierin Spuren des wahren Glaubens der Fortdauer unserer Seele. Ja auch Spuren des Glaubens an die Auferstehung finden sich bei diesen Negern, den unstreitig schon der unglückliche Sohn Noes, Cham, als tröstendes Erbteil erhalten und seinen schwarzen Nachkommen hinterlassen hat. Woher anders hätten die in der Wildnis Afrikas lebenden Heidenneger sonst diesen ihren Glauben?

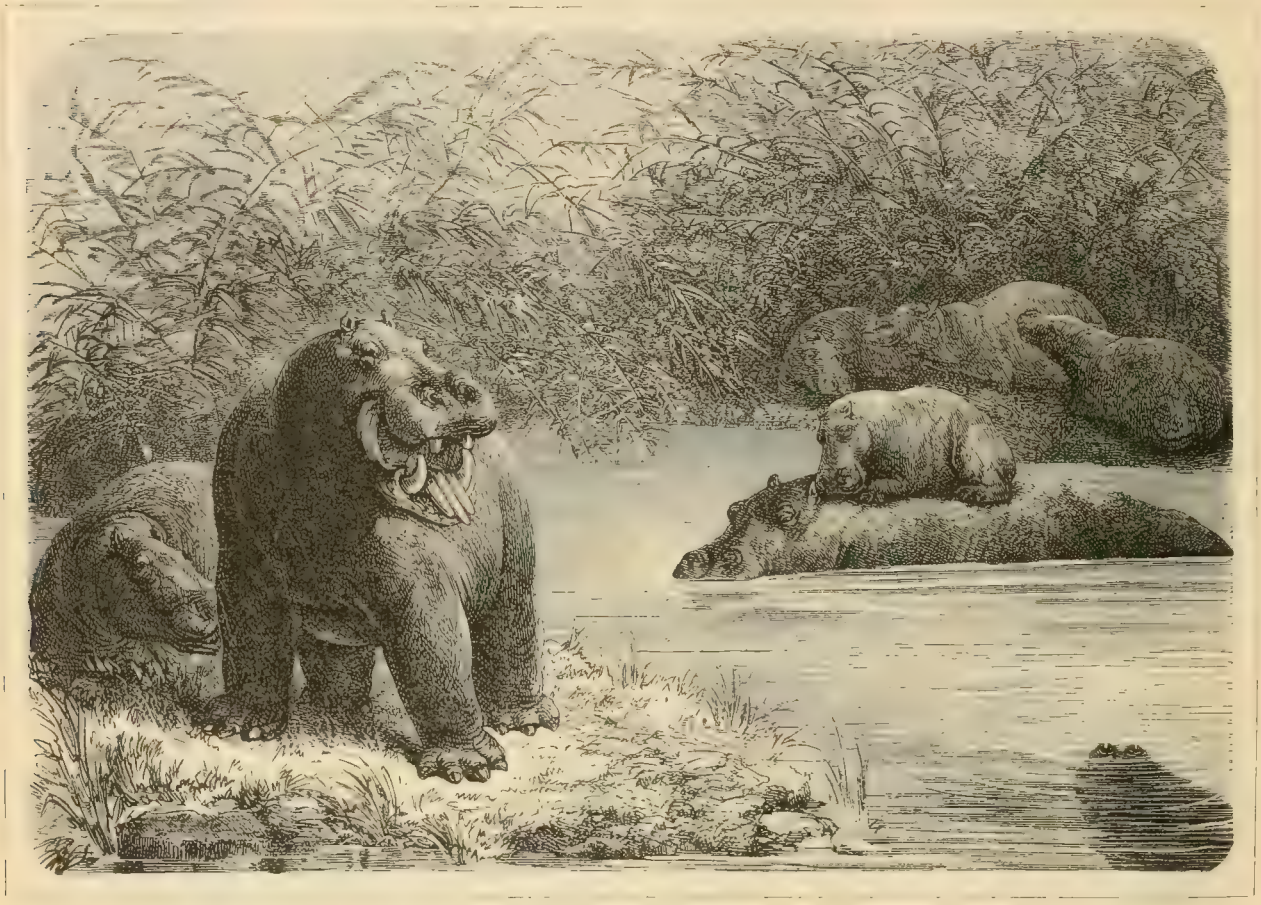
6. Die wilden Tiere am Sambesi.

Der Sambesi und seine Ufer sind an Wild überaus reich (vgl. das Bild S. 301). Mutige Jägersleute, welche ihre Kunst und ihr kaltes Blut lieber im Kampfe mit Löwen und Elefanten, mit Nilpferden und Büffeln, als mit wehrlosen Rehen und furchtsamen Hasen erproben wollen, dürfen nur dorthin gehen. Der Strom selbst wimmelt von ganzen Scharen großer Krokodile, welche auf Beute lauern. Wehe dem Unvorsichtigen, der sich von der Hitze zu einem Bade verlocken läßt! Ihre mit mehreren Reihen spitzer Zähne versehenen Kiefer, welche, was sie einmal erfaßten, nicht mehr freigeben, werden ihn, ehe er es ahnt, erschnappen und unter die Wellen ziehen. Nur selten gelingt es, eines dieser unheimlichen Ungeheuer auf den ersten Schuß zu erlegen, indem die Kugel von dem Schuppenpanzer machtlos abprallt, wenn sie

Tierleben am Sambesi. (S. 300.)

nicht eine schwächere Stelle trifft oder aus nächster Nähe abgefeuert wird.

Fast ebenso zahlreich sind die Nilpferde oder Flußpferde (vgl. untenstehendes Bild). Diese Tiere gehören zu den größten und unförmigsten Kolossen der Dickhäuter. Bei Tage tummeln sie sich gewöhnlich im Strome, bei Nacht steigen sie ans Land, um das Gras und Schilf abzuweiden. Ungereizt greifen sie nicht leicht an, sind aber schreckliche Gegner. In ihrer Wut fassen sie wohl Kähne zwischen ihr fürchterliches Gebiß und zermalmen dieselben, ja heben mittelgroße Flußbarken mit dem ungeschlachten Rücken empor und stürzen sie um. Wenn sie sich aber gerade in gemütlicher Laune befinden, so soll es ein heiteres Schauspiel sein, wie sich so eine Flußpferdfamilie im Wasser tummelt. Spielend tauchen sie auf und unter, jagen einander und verursachen durch ihr Schnauben, Grunzen, Brüllen und Wassergurgeln einen Höllenlärm. Die Weibchen tragen ihre Jungen auf dem Rücken, während die alten Bullen Wache halten und dräuend das ungeheure Maul aufreißen, dessen gewaltige, stumpfe Eckzähne ein Rind zermalmen können. Menschen tödtet das Flußpferd gewöhnlich mit einem Bisse, wirft sie dann vor sich hin und zertritt sie mit seinen Beinen zu Brei. Die Jagd trägt ziemlich viel ein, indem das Fleisch wie der Schmer des Tieres genießbar ist, ja sogar von den Leuten in Südafrika als ein Leckerbissen betrachtet wird. Namentlich junge Tiere sollen sehr schmackhaft sein. Aus der dicken Haut verfertigt man kostbare Reitpeitschen; die riesigen Hauer sind fast so geschätzt wie Elfenbein. Die Kaffern am Sambesi fangen das Tier



Flußpferde am Sambesi.

in Fallgruben oder gehen ihm auch mit Harpunen zu Leibe. Ein ausgewachsenes Flußpferd ist mehr als 4 m lang und mag ein Gewicht von 2500 kg haben, also doppelt so schwer als der schwerste Ochse sein.

Mit dem Flußpferd nahe verwandt ist ein anderes Ungetüm, welches ebenfalls an den Ufern des Sambesi haust, — das Rhinoceros oder Nashorn, und zwar das Doppelnashorn. Das afrikanische Doppelnashorn wird als das wütendste aller Tiere Afrikas betrachtet. Die mohammedanischen Neger im Sudan meinen, diese Bestien seien keine von Gott erschaffenen Tiere, sondern Ausgeburten der Hölle. „Sie kümmern sich nicht im allermindesten um die Amulette und Schutzbriefe unserer Marabuts," pflegen die Sudanesen zu sagen. „Nicht der Herr hat sie erschaffen, sondern der Teufel, der Allverderber, hat sie hervorgebracht, und deshalb ist es den Anhängern des Propheten nicht geraten, sich mit derartigen Wesen einzulassen, wie die Heiden und die christlichen Ungläubigen zu thun pflegen."

In Gestalt und Größe gleicht das Nashorn vielfach dem Flußpferde, doch ist sein Leib nicht so unförmlich plump. Die beiden Hörner, welche auf der Nase hintereinander stehen, und wovon das vordere gewöhnlich das größere ist, verleihen ihm ein noch wilderes Aussehen. Es ist auch in jeder Hinsicht ein ungemütlicher Geselle, überaus reizbar, und läßt seine Wut nicht nur an dem Gegenstande aus, welcher es erzürnte, sondern an allem, was ihm in den Weg kommt, an Bäumen und Felsblöcken. In der Mittagshitze schläft es gewöhnlich, und zwar erfreut es sich eines sehr festen Schlafes. Um diese Zeit kann man die Tiere am leichtesten beschleichen und tödten, indem man ihnen die Kugel-

büchse ruhig an die Ohren legt und abdrückt. Sein dröhnendes Schnarchen vernimmt man oft auf eine weite Strecke und wird so auf das Ungeheuer aufmerksam, selbst wenn man es sonst nicht sehen könnte. Gegen Abend erhebt es sich von seinem Lager, nimmt ein Schlammbad, wobei es sich wälzt und vor Behagen wohlgefällig grunzt, und zieht dann mit anbrechender Nacht auf die Weide. Baumzweige, Stauden, Sträucher, Schilf und Gras verschlingt es in unglaublicher Menge; dabei ist es ihm ganz gleichgiltig, ob das Strauchwerk Dornen und Stacheln trage oder nicht; so verzehrt es z. B. die dornigen Mimosen mit großem Behagen. Wo das gefräßige Tier bebautes Land trifft, stiftet es natürlich gewaltigen Schaden. Wenn der Jäger das Ungeheuer nicht im Schlafe überrumpeln kann, so greift er es offen an, wozu aber ein gut Teil kalten Blutes nötig ist. Durch Busch und Schilf schleicht er sich möglichst nahe heran und feuert. Trifft er nicht, oder ist die Kugel nicht augenblicklich tödlich, so stürzt das Tier wütend auf den Ort zu, wo der Schuß fiel, und spurt nach dem Feinde. Sobald es den Schützen erblickt oder wittert, senkt es den Kopf, schließt die Augen und rennt, mit dem Horne den Boden streifend, blindwütig vorwärts. Der Jäger, der seine Kaltblütigkeit nicht verliert, springt zur Seite, ladet rasch und feuert auf das rasende Tier, das sich umwendet und wieder ebenso blind auf den Schützen losstürmt. So kann es eine Zeitlang gehen, daß das Ungetüm an dem Jäger vorbeirast und dieser durch einen raschen Sprung ausweicht, bis es dem letztern gelingt, dem Tiere eine tödliche Kugel durch seine dicke Haut zu jagen. Es läuft aber nicht immer so glimpflich ab, und schon mancher Jäger hat seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt. Das Horn

Löwe und Rhinoceros.

des Ungeheuers wird im Morgenlande teuer bezahlt; man verfertigt Trinkgeschirre daraus, denen man abergläubischerweise die Eigenschaft zuschreibt, daß jeder vergiftete Trank in diesen Trinkhörnern aufschäume und sich so verrate. Auch dem Blute des Tieres schreiben die Neger geheimnisvolle Wirkung zu; sie öffnen deshalb das erlegte Nashorn rasch und füllen dessen Blase mit seinem Blute an; ebenso werden Mark und Fett als Arzneimittel gebraucht. Was sonst von dem Ungeheuer übrigbleibt, ist die willkommene Beute der Raubtiere. Ganze Rudel von Hyänen und Schakalen zanken sich um sein Fleisch, wenn nicht etwa ein Löwenpaar sich des toten Nashorns bemächtigt (vgl. obenstehendes Bild) und alle andern Bewerber in respektvoller Entfernung hält, bis es selbst seinen Hunger gestillt hat.

Lange nicht so abstoßend, wie die beiden zuletzt beschriebenen Tiere, sind die Elefanten, welche ebenfalls in großen Herden an den Ufern des Sambesi leben (vgl. das Bild S. 304). Der afrikanische Elefant ist zwar nicht ganz so groß wie der indische und wird auch durch seine übermäßigen Ohrlappen von seinen Vettern am Ganges und auf Borneo unterschieden, ist aber doch ein wahres Riesentier. Ein noch junges, am Sambesi erlegtes Männchen, dessen Stoßzähne erst je 15 kg wogen, maß doch vom Scheitel bis zum Schwanzansatze bereits 4,2 m und hatte von der Spitze des Rüssels bis zum Scheitel 2,75 m, während die Schulterhöhe 3,14 m betrug. Der Elefant ist so bekannt, daß wir ihn nicht näher zu beschreiben brauchen. Er ist nur scheinbar ein plumpes Tier, und in Wirklichkeit sehr behende, geschickt und schlau. Von Natur ein friedlicher Pflanzenfresser, greift er den Menschen nicht an, stellt sich aber tapfer zur Wehr, wenn er gejagt und verwundet wird. Seiner großen Stoßzähne wegen, welche das kostbare Elfenbein liefern, wird er sowohl von den

Negern als von europäischen Jägern eifrig verfolgt, und wie viele jährlich erlegt werden, mag man daraus schließen, daß allein durch das Zollhaus von Quilimane an der Mündung des Sambesi in einem Jahre die Stoßzähne von 4000—5000 Elefanten passieren.

Schon die alten Römer kannten die große Gelehrigkeit der Elefanten. Die römischen Schriftsteller berichten, daß man in Rom Elefanten zeigte, welche Buchstaben mit dem Eisengriffel in die Wachstafel zeichneten, auf einem schräg gespannten Seile gingen, nach dem Takte der Musik tanzten, an einer prächtig besetzten Tafel mit Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes aus Gold- und Silbergeschirr speisten, endlich zu vier einen ihrer Genossen, der sich krank stellte, auf eine Tragbahre legten und hinaustrugen. Kurz, die Kunststücke, zu welchen man sie heute noch in Menagerien und im Cirkus abrichtet, waren schon den alten Römern bekannt. Aber nicht nur zum Spiel, sondern auch zur Schlacht wurden sie im Altertume verwendet. Darius soll sie zuerst in den Kriegen gegen Alexander den Großen gebraucht haben, und es mag schrecklich genug gewesen sein, als die geharnischten Ungeheuer mit Kampftürmen voll erlesener Streiter auf ihrem Rücken in die Reihen der Fußsoldaten einbrachen.

Die Neger erlegen die Elefanten gerne in Fallgruben, die manchmal mit starken, spitzen Pfählen versehen sind. Die Öffnung wird mit Strauchwerk und Gras sorgfältig verdeckt; denn der Elefant ist ein vorsichtiges Tier und geht über keine solche Falle, wenn sie nicht sehr geschickt angelegt ist. Läßt er sich täuschen und tritt darauf, so bricht er mit seiner Körperlast natürlich durch und wird so elend gepfählt. Manchmal legen die Neger in engen Thälern breite Gräben an, welche sich von Bergwand zu Berg-

Elefanten. (S. 303.)

wand erstrecken, und richten sie in der eben beschriebenen Weise zu Fallgruben ein. Dann treiben sie in weitem Umkreise eine zahlreiche Elefantenherde zusammen und jagen dieselbe durch das mit Gräben abgesperrte Thal. Die Eile der Flucht läßt sie die Fallgruben übersehen; sie stürzen hinein, und die Neger geben ihnen mit Lanzenstößen den Tod. — Manchmal merkt sich auch ein einzelner kühner Jäger einen Pfad, den der Elefant gewöhnlich einhält, oder einen Baum, dessen Laub er ganz besonders liebt, und stellt sich auf den Anstand. Dann gilt es, dem arglos vorüberschreitenden Tiere einen scharfgeschliffenen, schweren Wurfspieß so geschickt und kräftig zwischen die Schultern zu schleudern, daß er eine tödliche Wunde verursacht. Gewöhnlich wird zwar der Verwundete noch ins Dickicht entrinnen; aber der Wilde beobachtet nun den Flug der Aasgeier, die in der Luft kreisen; bald führen ihn diese zu der Stelle, wo der Elefant verendete. — Anderswo haben die Neger die Gewohnheit, die starken Schlingpflanzen der Wälder auf weite Strecken netzartig zusammenzuflechten. Dann jagen sie die Elefanten nach den also eingezäunten Stellen des Dickichts, verfolgen sie und schleudern den Tieren, die unschlüssig in den verschlungenen Ranken einen Ausgang suchen, Hunderte von Lanzen in den Leib, bis sie erschöpft zusammenbrechen. Eine noch grausamere Treibjagd ist bei den Niam-Niam im Sudan gebräuchlich. Sie schonen einzelne mit hohem Grase bewachsene Stellen der Steppe, um Elefanten dahin zu locken. Zeigt sich eine Herde, so rufen weittönende, in allen Dörfern wiederholte Schläge der Lärmtrommel alle Krieger zusammen. Tausende von Jägern umstellen nun binnen wenigen Stunden die Elefanten, treiben sie in das hohe Gras und zünden dasselbe von allen

Seiten an. Wo die geängstigten Tiere durchzubrechen suchen, da werden sie durch Geschrei und Lanzenstiche und Feuerbrände zurückgejagt, bis erstickender Rauch oder lodernde Flamme oder ein wohlgezielter Lanzenstich sie niederstreckt. — Eine andere Art der Elefantenjagd, von welcher der alte Strabo schon erzählte, ist auch heute noch im Gebrauche. Während nämlich ein Jäger das Tier von vorne angreift und beschäftigt, sucht ein zweiter Jäger ihm von hinten beizukommen und mit einem Schwerthiebe die Achillessehne durchzuhauen. Gelingt der Streich, so stürzt das Tier gelähmt zu Boden und kann dann ohne Mühe erlegt und seiner kostbaren Stoßzähne beraubt werden. Doch alle diese Jagden sind nicht so mörderisch, wie die Jagd mit der Kugelbüchse, die immer mehr auch von den Eingebornen benutzt wird und nach und nach zur Vernichtung der Elefanten Afrikas führen muß.

Auch der wilde Kafferbüffel (vgl. untenstehendes Bild) weidet in zahlreichen Herden an den Ufern des Sambesi und ist seines geschätzten, saftigen Fleisches wegen ein Wild, das sowohl von Negern als Europäern eifrig gejagt wird. Er gleicht unserem Rindvieh, hat aber ein etwas plumperes und viel wilderes Aussehen, eine sparliche Behaarung, große Ohren und ein breites, flachgedrücktes, wulstiges Gehörn, das die ganze Stirne bedeckt. Die Kühe sind im allgemeinen friedlich, vor den Stieren muß man sich schon in acht nehmen; denn so ein zorniger Kaffernbulle, der schnaubend und brüllend auf den Jager losgeht, ist ein unheimlicher Feind, wenn er auch nicht so schrecklich aussieht, wie der amerikanische Büffel oder Bison. Am gefahrlichsten sind alte Bullen, welche ihrer Streitsüchtigkeit und Griesgrämigkeit wegen aus den Herden vertrieben sind und so ein gezwungenes Einsiedler-

Büffeljagd.

leben führen. Diese pflegen hinter einem Baume oder Busch zu lauern, bis sie einen Menschen gewittert haben, und stürzen sich dann ganz unversehens auf den Wanderer. Sonst leben die Büffel in Herden zu 50, 60, 100 und oft noch mehr Stück zusammen. Angegriffen sollen die Kühe um ihre Kälber einen Kreis schließen, um sie zu verteidigen, und es werden Beispiele erzählt, daß auch die Stiere ihren verwundeten Kameraden beisprangen und sie an den Jägern rächten. Überhaupt ist die Büffeljagd gefährlich genug; mancher Eingeborne und selbst einige europäische Jäger haben ihr Leben dabei gelassen.

Der Büffel wird aber nicht bloß vom Menschen verfolgt; auch der König der Tiere, der Löwe, welcher am Sambesi zahlreich vertreten ist, macht Jagd auf ihn. Der Kaplöwe, welcher sich durch seine Größe und seine dunkle, buschige Mähne auszeichnet, ist eine der schönsten Spielarten der Löwenfamilie. Der Löwe ist das stärkste, mutigste, gefürchtetste aller Raubtiere. Mit einem Schlage seiner mächtigen Pranke kann er einen Büffel zu Boden strecken. Den Menschen greift er aber nicht leicht an, wenn nicht großer Hunger ihn quält; ja man hat viele Beispiele, daß er auch vor unbewaffneten Menschen, die ihm mutig ins Auge schauten, floh. Allein es bleibt doch immer ungemütlich, wenn man nachts sein gewaltiges Brüllen vor der Hütte hört (vgl. das Bild S. 307), und daß es nicht selten geschieht, geht aus den Briefen der Missionäre hervor, welche fast jedesmal von diesen unheimlichen nächtlichen Besuchen, denen bald ein Hund, bald eine Ziege oder ein Zugochs zum Opfer fällt, erzählen. Sein gewöhnliches Beutewild sind aber die zahlreichen Antilopen-, Giraffen- und Zebra-Herden, welche die großen Grasflächen Südafrikas bevölkern.

Eine noch mordlustigere und grausamere Katzenart ist der Leopard, der ebenfalls in der Sambesigegend häufig genug vorkommt. Den Missionären zu Mopea am Quilimanefluß hat er wiederholt nächtliche Besuche abgestattet. Einen Vorfall, der sich in Tati in demselben Hause zutrug, welches die Missionäre später bewohnten, erzählt uns Dr. Holub. In dem Häuschen des Jägers Pit Jakob saßen eines Abends bei Einbruch der Dunkelheit mehrere Bewohner plaudernd beisammen, während in der anstoßenden Kammer Frau Jakob mit den Kindern sich schon zur Ruhe gelegt hatte. Die untere Hälfte der Thüre war geschlossen, die obere stand offen, und die Hauskatze hatte sich in die Öffnung gesetzt. Diese gewahrte ein auf Beute heranschleichender Leopard und wollte sie sich im Sprunge holen. Allein das Kätzchen bemerkte rechtzeitig den anspringenden Feind und entwischte; das Raubtier aber schnellte, sein Ziel verfehlend, in die Hütte, wo der plötzliche Besuch gellendes Angstgeschrei verursachte. Aber auch der Leopard war angesichts so vieler Menschen nicht wenig erschrocken und flüchtete mit einem Satze in die dunkle Kammer, in welcher Frau Jakob mit den beiden Kindern lag. Auffahrend sah die Mutter ein großes Tier sich unter ihr Lager verbergen, ergriff das neben ihr schlummernde Mädchen und sprang in die Stube. Wie erschrak die gute Frau, als man ihr sagte, es sei ein Leopard, und als sie sich erinnerte, daß ihr kleiner Knabe bei dem Raubtiere in der Kammer geblieben sei! Der Vater beschloß, das Kind womöglich zu retten, und alle wollten ihm mutig beistehen. Da die geladene Büchse des Jägers in der Kammer hing, wo der Leopard war, bildeten ein langes Messer und die Assegai eines Negers die einzigen Waffen, welche man hatte. Mit hochgehaltener

Der Leopard im Hause Pit Jakobs.

Laterne drang man in die Kammer (vgl. obenstehendes Bild). Als der erste Lichtstrahl das Raubtier traf, fauchte es und sprang auf die Bettstelle neben den Knaben, der unter dem Schutze seines Engels ruhig weiterschlief. Entsetzt ob dieser neuen Gefahr, schrieen die Weiber und stemmten sich so auf den Mann, der eben mit dem Spieße zum Stoße ausholte, daß in dem Augenblicke, da das Eisen das Raubtier verwundete, die ganze Gruppe unter der Thüre zu Boden stürzte. Dieser Unfall war ihnen zum Heile; denn in demselben Augenblicke sprang der Leopard über ihre Köpfe und suchte durch die halbgeöffnete Thüre das Weite.

7. Ungemütliche Hausbewohner.

Brüllende Löwen vor der Hausthüre und der Besuch eines Leoparden im Hause sind schon geeignet, die Nachtruhe etwas zu stören. Aber so etwas kommt doch nicht jede Nacht vor. Dafür aber giebt es am Sambesi eine ganze Menge kleinerer Hausbewohner, welche Nacht für Nacht die Missionäre quälen und um den wohlverdienten Schlaf bringen. „Zu diesen", sagt P. Menyharth, „gehören vor allem zwei Arten von Ratten und mehrere Mäusearten. Die Wanderratte, welche schon ganz Europa erobert hat, fehlt auch hier nicht. Die Rattenplage war manchmal so groß, daß manche von uns viele Nächte hindurch nicht schlafen konnten und schließlich starkes Fieber bekamen. Es ist kaum zu beschreiben, wie verwegen diese Tiere wurden, besonders nachdem wir mit unsern Rattenfallen und Rattengiften Fiasko gemacht hatten. Sie werfen Sachen um, fallen vom Dach auf uns herab, springen und jagen sich über unsere Gesichter und auf unsern Betten herum, lärmen die ganze Nacht und beißen uns sogar. In

Ungemütliches afrikanisches Stündchen. (S. 305.)

einer einzigen Nacht haben die Ratten dreimal versucht, ob meine Füße für sie eßbar seien. Als im vorigen Jahre (1890) die Rattenplage am größten war, erschien als Retter ein niedliches Tier, Bonga oder Wildkatze genannt, obschon es mehr unsern Wieseln ähnelt. Bald herrschte Todesstille im ganzen Gebäude — in vier Wochen war nichts mehr von Ratten und Mäusen zu sehen. In diesem Jahre fingen aber die Ratten ihr altes Unwesen von neuem an. Wieder wurde es mit einem Mal still. Jetzt war aber ein schlimmerer Gast eingekehrt als alle Ratten zusammen. Am 2. März abends hörte Br. Lindlohr ein Geräusch bei seinem Bett, als ob zwischen seinen Sachen eine Schnur fortgezogen würde. Rasch zündete er Licht an und sah am Boden eine große giftige Schlange — die Badza. Das Tier flieht, und der Bruder legt sich wieder zur Ruhe. Bald hört er das Geräusch von neuem, und zwar bei seinem Polster, das herabgerutscht war. Wieder macht er Licht und verfolgt das Tier, soweit er konnte. Diese Schlangen haben die Gewohnheit, daß sie sich abends in die Wohnungen schleichen, um Ratten, Frösche und Eidechsen zu fangen. In unserem Hause haben wir schon mehrere erschlagen. Außer dieser Schlange haben wir noch eine zweite giftige und eine dritte nicht giftige Art wiederholt bei uns gefunden.

„Nach den Ratten und Schlangen sind unsere unangenehmsten Mitbewohner die Ameisen. Eine ganz kleine Art, welche, wie Br. Glesinsky schreibt, auf einmal in großer Menge aus der Erde kommt, brachte uns schon fast zur Verzweiflung. Tausende und aber Tausende dieser unliebsamen Gäste überfüllten alle Orte und Gegenstände. Die Tische, an welchen wir arbeiteten oder aßen, unsere Kisten und Kästen, unsere Kleider und sogar die Speisen waren voll von Ameisen. Überall fanden sie etwas zu naschen. Wurden sie gestört oder getötet, so rückten unaufhörlich neue Tausende heran. Selbst wenn wir uns draußen unter den Baum hinsetzten, zogen nach 5—7 Minuten die Ameisen schon in langen dichten Reihen an uns herauf. Sie machten uns buchstäblich alle Örtlichkeiten streitig. Sehr oft erwachten wir in der Nacht durch Ameisenbisse. Das Bett war schwarz von den heraufströmenden Scharen. Wollte man schlafen, so mußte man aufstehen, das ganze Bett säubern, den Ort verändern und um die Füße des Bettes Asche streuen. Es durfte aber ja kein Zipfel des Leintuches oder der Decke auf die Erde herabhangen, denn damit war der Weg für die Ameisen gemacht. Auch wenn wir schwerkrank, gleichsam hilflos dalagen, wurden wir sehr oft von diesen bissigen Ameisen überfallen. Selbst von den Leichnamen unserer Toten konnten wir die Ameisen oft nur mit großer Mühe abhalten.

„Weniger unangenehm, aber viel schädlicher als die Ameisen sind die Termiten, auch wohl weiße Ameisen genannt. Sie sind im stande, den reichsten Mann in Afrika binnen weniger Wochen an den Bettelstab zu bringen. Giebt man nicht acht, so verwüsten und zernagen diese Tierchen in kurzer Zeit alles, was nur zernagbar ist. Der Boden unter uns ist wie eine Katakombe (im Kleinen) von ihren schmalen und breiten Gängen unterwölbt, die Lehm- und Holzmauern um uns sind voll von diesen Tierchen, selbst über unsern Köpfen sehen wir überall am Holzwerke ihre festen, aus Lehm bereiteten Gänge, in welchen sie Tag und Nacht unaufhörlich an ihrem Verwüstungswerk arbeiten. Obwohl unser Haus fast ganz aus dem Holze eines Eisenbaumes, des Mutsanga, aufgeführt ist, so zernagen sie doch nach und nach auch dieses Holz so weit, daß fast nur der rote, äußerst harte Kern noch übrig bleibt. Von diesen Termiten sind zwei Arten in unserem Hause. An ein Vertilgen ist gar nicht zu denken, das fangen wir gar nicht einmal an; — man muß sehr oft nachsehen, das ist die einzige Rettung. Läßt man eine Kiste mehrere Tage hindurch am selben Platze, so sind die Termiten schon darin; bleibt ein Paar Schuhe längere Zeit liegen, so fressen schon die Termiten daran; fällt ein Buch, ein Bleistift oder ähnliches auf den Boden und bleibt dort unbemerkt, so wird es eine Beute der Termiten. Man setzt also alle Gegenstände auf große Steine, dann kann man eine Zeitlang ruhig sein. Aber nach einigen Wochen bauen die unermüdlichen Termiten an den unliebsamen Steinen herauf und oben darüber ihre Lehmgänge. Können sie einen Gegenstand nicht leicht auf andere Weise erreichen, so bauen sie ihre Gänge kühn in die Luft. So haben sie meine getrockneten Pflanzen schon zweimal überfallen. Neben mir bauten sie einmal in 18 Stunden einen Gang in die Luft, dessen Höhe 32 cm und dessen Durchmesser 1 cm betrug.

„Voriges Jahr, zur Zeit da uns die kleinen Ameisen am meisten belästigten, wurde auch ich durch sie in einer Nacht in unliebsamer Weise geweckt. Ich stand auf, säuberte das Bett und legte mich wieder hin. Nach kurzer Zeit zündete ich wieder Licht an, um zu sehen, ob die Ameisen inzwischen nicht wieder den Weg zu mir gefunden. In der That sah ich sie an den Füßen meines Feldbettes in langen Reihen heraufkommen. Während ich ratlos dalag, krochen auf einmal drei große Kröten hervor, die mich eine Zeitlang wie mitleidig anschauten, dann aber rasch ans Werk gingen und in kurzer Zeit die meisten Ameisen wegfraßen. Es hat dies einen so guten Eindruck auf mich gemacht, daß ich nun sogar für diese abscheulichen Kröten eine gewisse Sympathie zu fühlen begann. Aber es dauerte nicht lange. Auch die Kröten vermehrten sich in sehr unangenehmer Weise und wurden so dreist, daß sie hinter unsern Kisten und Kasten ganze Konzerte aufführten. Wir entdeckten unter einer Kiste neun Kröten. Unter meinen Papieren fand ich einmal elf Stück ruhig zusammen sitzen; hinter den Wassergefäßen saßen mehr als 20 in Gesellschaft! Wir begannen den Verfolgungskrieg; aber auf verschiedenen Wegen kamen immer wieder neue herein. Endlich erhielten wir zwei schöne Tierchen, Chombua genannt, dem ägyptischen Ichneumon sehr ähnlich, die in kurzer Zeit alle Kröten aufgefressen hatten.

„Von Eidechsen wohnen zwei Arten in unserem Hause. Anfangs waren die Tierchen mir gleichfalls sehr sympathisch. Ich sah, wie sie die Mücken wegfingen, die Ameisen und Schaben auffraßen und sogar die Termiten verfolgten. Bald aber erfuhr ich, daß die eine Art einen mehr oder weniger bösartigen Biß hat, die andere aber nur geringe Arbeit that.

„Skorpione fehlen in unserem Hause auch nicht. Als ich einst, aus dem Hause tretend, meinen Regenschirm aufmachte, fiel ein solcher daraus zu Boden.

„Von Spinnen haben wir eine reiche Auswahl im Hause, kleine winzige, welche fast die Gestalt von Skorpionen haben, und große, 5—8 cm lange, deren Stich gefährlich sein soll. Verschiedene Kreuzspinnen-Arten, Spinnen mit langen Beinen und Löwenspinnen, die ihre Beute springend erfassen, und noch andere sind in großer Zahl vertreten. Besonders aber ist für unsere afrikanischen Wohnungen eine größere Spinnenart charakteristisch, welche an den Mauern und an Gegenständen runde, papierähnliche Netze spannt und tagelang auf diesem schneeweißen Grunde sitzt. Es macht einen ganz geisterhaften Eindruck, wenn einem diese Spinne, was nicht selten geschieht, über den Leib hinläuft.

„Grillenkonzerte in der Nacht sind sehr gewöhnlich. Auch ihrer sind mehrere Arten in unserem Hause. Rückt man einen

Gegenstand beiseite, so springen sie aus ihrem Versteck nach allen Seiten auseinander. Darunter ist eine Riesengrille, welche einer Spinne nicht unähnlich sieht und Fühler von 15 cm Länge gleich einem Schnurrbart trägt. Die abscheulichste dieser Orthopteren ist eine aschgrau marmorierte Gestalt von 8 cm Länge und sehr langen Fühlern. Draußen fand ich sie gewöhnlich an toten Käfern oder in der Nähe von Aas. Aber auch im Hause trieb sie sich um; fand ich sie doch nachts wiederholt in meinem Bette, und ich habe starken Verdacht, daß ich mir durch ihren Biß einen sehr unangenehmen Ausschlag zugezogen.

„Unsere widerlichsten Gäste sind aber die Schaben. Sie verpesten und beschmutzen alles. Überall in den Kleidern, Büchern, Eßwaren, in Kisten, Mauerritzen, im Strohdach u. s. w. finden sie sich in unvertilgbarer Menge vor. In der Nacht kommen sie einem zuweilen auch an den Leib. Wir haben ihrer drei Arten im Hause, eine ist sehr schön weißbraun marmoriert.

„Merkwürdig sind die Sucher-Wespen (Raubwespen). Dieselben arbeiten während eines großen Teiles des Jahres unermüdlich. Sie bauen aus Lehm 2–3 cm lange Rohren, in welche sie 20 bis 30 Spinnen, Raupen und ähnliches Ungetier als Nahrung für ihre Maden hineintragen. Es sind 20–60 solche Rohren aneinander gebaut, und der ganze Lehmhaufen wird faustgroß, auch wohl dreimal größer. Das Haus ist voll von diesen Wespen. An den Balken, an den Mauern und fast an allen Gegenständen sieht man die großen Lehmflecken. Oft können wir unsere Bücher nicht voneinander trennen: sie sind mit Lehm verkittet; jetzt finden wir

Die Kirche von Inhambane. (S. 310.)

in unsern aufgehängten Kleidern einen schweren Lehmklumpen, dann wieder sind die Kisten mit Lehm fest zusammengepicht. Die Raubwespen mit langen, schwarzgelben Füßen sind die hier gewöhnlichsten. Es giebt aber noch vier andere Arten im Haus: eine große schwarze, zwei mit gelbem Hinterleib und zwei goldgrüne kleine Arten. Bei der Häufigkeit dieser Wespen ist es kein Wunder, daß man hie und da einen Stich von ihnen bekommt. Im Strohdach oben lassen sich auch gewöhnliche Wespen nieder. Voriges Jahr nahm sogar ein Bienenschwarm Quartier bei uns. P. Hiller gab ihnen freudig einen Platz neben seinem Bette, aber nach einigen Monaten wurden sie durch die Ameisen vertrieben. Quartiersuchende Bienen gehen aber auch sonst häufig aus und ein.

„Daß die verschiedensten Fliegenarten, die ja selbst in den europäischen Häusern nicht fehlen, auch bei uns ständig wohnen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Heuer (1892) waren sie aber einige Monate lang so zahlreich und unausstehlich, daß sie uns das Essen ganz unerquicklich machten.

„Von anderem Ungeziefer rede ich gar nicht. In beständiger Berührung mit den Negern, welche besonders von den Wanzen sehr viel zu leiden haben, erhalten wir sehr oft derartige Bescherungen. Eine Zeitlang mußte ich meine Kleider jede Woche in siedendes Wasser tauchen, um von gewissen Gästen befreit zu werden. Damit ist die Liste der ständigen Bewohner, die zur eigentlichen Fauna unseres Hauses gehören, ungefähr erschöpft. Es ist aber die Zahl derjenigen noch viel größer, die vorübergehend oder gelegentlich bei uns einkehren. Besonders abends, wenn die Lampe brennt, kommen die verschiedensten Insekten massenhaft hinein — man kann in kurzer Zeit eine schöne Sammlung beisammen

haben —; oft ist der Tisch in fünf Minuten mit Insekten bedeckt; manchmal ist es fast unmöglich, beim Lampenlicht Brevier zu beten. Und dazu kommen eine Menge von Fledermäusen, welche über dem Kopfe des Betenden hin und her huschend auf die verschiedensten geflügelten Nachtinsekten Jagd machen."

Genug, um uns zu zeigen, welches Opferleben die Missionäre in diesen Gegenden bei Tag und Nacht zu führen haben. Setzen wir unsere Fahrt südwärts fort.

8. Länder und Staaten am Kap.

Südlich vom Sambesi dehnt sich zunächst die einförmige und ungesunde Küste von Sofala und Inhambane (vgl. das Bild S. 309), welche bis zur Delagoa-Bai ebenfalls den Portugiesen gehört, und wo wir ganz dieselben traurigen Verhältnisse treffen würden wie am Unterlaufe des Sambesistromes. Wir wollen uns also dort nicht aufhalten und steuern weiter. Es folgen zunächst zwei oder drei kleine, von Kaffernstämmen bewohnte unabhängige Ländchen, die sich um die St. Lucia-Bai gruppieren. Es ist das Tongaland, das Suasi- und Sululand. An der Lucia-Bai hätten sich die Deutschen vor einigen Jahren gerne festgesetzt; denn der Platz ist für den Handel wegen der nur wenige Stunden entfernten Grenze der Transvaal-Republik nicht ohne Bedeutung. Aber die Engländer haben die Ansiedelung der Deutschen so nahe an den Marken ihrer großen südafrikanischen Besitzungen und auf einem Boden, über den sie selbst Rechte beanspruchen, nicht gewünscht.

Vasco da Gama.

Etwa 150 km südlich von der Lucia-Bai bildet das Flüßchen Tugela die Ostgrenze des britischen Besitzes. Von da um das Kap der guten Hoffnung herum bis zur Mündung des Oranjeflusses ist die Südspitze Afrikas Eigentum der Engländer. Sie zerfällt in Natal, das wir von Osten kommend zunächst berühren, und in das eigentliche Kapland. Der Flächeninhalt von beiden Gebieten, wobei die seit kurzem angeschlossenen Strecken jenseits des obern Oranje nicht mitgerechnet sind, ist etwa so groß wie das Deutsche Reich (Kapland 517 849 qkm und Natal 48 565 qkm), die Zahl der Einwohner beträgt aber nur wenig über 1 Million Seelen.

Natal erhielt seinen Namen von Vasco da Gama (vgl. obenstehendes Bild), der die Küste 1497 auf seiner Fahrt nach Indien am Weihnachtstage — in natali Domini — entdeckte. Anfang des 18. Jahrhunderts gründeten Holländer daselbst eine Kolonie, die aber keinen langen Bestand hatte. Engländer versuchten es 1834, und Kapitän Gardiner, der 1835 von den Sulu ein bedeutendes Gebiet erwarb, gründete daselbst die Republik Viktoria, die jedoch bald zerfiel. Dann kamen die Boers (sprich Buhr) und gründeten eine „Batavisch-afrikanische" Kolonie. Aber die Engländer erklärten ihnen 1840 den Krieg, nahmen das Land in Besitz und zwangen sie, nach dem Oranje- und Transvaalstaat auszuwandern. Seither ist Natal britisch. Die wichtigsten Orte sind der Hafen Durban oder Port Natal und das mit diesem durch eine Bahnlinie verbundene Pietermaritzburg.

In der Nähe von Durban hat der bekannte unternehmende Trappistenabt P. Franz, ein Vorarlberger, 1883 das große Trappistenkloster Mariannhill gegründet, von dem eine Reihe Missionsstationen für die Kaffern besorgt werden.

Von Port Natal aus südwärts steuernd, erreichen wir das eigentliche Kapland. An manchen guten Hafenplätzen, so an East London, Port Elizabeth, vorüber erreichen wir endlich beim 20.° östl. Länge (von Greenwich) Afrikas südlichste Spitze, „das Nadelkap" (Cap Agulhas), und bald darauf das „Kap der guten Hoffnung", das Vasco da Gama 1497 zuerst umschiffte, nachdem schon zehn Jahre früher Bartholomeo Diaz in seine Nähe vorgedrungen war, es aber des heftigen Seeganges wegen nicht zu umschiffen wagte und „Kap der Stürme" nannte. Die Portugiesen erkannten die hohe Bedeutung des Kaplandes nicht. Erst 1601 verlegte die holländische Regierung eine Bauernkolonie dahin und erbaute 1651, wo heute die Kapstadt steht, zum Schutze des Hafens ein Fort. Die Boers (Bauern), holländische Calvinisten, thaten nichts zur Ausbreitung des Christentums unter den Hottentotten und Buschmännern; statt dessen führten sie mit ihnen einen Krieg aufs Messer und machten sich bis in unser Jahrhundert hinein wirklich empörender Grausamkeit schuldig. Zur Zeit der französischen Revolutionskriege besetzten die Engländer 1795 das Kapland ohne Schwertstreich und ließen es sich 1814 auf dem Pariser Frieden förmlich abtreten. Die Bevölkerung betrug damals nur 62 000 Weiße und Eingeborne.

Die Kapstadt ist der Sitz der britischen Regierung, obschon Port Elizabeth einen größern Hafen hat. Die Kapstadt hat aber eine prachtvolle Lage an der Tafelbai und am Fuße des Tafelberges (vgl. das Bild S. 311). P. Terörde, der dieselbe auf seiner Reise zum Sambesi (vgl. oben) besuchte, beschreibt dieselbe also:

„Ich muß gestehen, der Anblick ist wirklich herrlich. Der Hafen bildet eine kleine Weltstadt für sich; da ankern Schiffe aller Farben

und Formen, da schreit es und kommandiert es in allen Sprachen. Schwarze in weißen, europäischen Trachten, kaffeebraune Malaien mit wohlgepflegtem Spitzbart, hagere Engländer mit langen Gesichtern und behäbige Holländer drängen sich in buntem Gemische. Im Hintergrunde kauern die armen Kaffern, als Sträflinge zu den Hafenarbeiten verurteilt. Am Ufer steht Lohnkutsche an Lohnkutsche, wie in einer englischen Großstadt, und hätten mich nicht die flachen Dächer der Häuser an Afrika erinnert, so würden mich die zahlreichen prächtigen Kaufläden und Hotels, die vielen weißen Gesichter und die breiten Straßen glauben machen, ich wäre in Europa. Die Häuser bieten einen freundlichen Anblick; ihr Eingang ist oft von dichtem Laubwerk beschattet und mit prächtigen Oleanderblüten geziert."

P. Terörde wohnte im Hause des katholischen Bischofs. „Die Aussicht von meinem Fenster aus", sagt er, „war herrlich. Hoch über die Stadt erhebt sich, oben abgeplattet, die Felsmasse des Tafelberges zu einer Höhe von 1090 m und schaut kahl und nackt in düsterer Großartigkeit auf das bunte Treiben der Menschen hernieder. Zu seiner Rechten liegt ‚der schlafende Löwe' mit seiner wunderlichen Felsenmähne; zu seiner Linken reckt die ‚Teufelsspitze' ihre phantastischen Formen in die Wolken hinein. Das ist der starre Felsenhintergrund der Kapstadt; nur an ihrem Fuße bilden baumartige Aloen, Wolfsmilchbäume, Akazien und Platanen einen grünen Gürtel. In ihrem Schatten hat sich der reiche Kaufmann seine reizende Villa erbaut, Schutz suchend vor den Gluten der Sonne, die übrigens hier nicht mehr so erdrückend wirkt. Das unermeßliche Meer sendet fortwährend seine wohlthuende Frische über Stadt und Land."

Das Klima des Kaplandes ist trocken und gesund. Der Land-

Ansicht von Kapstadt, im Hintergrunde der Tafelberg. (S. 310.)

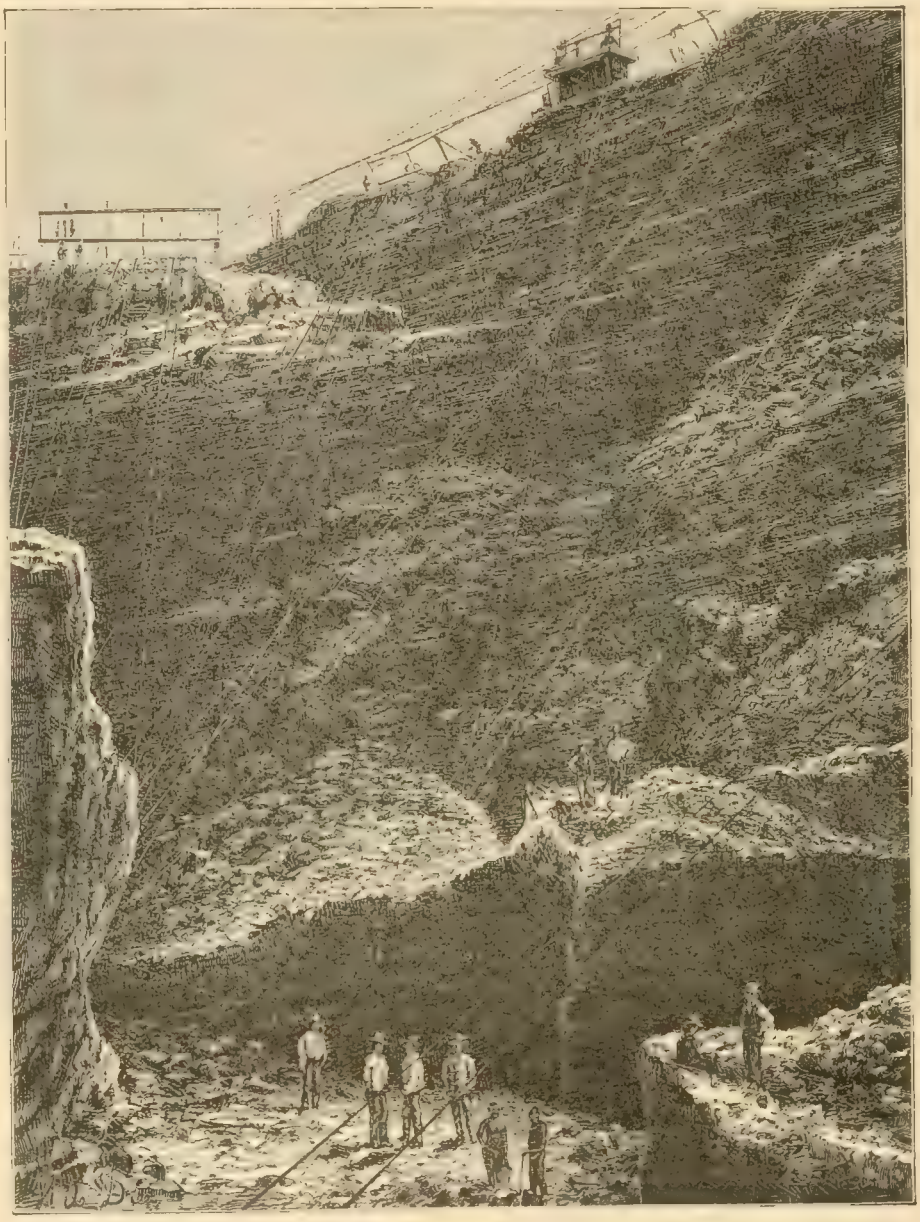
bau leidet sehr durch oft langanhaltende Dürre, und es scheint, daß infolge der heißen Nordwinde, welche aus der Kalahariwüste, der südafrikanischen Sahara, wehen, die pflanzenertötende Trockenheit noch immer mehr im Zunehmen ist und daß daher das Land, wo nicht durch künstliche Bewässerung nachgeholfen wird, langsam verödet. An manchen Orten im Innern fällt 2—3 Jahre kein Regentropfen. Wo Bewässerung möglich ist, gedeihen alle europäischen Fruchtarten. Von ganz besonderer Bedeutung ist der Weinbau. Die weißen Kapweine und die roten Konstantiaweine sind berühmt; die Weinlese liefert jährlich ein Erträgnis von 7 bis 8 Millionen Mark. Noch viel größer sind die Erfolge der Schafzucht, indem das Kapschaf und die eingeführte Angoraziege ausgezeichnete Wolle liefern. 1880 wurden nahezu 200 Millionen Ballen Wolle (ungefähr 800 Millionen Centner) nach Europa ausgeführt. Endlich ist die Straußenzucht zu nennen, die in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat und bei geringer Arbeit großen Gewinn bietet.

Großartige Schätze birgt der Boden Südafrikas in seinen Diamantengruben. Der erste Diamant wurde 1867 auf einer Farm bei Hope Town am Oranjefluß gefunden. Der Straußenjäger O'Reilly hatte bemerkt, daß Kinder mit einem glitzernden Steine spielten, den er an sich brachte. Es stellte sich heraus, daß er ein Vermögen erworben hatte; denn es war ein $22\frac{1}{2}$ Karat wiegender Diamant. Man fing also an, nach diesen glitzernden Steinchen zu suchen und fand bald ziemlich viele und darunter den $83\frac{1}{4}$karätigen „Stern von Südafrika", den der englische Earl of Dudley für eine halbe Million Mark kaufte. 1869 fing man an, nach den „wasserhellen" Steinchen zu graben. Die berühmtesten Gruben befinden sich in West-Griqualand und namentlich zu Kimberley (vgl. das Bild S. 312), das deshalb die englische Regierung

1868 dem Oranje-Freistaat ohne viele Umstände einfach wegnahm. Schätze im Werte von vielen Millionen sind da der Erde enthoben worden. Aber wenige von den Schatzgräbern haben dabei wahres Glück gefunden.

Was die religiösen Verhältnisse angeht, so gehören die meisten weißen Bewohner des Kaplandes der holländisch-reformierten Sekte an. Daneben giebt es noch viele andere Sekten, namentlich Anglikaner und Wesleyaner. Die Zahl der Katholiken beträgt etwa 10000 Seelen.

Noch sind die beiden Boerenrepubliken, der Oranjefluß-Freistaat und die Transvaal-Republik, zu nennen. Der erstgenannte hat einen Flächenraum von 131000 qkm mit etwas über 200000 Einwohnern, wovon 130000 Eingeborne. Seine Südgrenze ist der Oranje, seine Nordgrenze der Vaalfluß. 1836 war das weite Gebiet eine von Buschmännern und Betschuanen durchstreifte Wildnis. Da kamen die Boers, welche sich mit den Engländern in der Kapkolonie nicht gemeinschaftlich in einem Staatswesen vertragen konnten, und gründeten den neuen Freistaat. Die Engländer wollten ihn anfangs nicht anerkennen und erklärten 1840 das ganze Gebiet als britischen Boden. Doch gaben sie, des ewigen Haders müde, 1854 dasselbe den Boers heraus, die es seither selbständig verwalten. Ein Präsident, der auf je 5 Jahre gewählt wird, steht mit einem „ausführenden Rat" an der Spitze der Regierung, während die gesetzgebende Gewalt vom „Volksrat" geübt wird. Bloemfontein (vgl. das Bild S. 313) mit 3400 Einwohnern ist die Hauptstadt. Es erscheint dem Reisenden, der durch trostlose Staubwüsten dem Städtchen naht, „wie ein entzückendes Paradies: so anmutig und gesund ist es zwischen Gärten und dunkelschattigen Baumgruppen gelegen". Die Eingebornen, etwa ein Viertel der Bevölkerung, wohnen von den Weißen getrennt in einfachen Lehmhäusern und Kaffernhütten unter den Kanonen der Festung.



Diamantengrube von Kimberley. (S. 311.)

Eine ganz ähnliche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte wie der Oranje-Freistaat hatte auch die Transvaal-Republik. Sie ward von den Boers gegründet, welche von den Engländern 1840 aus Natal verdrängt wurden. In blutigen Kämpfen mit den kriegerischen Sulukaffern eroberten sie das Gebiet zwischen dem Vaal (oder Gelben Fluß) im Süden und dem Limpopo (oder Krokodilfluß) im Norden, das einen Flächenraum von fast 326000 qkm hat, also größer als das Königreich Italien ist, aber nur etwa ½ Million Einwohner zählt. Erst 1852 wurde der Freistaat von England anerkannt. Als derselbe aber 1876 eine Eisenbahn an die Delagoa-Bai bauen wollte und deshalb mit dem König von Portugal in Unterhandlungen trat, machte England dies zu einem Kriegsfall und sprach kurzer Hand 1877 die Einverleibung Transvaals in die Kapkolonie aus. Nur mit dem höchsten Unwillen fügten sich die freiheitsliebenden Boers unter das britische Joch, und schon 1880 brach ein Aufstand aus, der siegreich war. Furchtbar geschlagen mußten die britischen Truppen aus dem Lande fliehen, und England sah sich 1881 genötigt, Transvaal die Selbstverwaltung zurückzugeben und sich mit der Oberhoheit zu begnügen, welche darin besteht, daß Transvaal nur unter Genehmigung der Königin von England mit fremden Staaten Verträge schließen darf. Sitz der Regierung ist Pretoria mit 5100 Einwohnern; an Größe und Bedeutung wird es aber von Johannesburg (vgl. das Bild S. 315), das über 40000 Einwohner zählt, weit übertroffen. Diese Stadt liegt etwa 70 km südlich von Pretoria mitten in den Witwatersrand-Goldfeldern an der Bahnlinie, welche die beiden Boeren-

republiken, den Oranje-Freistaat und Transvaal, unter sich und mit der Delagoa-Bai verbindet.

Johannesburg und das ganz nahe Krügersdorp haben in jüngster Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt. In Johannesburg bildete sich nämlich unter den vielen eingewanderten Engländern ein politischer Verein, welcher die Vereinigung der Republik mit den Besitzungen Englands anstrebte. Sie riefen zu Ende des letzten Jahres einen Teil der Truppen, welche im Solde der englischen Kolonialgesellschaft, der sogen. „Chartered-Company", standen, unter dem Befehle eines gewissen Dr. Jameson herbei, in der Hoffnung, dadurch einen allgemeinen Aufstand zu veranlassen. Aber Präsident Krüger war rasch bei der Hand. Im Nu war er mit einem Aufgebote der stets kampfbereiten Boeren, vortrefflichen Schützen und guten Reitern, zur Stelle und schlug Jameson bei Krügersdorp so vollständig, daß er sich am 2. Januar 1896 auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Krüger lieferte ihn und seine Offiziere den Engländern zur Bestrafung aus. Eine Anzahl Mitglieder des Klubs von Johannesburg wurde als Hochverräter zum Tode verurteilt, aber begnadigt, und so hat Transvaal seine Selbstregierung noch einmal gerettet.

Wie die Kapkolonie ihre Diamantengruben, so hat Transvaal seine Goldfelder. Die reichsten liegen etwa 12 Stunden von Lydenburg und sind nur auf mühsamen Bergpfaden zugänglich. Bei Pilgrims Rest findet sich das Gold mitunter in Klumpen im Werte von 3—10 Pfund Sterling, gewöhnlich trifft man es an andern Orten nur als feinen Goldsand. 1890 betrug die Goldausfuhr an Wert 37 200 000 Mark.

Westlich grenzt Transvaal an das Betschuanen-Reich Khamas,

Bloemfontein im Oranje-Freistaat. (S. 312.)

der in Schoschong residiert, und nördlich an das Matabele-Reich Lobengulas, das uns schon bekannt ist. Beide Reiche betrachtet England als seine „Schutzgebiete".

9. Bei den Boeren in Transvaal.

Die „Boeren" haben sich auf ihren einsamen Bauerngütern, wo sie von aller Welt abgeschlossen der Viehzucht leben, zu einem ganz eigenartigen Menschenschlag entwickelt. Wir wollen ihre Bekanntschaft machen, indem wir aus einer launigen Beschreibung Karl Böttchers einige Züge mitteilen. Derselbe besuchte in der Nähe von Middelburg ein echtes Boerengehöfte und erzählt seine Erlebnisse also:

„Klick klack! gellt das Peitschenknallen unseres Kaffernkutschers hinein in die ungeheure rotschimmernde Ebene. Ächzend, stöhnend, quietschend humpelt der schwerfällige Wagen, bespannt mit zwölf großgehörnten, zum Anbrennen dürren Ochsen, über den dick aufwirbelnden Sand, während mir ein alter Knasterbart von Reisegefährte unter der hochgewölbten Leinwandplane gratis etwas Privatunterricht im Umgang mit Transvaaler Boeren erteilt.

„‚Hm, hm', dociert leuchtenden Auges der stoppelbärtige, whiskyduftende Mann, ‚der Umgang mit echten Boeren ist eine ganz andere Sache wie der Umgang mit Menschen. Hm, hm, Sie werden schaudernd dahinter kommen.' — ‚Ich bin gespannt.' — ‚Also merken Sie sich! Das Familienoberhaupt wird mit ‚Ohm' angeredet, die Hausfrau mit ‚Tant', das junge Volk mit ‚Neef' oder ‚Nicht'. Hm, hm, verstanden?' — ‚So ungefähr. Freue ich mich auf diese neuen Verwandten!'"

„Und weiter in unbarmherzig sengender Sonnenglut trotten unsere Ochsen durch den roten Sand. Kein Baum, keine Schattenfläche — trübe Einförmigkeit allüberall. . . . Middelburg, das Transvaaler Städtchen, mit seinen kleinen Blechhäusern, bleibt allmählich zurück. Weit am bleiernen Horizont, wo tiefe Hügelzüge

die Ebene begrenzen, düstert aus klarer Luft ein schwarzer, sich nach und nach vergrößernder Punkt, die Boeren-Farm, das Ziel meines Ausfluges.

„Noch zwei nie endenwollende Stunden — dann richtet sich vor mir aus dem Sandmeer eine Art westfälisches Bauernhaus auf, jedoch aus Blech und Brettern gefugt und ganz überwuchert von hohen, dicksträhnigen Trauerweiden. Daneben ein plump gebauter Schuppen, einige Kaffernhütten und ringsum etwas kultivierte Landstrecken, denen ich nicht genau ansehen kann, sind es Wiesen oder Felder.

„Dieses ‚Gehöft', das weltvergessen, weltverloren, versenkt in tiefste Einsamkeit, da vor mir steht, hat etwas Imponierendes. . . . Großäugig glotzt eine Herde Ochsen daher, mich von oben bis unten musternd; Schweine heben die Rüssel aus einem Schmutztümpel; Hühner kreischen freudig auf; Hunde schlagen an. Und in die allgemeine Freude des lieben Viehes mischt sich die Freude der Menschen, die soeben aus der niedrigen Thür kriechen und sich vor dem Haus aufpflanzen, gewärtig der Begrüßungsfeierlichkeit.

„Ich springe aus dem Wagen. ‚Dag, Ohm!' — ‚Dag, Tant!' — ‚Dag, Neef!' — ‚Dag, Nicht!' Man sieht, ich war ein gelehriger Schüler.

„‚Dag, Neef!' knurrt, tratscht, plärrt, flötet, lacht es mir, je nach den Altersstufen der Grüßenden, entgegen. Dann von mir ein paar fröhliche Worte die Sache ist abgemacht: ich bleibe hier. Warmherzige Gastfreundschaft steht in üppiger Blüte in diesen Sandregionen.

„Während man mich nach einer herabhängenden Strohmatte, dem Portal des Hauses, führt, guck' ich meine neuen Freunde genauer an. Der ‚Ohm' ist ein enorm dicker, großer Mann von unheimlicher Schulterbreite. Die ‚Tant' mit ihrem Vollmondgesicht und den quatschelnden Gliedmaßen und einer Taille — Barmherzigkeit! Die herumwimmelnden, vom Himmel geschenkten Kinder — ich zähle in der Eile vierzehn —, die ‚Nichten' und ‚Neffen', deren Lockenpracht mit ranzigem Fett herausstaffiert ist, wahre Kolosse.

„So gelange ich in den niedrigen Wohnraum. . . .

„Oh, oh! Was ist das? Draußen greller Sonnenschein, hier aber unheimliches Halbdunkel. Und welche Stickluft! Puh! Gewiß, daß die zwei kleinen, schiffslukenartigen Schmutzfenster seit einem Jahrzehnt nicht zum Durchblasen für etwas Zugwind geöffnet wurden.

„Meine arme Nase wird von Entsetzen gepackt. Alles stinkt in diesem Salon, die Kleider meiner braven Wirte nicht ausgenommen. Im Kessel kocht über brennendem Schafsmist der Kaffee. Ich rieche und höre seine Zubereitung. Daneben erhebt sich ein riesiger Tisch, weiterhin eine noch riesigere Pfostenbettstelle, die Schlafstätte für wer weiß wie viel Personen.

„Von Stühlen keine Spur. Wir setzen uns auf eine dicke Bank und plaudern — das heißt, was man bei den Boeren plaudern nennen kann. . . .

„Wie der ‚Ohm' in diese schaurige Einsamkeit gekommen? Vor zehn Jahren ist er mit dem Ochsenwagen hergekommen. Vor einem Baume, in dessen Nähe eine Quelle gurgelt, wurde Halt gemacht, wurden die zwanzig Ochsen abgespannt, damit sie sich auf der kahlen Trift eine Mahlzeit zusammenschnupperten.

„‚Ohm' behielt den Wagen als Residenz — so war die Farm fertig. Die Ochsen, diese Häupter seiner Lieben, wurden zahlreicher. Sogar eine sich allmählich vergrößernde Schafherde behauptete neben dem Rindvieh ihren Posten. Unter ‚Muth' und ‚Mäh' wuchs die Kraft des Reichtums. . . . Nach einigen Jahren, innerhalb welcher mehrere von ‚Ohms' Kindern im Ochsenwagen geboren wurden, hatte dies alte, treue Gefährt als Wohnung ausgedient. Eine Blechbaracke trat an seine Stelle; mehrere Kaffernhütten fanden sich ein — das Herrenhaus mit seiner Begleitung war komplett. — Gegenwärtig ist ‚Ohm' ein gemachter Mann; er hofft, die Farm noch zu vergrößern, und eine Welt von Ochsen trappelt und blökt in seinen ehrgeizigen Träumen.

„Wir plaudern und plaudern. . . .

„In der dunklen Ecke des Zimmers hockt in einem plump zusammengenagelten Lehnstuhl ein pfeiferauchender Alter, der keinerlei Notiz von uns allen nimmt. Mir scheint, der Alte hat in dieser schwerlastenden Einsamkeit das Sprechen verlernt und sich, seinen Geräuschen nach zu urteilen, im beständigen Verkehr mit den Schweinen eine Art Grunzen angewöhnt. Nein, doch nicht ganz; soeben platzt er mit einer Frage heraus, die hochdeutsch etwa folgendermaßen lautet: ‚Was meinst du, Neef — unser „Ohm Paul" ist ein großer Mann! Kennst du ihn?'

„‚Gewiß, Neef, Präsident Paul Krüger ist ein großer Mann, und ich kenne ihn sehr wohl.'

„Jetzt ist die ‚Tant' so gnädig, mich ins Verhör zu nehmen.

„‚Berlin liegt in England, nicht wahr, Neef?'

„Mir ist, als erhalte ich einen geographischen Faustschlag, fasse mich aber rasch und antworte: ‚Nein, Tant, Berlin liegt in der Schweiz.'

„‚Und die Schweiz liegt in Deutschland?'

„‚Nicht ganz, Tant, ein wenig daneben.'

„Und mit solch baufälligem Wissen geht das Fragen eine gute Weile fort. Manchmal bröckelt die liebe Dummheit in so großen Klumpen ab, daß ich kaum weiß, ob ich mit dem Leben davonkomme.

„Was wollt ihr? In diese Einsamkeit verirrt sich keine Zeitung, kein Steuerzettel, kein Gerichtsvollzieher, — nichts, was an die liebe Civilisation erinnert. Nur wenn da hinten in weiter, weiter Ferne das Rauchgewölk des vorüberjagenden Schnellzugs der ‚Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn' aufwirbelt, werden diese Leute etwas an jenes Leben erinnert, das da draußen pulsiert. . . .

„Träge schleicht der Tag dahin. . . .

„Nun abends 8 Uhr, die Schlafenszeit der ganzen Familie. Man weist mir einen kleinen, finstern Bretterverschlag an, wo ich mich auf Wolldecken strecke.

„Eine Zeitlang kugele ich auf diesem primitiven Lager herum. Aber schlafe, wer schlafen will; ich kann es nicht. Allerhand Gedanken, Reflexionen, Betrachtungen wallfahrten mir in dieser Boeren-Residenz durch den Kopf. . . .

„Ich stehe auf und schleiche hinaus in die Nacht.

„Feierliche Stille. Balsamische Luft, welche die Trauerweiden leise rüttelt. Hoch oben, in einem Schwarm aufglimmender Sterne, funkelt der ‚Orion' — ach, ich grüße ihn auch hier. Mächtig steht drüben der Mond hinter den Sandhügeln. Ein Feuer, welches sich die Kaffern angezündet hatten, ist im Verkohlen. Unweit der glühenden Asche schläft ein Schwarzer, den Oberkörper in einen zerrissenen Sack gesteckt, die nackten Beine der Nacht preisgegeben. Weiterhin düstern die verschwommenen Umrisse schlafender Rinder. . . .

„Es ist spät, als ich mein Lager wieder aufsuche.

„Am folgenden Tage kommt ein Ochsenwagen vorüber und bringt Besuch mit. Der ‚Ohm' und die ‚Tant' von einer mehrere Stunden entfernten Nachbarfarm erscheinen auf der Bildfläche,

beide ebensolche Vollblut-Boeren wie meine Wirte. Man redet nicht viel; man freut sich bloß. Natürlich wird sofort eine gemeinsame Besichtigung des lieben Viehs unternommen. Wir besuchen die kräftigen Ochsen, den Chorus der Schweine, die starknochigen Pferde, von denen ein brauner afrikanischer Hengst mich besonders interessiert."

Ein Ausruf der Bewunderung, der Böttcher beim Anblicke dieses Rosses entfuhr, wird aber von dem „Ohm" und den übrigen Boeren als ein Fluchwort gedeutet, und nun ist es mit der Gastfreundschaft vorbei. Und als es sich erst herausstellte, daß derselbe geistige Getränke nicht verschmäht, hatte er alle Achtung verloren.

10. Die Sulukaffern.

Die Sulu oder Zulu sind der mächtigste Stamm des Kaffernvolkes (vgl. das Bild S. 317). Während ihre Stammesbrüder im Kaffernlande, südlich von Natal, von den Engländern unterworfen und mit der Kapkolonie vereinigt wurden, haben sie selbst bis heute wenigstens einen Teil ihrer Unabhängigkeit bewahrt und sich in vielen blutigen Kämpfen sogar den englischen Regimentern furchtbar erwiesen. Von ihrem letzten Könige Ketschwayo hat man vor einigen Jahren viel geredet. Wir wollen deshalb einiges von den Sitten und Kämpfen dieses unbändigen, kriegerischen Volkes erzählen.

Straße in Johannesburg. (S. 312.)

Die Sulu sind ein sehr kräftig gebautes Volk von meist dunkelbrauner Farbe. Die Brust ist stark, die Glieder sind wie aus Eisen geformt und scheinen zum Kriege und zu harten Strapazen eigens geschaffen. Der Schädel ist, weil sie von Kindheit an jede Kopfbedeckung verschmähen, von Sonnenglut, Wind und Regen so abgehärtet, daß er einen wuchtigen Schlag, der jeden Europäer niederstrecken müßte, ohne Schaden ertragen kann. Das Gesicht ist nicht so häßlich wie bei den meisten südafrikanischen Völkern, doch sind die Lippen stark aufgeworfen. Die Kopfhaare scheren sie rund um den Kopf mit Ausnahme eines Ringes, den sie mit einer Gummiart herzustellen wissen. Von Kleidung tragen sie kaum das Allernotdürftigste; dagegen salben sie sich die Haut mit Fett und Ocker ein und schmücken sich bei festlichen Gelegenheiten, und wenn es zum Kampfe geht, den Kopf mit Straußenfedern, Hals und Brust, Hüften und Kniee mit Löwen- und Leopardenschwänzen. Als Wohnungen dienen den Sulu bienenkorbartige runde Hütten. In der Mitte des festgestampften und geglätteten Bodens befindet sich eine Vertiefung für den Feuerherd, und die ganze übrige Einrichtung besteht in einigen Tierfellen für das Nachtlager; denn die Sulu benutzen ihre Hütten fast nur zum Schlafen. Eine größere Anzahl dieser Wohnungen, welche zum Schutze der Herden während der Nacht mit einer Dornhecke umschlossen wird, heißt „Kraal" und das Oberhaupt eines solchen Kaffendorfes „Inkosi" oder Häuptling.

Der Sulu ist, wie alle Kaffern, zunächst Rinderhirt. Die Viehzucht bildet seinen Wohlstand. Der Feldbau ist den Weibern

überlassen; dazu haben diese Holz zu spalten, Kafferkorn zwischen zwei Steinen zu zermahlen, Mais zu stampfen, zu kochen und für die Kinder zu sorgen. Die Kinder werden frühzeitig angewiesen, das Feld zu bewachen, damit die Rinder und Antilopen nicht in die Saat einbrechen. Von einem Gerüste aus müssen sie deshalb gut aufpassen; denn bald kommen freche Affen, die schwer abzuwehren sind, oder auch wohl Elefanten, Wildschweine, Büffel. Jedenfalls fehlt es nicht an Scharen von Finken; deshalb überzieht man das Feld mit Fäden, die am Gerüste zusammenlaufen und an denen die Kinder zerren, um so die Vögel zu verscheuchen. So werden namentlich die Mädchen frühzeitig an die Arbeit gewöhnt. Die Männer melken die Kühe; das ist den Weibern bei schwerer Strafe verboten. Sonst thun sie in Friedenszeiten nicht viel; sie sitzen tagelang auf dem Beratungsplatze zusammen, plaudern und schnitzen dabei an ihren Wurfspeeren, den Assegais, verfertigen Schilde aus Rindsleder, Schüsseln, Tabakspfeifen, Schnupftabaksdosen und rauchen dazu. Für die Kornvorräte graben sie unterirdische Höhlen, welche eine flaschenförmige Gestalt haben; der Hals ist gerade weit genug, daß ein Mann hinabschlüpfen kann; drunten ist Raum für 8 10 Säcke Getreide. Die Öffnung decken sie mit einer Steinplatte zu und legen Kuhmist darüber, daß sie von einem Fremden nicht leicht gefunden werden kann.

Durch kriegerischen Mut und Tapferkeit haben sie sich auch in den neuern Kämpfen wieder ausgezeichnet. Die Sulu haben eine Kampfweise wie sonst kein südafrikanisches Volk; während alle andern in aufgelösten Reihen aus einiger Entfernung ihre Wurfspeere schleudern und ihre Kolbenstöcke, „Kiri“ genannt, werfen, fechten sie in geschlossener Schlachtordnung mit der Stoßlanze. Das hat ihnen zu Anfang dieses Jahrhunderts der gefürchtete Häuptling Tschaka beigebracht, ein großer Feldherr in seiner Art, welcher den Namen „afrikanischer Attila“ wohl verdient, den man ihm nach dem Hunnenkönig gab. Schon sein Vorgänger, König Dingiswayo, schuf unter den Sulu eine stehende, in Regimenter von 1500 Mann eingeteilte Armee. Er hatte 20 solcher Regimenter stets bereit und konnte rasch 40 derselben, also 60 000 Mann, beisammen haben. Tschaka aber lehrte sie in geschlossenen Reihen mit der kurzen Stoßlanze fechten. Wer alle seine Assegais schleuderte und ohne diese Lanze aus der Schlacht kam, war des Todes schuldig. Die Schlacht ist gewöhnlich ein Überfall. In Eilmärschen legt das Heer nächtlicherweile große Strecken zurück und stürzt sich unversehens, die jungen Krieger voran, die alten im Hintertreffen, mit großem Geschrei auf den Feind. Gelingt der Überfall, so wird weder der Weiber noch der Kinder geschont; denn die Sulu sind im Kriege grausam. Auf diese Art hatte Tschaka in den Jahren 1812—1828 ein großes Sulureich gegründet, das sich von den Grenzen von Natal bis an den Sambesi erstreckte. Später fielen die Matabele und andere Stämme ab; doch konnte noch Tschakas Nachfolger, sein Neffe Ketschwayo, im letzten Kriege mit den Engländern über ein Heer von nahezu 50 000 Mann verfügen, welches den mit den besten Hinterladern bewaffneten, freilich nicht so zahlreichen Briten manche blutige Schlappe beibrachte, schließlich aber doch besiegt wurde.

In diesem Kriege fand der einzige Sohn Kaiser Napoleons III. seinen Tod. Er war im Februar 1879 nach dem Kaplande gegangen, um den Sulukrieg als Freiwilliger mitzumachen. Am 1. Juni beteiligte er sich mit einer schwachen Abteilung in der Nähe des Ityotyosi-Flusses an einem Zuge zur Auskundschaftung eines neuen günstigen Lagerplatzes. Um die Mittagszeit hatten sie in einem verlassenen Kaffernkraale, der ringsum von hohem Grase verdeckt war, gerastet, ohne die nötigen Wachtposten auszustellen; denn sie meinten, es seien keine Sulu in der Nähe. Da auf einmal brachen die Feinde, welche sich in dem hohen Grase unbemerkt herbeigeschlichen hatten, mit ihrem gewohnten Geheul hervor. Die Engländer mußten ihr Heil in rascher Flucht suchen und konnten dem unglücklichen Prinzen, dessen Pferd erschossen wurde, nicht beispringen. Der Prinz versuchte zu Fuß zu entkommen, wurde aber von den Sulu eingeholt und grausam ermordet. Als die Engländer am andern Tage zurückkehrten, fanden sie nur noch seinen von 17 Assegaistichen durchbohrten Leichnam. So unglücklich endete ein Jüngling, dem bei seiner Geburt ein großes Volk zugejubelt hatte und dem eine der schönsten Kronen dieser Welt gewiß schien.

Nach dem großen Siege der Engländer bei Ulundi mußte der König Ketschwayo flüchten und wurde bald nachher in einem Kraale an dem Flusse, der in die Lucia-Bai mündet, gefangen genommen und nach London gebracht. Das Land wurde unter verschiedene Häuptlinge verteilt und so seine kriegerische Macht gebrochen. Ketschwayo kehrte zwar später in seine Heimat zurück, erlangte aber sein altes Ansehen nicht mehr und ist seither gestorben. Wie es scheint, würden es manche Sulukaffern gerne sehen, wenn sie unter den Schutz des Deutschen Reiches kämen; aber England wird das wohl kaum zugeben.

Herr Lüderitz aus Bremen hat zwar ein großes Landstück an der Lucia-Bai — angeblich für eine Spieluhr mit Schellenwerk — käuflich erworben; England will den Privatbesitz durchaus nicht anfechten, leugnet jedoch, daß das Land unter den Schutz der deutschen Flagge gestellt werden könne, da dasselbe schon lange eine englische Besitzung sei. Nach den letzten Verträgen bleibt das Land in britischem Besitz.

Auch von den übrigen Eingebornen, welche die weiten und nicht sehr fruchtbaren Gefilde der Kapländer nur schwach bevölkern, wollen wir ein flüchtiges Bild entwerfen. Die Bewohner von Kaffraria gleichen in ihren Sitten, mit Ausnahme der Kriegszucht und Tapferkeit, ihren Stammesbrüdern, den Sulu; auch sie sind vor allem Rinderhirten und wohnen in ganz ähnlichen halbkugelförmigen Hütten wie ihre Brüder an der Lucia-Bai. Wir brauchen uns also bei ihnen nicht länger aufzuhalten. Aber jenseits der Drakenberge haust noch ein zahlreiches Volk, dem wir einen kurzen Besuch abstatten wollen, — die Betschuanen und Basuto.

11. Betschuanen und Basuto.

Dieses Volk besteht aus zahlreichen Stämmen, die, meistens nach Tiernamen, ihre besondere Benennung haben: so das Löwenvolk (Batau), das Wolfsvolk (Baphiring), das Elefantenvolk (Batloung), das Fischvolk (Baflapi), das Krokodilsvolk (Bakwena), das Tsetsevolk (Batsetse) u. s. w. Man faßt aber die östlichen Stämme unter dem Namen Basuto und die westlichen unter dem Namen Betschuanen zusammen. Die Basuto und Betschuanen sind kleiner und schlanker als die Kaffern und haben einen sanftern Gesichtsausdruck. Der innerste Teil von Südafrika ist heute ihre Heimat; doch scheinen sie vor nicht sehr langer Zeit aus dem Norden, vom Sambesi her, eingewandert zu sein. Daß die Basuto früher, und zwar bis vor kurzem, Menschenfresser waren, ist eine ausgemachte Sache, und auch heute soll dieser Greuel nicht ganz ausgerottet sein. Als ihnen im Jahre 1869 die Kapregierung durch einen gewissen Mäder Rinder liefern ließ, damit sie sich an das Essen von Rindfleisch gewöhnen möchten, sollen sie nach

einigen Versuchen gesagt haben: er möge seine Rinder nur behalten, das Menschenfleisch schmecke besser.

Die runden Hütten, welche diese Afrikaner bewohnen, sind von denjenigen der Kaffern ganz verschieden. Im Gegensatze zu dem bienenkorbartigen Geflechte dieser bauen sie Wände und darüber ein eigentliches Dach. Die Wände sind aus Lehm gebildet und mit einem Gemisch von Lehm und Kuhdünger überkleidet; das Dach ist mit Schilfgras bedeckt, welches mittels Streifen roher Haut an den Dachsparren festgebunden wird. Ein Holzpfeiler in der Mitte stützt dasselbe. Die Wände sind kaum 2 m hoch. Das Schilfdach ragt über die Mauern vor und bildet so einen schattigen Gang, eine Art Laube rings um die Hütte. Die Thüre ist oft nur ein ovales Loch, durch welches man kriechen muß; Fenster fehlen. Die Unreinlichkeit im Innern eines solchen Betschuanenhauses ist entsetzlich. Jede einzelne Wohnung wird von einem Dornzaune umschlossen, das ganze Dorf oder die Stadt, die oft mehrere tausend Einwohner hat, von einem starken Dornwalle umhegt, der gegen feindliche Angriffe und gegen die Raubtiere, welche nachts den Herden nachstellen, Schutz gewährt.

Viehzucht und Anfänge von Ackerbau bilden ihre Beschäftigung. Das Korn bewahren sie in großen, irdenen Töpfen auf; nur so können sie es gegen die Termiten schützen. Die Kleidung beschränkt sich auf das Allernotwendigste. Doch tragen sie um die Schultern einen Pelzmantel, den sogen. „Karoß". Beim gewöhnlichen Volke

Hirten- und Kriegertypen der Sulukaffern. (S. 315.)

ist es eine Ochsenhaut; das Fell eines Gnu (vgl. das Bild S. 318), dessen Schwanz man hinten als Zierat baumeln läßt, gilt schon als etwas Vornehmeres. Die Frauen lieben dasjenige des Silberschakals und der roten wilden Katze; auch setzen sie aus verschiedenen Fellen mit Geschick ein teppichartiges Bild zusammen und verzieren dasselbe mit Glaskorallen und ähnlichem Schmucke. Dazu kommen noch eine Menge Schnüre mit Glaskorallen, und das kurzgeschorene, filzige Haar wird ebenfalls mit Glasperlen umwunden und mit einer Pomade aus Fett und Glimmerschiefer fleißig eingesalbt. Die Häuptlinge stolzieren gerne in Leopardenfellen einher. Im Lande der Basuto, das von England annektiert ist, wird europäische Kleidung immer allgemeiner.

Von Religion haben sie, wie überhaupt fast alle Stämme Südafrikas, nur sehr unvollkommene Begriffe. Sie reden zwar von einem Wesen „Morimo", welches Regen sendet oder, in irgend einem dunkeln Loch weilend, Krankheit und Seuche schickt. Es scheint aber eher Gespensterfurcht als Gottesverehrung zu sein, was sie beim Gedanken an dieses Wesen fühlen. Ihre Zauberer oder Regendoktoren, Naka genannt, geben vor, durch verschiedene lächerliche Ceremonien Krankheiten verscheuchen und Regen bewirken zu können. Die Mission unter den Basuto wird von den Oblaten besorgt.

„Es geht bei unsern Kaffern freilich nur langsam voran," schreibt einer derselben, „und bis wir wieder eine kleine christliche Gemeinde zusammengebracht, braucht's viel Zeit und viele Mühe. Große Erfolge sind darum vorderhand in diesem Lande nicht zu erwarten. Einige hie und da zerstreute Ähren auf dem weiten Acker des himmlischen Hausvaters aufzulesen, ist alles, was uns zu thun vergönnt ist. In Bethlehem — das ist der Name der

neuen Mission — sind wir wie anderswo noch auf lange Zeit hin zu halber Unthätigkeit verurteilt und arbeiten mehr für die Zukunft als für die Gegenwart. Wir haben denn in Bethlehem auch erst 58 Neophyten und 19 Katechumenen. Welch geringer Erfolg für die Arbeit zweier Jahre! Freilich ist zu bemerken, daß wir hier mit weit größern Schwierigkeiten zu kämpfen haben als in den andern Niederlassungen. Kaum einige hundert Schritte von unserer kleinen Mission Roma (vgl. das Bild S. 319) befindet sich nämlich die große protestantische Missionsstation, die vor mehr als 60 Jahren von der Pariser Gesellschaft für evangelische Missionen gegründet wurde. Da ist alles im großen Stile: Tempel, Schule und Gemeinde, während wir noch nicht einmal eine Schule haben. Unsere Kapelle ist ein kleiner Ziegelbau von 14 m Länge und 7 m Breite, und die Zahl unserer Christen ist, wie gesagt, noch sehr gering. Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse scheint aber Gott die schwachen Anfänge zu segnen. Zwei Bekehrungen, von denen ich Ihnen jetzt erzählen will, haben unserer Mission großen Vorschub geleistet.

„Es sind nunmehr zwei Jahre her, daß die große Königin des Landes, die Gemahlin des gefürchteten Masupa, uns bat, das Töchterlein ihres ältesten Sohnes, der in der Blüte seiner Jahre (erst 30 Jahre alt) dahinstarb, unter die Katechumenen aufzunehmen. Das Mädchen, ein schwächliches Kind, zählte damals neun Jahre. Ich nahm es auf, um bei seiner Großmama nicht anzustoßen. Es war ja ein Zeichen ihres großen Vertrauens, daß sie, die seit vielen Jahren bereits Protestantin war, uns ihren Liebling zur Erziehung und zum Unterricht anvertraute, offenbar in der Voraussetzung, daß wir dem armen Kinde, dessen Befinden wenig Hoffnung gab, wenigstens die Pforten des Himmels eröffnen könnten. Der liebe Gott fügte es aber noch besser. Die junge Kronprinzessin wuchs unter den Augen Gottes fröhlich heran und erreichte glücklich das Ende des Katechumenatsjahres. Doch schoben wir die heilige Taufe noch auf im Hinblick auf die Gefahren und Kämpfe, denen das Mädchen voraussichtlich entgegenging. Es war ein recht frommes, gelehriges und geistig geweckte Kind. Auch seine Gesundheit hatte sich zusehends gebessert, und die Großmama war ganz entzückt darüber, wie ihr Liebling allmählich wieder zu Kräften kam. Wiederholt ließ die alte Dame uns fragen, wann wir denn ihre Enkelin taufen würden. Ich wich zunächst der Frage geflissentlich aus, weil ich wünschte, daß auch die Mutter des Kindes zuerst ihre Zustimmung geben sollte. Dieselbe bat uns denn auch bald inständig, ihr Kind zu taufen; sie weihe dasselbe ganz dem lieben Gott und verspreche, nie etwas thun zu wollen, um es der katholischen Religion wieder abwendig zu machen. Als auch König Masupa seine Bitte mit denen der Großmama und Mutter vereinte, durfte ich nicht länger widerstreben und bestimmte als Tauftag den dritten Sonntag nach Ostern, das Schutzfest des hl. Joseph. Vierzehn Gespielinnen der jungen Prinzessin, die mit ihr unterrichtet worden waren, sollten nun auch ihr Glück teilen und am selben Tage mit ihr das Sakrament der Wiedergeburt empfangen. Rasch gingen die Tage der Vorbereitungsretraite vorüber, und fröhlich stieg am Festtag die Sonne empor. Alle Wege und Stege wimmelten von Besuchern und Neugierigen, welche die Tauffeier ihrer jungen Königin mitanzusehen kamen. Natürlich wollte auch niemand die gute Gelegenheit verpassen, am Festschmaus teilzunehmen, zu welchem alle Anwesenden eingeladen wurden.

„Zu diesem Zwecke waren entsprechende Vorbereitungen getroffen worden; nicht weniger als 14 fette Ochsen waren unter den mörderischen Assegaien gefallen, der Hämmel und Ziegen gar nicht zu gedenken, noch auch der unzähligen Krüge Kaffernbier, welche die Weiber auf dem Kopfe herbeitrugen, natürlich ohne sie fallen zu lassen, wie jene Milchfrau in der Fabel.

Das Gnu oder Wildebeest. (S. 317.)

„Ich hatte den aus den andern Missionsstationen herbeiströmenden Christen sagen lassen, sie sollten jenseits der protestantischen Missionsgebäude Halt machen und dort auf uns warten. Wir würden ihnen dorthin entgegenziehen, um dann vereint mit möglichst großem Gepränge unsern Einzug in das Dorf des Königs zu halten. Dort schloß sich der König dem Zuge an, um sich mit uns nach der ca. 200 m entfernten Kapelle zu verfügen. Hier wurde die Taufceremonie gemäß den Rubriken des römischen Rituale für die Taufe Erwachsener vollzogen. Ich erklärte vor einer ungeheuern Zuhörerschaft jeden einzelnen Teil der heiligen Handlung. Die Leute lauschten mit großer Aufmerksamkeit und verhielten sich so ruhig, daß es schien, als wäre ich ganz allein auf dem weiten offenen Platze. Der König hatte nämlich beim Beginn der Feier das Volk angeredet und allen vollkommene Ruhe anbefohlen. Die Ordre wurde aufs genaueste ausgeführt.

„Die junge Königin erhielt in der Taufe den Namen Angelina. Sie besucht jetzt die Schule unserer Schwestern in der Missionsstation von Gethsemani, welche dem Aufenthaltsort ihrer Mutter am nächsten liegt. Dieselbe ist seitdem unserer heiligen Religion recht günstig gestimmt.

„Das schöne Fest hatte in der Seele der alten Königin, Masupas Gemahlin, einen tiefen Eindruck hinterlassen. Man nahm sehr bald wahr, daß ihr früherer Eifer im Besuch des protestantischen Gottesdienstes mehr und mehr nachließ, bis sie denselben endlich ganz unterließ. Der liebe Gott hat gar manche und oft recht seltsame Mittel und Wege, auf welchen er die erwählten Seelen führt und an sich zieht. Die große Königin wurde von

einem schlimmen Fußübel befallen, das keines der angewandten Heilmittel zu lindern vermochte. Da entschloß sie sich eines Tages, nach Roma zu gehen, um sich die Wunde von den dortigen Schwestern von der heiligen Familie verbinden und pflegen zu lassen. Sie kam auch wirklich dort an und verblieb an die 14 Tage in der Mission. Gott segnete die angewandten Heilmittel, und sie verspürte große Linderung. Zur selben Zeit aber wirkte die göttliche Gnade in ihrem Herzen, und bald fand sie sich an Leib und Seele völlig umgewandelt. Ihr Entschluß, katholisch zu werden, stand fest. Doch wünschte sie vorher mit König Masupa sich zu besprechen. Dieser machte nicht die geringste Schwierigkeit. Mehrere seiner Kinder und Kindeskinder sind bereits früher katholisch geworden. Er bat mich gleich, den Tag festzusetzen, an welchem ich die Königin unter die Katechumenen aufnehmen wolle. Ich bestimmte den 25. Juni. Trotz der grimmigen Kälte langte ich am Abend des 24. in der Missionsstation von Bethlehem an. Die ungünstige Witterung ließ unsere Leute befürchten, daß ich ausbleiben werde. Um so lauter war ihre Freude, als ich wider alles Erwarten anlangte. Ungeachtet des strömenden Regens fanden sich unsere Christen, Katechumenen und Postulanten vollzählig zum gemeinschaftlichen Abendgebete ein. Noch spät am Abend stieg einer der öffentlichen Ausrufer auf einen nahen Felsen, und wir hörten deutlich die folgende Bekanntmachung: ‚Es macht der König dem ganzen Volke hier im Dorfe kund, daß der Priester angekommen ist und morgen eure Königin unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen wird. Er ladet alle ein, an diesem Feste

Die Mission Roma im Basutolande. (S. 318.)

eurer Mutter teilzunehmen.‘ Der Einladung wurde getreulich entsprochen. Am folgenden Morgen fand sich die ganze Dorfbevölkerung bei der heiligen Messe ein. Am Schluß derselben rief ich die neu Aufzunehmenden, sechs an der Zahl, an den Altar. Die Königin trat zuerst vor, in ihrem schönsten Festschmucke prangend. Sie kniete demütig am Fuße des Altares nieder. Die übrigen folgten ihrem Beispiele. In diesem Augenblick wurde die bei der Aufnahme von Katechumenen übliche Festhymne angestimmt und mit einer leicht begreiflichen Begeisterung gesungen. Dann stellte ich die üblichen Fragen und hielt eine kurze Anrede, worauf ich den neuen Katechumenen ein Kreuzlein und eine Medaille umhing. Ein Gebet um Beharrlichkeit für unsere Neubekehrten schloß die Feier.

„Die Freude unserer Christen war groß; die protestantischen Kaffern aber wunderten sich und stellten sich die Frage: ‚Was mag die Königin doch bei den Römischen gefunden haben, daß sie uns verläßt und ihnen sich anschließt?‘

„Wir dürfen mit Grund hoffen, daß der Übertritt der Königin Eindruck machen und manche auserwählte Seelen uns zuführen wird. Die Königin selbst ist eine intelligente und charakterfeste Frau, so daß wir auf ihre Beharrlichkeit rechnen können.

„Zwei Tage nach der Feier machte ich mich auf den Heimweg nach Roma. Ich glaube fast, daß der Böse bei der Gelegenheit eine kleine Rache an mir nehmen wollte; mußte ich doch drei volle Stunden durch tiefen Kot waten und zwar unter einem strömenden und eiskalten Regen.

„Die nahen Berghöhen waren alle mit Schnee bedeckt. Die zahlreichen Schluchten und Rinnsale, welche die Abhänge des Thaba-Busihu auf allen Seiten durchfurchen, machten den Weg noch schwieriger. Die Volkssage läßt diese vielen Rinnsale durch Bäche von Zulublut entstanden sein, die in dieser Gegend von den Basuto erschlagen wurden.

„Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, diese kleine, aber hoffnungsvoll aufblühende Mission dem Wohlwollen Ihrer Leser bestens zu empfehlen. Da man von allen Seiten die Hände nach dem christlichen Europa ausstreckt, das mit seinen Almosen das ganze Werk der Mission unterstützt, so darf auch ich mir wohl erlauben, die christliche Liebe um ein Scherflein anzugehen. Es ist dies wirklich eine arme Mission, die nicht ohne Grund den Namen Bethlehem führt. Immer wieder werde ich bestürmt, auch hierher Schwestern zu ziehen und eine Schule zu eröffnen. Wer baut mir aber das Klösterchen und die Schule? Mir fehlen die Mittel dazu. Wie arm wir sind, können Sie aus folgendem schließen. Unsere Glocke besteht vorderhand aus einem alten, rostigen Eisenreif, der früher ein Wagenrad geziert hat, und auf den einer tüchtig zuschlägt. Was das für ein schönes Geläute ist, können Sie sich vorstellen. Wir besitzen weder Weihrauchfaß noch Monstranz. Der Kelch ist bereits so abgenützt, daß er kaum länger dienen darf. Ein Kreuzweg fehlt auch noch. Altar und das übrige Kirchengerät verraten dieselbe Armut. Lassen Sie mich eines sagen: Wir sind gar nicht wählerisch. Alles, was die christliche Liebe einer mitleidigen Seele uns anbieten sollte, wird mit Dank angenommen, und nie werden unsere neubekehrten Kaffern diese ihre Wohlthäter vergessen."

12. Der Aufstand der Maschonas und die Mission von Chishawasha.

Die Maschonas sind ein anderer Zweig des Kaffernvolkes. Sie haben ihre Wohnsitze östlich vom Reiche der Matabele, zwischen diesen und den Uferstämmen, welche das portugiesische Küstengebiet bevölkern. Goldlager, welche sich in ihrem Lande befinden, haben vor einigen Jahren die Engländer dahingelockt. Nach Cecil Rhodes nannten sie das Gebiet „Rhodesia", erbauten das Fort Salisbury und verschiedene andere befestigte Niederlassungen. Sogar der Bau einer Eisenbahn wurde begonnen und von der Ostküste aus bereits eine weite Strecke vollendet. Alles schien prächtig zu gehen; von seiten der Maschonas, die als wenig kriegerisch galten, glaubte man nichts zu fürchten zu haben.

Einige Stunden östlich von Salisbury hatten deutsche Jesuiten unter unsäglicher Mühe die Missionsstation Loyola im Jahre 1892 gegründet. Eine große Missionsfarm — Chishawasha genannt — wurde angelegt, die nötigen Gebäude errichtet, der Boden urbar gemacht und die Wüste in Gärten und Felder verwandelt. Dieser afrikanische Meierhof sollte nicht nur die Missionäre und ihre Zöglinge ernähren, sondern auch für die umliegenden Krale der Wilden eine praktische Schule der Feldarbeit und aller Handwerke werden. Wie viel Schweiß floß, bevor das Werk so weit gediehen! Und mehr als einer der mutigen Glaubensboten fand sein Grab infolge der Mühsale in dem heißen Boden, den er so Christus und seiner heilbringenden Lehre erobern wollte. Alles schien gut zu gehen. Die ersten Schwierigkeiten waren überwunden; die benachbarten Maschonas zeigten sich den Missionären gewogen und ließen ihre Kinder unterrichten — da kam der unselige Aufstand und zerstörte im Sommer 1896 das Werk von vier Jahren voll Mühsal und Arbeit.

Allgemein glaubte man, daß die Maschonas völlig unterworfen seien. Daß sie jemals zu einem energischen Widerstande sich aufraffen würden, kam niemanden in den Sinn. Wie ist es nun gekommen, daß der immer als feig, faul, energielos, verkommen, stumpfsinnig, ja als weibisch geschilderte Stamm, von dessen Zersplitterung und innern Zerfahrenheit wir so oft gehört haben, mit einemmal zu solcher Einmütigkeit und zu einem derartigen Wutausbruche sich hinreißen ließ? Bevor die „Pioniere der Kultur" ins Land kamen, lebten die Maschonas nach Art ihrer wilden Väter. Sie bebauten oder vielmehr ließen durch ihre Weiber bebauen den ererbten Boden in einer Ausdehnung, daß eben genügende Nahrung vorhanden war. Sie trieben Handel, hauptsächlich mit Ziegen, Ochsen und Sklaven, und zwar nach dem großen Grundsatze, so viel zu gewinnen, als man mit allen nur möglichen Mitteln gewinnen kann. Mit Kleidung befaßten sie sich nicht viel. Die einzige Steuer war die an die Zauberer, die einzige Furcht die vor den grausamen Matabelen.

Die Ankunft der Engländer drohte diesen „paradiesischen" Urzuständen ein jähes Ende zu machen. Die Hüttensteuer wurde eingeführt. Jeder war gezwungen, dieselbe regelmäßig zu bezahlen, und zwar mit Geld. Um solches zu bekommen, mußten sie als Taglöhner in den englischen Goldminen arbeiten (vgl. das Bild S. 321). Die Maschonas verwünschten die aufgezwungene Arbeit und haßten nicht weniger den weißen Mann, der es schließlich gut verstand, ihnen Land und Geld langsam, aber sicher zu entlocken. Nicht einmal oder zweimal nur gaben die Wilden durch bewaffneten Widerstand dieser ihrer Gesinnung den klarsten Ausdruck. Indem man aber die verdächtigen Subjekte niederschoß, ihre Kraale anzündete, ihr Vermögen einzog, glaubte man den duldenden Gehorsam wieder genügend eingeschärft, und die Eingebornen schienen denn auch die Sache verstanden zu haben. Nach dem ersten Matabele-Krieg wurde die Besatzung im Maschona-Land nicht wieder auf ihre frühere Ziffer gebracht, und im April 1895 war das offene Land sozusagen schutzlos. Die militärische Macht war zuerst in Buluwayo und dann in Pitsani zusammengezogen worden. Mehr oder weniger schien die afrikanische Gesellschaft den weißen Ansiedlern die Ansicht nahe legen zu wollen, daß der Europäer sich völlig sicher fühlen könne. Die Maschonas ihrerseits hatten die alten Zeiten weniger schnell vergessen und fingen an, die Eindringlinge mehr zu hassen als zu fürchten. Geschürt wurde dieser Haß zunächst durch die Art der Steuereinziehung. Die damit beauftragten Weißen und Schwarzen entledigten sich ihrer Pflicht nicht selten in einer durchaus ungeeigneten Weise. Ihrem willkürlichen Vorangehen, ihrer Roheit, ja ihrer Brutalität ist ein großer Teil der Verbitterung des Volkes zuzuschreiben. Noch bei den sogen. Friedensverhandlungen im Oktober 1896 führte ein Häuptling schwere Klagen gegen die schwarzen Polizisten, welche, wenn nur zur Hälfte wahr, die Wut der Leute wohl erklären. Auch hat mancher der weißen Farmer Dinge verübt, welche das Licht nur zu sehr scheuen müssen. Der Aufstand war die Folge der allgemeinen Erbitterung. Denn auch der Neger ist ein Mensch und darf nicht ohne weiteres geprügelt oder wie ein toller Hund niedergeschossen werden. Die verhaßte Oberherrschaft der „Weißleute" und mancher Fehlgriff der Unterbeamten hatten also die Gemüter hinlänglich vorbereitet, bei einer günstigen Gelegenheit einem energischen Führer zur Rebellion zu folgen. Unter dem Scheine äußerer Unterwerfung glühte das Feuer der Unzufriedenheit.

Aber auch der Einfluß der Matabele darf nicht übersehen werden. Sterbend hatte Lobengula, der gewaltigste Gegner der

Europäer, seinen Tapfern als heiliges Erbe den Befehl hinterlassen, die Engländer aus dem Lande zu treiben, und thatsächlich wurde seitdem im Matabele-Lande nichts versäumt, die Schilderhebung allgemein und erfolgreich zu machen. Früher waren die Matabele die fürchterlichsten Feinde der Maschonas. Aber gemeinsame Gefahr macht Freunde. Die Matabele konnten nur mehr nach Norden ausweichen. Auch dort herrschten die Engländer. Gelang es, die beherrschten Maschonas zu gewinnen, so war noch einmal Aussicht auf Erfolg gegeben. Viele Umstände sprechen dafür, daß Matabele-Sendboten die Unzufriedenheit der Maschonas stacheln und die Empörung vorbereiten halfen. Es ist jedenfalls Thatsache, daß Matabele im vollen Kriegsschmuck viele Kraale besuchten, und daß nach jedem Treffen von ihnen Boten gesandt wurden, welche die glorreichsten Siegesnachrichten im Lande verbreiteten. Sicher ist es auch, daß die Maschonas bei dem Angriffe auf die Alice-Minen von einem Matabele geführt worden sind.

Ende April oder Anfang Mai verließen die Leute Chepalilos und Chinamoros ihre Kraale, um ihre Mandoros oder Löwengeister um Rat zu fragen. Sie zogen ab mit der Versicherung, in zwei Monaten wieder zu kommen und dann die Weißen zu vertreiben. Chinamoro selbst sandte zu einer alten Wahrsagerin, welche im Masoe-Thal wohnte, und deren Name abwechselnd als Sahanda oder Nanaanda angegeben wird. Diese alte Hexe ist das anerkannte Haupt aller Zauberer im Maschona-Lande. Nach den Angaben des P. Richartz giebt sie sich als Tochter des höchsten überirdischen Wesens und als Dolmetscherin seines Willens aus, ist aber auch eine geübte Bauchrednerin und so wohl im stande, ihre einfältigen Verehrer anzuschwindeln. Sie forderte nun im Namen ihres Gottes die Schwarzen zum Kampfe auf. Dieser Gott würde über Salisbury eine Art Explosion herbeiführen. Dadurch würden die Europäer bewußtlos und könnten leicht erschlagen werden. Für den Fall der Not versprach die Alte als greuliche Schlange mit zehn Köpfen selbst zu erscheinen und aus allen zehn Rachen Feuer zu speien. Der Bleiregen aus den Maximgeschützen würde sich in eitel Wasser auflösen und erfrischend auf die Tapfern niederträufeln. In jedem Falle müsse es zur Entscheidung kommen, ob die Weißen oder die Maschonas Herren im Lande sein sollten. Diesen letztern Gedanken hätte übrigens Chinamoro auch ohne sein Orakel haben können.

Die Missionäre berichten, daß man so alle Zauberer um Rat gefragt habe und daß auch von ihnen in ähnlicher Weise Ermutigung zum Kampfe ausgegangen sei. Es wurden in den Plan nur die eigentlichen Krieger eingeweiht. Trotzdem ihre Zahl bedeutend war, blieb das Geheimnis gut gewahrt. Die Rüstungen deckte man durch den Hinweis auf die unruhig gewordenen Matabele.

Die Häuptlinge waren nun einmal in die gefährliche Strömung geraten, und was wollten oder konnten sie jetzt thun, als sich treiben zu lassen? Sie mußten die nächste Gelegenheit zum Losschlagen ergreifen.

Einheimische Minenarbeiter in Rhodesia. (S. 320.)

Diese Gelegenheit war der Zug Jamesons nach Transvaal. Kaum waren die Schutztruppen und die Kanonen nach dem Süden abgezogen, als die Matabele sich erhoben. Damit war auch für die Maschonas die Entscheidung notwendig geworden.

Die Feindseligkeiten wurden eröffnet durch die Ermordung Doughertys, der am 31. Mai von den Negern niedergeschlagen wurde. Zu derselben Zeit fiel auch eine Anzahl Eingeborner, welche bei den Europäern im Dienste gestanden hatten und den Aufrührern verdächtig erschienen. Dann hörte man nichts mehr, bis am Abend des 15. Juni die Nachricht kam, daß zwei Männer bei den Beatrice-Minen ermordet worden seien. Am 17. Juni wurde die Ermordung von drei andern Europäern sowie die Belagerung der Alice-Minen im Masoe-Distrikt gemeldet. Am 18. Juni wurde bekannt, daß 26 km von Salisbury auf der Farm eines Herrn Norton greuliche Morde stattgefunden hätten.

Nun geriet man in Salisbury in die größte Aufregung. Die Bürgerwehr wurde zusammengerufen und ein befestigtes Lager errichtet. Am 19. Juni erscholl der Schreckensruf: Die Maschonas! Man hatte sie etwa eine Stunde von Salisbury entfernt gesehen. Es erfolgte jedoch kein Angriff. Man entschloß sich nun, den Leuten bei den Alice-Minen zu Hilfe zu kommen. Dieser Zug zeigte erst recht die Größe der Gefahr, und wir mögen aus diesem gefährlichen Scharmützel die gegenseitige Erbitterung erkennen.

Die Alice-Minen liegen ungefähr 42 km von Salisbury am Ende eines 12 km langen Thales, welches sich zwischen bewaldeten

Hügeln hinzieht. Die Straße führt durch 8—9 Fuß hohes Schilfgras. Von Salisbury hatte man am 18. Juni dorthin telegraphiert, daß ein Matabeleführer mit einer starken Maschonabande im Masoe-Thale sei. Indessen entschloß man sich bei den Alice-Minen doch, nach der Stadt durchzubrechen. Es ging, so erzählt Herr Fairbairn, gut, bis wir 5 km von unserem Lager entfernt plötzlich einen Schuß hörten. Herr Gaß war tödlich getroffen. Wir kehrten rasch um. Nach kaum 100 m wurde Herr Faull durch die Brust geschossen. 1½ km vom Lager trafen wir auf die Frauen, die jetzt auch wieder zurück mußten. In diesem Augenblicke tauchten 50 Schwarze aus dem Schilfe aus. Wir konnten sie nur mit Mühe uns vom Leibe halten. Der Angriff auf unser Lager war sehr heftig. Die Wilden schossen unter der Leitung des Matabele gut. Um 1½ Uhr erboten sich Blakiston und Routledge, zu der etwa 3 km entfernten Telegraphenstation zu gehen, um vielleicht unsere Lage nach Salisbury melden zu können. Beide Männer waren ihres Todes sicher. Kurz darauf erhielt man in Salisbury das Telegramm: „Wir sind umzingelt. Hilfe! Ihr seid unsere einzige Rettung. Lebet wohl!“ 10 Minuten danach wurde Blakiston vom Pferde geschossen. Routledge flüchtete sich in den Busch, aus dem er nicht wieder herausgekommen ist.

Unterdessen rückten die Wilden (vgl. das Bild S. 323) dem Lager bis auf etwa 110 m nahe. Der Kampf konnte nur mehr wenige Stunden dauern. Da, um 2 Uhr nachmittags, rief der Matabele hinter den Felsen alle seine Leute rasch zusammen. Die Engländer wußten, daß jetzt der Tod oder die Rettung kommen müsse. Es war die Rettung. Unter dem wütenden Feuer der Rebellen gelang es der Hilfsabteilung, ins Lager zu kommen. Nun wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, nach Salisbury durchzubrechen. Der Wagen, in dem die Frauen sitzen sollten, wurde mit Eisenblech gepanzert. Gegen Mittag des folgenden Tages begann die Fahrt auf Leben und Tod. Die Maschonas hatten den Abzug erwartet und gute Stellung genommen. Herr Salthouse schreibt: „Auf den Hügeln, an den Bergflanken, im hohen Schilfe schwärmten die Neger, und ein wahrer Kugelregen pfiff uns um die Ohren. Wir waren im Thale des Todes. Kein anderes Wort kann unsere Lage besser bezeichnen. Wir erkannten sehr gut das Pfeifen der Lee-Metfords-Gewehre unserer davongelaufenen Polizisten, aus denen uns gehacktes Blei, Nägel und Steine entgegenhagelten. Unsere Leute waren so müde, daß sie kaum mehr das Gewehr an die Achsel brachten. Rasch hintereinander wurden zwei Pferde und zwei Männer erschossen, Arnot und Burton waren schwer verwundet. Als wir uns dem Eingange des Thales näherten, schrieen wir aus Leibeskräften Hurra. Dadurch wurden die Schwarzen getäuscht. Sie meinten, wir hätten Hilfe gesehen. Zugleich gewannen wir offene Gegend, wohin uns der Feind nicht folgen wollte. Bald war nun Salisbury erreicht. Man begrüßte uns dort,“ schließt Salthouse, „wie man Männer begrüßt, die dem sichern Tode entgangen sind.“

In Salisbury war inzwischen eine Hiobspost nach der andern eingelaufen, und man verlebte die Tage in tödlicher Angst. Glücklicherweise traf am 21. Juni abends gegen 7 Uhr Hauptmann Taylor mit der ersten Verstärkung aus dem Süden ein. Er brachte ein Maximgeschütz und 23 Pferde mit. Am 22. Juni wollte eine Abteilung unter Hauptmann St. Hill der Jesuiten-Mission von Chishawasha zu Hilfe kommen, mußte aber nach dreimaligem Versuche sich zurückziehen. Unterdessen kamen von allen Seiten die Farmer, die sich hatten retten können, nach der Stadt und berichteten über die Blutthaten der Neger. Der 23. Juni war über die Maßen traurig. Nicht allein die Schauerberichte der Flüchtigen schnürten die Herzen aller zusammen, es kam auch noch die Nachricht, daß Hauptmann Turner ein schweres Gefecht zu bestehen gehabt habe. Von, wie es hieß, 2000 Maschonas verfolgt, mußte er schleunigst umkehren.

Der Zeit nach käme jetzt die Expedition nach Chishawasha zur Sprache. Wir wollen indes dieselbe etwas später ausführlicher folgen lassen.

Noch war eine bedeutende Zahl von Europäern bei der Abercorn-Niederlassung von dem Feinde bedroht. Nach der Erzählung eines der Überlebenden waren dort auf die erste Nachricht vom Aufstande die Farmer mit Weib und Kind, mit Gewehren und Patronen zusammengeeilt. Sofort wurde ein Bote nach Salisbury um Hilfe gesandt. Derselbe kam niemals an. Die Überraschung war so groß, daß die Farmer kaum die Verschanzung begonnen hatten, als die ersten feindlichen Kolonnen anrückten und ein heftiges Feuer eröffneten. Man blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. In den Zwischenpausen baute man an der Befestigung weiter. Dieselbe wurde gebildet durch Säcke von Kafferkorn und Wurzeln. Die Brustwehr war aus alten Branntweinkisten, Konservenbüchsen, Stühlen und Tischplatten hergestellt. Es waren genug Löcher in diesem Wall, um die Gewehre richten zu können. Die Zwischenräume wurden mit Kleidern, Strümpfen, Wolle und ähnlichen Dingen ausgestopft. Tag und Nacht war man auf der Wache. Die heftigsten Angriffe erfolgten am 24. und 25. Juni. Es müssen unter den Angreifern 70—80 gute Gewehre gewesen sein. Die Hauptschwierigkeit war der große Wassermangel, da der Fluß fast 10 Minuten entfernt und der Weg dazu verlegt war.

Montag den 13. Juli war die Lage sehr trübe. Die Belagerung dauerte schon 23 Tage. Aus dem Magazin waren Wein, Bier und das wenige Wasser aufgebraucht. Gegen 10½ Uhr vormittags, als die meisten, ganz erschöpft, in einem unruhigen Halbschlummer auf dem Boden lagen, hörte man plötzlich ein Gerassel, als würden die Schilde der Matabele aneinandergeschlagen. Alles sprang auf und griff zu den Flinten. Aber es war nichts mehr zu fürchten. In diesem Augenblicke passierte nämlich die Rettungsexpedition gerade die letzte Ecke vor dem Lager. Sie wurde mit einem fast wahnsinnigen Jubelgeschrei begrüßt. Es waren 70 Mann und ein Maximgeschütz, welche die Belagerten vor dem sichern Tode retteten.

Es läßt sich denken, mit welcher Wut die in Salisbury versammelten Flüchtlinge gegen die Maschonas erfüllt gewesen sind. Die Aufregung trübte auch das Urteil sonst guter Leute, und es ist leicht verständlich, daß die Missionäre, als sie später ebenfalls im Lager waren, gerade wegen ihrer Teilnahme für die Wilden nicht allein scheel angesehen, sondern thatsächlich beleidigt wurden. Es fanden sich im Lager ferner alle möglichen Elemente zusammen. Es fehlte nicht an rohen Gesellen, verwegenen Leuten, denen es auf ein Menschenleben nicht ankam. Die überstandenen Todesgefahren, die grausamen Morde, das hinterlistige Niederschießen aus dem Schilfe hatten das Verlangen nach blutiger Rache entflammt. Es war ein Leben, schlimmer als im regelrechten Krieg. Endlich kam aus dem Süden die sehnlichst erwünschte Verstärkung, und bald mußten die Maschonas einsehen, daß sie verloren waren.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Überblick über den Maschona-Aufstand nun nach Chishawasha zu unsern Missionären.

„Die ersten Nachrichten von unserer Gefahr“, schreibt P. Richartz, ein deutscher Jesuit aus Koblenz, „erhielten wir Donnerstag den 18. Juni 1896. Wir wurden damals gewarnt und gebeten, nach

Salisbury zu kommen. Da wir aber die feigen Maschonas genügend zu kennen glaubten und da der Brief nur von einigen Strolchen im allgemeinen redete, so schien es uns nicht ratsam, unser Haus, die Ernte, das Vieh aus Furcht vor einer noch so fernen Gefahr einem sichern Untergange zu überliefern. Für den Fall der Not waren wir ja genügend bewaffnet, und unsere Steinhäuser konnten nicht so leicht erstürmt werden. Furcht und Schwäche sollte den Negern nicht gezeigt werden. Wir teilten deshalb der Behörde mit, daß wir bleiben würden und daß man uns einige Soldaten mit möglichst viel Munition schicken solle, damit die Farm eine Art Festung sein könne, wie das im ersten Matabelekrieg der Fall gewesen ist. Ein solches Fort wäre eine Stütze für die Matoko- und Umtali-Straße und ein Schutz für Salisbury selbst. Freitag den 19. Juni kam keine Nachricht aus der Stadt. Der Bote glaubte uns nicht mehr erreichen zu können. Deshalb versuchte am Samstag P. Biehler durchzukommen. Als er nicht rechtzeitig zurück war, entschloß ich mich schweren Herzens, die Ochsen anspannen zu lassen. Die Rinderpest hatte bis jetzt unsere Herden verschont. Die Tiere aber auf die verdorbenen Straßen bringen, wo die Kadaver der gefallenen Ochsen herumgelegen, hieß, sie sicher verlieren. Mit uns wollten einige Männer, die am Tage vorher gekommen waren, abziehen. Ich hatte eben unsere Schulkinder, die unruhig geworden und von ihren Eltern auch nach Hause verlangt waren, entlassen, als P. Biehler mit Lieutenant Guepratte, einem frühern französischen Offizier, Bruder Kury und Bruder Puff von Salisbury ankamen. Glücklicherweise brachten

Matabele-Krieger. (S. 322.)

sie neue Munition und den Befehl, zu bleiben. Wären wir gegangen, so hätten die Wilden uns sicher überfallen. Wir richteten uns jetzt zur Verteidigung ein. Die Fenster in dem obern Stock unseres Hauses wurden mit Sandsäcken verbarrikadiert, und mit 13 wohlbewaffneten Europäern, 2 eingeborenen Polizisten und 3 Treibern fühlten wir uns ganz sicher. —

„Sonntag, 21. Juni (Fest des hl. Aloysius), war ein trauriger Tag. Kein Neger kam in die Kapelle. Nur ein paar Indunas zeigten sich und klagten, daß wir so feindselig thäten und sie vor den Matabele nicht gewarnt hätten. Ich ließ dieselben, da sie uns offenbar auskundschaften wollten, nicht ins Haus herein. Ungefähr um 10 Uhr vormittags sahen wir zwei Eingeborene gegen unsere Viehkraale hingehen. Unsere Treiber folgten ihnen und wurden sogleich angegriffen. Da gaben aber die Treiber sofort Feuer und schossen die beiden Wilden nieder. Somit waren die ersten Schüsse gefallen.

„Montag Morgen wollte Bruder Kury durchaus nach Salisbury zurück. Er nahm einen Eingebornen mit. Als sie bei Ruokos Kraal angekommen waren, streckte eine Kugel den Neger zu Boden. Bruder Kury kehrte schleunigst um. Wir aber waren jetzt sicher, daß nicht allein Matabele, sondern unser eigenes Volk, dem wir so unsäglich viel Gutes gethan, mit Pulver und Blei gegen uns zu Felde ziehe. Und in der That, bald darauf sahen wir große Haufen Maschonas gegen unser Haus heranstürmen. Anfangs meinte ich, es seien Flüchtlinge. Aber die ersten Kugeln pfiffen mir die ernste, düstere Wahrheit in die Ohren. Feuer brauchte nicht kommandiert zu werden. Wir 18 Männer wußten, daß es sich jetzt um Leben und Tod handle. Die Steinhäuser gaben den

Angreifern gute Deckung. Aber einige glückliche Schüsse schreckten sie doch wieder zurück. Unsere Lage war kritisch. Wie, wenn die Feinde unsere Strohdächer in Brand stecken würden? wenn sie täglich neuen Zuzug erhielten? Wir waren jedenfalls regelrecht belagert und erwarteten den Hauptangriff für die einbrechende Nacht.

„Während wir sorgenvoll die Munition abzählten, wurden plötzlich 5 Europäer in Sicht gemeldet. Dieselben hatten unsere Farm erreicht unter dem heftigsten Feuer einer ganzen Masse Maschonas. Es war die Abteilung von Herrn Marshall, der einen gewissen Ruping im Motokolande hatte retten wollen, aber nicht durchdringen konnte. Er erhielt vielmehr die Nachricht von der Ermordung Rupings. Marshall, der unser Haus vom Feinde besetzt glaubte, ritt auf den Kreuzhügel, wo er von Bruder Biermann und Bruder Kury endlich aufgeklärt wurde. Die Freude war groß. Wir waren nun 22 Bewaffnete. Am nächsten Morgen verstärkten wir unsere Befestigung. Wir schlugen Schießscharten in die Mauern und hieben die niedern Baumäste und die Bananenstauden ab, um freies Schußfeld zu bekommen.

„Am folgenden Tage sahen wir, wie die Maschonas sich in den Felsen selbst verschanzten und nur die Straßen bewachten. Wir waren auf unserm Gebiete ganz frei, konnten zum Wasser gelangen, das Vieh weiden lassen, und keine Kugel brauchte abgeschossen zu werden. Wir versuchten aber vergebens, einen Boten nach der Stadt durchzubringen. Die Wilden lagen auf der Lauer. Einmal hörten wir Gewehrfeuer. Es war eine Patrouille, die aber nicht bis zu uns kommen konnte.

„Donnerstag den 25. Juni morgens fiel plötzlich ein Schuß. Wir sprangen alle auf und an unsern Posten. Alles war still. Wir hörten unser Herz klopfen. Auf einmal erscholl der Ruf: ‚Die Patrouille!‘ Ein donnerndes Hurra von beiden Seiten war die Antwort – 33 Reiter und ein Maximgeschütz waren angekommen. Jetzt hielten wir es für sehr leicht, mit allem Nachdrucke gegen die Wilden vorzugehen.

„Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als Hauptmann Taylor erklärte, bestimmten Auftrag zu haben, uns alle sofort nach der Stadt zu bringen. Es war ein sehr schweres Opfer für uns, Haus und Hof, die Kapelle, unsere Schriften, Bücher, die Geschenke aus Europa, mehr als 100 Stück Vieh, das jetzt den doppelten Wert besaß, zu verlassen, und das in einem Augenblicke, wo kein Maschona es gewagt hätte, unserer Festung nahe zu kommen.“

Für einen Augenblick müssen wir hier den hochw. P. Richartz unterbrechen. Warum Hauptmann Taylor so bestimmte Befehle zur Eile hatte, ist ziemlich erklärlich, wenn man z. B. nur an den Kampf im Masoe-Thale denkt, wenn man sich die fürchterliche Aufregung über das Schicksal aller Weißen, wenn man ferner das drückende Gefühl der Verantwortlichkeit, welches die Behörden und Vertreter der Afrikanischen Gesellschaft in Salisbury überkommen mußte, sich einigermaßen vergegenwärtigt. Die Ignatius-Farm war auch thatsächlich diejenige europäische Niederlassung, welche von den Maschonas zuallerletzt angegriffen wurde, und es ist, wie es scheint, die dortige Bevölkerung nur durch Drohungen dazu bestimmt worden. Die Missionäre waren in ihrer Abgeschlossenheit von den Ereignissen der letzten Tage, der Allgemeinheit und der blutigen Grausamkeit der Rebellion weniger unterrichtet.

Man dachte ferner in Salisbury, daß die paar Hunderte weißer Männer, welche im Lande waren, rasch müßten zusammengezogen werden, um sich mit Erfolg gegen die Tausende gut bewaffneter Schwarzen ihres Lebens wehren zu können. Und vielleicht wären sie doch noch unterlegen, wenn die Wilden unter der Leitung der Matabele rasch ihren Vorteil benutzt und einen einheitlichen Angriff gemacht hätten. Dann wäre auch die Besatzung der Ignatius-Farm zunächst von Salisbury abgeschnitten und womöglich ausgehungert worden. Allerdings kam es zu keinem einheitlichen Vorgehen der Empörer. Aber für Hauptmann Taylor und seine Vorgesetzten war der Augenblick maßgebend und mußte es sein. Es würde ja vieles im Moment der höchsten Gefahr anders angeordnet werden, wenn man oft nur den Verlauf einer Viertelstunde sicher voraussehen könnte. Unterdessen muß man sich rasch zu dem entschließen, was größere Sicherheit zu bieten scheint.

Man zog also ab. „Der Rückweg ging“, erzählt P. Richartz weiter, „durch ein breites Thal. Sobald wir hier eingetreten waren, wurde auf uns geschossen. Nun mußten wir nahe an dem Kraale Membere vorbei. Die Reiter und Schützen schwärmten aus. Da fiel gerade zwischen dem Kraal und der Straße ein Schuß, und die Kugel streckte einen unserer Führer, Herrn Stevens, der sich über unsere Rettung sehr gefreut hatte, nieder. Er war durchs Herz getroffen. Nun wurde die Eile fluchtartig. Es galt, einer Ansammlung der Maschonas zuvorzukommen. Man nahm dem Toten Gewehr und Patronen ab und ließ ihn liegen. Da ich kein Pferd hatte, ließ mich Taylor hinter einem Soldaten aufsitzen. Das war für mich eine fürchterliche Lage. Ich war so matt, daß ich den Galopp nicht mehr aushalten konnte und absteigen mußte. Unterdessen sprengte die Mehrzahl der Leute mitsamt dem Geschütz so eilfertig vorwärts, als gelte es, die Maximkanone und nicht uns Schwache und Kranke zu retten.

„Etwa eine Stunde von Salisbury fanden wir die schneidigen Reiter auf einer offenen Ebene auf uns warten. Da war nun keine Gefahr mehr, und wir rasteten ein wenig. Dann zogen wir in die Stadt ein. Der Administrator kam uns entgegen. Ich verließ die Reihe, ritt auf ihn zu und dankte ihm. Er war sehr erfreut und sagte: ‚Gott sei Dank, daß Sie hier sind.‘

„Nun wurden unsere Pferde und Flinten gleich mit Beschlag belegt, und wir sollten einer Truppe als Mitkämpfer zugeschrieben werden. Dagegen aber protestierte ich. Das Leben im Lager, wo so viele Menschen zusammen sein mußten, war für uns Priester höchst unerquicklich. Die Leute waren überdies so erbittert gegen die Maschonas, daß wir, als die Freunde der Neger, mehr als einmal arg insultiert worden sind. Einer der größten Schreier drohte mir, mich bei Gelegenheit zu erschießen. Aber ein Irländer von starkem Körperbau sagte dem Helden einfach, er würde ihm sofort den Schädel einschlagen, wenn er noch ein Wort gegen die Missionäre oder die Schwestern hören müßte. Das half.

„Wir brachten einen Monat im Lager zu. Während dieser Zeit kam immer mehr Verstärkung. Dann wurde der gefährliche Zug nach den Abercorn-Goldfeldern unternommen, an dem auch P. Biehler teilnahm. Man glaubte damals, daß dabei kaum einer mit dem Leben davonkommen würde. Es ging aber über Erwarten gut, und so kam neuer Mut ins Lager. Man wollte jetzt Chishawasha besetzen und den Feind aus der Umgegend verjagen. Oberst Beal teilte seine Leute und griff alle Kraale zwischen der Stadt und unserer Farm gleichzeitig an. Große Rauchwolken sagten uns, daß die Dörfer in Flammen stünden. Das hatten die Maschonas nicht so rasch erwartet. Hals über Kopf rannten sie davon. In unserm Haus war wenig zertrümmert worden. Auf Einladung von Oberst Beal kehrten wir freudigen Herzens auf unsere Station zurück. Die Garnison bestand jetzt aus zehn Weißen und zehn Schwarzen.

„Unsere Feinde haben sich geflüchtet, wohin es eben ging. Sie müssen bald furchtbare Not leiden, und der Hunger wird sie ohne Zweifel aus den Felsenlöchern treiben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein strenges Strafgericht über die Schuldigen kommen wird. Möge dieser traurige Zustand bald ein Ende nehmen!

„Wir bitten alle", schließt P. Richartz, „um das Almosen des Gebetes, damit dieser schwere Kampf zur größern Ehre Gottes möge bestanden sein. Wir sind nicht entmutigt, sondern mehr als je entschlossen, auf die göttliche Hilfe vertrauend neu anzufangen."

Möge die Zeit der Prüfungen für die Missionäre endlich zu Ende sein und der Tag des Sieges anbrechen!

13. Eine Reise durch Tembuland.

Tembuland grenzt unter dem 32.° auf eine kleine Strecke an das Meer, reicht aber weit landeinwärts bis an die Kathlambaberge. In dieser Provinz des Kaplandes haben sich Kreuzschwestern aus Menzingen in der Schweiz niedergelassen und arbeiten an der Erziehung der eingebornen Kinder. Ihre Oberin, Schwester Cäcilia, soll uns eine ihrer Fahrten erzählen, welche sie 1894 erlebte:

„Wir befinden uns im blumigsten Frühling. Man hat keinen Begriff daheim, welch herrliche wilde Blumen Südafrika hat. Die daheim so sorglich gepflegte Calla füllt die Bäche, während nebenzu die Heide noch braun aussieht und die alten Grashalme zu Pulver zerfallen, wenn man sie ausrauft. Unsere Internen, die in der Woche zweimal einen größern Spaziergang machen, meist dem Ufer der Umtata folgend, bringen vom ‚Wasserfall' ganze Lasten der schönsten hochroten Lilien, Callas, buschiger, violetter Meerzwiebelblüten und anderer Schönheiten mit, und unsere Bäume rings ums traute Mutterhaus hängen voll herrlicher, vielfarbiger und wohlriechender Blüten. Aber so ist es nicht immer. Letzten Mai — es war morgens und abends bitter kalt — mußte ich meine erste Schulvisitationsreise antreten. Morgens 6 Uhr hielt unser Postcart vor dem Eingang unseres Gartens und nahm mich auf. Solch ein Postcart ist einfach ein Karren mit zwei mannshohen Rädern, bespannt mit sechs struppigen kleinen Pferden, die nie einen Stall gesehen. Auf dem Karren war ein ganzer Berg von Briefsäcken mit Stricken festgeknebelt, und vor demselben zwei Sitze angebracht, ein großer Komfort hierzulande; denn meist muß man sich ein Loch zwischen die Briefsäcke stampfen und dort sich niederlassen. Was aber das Interessanteste am ganzen Fuhrwerk, das war der gute alte Salomon, der bewährte Kutscher, ein ehrlicher, gutherziger Kaffer. Seine zwei schwarzen Buben hatten früher unsere Kafferschule besucht, und dadurch wurde er ein großer Freund der Schwestern. Er spricht nicht viel Englisch, und seine kafferischen Freudenbezeigungen verstand ich leider nicht — aber er lachte seelenvergnügt und blies herzhaft sein Horn. Wenn ein Kunstmaler den alten Salomon sähe, er käme sicher unter den Pinsel mit seiner kühn gebogenen Nase ꝛc. Ich sah ihn zum erstenmal; aber die Schwestern riefen erfreut ihm entgegen: ‚O, der Salomon; jetzt geht alles gut!' Und nun ging es im rasenden Galopp vorwärts, und ich merkte bald, was ich zu thun hatte, um nicht hinausgeworfen zu werden; denn die Straßen hierzulande sind nicht angelegt, große Steine ragen hervor, und die starken Regen reißen tiefe Löcher, ja lange Gräben hinein. Im raschen Lauf ging es durch die brückenlose, breite, klare Umtata. Die Pferde waren sichtlich froh über das Bad und rannten jenseits das steile Ufer hinauf. — Das ganze Land ist durchaus hügelig, alles Heideland. Auf den Hügeln stehen die Kafferhütten in einem Halbkreis und schließen sich an eine Art Hürde für das Vieh, einfach ein freier Platz, mit einer Mauer von Rasenstücken oder aufeinander gelegten Steinen eingefaßt. Kennt der Postcart in einiger Entfernung vorbei, so springen die Hunde aus den Hütten und ihnen nach die Kinder, schwarze, flinke Dinger, und klatschen in die Händchen. Die Männer grüßten freundlich den guten Salomon und schauten verwundert ‚die heilige Frau' an — so heißen sie uns. Von Zeit zu Zeit kam eine Postablage, wo ein weißer Mann den Dienst versieht. Dort wurde ein Briefsack abgegeben und ein solcher empfangen, auch die Pferde gewechselt, die nun lustig der Heide, diesem Allerweltgut, zueilten. Die Baumlosigkeit giebt diesem Lande einen öden Charakter. Baumgruppen um das kleinere oder größere einstöckige Haus verkünden den weißen Besitzer; denn der Kaffer pflanzt wohl Mais und Kafferkorn (Durrha), aber keinen Baum. Früher soll das Land mit Urwald bedeckt gewesen sein, aber Grasbrände sollen auch den Wald ergriffen haben. Diese Grasbrände sind jetzt noch sehr im Schwang; sie befördern das Wachstum des neuen Grases, so daß auch der weiße Mann dieses Mittel jetzt anwendet. Herrlich rötet sich dann nach dem Einbruch der Winternacht rings der Himmel: das ist der Grasbrand.

„Nun ging es wie geflogen in ein herrliches Thal hinunter, das die Tziza, ein breiter, klarer Fluß, durchfließt, ein Nebenfluß des Umzimoubu, der sich in den Indik ergießt. So ein herrliches Flußthal ohne Dorf oder Stadt! Die Kaffern siedeln sich nie in der Tiefe an, aber ihre Maisfelder legen sie dort an. Als wir den Fluß durchfuhren, begegneten wir einem Trupp schlanker Kaffermädchen, die durch den ruhigen Fluß spazierten, je zu zwei sich an den Händen haltend und aus der hohlen Hand das Flußwasser trinkend. Die Kaffern sind schön gebaut, die Glieder hübsch geformt, nur die schwarzen, aufgeworfenen Lippen, das gelbliche Weiß der Augen und der bürstenartige, schopfige Haarwuchs machen sie unschön, ja häßlich. Dieses arme Volk wird leider von den Kolonisten sehr verachtet, und wir dürfen es nicht wagen, ein halbschwarzes Kind, das einen Weißen zum Vater hat und seinen Namen trägt, in unsere weiße Schule zu setzen, wenn auch nur für einige Tage. Ich konnte es anfänglich nicht ertragen und nannte es Ungerechtigkeit; aber was kann man machen? Solche Verhältnisse sind national und gebieterisch hierzulande. Doch zurück zur schönen Tziza! Rasch und sanft kamen wir durch; denn der Fluß hat sandigen Grund, eine Ausnahme in Südafrika, das sonst so steinreich ist. Einige Stunden nachher machten wir bereits ganz andere Erfahrungen. Wir hatten eben die Pferde gewechselt und fuhren rasch durch das steile Ufer in die Tina hinunter, ebenfalls ein herrlicher Fluß. Wir waren in der Mitte desselben, als plötzlich ein starker Ruck den Wagen zurückschnellte, und wir blieben stecken. Salomon und sein junger schwarzer Gehilfe hieben mächtig auf die Pferde ein. Das vordere Paar machte tolle Sprünge und wollte zurück, worauf der Junge seine Sackkleidung abwarf und in den Fluß sprang, sein Amt bei den Pferden zu versehen. Aber alles Schlagen, all der Heidenlärm waren vergeblich. Am Ufer stand der weiße Mann der Postablage und sein Weibergesinde und gafften und lachten. Salomon schickte den Jungen fort und ließ die Pferde in Ruhe, von denen zwei ganz unter Wasser standen und nur noch das Maul herausstreckten. Salomon erklärte mir, sie thäten das bloß, um nicht geschlagen zu werden. So saßen wir eine halbe Stunde, als sechs große Kaffern mit dem Jungen ankamen. Ohne jeglichen Lärm stellten sich zwei an jedes Rad und hoben es, und die zwei andern mit dem Jungen zerrten die Pferde auf, schlugen und schrieen, und

heraus und vorwärts ging es jetzt im Nu. Salomon dankte freundlich, und die schwarzen Helfer schauten uns vergnügt nach. Ich fragte Salomon, ob er den Kaffern nicht ein Trinkgeld geben müsse. ‚O nein, gute Freunde das.‘ Wo thäten Weiße so etwas ohne Trinkgeld! Als die Nacht einbrach und die Pferde ermüdet waren, gab es noch einigemal einen unfreiwilligen Halt. Einmal lohte vor uns ein gewaltiger Grasbrand auf, der auch das Straßengras ergriff. Die Pferde bäumten sich, aber Salomon regierte gewaltig mit seiner Peitsche, und hinein ging es und mitten durch. Nachts 10 Uhr hieß es: Mount Frere ist da — unsere nächste Missionsschule. Da der Telegraph — der hierzulande nicht der Straße folgt, sondern von Hügel zu Hügel, oft an dem Kaffernkraal vorbeizieht — den Schwestern bereits meine Ankunft vorausverkündigt hatte, so erwarteten sie mich schon an der Post — ein freudiges Wiedersehen! Den andern Tag besichtigte ich die Schulen. Die weiße — europäische, wie man hierzulande sagt — enthielt die Kinder der englischen Kolonisten verschiedener Konfessionen, deren Geistliche den Religionsunterricht besorgen. Der Engländer ist ruhiger, und von ‚confessionsloser‘ Schule hörte ich hierzulande noch nichts. Vielleicht ist ihnen der Begriff selbst fremd. Der Vormittag gehörte also den kleinen Engländern. Der Nachmittag führte mich zu den guten Schwarzen, darunter große und kleine Mädchen und Knaben. Wer noch nichts gelernt hat, der kommt eben in den ‚first Reader‘ (erstes Lesebüchlein), ob groß oder klein. Es ist merkwürdig, wie einfach diese schwarzen Leutchen sind. Neben dem fast erwachsenen Küchenjungen der Schwestern saß ein ganz kleiner Knabe, dabei sein noch kleineres Schwesterchen mit Augen wie große schwarze Kirschen. Alle drei waren im ersten Lesebüchlein und lasen ganz nett ihre englische Aufgabe. So ging es durch alle Klassen, und auch die Aufgaben auf den Schiefertafeln fielen ganz befriedigend aus. Manches gute Talent sitzt in dieser Schule. Das Rechnen und Singen haben die schwarzen Kinder am liebsten, und sie legten mir bei meinen wiederholten Schulbesuchen schöne Proben davon ab. Sie sangen mir Marien- und Kirchenlieder in ihrer schönen Kaffernsprache und auch englische. Wären die Kliks (ein Schnalzen mit der Zunge) nicht, es wäre eine prächtige Sprache; sie erinnert, gesungen, an ein gutes Italienisch. Es sind volle und doch weiche Stimmen; etwas Fremdartiges tönt aus diesen Stimmen beim Gesang, etwas wie Wehmut, etwas Tiefes und Kraftvolles. Ich suchte es mir zu erklären; aber das ganze Wesen des Kaffers hat schon im Kinde so viel Ernst und selbständige Kraft, daß man sich wirklich einem fremdartigen Wesen gegenüber fühlt. So ein kleines Kaffermädchen sitzt, wie mir die Lehrerin sagte, stundenlang, ohne ein Wort zu reden, in der Schule. Wird es gefragt, so sagt es ruhig seine Sache und zeigt keinerlei Erregung. Dort saß der zehnjährige Sohn des Häuptlings Macaula. Sein Pferd graste draußen auf der Heide. Er las mir tadellos ein Stückchen aus dem englischen Lesebuch, zeigte mir auch seine schriftliche Arbeit und horchte mit Interesse auf mein Lob. Aber kein befriedigtes Lächeln, keine Bewegung, die Stolz oder Ehrgeiz verriet, glitt durch seine Züge. Drei bis vier Stunden sitzt er lautlos und aufmerkend in der Schule, dann aber springt er auf sein Pferd und fliegt durch die Heide der Hütte seines Vaters zu.

„Nach einer Woche, die ich mit unsern guten Schwestern und ihren lieben schwarzen und weißen Kindern hier in Mount Frere zugebracht, bestieg ich wieder unsern Postcart, um Kokstad, 70 Meilen weiter, zu erreichen. Sofort bemerkte ich, daß der gute alte Salomon fehlte, und auch der Karren war übler Art. Ich hatte ein halbschwarzes Kind mitzunehmen, ein Mädchen von 7 Jahren. In aller Eile machte ich für dasselbe ein Nestchen zwischen den Briefsäcken zurecht, damit es nicht herausgeworfen würde. Ich selbst mußte mich rückwärts sitzend einzurichten suchen, da alles mit Säcken überfüllt war. Die zwei jungen Treiber, die überdies kein Wort Englisch sprachen, kümmerten sich um uns nicht im geringsten, so daß es mir bange auf die Nachtfahrt wurde; denn wir verließen Mount Frere erst nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr. Nun schlugen die Burschen einen rasenden Galopp an: es wetterte wahrhaft über all die Löcher und Steine der unbeschreiblichen Straße weg. Ich wunderte mich nur, daß der elende Karren nicht in Stücke ging. Wir kamen zur Postablage am Umzimoubu, einem breiten und raschen Strom. Ich dachte schon mit etwas Sorge an die Erlebnisse in der Tina, als der Postmeister mich bat, in sein Haus zu kommen, er werde mich über den Fluß schiffen. Er stellte mir dort seine Frau und Kinder vor und teilte mir auf dem Wege zur Uberfahrtsstelle mit, daß er vor einigen Jahren England verlassen und bald dorthin zurückreisen werde, seine Eltern wiederzusehen. Er freute sich sichtlich, wieder ‚frische‘ Europäer zu sehen; auch hatte der hochw. P. Le Bras in Mount Frere einen Boten an den Mann vorausgeschickt, uns überzuschiffen. Dann ging es wieder auf den Postcart, und gegen die Höhe führte eine ganz richtig angelegte, aber schmale Straße. Ich weiß nicht, wie es da geht, wenn zwei Ochsenwagen oder ein solcher und der Postcart einander begegneten! Zum Glück haben die Kaffern ein sehr scharfes Gehör, so daß sie selbst bei Nacht und Nebel die kommende Begegnung berechnen können. Nun trat die Dämmerung ein, die hierzulande schnell in die Nacht übergeht. Da erhob sich ein Wind und trieb einen dichten Nebel herbei, in den wir auf der Höhe ganz eingehüllt waren. Es war dunkle Nacht und bald wegen des dichten Nebels kein Sternlein sichtbar, und der Cart führt keine Laterne mit. Das war eine unheimliche Fahrt! So ging es über Stock und Stein weiter, und zum Wind kam noch der Regen. Endlich blieben wir noch stecken, und die Treiber schlugen auf die armen Tiere los und pfiffen in die Ferne, von woher auch Pfiffe als Antwort kamen. Heraus ging es aus dem Loche, und nun hielt der Cart, und wir mußten absteigen. Ein schwarzer Mann kam seitwärts mit einer Laterne, und wir wurden mit unserem Gepäck in einiger Entfernung in eine Kafferhütte geführt. Schon längst wünschte ich die Einrichtung und das Leben und Treiben in einer Kafferhütte zu sehen; nun wurde mein Wunsch mehr erfüllt, als mir lieb war. Als wir eintraten, brannte ein Feuer in der Mitte, und seitwärts davon lag ein starkes Kaffermädchen auf einer Matratze, welches sofort aufstand und mich freundlich auf englisch begrüßte. Man stellte uns ein längliches Bänkchen hin, auf welchem wir uns niederließen, und ich begann meine Umgebung zu mustern. Da allnächtlich ein Feuer hier brennt, so ist das Innere dieser Hütten schwarz und rußig. Auch riecht alles nach diesem Rauch, der uns Weiße in die Augen beißt; denn dies yellow wood (Gelbholz) brannte langsam und rauchte beständig, da große Knebel zugelegt wurden. Es war recht bitter kalt und die Thür nicht hoch genug, um die Öffnung zu schließen; eigentlich war sie nur angelehnt. Fenster sind nicht in solcher Hütte. Wir, meine Gastwirtin und ich, unterhielten uns freundschaftlich. Nun kam ein Mädchen, eine Verwandte, und brachte eine große Schüssel mit etwas Dampfendem und bot sie mir an. Da ich keinen Löffel erhielt und nicht unterscheiden konnte, was es war, so dankte ich und lehnte ab, nahm aber, um die Leute nicht zu beleidigen, meinen eigenen Proviant

heraus und bot ihnen davon an, was sie gerne annahmen. Die Kafferin breitete auch ein Leintuch über ihre Matratze und lud mich zum Schlafen ein. Ich wickelte meine kleine Alice in meinen Shawl und legte sie neben die Kafferin. Auch das Mädchen wickelte sich in ein Tuch, legte sich auf den Boden der Hütte und fiel rasch in festen Schlaf. So schlief bald alles um mich, und ich unterhielt das Feuer. Als ich mit meinem Bänkchen an die Wand rücken wollte, stieß ich an ein paar Hühner, die dort ihre Nachtruhe hielten und die nun gegen den Angriff rebellierten. An der Wand hingen einige Calabaßgeschirre, einfach ausgehöhlte Kürbisschalen, in welchen die Kaffern ihre Milch aufbewahren. Sie kommen mit solchen hier oft vor unsere Küche und verkaufen Milch.

„Endlich kam der Morgen; der Regen hörte auf, und wir fuhren weiter. Nachmittags 2 Uhr kamen wir bei unsern Schwestern in Kokstad an, wo alles bald besser ging. Aber meine Lust, Kafferhütten von innen zu sehen, habe ich gebüßt.

„Unsere Missionsanstalt in Kokstad hat gleichfalls eine schwarze und eine weiße Schule und weiße Interne, zusammen 70 bis 80 Kinder wie in Mount Frere, wo aber einige schwarze Interne sind. Eine dritte Missionsanstalt mit Schulen und Internat befindet sich in Cala, die aber erst im Januar dieses Jahres gegründet wurde und erst später einer Visitation bedarf. So kehrte ich ins liebe Mutterhaus nach Umtata zurück.

„Strapazen hatte die Rückreise genug, warf ja dieser Barbar von Postcart einmal gehörig um und uns zum Glück hinaus; denn wären wir unter ihn gekommen, so wären wir Passagiere, da er von den sechs Pferden mit nach oben stehenden Rädern noch ein Stück weit fortgeschleppt wurde, übel zugerichtet worden. Und was kostete diese Reise von circa 300 Meilen? Mehr als 8 Pfd. St. = 200 Frcs. — Nach 50 Jahren wird man in diesem Land besser und wohlfeiler reisen, so hoffe ich, und alle diese fruchtbaren Thäler werden besser und bewohnter aussehen und die Hügel und Berge den Schmuck der Wälder tragen."

Springhase und Band-Iltis.

14. Südafrikanische Fabeln und Märchen.

Der Hase spielt in den Fabeln der Südafrikaner eine große Rolle. Von ihm erzählen die Sulu folgende Geschichte: „Der kleine Hase hatte mit dem Löwen einen Bund geschlossen, wurde aber von demselben, als der schwächere, mißhandelt. Da beschloß er, sich zu rächen. Er sagte zum Löwen: ‚Mein Vater, wir sind dem Regen und dem Hagel ausgesetzt; laß uns daher eine Hütte bauen.' Der Löwe war es zufrieden, setzte sich ruhig hin und sagte: ‚Baue also eine Hütte über mich!' Der ‚verschmitzte Renner' schlug ringsum Pfähle ein und flocht Zweige dazwischen, und ohne daß der träge Löwe es merkte, verwob er geschickt die Schwanzhaare seines Feindes mit dem Fachwerk der Wände. So hatte er seinen Feind gefangen und sah mit Vergnügen, wie derselbe vor seinen Augen vor Hunger und Durst sterben mußte." Die Fabel lehrt: List geht über Stärke; aber sie zeigt auch die grausame Gesinnung der Sulu gegen ihre Feinde.

Die Hottentotten haben auch eine Fabel vom Hasen, und zwar erklärt sie, warum der Felshase keinen Schwanz hat, während der Springhase (vgl. untenstehendes Bild) und die übrigen Tiere mit langen Schwänzen geziert sind. „An dem Tage, da bei den Tieren die Schwänze verteilt wurden, war der Himmel mit Wolken überzogen, und es drohte zu regnen. Daher wagte sich der Felshase nicht aus seiner Höhle heraus und bat den Nachbar, ihm doch seinen Schwanz mitzubringen. Alle Tiere kamen mit Schwänzen geziert nach Hause; aber keines brachte dem Felshasen den seinigen mit. Und so hat der Felshase bis auf den heutigen Tag keinen Schwanz und kann nicht, wie die übrigen Tiere, mit dem Schwanze wedeln." Die Lehre dieser Fabel liegt auf der Hand.

Noch eine andere Fabel, welche einen ernstern Hintergrund hat, haben die Hottentotten vom Hasen: „Einst sandte der Mond den Hasen zur Erde nieder, damit er den Menschen die tröstliche Versicherung bringe: ‚Wie ich sterbe und wieder lebendig werde, so sollen auch die Menschen sterben und wieder lebendig werden.' Der Hase aber vergaß die Botschaft und meldete nur: ‚Wie ich sterbe, so sollen auch die Menschen sterben.' Als nun der Hase zum Monde zurückkehrte und berichtete, wie er sich seines Auftrages entledigt habe, ward der Mond sehr zornig, ergriff ein Beil und wollte dem Hasen den Kopf spalten. Der Hase aber sprang rasch zurück; da spaltete ihm der Hieb nur die Oberlippe, und daher stammt die Hasenscharte. Der Hase aber wurde auch zornig, sprang dem Monde ins Gesicht und zerkratzte dasselbe, und man kann heutzutage noch sehen, daß sein Gesicht voller Schrammen ist."

Eine andere Fabel erläutert, daß es schwer hält, seine schlimmen Gewohnheiten abzulegen. „Der Affe warf dem Hasen vor, daß er sich fortwährend umsehe; der Hase aber entgegnete, der Affe kratze sich beständig. Beide beschlossen, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bei einander zu sitzen, und der Affe versprach, sich nicht zu kratzen, und der Hase gelobte, nicht umzuschauen. Am festgesetzten Tage kauerten sie sich bei Sonnenaufgang gegenüber. Regungslos hielt der Hase seine Augen auf den Affen gerichtet, und unbeweglich ruhten die Hände des Affen in seinem

Schoße. Es wurde Mittag. Da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch aushalten konnte: ‚Als ich neulich im Kriege war, trafen mich Pfeile hier und hier und hier und da und da.‘ Unter dem Vorwande, die Stellen zu zeigen, wo ihn die Pfeile getroffen haben sollten, kratzte er sich rasch dabei. Auch dem Hasen war es unerträglich, seine Augen auf denselben Fleck gerichtet zu halten, und er sagte: ‚Als ich neulich im Kriege war, verfolgten mich viele Feinde; vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, bald rechts, bald links,‘ und dabei wendete er seine Augen mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen, nach denen er mit seiner Pfote zeigte.“

Doch genug der Fabeln! Schließen wir mit dem Märchen vom Zauberfelsen, welches der deutsche Reisende Dr. Theophil Hahn bei den Herero, von denen sogleich die Rede sein wird, gehört haben will. „Ein Häuptling besaß sieben Töchter, die er sehr lieb hatte. Sie wollten aber für sich leben, bauten sich eine gemeinsame Binsenhütte und wohnten stets zusammen. Es kam ein sehr heißer Sommer; das Gras verdorrte, das Wild zog fort, und die Ochsen fanden keine Weide mehr. Da beschloß der Häuptling, mit seinen Leuten neue Weideplätze aufzusuchen; den sieben Schwestern aber gefiel ihre Hütte so gut, daß sie allein zurückblieben. Sie lebten einige Zeit glücklich miteinander; da kamen feindliche Damara in den verlassenen Kraal, fanden die Schwestern und nahmen sie gefangen. Die Mädchen sollten sich nun mit Damara verheiraten; sie wollten das aber nicht. Deshalb sperrte man sie in ihre Hütte und ließ sie hungern und dursten. Eines Tages gingen die Damara auf die Jagd und ließen nur einen alten Mann zur Bewachung der Mädchen zurück. Da erschlugen die Mädchen auf den Rat der Jüngsten diesen Feind und flohen. Als aber die Damara von der Jagd zurückkehrten und sahen, was geschehen war, verfolgten sie die Flüchtigen. Die sieben Schwestern hatten zwar einen großen Vorsprung; aber die Männer, welche die Fußspuren im Sande fanden, konnten besser laufen. Schon waren sie nah, und die Mädchen hielten sich für verloren. Da sagte die Jüngste: ‚Hier ist ein Zauberfelsen; wenn ein Frommer die Zauberformel spricht, öffnet er sich, daß man hineintreten kann.‘ ‚Du bist die Frömmste und Klügste,‘ sagten die Schwestern; ‚sprich die Formel und rette uns!‘ Sie sprach die Formel: da öffnete sich der Zauberfelsen, ließ die Mädchen eintreten und schloß sich hinter ihnen. Erst waren sie erschrocken; aber ein Gang führte sie in eine herrliche Landschaft voll frischer Bäche, blumiger Wiesen und grüner Bäume. Dort weideten Lämmer und Rinder, und auf den Mimosenbäumen hüpften bunte Vögel und sangen schöne Lieder. Die Mädchen vergaßen ihre Angst und ihre Verfolger. Inzwischen waren die Damara vor den Zauberfelsen gekommen, wo die Fußspuren verschwanden. Sie suchten in Klippen und Büschen, konnten aber die sieben Schwestern nicht sehen. Da legte einer das Ohr an den Zauberfelsen; erstaunt fuhr er zurück; er hörte etwas wie das Blöken von Lämmern. Die andern horchten auch; der eine sagte: ‚Es sind Menschenstimmen;‘ der andere: ‚Nein, es ist Vogelgezwitscher;‘ der dritte: ‚Nein, es sind die Töne einer Trommel,‘ und so wollte jeder etwas anderes hören. Darüber gerieten sie in Streit, schlugen sich mit den Kirikeulen die Köpfe blutig und gingen endlich verdrießlich durch die Sandwüste nach Hause. — Die Schwestern blieben viele Tage im Zauberfelsen, wo sie ein gutes Leben hatten, Blumen pflückten und mit den Lämmern spielten. Nach und nach aber erwachte in ihrem Herzen die Sehnsucht nach den Eltern und der Heimat. Sie wollten die Sonne wieder sehen und Eltern und Gespielinnen und den Wind rauschen hören und über den Sand und die Dornhecken springen. ‚Wenn wir doch wenigstens den Eltern sagen könnten, wo wir sind, und wie schön es hier ist,‘ sagten sie oft. Endlich wurde die Sehnsucht so stark, daß sie heimzugehen beschlossen. Sie traten also in den dunkeln Gang, der so enge war, daß eine hinter der andern gehen mußte. Voran schritt die Jüngste, zuletzt die Älteste. Auf die Zauberformel der Jüngsten öffnete sich der Felsen, und sechs Schwestern traten ans Tageslicht; vor der Ältesten aber schloß sich der Felsen; denn sie hatte Böses geredet und die Feinde verwünscht. Sie mußte im Zauberfelsen bleiben und weinen, und noch jetzt tropfen ihre Thränen durch den Stein. Die andern aber fanden die Eltern wieder, und es war Freude im Kraal. Der Häuptling schlachtete ein Rind, und beim Schmause erzählten die Mädchen die Wunder des Zauberfelsens. Alle waren sehr erstaunt, meinten aber, wie die Mädchen, es sei am schönsten in der Heimat, und beschlossen, keinen Feind zu verwünschen, damit sie nicht im Zauberfelsen weinen müßten wie die älteste Häuptlingstochter.“

Südafrika.

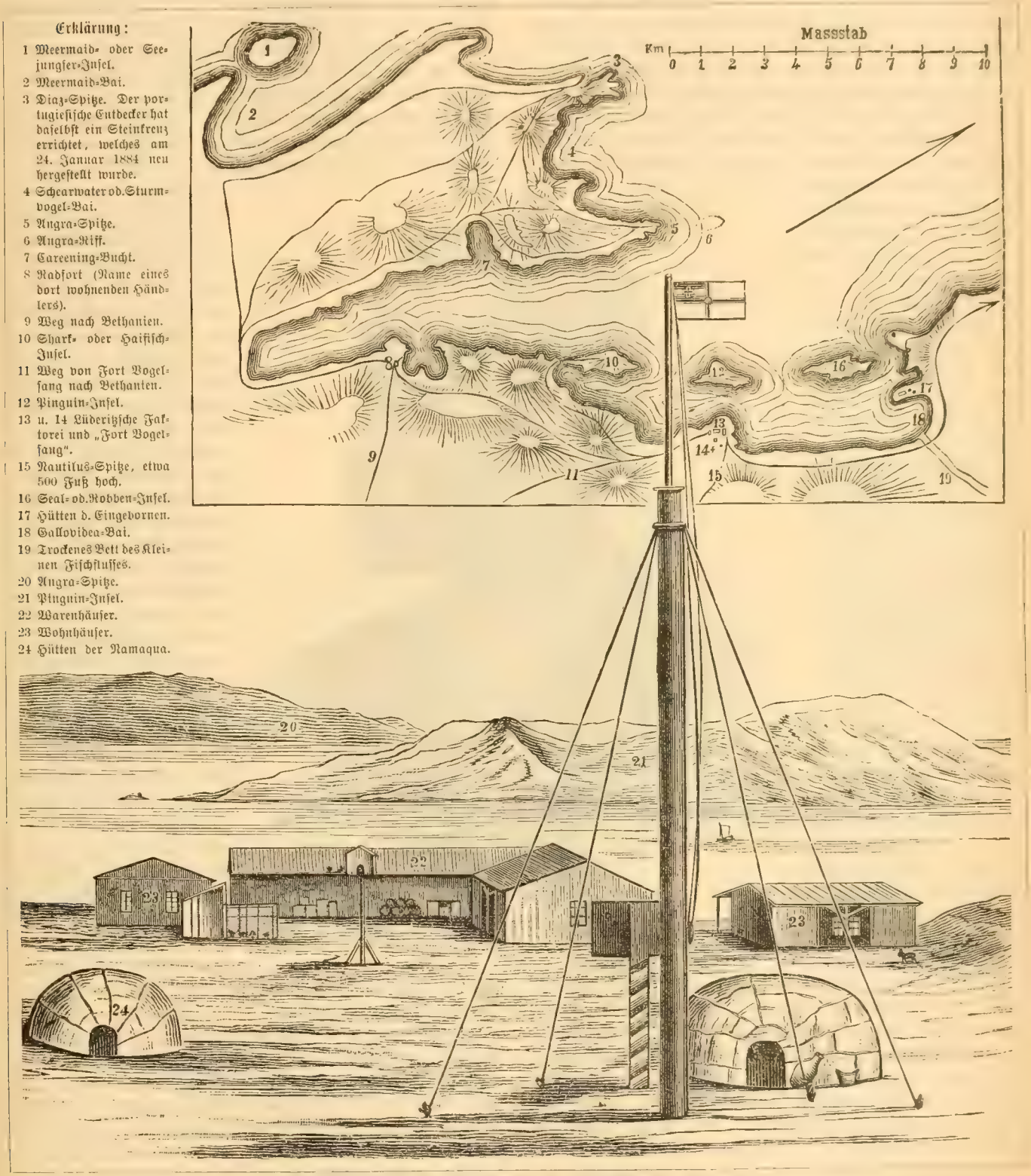
15. Deutsch-Südwestafrika.

Und nun wenden wir den Kiel des „Afrikaners“ um Afrikas Südwestspitze und segeln, immer der Küste folgend, nordwärts. Unser nächstes Ziel ist das kürzlich so viel genannte Angra Pequena (vgl. obenstehendes Kärtchen).

Die Grenze zwischen der Kap-Kolonie und Deutsch-Südwestafrika bildet der Oranje-Fluß. Langsam und träge schleicht der Oranje oder Garriep zur Zeit der Dürre dahin. Der Mangel an Zuflüssen und die ungeheure Verdunstung läßt ihn auf ein sehr enges Rinnsal zusammenschrumpfen. Nur die rechts und links sich weit ausdehnenden Flächen des weißen Flußsandes geben zu verstehen, welch enorme Wassermassen zur Zeit der tropischen Regen sich hier durchwälzen müssen. Das Anschwellen des Oranje geschieht plötzlich mit unglaublicher Schnelligkeit und unwiderstehlicher Gewalt. Sobald die ersten Regentage einsetzen, stürzen aus allen das Jahr über trockenen Felsenthälern die Gewässer rasch dem Oranje zu. Nichts läßt den Augenblick der kommenden Flut genau vorherbestimmen. Auf einmal hört man aus der Ferne eine Art

Knirschen, Tosen, Brausen, welches sich jede Sekunde steigert und beinahe zu einem Gebrüll verstärkt. Das ist die Flut. Sie treibt alles vor sich her. Felstrümmer, Baumstrünke, Tiercadaver, ein wahres Stein- und Sandmeer, alles wird gleich einer Gletschermoräne vor- und in den Sturzwassern dahergeschwemmt. In einem Augenblicke sind die Sandflächen verschwunden, und schmutziggelbe

Die Bucht von Angra Pequena.



Fort Vogelfang, die erste Faktorei im Lüderitzlande. (S. 330.)

Wellen eilen brausend über sie hin. Wer sich jetzt im Flußbette überraschen läßt, ist verloren. Gewöhnlich beträgt die erste Steigung 6—8 m, manchmal auch viel mehr, so daß die Bäume auf den Inseln nur mehr mit ihren Wipfeln aus dem Wasser schauen. — Den Oranje-Fluß mit der einzigen, hier zu Lande üblichen Fahrgelegenheit, dem Ochsenwagen, zu erreichen, ist außerordentlich

schwierig. Zunächst liegt das eigentliche Flußbett tief eingeschnitten; dann werden die Ufer noch durch hohe Dünen von Flugsand und eine doppelte, sehr zerklüftete Felsenkette geschützt. 16, 18 bis 20 Ochsen suchen in langsamem Schritt, mürrisch brummend, den Wagen voranzuschleppen. Man steht am Fuße der Hügel, welche die Karawane vom Flusse trennen, und der Aufstieg muß beginnen. Bald finden die Räder in dem losen, fast metertiefen Steingeröll keinen Halt mehr. Es kann die ganze Masse ins Rutschen kommen. Die Ochsen suchen den Wagen in die Höhe zu bringen; sie setzen die Hufe fest ein. Alles hilft nichts; langsam reißt das Gewicht des Wagens sie zurück, abwärts. Die Treiber fangen an zu schreien, zu peitschen. Die Tiere werden unruhig. Schneller und schneller geht es bergab. Da fährt der Wagen glücklicherweise gegen einen Felsen. Der Gegenstoß macht das Fuhrwerk in allen Fugen seufzen und wirft den unglücklichen Reisenden, der sich nicht vorsieht, Hals über Kopf auf den Boden. Man leidet Schiffbruch in diesem Meer von Steintrümmern. Welche Mühe, den Gipfel zu gewinnen! Aber es muß geschehen. Verdoppelte Peitschenhiebe bringen die Wiederkäuer nochmals zur Arbeit. Alles begreift jetzt, daß man bald zum Fluß kommen muß. Alles hilft schieben, schlagen, schreien. Den Ochsen fliegt der Schaum in Flocken ums Maul. Noch eine Viertelstunde, noch ein Anspannen aller übrigen Muskelkraft, dann sind wir oben. Ruhe für den Abstieg. Hier gilt nicht das Wort des Dichters: Facilis descensus, leicht steigt sich's hinab. Für den Wagen bedeutet dieser Abstieg nichts anderes, als eine Probe auf Sein oder Nichtsein. Mit seinem Gewichte muß er von einem Felsband herab auf das andere manchmal metertief fallen können. Wehe, wenn eine Achse, wenn ein Rad bricht! Woher Ersatz nehmen? Wehe, wenn die Ochsen das nachdrängende Gewicht plötzlich nicht mehr halten können! Alles geht in einem Knäuel zur Tiefe. Und dahinter her saust ein wahrer Regen von Felsstücken von der Größe eines Kinderkopfes bis zu Kubikmeterklötzen. Es ist nicht sehr reizend, zu Wagen nach dem Oranje zu fahren.

Nach den Felsen kommt schließlich noch der Sand. Todesstille weit und breit. Nur das Knirschen der Wagenräder unterbricht die beängstigende Einsamkeit. Hier und da sinken die Tiere bis an die Knie ein. Da, ein Ruck. Der Wagen steht stille. Er ist „eingesandet". Man hat den Weg, den festen Untergrund verloren. Es ist unnütz, auf die Ochsen loszuknallen. Sie lassen darauf schlagen und legen sich endlich auf die Seite. Alles muß jetzt herbei, den Wagen auszuladen. Ist dies geschehen, so nehmen die robustesten Treiber die Ochsen bei den Nüstern und bringen sie wieder auf die Beine. Neue Hiebe, neues Geschrei; dumpfes, erschöpftes Gebrüll, und langsam schieben die Räder den Sand zur Seite, und der feste Weg wird wieder gewonnen. Man hat einen halben Tag gebraucht, um die Stelle zu überwinden und ist nicht sicher, nach 10 Minuten wieder im Sande festzusitzen. Endlich nähert man sich dem Oranje und der Überfahrtsstelle. Peitschengeknall, Pfeifen, Flintenschüsse zeigen die Ankunft allen an, die einige Kilometer in der Runde vielleicht eine Hütte sich erbaut haben. Solche Reisen sind teuer. Sie kosten nicht nur Geld, sie können auch das Leben kosten, und man unternimmt sie nicht zum Vergnügen. —

Häuptling der Orlam (Halb-Hottentotten) in europ. Kleidung. (S. 332.)

Nördlich vom Kaplande, vom Oranjefluß bis zum Kap Frio, erstreckt sich zwischen dem Meere und der Kalahari-Wüste in einer Länge von etwa 350 Stunden und einer durchschnittlichen Breite von vielleicht 150 Stunden ein ödes Wüstenland, wohl nach der Sahara und einigen ähnlichen Einöden Australiens eines der armseligsten Länder der Erde, weshalb wohl in den vergangenen Zeiten keines der sonst ländergierigen Völker dasselbe zu eigen beanspruchte. Die Engländer begnügten sich, ungefähr in der Mitte dieser langen Uferstrecke die Walfischbai zu besetzen, des Fischfanges und Robbenschlages wegen. In jüngster Zeit hat nun auch das Handlungshaus Lüderitz aus Bremen einen Besitz in diesem Lande erworben, und der deutsche Reichskanzler hat denselben unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. So wurde bekanntlich am 7. August 1884 in Angra Pequena die deutsche Flagge aufgehißt (vgl. das Bild S. 329). Noch im gleichen Jahre erwarb die Firma Lüderitz das Hoheitsrecht über das Gebiet des Häuptlings von Bethanien in Groß-Nama-Land, und bald darauf wurden ähnliche Verträge mit mehrern andern Häuptlingen abgeschlossen, so daß das ganze Gebiet zwischen Oranje und Kuene (mit Ausnahme der englischen Walfischbai) bis zum 20. Grad östl. Länge jetzt das „Deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika" bildet. Im April 1885 verkaufte die Firma Lüderitz ihre Rechte der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika", welche die erworbenen Gebiete für industrielle und Handelsunternehmungen sowie für deutsche Ansiedelung vorbereiteten und unter Aufsicht des Kaisers verwalten will. Dr. Goehring wurde zum Reichskommissär ernannt. Derselbe schloß am 11. Oktober 1885 einen Vertrag mit dem Häuptling der Herero, kraft dessen sein Gebiet ebenfalls unter deutschen Schutz kam. Maherero, so heißt der Häuptling, gab nun verschiedenen

Unternehmern die Erlaubnis, Minen in seinem Lande aufzusuchen und anzulegen, darunter auch dem Engländer R. Lewis. Streitigkeiten waren die Folge, und als Dr. Goehring, gestützt auf eine Erklärung Mahereros von 1887, die Rechte der Deutschen forderte, hielt ihm R. Lewis eine ältere und allgemeinere Konzession des Hererohäuptlings entgegen. Es zeigte sich, daß Maherero des deutschen Schutzes überdrüssig war und sich gerne unter englischen Schutz gestellt hätte. Man sagt, die Deutschen seien ihm und seinen Leuten zu barsch und „schneidig“ gewesen. Der deutsche Reichskommissär und die Beamten der Gesellschaft verließen, um Schlimmerem vorzubeugen, einstweilen das Herero-Gebiet und riefen unter Hauptmann von François eine etwa 60 Mann starke „deutsche Schutztruppe“ herbei. Seither ist der Besitz des Herero-Landes Deutschland gesichert worden. Das Gebiet beträgt nun seit dem Vertrage von 1890 an Flächenraum 832 600 qkm mit etwa 300 000 Seelen. Die Grenzen sind im Norden der Kuene, im Süden der Oranjefluß und im Innern der 20. Grad östl. Länge.

Das Land hat übrigens wenig Anziehendes. „Wenn man vom Oranjefluß herkommt,“ sagt ein Reisender, der sich jahrelang im Namaqua-Lande aufhielt, „so sieht man weithin nichts als rötliche Sandberge, dazwischen hellfarbige Felsen. Hinter diesen Hügeln erhebt sich eine 20 deutsche Meilen breite Hochebene, wo kein Baum, kein Grashalm wächst, der Boden mit buntfarbigen Granitsteinen bedeckt ist. Diese einförmige, trostlose Hochebene leidet von brennender Gluthitze, welche den Boden heiß macht, die Füße versengt und das Atmen erschwert.“ Angra Pequena ist eine Bucht am Meeresufer dieser Wüste, die von dem Kap Diaz und einigen kleinen Inseln gebildet wird. Dort hat Herr Lüderitz ein Lagerhaus gebaut für seine Waren und einige kleine, einstöckige Wohnhäuser; darüber weht die deutsche Flagge, und daneben stehen ein paar Hütten der Namaqua. Zu Ehren Heinrich Vogelsangs, der diese erste deutsche Niederlassung im Auftrage des Herrn Lüderitz gründete, trägt dieselbe den Namen Fort Vogelsang. Im Osten erheben sich kahle Sanddünen, und im Westen schweift der Blick über einige ebenfalls kahle Inseln und Landspitzen auf das endlose Meer hin. Das größte Elend ist der Mangel an Trinkwasser; dasselbe muß zu Schiff wenigstens 60 Stunden weit hergebracht werden. Später wird diesem Übelstande vielleicht abgeholfen, wenn es nämlich gelingt, durch Bohren auf Quellen zu stoßen.

Herero-Frau mit einer dreiohrigen Ledermütze. (S. 333.)

Wenn man nun von Angra Pequena aus etwa 50 Stunden weit quer durch die Wüste gerade östlich reist, so gelangt man zwischen zwei Bergzüge, wo das Land nicht mehr ganz so unwirtlich ist wie an der Küste. Doch ist auch dort, in der Nähe der protestantischen Missionsstation Bethanien, die Gegend noch traurig genug. Es fehlt eben überall an dem befruchtenden Wasser, und über der dürren Steppe glüht am wolkenlosen Himmel die Sonne Afrikas! „Sie werden viel Sand und Steine finden,“ sagt ein Reisender aus mehrjähriger Erfahrung, „aber nur eine sehr dünne und zerstreute Bevölkerung, welche beständig an Wassermangel leidet, und Ebenen und Hügel, die unter den sengenden Sonnenstrahlen rösten wie verbranntes Brot.“ Es sind zwar Flüsse vorhanden und auf den Karten auch angezeigt; aber sie sind, wie die Wadi, welche wir in der Sahara trafen, nur während der Regenzeit mit Wasser gefüllt, sonst trockene Sandbette, in denen sich nur selten einige Tümpel salzigen und schlechten Wassers finden. Auch Quellen giebt es; doch sind selbst diese zum großen Teile salzig und versickern bald in der öden, wellenförmigen Steppe, aus welcher das kahle Berggerippe aufragt. Um diese wenigen Wasserstellen gedeiht ein spärlicher Graswuchs, der bald abstirbt, und ab und zu ein Kameldornbaum, dessen zähes Leben der Dürre trotzt, oder Dorngestrüpp, dem die Holländer den bezeichnenden Namen: Wacht een beetje, d. h. Wart ein bißchen! gaben, weil es den Wanderer mit seinen widerhakigen Stacheln unsanft zurückhält.

Das sind die Oasen der südafrikanischen Wüste; sie lassen sich mit den Oasen der Sahara, wo nach langer Wüstenfahrt saftiges Grün, schattige Tamarinden und hohe, schlanke Palmen das Auge erfreuen, nicht vergleichen. Doch sind diese armseligen Quellen und Tümpel die Plätze, an denen die unstät umherirrenden Bewohner dieses Landes ihre Hütten aufschlagen; denn nur in ihrer unmittelbaren Nähe finden sie etwas Weide für ihre Rinder. In den versandeten Flußbetten scharren sie Löcher, um mit ein wenig schlammigem Wasser den eigenen Durst zu löschen und ihr Vieh zu tränken. Das übrige Land ist der Tummelplatz der Wüstentiere: Giraffen, Antilopen, Schakale, Hyänen, Gnu drängen sich nächtlicherweile zu den Quellen, und Löwen und Leoparden suchen unter ihnen oder im Viehkraale der Eingebornen ihre Beute.

Nur eine kurze Zeit im Jahre legt die Einöde ein Festgewand an: wenn der Himmel sich mit Wetterwolken bedeckt und unter rollendem Donner Regengüsse niederbrausen. Dann füllen sich die

ausgetrockneten Flußbette mit Wasser, und tausend Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, die scheintot im Wüstensande ruhten, wachen zu einem kurzen Leben auf. Da schmückt sich die Steppe mit Grün; zahllose Wassermelonen wachsen und reifen, und unter dem Boden gedeihen saftige, eßbare Knollen, ein Labsal dem verschmachtenden Wanderer zur Zeit der Dürre, die nur zu bald wieder anbricht.

Das ist also Deutsch-Südwestafrika. Anfangs setzte man große Hoffnungen auf seinen Reichtum an Kupfererz. Man hat denn auch bereits seit mehrern Jahren an verschiedenen Orten angefangen, die Kupfergruben auszubeuten; leider bisher mit nur geringem Erfolg aus Mangel an Arbeitern und Verkehrsmitteln. Ergiebiger hat sich die Ausnutzung der Viehherden erwiesen. 1893 betrug die Viehausfuhr 750 000 Mark, wozu noch etwa 300 000 Mark für Straußenfedern, Häute, Felle, Hörner u. s. w. kamen.

Sehen wir uns nun die Eingebornen an. Den Hauptstamm im Süden bilden die Namaqua oder eigentlich Nama; denn die Silbe „qua" bedeutet Volk. Sie sind echte Hottentotten. Ein ganz anderer Stamm wohnt im Norden des Landes, die Herero oder Ova-Herero, was „fröhliches Volk" bedeutet. Vermischt zwischen beide hineingeschoben leben zersprengte Horden von Buschmännern und die Orlam oder Halb-Hottentotten (vgl. das Bild S. 330).

16. Hottentotten, Buschmänner und Herero.

Man kann nicht sagen, daß die Hottentotten schöne Leute seien, im Gegenteil, man rechnet sie zu den häßlichsten Menschen. Die Größe ist durchschnittlich nicht viel unter der Größe der Europäer; die Haut hat eine Lederfarbe; das Gesicht wird durch die stark vortretenden Backenknochen, durch die breite, tiefliegende Nase, durch die aufgeworfenen, rüsselartig weiter als die Nase vorragenden Lippen entstellt. Die Haare sind eigentümlich verfilzt und bilden kleine, erbsengroße Knollen, welche die Holländer „Pfefferkörner" nannten und zwischen welchen durch man die Kopfhaut sehen kann. Andere Mißbildungen des Leibes brauchen wir nicht anzugeben, doch sei noch der unausstehliche Geruch erwähnt, den sie verbreiten. Sie wohnen in halbkugelförmigen Hütten von etwa 4 m Durchmesser und 1,30 m Höhe. Das Gerippe dieser Mäusefallen besteht aus krummgebogenen Baumstämmen; darüber werden Matten gebreitet, welche sie recht geschickt aus dem Baste einer Mimosenart herstellen. Der Bast wird in heißem Wasser biegsam gemacht, dann gekaut und zu Fäden gedreht, welche nebeneinander auf den Boden gelegt und mittels eines Knochensplitters mit einem Querfaden verwoben werden. Dieses lockere Gewebe läßt im Sommer die Luft durchstreichen, quillt aber zur Regenzeit so stark an, daß es gegen Sturm und Regen hinlänglichen Schutz gewährt. Von den Sitten oder vielmehr Lastern dieses Volkes wollen wir lieber nicht reden. Sie haben kein gemeinsames Oberhaupt, sondern jeder Clan hat seinen Vorsteher, dessen Ansehen aber nicht viel gilt; höchstens ist seine Hütte etwas größer, und bei gemeinsamen Mahlzeiten erhält er das größte Stück Fleisch; auch bestimmt er, wohin der Stamm ziehen soll, und beruft die Volksversammlung.

Früher haben die Hottentotten im Kaplande gewohnt wie die Buschmänner; sie wurden aber von den Holländern und später von den Engländern in ihre jetzige wüste Heimat verdrängt; ja die europäischen Ansiedler führten sogar einen himmelschreienden Vernichtungskrieg gegen die armen Wilden und mordeten sie kaltblütig zu Tausenden hin.

Ein Buschmann.

Die Buschmänner (vgl. nebenstehendes und Bild S. 333) sind heute kein Volk mehr; sie leben nur noch in kleinen, zersprengten Horden in der Kalahari-Wüste und in den ödesten Steppen des Namaqua-Landes. Der Name Buschmann kommt von den Holländern her; sie selbst nennen sich Saan. Es sind kleine Leute, häßlich abgemagert, aber zäh; das Gesicht bei den nicht ganz jungen von zahllosen Falten durchzogen, wie eingeschrumpft; die Hautfarbe ist eigentlich kupferbraun, aber gewöhnlich durch eine aschfarbene Staubkruste bedeckt. Der Buschmann reibt sich, und zwar im Maßstabe seines Reichtums, mit Fett ein; er hat kein Haus, keinen Hof, keinen Häuptling, keine Heimat; er hat weder Kuh noch Ziege; nur Hunde und Ungeziefer leben mit ihm. Er ist ein gehetztes Wild und wird von den andern Stämmen für vogelfrei gehalten; er ist der unstäte Zigeuner Südafrikas. Unter einem Felsen, in einem ausgehöhlten Termitenbau haust er. Von Kleidung ist kaum eine Spur vorhanden, nur die Frauen sind etwas besser bedeckt und haben sogar einigen Schmuck. Der Buschmann ist ein geschickter Jäger und vortrefflicher Pfeilschütze. Dem Gnu und selbst dem Büffel gräbt er Fallgruben, wagt sich sogar an den Löwen und versteht den vorsichtigen Strauß zu überlisten. Dazu bedient er sich eines Straußenbalges und spielt darin täuschend ähnlich den schnellen Wüstenvogel. Hat er so seine Beute nahe genug herbeigelockt, so jagt er dem Strauße einen vergifteten Pfeil ins Herz, rupft ihn, verzehrt das Fleisch und benutzt die leeren Eier als Wassergefäße. Die Federn vertauscht er später gegen Branntwein, Glaskorallen und ähnliche Dinge.

Die Herero endlich, auch Damara genannt, sind von Norden her in das Wüstenland von Namaqua eingedrungen; sie gehören zur großen Familie der Bantu-Neger, doch haben sie in ihrer Lebensweise viel mit den Nama gemein. Sie sind größer, ebenmäßiger gebaut als die Hottentotten und nicht so muskulös wie die Kaffern. Die Backenknochen sind weniger hervortretend, die Lippen jedoch dick. Als Kleidung tragen sie neben der Schürze bei rauhem Wetter einen Pelzmantel. Ihre Frauen sind sehr putzsüchtig; dieselben tragen eine eigentümliche Lederhaube, welche sie vor keinem Fremden abnehmen und welche mit zwei oder drei steif aufstehenden, großen Ohren verziert ist (vgl. das Bild S. 331). Über der Stirne ist ein weiches Fell angebracht, das aufgerollt oder wie ein Schleier herabgelassen werden kann; auch über den Rücken hängt ein solches Fell herab. Überdies ist die Haube mit Glaskorallen, Perlmutterstücken oder Blechstreifen geschmückt. Aus Stückchen von Straußeneiern, welche auf Bänder genäht werden, verfertigen sie eine Art Mieder, verzieren den Pelzmantel mit Glaskorallen, tragen an Halsriemen verschiedene Pomadebüchsen mit Hammeltalg und rotem Ocker und schleppen an den Füßen einige Pfund Kupferdraht und Kupferkugeln. Diese Last zwingt sie zu einem mühsamen Gang; aber das gilt unter den Herero für nobel und gebildet, und sie bringen der Mode gerne dieses Opfer.

Frau eines Buschmanns. (S. 332.)

Im Lande der Herero haben sich seit längerer Zeit einige lutherische Sendboten niedergelassen. Als nun vor einigen Jahren auch katholische Missionäre sich dort ansiedeln wollten, zunächst um einen Stützpunkt der Mission in dem nordöstlich angrenzenden Lande von Ovambo zu haben, dann aber auch, um einer Anzahl katholischer Händler Gelegenheit zum Empfange der heiligen Sacramente zu bieten, wurden sie zwar anfangs von dem Hererohäuptling freundlich aufgenommen und erhielten die bestimmte Zusage, sich bleibend niederlassen zu dürfen. Aber die lutherischen Prediger hetzten die Herero so lange gegen die katholischen Glaubensboten auf, bis diese im September 1881 gewaltsam verjagt wurden. Dieser Handlung protestantischer Toleranz oder Duldsamkeit wurde im Laufe des Jahres 1884 dadurch noch die Krone aufgesetzt, daß die lutherischen Diener am Worte dem Herrn Lüderitz das Versprechen abnahmen, keine katholischen Missionäre im Lande, das seinen Namen trägt, zu dulden. Trotzdem ist in jüngster Zeit das Gebiet als Apostol. Präfektur Nieder-Cimbebasien den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau als Mission übergeben worden. Als Ort der ersten Missionsniederlassung ist im Einverständnisse mit der deutschen Regierung Windhoek (sprich Windhuk), der Sitz der Kolonialregierung und Hauptposten der deutschen Schutztruppe, gewählt. Ihre Sorge werden die neuen Missionäre zunächst den wenigen (etwa 20) katholischen deutschen Familien und den (40—50) katholischen Soldaten der Schutztruppe zuwenden.

Windhoek ist, wie P. Aloys Schoch schreibt, sehr schön gelegen in einer fruchtbaren, wasserreichen Oase. Die Gegend ist gänzlich fieberfrei, die Stimmung der Katholiken eine gute. Die Kunde, daß sich bald ein Priester dauernd in ihrer Mitte niederlasse, wurde in einer Versammlung mit Begeisterung aufgenommen. Auf die Bitte des Herrn Präfekten erklärten sie sich sämtlich gern bereit, die Missionäre nach Kräften zu unterstützen. Den Plan zu einem bescheidenen Missionskirchlein hat P. Schoch bereits entworfen. Freilich wird dasselbe nur aus einem einfachen Saal bestehen. Auch ein kleines Wohnhaus werden die Missionäre in unmittelbarer Nähe der Kirche errichten.

P. Schoch hofft, daß, wenn einmal eine größere Zahl tüchtiger Farmer nach Windhoek und Umgebung komme, dieser Ort auch in kirchlicher Hinsicht eine Zukunft haben werde. Leider stehen die Eingebornen auf einer äußerst niedrigen Kulturstufe. Im allgemeinen hält sie aber der Missionär „nicht für schlimmer als die Kaffern des Südens, von denen heutzutage viele ausgezeichnete Christen sind". Auch für seine Weiterreise nach dem trostlosen, fieberreichen Innern hofft P. Schoch das beste. „Bis Windhoek", schreibt er, „weist das Land ein gesundes Klima auf und ist gänzlich fieberfrei. Obwohl nun der Norden weniger gesund ist, so kann ich doch nicht gut glauben, daß das dortige Klima so höchst ungesund sei, wie man es gewöhnlich schildert. Liegt doch das Innere mehr als 1000 m über dem Meere. Dabei bietet es fast gar keine, wenigstens nicht große Thäler, desto mehr aber Hochebenen, auf denen sich das Fieber nicht lange halten kann." Hoffen wir, daß sich die Erwartungen des Missionärs, die zwar mit den trostlosen Angaben der Reisenden nicht ganz übereinstimmen, erfüllen.

Ein letzter kurzer Brief des Apostol. Präfekten trägt das Datum: „Auf dem Wege nach Okahandja, den 2. Juni." In Otjihenena traf der Missionär mit der Schutztruppe zusammen, die sich auf dem Marsche gegen den rebellischen Häuptling Samuel befand. Der Landeshauptmann, Herr Major Leutwein, ebenso wie die Offiziere nahmen den Pater sehr freundlich auf. Am folgenden Tage konnte er einen regelrechten Feldgottesdienst abhalten. Major Leutwein

erklärte wiederholt, im Namen der Regierung erlaube er nicht nur, sondern wünsche es sogar, die katholischen Missionäre möchten sich in Windhoek niederlassen und den Bau einer Kirche beginnen je eher desto besser. Auch zur Gründung einer Mission unter den Schwarzen in dem von der Regierung den Missionären zugewiesenen Gebiete sind günstige Hoffnungen vorhanden. Von Okahandja wird der Apostol. Präfekt zunächst nach Grootfontein und Udara, dem Hauptdorf der Ovambukhuskhus, gehen.

17. Die Mission von Cimbebasien.

Die Ovambo behaupten, ein Teil des nördlich vom Kuene, also auf portugiesischem Gebiete, wohnenden Volkes der Cimbebas zu sein, und so wurde die Mission, die unter ihnen von den Vätern des Heiligen Geistes gegründet wurde, die „Mission von Cimbebasien" genannt. Umsonst hatten sie versucht, unter den südlichern Stämmen zu arbeiten; sie waren auf Veranlassung protestantischer Sendboten mit Gewalt vertrieben worden.

Ein Bruder der Cimbebasi-Mission auf einem Reitochsen.

Die Mission wurde im Jahre 1884 durch P. Duparquet gegründet, der sein ganzes Leben der Bekehrung Afrikas geweiht. Sie hatte im Anfang zwei Stationen: eine in Ovambo unter dem Titel St. Michael von Okuanyama, und eine zu Kahele im Lande der Amboellas unter dem Titel Unserer Lieben Frau vom Siege. In den ersten Jahren hatte die Mission mit den größten Schwierigkeiten zu ringen. Prüfungen aller Art brachen über sie herein, und ohne die Einsicht, die Ausdauer und das unbegrenzte Gottvertrauen ihrer Gründer wäre sie unfehlbar zu Grunde gegangen. Wir geben im folgenden einen kurzen Überblick über die verschiedenen Wechselfälle.

Kaum waren einige Monate nach der Errichtung der Station von U. L. Frau vom Siege verflossen, als ihre Gründer, die Patres Hogan und Lynch, schon dem ungesunden Klima und den ausgestandenen Entbehrungen erlagen. Die Brüder, welche ihnen zur Seite standen, waren ebenfalls krank und arbeitsunfähig. Bei der andern Station, der von St. Michael, waren im Anfange die Prüfungen vielleicht weniger schwer; aber nicht lange nachher war der Verlauf auch dort ein äußerst trauriger. Bei dem Tode des Häuptlings, des Königs Nambadi, welcher die Missionäre beschützt hatte, plünderten seine Janitscharen den königlichen Palast, raubten seine Herden, dann auch die der Mission, durchbohrten den P. Delpuech und den Bruder Lucius, plünderten die Mission vollständig aus, teilten unter sich die in derselben erzogenen Kinder und führten sie als Sklaven mit sich fort. Die Mission von Okuanyama war völlig vernichtet. Es blieb nur noch die von Kahele; ihr wandten die Missionäre all ihre Sorgfalt zu; aber auch dort folgte Prüfung auf Prüfung. Ein Feuerfunken fiel in eine Tonne Pulver, dessen sich die Missionäre in ihrem Verkehre mit den Eingebornen als Tauschartikel bedienten, und in einem Augenblicke stand das ganze Haus in Flammen; in weniger als einer halben Stunde war von demselben nichts mehr übrig. Sobald als möglich richtete man einen Notbau her, aber vergebens. Der Gesundheitszustand wurde derartig, daß man unmöglich auf diesem Posten noch länger ausharren konnte. Man verlegte die Station drei Stunden flußaufwärts, nach Kassinga.

Im Mai 1888 begab sich P. Lecomte, der Apostol. Präfekt der Mission, mit 2 Brüdern und 30 Kindern in den Distrikt Katoko, um dort eine neue Station zu gründen. Die Brüder ritten nach Landessitte statt zu Pferde auf großhörnigen Ochsen (vgl. nebenstehendes Bild). Im September waren die Arbeiten beendigt, und die gute Gesinnung, welche die dortige Bevölkerung beseelte, schien zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Aber der Ehrgeiz des Häuptlings Kivako, der ehedem zu Kakonda die heilige Taufe und dabei den erlauchten Namen Luiz I. erhalten hatte, verdarb alles. Er benutzte die Anwesenheit eines in der Nähe seines Dorfes befindlichen portugiesischen Postens, um sich als König der ganzen Gegend aufzuspielen. Der portugiesische Befehlshaber drohte, sein Dorf anzünden zu lassen, wenn er sein übermütiges Treiben nicht einstelle; aber Kivako beruhigte seine Leute mit der Erklärung, daß es ihm ein Leichtes sein werde, die fremde Besatzung zum Abzuge zu nötigen. Der Verlauf der Ereignisse begünstigte wirklich seine Pläne. Infolge eines Irrtums erhielt die Besatzung den Befehl, den Posten zu räumen. Kivakos Übermut kannte nun keine Grenzen mehr, und immer drückender wurden seine Gewaltthaten gegen die Mission. Unglücklicherweise trat in jenem Jahre die Regenzeit ungewöhnlich spät ein; er ermangelte nicht, den Missionären die Schuld davon zuzuschreiben, und es gelang ihm wirklich, die Masse des Volkes mehr oder weniger davon zu überzeugen. Vergebens versuchte P. Lecomte, selbst mit Lebensgefahr, alle Mittel der Versöhnung; er wurde genötigt, unmittelbar nach Erlegung eines beträchtlichen Lösegeldes das Land zu verlassen.

Der Mission blieb somit wiederum nur eine Station, die von Kassinga (vgl. das Bild S. 335). Auch sie hatte gerade damals mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; denn sie litt unter dem Drucke einer in der ganzen Gegend herrschenden Hungersnot.

Trotz aller Einschränkungen, denen man sich unterzog, wurde es schließlich unmöglich, die 70 Kinder, welche sie zählte, zu ernähren. P. Lecomte wurde daher beauftragt, 35 derselben nach Huilla zu führen und den Schutz der portugiesischen Regierung gegen die Kassinga-Stämme zu erbitten, welche auf den Zusammenbruch der Mission rechneten und sich schon anschickten, dieselbe zu plündern. Als Antwort auf sein Gesuch erhielt P. Lecomte die Weisung, auch Huilla zu verlassen; die Regierung erkenne dieses ebensowenig an wie die Präfektur Cimbebasien selbst. Glücklicher war der Pater in Lissabon, wo er im Anfang Mai 1889 anlangte. Dort wurde von der Regierung die Wiederbesetzung des Königreichs Katoko beschlossen und ihm die Ermächtigung erteilt, zu Kakonda eine neue Station zu gründen. Am 25. Dezember, dem Feste der Geburt unseres Herrn, ergriff er Besitz davon, nachdem vorher der treffliche und tapfere Hauptmann Arthur de Paiva den Häuptling Kivako gefangen genommen und dem Lande die Ruhe wiedergegeben hatte.

Das ist eine gedrängte Zusammenstellung der Ereignisse, welche sich in den ersten fünf Jahren des Bestehens der Apostol. Präfektur Cimbebasien abspielten. Über den gegenwärtigen Stand derselben giebt der Jahresbericht, den der Obere P. Lecomte am Ende des Jahres 1893 den Centralräten des Vereins der Glaubensverbreitung und der heiligen Kindheit erstattete, Aufschluß.

„Die Stationen und Anstalten der Präfektur", schrieb er unter dem 18. November 1893, „befestigen und entwickeln sich mit jedem Tage mehr und mehr. Mit unsern vier Stationen

Fluß und Landschaft bei Kassinga in Ober-Cimbebasien. (S. 334.)

zu Kassinga, Katoko, Kakonda und Bihe, die 300—600 km von der Grenze entfernt im Innern des Landes liegen, haben wir das wichtigste Viertel des uns anvertrauten Distriktes besetzt und sind in Berührung mit vielen Tausenden Eingeborner. Auch bei den Erwachsenen haben wir Erfolg; aber es geht doch langsam; die Gleichgiltigkeit gegen religiöse Dinge ist das Haupthindernis für die Annahme des Christentums. Doch sind wir nach zehn Jahren harter Leiden und Arbeiten in Kassinga jetzt so weit gekommen, daß alle Kinder daselbst getauft sind und ein großer Teil derselben in der Mission erzogen wird, daß die Sterbenden unsern Beistand annehmen und ein christliches Dorf gegründet ist, in dem sich beständig neue getaufte oder auf die Taufe sich vorbereitende Familien niederlassen. Zu Kakonda taufen wir Hunderte von Kindern und unterrichten die Erwachsenen. Zu Bihe und Katoko hoffen wir in weniger als der halben Zeit denselben Erfolg zu erzielen wie zu Kassinga. Zu Bihe haben wir bereits mit der Gründung eines Christendorfes begonnen.

„Es scheint, daß der liebe Gott uns für die frühern Prüfungen durch Tröstungen, welche für das Herz eines Missionärs so wohlthuend sind, habe entschädigen wollen. In der That vergaßen wir alle Leiden, Enttäuschungen, alle harten Arbeiten von neun vollen Jahren, als es uns im vergangenen März vergönnt war, armen Pockenkranken, welche nach dem Empfange der heiligen Taufe in den besten Gesinnungen starben, die Thüre des Himmels zu öffnen. Unter ihnen befand sich der dreißigjährige Sohn des ersten Häuptlings des Landes, ein warmer Freund der Mission.

Er hatte bereits mehrern Kindern, die in Todesgefahr schwebten, die Gnade der heiligen Taufe vermittelt, indem er uns von ihrem Zustande in Kenntnis setzte. Selbst einen armen, alten, wassersüchtigen Buschmann, der von den Seinigen verlassen war und den er hilflos im Walde gefunden hatte, führte der gute Mensch uns zu. Alle Tage besuchte er ihn dann, unterhielt sich stundenlang mit ihm und suchte ihn nach Möglichkeit zu zerstreuen und aufzuheitern. Als sein Schützling, wohlunterrichtet und getauft, gestorben war, begleitete er die Leiche zum Kirchhof. Wir sagten alle: Malengui (so hieß er) wird nicht als Heide sterben. Noch war kein Jahr vergangen, so erkrankte er an den Pocken. Sein Zustand war bald hoffnungslos. Ich besuchte ihn. Sobald er mich erblickte, rief er mir zu: ‚Pater, die Taufe!' Der Act des Glaubens, der Reue über die begangenen Sünden, das Versprechen, in Zukunft ein wahrhaft christliches Leben zu führen, alles kam ihm so von Herzen, daß man an der Aufrichtigkeit gar nicht zweifeln konnte. Als er die heilige Taufe empfing, zeigte sich auf dem durch die Krankheit schrecklich entstellten Gesichte der Ausdruck der reinsten Freude, die er auch durch Worte und auf jegliche Weise kundzugeben suchte. Wenige Stunden nachher starb er.

„Bald darauf wurde der Häuptling selbst von derselben Krankheit ergriffen. Nach einer Woche schwebte sein Leben bereits in Gefahr, und ich bereitete ihn auf den Tod vor. Trotz seiner guten Gesinnung schob ich die Taufe noch hinaus; denn wegen der gegründeten Befürchtung, die ich bezüglich seiner Standhaftigkeit im Falle der Wiedergenesung hegte, wollte ich sie erst im letzten Augenblicke erteilen. Als derselbe gekommen schien, taufte ich ihn. Etwa zehn Tage schwebte er dann zwischen Leben und Tod; wie durch ein Wunder erholte er sich endlich. Er selbst spricht es offen und laut aus, daß er nur Gott die Wiedererlangung seiner Gesundheit verdanke. Ich gestehe jedoch, daß es mir fast lieber gewesen wäre, er wäre in jener guten Gesinnung gestorben.

„Wir zählen hier die Bekehrungen der Erwachsenen weder nach Tausenden noch nach Hunderten. Wir begegnen seitens unserer Eingebornen, die keine eigentlich religiöse Überzeugung und keinen Kultus haben, einer ganz außergewöhnlichen Gleichgiltigkeit und Trägheit. Der Missionär muß hier mit viel Geduld und Langmut zu Werke gehen. Trotz aller Hindernisse schienen indes zwei in der Nähe der Mission gelegene Dörfer, Mwene-Tschampa und Mwene-Tschimpolo, der Annahme des Christentums ganz nahe zu sein, da brach eine Kette schwerer Leiden über sie herein: Die Pocken, welche durch eine bei den Schwestern erzogene Tochter des Häuptlings Mwene-Tschamba (vgl. untenstehendes Bild) eingeschleppt wurden, hatten in drei Monaten ein Viertel der Einwohner hinweggerafft. Keines der doch ziemlich nahe liegenden heidnischen Dörfer hatte vorher davon zu leiden, und die Heiden ermangelten nicht, spöttisch zu bemerken: Das ist der Lohn, den Tschamba und die andern für ihren Verkehr mit den Weißen und für ihre Taufe bekommen haben.

„Auf die Pocken folgte eine schreckliche Hungersnot. Sie war um so drückender, weil die Unglücklichen bei den Nachbarstämmen keine Lebensmittel einkaufen konnten, indem man sie dort wie Aussätzige zurücktrieb. Als sie endlich entmutigt das Land verlassen wollten, kamen Räuberbanden von Okuanyama, überfielen die beiden Dörfer und plünderten und mordeten, bevor von der Mission aus Hilfe gebracht werden konnte. 6 Personen wurden getödtet, 24 zu Gefangenen gemacht und alles Vieh geraubt. Die ebenfalls angegriffenen heidnischen Dörfer haben weniger gelitten. Auch die Mission hat einige Tage später die Hälfte ihrer Herde verloren und eine Rotte von 1000 Angreifern mit dem Gewehr zurücktreiben müssen.

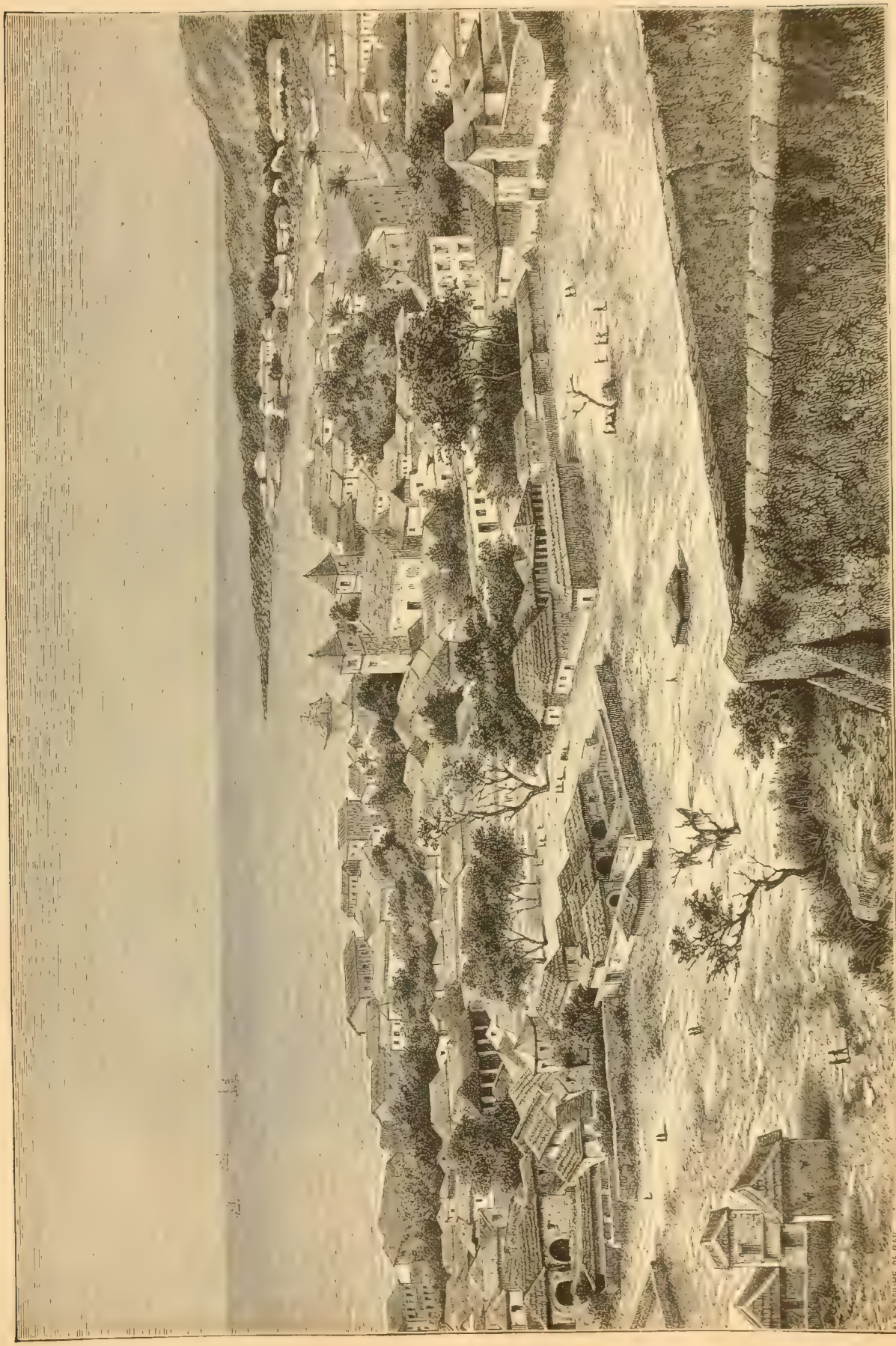
Der Häuptling Mwene-Tschamba.

„Das war ein sehr harter Schlag für unsere kleine Christengemeinde. In kurzer Frist hat dieser Sturm die Frucht zehnjähriger mühevoller Arbeit vernichtet. ‚Möge der Wille Gottes geschehen', haben wir beim Empfange dieser Nachricht ausgerufen, und dann sind wir, im Vertrauen auf seinen Beistand, von neuem an die Arbeit gegangen.

„Zum Schlusse noch etwas über unsere Waisenhäuser und Schulen. In erstere werden die verlassenen oder aus der Sklaverei losgekauften Kinder aufgenommen, und in den Schulen werden die freigebornen Kinder heidnischer Eingebornen unterhalten und erzogen. Beide Anstalten verdienen in gleicher Weise unsere ganze Sorgfalt und entwickeln sich auf das erfreulichste. Wenn wir über beträchtlichere Mittel zu verfügen hätten, so könnten wir jährlich 50, selbst 60 Kinder loskaufen und zugleich zahlreichen Kindern des Landes in jeder Station eine christliche Erziehung geben."

18. Weiterfahrt längs der Küste von Angola.

Lassen wir Südwestafrika und steuern wir nordwärts, der Heimat zu. Weit links im Meere, über 500 Stunden von Afrikas



Rhede von Loanda. (S. 339.)

Küste und nahezu 1000 Stunden von Brasiliens Gestade, erheben sich steil aus dem Weltmeere die zerklüfteten Felswände der kleinen Insel St. Helena, auf welcher der Kaiser Napoleon Bonaparte, der blutige Sieger in hundert Schlachten, seinen letzten Kerker und sein Grab fand. Rechts dehnt sich von der Mündung des Kuene bis zur Mündung des Kongo das portugiesische Westafrika aus, ein Gebiet von über 800 000 qkm mit etwa 9 Millionen Einwohnern. Dasselbe zerfällt in vier Bezirke. Von Süden kommend treffen wir zuerst Mossamedes mit der gleichnamigen Hafenstadt, die erst 1848 angelegt wurde und in deren Umgebung sich reiche Pflanzungen

Die roten Uferfelsen bei Ambris an der Grenze von Angola und Kongo. (S. 339.)

finden. Das Königreich Benguela, das wir, nach Norden segelnd, zunächst erreichen, liegt zwischen den Mündungen der Flüsse Katumbela und Kwansa (Quanza). Die Hauptstadt San Felipe di Benguela hat eine überaus malerische, aber ebenso ungesunde Lage in einem Thalkessel. Es wird von etwa 2000 Seelen bewohnt. Im Jahre 1838 wurde die Stadt von den wilden Jaggas zerstört und hat sich seither nie mehr völlig erholt. Nördlich von der Kwansamündung beginnt das Königreich Angola. Seine Hauptstadt San Paolo de Loanda (vgl. das Bild S. 339) hat vielleicht 20 000 Einwohner, darunter 14 000 Neger, und ist der Sitz des portugiesischen Gouverneurs. Zwei Citadellen dienen ihm zum Schutze gegen die Angriffe der Eingebornen. Die

Rhede ist nicht sehr besucht. Doch rühmt sich die Stadt einer Bank, einer Münze und eines Theaters. Der letzte Bezirk endlich, der Bezirk von Ambris, erstreckt sich von der Dande- bis zur Kongomündung. Die Ufer bestehen meist aus roten Sandsteinfelsen, an denen die Brandung aufspritzt (vgl. das Bild S. 338). Ambris selbst zählt nur wenige Häuser, ist aber ein wichtiger Punkt für den Elfenbeinhandel.

Die Küste von Angola wurde schon 1486 von Diego Cão entdeckt, und im Jahre 1578 gründeten die Portugiesen San Paolo de Loanda (vgl. das Bild S. 337). Das Gebiet ist eine Art Verbrecherkolonie für Portugal. Alle Monate bringen die Dampfer 30–40 Verbrecher aus dem Mutterlande; diese müssen eine Reihe von Jahren oder auch lebenslänglich in Angola bleiben. Manchmal haben sie zuerst an der Küste als Soldaten zu dienen und dürfen erst dann in das Innere des Landes gehen, wo sie auf eigene Faust sich ihren Lebensunterhalt suchen müssen. Manchen gelingt es, ein Vermögen zu erwerben, und solche kehren oft als wohlhabende Leute nach Portugal zurück. Aber gewöhnlich leben sie in Verbrechen und Versunkenheit dahin, und man kann sich denken, wie unerquicklich infolgedessen die Verhältnisse in Angola sind, wie verderblich solche Menschen auf die Eingebornen wirken und wie auf diese Weise die Anstrengungen der Missionäre behindert werden.

San Paolo de Loanda. (S. 338.)

IX. Am Kongo.

1. Der Strom.

Von den drei Meeren, welche Afrika umschließen, führen drei gewaltige Ströme in das an Quellen und Seen reiche Herz des dunkeln Erdteils: vom Mittelmeere der Nil, vom Indischen Ocean der Sambesi und vom Atlantischen der Kongo. An Länge des Laufes ist der Nil der Fürst, an Menge des Wassers der Kongo; die Länge des Nillaufes beträgt in runder Zahl 5600 km, die des Kongo etwa 4800 km; aber während der Nil dem Mittelmeere in der Sekunde nur 8500 cbm Wasser zuführt, gießt der Kongo jede Sekunde 54 000 cbm in den Atlantischen Ocean, also in einer Stunde in runder Zahl 200 Millionen cbm (200 Milliarden Liter) Wasser. Er übertrifft darin den Mississippi (24 000 cbm) um mehr als das Doppelte und wird überhaupt von nur zwei Strömen unserer Erde, vom Yang-tse-kiang in China und vom Amazonenstrome in Brasilien, welcher in der Stunde nahezu 300 Millionen cbm abgiebt, an Wasserreichtum übertroffen. An seiner Mündung hat der Kongo 300—400 m Tiefe; 100 km weit in den Ocean hinaus ist sein Wasser mit dem Seewasser noch unvermischt.

Die Quelle dieses Riesenstromes haben wir in den Bergen zu suchen, welche den Bangweolosee (oder Bembasee) halbmondförmig im Süden und Osten umschließen und die Wasserscheide des Sambesi und Kongo bilden. Im Süden und Osten fließen die Bäche dem Sambesi zu, im Norden und Westen dem Kongo. Als der Hauptquellfluß des letztern wird der Tschambesi genannt; er nimmt eine Menge wasserreicher Bäche auf, strömt in südwestlicher Richtung durch mehrere kleinere Seen und ergießt sich in das erste große Sammelbecken, den Bangweolosee, an dessen sumpfigen Ufern Livingstone am 1. Mai 1873 den Tod fand. Der Spiegel dieses Sees liegt noch immer 1124 m über dem Meere; er hat eine Oberfläche von etwa 22 000 qkm. Nach dem Austritte aus diesem gewaltigen Becken strömt der Fluß unter dem Namen Luapula etwa 400 km in nördlicher Richtung und erreicht einen zweiten See, den Moero-Okata (oder Mwern), welcher eine Oberfläche von 2000 qkm aufweist (der Bodensee hat nur 540 qkm). Wo der Fluß diesen See verläßt, ist er schon zum Strome geworden und wird nun von den Uferbewohnern Lualaba genannt. Er durchströmt jetzt in vorherrschend nördlichem, dann allmählich nordwestlichem Laufe etwa 1000 km, bis er unter dem Äquator in einem weiten Bogen über Norden nach Westen und wiederum über die Gleicherlinie zurück nach Südwesten biegt und so, nachdem er vom Austritte aus dem Mwerusee bis zu seiner Mündung einen riesigen Halbkreis beschrieb, endlich den Atlantischen Ocean findet. Etwa in der Hälfte seines Laufes vom Mwern bis zur ersten Äquatorkreuzung erreicht der Strom den wichtigen Marktplatz Nyangwe, den Hauptort von Manjuema, wo Stanley seine berühmte Flußfahrt antrat. Dort, etwa 2000 km von seiner Quelle, mißt der Lualaba bereits $1^1/_2$ km Breite. Kurz bevor er den Äquator erreicht, bildet er eine Reihe von gefährlichen Stromschnellen, jetzt die Stanleyfälle genannt, und beginnt dann, ein majestätischer Strom, ruhig dahinwogend, seinen Mittellauf. Von rechts und links bringen ihm gewaltige Seitenflüsse ihre Wasser; von Norden namentlich der Mbura, der Aruwimi, Ukere, Bangala und Kunja, von Süden neben vielen andern der Kassai, dessen ausgedehntes, durch zahllose Nebenflüsse gebildetes Wassernetz in den letzten Jahren von deutschen Forschern durchstreift und teilweise festgestellt wurde. In diesem etwa 2000 km langen Mittellaufe durchströmt der Kongo eine mit üppigem Urwalde bestandene Hochebene. Die Glut der tropischen Sonne, reichlicher Regen in jedem Monate des Jahres und Hunderte von Bächen und Flüssen, die den Boden bewässern, versprechen eine Fruchtbarkeit, die, wie Stanley meint, mit jedem Lande der Erde verglichen werden darf. Er nennt es „das reichste Land der Erde". Der tropische Pflanzenwuchs entfaltet sich in seiner ganzen Pracht und Fülle; er soll sogar kräftiger sein als im tropischen Amerika. Um jedes Dorf ziehe sich eine Waldung von Kokos-, Öl- und Weinpalmen. Stanley fand große, fleißig angebaute Gärten von Bananen, Pisang, Limonen und Orangen, weite Äcker von Maniok und Yamswurzeln, Hirse, Mais, Reis. Zuckerrohr und Ananas, beide ursprünglich aus Amerika eingeführt, wachsen wild. Kaffee ist einheimisch. Auch das Land am Kassai und dessen Nebenflüssen wird von den neuesten Forschern als dicht bewaldet, äußerst fruchtbar und sehr bevölkert geschildert.

Bevor der Strom diese weite Waldregion verläßt und in brausenden Abstürzen und Stromschnellen von der Hochebene sich durch das Gebirge schäumend und tosend seinen Weg zum Tieflande und zum Atlantischen Ocean sucht, ruht er noch einen Augenblick und sammelt seine Wasser in der seeartigen Ausbuchtung des Stanley-Pools. Über nicht weniger als 57 Schnellen und Fälle setzt der Strom hinweg. Endlich hat er die letzten, die Jellalafälle, zurückgelegt und setzt nun den Rest seines weiten Weges, etwa 200 km, in ruhigem Laufe fort, bis er seine kolossale Wassermasse ins Meer ergießt. An seinem Unterlaufe sind die Ufer des Stromes dicht mit Mangrowebäumen besetzt, sumpfig und sehr ungesund. Dieser Waldmorast erstreckt sich bis oberhalb Boma, etwa 150 km landeinwärts. Die Berghöhen, welche sich über diesen Uferwald erheben, sind kahl und dürr und nur zur Regenzeit mit magerem Graswuchse bekleidet. Überhaupt ist auch an der Kongomündung die afrikanische Küstenstrecke ein trauriges, ödes Land; nur in den Thalsohlen, an den Rinnsalen der Bäche entwickelt sich einiger Pflanzenwuchs. Da stehen Akazien, Euphorbien, verkrüppelte Brotfruchtbäume, in geschützter Lage auch einige Palmen, während die Höhenzüge steinig und sonnenverbrannt, fast wie in der Sahara, daliegen. Erst am Stanley-See beginnt der Pflanzenwuchs sich in seiner tropischen Üppigkeit zu entfalten.

So haben wir den Lauf des Stromes in flüchtigen Umrissen entworfen. Was seine Uferbewohner angeht, finden wir am Unterlaufe stark gemischte Negervölker, am Mittellaufe, vom Stanley-Pool an, reine Bantustämme, am Oberlaufe haben sich Araber festgesetzt, welche durch ihre Sklavenjagden die eingebornen Stämme der Manjuema u. s. w. Jahr für Jahr der Vernichtung näher bringen. Die Bantu unterscheiden sich vorteilhaft von den eigentlichen Negern. Während diese eine plumpe Gestalt, ein zurücktretendes Kinn, eine breite, platte Nase, wulstige Lippen, keinen Bart, eng anliegendes Wollhaar und eine schwarze Hautfarbe haben, ist der Bantu schlank und groß von Wuchs, hat regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe, schmale Nase, langes Kraushaar und eine hellere, schokoladeartige Färbung.

Von den Negern, welche an der Kongomündung leben und mit denen wir uns später eingehender zu beschäftigen haben, nennen wir die Bakongo und Muschikongo, die Nachkommen jenes Volkes, das im 16. Jahrhundert teilweise zum Christentume bekehrt wurde. Sein Fürst, Dom Pedro V., ist auch heute noch mit einem großen Teile seines Volkes katholisch. Er residiert als portugiesischer Vasall in San Salvador, wo immer noch katholische Missionäre thätig sind. Wie Dr. Chavanne, der San Salvador im August 1885 besuchte, in Petermanns Mitteilungen berichtet, wurden daselbst in den letzten vier Jahren 2000 Taufen gespendet.

In der Nähe des Stanley-Sees kommen namentlich die Bantustämme der Bateke und Wabuma in Betracht. Wir werden dieselben aus den Berichten der Missionäre kennen lernen. Weiter stromaufwärts wohnen die Baiansi oder Njansi, ein nicht unschöner Menschenschlag; sie sind aber leidenschaftliche Schnupfer und Raucher. Stanley erzählt, ihr König habe bei seinem Besuche aus dem Schnupftabakskürbis in einem fort unmäßig große Prisen auf die innere Handfläche geschüttet und dieselben so gewaltsam in seine Nase hineingerieben, daß es schien, er wolle diese zerquetschen. Zwischen hinein that er dann einige Züge aus einer 2 m langen Riesenpfeife, deren eiserner Kopf 15 Gramm Tabak fassen kann. Die Banumbe, ein mächtiger Volksstamm auf dem linken Ufer, teilen mit den soeben genannten die Leidenschaft des Schnupfens und Rauchens, sollen aber sehr wohlgestaltete Menschen sein. Die Kongovölker nördlich vom Äquator scheinen wild und kriegerisch: durch ihr Gebiet mußte sich Stanley den Durchzug erkämpfen; auch Kannibalen traf er daselbst.

Am Oberlaufe des Stromes endlich wohnen neben vielen stammverwandten Sippen die Manjuema. Livingstone rühmt ihnen nach, daß sie sich durch ihr Äußeres vorteilhaft von den Eingebornen an der West- wie an der Ostküste unterscheiden, und sagt, sie würden noch schöner sein, wenn sie sich nicht durch das Spitzfeilen der Zähne und die Durchbohrung des Nasenknorpels entstellten. Sie sollen fleißig sein, viel Feldbau treiben, zu bestimmten Zeiten Märkte halten, doch kein gemeinschaftliches Staatswesen bilden. Den guten Geist nennen sie „Ngulu" oder den Großen, den Geist des Bösen, der in der Tiefe wohnt, „Mulambu". Eine heiße Quelle bei Bambarre gehört ihrer Meinung nach diesem Wesen, das auch den Tod durch Ertrinken und sonstige Unglücksfälle verursacht. Sie verzehren ihre im Kriege getöteten Feinde.

Die Seelenzahl der Uferbewohner des Kongo und seiner Nebenflüsse kann gegenwärtig auch nicht annähernd angegeben werden. Jedenfalls scheint die Bevölkerung stellenweise dicht zu sein, und wenn auch die ersten Angaben sich vielfach als übertrieben erweisen, ist doch der Missionsthätigkeit unter diesen armen Völkern, die noch nie von Christus und seiner Gnade hörten, ein neues, weites, und wie wir hoffen wollen, reiches Arbeits- und Erntefeld eröffnet.

Ritter Martin Behaim. (S. 342.)

2. Die Entdeckung des Kongo.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts legte der kühne Prinz Heinrich der Seefahrer durch seine Unternehmungen längs der Westküste Afrikas den Grund zu Portugals Größe. Unter ihm umsegelte im Jahre 1434 Gil Eyannes das gefürchtete Kap Bojador, vor dessen Brandung alle frühern Schiffer erschrocken zurückgewichen waren. Schon zwei Jahre später umschiffte man das Weiße und 1444 das Grüne Vorgebirge, im Jahre darauf das Palmen-Vorgebirge und hatte somit den Golf von Guinea erreicht. Das Überschreiten der Äquatorlinie erlebte Prinz Heinrich nicht mehr; aber die portugiesischen Könige setzten das glorreich begonnene Unternehmen fort, bis dasselbe am Ende des Jahrhunderts durch die Umschiffung der Südspitze Afrikas, die Entdeckung des Seeweges nach Indien, die Begründung ihrer Herrschaft in Ostasien und die Ausbreitung des Christentums daselbst gekrönt wurde. Man muß es zum Lobe der portugiesischen Fürsten sagen, daß sie bei der Ausrüstung ihrer Schiffe sich nicht einzig und selbst nicht an erster Stelle durch die Hoffnung auf irdischen Gewinn leiten ließen. Die Sage von einem afrikanischen Goldlande und bald auch der einträgliche Tauschhandel mit den Bewohnern am Senegal, Gambia, Rio Grande, an der Elfenbein- und Goldküste wirkten natürlich mit; mehr noch aber trieb der

Glaube an ein fernes christliches, von Heiden bedrängtes Land, an das Reich des Priesterkönigs Johannes, von dem mittelalterliche Erzählungen melden und das irgendwo in Afrika verborgen lag, zu den kühnen Meerfahrten. Dieses geheimnisvolle Reich wollte man aufsuchen, diesem Fürsten zu Hilfe kommen und sich mit ihm zur Eroberung der Heidenländer verbinden. Es lag also den portugiesischen Afrikafahrten etwas von der religiösen Begeisterung der Kreuzzüge zu Grunde.

Unter Alfons V. wurde der Äquator überschritten. 1472 drangen portugiesische Seehelden bis zum Vorgebirge Santa Katharina, etwa 40 geographische Meilen südlich vom Äquator, vor. Als dann Johann II. den Thron bestieg, schickte er schon 1481, im ersten Jahre seiner Regierung, 12 Schiffe auf neue Entdeckungen. 1484 richtete er einen Aufruf an alle Fürsten Europas, ihn mit Mannschaft zur Eroberung der heidnischen Länder zu unterstützen; nach dem Maße ihrer Teilnahme an diesem Werke sollten sie belohnt werden. Der Aufruf blieb an den Höfen Europas als ein abenteuerlicher unbeachtet. Nur der Papst hatte ein Verständnis für das Unternehmen des Königs; er bestätigte nicht nur das Eigentumsrecht der Portugiesen über alle bereits entdeckten Länder, sondern sprach ihnen auch alle folgenden Entdeckungen zu, welche sie oder andere auf der Fahrt nach dem Oriente längs der Westküste Afrikas machen würden. Johann II. nahm nun auch den Titel eines Herrn von Guinea an.

Stanley. (S. 343.)

Im gleichen Jahre 1484 drang Diego Cão (Cam) über das Vorgebirge Santa Katharina, die letzte Entdeckung unter König Alfons V., hinaus vor und erreichte die Mündung des Kongo. Weit im Meere draußen bemerkten die Schiffer an der Färbung und dem Geschmacke des Wassers, daß sie der Mündung eines gewaltigen Stromes nahe seien. Man segelte also der Strömung entgegen, welche Segelschiffe nur mit günstigem Winde besiegen können, und lief in den Kongo oder Zaire ein. Die Tiefe und Breite des Strombettes ermöglichte es den Portugiesen, ziemlich weit stromaufwärts vorzudringen. Bald zeigten sich an den Ufern zahlreiche Neger, welche staunend das große Fahrzeug und die weißen, bärtigen Männer betrachteten. Ihre Sprache konnten die Neger von Guinea, welche Cão an Bord hatte, nicht verstehen. Durch Zeichen erfuhr er aber, daß der Strom Zaire heiße und daß sie einen König hätten, dessen Wohnstätte weit entfernt sei. Er schickte Boten und Geschenke an denselben; da sich aber ihre Rückkehr verzögerte, sah er sich gezwungen, ohne dieselben die Fahrt fortzusetzen, indem er als Geiseln einige Eingeborne mit sich nahm. Er segelte bis an die Nordgrenzen des Kapgebietes. Auf seiner Rückfahrt wechselte er die Geiseln aus und fand den König von Kongo so wohl gesinnt, daß dieser leicht zu bestimmen war, einige seiner Unterthanen mit den fremden Männern in ihr fernes Land zu senden, damit sie dort in der Sprache und Religion der Portugiesen unterrichtet würden und dereinst mit Missionären in ihre Heimat zurückkehrten. Sie erhielten wirklich in Portugal die Taufe; der König und die Königin selbst vertraten bei dem Vornehmsten, Namens Zakuta, Patenstelle und gaben ihm den Namen Dom Johann.

An Bord des Schiffes, welches die Kongomündung entdeckte, befand sich der berühmte deutsche Ritter Martin Behaim (vgl. das Bild S. 341) der Jüngere, geboren in Nürnberg um 1459. Er hatte bei dem großen Astronomen Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) in den Jahren 1471—1475 Studien gemacht. Um 1480 kam er nach Portugal und wurde als ein Schüler des berühmten deutschen Astronomen, dessen Berechnungen die portugiesischen Schiffahrer benutzten, von Johann II. in einen Rat berufen, den dieser König zur Verbesserung der nautischen Instrumente eingesetzt hatte, mittelst deren man die geographische Breite damals nur sehr unvollkommen bestimmen konnte. Er soll nun statt der alten, auf Holzblöcken befestigten Astrolabien (Instrument, womit man z. B. die Mittagshöhe der Sonne und daraus die geographische Breite, unter der man sich befand, bestimmte) neue, fein gearbeitete aus Messing vorgeschlagen haben, welche man am Maste aufhängte und welche vermöge ihrer Schwere die senkrechte Lage auch bei den Schiffsschwankungen beibehielten. Behaim wurde, damit er selbst seinen Vorschlag erprobe, dem Diego Cão als Astronom und Kosmograph beigegeben und machte so die denkwürdige Fahrt mit, welche zur Entdeckung des Kongo führte. Und noch weit über seine Mündung hinaus drangen die kühnen Entdecker vor bis an die öden Küsten Deutsch-Südwestafrikas und an die Nordgrenzen des Kapgebietes, mehr als 2000 km jenseits des Äquators. Das Kap selbst wurde im darauffolgenden Jahre von Bartholomäus Diaz entdeckt, aber, wie bekannt, erst im Jahre 1498 von Vasco da Gama umschifft. Nach 19monatlicher Fahrt trafen Cão und Behaim glücklich wieder in Lissabon ein und wurden mit großen Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Behaim erhielt vom König Johann II. in Gegenwart der Königin und des ganzen Hofes den Ritterschlag und die Insignien des Christusordens.

3. Stanleys Stromfahrt.

So war der Kongo entdeckt; aber er blieb trotzdem noch fast vier Jahrhunderte ein unbekannter Strom. Nur das Tiefland an seiner Mündung wurde durchforscht; jedes weitere Vordringen in

das Innere hemmten auf dem Strome die brausenden Strudel und Wasserfälle, zu Lande die Wildheit kriegerischer Völkerschaften. Nicht von der Küste, sondern von Osten her, tief aus dem Herzen des dunkeln Erdteils, sollte der Lauf des Stromes entdeckt werden.

Der berühmte Reisende Henry Stanley (vgl. das Bild S. 342) hat dieses Rätsel im Jahre 1876—1877 mit einem kühnen, ja tollkühnen Wagnis und um den Preis von vielen Menschenleben gelöst. Er hatte im Sommer 1876 in 51 Tagen die Rundfahrt auf dem mehr als 700 km langen und 70 km breiten Tanganjika-See, dessen Spiegel 37 000 qkm bedeckt, zum erstenmal vollendet und im Oktober westlich von diesem Riesensee den schon von Livingstone entdeckten großen Lualabastrom gefunden. Was war das für ein Strom? War es der Niger? der Kongo? ein Arm des Nil? ein ganz unbekanntes Gewässer, das sich vielleicht in einem großen Binnenmeere, wie die Wolga im Kaspischen Meere, verlor? Die Leute von Nyangwe konnten es ihm nicht sagen, widerrieten ihm aber lebhaft den Plan, dem Laufe des Stromes zu folgen, und redeten viel von undurchdringlichen Wäldern, von reißenden Tieren, von wilden Uferbewohnern mit vergifteten Pfeilen.

Stanley faßte dennoch den Entschluß, dem Strome zu folgen, führe er, wohin er wolle. Seine Schar betrug damals 154 Köpfe; als Waffen hatte er 65 Gewehre, 10 Revolver und 68 Äxte. Dem Araberhäuptling Tippu-Tib bot er 5000 Dollars, wenn er ihn mit einer Kriegerschar begleite, und dieser brachte nicht weniger als 700 Mann zusammen. Zu dem zerlegbaren Boote „Lady Alice", welches Stanley mit sich gebracht hatte, wurden noch 17 Flußboote gebaut, und am 5. November 1876 trat Stanley seine denkwürdige Fahrt an.

Flußkampf bei der Mündung des Aruwimi.

Während Stanley die Flotte führte, zog der größte Teil seiner Schar das Ufer entlang. Beide Abteilungen wurden alsbald von den kriegerischen Waregas angegriffen und mit vergifteten Pfeilen beschossen. Es waren das die ersten der 48 Gefechte, welche Stanley auf seiner Fahrt bestehen mußte. Dann kamen die Schrecken der Ukasse-Stromschnellen, welche unter beständigen Feindseligkeiten seitens der Uferbewohner zurückgelegt wurden. In Vinja-Ndschara, 900 km nördlich von Nyangwe, trafen die Reisenden auf schauerliche Trophäen des Kannibalentums: Schädel und Menschengebein schmückten die Hütten und Gassen. Kaum hatte Stanley seine 72 Blatternkranken gelandet, als die Unmenschen ihn angriffen. Tippu-Tib war nun um keinen Preis mehr zu bewegen, mit seinen Kriegern Stanley weiter zu folgen. Lieber wollte er die 5000 Dollars verlieren, als ferner dieses tolle Abenteuer mitbestehen. Nach Abzug des Arabers zählte Stanley am 28. Dezember noch 146 Köpfe, Männer und Weiber. „Laßt jene von Nyangwe ziehen", rief er den Seinigen zu, „und erzählen, welch mutige Männer den weißen Mann auf dem großen Flusse hinab zum Meere begleitet haben."

Am 4. Januar 1877 traf der kühne Mann den ersten der nach ihm benannten Stanley-Fälle; es sind sieben, und sie verteilen sich auf 340 km. Am 27. Januar war diese Strecke zurückgelegt und der Äquator überschritten. Nun erweiterte sich der Strom zu einer Breite von mehreren Meilen und spaltete sich durch ein Wirrsal großer und kleiner Inseln in viele Arme.

Aber so schön und herrlich der Strom wurde, welcher jetzt nach Westen bog, so üppig der Pflanzenwuchs seiner Ufer und Inseln, so feindselig blieben seine Nachbarn. Es begann jetzt eine Reihe von Flußkämpfen. Einer der bedeutendsten derselben wurde bei der Mündung des Aruwimi, der von Norden her dem Kongo zuströmt, bestanden (vgl. obenstehendes Bild). Kaum befand sich Stanley vor der breiten Mündung dieses Nebenflusses, so stürzte

sich eine feindliche Flotte von 54 Kanoes mit unbeschreiblicher Wut auf ihn. Er legte sich in geschlossener Reihe vor Anker und erwartete die Angreifer. Die Schiffe der Wilden waren von gewaltiger Größe: das vorderste hatte nicht weniger als 80 Ruderer, 40 auf jeder Seite, welche fast 3 m lange Ruder mit eisernen, zugespitzten Schaufeln führten, die im Kampfe als Waffen dienen. Das Ende der Ruderstange war mit einer Elfenbeinkugel geziert. Auf einem Gangbrette, das vom Buge des Schiffes bis zum Steuer lief, führten die Häuptlinge den Kriegstanz auf, und vorne auf der Plattform drohten zehn der besten Krieger mit geschwungener Lanze; hinten standen acht Steuerleute und lenkten diese Kriegspiroge auf Stanleys Schiff zu. Die Gesamtzahl der Feinde wurde auf 1500—2000 Krieger geschätzt. Umsonst suchte man durch Zeichen und Gebärden den Feind friedlicher Absicht zu versichern. Bald flog als Zeichen des entbrennenden Kampfes der erste Speer aus dem feindlichen Hauptschiffe, und zehn Minuten lang fiel unter dem betäubenden Lärm der Kriegshörner eine Wolke von Wurfspeeren auf die kleine, fast ganz umzingelte Flotte Stanleys. Aber diese antwortete mit Flinten- und Revolverschüssen, und fast jede Kugel war von tödlicher Wirkung, so daß die Wilden bald heulend die Flucht ergriffen. Stanley ließ sie verfolgen; seine Leute veranstalteten einen wahren Rache- und Beutezug, wobei sie eine Masse Elfenbein im Werte von mehr als 70 000 Mark mit fortschleppten. Die Feuerwaffen hatten den Sieg über die feindliche Übermacht davongetragen; aber wie sollte es werden, wenn in täglichen Kämpfen sich Pulver und Blei erschöpften? wenn die Lebensmittel verzehrt waren? Denn von den feindseligen Uferbewohnern war nichts zu erhandeln.

Diese Flußkämpfe folgten sich längere Zeit fast Tag für Tag. „Wir hatten uns tapfer und mutig durch immer neue Scharen von Wilden durchgeschlagen", sagt Stanley; „wir hatten mehr als ein Dutzend Flotten zerstört und uns die Durchfahrt durch dieselben erzwungen; wir hatten Tag und Nacht Angriffe bestanden und zu aller Art Verschanzungen unsere Zuflucht genommen — und doch gellte uns bei jeder Krümmung dieses furchtbaren Stromes das Kampfgeschrei der Wilden in die Ohren und schossen ihre schlangenähnlichen Kanoes zum Angriffe hervor, während Trommeln und Hörner und Schlachtgeschrei die Lüfte erfüllten. Wir fingen an, zu erlahmen, und doch waren wir erst in der Mitte unserer Fahrt. Mehr und mehr lichteten sich unsere Reihen. Es waren keine 30 Mann von uns, welche nicht irgend eine Wunde aufzuweisen hatten. Ein solches Leben konnte nicht lange geführt werden, und der Tag, der uns wie eine Herde Lämmer dem Messer der Kannibalen überliefern mußte, schien nicht fern zu sein."

Glücklicherweise trafen die Gehetzten an dem Uferstriche Nganfa ein friedliches Völkchen, bei dem sie etwas Ruhe genossen und die erschöpften Vorräte an Lebensmitteln wieder ergänzen konnten. Dort hörte Stanley auch zum erstenmal den Strom Kongo nennen. Er hatte bis dorthin von Nyangwe 1450 km zurückgelegt, und fast die gleiche Strecke trennte ihn noch vom Meere. Schon die nächsten Tage brachten neue Kämpfe mit den wilden Bangala, und so ging es stromabwärts unter stets neuen Fährnissen, bis man endlich in der Nähe des Stanley-Sees friedlichere Völkerschaften traf.

Jetzt folgte der letzte und gefährlichste Teil der Stromfahrt, eine doppelte Reihe von im ganzen 57 Stromschnellen und Wasserfällen, von denen Stanley keine Ahnung hatte, da die alten Karten östlich vom Jella-la-Falle einen breiten, ruhigen, inselreichen Strom anmerkten. Nur ein Beispiel aus diesen Tagen der Gefahren sei noch erwähnt. Am 3. Juni versuchte Stanley zwei kleinere Fälle zurückzulegen. Fast eine Meile hatte man die „Lady Alice" vorsichtig längs des Ufers hingerudert; da trieben sie die Wogen eines gefährlichen Strudels zurück. Umsonst suchte man die Mitte des Stromes zu erreichen, der mit schäumenden Fluten dahinsauste. Es gelang nicht; das lecke Boot füllte sich zusehends mit Wasser, und schon bedrohte sie im Rücken eine neue Gefahr. Das Wasser brauste zu einem Hügel auf, der aber alsbald verschwand und ringsum die Flut in eine drohende Bewegung versetzte, so daß sich ein tiefer, schäumender Strudel öffnete (vgl. das Bild S. 345). Stanley rief seinen Leuten zu, mit dem Ausschöpfen des eindringenden Wassers aufzuhören und zu rudern, so lieb ihnen das Leben sei; denn sie waren alle verloren, wenn der Strudel sie hinabriß. Schon sahen sie seinen Schlund kaum einen Meter von sich entfernt gähnen; einen Augenblick schwankte das Boot am Rande des Abgrundes, da unterstützte eine barmherzige Woge ihre verzweifelte Anstrengung, und Stanley war gerettet. Am gleichen Tage aber verlor er seinen Freund und Reisegefährten Francis Pocock in den Wellen des Stromes. Stanley begleitete ausnahmsweise den Teil seiner Leute, der das Gepäck zu Lande voranbrachte, und hatte seinem Freunde auf dessen Wunsch den Auftrag gegeben, an Tauen die Kähne vorsichtig über die nächsten Schnellen zu bringen. Da erblickte er von einer Felswand aus, welche einen Blick auf den vorbeibrausenden Strom eröffnete, plötzlich einen dunkeln Gegenstand in den Wellen des Masassa-Falles. Es war ein umgeworfenes Boot, an welches sich mehrere Menschen klammerten. Sofort sandte er den Verunglückten nach einer Stelle, wo sie vorbeitreiben mußten, Leute zu Hilfe. Er sah, wie sich die Schiffbrüchigen bemühten, das Boot wieder aufzurichten; wie sie, als das nicht glückte, auf den Kiel kletterten und mit den Händen zu rudern versuchten; denn eine kleine halbe Stunde weiter stromabwärts brüllte der Singa-Fall. Als sie sich dem Ufer etwas genähert hatten, suchten sie es schwimmend zu erreichen. Gleich darauf sah Stanley den Kahn pfeilschnell an sich vorbei und über den Singa-Fall hinabschießen, wo er in den zischenden Wogen spurlos verschwand. Acht von elf hatten sich gerettet; unter den Ertrunkenen war Stanleys Gefährte Pocock (vgl. das Bild S. 347).

Nach namenlosen Anstrengungen erreichte Stanley am 9. August 1887 endlich bei Banana den Atlantischen Ocean. Seine Schar, welche am 17. November 1874 beim Ausmarsche von Bagamoyo 356 Seelen betragen hatte, war auf 115 Köpfe zusammengeschmolzen, und auch unter diesen befanden sich 60 Kranke. Die Stromfahrt von Nyangwe bis zum Meere hatte 278 Tage gebraucht. Groß war das Staunen, als die Nachricht dieser tollkühnen Fahrt nach Europa drang; sie zeigte dem Unternehmungsgeiste des Forschers, des Kaufmannes und des Missionärs neue Wege.

4. Stanleys Zug vom Kongo zu den Nilquellen.

Der berühmten Stromfahrt Stanleys den Kongo abwärts fügen wir hier seine ebenso berühmte Fahrt vom Aruwimi zum Albert-See bei, welche er im Jahre 1887 unternahm. Wie man verkündete, galt es die Befreiung Emin Paschas, der seit mehr als 13 Jahren in Wadelai aushielt und die südlichste Provinz des ägyptischen Sudan für den Khedive auch dann noch verteidigte, als Chartum schon lange gefallen, Gordon ermordet war und die ägyptische Regierung auf die Zurückeroberung der Länder am obern Nil thatsächlich verzichtet hatte. Von der europäischen Welt vollständig abgeschnitten und ohne Schießbedarf und Hilfsmittel schien

Stanleys Fahrt durch die Stromschnellen des Kongo. (S. 344.)

Emin Pascha verloren. Deutsche und englische Gesellschaften bildeten sich zu seiner Rettung; aber nebenbei hatte man auch noch andere Zwecke im Auge.

Stanley unterzog sich der Aufgabe und wählte den Weg über den Kongo. Am 21. Januar 1887 verließ Stanley London, traf am 27. in Alexandrien ein und reiste nach einer Unterredung mit dem Khedive Mehemet Tewfik, der 200 000 Mark und reiche Vorräte an Waffen und Schießbedarf zur Rettung seiner Offiziere in Wadelai beisteuerte, sofort nach Sansibar, das er am 22. Februar erreichte. Bereits waren von seinem Agenten 706 Träger (und Krieger) angeworben und zusamt 160 Tonnen Last (Proviant, Waffen, Tauschgegenstände u. s. w.) auf dem Dampfer „Madura" eingeschifft, so daß die Weiterreise nach dem Kongo sofort angetreten werden konnte. Vorher aber schloß Stanley mit dem Sklaven- und Elfenbeinhändler Tippu-Tib, den er in Sansibar traf, einen Vertrag, kraft dessen dieser ihm 600 weitere Träger, den Mann für 120 Mark, stellen sollte. Diese 600 Träger (vgl. untenstehendes Bild) sollten die 75 Tonnen Elfenbein, die, das Pfund zu 8 Mark berechnet, einen Wert von 1 200 000 Mark darstellten und die man im Besitze von Emin Pascha wußte, an den Kongo zurückbringen. Man hoffte, mit diesem Elfenbein die Kosten des Zuges, für den 400 000 Mark beigesteuert waren, um mehr als das Doppelte zu decken; in Wirklichkeit aber kostete diese Spekulation, weil Tippu-Tib seine Zusage nicht hielt oder nicht halten konnte, mehreren hundert Menschen das Leben und hätte beinahe die ganze Expedition vernichtet.

Pagazis (Träger).

Am 18. März erreichte Stanley mit seinen Leuten die Kongomündung, am 21. April Leopoldville am Stanley-Pool, und vom 1. Mai bis 25. Juni dauerte die Kongofahrt bis Jambuja, das am Aruwimi, etwas über 200 km oberhalb seiner Mündung in den Kongo, liegt (vgl. die Karte S. 349). Daselbst wurde ein befestigtes Lager errichtet, in welchem Major Barttelot die Ankunft der Nachhut und der von Tippu-Tib versprochenen 600 Elfenbeinträger erwarten sollte; doch hatte er die Weisung, wenn diese binnen einer bestimmten Frist nicht gestellt würden, mit seinen Leuten (260 Mann) und dem Gepäck Stanley zu folgen, der mit der Hauptschar (389 Mann) schon am 28. Juni den berühmten Marsch durch den Urwald antrat. Wie eine finstere Mauer stand derselbe vor Stanley und seiner Schar, und erst nach einem Marsche von 160 Tagen sollte die kleinere Hälfte, 175 Mann von 389, und auch diese zu Skeletten abgemagert, sein schauerliches Dunkel verlassen.

„Wir marschierten, eine Compagnie nach der andern, im Gänsemarsch", erzählt Stanley. „Jede Compagnie hatte ihre Fahne, ihren Trompeter oder Trommler, sowie eine bestimmte Zahl von Überzähligen, während 50 ausgesuchte Leute als Vorhut vorausmarschierten, um Haumesser und Axt zu handhaben, die jungen Bäume zu fällen, von den Stämmen einen handbreiten Streifen Rinde abzuschälen (als Merkzeichen für die Nachhut unter Barttelot), die Blätter und Sprossen des Rotangs zu durchhauen, alle den freien Durchzug der Hunderte von beladenen Trägern hindernden Zweige zu entfernen, Bäume für den Übergang über Flüsse zu fällen und nach Beendigung des Tagemarsches aus Buschwerk und Zweigen Seribas oder Bomas (Schutzzäune) um

Francis Pocock verunglückt in den Singa-Fällen. (S. 344.)

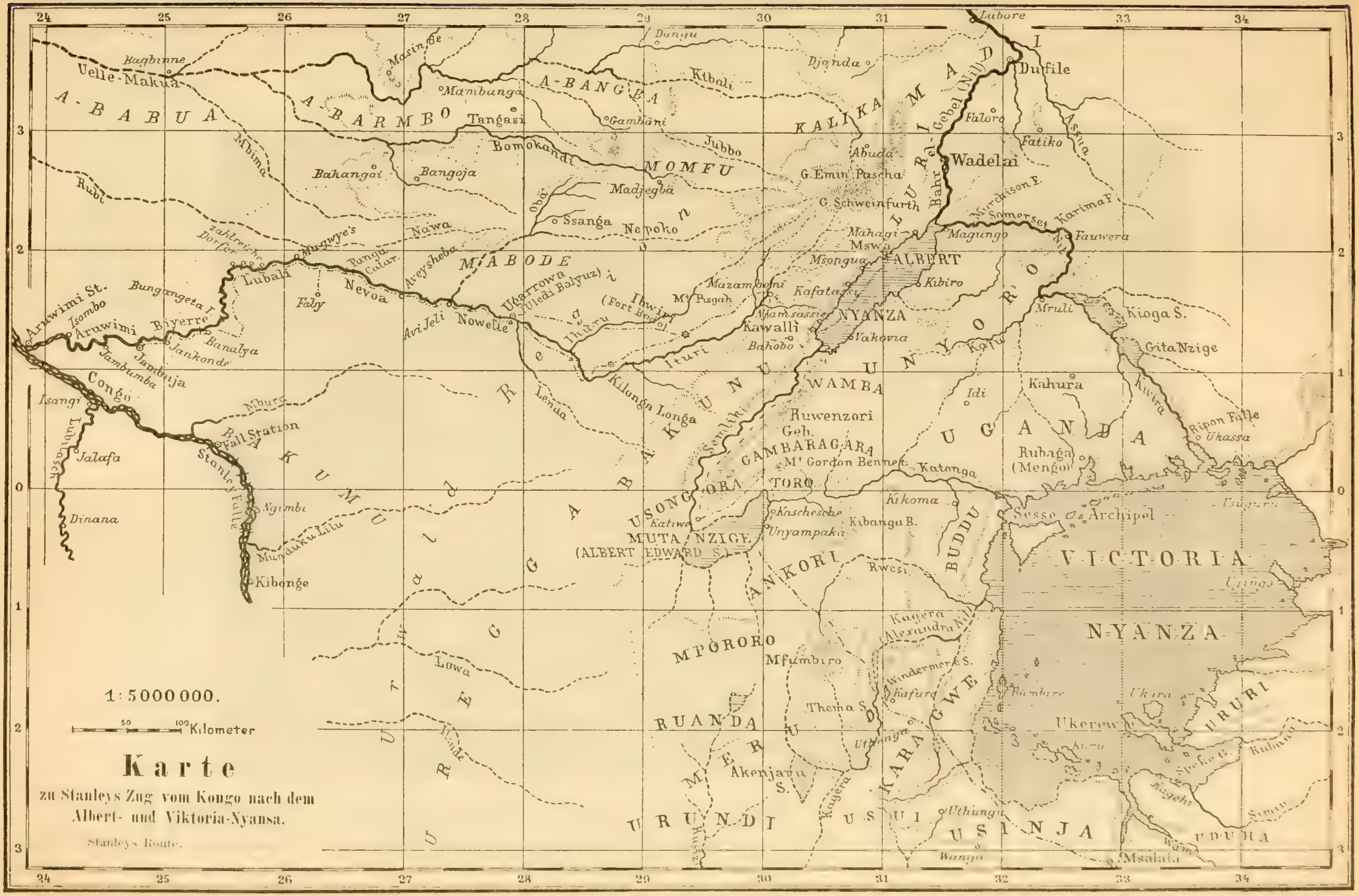
das Hüttenlager zu bauen. Die Vorhut muß den Pfad aufsuchen oder, wenn keiner zu finden ist, die schmalste Stelle des Dickichts wählen und sich sofort durchbohren, da es außerordentlich ermüdend ist, mit einer schweren Last auf dem Kopfe in der erhitzten Atmosphäre stillzustehen. Findet sich keine lichtere Stelle im Dickicht, dann geht es irgendwo hindurch, so undurchdringlich die Stelle auch erscheinen mag; die Leute müssen tüchtig darauf loshacken, sonst entsteht unter den ungeduldigen Trägern hinter ihnen ein unheilverheißendes Murren. Sie müssen bei solcher Waldarbeit auch geschickt und intelligent sein; ein Neuling oder ‚Goi-Goi' hat das Haumesser wieder abzugeben und die Kiste oder den Ballen aufzunehmen. Dreihundert ermüdete Burschen lassen nicht mit sich spaßen. Die Leute von der Vorhut sollen auch tapfer sein, rasch einen Angriff (vgl. das Bild S. 351) zurückschlagen und, da die Pfeile vergiftet, die Speerstiche tödlich sind, gute Augen haben, um die Dunkelheit und den Schatten zu durchdringen, sowie Beobachtungsgabe besitzen und jeden Augenblick bereit zum Handeln sein. . . . ‚Welches ist der Weg, Führer?' fragte ich den stolzesten Mann der ganzen Kolonne; denn es ist ein höchst erhebendes Gefühl, an der Spitze des Zuges zu schreiten. — ‚Dieser hier, der nach Sonnenaufgang führt', erwiderte er. — ‚Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?' — ‚Das weiß nur Gott allein', antwortete er. — ‚Kennst du kein Dorf oder Land in jener Richtung?' — ‚Nicht ein einziges! Wie sollte ich auch?' war die Entgegnung. Das war also alles, was der Klügste von uns wußte. — ‚Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Möge Gott stets mit uns sein! Halte dich an jeden Pfad, der am Flusse entlang führt, bis wir eine Straße finden!'"

So ging es also längs des Aruwimi durch den Wald. Im Anfang leistete ihnen das zerlegbare Stahlboot und eine Anzahl erbeuteter Kanoes, auf welche wenigstens ein Teil der Lasten geladen werden konnte, vortreffliche Dienste. Aber bald sperrte eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen die Flußfahrt und nötigte zu lästigem Umladen und beschwerlichen Umwegen. Die Uferbewohner zeigten sich durchweg feindselig. Heimtückisch steckten sie spitze, manchmal vergiftete Holzsplitter in den Pfad und bedeckten dieselben mit scheinbar zufällig hingestreuten Blättern. Wehe dem Unvorsichtigen, der sich einen solchen Splitter in den nackten Fuß trat! Eiternde, kaum mehr heilende Wunden machten ihn zum Krüppel. Nicht weniger gefährlich waren die vergifteten Pfeile, die oft binnen wenigen Minuten den Tod zur Folge hatten. Furchtbare Tropenstürme, strömender, endloser Regen erschwerten den Marsch. Die Insektenwelt bereitete den Leuten entsetzliche Qualen. Da waren unermeßliche Heere verschiedenartiger, überaus giftiger Ameisen, die am Boden, an den Baumstämmen krochen, von den Ästen auf die Träger niederfielen, die Müden bei Nacht von den Lagerstätten vertrieben; kleine Bienen, die mit Vorliebe in die Nasenlöcher und Augen stachen; bösartige Wespen, die wiederholt die ganze Karawane in die Flucht trieben; Zecken, welche den armen Leuten das Blut abzapften und schmerzliche Entzündungen hervorriefen. Zu diesen kleinen, aber lästigen Feinden des Urwaldes gesellte sich bald ein viel schlimmerer - der Hunger, und in seinem Gefolge Krankheiten aller Art. Anfangs fanden sich am Flusse Dörfer und Pflanzungen, und wenn die Bewohner nicht gutwillig Nahrungsmittel gegen Tauschwerte lieferten, so ließ Stanley die Pflanzungen einfach plündern. Dann aber trafen sie auf Dörfer, die von den arabischen Räuberhorden ausgemordet und verheert waren.

Am 30. August hatten sie erst ungefähr die Hälfte des Weges, etwas über 300 km in der Luftlinie, nach 64tägigem Marsche zurückgelegt, durften aber nicht hoffen, die zweite Hälfte in der gleichen Zeit zu überwinden. „Die Leute befanden sich in einer jämmerlichen Körperbeschaffenheit und waren moralisch gedrückt", sagt Stanley. „Geschwüre wüteten epidemisch unter ihnen; Blutarmut hatte ihre Lebenskraft zerstört. Wir sagten ihnen, wir hätten die Hälfte des Weges erreicht; aber sie antworteten ungläubig mit Murren. Sie fragten: ‚Wie kann der Herr das wissen? Zeigt jenes Instrument ihm den Weg? Sagt es ihm, welches der richtige Pfad ist? . . . Bah, der Herr spricht zu uns, als ob wir Kinder wären!'" Am folgenden Tage stießen sie mit einer Streifpartie von Arabern (Manyema) zusammen! Nun begann unter der entmutigten Schar das Desertieren, so daß Stanley sich gezwungen sah, einen der Entlaufenen zum abschreckenden Beispiel aufzuknüpfen. Bald trafen sie dann das erste von den Manyema verheerte Dorf. „Navabi muß früher ein bemerkenswertes Beispiel von dem Gedeihen der Niederlassungen der Eingebornen gewesen sein. Es besaß Haine von Ölpalmen und Bananenbäumen, große mit Tabak und Mais bebaute Strecken; die Hütten hatten ein fast idyllisches Äußere, wie wir wenigstens aus zweien derselben schlossen, die stehengeblieben waren und uns einen kleinen Begriff des schönen, heitern Glückes der Tropen gaben. Im übrigen war alles öde. Streifpartien, welche nach unserer Ansicht von Ugarrowwa (einem Anführer der arabischen Räuberbanden) geschickt waren, hatten die Ansiedelung niedergebrannt, viele von den Palmen umgehauen, die Bananenpflanzungen dem Erdboden gleichgemacht und den Boden mit den Gebeinen der Verteidiger besät. Innerhalb unseres Lagers bei Navabi fanden wir die Schädel von fünf kleinen Kindern."

Am 12. September hatte die Karawane auf dem Marsche bereits 46 Mann eingebüßt; es waren allein vom 23. August bis 12. September 14 Mann desertiert, 16 gestorben, und 58 Kranke schleppten sich mühsam nach oder mußten gar getragen werden. Jetzt begann das Elend erst recht. Da fast alle Pflanzungen zerstört waren und der Lärm der Karawane das Wild verscheuchte, lange bevor die Jäger ihm nahen konnten, sahen sich die Hunderte auf die kärgliche Nahrung angewiesen, welche Waldbeeren und Schwämme boten. Wenn nicht glücklicherweise die Lager der räuberischen Manyema, welche die Gegend verheert hatten, in erreichbarer Nähe gewesen wären, so hätte der ganze Zug elend vor Hunger sterben müssen.

Auch so ging es hart genug. Am 5. Oktober hatte man die Stelle erreicht, wo von Nordosten der Ihuru aus einer Schlucht hervorbrausend in den Ituri mündet, dessen Wasser ebenfalls so wild dahinschossen, daß es unmöglich war, sich fürderhin der Kähne zur Beförderung der Kranken zu bedienen. Stanley mußte also den Entschluß fassen, den kranken Kapitän Nelson mit 56 Kranken zurückzulassen, um mit den noch 211 marschfähigen Leuten das Lager der Manyema zu erreichen und dann von dort aus die Zurückgelassenen mit Nahrungsmitteln zu versorgen und sie nachholen zu lassen. Es war das einzige Mittel, um nicht alle, Gesunde und Kranke, dem Tode zu weihen, und wenn Stanleys Schätzung, das Manyemalager binnen fünf Tagen zu erreichen, richtig gewesen wäre, so hätte er wohl die meisten Kranken noch retten können. Aber erst am dreizehnten Tage erreichten sie todmatt und halbverhungert die Manyema, und abermals vergingen zehn Tage, bevor er einen seiner Offiziere mit 70 Mann und einem Vorrat von Lebensmitteln Nelson zu


1:5000000.
50
100 Kilometer
Karte
zu Stanleys Zug vom Kongo nach dem Albert- und Viktoria-Nyansa.
Stanleys Route.
VICTORIA NYANZA
ALBERT NYANZA
MUTA NZIGE (ALBERT EDWARD S.)
U G A N D A
U N Y O R O
A N K O R I
M P O R O R O
R U A N D A
K A R A G W E
U R U N D I
U S I N J A
U R U R I
B U D D U
M A B O D E
M O M F U
A - B A B U A
A - B A R M B O
A - B A N G B A
K A L I K A
M A D I
Wadelai
Dufile
Lubore
Fatiko
Faloro
Magungo
Kibiro
Kawalli
Mswa
Mahagi
Msongua
Kafata
Bahobo
Vakovia
Ruwenzori Geb.
GAMBARAGARA
Mt Gordon Bennett
TORO
USONGORA
WAMBA
Katonga
Kikoma
Kibanga B.
Unyampaka
Kascheschè
Katwe
Rwesi
Mfumbiro
Thema S.
Akenjaru S.
Windermere S.
Kafurq
Rubaga (Mengo)
Kahura
Idi
Mruli
Kioga S.
Gita Nzige
Ripon Fälle
Ukassa
Sesse Archipel
Ukerewe
Msalala
Mt Pisgah
Ibwiri (Fort Bodo)
Mazamboni
Ituri
Ihuru
Kilonga Longa
Lenda
Ugarrowa (Ulédi Balyuz)
Nowelle
Avi Jeli
Nevoa
Faly
Lubali
Aveysheba
Nawa
Nepoko
Ssanga
Madjegba
Bomokandi
Jubbo
Tangasi
Bangoja
Bakangai
Mambunga
Gambari
Kibali
Djonda
Donqu
Masinde
Velle-Makua
Bagbinne
Mbima
Rubi
zahlreiche Dörfer
Muquye's
Bungangeta I.
Aruwimi St.
Isombo
Aruwimi
Biyerre
Banalya
Jankonde
Jambuija
Jambumba
Congo
Isangi
Lubilasch
Jalafa
Dinana
Mburo
Fall Station
Stanley Fälle
Ngumbi
Mundukulilu
Kibonge
Lowa
Luindi
Kagera
Alexandra Nil
Uthungu
Somerset Nil
Murchison F.
Karuma F.
Fauwera
Assua
Bahr el Gebel (Nil)
G. Emin Pascha
G. Schweinfurth
Abuda
Aruwimi
Usuguru
Ugingo
Ukara
Bumbire
Speke G.
Rubana
Nagehi
Kwira
Kaju
Uthungu
Uthunga
U D U H A
R E G A
K U M U
A B A R U
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
3
2
1
0
1
2
3

Hilfe schicken konnte. Von den 56 Kranken waren nur mehr 5 am Leben, und von diesen lagen noch 2 am Sterben. Alle andern waren durch Hunger und Elend umgekommen!

Von den Manyema erfuhr Stanley auch, daß der unermeßliche Urwald sich ununterbrochen nach Süden bis an den Oberkongo (Lualaba) erstrecke. In neunmonatlichem Marsche waren dieselben von Kibonge an den Ituri gekommen, „ohne auch nur so viel Gras zu finden, als die Fläche einer Hand bedecken würde". Sie hatten auf diesem Zuge durch Hunger und Giftpfeile über 200 Mann verloren. Ganz ähnlich lautete die Erzählung einer andern Schar, die auf 7½monatlichem Marsche nichts als Bäume und Büsche und auch nicht den kleinsten Grasfleck getroffen hatte; auch diese Schar hatte 110 von 200 Mann eingebüßt, und sie war noch glücklich; andere Expeditionen der Sklaven- und Elfenbeinjäger waren in diesem Walde spurlos verschwunden, ein Schicksal, dem Stanleys Schar nur mit genauer Not entronnen ist. Stanley schätzt den Urwald auf 224 Millionen Acres (1 Acre = 1,584 preußische Morgen = 0,404 ha), nahezu 1 Million qkm. Suchen wir uns durch einige Stellen aus Stanleys Beschreibung ein Bild dieses Urwaldes (vgl. obenstehendes Bild) zu vermitteln:

Im ostafrikanischen Urwald.

„Man denke sich ganz Frankreich und die Iberische Halbinsel dicht besetzt mit Bäumen von 6—60 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, und jeden Baum von wenigen Centimetern bis über einen Meter dick. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons haben und sich in großen, dichten Kränzen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen; laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis nahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer bilden, und schlanke Ranken herabhängen mit offenem Faserwerk an den Enden wie Troddeln. Wirf alles bunt durcheinander, so wirr und kunterbunt wie möglich, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden wagrechten Ast kohlähnliche Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, Elefantenohrpflanzen, Orchideen, Gruppen von Wundern der Blumenwelt, einen reichen Schmuck zarter Farne. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dichtem Moos wie mit einem grünen Pelz. Wo der Wald fast verwachsen ist, braucht man nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amomum und Zwerggebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes zerschmettert und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Licht und Luft in die Höhe, drängen sich, brechen sich, pressen sich und ersticken sich gegenseitig, bis

Überfall im Urwalde. (S. 348.)

das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet. . . . Um das Bild des unbarmherzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine Dunstmischung von verwesenden Fibern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonien. . . . Jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß, ein sumpfiger Bach, ein seichter Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- und Lilienblättern und einem fettigen grünen Schlamm, der aus Millionen von Pflanzenteilchen besteht. Bevölkere dann diese ungeheure Waldwüste mit zahllosen Bruchstücken von Völkerstämmen, die sich gegenseitig befehden, 15—80 km voneinander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume leben, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Tabak, Colocasien, Kürbisse, Melonen u. s. w. pflanzen. Um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, haben sie jedes Verteidigungsmittel angewandt, welches die Natur und das Leben im Walde den Wilden an die Hand giebt. Sie haben Holzsplitter eingegraben und schlau unter scheinbar zufällig dort liegenden Blättern verborgen, nicht nur auf ihren Pfaden, sondern auch an der Seite der Baumstämme, so daß der Eindringling, wenn er mit dem nackten Fuß darauf tritt, sich denselben durchbohrt und entweder an dem auf die Holzstücke geschmierten Gifte stirbt oder monatelang lahm bleibt. Sie haben die Äste aufgetürmt und aus den großen Bäumen Verhaue hergestellt, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteter Pfeile und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen hölzernen Speeren im Hinterhalte liegen."

Unter diesen Waldbewohnern waren es vor allem die Stämme der „Zwerge", welche Stanley viel zu schaffen machten. Ihre Größe schwankte von 90 cm bis 1,4 m. Das erste Dorf derselben traf er Anfang November bald nach dem Weitermarsche aus dem Lager der Manyema, wo er eine Anzahl Kranker, viele Kisten und sein Stahlboot zurückgelassen hatte. Da Stanley durch Boten von Sansibar aus an Emin Pascha Briefe geschickt hatte, glaubte er auch des Stahlbootes nicht mehr zu bedürfen, indem er die Dampfer des Paschas am Südende des Albert-Njansa erwartete. Am 10. November erreichte er Ibwiri und sah sich gezwungen, mit seinen erschöpften Leuten abermals eine längere Rast zu halten. Den 24. November brach Stanley von Ibwiri auf und erreichte endlich den 4. Dezember das Ende des fürchterlichen Waldes. Von den 389 Mann, mit denen er denselben betreten hatte, waren nur mehr 175 bei ihm. Wir begreifen seine Gefühle:

„Zu unserer herzlichen Freude traten wir auf eine weite Ebene, so grün wie englischer Rasen, in das hellste, angenehmste Tageslicht, den warmen, herrlichen Sonnenschein hinaus, wo wir mit unwiderstehlicher Lust die reine Luft einatmeten. Wenn ich nach meinem Gefühl auf das der andern schließen darf, so kam es uns vor, als wir den jungen grünen Rasen betraten, wir hätten das Alter um ein Dutzend Jahre von uns geworfen. Mit ganz ungewöhnlichen Schritten eilten wir vorwärts, und als unsere Bewegung sich nicht mehr meistern ließ, setzte sich schließlich die ganze Karawane in Laufschritt. Das Herz eines jeden schien sich zu erweitern und vor kindlicher Freude zu schwellen. Der blaue Himmel über uns hatte uns noch nie so groß und hoch, so rein und heiter geschienen, wie in diesem Augenblicke. Wir blickten sogar in die Sonne, ohne von ihrer glühenden Helle geblendet zu werden. Das junge Gras, das nach der Verbrennung des alten erst einen Monat alt war, wurde von der sanften Brise schmeichelnd geliebkost und bewegte sich hin und her, als ob es uns die schönen Schattierungen seines zarten Grüns zeigen wollte. Vögel, die uns so lange fremd gewesen waren, segelten und schwirrten durch die klare Luft; kleinere und größere Elenantilopen standen auf einer grasbewachsenen Anhöhe und betrachteten uns verwundert, um dann aufwärts zu springen, wieder stehen zu bleiben und ihrem Erstaunen, das nicht geringer war als das unsrige, durch Schnaufen Luft zu machen; Büffel hoben den Kopf, von Verwunderung über die Eindringlinge in ihre stille Domäne erfaßt, warfen die schwerfälligen Körper herum und trabten in sichere Entfernung. 250 qkm herrliches Land lagen offen vor unserem Blicke."

Bald traf die Expedition Hirtenstämme, mit denen sie später gut Freund wurde; aber das erste Mal traten dieselben den Fremdlingen feindselig gegenüber, und nur durch blutige Kämpfe erzwang sich Stanley den Durchzug. Man befand sich nun zwischen dem Walde und dem Albert-Njansa auf einer etwa 80 km breiten Hochebene, durchschnittlich 1300 m über dem Meere; der höchste Punkt wird auf 1610 m angegeben. Endlich am 13. Dezember kam der ersehnte See in Sicht. Sehr anschaulich schildert uns Stanley den denkwürdigen Augenblick:

„Als wir den höchsten Punkt des Sattels oder vielmehr den Rand der Hochebene, wie es sich herausstellte, erreicht hatten, erblickten wir in der Entfernung von etwa 40 km die blaue gleichmäßige Linie eines Tafellandes, das sich bis in die Wolken erhob und von ungeheurer Höhe zu sein schien. Beim Anblicke derselben gaben unsere Leute ihrer Überraschung und Unzufriedenheit durch Murren Ausdruck; ich wußte aber, daß es Unjoro war und daß zwischen uns und jenem großen blauen Tafellande eine ungeheure tiefe Schlucht sich befand, auf deren Grund der Albertsee lag. . . . Als unsere Leute das Plateau von Unjoro in der Ferne erblickten, riefen sie ärgerlich aus: ‚Maschallah, dieser Njansa geht aber noch immer weiter von uns weg.' Doch tröstete ich sie und sagte: ‚Haltet die Augen offen, Jungens, ihr könnt den Njansa jetzt jeden Augenblick zu sehen bekommen', eine Bemerkung, die, wie so viele andere, welche sie ermutigen sollten, mit ungläubigem Knurren aufgenommen wurde. Allein jeder Schritt, den wir weiter machten, bewies, daß wir einem ungewöhnlich tiefen Thale oder dem Njansa nahten. Das Plateau von Unjoro stieg immer höher vor unsern Blicken empor, während die Abhänge zu beiden Seiten von uns beständig niedriger wurden, und schließlich ruhten aller Augen auf einer grauen Wolke. Was ist das? Nebel? Nein, es ist der in leichtem Nebel schlummernde Njansa! Dort im Nordosten hat er die Farbe des Oceans. Die Leute blickten mehrere Minuten auf den See, ehe sie zu begreifen vermochten, daß das, was sie sahen, wirklich Wasser war, und gaben dann ihrem Gefühl mit Jubelgeschrei und enthusiastischem Rufen Ausdruck. . . . Obwohl die Leute jauchzten und tanzten und sich um mich drängten, um mir Glück zu wünschen, ‚daß ich die Stelle so genau getroffen hätte', überkam mich doch ein fröstelndes Gefühl, als ich daran dachte, wie wenig Aussicht vorhanden war, in einem Lande wie dieses ein Kanoe zu finden, das zum Befahren der unruhigen Gewässer des Albertsees hätte dienen können. Ängstlich untersuchte ich mit dem Glase genau die ferne Küste des Sees; doch vermochte ich weder ein Kanoe zu entdecken, noch auf der ganzen Länge der Abhänge und der ausgedehnten Ebene einen einzigen zur Herstellung eines Kanoe geeigneten Baum zu erblicken, und zum erstenmal kam mir, während noch auf allen Lippen der fromme Ausruf: ‚Gott sei Dank!' schwebte, der Gedanke, daß unser forcierter Marsch, der beständige Kampf und die Opfer an Menschenleben am Ende doch umsonst seien."

Unter Kämpfen mit den nachdrängenden Eingebornen bewerkstelligte Stanley am 13. Dezember 1887 binnen drei Stunden den Abstieg über die steilen Hänge der Hochebene nach der etwa 750 m tiefer liegenden See-Ebene und erreichte am folgenden Tage das 8 km vom Fuße des Berges entfernte Ufer. Allein der Pascha war nicht da und kein Kahn aufzutreiben, mittelst dessen man eine Botschaft nach dem 200 km entfernten Wadelai hätte schicken können. Stanley befand sich wirklich in einer mißlichen Lage. Sollte er sich verschanzen und auf gut Glück abwarten, ob der Pascha seine Ankunft erfahren werde, oder sollte er rasch 18 Tagereisen weit in den Wald zurückkehren und sein Stahlboot herbeiholen? Er entschloß sich für das letztere, und schon am 16. Dezember finden wir ihn wieder auf dem Rückmarsch. Glücklicherweise gelang es ihm diesmal, mit den Hirtenstämmen auf einen freundschaftlichern Fuß zu kommen. Am 7. Januar 1888 erreichten sie die fruchtbare Gegend von Ibwiri, und während Lieutenant Stairs, einer von Stanleys Offizieren, mit 97 Mann nach Ipota ging, um die zurückgelassenen Kranken, das Stahlboot und die vielen vergrabenen Kisten abzuholen, blieb Stanley selbst mit 70 Mann in Ibwiri und baute als Stützpunkt seiner künftigen Unternehmungen das Fort Bodo, um welches er reiche Mais- und Bananenpflanzungen anlegte. Eine Erkrankung Stanleys verhinderte den Aufbruch mit dem Stahlboot, das schon am 8. Februar eingetroffen war, bis zum 2. April. Dann trat er mit 126 Mann abermals den Marsch nach dem Albert-See an, 49 Mann als Besatzung im Fort Bodo zurücklassend. Schon unterwegs erhielt er einen Brief Emin Paschas (vgl. nebenstehendes Bild), der inzwischen vom Herannahen der Ersatztruppen Kunde erhalten hatte, und am 29. April fand endlich die Zusammenkunft der beiden Männer (vgl. das Bild S. 355) am Ufer des Sees statt.

Emin Pascha.

Die Freude der Begegnung wurde bald dadurch etwas vermindert, daß Emin Pascha sich nicht entschließen konnte, auf die Vorschläge Stanleys einzugehen. Seine Stellung in der Äquatorprovinz, an der er zähe festhielt, kam ihm noch nicht so unhaltbar vor. Ebensowenig war er gewillt, mit dem Range eines Generals und dem Jahresgehalte von 1500 Pfd. Sterling in die Dienste des Kongostaates zu treten und seine Provinz, auf welche Ägypten verzichtete, im Namen Leopolds II. von Belgien zu verwalten, oder endlich mit Stanley nach der Nordostecke des Viktoria-Njansa zu ziehen und dort im Auftrage der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Art Kolonie zu gründen. Doch die Entscheidung drängte nicht; zunächst mußte Stanley daran denken, seine Nachhut aufzusuchen, von der er seit dem 28. Juni 1887, dem Tage, da er Jambuja verließ und den großen Wald betrat, keine Kunde mehr erhalten hatte.

Man wird sich erinnern, daß Stanley den Major Barttelot mit 260 Mann und einem großen Teil des Gepäcks dort zurückgelassen hatte, mit dem Befehl, nicht länger als bis Mitte August auf die von Tippu-Tib versprochenen 600 Träger zu warten. Sollte der Araber sein Wort nicht halten, was Stanley gar nicht unwahrscheinlich war, so mußte Barttelot sich mit seinen eigenen Trägern behelfen und konnte dann der Vorhut nur langsam folgen, da er die 500–600 Lasten nicht auf einmal befördern konnte. Barttelot war aber dieser Vorschrift nicht nachgekommen; wiederholt hatte er selbst den Weg zu den Stanleyfällen gemacht, um Tippu-Tib aufzusuchen, und war von diesem durch eitle Versprechen immer wieder hingehalten worden. So mußte Stanley fast den ganzen Weg durch den ungeheuern Wald wieder zurückmachen, um endlich die Trümmer der Vorhut in Banalja, kaum 100 km östlich von Jambuja, am 17. August 1888 zu treffen. Welch ein Wiederfinden! Major Barttelot war von einem Manyema meuchlerisch erschossen, 78 von der Mannschaft tot, 26 desertiert, 34 krank, meist in Jambuja, zurückgeblieben, nur mehr 75 am Leben, und auch von diesen war die Mehrzahl krank! Es gelang Stanley, den gebrochenen Mut der Leute wieder aufzurichten, und schon nach wenigen Tagen Rast, am 1. September, trat er den dritten Marsch durch den schrecklichen Urwald an. Seine Schar, die Trümmer der Nachhut und eine Abteilung Manyema (darunter 61 Träger, statt der versprochenen 600), betrug zusammen 465 Mann. Wir können uns bei den Einzelheiten dieses Marsches, wobei natürlich die Erfahrungen der frühern benutzt wurden, nicht aufhalten. Am 20. Dezember erreichte man Fort Bodo, wo die angelegten Pflanzungen die Karawane reichlich mit Lebensmitteln versahen. Der Marsch von Banalja bis Fort Bodo hatte Stanley abermals 106 Menschenleben gekostet. Am 23. Dezember brach er mit dem Rest seiner Schar auf und erreichte am 18. Januar 1889 das Dorf Kawalli, etwa 40 km vom Ufer des Albert-Sees, am Rande der Hochebene, wo er für die folgenden zwei Monate sein Hauptquartier aufschlug.

Schon am 16. Januar hatte er Briefe Emin Paschas und Jephsons, den Stanley bei ihm gelassen hatte, erhalten, welche ihm mitteilten, daß am 18. August eine Meuterei unter den Offizieren des Paschas ausgebrochen sei, und daß der Pascha und

Jephson jetzt von ihnen in Gefangenschaft gehalten werden. Inzwischen waren Anhänger des Mahdi von Norden her in die Provinz eingebrochen und hatten die meuterischen Offiziere geschlagen; alles war in der größten Verwirrung. Was sollte nun Stanley thun? Sich mit seiner Handvoll Leute nach Wadelai begeben, wäre mehr als tollkühn gewesen. Wenn es dem Pascha nicht glückte, zu ihm zu kommen, so mußte er die Munition, die er ihm zum Entsatze mit so großer Mühe gebracht hatte, zerstören und ohne den Pascha und dessen Leute den Weg an die Küste antreten. In diesem Sinne berichtete er nach Wadelai.

Am 17. Februar kam der Pascha mit 65 Mann nach Kawalli, und nun begann eine Zeit endloser Verhandlungen und Ränke seitens der ägyptischen Offiziere, welche die Waffen und Vorräte in ihren Besitz bringen wollten. Als äußerste Frist für den Aufbruch nach der Küste hatte Stanley schließlich den 10. April festgesetzt. Wer bis dahin nicht mitzuziehen bereit war, mußte zurückbleiben.

Inzwischen hatte Stanley Muße, die Hochebene und ihre Bewohner sich genauer anzusehen, und wir wollen einige Züge seiner Schilderung aufnehmen, da gerade dieses Land zur Gründung einer Mission geeignet sein dürfte.

„Diese Berge (der Hochebene bei Kawalli) haben eine Höhe von 1600—1700 m über dem Meere. Die Vertiefungen und Thäler zwischen den Anhöhen sehen hier und dort ganz malerisch aus, obwohl sie wegen des jüngst erfolgten Grasbrandes sich augenblicklich nicht in ihrem besten Kleide zeigen. Jede Gebirgsfalte hat ihren eigenen klaren Wasserlauf, an dessen Ufern Baumfarne, kleine Palmen und teilweise jetzt blühendes Gebüsch stehen. Nach dem lebhaften Vogelgesang, den ich gestern hörte, hielt ich es für wahrscheinlich, daß unser unersättlicher Sammler (Emin Pascha) seinen Vorrat von Riesenlerchen, Drosseln u. s. w. noch vermehren werde. . . . In einem kesselförmigen, ringsherum von zerklüfteten, nackten Felsen umgebenen Becken sah ich eine ebene Terrasse von 2½ km Länge und 1½ km Breite, so grün wie ein Rasenspielplatz. Um den Fuß derselben lief ein klarer Bach durch einen dichten Waldgürtel, dessen Baumwipfel gerade bis zur Oberfläche der Terrasse reichten. Es ist der hübscheste Platz für eine Missionsstation oder Gemeinde von Weißen, den ich seit langer Zeit gesehen habe. Die Höhe betrug 1675 m (nahezu Rigihöhe) über dem Meeresspiegel. Von dem Scheitel der umliegenden Felsenhügel hat man einen Blick auf fast 8000 qkm eines der herrlichsten und schönsten Länder der Welt. In der Richtung des Waldes beherrscht der etwa 95 km nach Westen gelegene Berg Pisgah alle Spitzen und Ketten; im Süden begrenzt der 130 km entfernte und 5500–5800 m hohe Ruwenzori mit seinem ewigen Schnee den Blick; im Osten schaut das Auge weit über das Land Unjoro hinweg, und im Nordosten dehnt sich der Albert-Njansa in seiner ganzen Länge aus. . . .

„Wir können jetzt den Eingebornen jedes Eigentum anvertrauen, ohne sie zu bewachen. Insgesamt haben sich 15 Häuptlinge unserer Bestimmung, die Kämpfe untereinander aufzugeben, alle Beschwerden uns vorzulegen und sich mit unserer Entscheidung einverstanden zu erklären, unterworfen. Die Folge davon ist, daß die Bavira jetzt den Wasiri, Balegga und den Wahuma die Hand reichen. Oft sind die Streitfälle von nur geringer Bedeutung; doch haben unsere Entscheidungen bis jetzt befriedigt.

„Die Wahuma sind das gerade Gegenteil der Zwerge. Letztere sind Nomaden von geringerer als gewöhnlicher Größe und haben sich durch ihre Gewohnheiten dem Leben im Walde angepaßt; erstere sind große, schön geformte Menschen mit fast europäischen Gesichtszügen und eignen sich wegen ihrer seit undenklichen Zeiten angenommenen und ihnen zur zweiten Natur gewordenen Sitten nur für das Leben auf den Weidegebieten. . . . Die Wahuma sind die echten Abkömmlinge der semitischen Stämme oder Gemeinden, welche von Asien über das Rote Meer auswanderten und sich an der Küste und den einst unter dem Namen Äthiopien bekannten Hochlanden von Abessinien niedergelassen haben. Von diesem großen Mittelpunkt leitet mehr als ein Drittel der Bewohner von Innerafrika seinen Ursprung ab. . . .

„Die Ebene, welche sich von den Bergen bis Kawalli ausdehnt, heißt Usansa und wird von den Ackerbau treibenden Bavira bewohnt. . . .

„Die Zahl der sämtlichen Rinder, welche sich in dem von Kawalli aus sichtbaren Gebiete befinden, kann meiner Schätzung nach nicht über 4000 betragen. Die Tiere sind ungefähr von der Größe der englischen Rinder und von einer buckellosen Rasse, ganz verschieden von den südlich und östlich vom Viktoria-See anzutreffenden Tieren. . . . In einer in der Nähe meines Zeltes gelegenen Hütte hörte man den ganzen Tag das Geräusch des Butterns, das in ähnlicher Weise geschieht wie das Schwenken eines indischen Fächers, wobei die mit Milch gefüllte Kalebasse an einem der Dachsparren des Hauses hängt. . . .

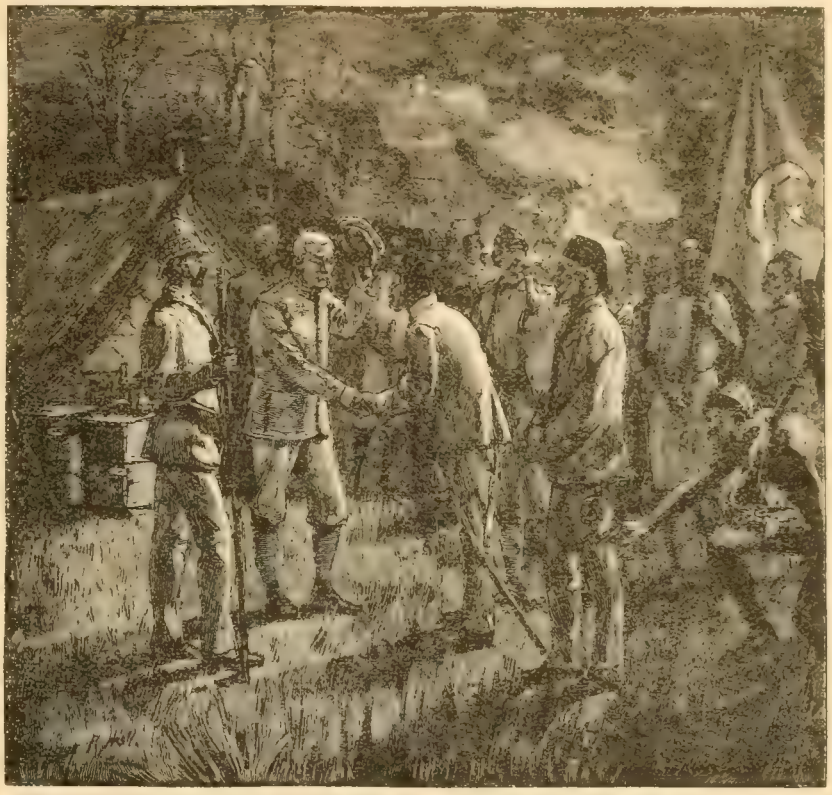
„Als ich neulich Wilkinsons ‚Ancient Egyptians‘ (ein Werk über die alten Ägypter) durchblätterte, fiel mir der konservative Charakter der Afrikaner auf, da ich unter den Bildern der Tafel 459 die Kleidung wiedererkannte, welche bei den Wahuma, Watusi u. s. w. sehr gebräuchlich ist und schon vor 35 Jahrhunderten bei den den Pharaonen Tribut zahlenden schwarzen Völkern Sitte war. Auch die Musikinstrumente, welche auf den Tafeln 135 und 136 abgebildet sind und von denen ein Exemplar sich im Britischen Museum befindet, entdeckten wir bei den Balegga und Wahuma und 1876 bei den Basoga. Aus den Messerheften, den Vertiefungen auf den Schwertern und deren Form, den dreieckigen Verzierungen auf den getünchten Wänden der Häuser und der Schilde, aus der Kleidung von Birkenrinde, den Kasten, Kochgeräten, ihren Waffen, Speeren, Bogen und Knütteln, ihren ‚Mundus‘, welche in der Form Ähnlichkeit mit der Streitaxt der alten Ägypter haben, den gebogenen Kopfstützen, den Elfenbein- und Holzlöffeln, den mit Ohren versehenen Sandalen, ohne welche kein Mhuma marschieren würde, ihrer Vorliebe für gewisse Farben, wie Rot, Schwarz und Gelb, ihren Körben, in denen die Kinder getragen werden, den aus Rohr hergestellten Flöten, den langen Wanderstäben, aus der Art und Weise, wie sie durch Jammern, Schlagen auf die Brust und Gebärden ihren untröstlichen Kummer ausdrücken, den traurigen, melancholischen Gesängen und hundert andern Sitten und Gebräuchen ersehe ich, daß die alten ägyptischen und äthiopischen Eigentümlichkeiten von den Stämmen des Graslandes getreulich bewahrt werden.“

Sonderbarerweise sagt Stanley: „Eine Spur von Religion findet sich unter den Wahuma nicht.“ Er meint offenbar eine ausgebildete Religion, denn er fügt sofort bei: „Sie glauben sehr fest an die Existenz eines bösen Einflusses in der Gestalt eines Mannes, der an unbewohnten Orten, wie einer bewaldeten dunkeln Schlucht oder einem ausgedehnten, mit Röhricht bewachsenen Sumpf, lebt, aber durch Geschenke versöhnt werden kann. Der glückliche Jäger überläßt ihm daher ein Stück Fleisch, das er jedoch fortschleudert, als ob er es einem Hunde zuwürfe; oder man legt ein Ei, eine Banane oder ein Ziegenlammfell vor die Thüre der

Miniaturwohnung, die man am Eingange einer jeden Seriba findet. Jeder trägt ein Zaubermittel um den Hals, Arm oder Leib. Sie glauben an den ‚bösen Blick' und Vorbedeutungen, sind aber nicht so abergläubisch wie die Waganda, wahrscheinlich weil sie so weit zerstreut sind. Sie fürchten die Bezauberung, und wer im Verdacht des Zauberns steht, wird rasch der Strafe unterworfen."

Hoffen wir, daß es bald katholischen Missionären gelinge, in diese neuentdeckten Länder vorzudringen, die bei ihrer hohen Lage, obschon sie nur 1 –2 Grad nördlich vom Äquator liegen, ein erträgliches und, wie es scheint, gesundes Klima haben sollen.

Am 10. April trat Stanley, wie er es vorherbestimmt hatte, trotz aller Schwierigkeiten und Emin Pascha gewissermaßen nötigend, den Rückmarsch mit einer Karawane von 1510 Köpfen an. Seine eigenen Leute bildeten dabei die Minderzahl (230); Emins Gefolge wird auf rund 600 Seelen angegeben; die übrigen waren Manyema (130) und Träger von der Hochebene (550). Als die Nachhut das Lager verlassen hatte, steckte sie die aus Strohhütten bestehende Lagerstadt an. „Das Feuer war großartig; die Flammen schienen, von unserem Standpunkt gesehen, bis zum Himmel emporzulecken, und die große schwarze Wolke kündigte dem umliegenden Lande bis zum Berge Pisgah hin an, daß die Expedition die Heimreise angetreten habe." Gleich die ersten Tage wurde Stanley an einer Magenentzündung ernstlich krank, die ihn fast einen Monat lang an die Hängematte fesselte, in welcher er sich tragen ließ. Der Marsch folgte dem Semliki-Thale, das den Albert-Eduard-See (oder Muta-Nzige, wie er auf den deutschen Karten genannt wird) mit dem Albert-See verbindet, überschritt dann diesen Quellfluß des Nils und nahte sich dem großartigen Gletscherstocke des Ruwenzori-Gebirges, das Stanley schon im Jahre 1887, beim ersten Zug nach dem Albert-See, staunend in den Wolken gesehen hatte.



Zusammentreffen Stanleys mit Emin Pascha. (S. 353.)

Es läßt sich nicht zweifeln, daß dieses mehr als 50 km breite Hochgebirge, dessen Gipfel Stanley zu 5800 m, also 1000 m höher als den Montblanc schätzt, das „Mondgebirge" der Alten ist, an dem sie ganz richtig den Nil entspringen lassen. In ungezählten Wasserläufen eilen die flüssig gewordenen Dunstmassen, die dieser Bergriese um sich sammelt, nach den drei Seiten, die Stanley berührte, in das Bett des Semliki und des Albert-Eduard-Sees und nach Osten, wahrscheinlich dem Viktoria-Njansa zu, hernieder. Mit Recht nennen ihn daher die umwohnenden Völker „Ruwenzori", d. h. Wolkenkönig. „Am Morgen dieses Tages" (9. Mai), beschreibt Stanley den Anblick des Gebirges, „trat der Ruwenzori aus seinem Wolken- und Dunstmantel hervor und zeigte uns seine Gruppen von in glanzend weißem Schnee strahlenden Spitzen und scharfen Graten; das Blau jenseits des Gebirges war wie das des Oceans von vollständiger, ungetrübter Durchsichtigkeit. Fern im Westen stieg wie mit ungeheuern Schultern der Doppelgipfel auf, den ich schon im Dezember 1887 beobachtet hatte, und von dem eingesunkenen Kamme unterhalb der östlichen der beiden Spitzen hoben sich scharf die dominierenden und alles überragenden Höhen des eigentlichen Ruwenzori ab, eine Versammlung ehrwürdiger, uralter Häupter im weißen, strahlenden Gewande, während sich weit nach Osten wie ein großes Rückgrat eine zerklüftete Kette mit Spitzen und Sätteln, vereinzelten Gipfeln und Thälern ausdehnte, bis sie hinter den fernsten Ausläufern der Berge, an denen wir entlang marschierten, aus Sicht verschwand. Im beständigen Anblick der Berge skizzierte ich, aufrecht in meiner von zwei Männern getragenen Hängematte aus Häuten sitzend, den Plan unserer weitern Route." (Vgl. das Bild S. 55.)

Der Weg führte auf einer Strecke von fast 200 km westlich, südlich und östlich um den ungeheuern Gebirgsstock den Semliki-Fluß aufwärts und längs des Nordrandes des Albert-Eduard-Sees. Als man dessen nordöstliche Spitze erreicht hatte, wandte sich die Karawane nach Süden und Südosten dem Alexandra-Nil und dem Südende des Viktoria-Njansa zu. Es ging durch die Landschaft Ankori. Uganda wurde vermieden, obgleich Christen aus diesem Reiche herbeieilten und Stanley flehentlich baten, er möge mit seinen Scharen dem christlich gewordenen König Muanga gegen den Wüterich Karema zu Hilfe kommen. Allerdings macht Muangas Vorleben, der noch vor kurzem die Christen ebenfalls grausam verfolgt hatte und dessen Bekehrung immerhin eine zweifelhafte scheinen konnte, Stanleys Weigerung begreiflich. Es waren damals wohl 2500 aus Uganda vertriebene Christen in der Hauptstadt von Ankori und weitere 2000 zerstreut in Uddu; mit ihnen hätte Stanley zweifelsohne Uganda erobern und beliebig unter englische Schutzherrschaft bringen können. Er setzte aber seinen Marsch nach der Küste fort.

Einen Zug, der uns von dem bildungsfähigen Herzen der Bewohner Ankoris ein schönes Zeugnis ablegt, wollen wir nicht

übergehen. Stanley soll ihn uns so erzählen, wie er ihn einem seiner Offiziere vorhielt, der seiner schlechten Laune gegen die Eingebornen freien Lauf ließ.

„Zu Ihrer äußersten Beschämung, Sie Unglücklicher, lassen Sie mich Ihnen ein Ereignis erzählen, das gestern einem Ihrer persönlichen Freunde passiert ist. Der Mann, von dem die Geschichte handelt, war vielleicht ein Bruder oder Vetter desselben Individuums, das Ihr allerhöchstes Mißfallen erregt hat. Ihr Freund bekam einen bösen Fieberanfall; er wurde vom Schwindel ergriffen, taumelte und sank am Wege ins Gras nieder. Der Befehlshaber der Nachhut bemerkte ihn nicht und schritt an ihm vorbei ohne alle Ahnung, daß ein kranker Kamerad von ihm einer Ohnmacht nahe und fast bewußtlos am Wege lag. Bald darauf kam ein eingeborner Krieger, bewaffnet mit Speer, Bogen und Pfeilen, vorbei und sah, daß etwas im Grase sich bewegte; er ging hin und fand einen unserer Offiziere hilflos im Grase liegen. Wenn er ein Tier gewesen wäre, hätte er ihm den scharfen Speer durch die Brust treiben können, und wir würden einen der Unsrigen verloren haben. Aber dieser Mann — merken Sie wohl — that nichts dergleichen, sondern ging, obwohl er niemals die Geschichte vom barmherzigen Samariter gehört hat, hin und kehrte nach einer halben Stunde mit einer einen halben Liter fassenden Kalebasse voll frischer, kühler Milch zurück und gab ihm zu trinken, so daß unser Freund nach einiger Zeit sich gestärkt erheben und ins Lager marschieren konnte, wo er mir die Geschichte von der Freundlichkeit des Eingebornen erzählt hat. Dieser gehört nicht zur Gesellschaft vom Roten Kreuz, und alle die freundlichen Lehren von Barmherzigkeit und Wohlthun, welche man den Ohren der englischen Rasse seit 16 Jahrhunderten gepredigt hat, waren ihm völlig fremd. Er war nicht wie jener englische Missionär, von dem erzählt wird, daß er einem holländischen Kapitän einen Trunk Wasser verweigert habe, und deshalb verdient auch der Menschenstamm, der nur ein Beispiel solcher humanen Freundlichkeit aufweisen kann, den Namen einer guten Rasse. Bezweifeln Sie die Geschichte? Dort steht Ihr Freund, fragen Sie ihn selbst."

In der That verpflegten die Eingebornen die anderthalbtausend Mann starke Karawane unentgeltlich mit dem Ertrage ihrer Felder und verlangten für den Weg keinerlei Steuer. Ohne irgendwelchen bedeutendern Unfall gelangte Stanley an das Südende des Viktoria-Njansa. Am 27. August erreichte er die Station der Missionäre des Kardinals Lavigerie in Usambiro. „In dem Mittelpunkt der runden Palissadenumzäunung", sagt Stanley, „befand sich eine nette Kirche, auf deren Dach ein einfaches Kreuz stand, das unsere Worte und Gedanken sofort auf Christus und die Civilisation lenkte, mit denen, wie ich fürchte, die meisten von uns sich schon seit Monaten nicht mehr beschäftigt hatten. Man muß gestehen, daß die französischen Missionäre unübertrefflich sind in der Kunst, Stationen zu bauen und aus den das Allerwenigste versprechenden Materialen etwas behaglich und sauber Aussehendes zu schaffen. Wer die letzten 400—600 km in unserer Gesellschaft gewandert ist, wird bemerkt haben, daß ich mich um den Anblick des Landes fast gar nicht kümmerte. Wir hatten es während der trockenen Jahreszeit passiert, in welcher es schwer hält, aus einer Million Hektar nur einen einzigen herauszufinden, der des Ansehens wert ist, und doch war die alleranmutigste Stelle diejenige, welche von der hübschen Missionsstation eingenommen wurde. Letztere bestand aus drei Reihen niedriger, mit Erde bedeckter Gebäude, welche drei Seiten eines geräumigen Hofes einnahmen und je vier oder fünf Zimmer besaßen, die an der Innen- und Außenseite nett mit grauem Thon übertüncht waren. Mitten zwischen den Häusern standen die Kirche, welche aus den von der Nachbarschaft gebotenen Materialien vorzüglich gebaut war, und eine runde innere Palissadenzäunung, welche die Wohnung der Civilisierten umgab, während ein äußerer Kreis das von den Neubekehrten bewohnte Dorf schützte. In Anbetracht, daß der nahe Miombowald und der Erdboden in der Nachbarschaft allein das Material lieferten, hätten Plan und Ausführung nicht besser sein können; man sah, mit welcher Geduld und Liebe daran gearbeitet sein mußte." Leider war es nötig, die Station wegen Mangels an gesundem Trinkwasser kaum vollendet auf eine andere Stelle zu verlegen.

Der Weitermarsch nach der Küste bietet wenig Interesse, da er durch Länder führt, welche wir bereits kennen lernten.

5. Erinnerungen an die alte Kongo-Mission.

Wie wir bereits erzählten, wurden die Kongo-Neger, welche Diego Cão von seiner Entdeckungsreise mit sich nach Lissabon zurückgebracht hatte, im Christentume unterrichtet und feierlich getauft. König Johann II. schickte sie schon im Jahre 1489 nach ihrer fernen Heimat zurück, damit sie daselbst als Dolmetscher dem P. Johannes von St. Maria und mehrern andern Dominikanermissionären behilflich seien, welche sich sofort aufmachten, dem neuentdeckten Reiche das Licht des Evangeliums zu bringen. Die kleine Flotte von drei Schiffen erreichte glücklich die Mündung des Kongo; am südlichen Ufer im Gebiete von Songo betrat man das apostolische Arbeitsfeld.

Man kann sich denken, daß die Erzählung der Kongo-Neger, welche die weite Seereise mitgemacht hatten, auf ihre Landsleute einen gewaltigen Eindruck hervorbringen mußte. Was ihnen von Lissabon und seiner Königspracht berichtet und durch nie gesehene Geschenke glaublich gemacht wurde, diente auch dazu, ihr Herz zur Annahme des neuen Glaubens an die Erlösung durch Jesus Christus und an die Herrlichkeit des Himmels vorzubereiten, und so ist es nicht überraschend, daß die Predigt anfangs auf keinerlei Hindernisse stieß. Der Mani oder Häuptling von Songo, ein Greis Namens Mani-Sons, bat um die Taufe und erhielt in derselben den Namen Manoel; sein Sohn folgte diesem Beispiele und wurde Antonio getauft. 25 000 Neger sollen dieser feierlichen Taufe beigewohnt haben. Nizinga-Cuu, das Oberhaupt des Kongo-Reiches, der in Banza oder Ambasie-Kongo, „etwa 50 Stunden vom Meere", sagt der alte Bericht, herrschte, nahm die Bekehrung seines Neffen von Songo gut auf. Als Ruy de Sousa, der Befehlshaber der kleinen portugiesischen Flotte, ihm seinen Besuch abstattete, empfing er die weißen Fremdlinge auf einem elfenbeinernen, kunstreich gearbeiteten Stuhle, wie auf einem Throne sitzend. Vom Gürtel abwärts war er in ein Stück himmelblauen Damastes gehüllt, vielleicht ein Geschenk der Portugiesen; der Oberleib war bloß, am linken Arme trug er einen Kupferring, über die Schultern flatterte ein Roßschweif, das Abzeichen seiner Würde, und auf dem Haupte trug er eine hohe, so geschickt aus Palmblättern geflochtene Mütze, daß das Geflecht zierliche Muster zeigte. Er erlaubte nicht nur den Missionären, eine Kirche zu bauen, sondern nahm auch selbst das Christentum an, ließ im ganzen Reiche die Zerstörung der Fetischbilder befehlen und bat um die Taufe. Mehr als 100 000 Neger sollen im Jahre 1491 der feierlichen Handlung beigewohnt haben (vgl. das Bild S. 357). Er erhielt den Namen Johann, seine Frau den Namen Eleonora zu Ehren des Königs und der Königin von Portugal. Gleich nach der Taufe zog er an der Spitze eines Heeres, dessen Stärke auf 80 000 Mann an-

gegeben wird, gegen einen Nachbarstaat und kehrte als Sieger zurück. Beim Kirchenbau ging er sowohl als die Königin dem Volke mit dem guten Beispiele voran, indem sie Steine und Sand auf ihren Schultern zum Bauplatze trugen. Auch sein ältester Sohn wurde getauft und erhielt den Namen Alfons; der zweite Sohn aber, Panso-Aquitimo, wollte von dem Glauben der Fremdlinge nichts wissen, und einer Nachricht zufolge wäre auch der König selbst wieder vom Christentume abgefallen, weil dasselbe ihm die Vielweiberei nicht gestattete. Zwischen den beiden Brüdern kam es nach des Vaters Tode zum Erbfolgekriege. Der Heide unterlag, obgleich er die Mehrheit der Unterthanen für sich hatte, im Kampfe gegen die christlichen Neger und die Portugiesen, und verlor sein Leben. Alfons trat nun mit Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion und die Ausrottung des Fetischdienstes ein. Seine zwei Söhne, einige seiner Enkel und mehrere Kinder der Häuptlinge sandte er nach Portugal, damit sie daselbst in der katholischen Religion gründlich unterrichtet würden. Die jungen Neger wurden am Hofe zu Lissabon aufs freundlichste empfangen; sie zeigten sich so bildungsfähig, daß zwei derselben später nicht nur die Priester-, sondern sogar die Bischofsweihe erhielten.

König Emanuel von Portugal ließ sich die Kongo-Mission ganz besonders angelegen sein. Von 1505—1512 gingen fast jährlich Schiffe nach dem Kongo und brachten Missionäre, meist mutige Söhne des hl. Franziskus. Eine besonders zahlreiche Schar verließ 1521 Portugal: fünf Dominikaner, fünf Franziskaner, fünf Augustiner und mehrere Weltpriester. Der König stattete die Mission mit mehrern Meßgewändern und Kirchengeräten aus. Die Sendboten verteilten sich über das ganze Land und spendeten in verhältnismäßig kurzer Zeit so vielen die heilige Taufe, daß beim Tode des guten Königs Alfons im Jahre 1525 ein großer Teil seiner Unterthanen die christliche Religion angenommen hatte. Die katholische Kirche schien nun so weit begründet, daß der Bischof der Insel St. Thomas (im Golfe von Guinea), dessen Sprengel das Kongo-Reich zugeteilt war, unter dem Nachfolger Alfons', Dom Pedro, den Titel eines Bischofs von Kongo annahm und seinen Sitz nach San Salvador verlegte. Er nahm Besitz von seiner Kathedrale, errichtete ein Kapitel von 28 Domherren, mehrern Vikarien u. s. w., stattete die Kirche mit Glocken und einer Orgel aus, gründete einen Sängerchor und that überhaupt viel für die Würde und den Glanz des Gottesdienstes. Leider wurde dieser erste Bischof viel zu früh seiner Herde durch den Tod entrissen. Zu seinem Nachfolger war einer jener Prinzen von Kongo ausersehen, welche in Portugal erzogen worden waren. Derselbe war nach Rom gekommen, und der Papst selbst hatte ihn geprüft und würdig befunden. Er weihte ihn also zum Bischof und sandte ihn nach seiner fernen Heimat. Der junge Negerbischof starb aber, sehr zum Nachteile der Kirche am Kongo, auf der Reise. Denn nun blieb der bischöfliche Stuhl längere Zeit verwaist, und als derselbe endlich mit einem sittenstrengen und heiligmäßigen Bischofe wieder besetzt wurde, hatten sich leider große Mißbräuche selbst unter einem Teile des Klerus gebildet, so daß es nötig war, einige Widerspenstige nach Portugal zurückzusenden. Diese Wirren schädigten natürlich die Mission in trauriger Weise. Dennoch wuchs die Zahl der Getauften mit jedem Jahre, so daß Johann III. von Portugal 1533 dem Papste Klemens VII. melden konnte, ganz Kongo sei katholisch.

Taufe des Königs von Kongo. (S. 356.)

Die Zahl der Missionäre wurde aber jetzt mit jedem Jahre unzureichender. So sah sich der König von Portugal nach neuen Kräften um, und auf seine Bitten wurden im Jahre 1557 einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Kongo gesandt. P. Vaz war der Obere der kleinen Schar; die PP. Ribera, Diaz und Soveral begleiteten ihn. Eine Schule wurde in San Salvador gegründet; in kurzer Zeit konnten die Patres melden, daß sie über 5000 Taufen gespendet hatten. P. Vaz baute drei Kirchen. Allein derselbe erlag seinen Anstrengungen, und zwei seiner Gefährten, die PP. Diaz und Ribera, wurden von den Obern abberufen, weil sie dem neuen Kongo-Könige, Alvaro I. (1542—1587), nicht genehm waren. Dieselben sollen die Macht der Portugiesen zu sehr befördert haben, auf welche Alvaro immer eifersüchtiger wurde.

Aber auch ihre Nachfolger konnten das Vertrauen des Negerkönigs nicht gewinnen, da sie sich seinen bösen Lüsten widersetzten, und sahen sich im Jahre 1555 gezwungen, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und zeitweilig das Kongo-Reich zu verlassen. In dem benachbarten Angola fanden sie bald ein dankbareres Arbeitsfeld. Von 1554—1592 finden sich acht Bischöfe von San Salvador. 1594 wurde Angolo mit dem Bistum Kongo vereinigt und der Sitz des Bischofs von San Salvador nach St. Paul von Loanda verlegt. Der portugiesische Handel wandte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts andern Gegenden zu; infolge davon wurde die Verbindung mit Portugal immer lockerer. Auch war es gerade damals, als die katholischen Missionen in Vorder- und Hinterindien, auf den Molukken, in Japan und China und ganz Südamerika, Westindien und Mexiko aufblühten, unmöglich, dem Kongo-Reiche die genügende Zahl von Missionären zuzusenden. Schon 1587 befanden sich im ganzen Kongo-Reiche nur zwölf Priester, denen die Seelsorge in mehrern tausend Ortschaften oblag. Strapazen und Fieber rissen jedes Jahr klaffende Lücken in die Schar der Missionäre. Umsonst bat Alvaro II. im Jahre 1608 in Rom um Missionäre. Erst 1640 fand der Papst die gesuchte Hilfe, indem er die Mission am Kongo dem Kapuzinerorden übertrug. Von der Thätigkeit der ehrwürdigen Väter liegen uns ausführlichere Berichte vor [1], denen wir folgende Züge entnehmen.

Die ersten Kapuziner, welche nach dem fernen Kongo aufbrachen, waren sechs Italiener, vier Priester und zwei Laienbrüder. Einer der Laienbrüder, Bruder Franz von Pampelona, hatte früher als General in den spanischen Armeen gedient. Erst im Jahre 1645 fanden die Missionäre in Lissabon eine Fahrgelegenheit nach der Kongo-Mündung. Glücklich erreichten sie ihr Ziel. Nach kurzem Aufenthalte in Songo fuhren sie den Strom aufwärts und landeten in dem ziemlich volkreichen Städtchen Pinda. Daselbst wurden die bärtigen Missionäre mit dem rauhen Ordensgewande von den Negern mit Staunen und Freude aufgenommen. Auch sie freuten sich und zogen nach der Missionskirche, die schon lange verwaist gestanden haben mochte; sie fanden in derselben Bilder der heiligen Jungfrau und des hl. Franziskus, welche von den alten Franziskanermissionären herstammten, deren Erbe die Kapuziner jetzt übernahmen. P. Bonaventura von Alessо, der Obere der kleinen Schar, stimmte feierlich das Te Deum an und eröffnete damit die Missionsthätigkeit. Von dem Empfangsceremoniell, das damals am Hofe des Königs von Kongo beobachtet wurde, kann uns ein altes Bild eine Vorstellung geben, das die Audienz holländischer Kaufleute darstellt (vgl. das Bild S. 359). Vieles fanden die Patres verwildert durch Kriege, durch innere Spaltungen, durch den immer mehr um sich greifenden Sklavenhandel, durch den traurigen Priestermangel, infolge dessen zahlreiche Gemeinden seit Menschengedenken verlassen waren; aber ganz war selbst in diesen Orten das Christentum nicht erstickt. Die Missionäre hätten sonst unmöglich kaum einen Monat nach ihrer Ankunft, am 4. Juni 1645, das Pfingstfest also feiern können, wie es uns P. Ilg nach einem alten Berichte beschreibt:

„Als sich die Väter (am Tage vor Pfingsten) in die Kirche begaben, da fanden sie die Räume bereits gedrängt voll, und immer noch strömten die Mohren von allen Seiten in großer Menge herbei. Deshalb ließen die Väter in aller Eile die heiligen Bilder, die Kirchengeräte und den Altar hinaustragen ins Freie und in der Nähe eines frischen Brunnquells aufrichten, und als nun alles fertig war, zogen sie in ihren priesterlichen Gewändern in feierlichem Zuge zu dem Brunnen, wo P. Bonaventura von Alessо, der Superior der Mission, die feierliche Wasserweihe mit Absingung der heiligen Prophetien und der Allerheiligen-Litanei vornahm. Sodann wandte er sich an das zahlreich versammelte Volk und erklärte ihm in portugiesischer Sprache, welche in dieser am Meere gelegenen und von vielen Handelsleuten besuchten Gegend ziemlich bekannt war, die Bedeutung der heiligen Ceremonien und die Geheimnisse des Taufsakramentes. Und wie einstens am ersten Pfingstfeste die schlichten Worte des Apostelfürsten so wunderbaren Erfolg hatten, so machten auch jetzt durch die nämliche Kraft des Heiligen Geistes die von einem Dolmetsch wiederholten Worte des Kapuziners einen ergreifenden Eindruck auf die schwarzen Zuhörer. Begierig nach dem Heilswasser, von dessen wunderbarer Wirkung sie so Erstaunliches gehört hatten, drängten sie sich zu dem Taufbrunnen, und die Väter hatten die unbeschreibliche Freude, viele noch am selben Tage, im Laufe der heiligen Woche aber 1500 Mohren taufen zu können. Doch nicht bloß die heilige Taufe spendeten sie. Es erwachte beim Anblick der frommen Brüder und unter der Feier der gnadenreichen Geheimnisse in den zahlreichen bereits getauften, aber leider in den heidnischen Aberglauben oder doch in die heidnischen Laster zurückgefallenen Negern die Reue; das göttliche Feuer des vom Himmel herabsteigenden Heiligen Geistes entzündete in den Herzen der armen Sünder mächtig die Sehnsucht nach dem verlorenen Seelenfrieden, und zahlreicher als zum Taufbrunnen drängten sie sich jetzt zum heiligen Bußgerichte. Es war rührend, wie diese Neger in portugiesischer Sprache oder mit Hilfe eines Dolmetschers unter starkem Brustklopfen, ja unter Thränen und Seufzern ihre Verirrungen bekannten. Die Väter konnten der großen Zahl kaum Genüge leisten; denn es wollten alle noch gereinigt werden für das hochheilige Pfingstfest. Am Feste selbst hörten die Patres vom frühesten Morgen an noch die Beichte der Christen, und wie nun endlich das heilige Amt begann und in feierlicher Weise der Pater Superior, umgeben von seinen Mitbrüdern, die heiligen Geheimnisse vollbrachte, o wer beschreibt da das Erhebende, das Großartige dieser ersten Pfingstfeier, welche die Kapuziner auf afrikanischem Boden begingen! In lautloser Stille umstanden Tausende von Negern den Altar. Es fühlten selbst die noch heidnischen Naturmenschen den großen, unbegreiflichen und doch geahnten Unterschied zwischen dieser heiligen Opferfeier und ihrem lasterhaften Götzendienste. Von unwiderstehlicher Macht ergriffen, beugten auch sie das Knie, als sie ihre christlichen Genossen bei der heiligen Wandlung sich auf den Boden werfen sahen, und wie nun der feierliche Akt der heiligen Kommunion begann und die Neger zu Hunderten vortraten, aus den Händen des Priesters das reinste Lamm Gottes zu empfangen, und ihr Antlitz wiederstrahlte von einer Freude, die gar seltsam abstach gegen die wilde Sinnenlust beim heidnischen Opfermahl — da ward so manches götzendienerische Herz ergriffen von Sehnsucht nach diesem himmlischen Mahle, und nicht wenige eilten nach beendigter Feier hin, die Lehre des Heils von den Missionären zu empfangen, um auch recht bald an den seligen Freuden ihrer christlichen Mitbrüder teilnehmen zu können."

So feierten die Kapuziner das Pfingstfest und nicht minder glänzend gleich darauf das Frohnleichnamsfest, „wobei sie die Kirche, einen schlichten Bau aus Lehmwänden, mit lieblichem Grün und buntfarbigen Blumen schmückten und den Hochaltar mit Laubwerk und Kränzen in einen herrlichen Thron ver-

[1] Geist des hl. Franziskus Seraphikus, dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kap.-Ord. von P. A. M. Ilg. Bd. I S. 266 ff.

wandelten, auf welchem im Glanze zahlreicher Wachskerzen das Allerheiligste strahlte".

Auf diese Feste, welche die Neger gewaltig anzogen, folgte ermüdende Missionsarbeit, und bald forderte das gefährliche Klima seine Opfer. Schon am 1. Juli 1645 starb P. Joseph von Antiquera, und alle ohne Ausnahme waren todkrank, so daß sie nicht einmal selbst den hingeschiedenen Mitbruder zur Erde bestatten konnten. Sie lagen, von heftigem Fieber geschüttelt, in einer kleinen, schwülen Negerhütte und wurden überdies noch von Ameisen gequält, deren sie sich nicht zu erwehren wußten.

Trotz aller Aufopferung konnten die eifrigen Missionäre schon deshalb in der ersten Zeit wenig erzielen, weil sie, der Landessprache unkundig, nur mittels Dolmetscher Unterricht erteilten. Auch waren diese Dolmetscher nicht immer zuverlässig; ja dieselben erpreßten oftmals Geschenke vom Volke und machten so die Religion verhaßt. Bevor die Väter die Negersprache erlernten, raffte das mörderische Klima und die Strapazen die meisten hinweg. Auch unter den Eingebornen, welche getauft waren, hatten sie einen harten Kampf gegen die alten, eingerosteten Laster zu führen, namentlich gegen die Vielweiberei, welche bei den Negern kaum ausgerottet werden kann.

Den meisten Erfolg scheinen die Kapuziner in der Provinz Bemba gehabt zu haben. Dort lebte das Volk in wahrhaft christlicher Weise, sandte die Kinder in die von den Kapuzinern geleiteten Schulen und bewies in jeder Beziehung, daß auch diese Neger das Joch Christi tragen können, wenn sie nur mit der Gnade Gottes mitwirken wollen. Aber das Kongo-Reich blieb immerhin ein dornenvolles Arbeitsfeld. Die Missionäre retteten zwar viele Seelen, besonders Kinder, söhnten manchen Sterbenden mit Gott und der Kirche aus, bewirkten da und dort Besserung der Sitten: im ganzen und großen jedoch wollte es nicht gelingen, das Volk als solches an das christliche Sittengesetz zu gewöhnen. Immer wieder haben sich die Missionäre trotz der hingebendsten Arbeit über Rückfälle zum alten Fetischdienste und noch mehr zur Vielweiberei zu beklagen. Doch wird die Zahl der in den ersten fünf Jahren Getauften auf 600000 angegeben; 100000 soll allein P. Hieronymus von Monte Sacchio getauft haben — sehr viele von dieser hohen Zahl werden wohl sterbende Kinder gewesen sein.

Von Zeit zu Zeit kamen neue Hilfskräfte aus Europa; so schifften sich im Jahre 1666 abermals 16 Kapuziner nach dem Kongo ein. Leider raffte auch diese das mörderische Klima in verhältnismäßig kurzer Zeit hinweg. P. Philipp von Galesia wurde von den Negern der Provinz Sundo ermordet und aufgezehrt. Die Kriege um die Provinz Songo verjagten 1680 zeitweilig die Kapuziner aus diesem Teile ihres Arbeitsfeldes; sie kehrten aber schon 1683 wieder zurück und dehnten nun ihre Mühen auch auf das nördlich vom Kongo gelegene Kakongo aus. Sie trafen überall dieselben Mühsale, aber auch manchen Trost, und ihre Arbeiten sind aufgezeichnet im Buche des Lebens, wenn auch die Frucht ihrer Mühen durch die Schuld späterer Jahre vielfach verloren ging.

Audienz der Holländer 1642 beim König von Kongo. (S. 358.)

Es ging der Mission am Kongo ganz ähnlich wie der benachbarten Mission unter den wilden Jagas, einem Volksstamme, der heute noch der Schrecken der Bevölkerung von Angola ist. Der Sklavenhandel, den holländische, englische und portugiesische Schiffe zur Schmach des Christentums trieben, entvölkerte die Länder am untern Kongo immer mehr und vernichtete das Werk der Missionäre fast gänzlich. Andere Teile der Erde, wo die Saat des Glaubens reichere Früchte brachte, veranlaßten überdies die Missionäre, sich nach jenen Gegenden zu wenden. Von der Mitte des letzten Jahrhunderts ab konnte die Kirche den Überresten des alten Kongo-Reiches nur mehr wenige Glaubensboten senden. Und so kamen die Gemeinden am Kongo immer mehr in einen traurigen Verfall. — Ganz wurden sie aber nicht verlassen. Dr. Chavanne, der San Salvador im Jahre 1885 sah, sagt, es seien dort binnen 4 Jahren 2000 Taufen gespendet worden. Von den alten Kirchen aber, deren Trümmer Bastian noch 1857 sah, sind kaum noch Spuren vorhanden. Nur die Ruinen der dreischiffigen ehemaligen Kathedrale sind noch ziemlich erhalten. San Salvador selbst hat nur mehr eine Bevölkerung von 700 Seelen.

Auch die Pracht des königlichen Hofhalts, von der uns die alten Reisebeschreibungen so viel zu erzählen wissen, ist verblichen. Dr. Richard Buttner, der San Salvador 1885 besuchte, entwirft uns folgende Schilderung von dem jetzigen Herrscher und seiner „Hofburg“: „Der Weg führte über einen mit großen, schattigen Bäumen bestandenen Platz zum Eingang in die königliche Luamba (Hofraum), um sich hier in wunderlichen Windungen zwischen hohen Ricinus- und Bigonien-Hecken bis zur Wohnung Dom Pedros V. fortzuschlängeln. Ich sage ‚Wohnung‘, da ich nicht ‚Palast‘ sagen kann und doch auch eigentlich nicht von der ‚Hütte‘ eines Monarchen sprechen darf. Die Wohnung des Königs unterscheidet sich nämlich von den andern Hütten der Stadt nur durch das Vorhandensein von zwei aus Steinen zusammengesetzten Vorstufen und einer grün angestrichenen Plankenthür; im übrigen ist sie wie jene von Papyrusstengeln und Palmblattrippen erbaut und mit Ölpalmblättern bedeckt, ohne Fenster oder andere bei uns für nützlich gehaltene Öffnungen. — Eintretend sahen wir uns unmittelbar der schwarzen Kongo-Majestät gegenüber, die in einem mit rotem Tuch ausgeschlagenen Lehnsessel ruhte. Ich ging auf den König zu und begrüßte ihn mit: mbote, mbote muene mfumu (guten Tag, großer König) und drückte ihm, da ich wenig von dem hier üblichen Hofceremoniell wußte, freundlich die gewaltige fleischige Rechte. Lieutenant Schulze machte der Majestät eine tiefe Reverenz, welche huldvoll durch leichte Bewegung der Finger der rechten Hand erwidert wurde. Malewo und die nachdringenden Männer knieten alle nieder und klatschten im Takt dreimal in die Hände, welche ehrerbietige Begrüßung wiederum durch unmerkliche Fingerbewegung angenommen wurde, worauf die getreuen Unterthanen (es waren aber nur die Großen der Stadt und des Staates) eine möglichst bequeme hockende Stellung einnahmen. Wir hatten uns unterdessen gesetzt; denn seitlich vom Stuhl des Königs gab es noch drei andere, mit schwarzem Tuch beschlagene Stühle, die für uns bestimmt waren. Während der Unterhaltung, die durch Malewos Vermittlung geführt wurde, welcher ziemlich gut englisch verstand und sprach, hatte ich vollauf Zeit, den König und den Staatsmann zu betrachten. Dom Pedro V. ist ein Mann von mittlerer Größe, außerordentlich dick — man schätzt sein Gewicht auf 400 Pfund — und etwa 60 Jahre alt. Ein runder Kopf krönt ohne sichtbare Halsverbindung den gewaltigen Rumpf; das Gesicht ist blatter- oder pockennarbig, bartlos, sehr in die Breite gegangen; die Nase ein wenig eingedrückt und aufgestülpt, die Augen schwarz und lebendig, die Stirne hoch genug; das Gesicht trägt den Stempel der Gutmütigkeit, aber nicht zu gleicher Zeit der Einfachheit. Der König war bekleidet mit einem sehr weiten rotseidenen, mit Goldfransen besetzten Gewand; die Unterkleider waren von grüner und dunkelroter Seide; auf dem Kopfe thronte ein Dreimaster mit hohen roten Federn.

„Was das Innere der königlichen Wohnung anbetrifft, so besteht dieselbe aus zwei Räumen, einem hintern Schlafgemach, in dem ich ein gewaltiges Bett mit einem Mosquitovorhang entdecken konnte, und dem vordern Raum, in dem die Audienz stattfand. Die Ausstattung gleicht verzweifelt der einer Taglöhnerwohnung auf unsern heimischen Dörfern. Der Erdboden ist ziemlich eben gestampft, und an den Wänden hangen einige zerbrochene kleine Spiegel und eine Menge Bilder von gar verschiedener Herkunft. Einige sind aus englischen illustrierten Journalen ausgeschnitten, andere führen uns (auf, glaube ich, Ruppiner Bilderbogen) die Vertreter mehrerer europäischer Armeen vor, die meisten aber sind Marien- und Heiligenbilder, so wie sie bei uns für einen Groschen oder zwei zu kaufen sind. Es war ferner auf Kisten und Koffern eine ganze Sammlung billiger Glas- und Porzellansachen ausgestellt, wie Gläser, Tassen, Vasen, eierlegende Hennen, aber auch einige Lampen und ein silberglänzendes Trinkgeschirr, dieses letztere ein Geschenk des Gouverneurs von Loanda.“

Es versteht sich von selbst, daß Dom Pedro diesmal in all seinem Schmucke prangte. Als Dr. Buttner ihm einige Tage später einen Besuch machen wollte, mußte er erst einige Minuten vor dem Hause warten und fand ihn auch dann noch nur mit einem schmutzigen Hemd und langen Hüfttuch bekleidet und einen Strohhut auf dem Kopf.

6. Die Gründung des Kongo-Staates.

Am 12. September 1876 versammelte sich im königlichen Schlosse zu Brüssel eine beträchtliche Zahl von Entdeckern und Gelehrten. Im Dienste der Wissenschaften hatten die einen ihr Leben schon häufig tropischer Sonne und äquatorialem Fieber, den Stürmen des Meeres, den Schrecken des Urwaldes, den Gefahren der Wüste ausgesetzt; im Dienste derselben Wissenschaft waren die andern zu hohen Würden gelangt und versahen friedlichere Ämter. Einem lange gehegten, wahrhaft königlichen Plane sollten die Gäste Leopolds II. ihre Erfahrungen leihen und mit vereinten Kräften sich an eine Aufgabe wagen, für die jeder einzelne der Anwesenden schon gestritten und gelitten hatte: die Civilisation Mittelafrikas.

Drei Tage verhandelte man. Die Fragen, welche der König vorgelegt hatte, wurden in lebhaftem Meinungsaustausch erörtert. Dazwischen teilten in kurzen Vorträgen die Eroberer Innerafrikas knappe Skizzen ihrer glorreichen Feldzüge mit. Das Ergebnis des gelehrten Kongresses kam in einem Programm zum Ausdruck, das, einstimmig angenommen, der erstehenden Internationalen Afrikanischen Gesellschaft eine Stiftungsurkunde gab und die Grundlinien ihrer Thätigkeit zeichnete.

Anfang September folgte bereits die erste Expedition der belgischen Gesellschaft; man war im Juni zu Brüssel darüber einig geworden. Zwei Generalstabsoffiziere, ein Arzt und ein Naturforscher und der österreichische Afrikareisende E. Marno kamen als erste Vertreter der Gesellschaft auf afrikanischen Boden. Am Tanganjika gedachte man die erste Station zu errichten und hiermit den Grundstein zur Verwirklichung großartiger Pläne zu legen. Im Schoße der Internationalen Gesellschaft waltete damals noch die Meinung vor, von der Ostküste aus sei vorzudringen. Allein eben damals beendete Stanley die oben erzählte Durchquerung Afrikas, im August 1877.

Nun war das dichteste Dunkel, das auf Centralafrika lagerte, plötzlich wie vom Sturme verweht.

Stanley wurde nach Brüssel berufen, wo am 25. November 1878 unter dem Vorsitz des Königs sich das Komitee zur Erforschung des Kongo-Oberlaufes gebildet hatte. Man begann mit einem Kapital von einer Million Franken. Anfang 1879 fand ebendaselbst eine Konferenz der Internationalen Kommission statt, und in der Sitzung vom 5. Februar wurde dem anwesenden Stanley der Oberbefehl über eine neue Expedition angeboten, worauf er einging. Ebenso schnell als still traf er seine Vorbereitungen, und schon am 18. März langte er wieder in Sansibar an. In Europa aber wußte man nichts von seinen Absichten und Plänen. Mehrere Jahre lang blieb Stanleys Thätigkeit, wie auch die der Internationalen Gesellschaft und ihre Beziehungen zu einander, in tiefes Dunkel gehüllt.

In Sansibar organisierte Stanley mittlerweile ein neues Trägerheer, machte auf dem Kingani eine längere Probefahrt, schiffte sich abermals ein und fuhr durch Suez und Gibraltar zur Kongomündung. Am Nordufer derselben, bei Banana (vgl. untenstehendes Bild), traf er Anfang September 1879 ein und fand daselbst den Dampfer „Barga" vor Anker liegen, welcher im Auftrag der Internationalen Gesellschaft im Juni Antwerpen verlassen, Waren, Vorräte, kurz die ganze Ausrüstung für Stanleys weitere Arbeiten hergebracht hatte. Derselbe führte auch die Flottille mit, welche zum Befahren des Kongo bestimmt war: einen kleinen Dampfer mit zwei Kajüten für 30 Personen, 3 kleine Dampfkähne ohne Verdeck, 3 Lastboote von je 50 Tonnen Größe. Das Personal der Expedition war zahlreich: mehrere hundert Neger aus Sansibar, Sierra Leone und vom Kongo, als Lastträger; dazu 20 Europäer, unter ihnen Zimmerleute und Segelmacher, Schmiede und Matrosen, Maschinisten und Mechaniker. Ferner begleiteten Stanley Kapitän Löfewitz als Befehlshaber der Flottille und ein belgischer Oberingenieur für den Straßenbau und die Stationsanlage.

Der Beginn von Stanleys Thätigkeit zur Erschließung des Kongobeckens fällt, wie gesagt, in den September 1879. Im Dezember desselben Jahres ging sein Rivale, der französische Marineoffizier Savorgnan de Brazza, von dem französischen Komitee der Internationalen Gesellschaft ausgerüstet und entsendet, ebenfalls nach der Westküste, der Ogowemündung, ab. Beide Reisenden ließen nicht eben viel von sich hören und trafen gegen Ende des Jahres 1882 zu kurzem Aufenthalt in Europa ein, bei welcher Gelegenheit sie sich ausführlicher über ihre Leistungen verbreiteten.

Faktorei in Banana an der Kongomündung.

In das Jahr 1884 fällt der Beginn der diplomatischen Unterhandlungen, deren Ergebnis die Berliner Konferenz und die Begründung des Kongostaates war. Wir müssen daher zunächst einen kurzen Überblick über die vierjährige Arbeit dieser Pioniere der Kultur zu geben suchen (1880–1884), ehe wir dem Verlauf der diplomatischen Auseinandersetzungen (1884—1885) folgen.

Nach Stanleys Angaben mußte die Überzeugung herrschend werden, daß der Stanley Pool der Schlüssel zu den fabelhaften Schätzen Innerafrikas sei. Da aber der Kongo bekanntlich von Stanley Pool an abwärts nach dem Ocean hin durchaus unschiffbar ist, vielmehr in 25 Katarakten oder kleinern Fällen abstürzt, bis er die letzten, die Jellalafälle erreicht, kam es darauf an, einen Landweg, welcher er sei, für den Verkehr zwischen dem Stanley Pool und dem Ocean herzustellen. Von den Jellalafällen bis zur Mündung in den Ocean (32 deutsche Meilen) kann man mit Dampfern fahren; es galt also nur, die Strecke der Wasserfälle (40 Meilen) zu umgehen, beziehungsweise dort eine Straße herzustellen. Hierauf richteten sich zunächst Stanleys Pläne.

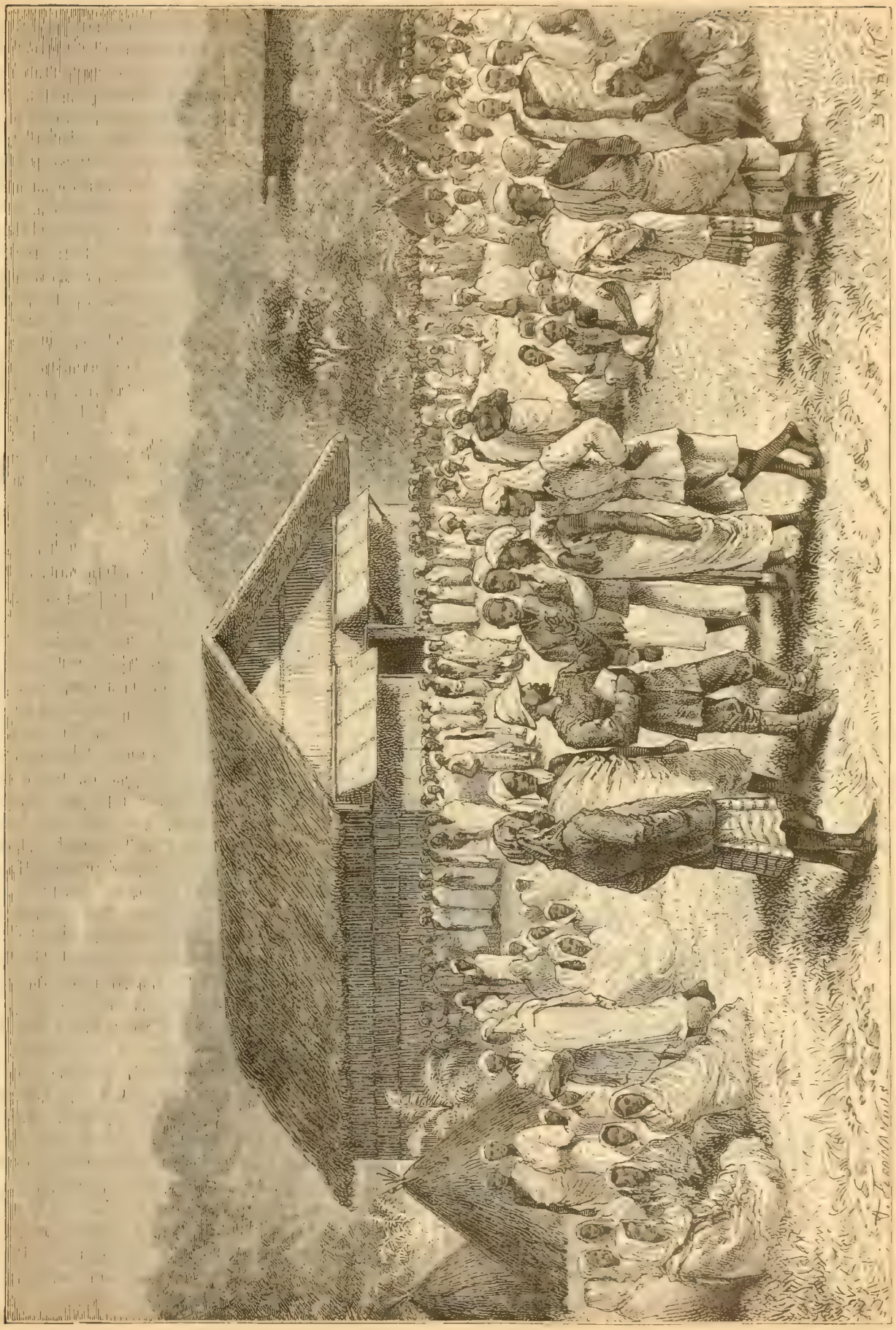
Savorgnan de Brazza, welcher während Stanleys Kongofahrt den Oberlauf des Ogowe durchforschte, war auf dieser Reise, ohne es zu wissen, über die Wasserscheide gekommen, von der aus die Wasser hier nach dem Ocean, dort nach dem Mittellauf des Kongo abfließen. Am Flusse Alima angelangt, sah er diesen nach Osten strömen. Doch konnten ihm die Umwohner nur sagen, er wälze seine Fluten ruhig und ohne Schnellen noch Strudel einem andern weiten Wasser in ziemlicher Ferne zu. Sobald Brazza Stanleys Entdeckung kund ward, zweifelte er nicht mehr daran, daß sein Alima ein Nebenfluß des Kongo sei. Gelang es nun, die Stelle, wo der Ogowe aufhört, schiffbar zu sein, mit jener, wo der Alima bereits Schiffe trägt, durch eine Straße zu verbinden, so war der

Verkehrsweg zwischen dem Stanley Pool, d. h. dem Kongomittellauf und dem Ocean, offen. Während die Strecke, welche Stanley zum Straßenbau zwang, 40 deutsche Meilen lang ist und von schwierigstem Terrain, mißt die Entfernung vom Ogowe zum Alima bloß 15 deutsche Meilen, auf welcher weder besonders feindselige Völker wohnen, noch Urwald und Vegetationsfülle die Bahn versperren. Allein Brazzas ursprüngliches Projekt fand seine Schwierigkeit im Osten, wie das Stanleys an den Katarakten im Westen. Der Alima mündet nämlich keineswegs nahe am Stanley Pool, sondern 55 deutsche Meilen höher, daher denn Brazza selbst abermals eine neue Verbindung ausfindig machte und auf dem Geographentag zu Paris am 22. Juni 1882 eine Eisenbahn durch das Thal des Kuilu und Niari zum Stanley Pool hin vorschlug.

Doch wenden wir uns nun zu Stanleys Arbeiten. Im Herbst 1879 begann er dieselben. Für drei Jahre hatte er sich verpflichtet, für drei Jahre waren die meisten seiner Leute in Dienst genommen. Zunächst brauchte er, als sichern Stützpunkt seiner weitern kühnen Unternehmungen, eine vom Meere aus leicht erreichbare Station, wo die mitgebrachten und weiterhin noch erwarteten Vorräte an Lebensmitteln und Werkzeugen sicher untergebracht und nahe zur Hand wären. Dies sollte Vivi (vgl. untenstehendes Bild) ihm bieten. Es liegt 184 km vom Meere entfernt, als der äußerste Punkt, der landeinwärts zu Schiff erreichbar ist, weil in nächster Nähe die Jellalafälle den handelsbegierigen Fremden den Weg versperren. Gegen monatliche Zahlungen erhielt Stanley von den Häuptlingen der umwohnenden Stämme die Erlaubnis zu gedachter Gründung und weitern Straßenanlagen, Brückenbauten u. s. f. Vivi erhebt sich etwa 100 m über den Fluß und bestand anfänglich aus einem

Am Kongo oberhalb Vivi.

Wohnhaus, sieben Holzhütten und zwei eisernen Magazinen. Die Herstellung der Straße vom Landungsplatz zur Station nahm fünf ganze Monate in Anspruch. Nun begann erst die Riesenaufgabe des Straßenbaues von Vivi bis dahin, wo der Kongo wieder schiffbar wird. Zwischen den Jellalafällen und dem Stanley Pool liegt eine Strecke von 118 km (Isandschila und Manjanga heißen ihre Endpunkte), auf der zwar ein paar Stromschnellen drohen, dennoch aber der Strom mit Dampfern wohl befahren werden kann. Demnach mußten zwei Landstraßen durch den Urwald gebrochen werden, von Vivi bis Isandschila (83 km) und von Manjanga zum Stanley Pool (152 km). Ein einzelner Reisender vermag in einer Woche den Weg von Vivi nach Manjanga zurückzulegen; Stanleys straßenbauende Karawane (vgl. das Bild S. 363) wurde hier elf Monate festgehalten. Manchen Tag konnte man bis gegen 800 m fertigstellen, der Durchschnitt mochte etwa 400 sein, aber an einer Strecke von nicht ganz 400 m wurde 26 Tage lang gearbeitet. Da war eben nicht bloß Urwaldunterwuchs zu reuten und zu roden, es galt vielmehr auch, schroff abstürzende Gehänge zu überwinden, Schluchten zu überbrücken, Felsblöcke wegzusprengen. Ungeheure Terrainschwierigkeiten prüften die ausdauernde Zähigkeit der wackern Kolonne, die, durch den Tod stark gelichtet, bald eines Zuzuges bedurfte. So wurden auch 50 Leute aus Vivi aufgenommen, die sich sehr gut hielten. Im Frühjahr kamen mit dem deutschen Mechaniker Lindner 60 Arbeiter, großenteils aus Sansibar; im Herbste, geführt vom Belgier Roger, 136 weitere. Auf der Schritt für Schritt hergestellten Straße mußten 2225 Lasten aufwärts geschleppt werden; und zwar nicht Schultornister, sondern beispielsweise die sämtlichen Bestandteile zweier Dampfschiffe; dazu noch aller Proviant für Menschen und Tiere, da die Gegend irgend genügende Nahrung nach keiner Seite hin bot. Ende Dezember erreichte man Isandschila und hatte das größte Hindernis nun überwunden; denn von da ab



Stanleys Karawane. (S. 362.)

war die nächste Strecke schiffbar. Die andere Straße jedoch bot bedeutend geringere Schwierigkeiten, sowohl von seiten des Bodens wie der Bewohner. Dreißigmal mußte der Weg Isandschila-Manjanga zurückgelegt werden, bis alle Vorräte dahin gebracht waren. Die Gründung von Isandschila beschließt das Jahr 1880; schon Anfang Mai des folgenden Jahres war die dritte Station unter Dach.

In Isandschila fand jene Begegnung Brazzas (vgl. das Bild S. 365) und Stanleys statt, die letzterer wiederholt mit einem Aufwand von Spott geschildert hat, der nicht nach dem Geschmack gut erzogener Leute ist. Brazza kam vom Stanley Pool und besuchte den kühnen Amerikaner. Stanley erzählte $1\frac{1}{2}$ Jahre später: „Als ich ihn am Kongo zum erstenmal erblickte, stand ein bettelarmer, barfüßiger Mann vor mir, an dem mir zunächst nichts auffiel als ein überaus unförmlicher Hut und eine verlumpte Uniform. Ihm folgte eine geringe Eskorte mit unbedeutendem Gepäck. Er sah nicht einmal wie ein als Vagabund verkleideter Herr aus; kläglich war seine Erscheinung, und nicht geträumt hätte ich, daß ich einen Feldherrn und Staatsmann und Apostel vor mir sah."

Freilich ward Stanley von seinem Nebenbuhler am Stanley Pool eine Überraschung bereitet, die für ihn äußerst empfindliche Unannehmlichkeiten zur Folge hatte, nämlich die vertragsmäßige Besitzergreifung des nördlichen Seeufers für Frankreich und die Aufrichtung der Trikolore, nicht des goldenen Sternes im blauen Felde, des Banners der Internationalen Gesellschaft. Wir sagen „Überraschung"; denn Brazza hatte bei seinem Besuche den Vertrag in der Tasche, meinte aber, Stanley darüber keine Mitteilung schuldig zu sein. Erst als Stanley, nachdem die dritte Station (Manjanga) stand, Anfang Juli seinen Leuten vorauseilend, am Stanley Pool anlangte, vertrat ihm der Senegalese Malamine, der sich für einen französischen Sergeanten ausgab, den Weg — ihm, den ganz Centralafrika nicht aufhalten konnte! Allein es war nichts mehr zu ändern; Malamine hielt ihm den Vertrag entgegen, durch welchen Makoko, der Häuptling des mächtigen Batekestammes, sich unter die Schutzherrschaft der französischen Republik gestellt hatte.

Der Streit drohte heftig zu werden; denn die Stämme schienen selbst nicht recht zu wissen, was sie von den zweierlei Weißen halten sollten. Stanley wendete sich schließlich an das südliche Ufer. Am nördlichen liegt Brazzas Station, nach ihm benannt: Brazzaville; gegenüber Stanleys vierte Gründung: Leopoldville. Mittlerweile war Verstärkung an Arbeitern gekommen, und so gelang es, mit allen Frachten und dem zerlegten Dampfer am 3. Dezember 1881 Leopoldville zu erreichen. Am 1. Februar 1882 war daselbst das Stationshaus vollendet, 24 m lang, 8 m breit, zwei Stockwerke hoch. Auf der Fläche des Sees aber glitt das Dampfboot dahin, vor ihm eine ununterbrochene Fahrstraße von 1700 km nach dem Osten mitten ins Herz des Weltteiles, bis zu den Stanleyfällen nächst dem Tanganjikasee — nicht umsonst trug der Dampfer den Namen: „En avant" (Vorwärts). Wirklich drang Stanley Anfang 1882 noch weiter vor, bog in den Nebenfluß Kuango ein, den er schiffbar fand und bis zu dem See verfolgte, welchen er nach Leopold II. nannte. Nun gründete er am Ibari Ntlutu, 160 km von Stanley Pool entfernt, die fünfte Station.

Die drei Jahre, wofür er sich zunächst gebunden, neigten dem Ende zu. Er fand auf der Rückreise die gegründeten Niederlassungen in gutem Zustand und so weit fortgeschritten, daß sie, dank ihren gut besorgten Pflanzungen, bald unabhängig bestehen konnten. Dann ging er abermals zu See und traf im September in Europa ein. Während seines Aufenthaltes in Brüssel verwandelte sich das Komitee zur Erforschung des Kongo-Oberlaufes in die „Internationale Gesellschaft vom Kongo". Oben wurde daran erinnert, daß Savorgnan de Brazza auf dem Pariser Geographentag für den projektierten Eisenbahnbau das Thal Kuilu und Niari, nördlich von der Kongomündung, empfohlen hatte. Ehe noch die französischen Kammern die zu Brazzas Plänen notwendigen Mittel genehmigen konnten, war Stanley, hierdurch auf die Bedeutung der zwei Thäler erst recht aufmerksam geworden, wieder an Ort und Stelle, und schon durchzogen seine Leute diese Landstriche, um Stationsanlagen vorzubereiten und Besitzergreifungen vorzunehmen. Während Stanleys Anwesenheit in Europa war an den begonnenen und im Rohen vollendeten Niederlassungen rüstig weiter gearbeitet und der Transport von drei weitern Dampfern nach dem Stanley Pool besorgt worden. Bald, es war in den ersten Monaten des Jahres 1883, unternahm Stanley eine kleinere Fahrt stromaufwärts, um an der Mündung des Urifi die Äquator-Station zu gründen. Endlich trat er am 23. August genannten Jahres die längst geplante Fahrt bis zu den Stanleyfällen an. Drei Dampfer und ein größeres Boot gewährten freilich sicherern Schutz als die schwache „Lady Alice", welche sieben Jahre früher von den Wassern des Kongo oceanwärts getragen wurde. Die Fahrt verlief ohne Unfall, aber auch ohne bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse. Am 15. November kam man in das Land Koruru, wo die wilden Kannibalen hausten, mit denen Stanley auf seiner denkwürdigen ersten Reise förmliche Seeschlachten zu bestehen hatte. Nun war es freilich anders. Als die Kannibalen der gewaltigen Schiffe ansichtig wurden, welche pustend und pfeifend von selbst gegen den Strom hinauffuhren, das Wasser peitschten und mit rastlos bewegtem Rade weithin schäumende Wellen spritzten, da mochten wohl manche denken, solch ein unglaubliches Flußpferd sei noch nicht dagewesen. Bald entsank ihnen daher aller Muth. Sie waren zu allem bereit und erbötig. Die Expedition konnte ihr Nachtquartier mitten im Dorf aufschlagen. Am 1. Dezember erreichte man den untersten der Stanleyfälle, das Endziel der Reise. Hier wurde nun die weitest entlegene Station gegründet, durch Boten ein Gruß nach Karema an den Tanganjika entsendet und bald die Rückreise angetreten. Ingenieur Bennie blieb mit 30 Leuten aus Sansibar auf der Station zurück; sie liegt auf der Insel Wema Rusani, einem fruchtbaren Eiland mit etwa 1500 Bewohnern. Am 20. Januar 1884 war Stanley, nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 26 Tagen, wieder in Leopoldville, und nun war alles für die Gründung des Kongostaates vorbereitet.

Schon am 13. Januar 1883 hatte die französische Kammer Brazzas Vertrag mit Makoko gutgeheißen; das offizielle Regierungsjournal veröffentlichte den Wortlaut. Bald darauf bewilligte die Kammer für Brazzas nächste Expedition $1\frac{1}{4}$ Mill. Francs, sowie zahlreiches Material an Waffen, Munition, Fahrzeugen. Nun aber beanspruchten die Franzosen, auf eine angebliche Oberhoheit Makokos sich berufend, auch auf dem linken Fluß- und dem südlichen Seeufer in dessen Rechte einzutreten. Da nun alle Welt für den Kongo schwärmte, kam auch in Portugal der Gedanke zur Geltung, daß man vor allen Mächten dort mitsprechen dürfe, wo seit 400 Jahren portugiesische Kaufleute ansässig seien und Seefahrer die portugiesische Flagge mehr als einmal aufgepflanzt hätten. Diese Strömung kam in einer vielbesprochenen Flugschrift zur Geltung, in der bewiesen werden sollte, die Kongo-

mündung liege innerhalb jenes Bereiches, auf welches die Krone Portugals ein historisches Recht besitze. So wurde die Internationale Gesellschaft von zwei Seiten bedroht und der freie Handel in Frage gestellt: am Mittellauf durch die französischen, an der Mündung durch die portugiesischen Ansprüche. Da erschien England als „Retter" Portugals und überraschte Europa mit einem Anfang März 1884 veröffentlichten Vertrag, durch den es die portugiesischen Ansprüche anerkannte. In der Handelswelt erhob sich aber ein allgemeiner Sturm dagegen. Zumeist wurde in England selbst Opposition gemacht. Die Tagesblätter sprachen sich mehr als abfällig über die Vereinbarung aus. Nicht so fast die Höhe der portugiesischen Zölle fürchtete man, als das Zollunwesen. Auch die holländischen Kaufherren und Hamburger Handelshäuser sprachen sich sehr entschieden dagegen aus. So zeigte sich, wie es wahrhaft ein internationales Interesse war, daß der Kongo frei bleibe. Mit unläugbar gewandtem Griff erfaßte der Kanzler des Deutschen Reiches diesen Umstand. Ende April 1884 hatte die Kongogesellschaft mit der französischen Republik „Frieden" geschlossen, d. h. für den Fall der Veräußerung der erworbenen Ländereien Frankreich ein gewisses Vorrecht zugesagt. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannten die Gesellschaft förmlich als unabhängig. Jetzt wurde auf Anregung Bismarcks eine „Kongokonferenz" nach Berlin berufen. Das Programm der Konferenz umfaßte zwei Hauptpunkte: vollständige Handelsfreiheit im Flußgebiet des Kongo, Entscheidung der völkerrechtlichen Frage, an welche Bedingungen oder Formalitäten rechtskräftige Besitzergreifung afrikanischen Landes gebunden sein solle. Am 8. November folgte das Deutsche Reich dem Beispiel der nordamerikanischen Staaten und schloß mit der Internationalen Kongogesellschaft einen Anerkennungsvertrag in aller Form. Am 15. November versammelten sich die Bevollmächtigten von vierzehn Mächten zu Berlin, und Fürst Bismarck eröffnete in längerer Rede die westafrikanische Konferenz. Stanley war als Vertreter der Vereinigten Staaten anwesend.

De Brazza. (S. 364.)

Vertreten waren: Deutschland, Österreich Ungarn, Rußland, Türkei, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Vereinigte Staaten, Holland, Belgien. In der neunten Plenarsitzung am 23. Februar 1885 wurde die endliche Übereinkunft genehmigt und zugleich ein Schreiben verlesen, worin Oberst Strauch im Namen des Königs der Belgier mitteilte, daß die Internationale Kongogesellschaft von allen Staaten mit Ausnahme der Türkei als Staat anerkannt sei. Am 26. Februar fand die Schlußsitzung statt.

So war der neue Staat gegründet. Es handelte sich darum, ihn einzurichten, eine Verwaltung zu organisieren. An die Spitze der Verwaltung trat Oberst Strauch. Für die Finanzen, die auswärtigen Angelegenheiten, die Justiz wurde je ein Generaladministrator ernannt. Die Finanzen des Staates mußten durchaus selbständig sein; denn weder Zölle noch Abgaben sollten erhoben werden, und doch veranschlagte man die laufenden Verwaltungskosten auf eine Million Mark jährlich. Leopold II. hat ein bedeutendes Kapital geschaffen und es als „Schatz des Kongo-Staates" bezeichnet. In einem aus Brüssel vom 16. April 1885 datierten und an das Ministerium gerichteten Schreiben forderte der König die Minister auf, die Zustimmung der Kammern dafür zu verlangen, daß er die Würde eines Souveräns des Kongo-Staates übernehme. Finanziell und militärisch, mit einem Worte, in jeder Beziehung solle der neue Kongo-Staat auf sich angewiesen sein, zwischen ihm und Belgien eine bloße Personalunion bestehen. Die vom Ministerium vor das Haus gebrachte Vorlage bezieht sich nur auf den König, nicht auf dessen Nachfolger. Am 28. April 1885 wurde sie mit 124 Stimmen gegen 1 Stimme angenommen. Seither hat der König den Kongo-Staat testamentarisch Belgien übermacht.

Doch genug von Forschung und Politik; wenden wir uns zur stillen Arbeit der Missionäre im neuen Kongo-Staate.

7. Die Mission am untern Kongo.

Nachdem wir so ausführlich die Gründung des Kongostaates erzählt haben, müssen wir auch einige Worte über die neue Mission sagen. Ein deutscher Missionär, P. Koller, soll uns das Nötige mitteilen. „Unsere Mission", schreibt er, „hat fünf Hauptstationen und umfaßt die Königreiche Kakongo, Loango, Goio, Conde, und im Innern noch mehrere Negerreiche, die aber bis jetzt vollkommen unbekannt sind. Unmöglich ist es, eine Bevölkerungsziffer anzugeben: unser Apostolischer Präfekt schätzt sie auf mindestens 40 Millionen Neger. Das ganze Missionspersonal für diese 40 Millionen Heiden besteht gegenwärtig aus zwölf Priestern und sieben Klosterbrüdern, welche auf die fünf Stationen verteilt sind, so daß in jeder derselben zwei Priester und ein Bruder sich befinden. Landana ist die Hauptstation und zugleich Sitz des Apostolischen Präfekten. Dieser erwartet gegenwärtig mit Sehnsucht aus Frankreich neue Missionäre und hegt die Absicht, womöglich in nächster Zukunft wieder neue Stationen zu gründen und die Vorposten noch um etliche 50 Stunden über den Stanley-See hinaus, gegen das Herz Afrikas zu, vorzuschieben.

„Unsere Missionsstation Landana (vgl. das Bild S. 367) besitzt ein schönes Thal, das, von drei Seiten von mäßigen Bergen umrahmt, im Westen gegen das Meer zu offen ist; sie liegt im Königreiche Kakongo, in dem nun schon acht Jahre, seit dem Tode des letzten Negerkönigs, die ausgebildetste Anarchie herrscht. Vor zwei Jahren zählte unsere Mission 140 Negerkinder, vor einigen Monaten nur 95, gegenwärtig wieder 115; auf wessen Rechnung diese Minderung und der jetzige Zuwachs zu schreiben ist, wird später ersichtlich sein. Von diesen 115 Kindern sind 92 bereits getauft. Sie sind wirklich von einem vortrefflichen Geiste der Frömmigkeit und Gelehrigkeit beseelt, zeigen eine kindliche Dankbarkeit, eine rührende Anhänglichkeit und vergelten dadurch reichlich alle auf sie verwendeten Mühen und Opfer, und gewiß auch das Almosen, welches die europäischen Katholiken für diese jetzt glücklichen Geschöpfe aus Liebe zu Gott gespendet haben. Auch ein fröhlicher Geist herrscht unter ihnen, der sich manchmal in den Abendstunden so laut kundgiebt, daß die wilden Tiere in der Umgegend die Flucht ergreifen möchten; die Kinder fühlen sich ja jetzt so glücklich hier. Viele sprechen schon drei Sprachen, nämlich außer ihrer Muttersprache auch noch die französische und portugiesische; mehrere zeigen wirklich hervorragende Talente. Der Geburt nach sind von unsern 115 Negerknaben 47 Kinder von freien Negern, darunter der ‚Prinz' des Königs von Conde (ungefähr zwei Tagemärsche von hier) und mehrere Söhne von ‚Prinzen'; die übrigen, 68 an der Zahl, sind losgekaufte Sklavenkinder.

„Am 8. September 1884 waren es elf Jahre, daß unser jetziger Superior und Apostolischer Präfekt P. Carrie samt dem Klosterbruder F. Fortunat — einem Elsässer — ¼ Stunde von Landana aus ihrer kleinen Pirogue ans Land stiegen, um den Negern im Kongogebiet das Evangelium zu predigen. Sie hatten ein Missionsland vor sich, das an Ausdehnung nochmal so groß ist als ganz Deutschland. Ihnen gesellte sich bald ein zweiter Pater der Kongregation vom Heiligen Geiste und heiligen Herzen Mariä hinzu, der vor etlichen Jahren am Kongo am Fieber gestorben, und nun ging's ans Werk. Sie besuchten ein Negerdorf, wurden aber aus diesem vertrieben; sie besuchten ein zweites, drittes, auch aus diesen wurden sie unter Todesdrohungen verjagt. Sie verloren den Mut nicht und richteten ihr Augenmerk auf Heranziehung einer christlichen Jugend, womöglich eines einheimischen Klerus – das beste Mittel zur nachhaltigen Bekehrung eines Volkes. Mit Hilfe der aus Europa gekommenen Almosen kauften sie Negerkinder, wo immer sie solche auftreiben konnten, und gründeten so ein Institut für schwarze Sklavenkinder. Als aus Frankreich in der folgenden Zeit noch einige Missionäre ihnen zu Hilfe kamen, ging P. Carrie mit obengenanntem Bruder hinunter an den Strom (etwa 20 Stunden südlich von Landana), um dort eine Missionsstation zu gründen; aber durch die Ränke einiger europäischen Freimaurer wurden sie auch dort vertrieben und entgingen nur mit Not dem Tode.

„Von entscheidendem Erfolge für die Mission war es, daß der angesehene Häuptling von Malemba, 2½ Stunden von Landana, seinen ältesten Sohn in die Mission schickte, um ‚ihn von den bärtigen Weißen die große Kunst des Lesens und Schreibens lehren zu lassen'. Die Neger sehen es nämlich für ein wahres Wunder an, daß die Weißen vermittelst der Schrift unter sich ihre Gedanken austauschen können. ‚Es ist doch sehr kurios,' sagen sie, ‚daß die Weißen durch das winzige Papier (Brief) mit ihren Angehörigen in Europa sprechen können, die doch so weit entfernt sind.' Der Sohn des Negerhäuptlings lernte ‚lesen und schreiben'; er lernte aber noch eine höhere Kunst, nämlich Gott erkennen und lieben, und jetzt ist der etwa 20jährige Häuptlingssohn zu Hause bei seinem Vater und kommt alle Sonn- und Feiertage 2½ Stunden weit hierher in den Gottesdienst und empfängt öfters im Jahre die heiligen Sakramente. Vor vielleicht 14 Tagen brachte er seine kleine Schwester mit noch zwei andern Negermädchen in das ‚schwarze Institut' der Josephs-Schwestern, ¼ Stunde von Landana. ‚Ich muß doch sorgen,' sagte er mir acht Tage vorher, ‚daß meine Geschwister katholisch werden; denn wenn ich einmal gestorben und im Fegfeuer bin, habe ich ja gar niemand, der für mich betet.' Als ich ihm dann ordentlich auf den schwarzen Buckel schlug, so daß es laut patschte — die Neger lieben dieses, wenn sie gut aufgelegt sind —, und ihm meine Zufriedenheit zu erkennen gab, sagte er: ‚Wart nur, ich bring' dir schon noch mehrere.' — Das Beispiel des Häuptlings von Malemba zog auch bei vielen Negern der Umgegend, welche ihre Kinder ebenfalls ‚lesen und schreiben' lernen lassen wollten. So wuchs die Zahl der schwarzen Zöglinge der Mission von Jahr zu Jahr, wozu auch immer — soweit die Geldmittel es erlaubten — kleine Negersklaven angekauft wurden.

„Das erfreuliche Aufblühen der jungen Missionsanstalt mußte natürlich auch den Neid und die Rache des bösen Feindes erregen, der es nicht ruhig ansehen konnte, daß ihm immer mehr Opfer entrissen wurden. Jedes Werk Gottes muß ja durch Verfolgung und Kampf erprobt werden; wir dürfen nur das Mißtrauen auf uns selbst und das Vertrauen auf Gott nicht verlieren. Bald beschuldigten die Neger, aufgereizt durch ihre Ganga oder Götzenpriester, die Missionäre, sie hätten den amerikanischen Sandfloh eingeschleppt, was durch ein amerikanisches Schiff geschehen ist; bald, sie hätten das Land verzaubert, und sie seien schuld, daß der Regen ausbliebe und eine Hungersnot hereinbreche. Als infolge der letzten Beschuldigung, etwa vor mehreren Jahren, die Aufregung der Neger immer größer wurde und alle Tage ein feindlicher Überfall zu befürchten war, versammelte P. Carrie die Kinder in der Kapelle und betete mit ihnen mehrere Stunden lang um Regen, und noch in derselben Nacht kam ein heftiges Gewitter, welches den ersehnten Regen brachte. Zwei Jahre darauf machten die Neger wirklich einen Angriff auf die Mission; sie beschossen

die ohnedies wenig widerstandsfähigen Bretterhäuser, eine Kugel fiel P. Carrie vor die Füße.

„Die Ruhe, die nun eintrat, wurde benutzt, um am Kongostrom die beiden Stationen Mboma und St. Antonius zu gründen und hier die Zahl der Negerkinder zu vermehren. Zu diesen Stationen kamen Loango und St. Joseph unweit des Stanley-Sees. Die belgischen Missionäre der Mission am Unter-Kongo sind aber noch weiter vorgedrungen und haben bei der Äquatorstation eine Niederlassung gegründet."

Die Kinder der Mission sind zum größten Teile freigekaufte Sklaven. Unser deutscher Missionär erzählt von ihrem Schicksale manchen herzzerreißenden Zug. Wir wollen nur einige derselben mitteilen, damit die jungen Leser Gott für die Gnade danken, daß er sie in einem katholischen Lande und nicht unter den Negern in Afrika auf die Welt kommen ließ:

„Auch hier am Kongo besteht die Sklaverei! Wir haben vor einigen Wochen um Stoffe im Werte von 45 Mark einen Sklaven gekauft, welcher infolge schlechter Behandlung so heruntergekommen war, daß er selbst mit Hilfe eines Stockes sich kaum weiterschleppen konnte, obwohl er im blühenden Alter von etwa 17 Jahren steht; er war so abgezehrt, daß er wortwörtlich nur aus Haut und Knochen bestand — das reinste Skelett! Dabei war er schrecklich furchtsam und schien die Begegnung mit uns vermeiden zu wollen. Aber bereits nach einigen Tagen, als er die gute Behandlung sah, welche wir ihm angedeihen ließen, kam er uns, schon von weitem lachelnd, mit seinem Boëka Tat'ami (Guten Tag, mein Vater!) entgegen. - Vater! O, sie haben keinen Vater, keine Mutter mehr, diese armen Geschöpfe; oder vielmehr, sie haben Vater und Mutter, wissen aber nicht, wo die Eltern jetzt sind; denn sie wurden ihnen einfach geraubt und fortgeschleppt.

„Sehr viele unserer gekauften Kinder kamen aus dem Innern Afrikas und wurden dort ihren Eltern entweder als Lösegeld ab-

Ansicht von Landana. (S. 366)

gedrungen oder ihnen einfach geraubt. Da verlor z. B. einer unserer jetzigen Theologen den Vater durch den Tod; die Mutter konnte dem Götzenpriester die Beerdigungskosten nicht bezahlen, sie gab dafür ihren Sohn als Sklaven hin. — Der Vater eines andern Knaben wurde vom Götzenpriester angegeben, er sei schuld an dem Tode eines Negers, als habe er ‚seine Seele gegessen'; er hat die Probe des Giftbechers nicht bestanden; er wurde niedergestochen, sein Weib und seine beiden Söhne wurden ergriffen und als Sklaven verkauft; nach langen Irrfahrten kam einer der letztern glücklich in die Mission und fand da wiederum eine liebe Heimat und an den Missionären einen Vater. — Die Mutter eines dritten hatte vom Baume eines Negers gestohlen; sie wurde von diesem auf frischer That ertappt und als Sklavin fortgeführt; ihr Mann nun, um wieder eine Arbeiterin zu haben, gab zu ihrer Befreiung seinen Sohn hin, der dann von den Missionären aus dritter oder vierter Hand gekauft wurde. — Ein anderer Knabe war, um Früchte zu sammeln, in den Wald gegangen; ein Neger begegnete ihm, band ihn mit Stricken, verstopfte ihm den Mund, um ihn am Schreien zu hindern, und schleppte ihn auf den Sklavenmarkt.

Die meisten waren schon in mehreren Händen und hatten Hiebe und Schläge in Unzahl bekommen. Vier Negerkinder sind in unserer Mission, welche von einem Neger aus ihrem Heimatdorfe gestohlen wurden; ihr Herr nun stahl einem Weißen an der Küste Kautschuk und wurde von diesem wegen seiner Freveltat selbst zum Sklaven gemacht; um sich nun zu befreien, gab er seine vier kleinen Sklaven als Lösegeld dem Europäer, der sie wieder an die Mission verkaufte. — Mein kleiner Diener war ungefähr zehn Jahre alt, als sein Vater auf Befehl des Häuptlings in den Krieg zog; sie wurden vom Feinde geschlagen, und sengend und brennend durchzog der Sieger das Land des Gegners. Als auch die Hütte des armen Negerknaben angezündet wurde, flüchteten er und seine Mutter in den Wald; er wurde aber auf der Flucht von einem feindlichen Soldaten aufgegriffen und direkt auf den Sklavenmarkt geschleppt; was aus seiner Mutter geworden oder aus seinem Vater, weiß er nicht. Der Missionär kaufte ihn um einige alte Steinschloßgewehre im Werte von 40 Mark; er war

schrecklich abgemagert — erzählte mein Oberer — und zitterte an allen Gliedern; denn er fürchtete, er werde nun von den Weißen gemästet und dann geschlachtet.

„Ein anderer Negerknabe, welcher im nächsten Jahre Bruder der Kongregation wird, weiß von seinen Lebensschicksalen nur, daß er sein heimatliches Dorf weit im Innern hatte. Eines Tages kamen Neger in dasselbe, raubten ihn und schleppten ihn mit noch einigen andern Kindern volle 90 Tage lang unter der glühenden Sonne herum, bis er endlich halbtot an die Weißen verkauft wurde. Wahrlich, welche Summe von Leiden und Qualen, welch eine Kette von Schrecknissen ist nicht das kurze Leben so manches unserer Negerkinder!

„Der Ankauf und die Erziehung von Negermädchen bildet besonders seit drei Jahren eine Hauptsorge für unsern Apostol. Präfekten. Er gründete ¼ Stunde von Landana auf einem mäßigen Berge, dem ‚St. Peters-Berge', eine Anstalt und erbat sich von den St. Josephs-Schwestern in Frankreich ‚Negerlehrerinnen'. Vier Schwestern kamen, welche nun das freilich noch kleine Institut leiten: es war bisher nicht möglich, mehr als neun Mädchen, im Alter von 5—21 Jahren, ungefähr 25 Stunden von hier zu kaufen. Auch diese gekauften Negermädchen haben schon zur Genüge die Bitterkeiten und Schrecknisse des afrikanischen Negerlebens gekostet; aber auch sie berechtigen zu den schönsten Hoffnungen."

So bemühen sich also auch am Kongo die Missionäre, freigekaufte Sklavenkinder im Christentume zu erziehen; sie thun das in der Absicht, mit denselben nach und nach christliche Dörfer zu gründen, ganz wie wir es in Bagamoyo (S. 170) gesehen haben.

Der hochw. Herr Koller, Missionär am Kongo, mit einigen seiner Neubekehrten.

8. Weihnachten am Kongo.

P. Koller (vgl. obenstehendes Bild) soll uns auch erzählen, wie die bekehrten Neger am Kongo Weihnachten feiern. Wir folgen ihm auf dem von Knaben der Mission geruderten Boot (vgl. das Bild S. 369) nach der Missionsstation San Antonio, die sich unfern der Kongomündung auf dessen südlichem Ufer befindet.

„Auf einem mäßigen Hügel bilden einige Häuser, besser Hütten genannt, ein rechtwinkliges Viereck. Das Material der Häuser ist das nämliche, aus dem die Schwarzen der Gegend ihre Hütten bauen: aus Bambusrohr bestehen die Wände, aus Palmblättern die Dächer. Ein kleines hölzernes Kreuz auf dem längsten Strohdache verkündet uns, daß hier in dieser einsamen Gegend der wahre Gott eine Stätte gefunden; die weiße Missionsfahne mit dem roten Kreuze, die vor der Kapelle aufgehißt ist, sagt den Negern ringsum, daß man hier dem Allerhöchsten zu Ehren ein Fest begeht; es ist der schönste, der lieblichste Abend in Europa: der heilige Abend.

„Aber wie ist er doch so verschieden hier in Afrika von den weihevollen Stunden der christlichen Länder! Dort eine fröhliche Geschäftigkeit, die selbst im kleinsten christlichen Dorfe zu Tage tritt; die hohe Festesfreude, die sich auf den Gesichtern malt; der himmlische Friede, der einzieht in die Herzen jener, welche guten Willens sind; dort das sehnsuchtsvolle Warten der lieben Kleinen und ihr Entzücken beim Anblicke der Christbescherung, — hier die Tausende und Millionen armer Neger, die noch tief in ihren Greueln versunken sind und die nicht wissen, daß auch ihnen der Stern des Heiles aufgegangen, daß auch für sie der Welterlöser geboren ist.

„In dieser Missionsstation sind drei Missionäre (zwei Priester und ein Laienbruder — die einzigen Weißen im Umkreise von

drei Stunden) beschäftigt, das schönste Fest des Jahres mitten unter den Heiden einigermaßen würdig zu begehen. Mit den 25 Negerkindern, welche sie in der Mission erziehen und unterrichten, zieren sie die Kapelle mit Blumen und afrikanischen Gewächsen; alles, was ihnen der Wohlthätigkeitssinn der europäischen Katholiken Schönes zur Verfügung gestellt hat, findet dort einen Platz. Was aber die Augen der kleinen Schwarzen besonders auf sich zieht, das sind die schönen Figuren, die in der Krippe das Geheimnis der Menschwerdung darstellen. Aber auch der geistige Tempel des Herrn wird nicht vergessen: alle, welche die heilige Taufe bereits erhalten haben, bereiten sich durch Empfang des Bußsakramentes vor, um in der heiligen Kommunion während der Christmette das Herz zur wohlgefälligen Krippe des göttlichen Kindes umzuschaffen. Eine große Freude war es für uns, daß auch einige erwachsene bekehrte Neger kamen, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Auch an die Christbescherung für unsere Kinder dachten wir; aber diese bestand nur aus einigen Bildchen und einem neuen Hüfttuch aus Leinen — fast die einzige Kleidung der meisten unserer Kinder —; das alte mußte ja schon längst ausgebessert werden. Doch sie waren zufrieden; sie kennen nicht den Überfluß, mit dem man in so manchen Familien Europas die Kinder umgiebt, gewiß nicht immer zu deren Nutzen. Wer zum erstenmal Weihnachten in Afrika durchlebt, muß sich förmlich Gewalt anthun, sich in die Weihnachtsstimmung zu versetzen; in Deutschland, so weit das Auge reicht, das weiße Winterkleid der Erde, eisüberzogene Flüsse, schneebehangene Bäume; hier in Afrika ein heißer Sandboden, ein wolkenloser Himmel, eine brennende Sonne.

„Als die weite Gegend in Abenddunkel gehüllt war, leuchteten auf verschiedenen Seiten Feuer auf; bald tönt ein wüster Lärm

Boot der Mission, von Missionskindern gerudert. (S. 368.)

herüber; immer stärker und stärker wird das Gejohle; Kinder, Weiber und Männer schreien um die Wette, man schlägt den Tamtam, tanzt um das Feuer. Aber es sind keine Lobgesänge, welche gleich jenen auf Bethlehems Fluren dem neugebornen Erlöser erschallen; es sind keine Freudenfeuer, zur Verherrlichung des Festes unserer Erlösung angezündet. Um das Feuer stehen fratzenhafte Figuren, alte, bemalte Pulverhörner, zerbrochene Töpfe, schmutzige Fetzen an wurmzerfressenen Stäben, und das sind die Fetische, die Götzen, um welche die armen Heiden ihre Orgien feiern. Seit sieben Monaten ist der Regen nicht gefallen, und man weiß, was dieses sagen will bei Völkern, welche das Wort des Evangeliums: ‚Sorget nicht für den morgigen Tag', nur zu buchstäblich befolgen. Schon fangen sie an zu hungern, und noch ist die Saat nicht begonnen.

„In der Ferne leuchten einige Blitze auf; man singt und schreit und tanzt und brüllt, man beschwört die Wolken, sich zu erbarmen; man will den Himmel nötigen, Regen fallen zu lassen. Die armen Heiden! ‚Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.'

„Gegen Mitternacht waren die Feuer erloschen, der Lärm verstummt. Eine starke Gewehrsalve unserer Kinder verkündet den Beginn der Christmette; zu mehreren Malen tragen die lieblichen Töne unseres Glöckleins die frohe Botschaft der Erlösung hinaus in die weite, düstere Wildnis. Eine Anzahl Neger, welche unserer Einladung gefolgt sind, hatte sich schon seit einigen Stunden vor der kleinen Kapelle im Sande gelagert, darunter unser Häuptling. Mehrere Monate war er der Mission ferne geblieben: er ließ durch den Götzenpriester seiner eigenen Schwester den Giftbecher reichen; sie war angeklagt, die ‚Seele seines verstorbenen Bruders gegessen zu haben'. Sein Verbrechen wendete seine Seele ab von der Wahrheit. Möchte jetzt in dieser gnadenvollen Nacht der Stern des Heiles und der Wahrheit aufgehen in seinem Herzen!

„Die Christmette wurde nun so feierlich als möglich gehalten: ein Missionär spielte das Harmonium und begleitete den

eintönigen Gesang unserer Negerkinder, der andere brachte das heilige Opfer dar — ärmlicher freilich als in der kleinsten Dorfkirche Deutschlands.

„Am andern Tage kam ein großer Haufen Neger an unserer Mission vorbei; sie kehrten von einem ‚Regen-Palawer' zurück, einer großen Versammlung, welche sie in der Nähe gehalten hatten, um den Übelthäter zu finden, welcher an dem Ausbleiben des Regens schuld wäre. Noch hatten sie ihn nicht gefunden. Wir luden sie ein, in unsere Kapelle einzutreten. Wie von einer überirdischen Macht überwältigt, fielen diese ungeschlachten Gesellen auf ihre Kniee und benahmen sich aufs ehrerbietigste. Was ihre Augen besonders fesselte, war der Mohrenkönig, den wir jetzt schon in die Krippe gestellt hatten. ‚Nkuluntu fiote!' (ein Negerkönig!) riefen sie einander zu, als sie desselben ansichtig wurden. Für den Augenblick hätte man ihnen wohl kein größeres Geschenk machen können.

„Viel feierlicher wurde im folgenden Jahre das Weihnachtsfest hier in Landana begangen: aber leider hatte es eine schreckliche Schattenseite bei den wilden Negern.

„Einige Tage vorher hatte ein französisches Kriegsschiff eine Stunde von hier Anker geworfen; dessen Kommandant, sowie der größere Teil der Seeoffiziere — gläubige Katholiken — wollten dieses Friedensfest nicht inmitten der Kanonen begehen, sondern in einer katholischen Mission. Für die Gastfreundschaft, die wir ihnen bestmöglich gewährten, stand uns deren Magazin offen, — kein schlechter Tausch, und gerade zu rechter Zeit, da unsere Vorratskammer infolge des bisherigen Regenmangels fast einer leeren Scheune glich.

„Ich brauche nicht zu erwähnen, daß unsere Negerkinder unter Anleitung eines Laienbruders unsere Kapelle in einen förmlichen Garten umwandelten; alle Bäume wurden geplündert, um das Haus Gottes zu schmücken. Kurz vor Mitternacht sammelten sich unsere 130 Knaben in einiger Entfernung von der Kapelle; fast jeder hatte eine selbstfabrizierte Fackel oder ein Lampion von farbigem Papier in der Hand. Einen feenhaften Anblick gewährte es, als sie in finsterer Nacht mit brennenden Fackeln paarweise unter Absingung eines Weihnachtsliedes in die Kirche zogen, ein Anblick, der einen Offizier zum Ausdruck der Überraschung zwang: ‚Ah, das ist herrlich! so etwas sieht man nicht leicht in Afrika.' Aber noch wohlthuender für das katholische Herz war es, während der Christmette den Schiffskommandanten mit reich dekorierter Brust neben einem seiner Offiziere mitten unter den Negerkindern am Tische des Herrn knieen und die heilige Kommunion empfangen zu sehen.

„Eine halbe Stunde von hier wurde an diesem Tage tüchtig geschossen. Aber wiederum waren es nicht Freudenschüsse zur Verherrlichung des Erlösungsfestes. ‚Das Licht leuchtete in die Finsternis; aber die Finsternis hat es nicht begriffen.' Der Häuptling eines nahen Negerdorfes lag seit einigen Tagen schwer krank darnieder. Ein Missionär hört es und will ihn besuchen. Der Häuptling aber ist von Götzenpriestern und Zauberern umlagert, von Götzen aller Art umgeben; es wird dem Missionär der Einlaß in die Hütte des Kranken verweigert. Nun starb der Unglückliche. Sein Tod wird durch Flintenschüsse verkündet. Auf dieses Signal hin kommen die Verwandten und Freunde, ja die Bewohner des ganzen Dorfes zusammen. Da wird gejammert und geweint. Es ertönen herzzerreißende Rufe, man verwünscht die Grausamkeit der bösen Geister; man seufzt über die Wechselfälle des Lebens, und man hat keine zu starken Ausdrücke, um den Schauder zu bezeichnen, womit der Tod sie erfüllt. Natürlich vergißt man nicht die Kalebasse mit Palmenwein oder die Flasche mit Schnaps. Die Thränen fließen in Strömen, besonders da hinlänglich Schnaps vorhanden ist, und die Seufzer werden zu schrecklichem Geheul. Der Tanz organisiert sich um die Hütte des Häuptlings; man erzählt in Gesängen sein ganzes Leben, seine Reisen, seine Jagdstücke, sein Glück, seine Tugenden, seine schlimmen Streiche. Diejenigen, welche die Hütte umgeben, rufen in stetem Refrain: ‚O mein Vater, er ist tot! O meine Mutter, wer hat ihn getötet?' Diejenigen, welche in der Hütte um den Leichnam beschäftigt sind, antworten in gleichem Wechsel: ‚O mein Vater, er ist tot! O meine Mutter, wer hat ihn getötet?'

„Während dieser Gesänge macht man dem Toten seine letzte Toilette: man rasiert ihm den Kopf und schneidet ihm die Nägel der Hände und Zehen ab; er wird nun mit heißem Wasser übergossen, und von Kopf und Armen wird ihm die Haut abgezogen; über einem schwachen Kohlenfeuer wird alsdann der Leichnam einige Zeit geräuchert, hierauf in Stoffe gewickelt und mit allen seinen Schätzen, die er im Leben besessen, als zerrissenen Bildern, zerbrochenen Flaschen, alten Kleidern, etliche Tage lang ausgestellt. Nach Verlauf derselben findet die erste Beerdigung statt, die des Leichnams, natürlich mit obligatem Geschrei, Weinen, Tanzen und Flintenschüssen. Die Fingernägel und Kopfhaare warten noch ihrer feierlichen Beerdigung, die erst nach Jahren mit viel größerem Pomp und Zulauf einer ungeheuern Menge Neger vorgenommen wird.

„Etliche Tage nach Weihnachten spielten die Ngangas oder Götzenpriester und Zauberer ihre schreckliche Rolle. Nach Ansicht der Neger stirbt man nicht eines natürlichen Todes; wer aus diesem Leben geht, ist das Opfer eines geheimen Feindes, der mit den bösen Geistern in Verbindung steht; dieser hat ‚seine Seele gegessen'. Es ist sehr schwer, den Negern diesen thörichten Wahn zu nehmen. Man muß nun den Toten nicht nur beweinen, sondern auch rächen.

„Mehrere Götzenpriester, auch aus entfernten Gegenden, kamen nun zusammen und berieten sich, um jene ausfindig zu machen, welche die Seele unseres Häuptlings gegessen haben. Sie gaben neun Neger und eine Negerin als dieses schrecklichen Verbrechens verdächtig an; denn nur mehrere können die Seele eines Vornehmen bezwingen. Die angegebene Negerin war eines der Weiber des Verstorbenen. Zwei der Verdächtigen konnten sich noch rechtzeitig flüchten; sie eilten nach Loango und suchten und fanden Schutz beim dortigen französischen Militärposten. Da wir die schrecklichen Mordscenen voraussahen, aber auch unsere Ohnmacht gegenüber dem teuflischen Einflusse der Götzenpriester, so wandten wir uns an die Portugiesen an der Küste, unter deren Oberhoheit unser Territorium gestellt ist, um mit Gewalt die bevorstehende Blutthat zu verhindern; diese aber erklärten sich dem gegenüber als machtlos.

„Ein Götzenpriester bereitet den sogen. Casque oder Gifttrank, welcher die Schuld oder Unschuld der Angeklagten darthun soll. Zur Nachtzeit — immer werden diese Greuel während der Nacht ausgeführt — bemächtigt man sich der beschuldigten Opfer. Das ganze Dorf hat sich versammelt. Unter Gebrüll und Tamtamschlag werden die Bedauernswerten vorgeführt. Der erste nimmt das Gift; man wartet kurze Zeit; er bricht das Gift nicht aus, sondern taumelt; folglich ist er schuldig. Sogleich werden dem Unglücklichen mit einem langen Messer langsam die Hände abgeschnitten; er sinkt unter schrecklichen Qualen in Ohnmacht; man

sticht ihn nieder. Nun kommt die Frau des Verstorbenen an die Reihe; auch sie besteht die Giftprobe nicht. Auch ihr werden die Hände abgeschnitten und sie dann gleichfalls niedergestochen. Das dritte Opfer hat das Gift genommen und es nicht erbrochen; man ergreift den Armen und nagelt ihn an einen nahen Baum. Noch zwei der Angeklagten sterben auf so schauerliche Weise. Die Leiber der Getöteten werden auf einen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Während der ganzen gräßlichen Scene wird getanzt und gejohlt und der unvermeidliche Tamtam geschlagen. Niemand hat Mitleid mit den Unglücklichen; man verwünscht und verflucht sie als die größten Verbrecher. Ihre Hütten werden verbrannt, ihre Felder verwüstet.

„Das ist Weihnachten bei den armen Negern. ‚Wer von Gott sich abwendet, verfällt den Leidenschaften seines Herzens', der Sinnlichkeit und der Grausamkeit."

9. Die Jesuiten-Mission am Kuango.

Außer den Missionären von Afrika aus Lyon haben sich noch eine ganze Reihe von Orden und Kongregationen am Kongo angesiedelt, um den Wilden das Evangelium zu verkünden. Seit 1871 waren die Väter vom Heiligen Geist, seit 1881 die Weißen Väter des Kardinals Lavigerie am Kongo thätig. Nachdem aber der Kongo-Staat ein „Belgisches Kaiserreich" geworden war und der König von Belgien den Wunsch ausgesprochen hatte, daß

Aufbruch einer Karawane nach dem Innern. (S. 372.)

Belgier daselbst die Missionsthätigkeit übernehmen möchten, kamen 1888 die Väter der Kongregation von Scheutveldt, 1890 drei tüchtige Weltpriester sowie ein belgischer Zweig der Weißen Väter, aus deren Schar Msgr. Roelens zum Apostol. Vikar vom Obern Kongo ernannt und am 1. Mai 1896 zum Bischof geweiht worden ist, an den Kongo. Auch die Trappisten von Westmalle haben ihren Weltruf als großartige Kolonisatoren in „Großbelgien" glänzend bestätigt. Die Jesuiten sollten nun ihrerseits auch nicht zurückbleiben. Noch stehen ja die alten Ruinen von San Salvador, Massangoro und Kassange und bezeugen den Erfolg der alten Missionäre aus der Gesellschaft Jesu in den Kongoländern. So wurde denn auf besondern Wunsch des Königs Leopold die Gegend am Kuango, einem großen Nebenfluß des Kongo, zwischen dem 3. und 8. Grad südl. Breite und dem 15. und 20. Grad östl. Länge, also ein Land ungefähr viermal so groß als Belgien, vom Heiligen Vater den Jesuiten zur Missionsthätigkeit angewiesen. Am 17. April 1892 erhielt der Provinzial der belgischen Ordensprovinz die bezüglichen Urkunden.

Die belgischen Patres hatten ausgezeichnete Glaubensboten in ihren Reihen. Die Erfahrungen des weltbekannten P. Depelchin, der vor damals 12 Jahren die überaus schwierige Sambesi-Mission gegründet hatte, waren nicht vergessen. Kaum hatten die Obern den Aufruf zur Teilnahme erlassen, als auch schon eine große Zahl fähiger Männer zu dem schwierigen Werke sich meldeten. Ausgewählt wurden zunächst P. Emil van Henerthoven, damals Rektor des Kollegs in Mons; P. Dumont, Professor der Mathematik; P. Liagre, Professor der Beredsamkeit, und Bruder de Sadeleer, ein alter Veteran aus der Sambesimission.

Nach dem Wunsche der Regierung sollten die Missionäre für die ersten Jahre vornehmlich die Erziehung losgekaufter Kinder

und die sittliche und religiöse Heranbildung der für den Soldatenstand bestimmten Jünglinge in die Hand nehmen. Man mag sich also die erste Gründung als eine Art Schüler- oder auch Kadetten-Kolonie vorstellen. Erst wenn dieses Unternehmen genügend gefestigt erschien, sollten weitere Missionsversuche gemacht werden.

Am 1. Juni 1893 kam P. van Henexthoven, der Obere der ganzen Mission, in Leopoldville an. Er wurde vom Regierungskommissär mit 20 jungen Negern in die neue Station Kibangu, welche nicht weit von Leopoldville liegt, eingeführt. P. Henexthoven mußte aber schon nach ein paar Tagen zur Überzeugung kommen, daß Kibangu für den gewünschten Zweck ein durchaus ungeeigneter Ort sei. Mitten zwischen großen Sümpfen gelegen, war man dem Fieber und ganzen Wolken von Ungeziefer schutzlos preisgegeben. In aller Eile zog man sich deshalb zurück und wählte nach besserer Überlegung Kimuenza zum Missionsmittelpunkt. Im Juli 1894 brach die Karawane nach diesem neuen Bestimmungsorte auf (vgl. das Bild S. 371).

Fast drei Jahre sind seitdem verflossen, und dank der göttlichen Vorsehung, dank der eifrigen Unterstützung der Beamten und dank den Mühen der Missionäre scheint die Zukunft Kimuenzas und seiner Zweigstationen eine günstige werden zu wollen. Auf Grund brieflicher Mitteilungen wollen wir hier einige Angaben zusammenstellen über Kimuenza, über die schwarzen Zöglinge und über die Sitten der Kuango-Neger.

Das kleine Dorf Kimuenza liegt ungefähr 20 km südlich von Leopoldville auf einer freilich nur teilweise fruchtbaren Hochebene. Die Dorfflur dehnt sich über 3000 ha aus. Von der eigentlichen Negergemeinde, welche sich aus sieben Gruppen ganz elender Hütten zusammensetzt, hat sich die Schülerkolonie natürlicherweise möglichst weit entfernt angesiedelt. In der Nähe liefert ein mehr als 100 ha umfassender Wald Brenn- und Bauholz. Regen und Wind befruchten das Land, verwüsten es aber nur selten. Die Hitze ist ganz erträglich. Plötzlicher und starker Temperaturwechsel kommt hier weniger vor als sonst am Kongo. Der Fernblick aus dem Fenster des Missionshauses ist entzückend. 200 Meter von der Station fällt die Hochebene rasch in ein tiefes, steiles Thal ab. Üppige Vegetation füllt jede Schlucht, umkleidet jeden Felsen. Darüber hinaus wogen gleichsam die Berge und die sanftgezogenen Hügelketten in ihrem tropischen Pflanzenschmuck. Ungezählte farbensprühende Blüten tauchen aus dem Blättermeer wie Sterne, die sich in dem friedlichen grünen Ocean spiegeln. In weiter Ferne schließen die Menseberge den Horizont ab. Jeden Morgen, wenn die weiten Höhen, in zartes Rosa getaucht, herüberfunkeln, erheben sich aus all den Thälern ringsum wallende Nebelschleier, schwingen sich rasch gegen die Bergesflanken, schmiegen sich an, ziehen langsam aufwärts, zerteilen sich und treten als leichte, durchsichtige Flockenwölkchen ihre luftige Reise von neuem an. Gegen Mittag sind alle Nebel- und Wolkenschatten geschwunden. Das Sonnenlicht überflutet Berg und Thal. Die Luftschichten zittern in der Hitze. Die fliegenden Stäubchen und die noch nicht verdunstete Feuchtigkeit zaubern eine ganze Farbenskala des Tageslichtes von Weiß durch Gold, durch Hellblau bis zum dunkelsten Violett an das flimmernde Firmament. Je mehr sich aber der Tag neigt, desto rascher schwindet das bunte Spiel der Farben. Rasch steigen die Schatten nieder in die Thäler; sie umhüllen die Bergesflanken, und plötzlich bedeckt Finsternis das ganze Land. Nach dem hellsten Tag kommt mit einemmal die dunkelste Nacht.

Man sieht, die Lage von Kimuenza ist ebenso gesund als poetisch. Neues, den bisherigen Bewohnern völlig unbekanntes Leben entfaltet sich jetzt auf diesem schönen Fleck Erde.

Der Kongo-Staat sah sich nicht nur genötigt, die wiederholten Sklavenzüge der Araber mit Waffengewalt zurückzuweisen, sondern mußte auch für die den Räubern abgejagte menschliche Beute, namentlich für die Kinder, sorgen. Diese Sorge ist einstweilen auch der Station Kimuenza anvertraut.

So ist es verständlich, daß aus allen Teilen Mittelafrikas, vom Ubangi, vom Lande der Basokos, der Batelele, der Bubangi (vgl. das Bild S. 373), die Menschenfresser sind, der Balouba und wie diese schwarzen Staaten alle heißen, Zöglinge bis nach Kimuenza gelangen. Leider stirbt ein großer Teil der Kinder schon bald nach der Ankunft. Die Strapazen der Märsche, die barbarische Behandlung seitens der Sklavenjäger sind für den jugendlichen Körper leicht todbringend. Dazu kommen Kinderkrankheiten, namentlich die Blattern. Die Überlebenden entwickeln sich aber bei der gesunden Lebensweise sehr gut. Alle sprechen die Bantusprache, aber fast jeder in einem eigenen, kaum verständlichen Dialekt. Die schlimmsten Charaktere sind die Mongos. Sie sind die Kinder der Kannibalenstämme, bei denen Menschenfleisch auf dem Markte zu kaufen ist. Unter diesen jungen Heiden ist also der Wirkungskreis der Missionäre.

Die Kolonie wird großenteils vom Staate erhalten unter der Bedingung, daß $^4/_5$ der Zöglinge in die Kongo-Armee eingereiht, das letzte Fünftel auf den staatlichen oder den Missionsstationen als ordentliche Privatleute angesiedelt werden. Daher kommt es, daß der Gesamteindruck der Anstalt ein vorwiegend militärischer ist. Die Leitung der kriegerischen Übungen hat ein belgischer Unteroffizier. Interessant ist die Tagesordnung. $5^1/_2$ Uhr ertönt das Signal zum Aufstehen. Nachdem genügend Wasser über Kopf und Brust gegossen ist, kommen alle zum Morgengebet. Darauf Frühstück. Folgen 2 Stunden Exerzieren, 2 Stunden Handarbeit. 10 Uhr: Namensaufruf und 1 Stunde Schule. Mittagessen. 1 Uhr: Katechismus, dann Schule. 3—5 Uhr: Handarbeit, 5—6 Uhr: Exerzieren, Namensaufruf, Abendessen, Gebet, Schlafengehen. Die jungen Leutchen werden ziemlich stramm gehalten. Anfangs schmeckt ihnen dieses Leben auch herzlich schlecht und sie suchen nach Kräften zu desertieren. Gewöhnlich geht es ihnen dabei sehr schlecht. Entweder fallen sie wieder Sklavenliebhabern in die Hände oder sie müssen, falls sie nicht zurückkehren, verhungern. Sind aber die ersten Schwierigkeiten überwunden, so gefällt es den jungen Negern immer besser in Kimuenza.

Die Fähigkeiten der Zöglinge sind wie überall auf der Welt sehr verschieden. Wir finden unter ihnen sehr geweckte Köpfe, mittelmäßige Schüler und solche, die keines von beiden sind. Ihre Erziehung kostet aber unsägliche Geduld. Die Barbarei sitzt ihnen im Blute. Indes hat sich die Mühe der Missionäre schon reichlich gelohnt. Von den 300 Zöglingen ist der größte Teil bereits getauft.

Es ist selbstverständlich, daß die Missionäre auch danach streben, die eigentliche Missionsthätigkeit unter den erwachsenen Negern der ihnen überwiesenen Länder aufzunehmen. Ihr Urteil über diesen Teil ihrer Herde war in den ersten zwei Jahren sehr zurückhaltend. Denn die Neger machen, wie P. van Henexthoven sehr richtig sagte, ein großes Geheimnis aus ihren religiösen Gebräuchen, ihren politischen und Familieneinrichtungen. Man muß lange bei ihnen gewesen und mit ihrer Sprache gut vertraut sein, um ein richtiges Bild von ihrem Gedankenkreis zu bekommen. Daher stammen aber auch die vielen Widersprüche und die geradezu verderblichen Irrtümer in den Werken jener Reisenden, welche eben einmal durchziehen, dann aber sofort die bestimmtesten Urteile über Völker abgeben, von denen sie vielleicht ein halbes Dutzend erschrockener

Menschen davonlaufen sahen. Wir wollen ein paar Züge über die Kongo-Neger den Berichten aus Kimuenza entnehmen.

Die Erbsünde aller Neger, also auch derjenigen von Kimuenza, ist die Trägheit, daher Mangel an Kraft und Fortschritt. Sie sind nicht dumm, aber ihr Verstand schlummert seit tausend und mehr Jahren. Es fällt ihnen im Traum nicht ein, sich ein nach europäischem Sinne behagliches Leben zu verschaffen. Der heutige Kongo-Neger baut seine Hütte, wie seine Ahnen vor 3000 Jahren es gethan, bebaut sein Feld oder bebaut es vielmehr nicht, wie vor 3000 Jahren, kümmert sich um Vergangenheit und Zukunft keinen Deut, ganz nach dem Beispiel der Ältesten im Lande.

Ein richtiges Bild eines solchen Naturmenschen ist N'Gia, der Häuptling von Kimuenza. Seine Wohnung ist eine ganz elende Hütte. Die Fetzen, in die er sich zu kleiden sucht, sind schmutzig über die Maßen. Wenn auch sein Tisch etwas reichlicher besetzt ist als der seiner Unterthanen, so sind die Speisen nicht weniger roh und auch nicht weniger ungesund. Infolge dieser tiefstehenden Gesittung herrscht unter allen eine gewisse Gleichheit und Brüderlichkeit, worin sich ja bekanntlich Leute derselben Unwissenheit und Roheit überall auf der Welt leichter zusammenfinden. Die Missionäre hatten Gelegenheit genug, ihren Häuptling kennen zu lernen. Regierungsgeschäfte plagten ihn nicht, und so hatte er genügend Zeit, vielstündige Besuche zu machen. N'Gia wurde allerdings als einer der gutmütigsten Barbaren erfunden, war aber nicht freizusprechen von Verschlagenheit, von der Kunst, großartig zu lügen, vom Hang zu Diebereien und konnte auch als Sklavenhändler gelegentlich überführt werden. Das sind aber hier zu Lande kleinere gesellschaftliche Mängel, welche den guten Ruf eines schwarzen Häuptlings nicht sonderlich verkümmern. Es ist begreiflich, daß N'Gia und Genossen die christliche Religion nur schwer verstehen mögen. Dringend wurde der Häuptling zum Unterricht eingeladen. Um sich den Weißen angenehm zu machen, erschien er auch ein paarmal. Aber was er hörte, paßte ihm durchaus nicht; deshalb ließ er sich nicht mehr blicken.

Bubangi-Krieger am Kongo. (S. 372.)

Wenn man glaubt, die heidnischen Gebräuche seien nur bei den Hauptereignissen des menschlichen Lebens in Übung, so wäre das eine große Täuschung. Dieselben durchdringen das ganze tägliche Leben. Sie sind verwebt mit den gewöhnlichsten Alltagsgebräuchen. Namentlich sind die Neger auf ihre tollen Fetischtänze erpicht. Unter häßlichen Sprüngen, in Begleitung einer fürchterlichen Musik werden die Hunger- oder Dürre- oder Krankheits- oder sonstigen Geister beschworen und ihre Hilfe angefleht.

Noch viele Jahre werden die Missionäre in unerschöpflicher Geduld ausharren müssen, ehe sie bei den Erwachsenen bescheidene Erfolge erzielen können. Unterdessen aber blüht das Werk der Jugenderziehung. Bereits ist eine zweite Station nötig geworden. Man trennte die reifern Jünglinge von den Knaben und schickte erstere nach Kisantu, einer Station am Inkissi-Fluß.

Von Kisantu aus wurden bereits andere Niederlassungen gegründet, welchen die eigentliche Heidenbekehrung in erster Linie obliegt, so Bergeyt, St. Ignatius, N'Dembo, welches 9 Stunden von Kisantu liegt.

Als unerläßliche Hilfe sind Mitte 1895 auch die Schwestern U. L. Frau von Namur in die Mission gekommen, um die Erziehung der ganz kleinen Kinder und der Mädchen zu übernehmen.

So hat die katholische Religion auch in den weiten Ländern am Kuango bereits festen Fuß gefaßt. Zuviel ist noch nicht geschehen für ein Land, das viermal den Flächenraum Belgiens umfaßt. Aber für die Missionäre ist es immer ein großer Trost, daß auch die Apostel Jesu Christi nur zwölf und nicht gleich tausend gewesen sind.

10. Etwas über die Neger und ihre Moden.

Das Wort Neger kommt von einem lateinischen Worte niger her, welches schwarz bedeutet; mit diesem Namen also werden die schwarzen Menschen bezeichnet. Nach der Farbe nämlich unterscheidet man gewöhnlich fünf Menschenrassen: die weiße, wozu wir Europäer gehören; die gelbe, zu welcher die meisten Bewohner Ostasiens, und die braune, zu welcher die Bewohner Polynesiens rechnen; die rote, welche die Ureinwohner Amerikas umfaßt, und endlich die schwarze, welche ihren Hauptsitz in Afrika hat. Allerdings ist nicht ganz Afrika von Negern eingenommen; denn im Norden dieses Weltteils wohnen, wie wir gesehen haben, verschiedene Volksstämme (Ägypter oder Kopten, Araber, Abessinier), die zur weißen Menschenrasse gehören, und in der Südspitze sitzen Hottentotten und Kaffern, die keine eigentlichen Neger sind. Aber der ganze ungeheure Länderstrich, welcher von der Sahara und von Abessinien her sich über den südlichen Wendekreis hinaus erstreckt, ist fast ausschließlich von Volksstämmen bewohnt, die wir zu den Negern rechnen dürfen. Da wir nun vom Kongo an längs der Westküste bis zum Senegal mit Negerstämmen zusammentreffen, wollen wir hier etwas über die Neger im allgemeinen erzählen.

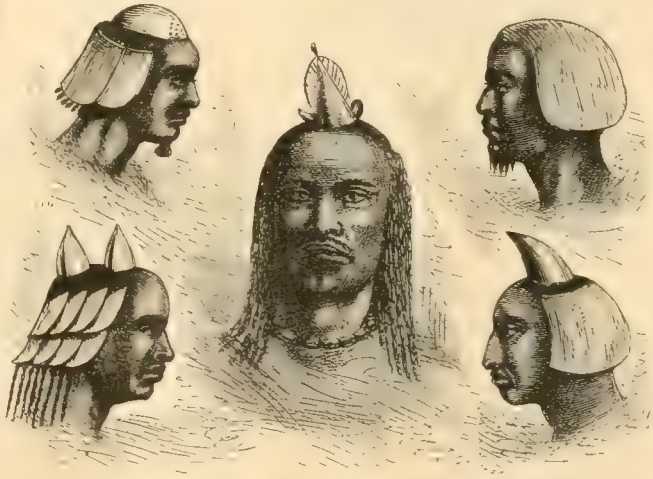
Wie viele Neger es giebt, wissen wir nicht; denn Volkszählungen, wie sie bei uns häufig vorkommen, kennt man dort nicht. Als man den Sultan von Sansibar einmal fragte, wie viele Unterthanen er in seinem Reiche habe, antwortete er ganz verwundert: „Wie könnte ich das wissen, da ich ja nicht einmal

sagen kann, wieviel Leute in meinem Palaste wohnen!“ Daß es aber der Neger eine ganz ungeheure Menge gebe, das unterliegt keinem Zweifel. Seit drei Jahrhunderten wenigstens hat man Jahr für Jahr Tausende und abermals Tausende von Negern als Sklaven nach Amerika gebracht, wie noch jetzt immer Tausende als Sklaven nach den mohammedanischen Reichen von Nordafrika verkauft werden. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in den letzten drei Jahrhunderten 50 Millionen Neger als Sklaven aus ihrem Vaterlande fortgeschafft wurden. Und doch sieht man nicht, daß die schwarze Bevölkerung Afrikas abgenommen hätte; sie muß also wohl sehr groß sein. Ohne alle Übertreibung glauben neuere Reisende die Zahl der Neger auf etwa 150 Millionen schätzen zu können (also fast dreimal so viel, als das ganze Deutsche Reich Bewohner zählt); einige nehmen sogar an, daß es ihrer 200 Millionen seien. Und von dieser ungeheuern Zahl sind noch nicht einmal 100000 Christen, alle übrigen sind noch Heiden.

Wie oben gesagt, bedeutet Neger soviel als Schwarzer, und schwarz in der That sind die Neger. Wir würden uns aber sehr täuschen, wenn wir nun alle Neger für kohlrabenschwarz halten wollten. Wie es unter uns Weißen solche giebt, die eine hellere, und solche, die eine dunklere Hautfarbe besitzen, so giebt es unter den Negern solche, die schwarz sind wie poliertes Ebenholz, andere, die bloß dunkelbraun sind, und noch andere, deren Farbe ein schmutziges Gelb ist; an allen aber tritt eine dunkle Haut als gemeinsames Kennzeichen auf, und daher ist der Name im allgemeinen ganz passend. Früher meinte man wohl, die Neger seien so schwarz, weil sie von der Sonne ganz verbrannt seien; denn sie wohnen ja im heißesten Erdteil und haben meistens die Sonne senkrecht oder fast senkrecht über ihrem Kopfe. Gewiß wird auch das heiße Klima die dunkle Färbung begünstigen — auch die Nachkommen der Portugiesen, die sich dort vor ein paar Jahrhunderten niedergelassen haben, sind dunkel geworden —, aber die einzige Ursache dieser Färbung liegt keineswegs in der Sonnenhitze. Am schwärzesten sogar sind z. B. die Jolofs, welche am Senegal, also am weitesten gegen Norden vom Äquator entfernt, an der Grenze der zur weißen Rasse gehörenden Araber, wohnen, und die Maputos, welche gegen Süden am weitesten vom Äquator entfernt sind. Dagegen haben die näher am Äquator sitzenden Aschanti und Jubu meistens eine rotbraune Farbe. Wenn die Negerkinder auf die Welt kommen, sind sie gelblichweiß und haben nur um die Augen und an der Wurzel der Fingernägel einen schwarzen Rand; aber schon vor dem sechsten Tage, also bevor noch die Sonne hat wirken können, werden sie schwarz.

Wapopo in Ostafrika. (S. 376.)

Waguhha und andere Stämme am Westufer des Tanganjika. (S. 376.)



Manyuema westlich von Tanganjika. (S. 376.)

Nicht nur durch die Farbe unterscheiden sich die Neger, auch sonst haben sie in ihrem Äußern manches Eigentümliche. Meistens haben sie eine schmale, etwas zurücktretende Stirne; die Nase ist breit und aufgestülpt und sieht aus, als wenn sie etwas nach oben gequetscht wäre; kaum ragt sie über die dicken, wulstigen Lippen hervor, und diese bedecken nur unvollständig die oft schiefstehenden Zähne in dem breiten Munde; der große Hinterkopf ist mit dichtem aber kurzem wolligen Haar besetzt. Natürlich herrscht aber unter den Schwarzen eine ebenso große Mannigfaltigkeit in der Gesichtsbildung, wie unter den Weißen, und nicht bei allen Negern treten die eben angegebenen Eigentümlichkeiten gleich stark hervor. Bei den Mandingo in Senegambien und bei den Aschanti an der Goldküste, sowie bei den südlich an der Sahara angrenzenden Haussanern kann man oft Ge-

sichter finden, die, von der Farbe abgesehen, gar nichts Auffallendes für uns haben. Übrigens zeichnen sich die Neger durch einen kräftigen Körperbau aus, und das ist wohl eine der Hauptursachen, wegen welcher sie seit so vielen Jahrhunderten als Sklaven gesucht wurden.

Nun etwas über die Moden bei den Negern!

„Die Moden der Neger" — das klingt ja merkwürdig, denkt vielleicht mancher junge Leser oder wohl noch eher manche junge Leserin. Die Neger tragen ja kaum Kleider, wie können sie denn Moden kennen? Ja, es ist wahr, in Bezug auf die Kleider ist es bei den Negern schwach bestellt; auch beziehen sie weder von Paris noch von Berlin oder von Wien ihre Moden, und in den Modejournalen werden dieselben, wie ich glaube, auch wohl nicht verzeichnet sein, aber trotzdem herrscht die Mode ebenso stark unter den Negerdamen und Negerstutzern, wie sie es in Europa thut, und wenn die Mode in Europa ihre Herrschaft leider über jedes, auch das kleinste und abgelegenste Dörfchen auszudehnen beginnt, warum sollte sie denn nicht auch in ganz Afrika herrschen wollen? Also die Mode herrscht auch unter den Negern, und zwar lassen es sich die Neger nicht weniger kosten, um die gerade vorherrschende Mode mitzumachen, als manche europäische Dame, und auch darin stimmen die Negermoden mit den europäischen Moden überein, daß viele den vernünftigen Menschen recht unvernünftig und komisch erscheinen, und daß sie den Körper viel eher entstellen als zieren. Ich will nur ein paar dieser ebenso häßlichen als komischen Moden hier anführen.

Haartrachten der Bewohner am Ostufer des Tanganjika. (S. 376.)

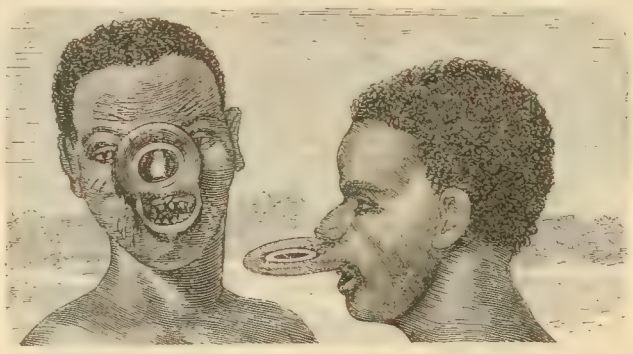
Haartrachten der Balunda-Frauen am obern Sambesi. (S. 378.)

Gemäß der Schilderung, die wir soeben von den Eigenschaften der Neger entworfen haben, sind die Neger nach unsern Begriffen eben nicht schön; aber das, was uns als häßlich an den Negern erscheint, scheinen diese schön zu finden. So z. B. halten wir die wulstigen, dicken Lippen nicht gerade für schön; viele Negerstämme müssen aber wohl glauben, ihre Lippen seien noch nicht groß genug, und sie müßten nachhelfen. Wie fangen es denn die Negerdamen an, ihre dicken Lippen noch dicker zu machen? Sie haben zu diesem Zweck einen besondern „Schmuck" erfunden, das „Pelele", d. h. einen großen Ring, durch den sie ihre Oberlippe so ausweiten, daß dieselbe wie eine kleine Schüssel im Gesichte hervorsteht. Der berühmte Reisende Livingstone erzählt von den Mangandscha, einem Negerstamme, welcher in Ostafrika, am Schire, dem größten linken Nebenflusse des Sambesi, seine Wohnsitze hat:

„Schon den kleinen Mädchen wird die Oberlippe mit einer Nadel dicht unter der Nase durchstochen; nachdem die Wunde verharscht ist, wird die Nadel herausgezogen und durch eine dickere ersetzt, auf die wieder eine dickere folgt, und so fort, monate- und jahrelang, bis schließlich das Loch so groß geworden, daß ein Ring von etwa 5 cm (1 –2 Zoll) Durchmesser mit Leichtigkeit hineingesteckt werden kann. Das Pelele (vgl. das Bild S. 376) besteht bei den Ärmern aus Holz, bei den Reichern aus Elfenbein oder Zinn. Kein Frauenzimmer erscheint öffentlich ohne diesen Schmuck, ausgenommen, wenn sie in Trauer ist. Das Gesicht wird dadurch ganz entstellt, namentlich wird das Lachen ganz abscheulich, weil die Wangenmuskeln das Pelele bis über die Augenbrauen aufwärts-

ziehen, während zu gleicher Zeit die Nasenspitze durch das Loch des Ringes schaut und die spitz abgefeilten Zähne des großen Mundes sichtbar werden, der nun dem Rachen eines Krokodils gleicht. Natürlich können infolge dieser Verunstaltung die Lippenlaute nicht ordentlich ausgesprochen werden; allein sie ist Modesache, und gilt daher für schön."

Also die Mode macht auch bei den Negern schön, was an sich häßlich ist; gerade wie wir über das Pelele der Mangandscha lachen, ebenso herzlich würden die Mangandscha über manche europäische Dame lachen, wenn sie deren Putz sähen. Wie Livingstone uns berichtet, wird das Pelele bei allen Negerstämmen am ganzen untern und obern Schire und in dem sich daranschließenden Hochland getragen, ja, weiter im Innern tragen es auch die Männer. Ein anderer Reisender, Cameron, der in den Jahren 1873 und 1874 eine Reise „quer durch Afrika" machte, fand die nämliche Mode bei den Ubudscha am Westufer des Tanganjikasees, und Schweinfurth, der längere Zeit „im Herzen Afrikas" verweilte, berichtet das nämliche von den Dinka und den Nuer. Auch die Unterlippe muß sich einen solchen Schmuck gefallen lassen.



Mangandscha-Frauen mit dem Pelele. (S. 375.)

„Sobald bei den Bongo (am obern Nil) ein Mädchen heiratet," sagt er, „beginnt es die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung an Umfang immer mehr zunehmender Holzpflöcke nach und nach zu erweitern, so daß sie schließlich das Fünf- bis Sechsfache ihrer ursprünglichen Größe erreicht. Ganz ähnlich sind die Holzklötze und Knochenstücke, welche die Frauen der Musgu in die Unterlippe einfügen; sie sind im Durchmesser nicht unter einem Zoll dick. Durch die auf solche Art erzeugte Spannung wird die Unterlippe breit aufgetrieben und ragt weit über die obere hinaus. In die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein kreisrundes kleines Plättchen, hin und wieder auch Ringelchen und Strohhalme von der Dicke eines Schwefelholzes gesteckt. Ebensowenig läßt man die Nasenflügel unberührt; gleichfalls durchlöchert, erscheinen sie mit eben solchen Strohhälmchen, je eins bis drei in jedem Nasenflügel, bespickt. Kupferringe werden mit besonderer Vorliebe durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen. Zum Überfluß fügen die gefallsüchtigen Bungofrauen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein, als handle es sich darum, ihre Mundfertigkeit im Zaum zu halten. Überall, wo nur ein Hautstückchen hervorragt, da wird ein Loch durchgestoßen; so erfordert es die Sitte dieses Volkes. Am meisten Löcher haben die Ohrränder, sowohl die innern als auch die äußern der Ohrmuschel; das Ohrläppchen allein ist im stande, ein halbes Dutzend kleiner Kupferringe zu tragen. So giebt es wohl Frauen im Lande, die an mehr als hundert Stellen ihres Leibes durchlöchert erscheinen."

Ubudscha-Frauen. (S. 375.)

Allein so verbreitet über ganz Afrika das Pelele in der Ober- und Unterlippe ist, so ist doch die Mode, die Zähne zu verunstalten, noch viel verbreiteter. Die Neger haben im allgemeinen eine sehr starke Zahnbildung, aber in fast allen Stämmen werden die Zähne auf die eine oder die andere Weise mißhandelt. Während man in Europa jeden fehlenden Zahn gern durch einen falschen zu ersetzen sucht, scheinen die Neger zu meinen, sie hätten der Zähne zu viel. Daher brechen die Dinka und andere Stämme im Gebiete des obern Nil sich die untern, die Batoka und deren Nachbarn im Gebiete des obern Sambesi dagegen die obern Schneidezähne aus. Fast durch ganz Afrika finden sich Stämme, welche entweder alle Zähne, wie die Mangandscha und die Einwohner von Uhidscha, oder wenigstens die beiden obern Schneidezähne, wie die Watuto, spitz zu feilen pflegen. Bei den Mandingo in Westafrika lassen Bräutigam und Braut, wenn sie heiraten wollen, den Schmied kommen, welcher mit einem scharfen Instrument — denn Feilen haben sie nicht — ihnen alle Zähne zuspitzen muß. Das ist schmerzhaft, aber die Mode will es einmal so.

Eine ganz besondere Sorgfalt verwenden die Neger auf die Frisur ihres Wollhaares (vgl. die Bilder S. 374 u. 375), und wenn man die zahlreichen Negerfrisuren sieht, wie die Reisenden sie uns abgezeichnet haben, könnte man fast auf den Gedanken kommen, die europäischen Haarkünstler müßten alle eine Reise ins Herz von Afrika machen, um sich dort neue Muster zu holen.

„Mit Thon, Gummi oder Mist", sagt Schweinfurth von den Schilluknegern am obern Nil, „wird das Haar so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, bis es bald eine helm- oder kammartige, bald eine schirmartige Gestalt annimmt. Die größte Mehrzahl der Schilluk trägt quer über den Scheitel einen handbreiten Haarkamm, der, gleich einem massiven Heiligenschein von Blech, von einem Ohr zum andern sich erstreckt und nach hinten unter den Ohren in zwei runde Lappen ausläuft. Am seltsamsten nehmen sich solche Köpfe aus, die nicht genug an einem Haarkamm haben, sondern deren zahlreiche aufweisen, welche parallel und in geringen Abständen über den Kopf verlaufen. (Ganz ähnliche Frisuren fand Livingstone am Tanganjikasee.) Sehr drollig erscheint eine dritte, nicht seltene Form, die man am passendsten mit dem Helm des Perlhuhns vergleichen kann, von welchem sie eine Nachahmung zu sein scheint, wie manche Haarmoden sich selbst bei uns sehr oft tierische Ideale zum Vorbild zu nehmen pflegen."

Von den Niam-Niam sagt der nämliche Reisende, „es wäre schwierig, eine neue Form ausfindig zu machen, das Haar in Flechten zu legen und diese zu Zöpfen und Knäueln aufzuhäufen oder wieder in Büschel aufzulösen, welche nicht bereits von ihnen ersonnen worden wäre". — Äußerst beliebt durch ganz Afrika ist die Gestaltung von Hörnern, und da muß das Haar sich bald zu einem gerade aufragenden Horn, bald zu zwei seitlich stehenden

Haussa.
Nago.
Dschedschi (Porto-novo).

Vornehmer von Porto-novo.
Lago.

Dahome.
Ezba.
Jabu.

Neger von der Beninküste mit ihren Stammeszeichen. (S. 378)

gewundenen Hörnern, bald zu mehreren kleinen, über den ganzen Scheitel verteilten zusammenkneten lassen. Die abenteuerlichsten Haartrachten fand Livingstone bei den Balunda im Gebiet des obern Sambesi. Die Balunda sind überhaupt, wie es scheint, ein eigentümliches Volk; bei der Beschreibung, die Livingstone uns von ihnen giebt, sollte man beinahe meinen, der berühmte Reisende habe „sticheln“ wollen.

„Die Balunda“ (vgl. das Bild S. 375), sagt er, „arbeiten nicht gern und finden Zeit genug, sich allerhand Liebhabereien hinzugeben. Es giebt da Stutzer, die den ganzen Tag gesalbt und geputzt einherspazieren; andere quälen Tag und Nacht irgend ein musikalisches Instrument; manche können nicht ausgehen, ohne ihren Singvogel im Käfig bei sich zu führen. Die Damen pflegen mit großer Vorliebe eine Sorte Schoßhunde, die aber, sobald sie fett genug sind, verspeist werden. Namentlich ist ihnen die Frisur ihres überreichen Wollhaares ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit, und sie lassen dabei ihrer Erfindungskraft vollen Spielraum. Einige tragen aus Büffelhaut und Glasperlen geformte Aufsätze, die bald Kronen ähnlich sind, bald zwei Hörner auf der Seite oder eines gerade auf der Stirne bilden, zu denen noch eine ganze Menge gerade herabhängender Haarrollen kommt.“

Am auffallendsten erschien ihm eine andere Form, die Schweinfurth auch am obern Nil bei einigen Leuten aus dem Gebiete von Kisa gefunden hat. Die Köpfe sind da von einem strahlenartigen Gebilde, gleich dem Glorienschein eines Heiligen, umgeben. Dieser Strahlenkranz wird aus dem eigenen Haare der betreffenden Person hergestellt. Ganz feine Flechten gehen ringsum vom Kopfe aus und werden an einem Blechreifen befestigt ausgespannt; die kunstvolle Frisur erfordert große Schonung und viele Stunden mühsamer Arbeit.

Aus den Bildern, die wir geben, können sich unsere jungen Leser einen Begriff davon machen, was die Neger alles aus ihren Wollhaaren herzustellen wissen; ebenso ersehen sie aus den Bildern, daß die Neger mit Muscheln, Elfenbeinstücken und allerlei andern Zieraten ihre Frisur noch mehr zu verschönern suchen. Dann aber müssen wir noch hinzufügen, daß natürlich das eigene Haar für diesen Schmuck nicht immer hinreicht. Wie viele weiße Damen durch Wülste und Flechten fremder Haare sich verunstalten, so verstehen die schwarzen Damen auch, fremde Haare in ihre eigenen hineinzuflechten. Sie bedienen sich dazu aber nicht immer gerade der Menschenhaare; die Balunda im Gegenteile benutzen mit Vorliebe die Haare der Büffelschwänze — jüngst war in einer Zeitung zu lesen, eine junge europäische Dame habe dem Pferde ihres Vaters die Schwanzhaare ausgerissen, um sich damit zu zieren. So stimmt in Bezug auf die Mode der Geschmack in Europa und Afrika überein.

Wir könnten das noch weiter ausführen, aber es ist unmöglich, alle Verunstaltungen aufzuzählen, zu welchen die Putzsucht die Schwarzen in Bezug auf die Ohren, die Nase u. s. w. zwingt; an eine wollen wir noch erinnern, die einen mehr praktischen Zweck hat. Wie schon gesagt, ist es mit der Kleidung der Neger durchgehends sehr elend bestellt; bei den meisten Stämmen findet man nur eine Binde um den Unterleib, und bei vielen schrumpft dieser Gürtel so sehr zusammen, daß man kaum noch davon reden kann; einige endlich begnügen sich mit Baumblättern. Die fehlende Kleidung nun suchen manche Stämme dadurch zu ersetzen, daß sie ihren Leib bemalen. Sehr geschickt in dieser Beziehung sind die Monbuttufrauen, welche nach Schweinfurths Bericht eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der verschiedensten Muster zu erfinden wissen. Bald sind es Sternchen und Malteserkreuze, bald Blumen und Bienen, welche sie mit dem Saft einer bestimmten Pflanze malen; bald sind es schlangenförmige Zeichnungen, über den ganzen Körper verteilt, bald Tigerstreifen und gefleckte Muster von unregelmäßiger Form, marmorierte Adern, schachbrettartige Karrierung u. s. w. Jede Monbuttufrau sucht bei festlichen Zusammenkünften die andere durch eine neue Erfindung auszustechen. Die ausgeführten Muster besitzen eine Haltbarkeit von zwei Tagen, dann werden sie sorgfältig abgerieben und durch neue ersetzt. Indessen nicht diese Bemalung hatte ich im Sinne, sondern ich wollte von den Einschnitten (vgl. das Bild S. 377) reden, die alle Neger, sei es im Gesichte oder auch an andern Körperteilen, anbringen. Jeder Stamm, ja manchmal jede Familie, hat eine bestimmte Zahl von Einschnitten an einer bestimmten Körperstelle, an denen man sofort erkennen kann, zu welchem Stamme oder auch wohl zu welcher Familie er gehört. Wie uns P. Courdioux erzählt, werden an der Beninküste diese Einschnitte den Kindern im achten oder neunten Jahre gemacht und bleiben dann das ganze Leben hindurch. Es giebt eigene Leute, welche diese Einschnitte anbringen; mit einem kleinen Eiseninstrument, fast wie ein Federmesser, schneiden sie die betreffende Zeichnung und reiben sie dann gleich ein mit einer Salbe, die hauptsächlich aus Ruß und Palmöl besteht; nach vier bis fünf Tagen wird die Wunde ausgewaschen, und die Zeichnung ist fertig. Bald sind es gerade Striche, bald kleine Kreise oder Kreuze in verschiedener Zahl, bald auf der Stirn, bald auf den Wangen, bald einer, bald mehrere; die einen bezeichnen den Stamm, andere giebt es, die den Stand oder das Gewerbe angeben. So hat also der Neger auf seinem Gesichte gleich seine Abkunft geschrieben, und sie thun sich darauf etwas zu gut. Wie diese Stammeszeichen dienen, erzählt uns P. Courdioux in folgender Weise:

„P. Verdelet und ich wollten vor einigen Jahren in Okeadan, einer großen, etwa zehn Stunden nordwestlich von Porto-novo gelegenen Stadt, eine Mission gründen. Nach einem mühsamen Marsch kamen wir bei Einbruch der Nacht vor den Thoren an. Unser Begleiter, ein Offizier des Königs von Porto-novo, ging voraus, um uns dem König von Okeadan anzumelden. Derselbe war uns gut gesinnt, und wir hofften bald eingelassen zu werden. Aber gerade damals hatte er einen Streit mit den englischen Agenten gehabt, und es war der Beschluß gefaßt worden, keinen Engländer mehr in die Stadt zu lassen. Umsonst machten wir nun geltend, daß wir keine Engländer, sondern Franzosen seien, das Verbot also nicht für uns gelte; das nutzte nichts. ‚Weiße!‘ so redete uns ein Abgesandter des Königs an, ‚was ihr sagt, kann wahr sein; aber wir wissen nicht, ob es wahr ist. Bei uns trägt jeder den Namen seines Landes auf seinem Gesicht; dieser ist ein Haussa, jener von Dahome, ein dritter ein Egba — darin täuschen wir uns nicht. Aber wo ist das Zeichen, das euch Weiße als Franzose, als Engländer oder als Aguda (Portugiese) kenntlich macht? Weil wir uns täuschen könnten, deshalb lassen wir lieber gar keinen Weißen in die Stadt.‘ So mußten wir abziehen; zwar ließ der König uns sagen, später, wenn mehr Ruhe im Land sei, wolle er uns den Einlaß gewähren; aber unser Plan war für den Augenblick verunglückt.“ Das Gesagte mag über die Neger und ihre Moden vorläufig genügen; wir werden im Verlaufe unserer Fahrt über einzelne Stämme am Kamerun, Niger, an der Sklavenküste und in Senegambien noch manches zu ergänzen haben.

X. Ogowe, Gabun und Kamerun.

1. Das Land am Ogowe.

Wir verlassen die Rhede von Banana an der Kongomündung und steuern, dem Ufer folgend, nordwärts. Auf die kurze Strecke von 40 km ist der Strand Eigentum des Kongostaates, der sich so einen zollfreien Ausgang gewahrt hat. Dann folgt von Jaba bis Massabi, etwa 80 km, noch ein Stück portugiesischen Besitzes, in dessen Mitte die uns bekannte katholische Missionsanstalt Landana liegt. Bei Massabi, mit dem 5. Grad südlicher Breite, beginnt der „französische Kongo“ oder das Reich Gabun, das sich bis zum 2. Grad nördl. Breite erstreckt, wo es an den deutschen Besitz von Kamerun grenzt.

Der erste wichtige Punkt, den wir an der französischen Küste treffen, ist die Mündung des Ogowe in der Nähe des Kap Lopez. Wie wir oben (S. 361) erzählten, ist es de Brazza auf diesem Flusse gelungen, in die Nähe des ebenfalls schiffbaren Alima vorzudringen, der oberhalb des Stanley Pool in den Kongo mündet. Seither haben die Franzosen in dem wie es scheint vielversprechenden Lande eine Reihe Stationen gegründet. Etwa 150 km landeinwärts von der Hauptmündung des Ogowe in die Nazarethbai haben sie unfern der Mündung des Ngunie in den Hauptstrom die Station Lambarene angelegt. Oberhalb derselben durchbricht der Ogowe in vielgewundenem Lauf das westafrikanische Schiefergebirge und fließt auf einer Strecke von fast 200 km ziemlich genau parallel mit der Gleicherlinie und kaum einige Stunden von dieser entfernt. Dann wendet man sich, den Fluß aufwärts steuernd, in weitem Bogen nach Süden und erreicht in der Gegend der Station Franceville die Wasserscheide des Kongo, der von etwa 100 km unterhalb des Stanley-Sees bis zur Mündung des Mobangi nahe am Äquator die Süd- und Ostgrenze des französischen Kongo bildet.

Das Land der Adumas liegt zwischen dem 11. und 12. Grad östl. Länge, nur wenige Minuten südlich vom Äquator. Bei einer Durchschnittserhebung von 200—250 m über dem Meere ist es eines der schönsten und fruchtbarsten Länder des französischen Kongo. Niemals verliert dort die Natur ihr grünes Gewand; beständig ist der äußerst ergiebige Boden mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt und bietet seinen glücklichen Bewohnern die köstlichsten Früchte. Die freigebige Hand des Schöpfers scheint ihre Gaben in wirklich verschwenderischer Weise über diesen noch jüngst unbekannten Erdwinkel ausgestreut zu haben. Schattige Thäler, herrliche Urwälder, voll der Wunder der tropischen Pflanzenwelt (vgl. das Bild S. 381), wasserreiche, tiefe Ströme, ewig grüne Berghöhen verleihen dem Lande einen eigentümlichen Reiz. Wenn man an einem der sonnigen Tropentage von den Bergen den Blick über die Thäler und die lichtstrahlenden Ebenen schweifen läßt, wo hundertjährige Baumriesen emporragen, dann möchte man entzückt ob der Schönheit ausrufen: „Ihr Berge und Hügel, preiset den Ewigen!“ Der dunkle, geheimnisvolle Wald birgt tausend Reize für den Wanderer, der in seinen Schatten flieht, zahllose Freuden für den Waidmann, der dort Wild nach Herzenslust antrifft. An die Hügel, die sich gegen die Ufer des Ogowe hin abdachen, lehnen sich schmucke Dörfer zwischen wohlbestellten Feldern. Den Mittelpunkt bilden stets die Versammlungshütte und der Ort, wo sich die Ceremonien des gröbsten Fetischismus vollziehen. Fast jedes Dorf ist zum Schutze mit einem Palissadenwalle umgeben, der in Kriegszeiten geschlossen wird und selbst im Frieden nur einen engen Durchgang gewährt.

„Zahlreiche klare Bäche bewässern die Pflanzungen in den Lichtungen der Forste und eilen dann dem Ogowe zu,“ schreibt ein Missionär. „Die bedeutendste dieser Wasseradern ist der Lipopa, welcher die Ostgrenze des Missionsgebietes bildet. Derselbe befruchtet unsere Gärten und liefert uns reichlich köstliches Trinkwasser. Bösartige Fieber und Krankheiten, welche sonst nur zu häufig die Kolonien verwüsten, sind hier unbekannt. Lasturville wird nie in den üblen Ruf kommen, in dem der Gabun nicht mit Unrecht steht. Unter den Adumas ist kaum eine andere Todesursache als die Altersschwäche bekannt. Brustkrankheiten kommen zuweilen, doch nur infolge von Unvorsichtigkeit vor. Diese Bemerkung dürfte genügen, um von dem gesunden Klima zu überzeugen. Die Europäer gewöhnen sich bald, und Erkrankungen gehören bei den Missionären zu den Seltenheiten. Das Thermometer steigt fast nie über 32° und sinkt in der trockenen Jahreszeit wohl bis auf 15°. Durchschnittlich schwankt es zwischen 20 und 30°. Morgens und abends kühlt eine Brise die erhitzte Luft ab, ja die Nächte sind gewöhnlich sogar frisch. Das Jahr zerfällt in zwei Perioden, in die trockene und in die Regenzeit; zwischen beiden liegt die sogenannte kurze Dürre, welche etwa 3 Wochen dauert. Die eigentlich trockene Zeit, der Winter für die Schwarzen, erstreckt sich über die Monate Juni, Juli, August und September. Während dieses Zeitraumes scheint die Sonne fast nie, der Himmel ist beständig grau, die Erde dörrt infolge des Wassermangels aus und spaltet sich, überall welkt die Pflanzenwelt ab. Auch der Fluß ist in dieser Periode nicht schiffbar, die Barken liegen verlassen am Ufer, und aus Schiffern werden die Adumas Bauern. Dann werden die Baumriesen gefällt, die Frauen mähen das Gras, und das Feuer beginnt zu wüten. Die Gärten werden umgearbeitet, und man kann in Muße die Zeit der Aussaat abwarten.

„Da ich gerade die Schiffahrt erwähnte, sei bemerkt, daß bis jetzt der Fluß die einzige Verkehrsstraße nach der Küste ist. Nachrichten und Lebensmittel kommen uns auf diesem 200 Stunden langen Wege zu. Zwei Avisoboote und Handelsbarken unterhalten die Verbindung zwischen Gabun und N'Diole. Im Lande der Adumas ist der Ogowe mit zahllosen Klippen übersät und reich an gefährlichen Stellen. Einzig unsere Leute sind im stande,

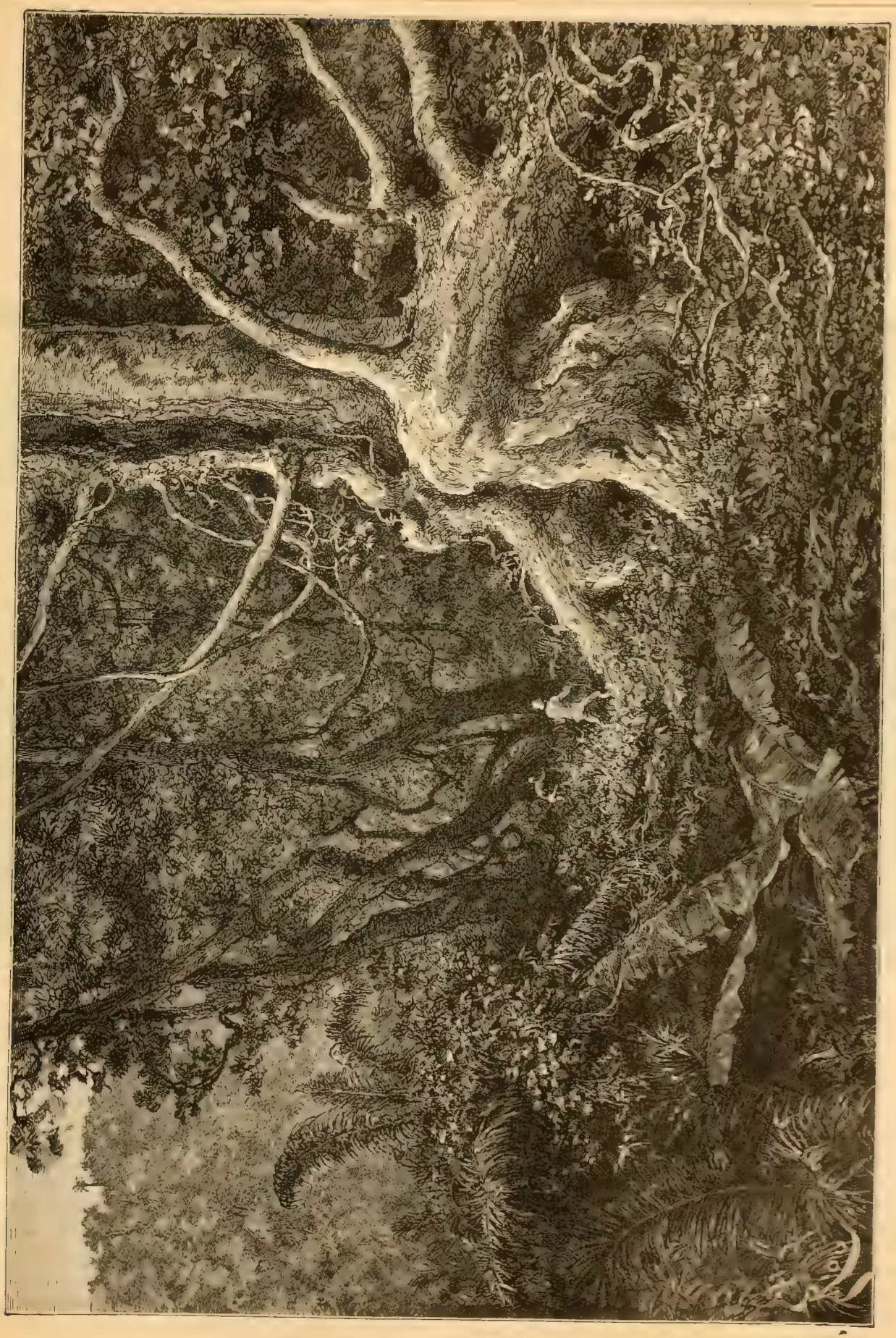
mit ihren Pirogen den Stromschnellen (vgl. untenstehendes Bild) von Okande zu trotzen und den Fall von Boue zu überwinden. Indes benötigen auch sie zu einer solchen Fahrt gemeiniglich zwischen 25 und 40 Tagen. Gott sei Dank, hatten wir bis jetzt trotz der Fährlichkeiten des Weges nicht über allzu große Verluste zu klagen. Zudem tröstete uns der Gedanke, was Gott mit der einen Hand wegnimmt, erstattet er wiederum hundertfach mit der andern. Unter den Bodenerzeugnissen nimmt die Banane wegen ihres Nutzens die erste Stelle ein. Die Adumas kennen nur die dicke Banane; dieselbe ist gebogen und 15—20 cm lang. Die krautartige Pflanze lebt nur in den Schößlingen fort; ist die Frucht eingesammelt, dann wird der Stengel als unnütz abgeschnitten. Die Bananenfelder befinden sich meistens auf Lichtungen im Schatten großer Bäume. Eine Pflanzung von 100 m im Geviert vermag durchschnittlich 20000 kg Bananen zu tragen. Zuweilen sieht man Fruchtstöcke mit 250—300 Früchten. Die Pflanze ist eine wirkliche Gabe der Vorsehung; denn ihre Frucht bildet die Hauptspeise, man könnte sagen das Nationalgericht der Adumas. Selten wird sie roh genossen, zuweilen gekocht, meistens jedoch in der Asche geröstet oder gestampft und mit Palmöl gewürzt.

„Der Banane zunächst an Wichtigkeit kommt der Maniok, dessen Stamm zuweilen eine Höhe von 3 m erreicht, während die Wurzel manchmal 15 kg wiegt. Nachdem das in derselben enthaltene Gift entfernt ist, gewinnt man für den Handel die so-

Fahrt den Ogowe aufwärts.

genannte Tabioka (Maniokfalz). Die Eingebornen zerstampfen die Wurzel zu einem Mehl, woraus unter der Asche Brot gebacken wird, das uns auch in der Mission oft gute Dienste thut. Wir selbst gewinnen aus der Tabioka Stärke zum Steifen der Kirchenwäsche.

„Der Anbau der Erdpistazie, die man wohl auch unterirdische Erdnuß nennt, wird gleichfalls in ausgedehntem Maße betrieben. Nach der Blüte bohren sich die Schoten in die Erde ein und bringen ölige, sehr nahrhafte Kerne hervor. Die europäische Industrie gewinnt eine große Menge Öl aus denselben. Die Adumas säen sie jedoch ausschließlich für ihren Bedarf in der Küche. Die Pistazie wird geröstet oder zerstoßen genossen; im letztern Falle kommt meistens ein Hühnchen dazu, und man kann nicht sagen, daß das Mahl dann zu verachten wäre. Auch der Igname begegnet man hier zu Lande oft genug, häufiger jedoch einem äußerst schmackhaften Pfirsiche. Ferner findet sich die Palme, die man um Lambarene nicht antrifft, hier wieder vor; jedoch haben die Eingebornen für die Schönheit des Baumes durchaus keinen Sinn; die rötliche Frucht ist ihnen bedeutend lieber. Das Palmöl, welches die Adumas als ihren größten Schatz betrachten, wird auf sehr einfache Weise gewonnen. Man kocht zu diesem Zwecke die Nüsse und befreit sie von dem faserigen Fleische. Letzteres wird zerkleinert und in einem mit Wasser gefüllten Behälter zerstampft; das Öl, welches alsdann obenauf schwimmt, sammelt man in Gefäßen ein. Dasselbe ist dunkelrot und von ziemlich fadem Geschmacke. Übrigens wissen die Leute vom Palmbaume alles zu verwerten: das Blattwerk dient zum Decken der Hütten, die Frucht nährt deren Insassen; Zecher gewinnen den Palmwein,



Urwald am Ogowe in Westafrika. (S. 379.)

und Feinschmecker bereiten sich aus dem Palmkohl einen vorzüglichen Salat."

Andere Obstbäume wurden durch die Missionäre eingeführt und den Neophyten unentgeltlich überlassen. Nach einigen Jahren werden die Adumas schon die köstlichsten Früchte einheimsen können.

2. Die Adumas.

Die Eingebornen (vgl. untenstehendes Bild) haben einen besondern Typus. Ihre Größe überschreitet meistens das Mittelmaß; ihr Körper ist gut entwickelt und wohlgestaltet, die Arme sind kräftig, die Nase ist stumpf und die Stirne zurücktretend; ihr offenes Gesicht läßt auf geistige Begabung schließen, während ihre große natürliche Redegewandtheit selbst einen Advokaten von Fach in Erstaunen setzen müßte.

Die Kleidung der Leute ist höchst einfach und ursprünglich: ein Lendenschurz, ein Hemd und bei den Männern ein Hut oder gar eine rote Mütze. Die Frauen halten viel auf Schmucksachen. Das Haar wird zu beiden Seiten des Kopfes aufgebauscht und mit irgend einem Lappen bedeckt, der sich neben andern Eigenschaften noch fast am wenigsten unvorteilhaft dadurch auszeichnet, daß er kein Wasser mehr gesehen hat, seit er die Fabrik von Liverpool oder Manchester verließ. Zuweilen wird das Haar auch in zwei Zöpfe geflochten, in deren Enden eine blaue Glaskugel glänzt. Das reichliche Palmöl, womit die Frisur über und über

Adumas am obern Ogowe.

gesalbt ist, verbreitet einen echt afrikanischen Duft. Den Hals schmückt eine große Kette, und in den weiten Ohrlöchern wird ein Stück Holz getragen. An dem weithin vernehmbaren Geklingel der Arm- und Fußringe hört man selbst auf große Entfernungen das Nahen der Adumafrauen. Außerdem tätowieren sie sich häufig nicht nur die Wangen, sondern den ganzen Leib und schminken sich bei besonders feierlichen Wendepunkten ihres Lebens dergestalt, daß die Ebenholzfarbe ihrer Haut unter den grellen Farben ganz verschwindet. Das Leben in einem Adumadorfe bietet ein sehr interessantes Bild. Die Beschäftigung der Männer ist überaus einfach; denn sie thun eigentlich den lieben langen Tag gar nichts. Während die Weiber das Hauswesen besorgen, sitzen ihre Eheherren in öffentlichen Hütten um ein Feuer herum, schwätzen, rauchen, lachen, erzählen ihre Jagd- und Kriegsabenteuer; daneben dreht sich ihre Unterhaltung zumeist um den Weißen und seine Freigebigkeit, um Regen und Sonnenschein: manchmal wissen sie aber auch nicht, wie sie ihre Langeweile vertreiben sollen. Unterdessen wälzen sich die Kinder im Sande herum, während der alte Großvater an die Thüre seiner Hütte gelehnt dem bunten Treiben der Kleinen zuschaut. Die größern Knaben tummeln sich auf der Vogeljagd oder sind am Flusse beim Fischfange, indes ihre Schwestern der Mutter zur Hand gehen müssen.

Die viereckigen Wohnungen der Adumas (vgl. das Bild S. 383) sind aus Baumrinde gefertigt; das Dach derselben, welches aus breiten Blättern besteht, ruht auf vier Pfosten. Um durch die niedrige Thüre in das dunkle Innere zu gelangen, wohin kaum ein paar schwache Lichtstrahlen dringen, muß man sich tief bücken, will man nicht mit dem Kopfe anstoßen. Ein entsetzlicher Duft

treibt einen fast augenblicklich aus dem Raume zurück, in dem Hühner, Schafe, Männer, Weiber und Kinder einträchtig zusammenhausen. Meistens ist die Hütte in zwei Gelasse geteilt. Den ganzen Hausrat bilden etliche Lagerstätten aus Bambusstreu, ein oder zwei Schemel, eine Kiste, ein Topf und die Fetischbilder. Eine Flinte, mehrere Lanzen, Messer, Hacken und eine alte Familienpfeife, aus der schon mehrere Geschlechter den köstlichen Rauch gesogen, schmücken die Wände. Nennt jemand einen kleinen Garten, mehrere Schafe, ein Dutzend Hühner und ein paar Sklaven sein eigen, so gilt er als Gutsbesitzer; gehören ihm daneben noch zwei Pirogen, auf denen er Handel treiben kann, dann ist er der Rothschild des Ortes. Der Aduma ist von Natur aus so wenig arbeitsam, daß ihn nur die zwingende Not dazu vermag, ein Jahr in der Mission oder bei einem französischen Posten zu arbeiten. Selbst in diesem Falle ist er stets darauf aus, so wenig als möglich zu thun, und wiederholt dabei in einem fort, man wolle ihn mit der Arbeit töten. Sonst so träge, ist er beweglich wie der Flugsand der Wüste. Heute ist seine Stimmung die beste, und morgen plagen ihn Schwermut und Kummer. Gefällt ihm der Platz, wo seine Hütte steht, nicht mehr, so bricht er dieselbe ab und zieht anderswohin.

Obwohl der Gemeingeist, der sonst das Glück der Familien mit ausmacht, hier fast gänzlich unbekannt ist, sind die Eingebornen unter sich doch auch wieder großmütig und teilen sogar

Adumasdorf. (S. 382.)

gerne mit dem Fremden ihre Mahlzeit. Für diesen bedarf es übrigens keiner Einladung; er nimmt einfach Platz, und niemand denkt daran, ihn gehen zu heißen. Besonders gern bezeigen sie einem Weißen gegenüber ihre Gastfreundschaft; denn sie wissen, daß der geringste Dienst, den sie ihm leisten, nicht unbelohnt bleibt. Zuweilen machen sie ihm wohl auch ein Schaf, ein Huhn oder etliche Bananen zum Geschenk; doch muß diese Ehrengabe zehnfach ersetzt werden, und selbst dann stehen die Leutchen nicht an, noch endlos weiter zu betteln.

Über den Handel der Eingebornen läßt sich fast nur Trauriges berichten; drehte er sich bisher doch beinahe ausschließlich um Menschenware; denn der Verkauf von Matten, Palmöl und Kautschuk ist daneben nur sehr unbedeutend. Als gangbare Münze gelten hier Salz, Schießpulver, Glassachen, Perlen, Stoffe, Flinten, Messer, sodann jegliches Stück Hausrat vom Kochtopfe an, um den sich die hungrige Familie lagert, bis zu dem Löffel, dessen man sich hierzulande zum erstenmal bedient, wenn man im Begriffe steht, sich zu verheiraten. Salz, Pulver und Stoffe sind jedoch stets am meisten gesucht.

Obwohl die Industrie bei den Adumas noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wissen die Leute doch z. B. das Eisen zu ihren Zwecken zu bearbeiten; so schmieden sie neben ihren Lanzen Hacken und Messer von verschiedenen Formen. Nicht weniger als die gefälligen Boote und die leichten Ruder zeugen der selbstgewobene Schurz, die Mosquitonetze, sowie Matten und geflochtene Körbe von einer gewissen Geschicklichkeit. Die Eingebornen sind ein recht musikalischer Menschenschlag, der von der Natur mit einer schönen, kräftigen Stimme begabt wurde. Den ganzen Tag

schallen ihre taktmäßigen Lieder über den Fluß. Keine Arbeit wird ohne Gesang unternommen. Man kann sagen, die Leute thun wirklich nicht das Geringste, ohne sich durch Singen dazu zu ermutigen. Trotz dieser Begabung kommen eigentliche Musikinstrumente kaum vor. Neben dem über ganz Afrika verbreiteten Tamtam, das bei Trauerfeierlichkeiten gebraucht wird, ist den Adumas nur noch eine Art sehr unvollkommener Guitarre bekannt, der sie bei ihren Festen, öffentlichen Vergnügungen und in den häufigen Mußestunden einige wenig klangvolle Accorde zu entlocken wissen.

3. Religiöse Anschauungen und politische Einrichtungen der Adumas.

Die Adumas haben an ihrer Religion nicht so schwer zu tragen. Der Glaube an ein über dem Menschen stehendes Wesen ist sehr unbestimmt; weil es ein gutes Wesen ist, kümmert man sich nicht weiter um dasselbe. Die Sittenlehre ist gleichfalls sehr verschwommen, obgleich eine Unterscheidung zwischen gut und bös gemacht wird. Auf den Glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Ableben des Leibes deuten die üblichen Totenopfer. Weiteres über den Gegenstand erfahren zu wollen, wäre vergebliche Mühe.

Nicht so gleichgültig wie gegen das höchste Wesen, das ja ohnehin wohlwollend ist, verhalten sich die Adumas ihren Fetischen gegenüber. Allen böswilligen Göttern, deren Zorn es zu besänftigen gilt, zollen sie eine eifrige Verehrung, obgleich sie im Grunde auch in diesen Götzen nicht mehr sehen als ein geeignetes Mittel, die Kinder zu schrecken und die Frauen innerhalb der Grenzen ihrer Pflicht zu halten. Dieser bösen Geister giebt es unzählige. Im nachstehenden will ich nur die drei wichtigsten herausgreifen. Da begegnet uns vor allem der N'goï, ein Geheimkult, um den Frauen und Sklaven nichts wissen dürfen. Ein Weib, das sich von der Neugierde verleiten ließe, den Schleier des Geheimnisses lüften zu wollen, würde mit dem Tode bestraft. — Bezahlen ist die Hauptbedingung, unter der man in den Bund aufgenommen wird. Hat der Kandidat es nicht an reichlich gespendeten Waren, die statt des Geldes dienen, fehlen lassen, so darf er sich den Leichenzügen anschließen und an dem darauf folgenden Festmahle teilnehmen. Es wird ihm dabei unter Androhung der schwersten Strafen unverbrüchliches Stillschweigen über alles auferlegt. Die ganze Verehrung des Fetischs besteht in Auswüchsen des schrecklichsten Kannibalismus; die scheußlichen Orgien enden gewöhnlich mit einem aus Schafen, Hühnern u. s. w. bestehenden Mahle, von dem man den Weibern sagt, N'goï habe es aufgezehrt. Wahrscheinlich essen die Frauen aus diesem Grunde nie Schaffleisch. Sie dürfen nicht einmal den Namen N'goïs nennen, und wird derselbe in ihrer Gegenwart ausgesprochen, so verstopfen sie sich die Ohren und laufen davon, so schnell ihre Beine sie zu tragen vermögen. Im Augenblicke, da der Fetisch das Dorf betritt, sperrt sich der weibliche Teil der Bevölkerung in die Hütte ein und kommt aus dem dunkelsten Winkel nicht eher wieder ans Tageslicht, als bis es sicher ist, daß sich der Götze weit genug entfernte. — Ein anderes Wesen, Mangongo, wird gleichfalls ausschließlich von den Männern, und zwar als Flußgeist, verehrt. Unter seinen Schutz stellen die Eingebornen ihre häufigen Fahrten auf dem Ogowe. Beim Passieren einer gefährlichen Stelle, wenn die Piroge von einer feindlichen Woge erfaßt und verschlagen wird und unterzugehen oder an einem Felsen zu zerschellen droht, schreien die Neger zu ihrem Götzen auf. Haben sie die schlimmsten Stromschnellen glücklich überwunden, so glauben die Leute, der Fetisch habe ihre Kräfte verdreifacht, ihr Boot erhalten und sie selbst aus der Gefahr errettet. Bei Mangongo leistet der Aduma seine heiligsten Schwüre; hat er einmal dessen Namen genannt, so wird sein Wort unverbrüchlich; er kann sich von demselben nicht mehr entbinden. Leider wird unter Mangongos Namen ebenso oft gelogen als die Wahrheit behauptet. Die Verehrung dieses Fetischs ist ebenso wenig allgemein wie die N'goïs. Die Aufnahmefeierlichkeiten bestehen kurz in folgendem. Zunächst muß sich der Kandidat das Recht der Teilnahme an den Geheimnissen von dem Fetischpriester (vgl. das Bild S. 385) erkaufen; dann ergeht an ihn die Einladung, sich vor der Hütte Mangongos einzufinden. Dieses Heiligtum unterscheidet sich höchstens durch seine geringere Größe von den übrigen Wohnungen. Vor dem Eingange ist eine hohe Stange aufgerichtet, die an ihrer Spitze durch eine Liane mit dem Tempelchen in Verbindung gehalten wird. Eine Frau darf niemals darunter hindurchschreiten; es ist heiliger Boden, dessen Betreten Uneingeweihten versagt bleibt. Zur bestimmten Stunde beginnen die Anrufungen Mangongos. Dieser verläßt sein feuchtes Element, fährt mit Getöse durch das Dorf, nimmt, zahlreiche Spuren hinter sich zurücklassend, von seinem Heiligtume Besitz. Nach ihm tritt der Aufzunehmende mit verbundenen Augen ein. Nun wird in einem Loche ein dicker Brei, eine Art Mörtel, angerührt. Ein Eingeweihter packt den Kandidaten und reibt ihm mit der erwähnten Masse, die mit Pfeffer durchsetzt ist, die Augen. Während dieses Vorganges erhebt Mangongo ein furchtbares Geheul, dessen man eine menschliche Kehle nicht fähig halten sollte. Draußen klatschen die Anwesenden in die Hände und singen das Lob ihrer erhabenen Gottheit. Mit einemmal entflieht der Fetisch; der Neuaufgenommene reißt die Binde von den Augen; doch Mangongo hat bereits das Ufer wieder gewonnen. Noch für kurze Zeit sieht man eine schwere Masse sich in den Wogen tummeln, dann ist alles verschwunden. — Natürlich ist das Ganze der reinste Schwindel; denn Mangongo ist niemand anders als ein Fetischpriester, der, in der Hütte verborgen, das unmenschliche Geheul ausgestoßen hat. Sofort wird dem Eingeweihten das Versprechen abgenommen, den Weibern niemals etwas zu offenbaren und vor allem ja den Weißen gegenüber nichts auszuplaudern. Handle er dagegen, so werde der Fetisch ihn töten. Zu verschiedenen Malen sollen Frauen zerstückelt worden sein, weil sie unvorsichtig genug waren, den verhängnisvollen Namen des Gottes auf ihre Zunge zu nehmen.

Auch die Frauen haben ihren Götzen: Lisimbu; doch dürfen sich auch die Männer an seiner Verehrung beteiligen. Am Feste dieser Gottheit eilt das ganze Dorf in den Wald. An einem bestimmten Platze fertigt man aus einem Bananenstrunke ein rohes Bildnis. Augen- und Mundhöhle werden ausgebohrt, während ein Holzstückchen die Stelle der Nase vertritt. Die Arme werden aus Erde gebildet, und ein paar Klötze dienen der Gottheit als Beine. Das Ganze gewährt einen scheußlichen Anblick und könnte sogar einem Beherzten Furcht einjagen. Um diesen Götzen herum tanzt nun das Volk, singt und bedeckt sich mit Erde.

Eine mit Palmöl eingeriebene Stange wird alsbald neben einem hohen Baume, in dessen Zweigen der Fetischpriester sitzt, in den Boden gepflanzt. Der Zauberer ruft einen der Umstehenden schmeichelnd auf und ladet ihn ein, an der Stange in die Höhe zu klettern. Der Gerufene ist zuerst erstaunt, dann macht er sich daran, der erhaltenen Weisung zu folgen. Zwei-, dreimal versucht er umsonst, in die Höhe zu kommen; er beginnt von neuem, gleitet

aus und bleibt trotz aller Anstrengung immer am Boden. Das sonderbare Treiben findet immer in der Nähe des Wassers statt. Ermüdet vom Tanze, bedeckt mit Schweiß und Erde, begiebt sich die ganze Menge, die einen widerlichen Anblick gewährt, zu dem Flusse und wirft sich in wildem Durcheinander in die Fluten, und es folgt eine wahrhaft teuflische Scene. Hier liegt das Haupthindernis für die Bekehrung. Dennoch haben die Missionäre im Lande der Adumas das Werk der Bekehrung mutig begonnen und sind bereits mit einigen Erfolgen belohnt worden.

4. Eine Geschichte aus dem Urwald am Ogowe.

P. Lejeunes erzählt in seinen Briefen vom Ogowe unter anderem auch die Schicksale eines Sklaven; wir dürfen dieselben nicht übergehen, denn sie zeigen uns in einem treuen Bilde das harte und trostlose Leben, das viele Tausende geraubter Kinder in den ungeheuern Wäldern Westafrikas führen. Während wir also in einer Piroge den Ogowe abwärts gleiten (vgl. das Bild S. 387), erzählt uns der Missionär:

Fetischpriester der Adumas. (S. 384.)

„Neulich kam eine sehr merkwürdige Persönlichkeit zu unserer Mission, Ogwana Dewana, d. h. ‚Der Mund hat es vergessen‘ (wobei man mitversteht: ‚das Herz aber nicht‘). Nach Stamm, Heim, Dorf, Vater und Mutter braucht man ihn nicht zu fragen. Ich fragte ihn einst: ‚Wo ist deine Mutter?‘ Da zeigte er auf die Erde und sagte: ‚Da.‘ — Er ist eine Berühmtheit. Galoa redet er wie ein Galoa; wenn ihn die Pahuins hören, so sagen sie, er sei einer der Ihrigen; die Aduma vom obern Ogowe meinen, er sei ein Aduma, und die Okondes, Okotas, Ischogos, Simbas, Aschangos, Pobes und Aschiras verstehen ihn gut; er radebrecht auch etwas Englisch und Französisch, und man versteht, was er will, namentlich, wenn er ein Geschenk verlangt. Und selbst mit den Deutschen und den Crooboys weiß er sich so ziemlich zu verständigen. Ogwana Dewana ist also ein Sprachenkenner. Und er hat noch andere bewunderungswürdige Eigenschaften: er ist Bäcker, Koch und vor allem Redner. Da man ihn oft als Fürsprech und Dolmetsch bei den Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen braucht, ist er auch ein wenig ein Schwätzer und ein Aufschneider. ‚Das ist mein Hauptberuf,‘ gesteht er ruhig ein, ‚damit gewinne ich am meisten.‘ Auch ist eine volle Flasche in seiner Hand nicht am besten geborgen; aber angesichts so vieler Vorzüge ist das ein kleiner Fehler.

„Lambarene ist nicht die Heimat Ogwana Dewanas. Er kommt von weit her; aber woher, weiß er nicht. Als ihn sein Vater im Binnenlande verkaufte, war er noch ganz klein. ‚Ich weiß nicht einmal, ob ich weinte, als ich die Mutter und unser Dorf verlassen mußte,‘ erzählt er. ‚Meine älteste Erinnerung sind die Schläge, die ich von meinem Herrn bezog, als ich durch eine Unvorsichtigkeit dessen Hütte anzündete. Da derartige Freundlichkeiten mir nicht zusagten, benutzte ich in Gesellschaft eines Mitsklaven eine dunkle Nacht zur Flucht. Wir schleppten ein tüchtiges Bündel Maniok, einige Feuersteine und sonst noch ein paar Kleinigkeiten mit uns. Vier Tage und vier Nächte irrten wir in einer weiten Wüste umher. Wir glaubten den Weg in unsere Heimat zu finden; aber in jener Ebene gab es der Pfade so viele, die sich kreuzten, daß wir schließlich in einen ungeheuern Wald gerieten. Nun, wir fanden da wenigstens Früchte zum Essen und Wasser zum Trinken. Es gefiel uns ganz gut. Mein Kamerad, der größer war als ich, nahm Vogelnester aus, und wir schlürften die Eier und verzehrten die Jungen. Einmal fingen wir ein Gürteltier, ein anderes Mal eine Hornviper und mehrere große Vögel in Schlingen. Eines Tages wagten wir uns weiter in den Wald hinein als gewöhnlich und stießen auf einen stark begangenen Fußweg. Natürlich folgten wir ihm und kamen bald in ein großes Dorf. Wie freuten wir uns! Wir meinten zuerst, es sei unser Heimatsdorf; aber zu unserem Staunen verstanden wir die Sprache nicht, die wir da hörten. Auch trugen die Leute blaue, rote und bunte Tücher, ja ein großer Bursche hatte sogar einen Hut auf dem Kopfe. Wie komisch kam uns das vor, die wir bis dahin nur Lendenschürzen aus Fasergeflecht gesehen! In der Hütte, in die man uns führte, waren drei große Statuen; die in der Mitte war ganz rot, hatte lange Zähne wie die eines Tigers, einen Säbel in der rechten und einen Bogen in der linken Hand. Ich zitterte vor Angst und versteckte mich. Die beiden andern Bilder stellten Weiber vor, die sehr böse schienen, namentlich das eine mit dem großen Kopf und den großen Glotzaugen. Ich wollte wieder in unsern Wald zurückfliehen. Mein Kamerad sagte aber: ‚Laß uns noch diese Nacht zuwarten.‘

„Ein Weib brachte uns Bananen. Ich nahm die meine in Furcht und Zittern und wartete, bis mein Kamerad die seine halb gegessen. Dann griff auch ich zu, und es schmeckte mir. Jetzt warf ich mich über den Korb her, der ganz voll war, und packte gleich fünf oder sechs, und um die letzten prügelten wir uns, worüber die Zuschauer in ein Gelächter ausbrachen. Ich lag bald auf dem Boden, aber wir blieben doch gute Freunde wie zuvor.

Man behandelte uns gut, und wir waren bald bereit, bole imanda zu machen, d. h. uns vor dem Häuptlinge auf die Kniee zu werfen, ihm die Stirne mit einem kleinen Stäbchen zu berühren und sein Zeug zu zerreißen, wodurch wir uns als seine Sklaven anerkannten. Ich blieb etwa ein Jahr in diesem Dorfe, und wenn man mich fragte, wer ich sei, so sagte ich ‚Pobe‘; denn so hieß dieser Stamm. Jetzt wollte man mich einem Gebrauche unterziehen, der dort zu Lande als eine religiöse Ceremonie gilt. Man wollte mir die Zähne feilen. Ich sagte: ‚Nein, ich will mir mein Gebiß nicht verderben lassen!‘ Aber die schreckliche Statue in der Mitte, von der ich eben redete, wandte sich plötzlich mir zu, als ob sie mit dem Säbel auf mich einhauen wollte. Auch sie hatte zugefeilte Zähne. Welch ein Schrecken! Ich zitterte so, daß ich den Mund nicht offen halten konnte; die Zähne schlugen aufeinander, und ohne es zu wollen, biß ich den Mann mit der Feile, daß seine Finger bluteten. Er schlug mich heftig, und zur Strafe wurde ich bei den drei Statuen eingesperrt und sollte vor ihren Füßen die Nacht ganz allein zubringen. Auch bekam ich nichts zu essen; denn meine Zähne wurden als unrein betrachtet. Aber ich täuschte meine Wächter und entkam, als es Nacht war. Ich erreichte den Weg, der, wie mir bekannt war, zu den Aschangos führte, und lief durch Nacht und Wald voran.

„In etlichen Tagen erreichte ich ein Dorf, in dem ich mir sofort einen neuen Herrn suchte. Als mein früherer mich zurückführen wollte, kam er schon zu spät; er hätte jetzt allerlei an Waren für mich bezahlen müssen. Glücklicher- oder unglücklicherweise starb mein neuer Herr bald, und seine Schwester, eine alte Hexe und tolle Fetischpriesterin, erbte mich. Unaufhörlich haderte sie mit ihrem Mann, mit den andern Weibern und mit aller Welt; bei jedem Anlaß gab sie mir Schelte und Schläge. An allem Unheil war ich schuld und nichts konnte ich ihr recht machen. Meine Bananenkiepe war nicht voll genug, mein Reisigbündel war zu klein; ich lachte zu viel; ich aß zu viel u. s. w. Da kam eines Tages ein großer Fetischpriester an mit einem Messer, einer Schere und roter Farbe. Man flüsterte allerlei geheimnisvoll; doch merkte ich so viel, daß man mich tättowieren wollte. Ich hatte das bei den Pobes oft gesehen, und jedesmal schrieen und weinten die Leute; es mußte also sehr wehe thun. Und so beschloß ich, jetzt meine Haut zu retten, wie ich früher meine Zähne gerettet hatte. War sie doch so schön schwarz und glänzte wie ein Spiegel, wenn ich just aus dem Bade stieg! Ich legte mich also nieder und stellte mich krank und sagte, ich könne nichts als Zuckerrohrsaft und Palmwein schlucken. So vergingen drei Tage, ohne daß sich Eßlust einstellte. Bei Nacht natürlich kam der Hunger, und ich schlich mich zu den Vorräten der alten Hexe und aß nach Herzenslust. Wie ist das bei euch Europäern? Bei uns Schwarzen ist es Mode, daß man stirbt, wenn man nichts mehr ißt. Man hielt mich also für verloren, und ich hörte, wie man weinte. Ihr meint vielleicht, diese Thränen hätten mir Ogwana Dewana gegolten? Ach nein, sie flossen dem Werte, den ich darstellte. Die Ceremonie der Tättowierung wurde also verschoben, und zu meiner großen Freude sah ich den Fetischpriester mit seinem großen Messer samt der Schere und dem Farbtopf abziehen. Was brauchte ich auch auf meiner Haut die Figuren von Schlangen und Vogelschnäbeln, auf meinem Bauch ein Hufeisen, Sterne auf der Brust und Zickzackschnörkel auf dem Rücken? Nach einigen Tagen war ich auf der Genesung. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und der Mann mit dem großen Messer tauchte wieder auf.

„‚Was muß ich thun, um der heillosen Quälerei zu entgehen?‘ fragte ich den Sklaven, der mir die Nachricht von der Rückkehr des Fetischpriesters brachte. Ich mußte ihm versprechen, für ihn einige Bäume zu fällen und den Garten zu jäten; dann gab er mir den Rat, seinen alten Meister aufzusuchen und mich ihm als Sklaven anzubieten, so würde ich nie tättowiert werden. Das war freilich verdemütigend: man speit einem ins Angesicht und sagt einem die gemeinsten Schimpfworte. Aber das thut nicht weh. Der neue Herr war sehr reich. Er hatte wohl 60 Sklaven und 40 Sklavinnen, und unsere Sklavenhütten bildeten ein ganzes Dorf. Aber welch ein Scheusal von Grausamkeit war er! Manchmal legte er ein Dutzend von uns so an eine Kette, daß alle am Halse daran befestigt waren, und schloß einen schweren Block an ihre Füße. Und dann verschwanden sie eines schönen Tages, und kein Hahn krähte nach ihnen. Hatte er die Unglücklichen geschlachtet? verkauft? Niemand wußte es. So verschwanden jeden Monat etwa 10 Männer, Frauen, Kinder, Kranke. Eines Morgens, als ich noch schlief, trat Iganagenda — so hieß der Mensch — in unsere Hütte. Im Nu war ich an Händen und Füßen gebunden. Weshalb? Ich meinte, man lege mir irrtümlich ein Verbrechen zur Last; als man mich aber mit einem Dutzend anderer an die Kette schloß, begriff ich, daß ich mit denselben verschwinden sollte. Wo und wie? Nun, wenn man Sklave ist, kommt darauf wenig an. Was hat ein Sklave denn von seinem Leben? Bei meiner Stärke hätte ich versuchen können, die Bande zu sprengen; aber ich sagte mir: besser abwarten.

„Iganagenda führte uns durch eine weite Wüste und mehrere Wälder bis zu den Ischogos, einem Stamme toller Fetischdiener mit zugefeilten Zähnen und tättowiert von der Sohle bis zum Scheitel. Was ich auf diesem Marsche auszustehen hatte, läßt sich gar nicht sagen. Zwei Weiber und ein Kind starben unterwegs, was statt Mitleid nur den Zorn Iganagendas erregte. Ich meinerseits erhielt wenigstens 20 Stockhiebe auf Rücken und Schädel. Bei den Ischogos wurden wir mit einem neuen Trupp Sklaven zusammengeschlossen, so daß wir jetzt 30 an Zahl zum Ngunge-Fluß weiter marschierten. Beim Fall von Samba lagerten wir acht Tage in der Nähe eines großen Hauses, an zwei Bäume angefesselt und dem Regen und der Sonne bloßgestellt, halb im Kote liegend. Nach zwei Tagen erkrankte ich und kam dem Tode nahe; ich war zu einem Gerippe abgemagert; ich mußte auf allen vieren kriechen, ich, sonst so rüstig und so stark! Es erschienen nun vier große Pirogen vom obern und untern Ngunge, mit Waren beladen und von Sklavenhändlern geführt. Ich wurde verkauft um 1 Stück Zeug, 1 Stück Eisen, 1 Säcklein Salz, 1 Spiegel, 1 Teller, 1 Messer, 1 Löffel, 1 Gabel, 1 Glasperlenschnur, 1 rote Mütze, 1 Fäßchen Pulver, 1 Topf und 1 Hemd. Mein Herr hatte von all dem je 2 Stück verlangt; aber ich war so elend, daß er sich mit je einem zufrieden geben mußte. Die Piroge meines neuen Herrn fuhr eine Strecke den Ngunge aufwärts; dann ging es 8—10 Tage über Land nach Rembo, wo uns eine neue Piroge aufnahm und ans Meer führte.

„Groß war mein Staunen, als ich das Meer erblickte: die Wasser kommen und gehen; die Wogen schäumen, schwellen und steigen, fluten zurück und kommen ewig wieder. In einiger Entfernung vom Strande lag eine große Handelspiroge unter Segel, und die kleinen Pirogen voll Menschen stießen vom Ufer ab, legten am Schiffe an und kehrten mit nur vier Ruderern bemannt zurück. Im Hause des Häuptlings war ein dicker Weißer mit einem großen roten Bart; das war der erste Weiße, den ich sah, und ich hatte so große Angst vor ihm, daß ich mein Gesicht mit den Händen bedeckte. Später sagte man mir und ich machte auch selbst die

Erfahrung, daß nicht alle Weißen ihm ähnlich sind. Der Weiße handelte um mich; aber da mein Aussehen noch nicht das beste war, kam der Handel nicht zum Abschluß. Man verlangte 6 Stück Zeug, 6 Stück Eisen u. s. w. für mich. Der Weiße wollte nur je 3 geben. Der eine sagte: ‚Er ist groß, stark, ein tüchtiger Arbeiter‘; der andere: ‚Er ist eine halbtote Schindmähre.‘ Schließlich kaufte mich Oyari, der Häuptling des Dorfes Ntomi, für 4 Stück Zeug, 4 Stück Eisen, 1 Tigerfell und 2 Gorillaköpfe. Der dicke Weiße ging mit neun meiner Kameraden an Bord. Ich habe ihn seither noch öfters gesehen; er war immer gleich dick, gleich rotbärtig, gleich schrecklich und handelte immer in Sklaven.

„Ich war etwa sechs Monate bei Oyari, als eine Geschichte passierte, die mir beinahe die Ohren gekostet hätte. Die Schwarzen sind voll Laster und leben nach allen ihren Gelüsten. Damals kannte ich Gott noch nicht und dachte noch weniger daran, ihm zu dienen. Ich war kein Heiliger. Nun, ich wurde mit noch einem Sklaven eines Verbrechens angeklagt, für das man bei den Ntomis die Ohren verliert. Oyari ließ uns die Mbunduprobe machen. Ich trank das Gift auf einen Zug aus und sprang ohne zu fallen mit geschlossenen Füßen über die Wurzel des Fetischbaumes, während der Mitangeklagte beim Sprunge fiel. Meine Unschuld war also nachgewiesen und mir geschah kein Leid, während man dem eigentlich Unschuldigen die Ohren abschnitt. Und die Galoas staunen, daß ich nicht an die Kraft der Mbunduprobe glauben will!

Am Ogowe. (S. 385.)

„Oyari hatte schon sieben Weiber und wollte ein achtes nehmen. So ging er mit seinen vier Söhnen, mit mir und andern Sklaven in das Dorf Ngumbi am Ogowe zu einem gewissen Ischogi. Die erste Zusammenkunft dieser beiden Häuptlinge war der feierlichste Auftritt, den ich in meinem Leben gesehen. Auf einem dreibeinigen Thron, den die Figuren von Störchen, Affen und Elefanten verzierten, saß der Häuptling Ischogi, klein von Gestalt, aber mit kluger und gebieterischer Miene, bekleidet mit einem an den Ärmeln mit Tressen geschmückten Überrock und einen mit Federn verzierten kupfernen Helm auf dem Kopfe. Sein Lendentuch war mit Gold verbrämt; an einem Fuße trug er einen Schuh, am andern eine Stiefelette, und zum Verscheuchen der Mücken, Fliegen und Bremsen hatte er einen Fächer aus Ochsenhaut in der Hand. Fünf oder sechs Greise saßen auf kleinern Stühlen, und im Hintergrunde standen acht oder zehn Weiber, jedes seiner Winke gewärtig. Oyari ließ er sich gegenüber auf einem europäischen Sessel Platz nehmen. Unser Häuptling war von vier Kisten voll Flinten, Zeug, Kesseln und Pulver umgeben. ‚Was bezweckt dein Besuch?‘ begann Ischogi. — ‚Ich möchte deine Tochter zur Frau begehren.‘ — ‚Meine Tochter hat viele Bewerber, wenigstens ein Dutzend. Wer sie heimführt, muß sein ganzes Vermögen opfern. Sie ist beispiellos schön, geschickt und mit den seltensten Eigenschaften geschmückt.‘ — ‚Das ist mir nicht unbekannt, und deshalb bin ich einen so weiten Weg gekommen, um das schönste Mädchen der Welt zu freien. Fürchte nicht, ich bin reich; was du hier siehst, ist nicht der zehnte Teil meiner Habe. Und namentlich besitze ich etwas sehr Kostbares; willst du es sehen?‘ — Ischogi nickte, und Oyari zog aus einer mit einem Schlüssel verschlossenen Kiste ein Fäßchen voll

goldener und silberner Münzen hervor. Der Glanz der Zwanzigfrankstücke, der Preis armer Sklaven wie ich, blendete Ischogi; er verlangte 10 davon für seine Tochter, dann 20 Fünffrankstücke, in der Meinung, diese seien noch wertvoller als die kleinern Goldstücke, und noch einige kleinere Münzen. Dazu forderte er eine Uhr, die nicht ging, den Stock Oyaris und einen Schuh für den Fuß mit der Stiefelette. Das, etwas Baumwollenzeug und einige Gewehre waren der Kaufpreis für seine Tochter. Endlich fügte er bei: ‚Leben verkauft sich nur für Leben; ich verlange dazu zwei Sklaven, einen Mann und ein Weib.‘ — Mein gutes Aussehen und kluges Wesen zogen die Aufmerksamkeit auf sich, und so wurde ich für ‚das schönste Mädchen der Welt‘ verschachert, wie es überhaupt mein Los war, immer gekauft und verkauft zu werden.

„Eines Tages donnerten die Kanonen in der Nähe von Ngumbi; es regnete über das Dorf Granaten, die in den Gassen platzten und die Wände zerfetzten. Alles schrie und flüchtete. Der Kommandant des ‚Basilic‘ bombardierte Ischogi zur Strafe für mehrere Raubzüge, die derselbe unternommen. Bald stand kein Bambuspfosten einer Hütte mehr, ja war kein Strohhalm der Dächer zu finden; alles war in Asche verwandelt. Man sagte, niemand habe Ischogi je weinen sehen; nun, an jenem Tage war er untröstlich. Man hörte ihn weithin schreien. Kein Fetzen mehr von dem vielen Zeug, das er in ganzen Kisten besessen; kein Fäßchen Pulver mehr; es war alles aufgeflogen; keine Flinten, keinen Teller, nichts mehr! Am Abend rief er seine Sklaven zusammen, um sie zu zählen. Er fand nur mich und drei Greise; selbst von seinen Weibern hatten sich etliche geflüchtet. Ich blieb noch mehrere Monate bei ihm, und er behandelte mich gut. Er machte keine Miene, mir die Ohren abzuschneiden, wie er es vielen andern gethan, bis er eines Abends zu viel Palmwein getrunken und mich dann damit bedrohte. Grund genug für mich, daß ich sofort Reißaus nahm und mich zum Volke der Galoas flüchtete, das viel menschlicher ist als die Nkomis. Magissin, der Freund der Weißen, war der mächtige Häuptling, dessen Schutz ich anrief. Dort machte ich bald die Bekanntschaft eines großen Weißen mit einem langen grauen Barte; der drängte mich sehr, ich solle mit ihm gehen und lesen lernen. Es war ein Engländer; da er mir monatlich 10 Franken versprach, war ich es zufrieden. Man führte mich nach Talaguga bei Ndschole, und ich gab mir alle Mühe, tüchtig zu lernen. Das Gelübde, das man dort von jedem forderte, keinen Schnaps oder Wein oder irgend einen Liqueur zu trinken, fiel mir nicht schwer, da ich niemals etwas derartiges verkostet hatte. Doch vermutete ich, es müsse sehr gut sein, mindestens so gut wie Palmwein. Ein gewisser Bayo war namentlich mit meinem Unterricht beauftragt und ließ mich die Bibel lesen. Eines Tages brachte ein deutsches Schiff dem Missionär mit dem grauen Barte Mundvorrat. Man übergab mir eine sehr schwere Kiste mit der eindringlichen Weisung, ja achtzugeben, da der Inhalt zerbrechlich, sehr zerbrechlich sei. Dasselbe stand auch in großen Buchstaben daraufgeschrieben. Das Unglück wollte aber, daß ich beim Aussteigen aus der Piroge ausglitt und zu Boden fiel. Klatsch! alle Flaschen entzwei und der alte Cognak verschüttet! ‚Trink nichts davon,‘ schrie der Graubart, ‚das ist Arznei und es ist Gift darin!‘ Ich war in der Patsche, aber noch mehr der Alte, der uns das Gelübde der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken abgenommen hatte. Bayo, ein ehrlicher Bursche, verlangte sofort seinen Lohn und ging. Mich schickte man weg; denn meine Gegenwart war nach diesem Vorfalle nicht angenehm. Ich nahm nun Dienste als Koch in einer englischen Faktorei, dann bei den Deutschen, hierauf beim französischen Posten und schließlich kam ich zur katholischen Mission zu dir. Bist du jetzt mit meiner Geschichte zufrieden? Und wirst du mich nun endlich beim nächsten Feste taufen, Minisse?“

Beim nächsten Feste wird Ogwana Dewana noch keineswegs die heilige Taufe empfangen. Ein solcher Ausbund von einem Landstreicher muß erst eine lange und gründliche Prüfung bestehen. Übrigens deckt sich die Geschichte dieses befreiten Sklaven mit den Erlebnissen vieler anderer Sklaven im dunkeln Weltteil.

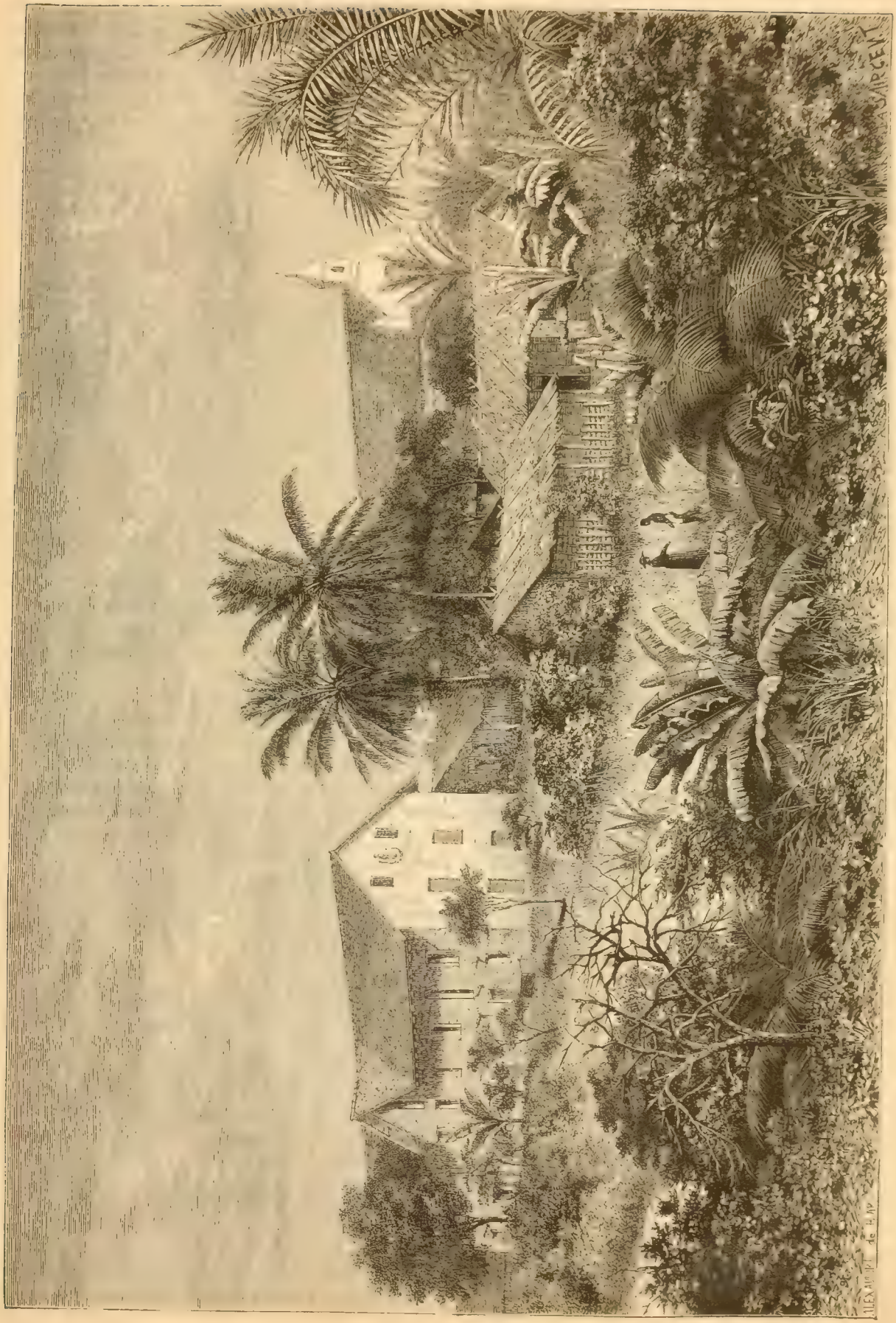
5. Ste. Marie am Gabun.

Kaum haben wir Kap Lopez umschifft und die Mündung des Ogowe verlassen, so befinden wir uns auch schon unter dem Äquator, welchen die Portugiesen vor 400 Jahren mit Furcht und Grauen zum erstenmal überschritten; denn manche Fabeln meldeten die alten Schriftsteller über die Schrecken der Gleicherlinie. Einige meinten, entsetzliche Seeungeheuer hausten daselbst, fürchterliche Stürme und tödliche Windstillen drohten dem Schiffer; andere waren gar der Ansicht, das Wasser müsse unter der scheitelrechten Sonne siedend heiß werden; oder sie meinten, wenigstens die Magnetnadel, die treue Führerin des Schiffers, werde jenseits des Äquators nicht mehr nach Norden weisen und so den Steuermann verwirren. Es gehörte also schon etwas Mut dazu, zum erstenmal die gefürchtete Gleicherlinie zu passieren. Aber es ging mit dieser Schwierigkeit wie mit mancher andern: wenn man sie nur ernsthaft anfaßt, zerfließt sie in nichts.

Sobald wir den Äquator zurückgelegt haben, biegt die Küste zu einer großen, 15 deutsche Meilen tiefen Bucht ein, welche man früher für die Mündung des Niger oder eines andern großen Stromes hielt; es ergießen sich aber nur einige unbedeutende Flüsse in dieselbe. Diese Bucht heißt der Gabun. An ihren Ufern hört die Öde auf, welche uns bisher an der westafrikanischen Küste ermüdete. „Da grünt der herrlichste tropische Pflanzenwuchs bis an den Strand, und aus den Palmenwäldern und dem üppig wuchernden Dickicht schauen die Dörfer wie Vögel aus ihren Nestern hervor.“ Aber so schön der Anblick des Landes ist, so gefährlich wird sein Klima dem Europäer. Eine Menge kleiner Negerstämme bilden die Uferbewohner, unter denen die Mpongwe die zahlreichsten sind. Es ist ein überaus träges, schlaffes Volk; ein Lendentuch bildet die einzige Kleidung, Metallringe um Hals und Knöchel den Schmuck; dabei sind sie dummstolz über alle Maßen.

Die Mpongwe glauben an höhere Wesen und böse Geister, gegen welche sie sich durch Amulette sichern wollen. Als das kräftigste Zaubermittel gilt ihnen Asche vom Fleische oder Gebeine eines Weißen. Als die erste Nonne am Gabun starb, gruben sie die Leiche aus und schnitten ihr den Kopf ab, um aus ihren Haaren und Zähnen Amulette zu machen. Ihre Götzen sind verzerrte Menschengestalten, denen sie gern die Züge von Weißen geben. Auch Menschenopfer werden dargebracht. Als ein Verwandter des „Königs“ Denis starb, ergriff man einen jungen Sklaven des Verstorbenen. Der Unglückliche wurde, nachdem sie ihm die Zunge ausgerissen hatten, lebendig mit dem Toten begraben. In jenem Dorfe haben sie ein Fetischheiligtum; der Häuptling ist zugleich Fetischpriester, und neben ihm giebt es noch manche Zauberer und Zauberinnen, die viel abgöttischen und abergläubischen Greuel treiben.

Dieselben Missionäre, welche wir in Landana am Kongo antrafen, die ehrwürdigen Väter vom Heiligen Geiste und heiligen Herzen Mariä nämlich, haben sich auch in diesem mörderischen Klima



Die Missionsanstalt Ste. Marie am Gabun. (S. 390.)

niedergelassen und daselbst die blühende Missionsstation „Ste. Marie am Gabun“ (vgl. das Bild S. 389) gegründet. Auf einem kleinen in einen Garten verwandelten Hügel mit Aussicht auf der einen Seite über das Meer, auf der andern nach dem Urwalde steht die geräumige Kirche und das solide Missionshaus. Wenige Minuten davon beherbergen zahlreiche Nebengebäude mehr als 200 junge Neger, welche von den Missionären in der katholischen Religion erzogen und zur Arbeitsamkeit gewöhnt werden (vgl. das Bild S. 391).

Granaten, Orangen, Citronen, Bananen, mehr als tausend Kokospalmen, Pflanzungen von Kaffeestauden, Ananas, Cacaobäume, Baumwollstauden, Maniokfelder bezeugen den Fleiß, den die Missionäre in diesen trägsten Negern zu wecken verstanden. Wie schwer das hielt, läßt sich kaum beschreiben. Als die trägen Eingebornen sahen, daß die Missionäre ihre Kinder zur Arbeit anhielten, brach ein wahrer Sturm los. „Hältst du unsere Kinder für Sklaven, daß du sie arbeiten läßt?“ fragten die Eltern den Bischof Bettieux, welcher die Gabun-Mission gegründet hat. Umsonst suchte er den Wilden mit Worten klarzumachen, daß Arbeit keine Schande sei; erst als der Bischof selbst die Hacke in die Hand nahm und an der Spitze seiner Brüder drei Jahre lang arbeitete, gaben sie sich zufrieden. Aber bis jetzt hat der Fleiß außerhalb der Missionsanstalt unter den Wilden noch wenig Freunde gewonnen. Umsonst stellen ihnen die Missionäre Sämereien und Pflanzen zur Verfügung und sind gerne bereit, ihnen zu helfen. Nur Brotfruchtbäume, Kokospalmen und ähnliche Bäume, die einmal gepflanzt ohne weitere Sorge wachsen und Früchte tragen, haben sie sich schenken lassen.

Noch weit größere Sorgfalt als auf Fleiß und Arbeitsamkeit der Neger verwenden die Missionäre selbstverständlich auf den Unterricht und die Bekehrung derselben. Alle Patres haben mit großer Mühe die Mpongwe-Sprache gelernt, so daß sie in derselben predigen und den Katechismus erklären können. Sie haben sehr viele Schüler aus den benachbarten Stämmen der Bulus und Fans. Die Fortschritte sind im ganzen befriedigend; schon im Jahre 1869 zählte die Gemeinde etwa 1000 Seelen; jetzt hat die Mission über 7000 Katholiken.

Diese trostreichen Erfolge sind vielfach auch der opferwilligen Thätigkeit zu danken, welche französische Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis in wahrhaft heldenmütiger Weise am Gabun ausüben. Das mörderische Klima raffte viele hinweg; so kamen z. B. im Januar 1871 drei neue Schwestern an; schon im Februar starb die eine, und im April mußten die beiden andern zu Grabe getragen werden. Als diese traurige Nachricht in das Mutterhaus der Schwestern zu Castres gelangte, baten sofort viele Nonnen um die Gunst, nach dem Gabun geschickt zu werden, weit entfernt, daß das furchtbare Klima sie abgeschreckt hätte. Die Schwestern haben in der Gabunmission ein Spital für kranke und altersschwache Negerinnen und daneben eine Anstalt für Negermädchen, in welcher sie über 100 Kinder in verschiedenen Handarbeiten unterrichten und zu braven Christinnen erziehen. Die schönen Früchte, welche die vereinte Thätigkeit der Patres und Schwestern schon erzielte und welche in der Zukunft noch reichlicher zu reifen versprechen, trösten uns über die zahlreichen Gräber, in denen schon so mancher eifrige Missionär und so manche heldenmütige Nonne fern von ihrer Heimat dem Tage einer glorreichen Auferstehung entgegenschlummern.

P. Buléon schildert uns das Leben am Gabun sehr anschaulich, und es ist wohl der Mühe wert, bevor wir weiterfahren, in seiner Begleitung die Missionsanstalten und deren Umgebung zu durchwandern:

„Wenn die Schiffe die hohe See verlassen und die Kette von Felsriffen glücklich vermieden haben, welche den Eingang des Gabun wie eine Schutzmauer versperren, kann der Fremdling mit Muße das bezaubernde Landschaftsbild genießen, das sich seinen Blicken erschließt. Rechts liegt das Land des Häuptlings Denis, wo eine Anzahl gabunesischer Familien, abgeschlossen vom Verkehre mit Europäern, lebt. Im Hintergrunde breitet sich ein tiefer und geheimnisvoller Wald aus, an dessen Saum sich täglich zahlreiche Pahuins versammeln, die von allen Seiten aus dem Innern herbeieilen und namentlich den Remboëfluß abwärts kommen, um mit den Uferbewohnern Tauschhandel zu treiben. Sie warten nur auf ein Zeichen und kommen dann eilends aus dem Waldesdunkel, um lärmend und schreiend ihre Waren feilzubieten. Links erblickt man bald auf einem Grunde von Grün große, in Stein aufgeführte Bauten, geräumige Häuser, welche das Kreuz überragt, das Zeichen des Heiles und der christlichen Liebe. An dieser Stelle landete vor 43 Jahren der erste Apostel von Gabun. Das ist die Station Ste. Marie am Gabun.

„Zuerst war die Missionsanstalt eine armselige Hütte aus Bambusrohr, welche verloren im hochwuchernden Gebüsch und Grase stand. Dann wurde ein Bretterhäuschen gebaut, das ein wenig größer, ein wenig luftiger und gesunder, aber kaum etwas bequemer war. Einige Schritte davon stand ein Flaggenmast mit der französischen Fahne, um die sich eine Handvoll Franzosen niedergelassen hatte, welche den ersten Kern der Kolonie am Gabun bildeten. Gemeinsam entwickelte sich die Mission und die Kolonie; aber unter welchen Leiden und Mühsalen, ist kaum zu beschreiben. Diese Leidensgeschichte füllt ein schmerzenreiches und zugleich glorreiches Blatt in der Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist und vom heiligen Herzen Mariä. Bald schlossen sich um die arme Hütte der Missionäre eine Reihe von Gräbern; Patres, Brüder und Schwestern raffte das Klima hinweg. Die Schwestern, welche die christliche Großmut an diese Küste geführt hatte, bewohnten in einem benachbarten Dörfchen eine ebenso elende Hütte. Andere waren genötigt, von Krankheit und Entbehrungen erschöpft, eine Zeitlang nach Frankreich zurückzukehren, um dann mit neuen Kräften wiederum nach dem Gabun zu eilen und da aufs neue Anteil an den Arbeiten ihrer Brüder zu nehmen. Unter den Augen und der thatkräftigen Leitung Msgr. Bessieux', des Begründers der Mission an der Küste von Ober- und Unter-Guinea, der 32 Jahre als ein Zeuge der Opfer der Gründungszeit in der Mission verweilte, bis er endlich von seinem Todesbette († 30. April 1876) aus sein Werk fest begründet sah, wuchs und gedieh die Mission. Eigenhändig hatte er Hacke und Grabscheit geführt; er war ein Mann, der durch sein Beispiel predigte, und so pflanzte er grabend und singend Alleen von Kokospalmen und Mangobäumen, die heute noch der schönste Schmuck der Mission sind. Gleichzeitig hatte P. Dupraz am Ufer Kalksteine brechen lassen, Kalköfen angelegt, und so sah man in diesem verlassenen und wilden Erdwinkel sich langsam eine Kapelle erheben, welche die gerechte Bewunderung aller Besucher ist.

„Dieses Kirchlein wurde im Jahre 1864 vollendet. Heute ist es von geräumigen Steinbauten umringt, welche die zahlreichen Schüler und Lehrlinge beherbergen, die in Ste. Marie Erziehung und Unterricht empfangen. Von den frühesten Stunden des Tages an schwärmt und summt ein lustiges Völkchen durch die Räume der Mission. Da eilen die Lehrlinge in die Schreinerwerkstätten, in die Schmieden, in die Klempner-, Schneider- und Schuster-

buden, zu den Maurern u. s. w.; andere nehmen den Weg in den Garten oder nach der Palmöl-Presse; wieder andere eilen in die Schulen, in den Musiksaal — kurz, jeder hat seinen Posten, alle arbeiten, und alle sind zufrieden. Dabei dürfen wir die Seminaristen nicht vergessen, begabtere Knaben der Eingeborenen, welche unter dem Schutze der hl. Anna sich dem Studium des Latein und der übrigen wissenschaftlichen Fächer widmen, die den Weg zum Priestertum eröffnen, wenn es dem lieben Gott gefällt, aus diesen Knaben einige zu seinen Priestern zu erwählen. So erhält die Mission von Ste. Marie, dank der Unterstützung des Vereins der Glaubensverbreitung, jährlich 150—200 Zöglinge. Dieselben werden später weithin über das Küstengebiet sich zerstreuen und überall verkünden, was sie gesehen und gehört, und so in der Hand Gottes Werkzeuge werden, um die Kenntnis unserer Religion weithin auszubreiten und uns Stämme zuzuführen, die bisher das Licht des Evangeliums noch nicht empfangen haben.

„Wenn man die Mission verläßt, so geht man an drei großen Hütten vorüber, welche bestimmt sind, Afrikas Elend in allen Formen aufzunehmen: Hinkende, Lahme, Aussatzige, Blinde, Fieberkranke, Schwindsüchtige, Wassersüchtige u. s. w. — alles ist vertreten, was das Mitleid erwecken kann. Gräßliche Wunden, verstümmelte Gliedmaßen, Arme ohne Hände, Hände ohne Finger, von Krebsgeschwüren zerfressene wandelnde Leichen sind da zu sehen, deren Anblick selbst der christlichen Liebe schwer wird. Inmitten

Die katholische Missionsanstalt für die Negerknaben am Gabun. (S. 390.)

dieser Welt von Leiden trifft man beständig den guten Bruder Heinrich, der die Wunden reinigt und verbindet, der die armen Unglücklichen tröstet, welche auf ihrem Schmerzenspfade noch nie einem mitfühlenden Herzen begegnet waren und welche es staunend nicht begreifen können, weshalb man ihnen so viel Liebe und Sorge zuwenden könne. Bald lehrt sie die Religion dieses Rätsel verstehen, und während sie ihre Wunden vom Mitleid verbinden lassen, öffnen sich ihre Herzen der ewigen Wahrheit. Gerne bleiben sie bis zum Tode unter unserer Sorge, und so wurde das Spital schon für Hunderte von Seelen eine Himmelspforte."

6. Libreville.

„Libreville (vgl. das Bild S. 392) liegt nur 2 km von Ste. Marie entfernt; es ist ein ganz europäisches Städtchen. Wenn man seine Landungsbrücke und seinen in Stein aufgeführten Uferdamm, der jetzt schon seit 30 Jahren den Wogen trotzt, die Wohnung des Gouverneurs, das Militärspital und die vielen andern Häuser sieht, die täglich aus dem Boden heraus wachsen und sich um die ältern Bauten scharen, so könnte man versucht sein, es mit einem jener hübschen Städtchen Frankreichs zu verwechseln, welche sich auf der Höhe eines Hügels ausbreiten und an seinen Hängen bis ans Meeresufer herabsteigen, wo die Flut zu ihren Füßen spielt. Libreville mit seinen langen Alleen von Kokos- und Mangobäumen, mit seinen hübschen, blank geweißten Faktoreien, die längs dem Ufer hin und auf den nahen Hügeln zerstreut sind, mit seiner ruhigen Reede, auf welcher stets Kriegsdampfer und Segelschiffe aller Länder, von Schaluppen und Pirogen umschwärmt, vor Anker liegen — Libreville ist in der That ein reizendes Städtchen, und wenn man

gegen 7 Uhr morgens, wann die Sonne des Äquators noch nicht zu glühend am Himmel strahlt, einen Spaziergang durch die afrikanische Stadt macht, so zeigt sich dem Blicke ein wirklich überaus malerisches Bild. Da sieht man Pahuins mit ihren Weibern, gebeugt unter einer Last von Maniok, Kupferringe um Arme und Beine, die Haare in langen, mattenähnlichen Geflechten, welche mit Muscheln verziert sind, mit ihrer schmutzigen ‚Dschuemba' bekleidet, allerorts in den Straßen; sie sind an ihrem ruckweisen Gang und an ihrer Sprache voll rauher Kehllaute kenntlich. Dazwischen trifft man Bulus mit zerfetzten Kleidern, Bengas, ein Schiffervolk, mit den unvermeidlichen Netzen auf den Schultern; sie lauern auf eine günstige Gelegenheit, ein Gläschen Schnaps zu verdienen. Die Gabunesen dagegen sind schmuck und nach der europäischen Mode gekleidet. Auch sie machen um diese Stunde ihren Spaziergang und lassen ihre Kleider bewundern. Erst wenn sie überzeugt sind, daß man ihren Putz genügend bemerkt habe, ziehen sie sich zurück, und wenn sie im Besitze eines zweiten schönen Anzuges sind, erblickt man sie bald darauf auch in diesem. Haben sie dann alle ihre Feierkleider auf diese Art gelüftet, so legen sie dieselben in die Schränke zurück und ziehen die alten Werktagskleider an, und gehen den gewöhnlichen Verrichtungen nach oder überlassen sich noch lieber dem süßen Nichtsthun. Man besucht die Freunde, man trinkt ein Gläschen ‚Allugu' (Schnaps), man ißt, wenn etwas zum Essen da ist, wenn nicht, so wartet man — kurz, die Gabunesen sind ein leichtes Völkchen, das in den Tag hinein lebt und sich um das Morgen wenig kümmert. Bei jedem Schritte

Ansicht von Libreville. (S. 391.)

begegnet man Scharen von Weißen und Farbigen in allen Abstufungen und aus allen Nationen; die einen gehen zur Arbeit, die andern auf den Markt. Alle Sprachen schwirren durcheinander, aber Französisch herrscht vor. Auch unsere alten Zöglinge, deren wir ziemlich vielen begegnen, sprechen französisch und schreiben es ziemlich richtig. Man trifft sie überall in der Kolonie, auch in den Bureaux der Regierung, und sie machen der Erziehung, welche sie in der Mission empfangen haben, alle Ehre.

„St. Peter ist der Schutzpatron von Libreville, und mit vollem Recht. Um 1844 gelang es einem wackern Bretagner, dem Admiral Bouet-Vuillaume, eine große Anzahl Sklaven, Kongoneger, die an der Küste verkauft werden sollten, zu befreien; er brachte sie nach Gabun und siedelte sie daselbst im Schutze der französischen Flagge an. Bald erhoben sich einige Hütten, und die Befreiten gaben dem Dörfchen zum Andenken an ihre Befreiung den Namen Libreville. Das freute den wackern Katholiken, der ihr Beschützer war; aber Mgr. Bessieux sann darauf, den befreiten Sklaven eine noch vollkommenere Freiheit, die Freiheit der Kinder Gottes, zu vermitteln. Er sagte deshalb oft zum Admiral: ‚Das Werk ist nur halb vollendet. Wir müssen diese Leute demnächst unter den Schutz des Fürsten aller wahrhaft Freien, unter den Schutz des hl. Petrus stellen. Unter der Leitung des hl. Petrus wurde die Welt erneuert; er wird sich mit Freuden auch der Wohlfahrt dieser Neger annehmen.' Der heiligmäßige Bischof lächelte, als er diese Worte sprach; er hat vielleicht in die Zukunft gesehen und das heutige Libreville geschaut mit seiner hübschen, dem hl. Petrus geweihten Kirche, deren Glockenturm in weiter Ferne das Zeichen unserer Erlösung erkennen läßt. Leider war es ihm nicht mehr

vergönnt, das schöne Gotteshaus mit seinen leiblichen Augen zu sehen. Erst am 24. Mai 1882 wurde unter Mitwirkung des Admirals Mottez und des Kommandanten Dumont der Grundstein des für diese Gegend großartigen Baues gelegt. Jetzt kann man sich Libreville nahen, von welcher Seite man will, stets erblickt man den Turm von St. Peter (vgl. untenstehendes Bild), der die Stadt beherrscht. An den hohen Festtagen versammeln sich die Christen der Kolonie mit Vorliebe in dieser Kirche, wo sie den Gottesdienst in seinem Glanze und in der ganzen Pracht seiner Ceremonien vollziehen sehen. In den frühesten Morgenstunden schon hört man das Ufer entlang die fröhlichen Klänge der Blechmusik (vgl. das Bild S. 395); denn von Ste-Marie steigt die zahlreiche Schar der Zöglinge und Lehrlinge der Missionsanstalt nach Libreville hinauf. Zu zwei und zwei ziehen sie processionsweise einher. Und wenn man während des heiligen Meßopfers die Menge der Gläubigen sieht, welche die Hallen von St. Peter andächtig erfüllen, so glaubt man sich unter einen andern Himmelsstrich versetzt, in eines jener Gotteshäuser, das seit Jahrhunderten Zeuge der Andacht und des Eifers einer durch und durch katholischen Gemeinde ist. Freilich, es fehlt hier leider noch manches; aber Glaube und Gesinnung haben, dank der ausdauernden Arbeit apostolischer Männer, doch schon große Fortschritte gemacht.

„Einige Schritte von der Kirche steht die Anstalt der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis. Nachdem sie an verschiedenen Stellen der Kolonie eine Niederlassung gegründet hatten, haben sie sich endlich hier, im Schatten des Heiligtums, bleibend angesiedelt.

St. Peter in Libreville.

Ihre Oberin, die ehrwürdige Mutter Louise, trägt ungebeugt ihre 70 Jahre des Alters und 39 Jahre des Apostolates unter der Sonne Afrikas. Unter ihrer Leitung widmen sich 14 Schwestern mit unermüdlichem Eifer der Erziehung von 120 Mädchen vom 8. bis zum 17. Altersjahre. Sie werden in allem unterrichtet, was ihnen später für das häusliche Leben von Nutzen sein kann, an erster Stelle natürlich in der Religion. Wie Ste-Marie ein Männerspital, so besitzt Libreville ein Spital für kranke und altersschwache Frauen. Das ist das Arbeitsfeld der Schwestern vom hl. Karl; aber die Insassen des Spitals nehmen die Zeit ihrer Pflegerinnen nicht so in Anspruch, daß sie keine Muße mehr fänden, die armen Kranken in ihren Hütten aufzusuchen, und auf diesen Ausflügen haben sie schon manchem sterbenden Kinde oder Greise in der Todesstunde durch die heilige Taufe den Himmel geöffnet.

„In jener Hütte, welche Sie dort am Meeresufer erblicken, wohnen die beiden Missionäre, welche die Gemeinde Libreville versehen. Es sind dies die PP. Gachon und Breidel, unermüdliche Arbeiter, die man öfter am Krankenlager und auf apostolischen Ausflügen als zu Hause trifft. Das Pfarrhaus ist freilich kein Palast. Die Zierde des Gotteshauses liegt ihnen mehr am Herzen als die Bequemlichkeit ihrer Wohnung, und wenn sie auch in ihrer Lebensweise manches entbehren, so muß man eingestehen, daß es in der Kirche an nichts mangelt, was den Glanz des Gottesdienstes erhöhen kann.

„Die 43 Jahre apostolischer Arbeiten und Leiden, die seit der Gründung der katholischen Mission von Gabun verflossen sind, blieben also nicht ohne Frucht. Man sehe nur, wie diese Stämme, welche früher mit Europäern keinen Verkehr hatten, Schritt für Schritt ihre barbarischen Sitten ablegen und die unsrigen annehmen,

sogar unsere Sprache; man sehe, wie diese trägen Leute, die von Betriebsamkeit keine Ahnung hatten, jetzt Handel treiben und die Ausfuhr ihrer Landeserzeugnisse befördern; man sehe, wie die Jugend sich in unsere Schulen drängt und Erfolge erzielt, welche man bei einer so tief stehenden Menschenrasse für unmöglich halten sollte. Am meisten setzt das Talent der Gabunesen für Musik, sowohl für Vokal- als Instrumentalmusik, in Staunen. Man benutzt das, um den Gottesdienst feierlicher zu gestalten, und bei allen hohen Festen nehmen die alten Zöglinge an den Aufführungen unserer Musikkapelle teil. Dann zählt dieselbe 30—40 Köpfe, und am Fronleichnamsfeste oder am Feste Mariä Himmelfahrt sagen die Eingebornen außer sich vor Freude, wenn sie unter den Klängen der Musik und frommer Lieder die Procession vorbeiziehen sehen: ‚O diese Weißen! Diese Weißen, die wissen Feste zu feiern!'

„Aber es ist nicht genug, die jungen Leute zu erziehen; der Missionär muß es verstehen, die der Schule entwachsenen Jünglinge unter seiner väterlichen Leitung zu bewahren, und Gott sei Dank, unsere Christen bleiben ihm willig während ihres ganzen Lebens verpflichtet. Nach und nach erhebt sich ein Kranz von christlichen Dörfern rings um die Mission, oft auf dem Grund und Boden, den die Mission zu diesem Zwecke schenkte. So entsteht das große Dorf St. Anna. Es liegt zwischen Libreville und Ste-Marie; die Bevölkerung ist aus Familien zusammengesetzt, die von allen Seiten zusammenströmten, um unter der Leitung der Patres ein christliches Leben zu führen. Da finden sich Bulus, Pahuins, Urungus, und selbst Portugiesen sind von der nahen Insel St. Thomas herübergekommen. An Sitten und Bräuchen sind mithin die Einwohner von St. Anna sehr verschieden; ‚aber wir lieben uns dennoch,' sagen sie, ‚denn wir wohnen hier zusammen als Kinder Gottes'. In einiger Entfernung wurde vor längerer Zeit schon auf einem Hügel ein Denkmal der hl. Anna errichtet; von dort herab schaut die erhabene Patronin der christlichen Familien segnend auf Afrika und beschirmt diese aufblühende Christengemeinde.

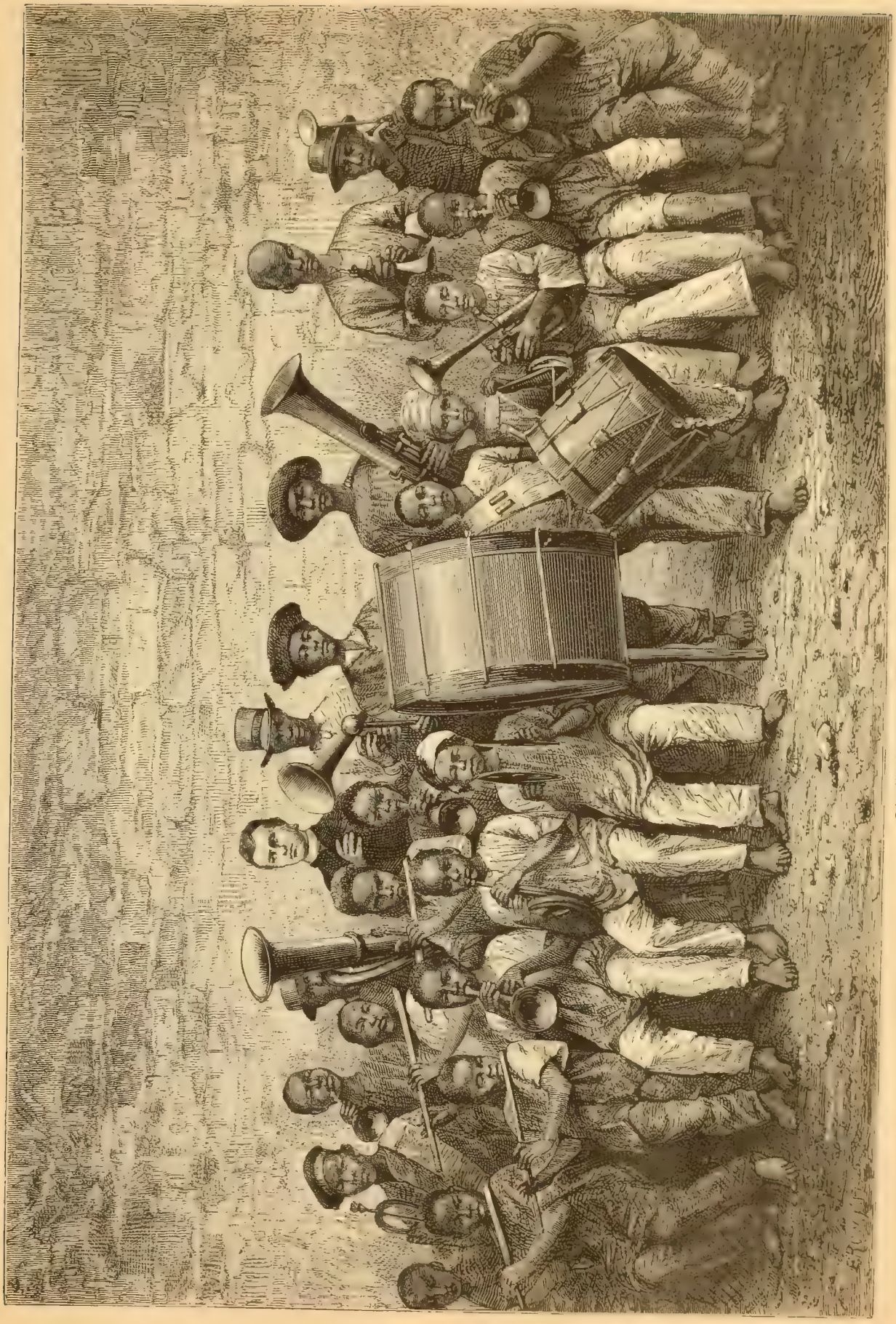
„Hier und dort begegnet man noch andern Dörfchen, deren fromme Namen verkünden, daß sie christlich sind, so Nazareth, Heiligenberg (Montaigne-Sainte), St. Johann u. s. w. Außer diesen größern Dörfern haben die Gabunesen mitten in den Wäldern und oft in großer Entfernung noch kleinere Weiler. Wenn nämlich die schöne Jahreszeit eintritt, sucht sich jeder mit Nahrungsmitteln für die Regenzeit zu versorgen. Der Boden gehört aber dem ersten besten, der ihn bebaut; so wählt sich jeder ein fruchtbares Plätzchen zu seinem Garten, und wäre es auch 5 oder 6 Stunden entfernt. Da pflanzt er dann seinen Maniok und seinen Mais; eine Hütte ist bald gebaut, und man richtet sich häuslich ein, bis die Regenzeit zur Rückkehr in das Dorf nötigt, das während der sonnigen Tage ziemlich verlassen lag. Diese Weiler im Walde sind aber die Schlupfwinkel des Fetischdienstes und der landesüblichen Zauberei. Der Aberglaube hat in der Brust des Negers tiefe Wurzeln geschlagen, und der Missionär muß seine Neubekehrten unter sorgsamer Pflege hüten, wenn sie nicht rückfällig werden sollen. Er muß deshalb fleißig die Leute im Walde besuchen, bald zu Fuße und bald zu Piroge; denn der Tod rafft sie oft mitten in der Arbeit weg. Der liebe Gott, der seine Schritte lenkt und seine Arbeit segnet, steht ihm auf diesen apostolischen Ausflügen bei, und selten kehrt der Missionär heim ohne das tröstliche Bewußtsein, irgend eine Seele gerettet zu haben."

7. Die Dörfer am Flusse Kamerun.

Wenige Stunden nördlich vom Gabun unterbrechen einige Quadratkilometer spanischer Besitz am Kap S. Juan die französische Kolonie, wie auch die gegenüberliegenden kleinen Corisco- und Eloby-Inseln spanisch sind. Dann beginnt am Kap Campo, wo der 1040 m hohe Alouette sich erhebt, das deutsche Gebiet am Kamerun und erstreckt sich längs der Küste bis zum Rio del Rey in der Nähe von Old Calabar nördlich vom Kamerungebirge, wo die Küste Afrikas plötzlich nach Westen ausbiegt. Die Südgrenze des deutschen Besitzes ist der 2. Grad nördlicher Breite; die Nordwestgrenze wird ungefähr durch eine Linie angegeben, die man von der Mündung des Rio del Rey (5. Grad nördlicher Breite) auf die Stadt am obern Benue bis an das Südwestende des Tsadsee zieht. Die Ostgrenze bildet bis zum 10. Grad nördlicher Breite der Lauf des Schari, dann bis zum 2. Grad nördlicher Breite eine über Lama und Kude gezogene Linie. (Vgl. die Karte am Schlusse des Bandes.) Das Gebiet von Kamerun wird auf 495 000 qkm mit etwa 1 600 000 Einwohnern angegeben.

Vorläufig ist nur das eigentliche Kamerun am Mündungsgebiet besetzt. Nach ihm wenden wir uns.

An der Stelle, wo die Westküste Afrikas sich am tiefsten einbuchtet, erhebt sich der Insel Fernando Po gegenüber das Gebirge von Kamerun, ein gewaltiger, fast 4000 m hoch aufragender, jetzt erloschener Vulkan, der „Mongo-ma-Loba", Berg des Donners, wie er von den umwohnenden Eingebornen genannt wird. Steil fällt er in die Bai von Biafra ab, während er sich nordwärts nach dem Innern des Landes zu in einer Reihe von Bergen und Hügeln fortsetzt. Am südöstlichen Fuße dieses Berges dehnt sich um die Bucht von Kamerun ein flaches, dichtbewaldetes Sumpfland, welches drei Flüsse, der Bimbia, Kamerun und Quaqua, in vielen Armen durchfließen. Sie lagern ungeheure Schlammassen an ihrer Mündung ab und bilden unter sich ein ganzes Netz von Bächen und Sümpfen. Das ist der eigentliche Boden der Mangrowe oder des Manglebaumes (vgl. das Bild S. 396),



Die Blechmusik der Negerknaben. (S. 393.)

dessen starke Stelzenwurzeln weithin in verworrenen Rankungen den Schlammboden bedecken, auf welchem das salzige Wasser des mit Flut und Ebbe bald steigenden, bald fallenden Meeres keinen andern Pflanzenwuchs aufkommen läßt. Die Mangrowe ist eine bizarre, aber keineswegs schöne Pflanzenform; es ist ein Gewirre von übereinander verschlungenen Stelzen, welche den Stamm hoch über den Boden heben, während von den Ästen und Zweigen eine Menge Luftwurzeln niederhängen, von denen manche im Schlamme aufs neue festhaften und weiterwachsen. Die Belaubung ist hart, pergamentartig, von dunkler, bräunlichgrauer Farbe, wenig dicht. In den Wurzelvergitterungen bleiben allerorts tierische und Pflanzenstoffe zurück, welche unter den heißen Sonnenstrahlen in Fäulnis übergehen und die Luft mit Fiebermiasmen schwängern. So kommt es, daß dieser traurige Sumpfwald überall, wo er sich findet, das Zeichen eines gefährlichen Klimas ist. In der That ist die ganze Westküste Afrikas, vom Senegal bis zum steinigen Lüderitzland, den Europäern sehr gefährlich; nur wenige vermögen ihrem vergiftenden Einflusse längere Zeit ungestraft zu widerstehen, und vielleicht die schlimmste Stelle dieser Fieberküste soll gerade der Ufersumpf von Kamerun sein. Die Eintönigkeit des Mangrowewaldes wird hier und dort von einer Palmenart unterbrochen, deren schilfähnliche, mit starken Dornen besetzte Blätter eine frischere Färbung haben. Auf den Schlammbänken sonnen sich Pelikane, rotgefiederte Flamingos und Reiher; der weiße Seeadler schwebt nach Beute spähend über den Wellen, und große Krokodile liegen auf umgestürzten Baumstämmen im Wasser. Der weiche Boden der Bucht wimmelt von kleinen bunten Krabben, und diesen Tieren hat die ganze Bucht und der mittlere Fluß wahrscheinlich den Namen zu danken. Camerão heißt nämlich im Portugiesischen Krabbe, und es ist nicht unglaublich, daß die ersten portugiesischen Seefahrer den Fluß nach den vielen Krabben, welche sie hier fanden, Rio dos camerãos, d. h. Krabbenfluß, nannten. — Fahren wir also den Krabbenfluß hinauf. Er hat zuerst eine Breite von 10—15 km und gleicht einem Meerbusen. Dann verengt er sich, ist aber immer noch ein stattlicher Fluß, den große Seeschiffe, wenigstens zur Flutzeit, befahren können. Das nördliche Ufer bleibt sumpfig, aber das südliche bildet sanft ansteigende Höhen, auf denen von Pisangpflanzungen und Palmbäumen umgeben eine Reihe kleiner Negerdörfer liegen, unter denen „König" Bells „Stadt" deshalb für uns die bedeutendste ist, weil dieser „Fürst", wie die „Könige" Aqua und Deido und die „Städte" Williams-Town, Money-Town und Dukullu-Town am Bimbia-Flusse, sich unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt haben. Am Fuße der Hügelkette stehen einige in europäischem Stile gebaute Holzhäuser; davor liegen ein paar abgetakelte Seeschiffe, sogenannte Hulks (vgl. das Bild S. 397), im Flusse verankert. Das ist die Handelsstation Kamerun, über welche seit dem 21. Juli 1884 die deutsche Flagge weht.

Mangrowebaum. (S. 394.)

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Niederlassungen am Kamerunflusse. Dr. Reichenow, der an Ort und Stelle war, soll uns als Gewährsmann dienen. „Die Negerdörfer auf dem Hügel bieten einen recht freundlichen Anblick. Überall herrscht die größte Reinlichkeit und Sauberkeit. Die niedrigen Hütten stehen zerstreut, umgeben von üppigen Bananenpflanzungen (vgl. das Bild S. 398). Hin und wieder erhebt sich eine schlanke Kokos- oder Fächerpalme (vgl. das Bild S. 399), welche mit ihren langen Fliederblättern die Strohdächer beschattet, belebt von goldgelben Webervögeln, deren künstliche Beutelnester an den Blattspitzen hängen. Yams- und Maniokfelder schließen sich an die Ortschaften an, soweit das Hügelland reicht; dann aber hemmt dichte, dunkle Ölpalmenwaldung die Schritte. In ihrer ganzen Großartigkeit entwickelt sich hier die formen- und farbenreiche Pflanzenwelt der Tropen. Zwischen den Ölpalmen (vgl. das Bild S. 400), welche

strauchartig sind und deren rauher, faseriger Stamm nur 10—15 Fuß Höhe erreicht, während die Blattstiele freilich eine Länge von 20—30 Fuß haben, erheben sich einzeln, wie Riesen aus dem Heere der Zwerge, die kolossalen Bombax- oder Wollbäume, aus welchen die Neger ihre Kähne anfertigen, zu 80 Fuß Höhe und darüber anstrebend. Auch einzelne Weinpalmen heben hin und wieder ihr Haupt empor; versteckt unter dem dichten Palmendache bleiben dagegen die Brotfruchtbäume (vgl. das Bild S. 401) mit ihren melonenförmigen, kopfgroßen Früchten, die Limonen-, Apfelsinen- und viele andere Bäume, welche die Palmenwaldung durchsetzen. Zahllos ferner an Arten, über alle Vorstellung reich an Gestaltung und Üppigkeit ist das Unterholz, aus Büschen, Stauden und Gräsern gebildet: saftige, breitblätterige Canna-Arten, Farne mit ihren zarten, mehrfach und mannigfach gefiederten Blättern; Orchideen, welche die modernden Reste alter Baumstämme bedecken; hohes Gras, welches den Unterwuchs durchschießt, und endlich ein Heer von Lianen, von Schlingpflanzen, welche bald dünn wie Zwirnfäden, bald starken Ästen gleich in phantastischen Windungen die Stämme umschlingen, Bäume und Zweige verbinden und alles wie mit einem dichten Netzwerk umspannen.

„Übereinstimmend mit der Großartigkeit des Pflanzenwuchses entwickelt sich auch die Tierwelt in höchster Mannigfaltigkeit. Auf Lichtungen im Walde, auf den schmalen Pfaden, wo die Sonne das Laubwerk durchdringt und die duftenden Blüten der Pflanzen und Sträucher öffnet, schwärmen farbenprächtige Schmetterlinge, Wespen mit metallisch schimmernden Flügeln und bunte Käfer in

Ein Hulk im Kamerunflusse. (S. 396.)

reicher Zahl. Große Fledermäuse hängen in den Zweigen; gewandt laufen Eichhörnchen die schwankenden Blattstiele der Ölpalme entlang. Die kleinen Honigsauger, die Vertreter der Kolibris in der alten Welt, schaukeln sich in den Schlingpflanzen. Auf Insekten lauernd, sitzen an den Baumstämmen rotköpfige Eidechsen und das bedächtige, die Augen unabhängig voneinander gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen drehende Chamäleon, während große Nashornvögel auf den trockenen Ästen der Wollbäume sich niederlassen und Scharen von unsern Graupapageien, welche hier in der Kamerungegend ihre Heimat haben, über die Baumwipfel streichen. Durch das Dickicht der Waldung schleicht die Zibethkatze; grunzend sucht das Pinselohrschwein die öligen Palmkerne, und auf die zierliche, weißgefleckte Buschantilope lauert im Gestrüpp das größte Raubtier der Kamerungegend, der geschmeidige Leopard. Zu argen Plagen für die Eingebornen sowohl wie für die Europäer werden die Mosquitos, die alles zerstörenden Termiten, die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen; endlich die Wanderameisen, welche in Scharen von Millionen das Land durchziehen, auf Stellen, welche ihnen Beute bieten, sich ausbreiten und alles tierische Leben vernichten. Eiligst müssen die Neger aus den Hütten fliehen, wenn diese kleinen schwarzen Unholde auf ihren ruhelosen Wanderzügen die Ortschaften berühren. An freieren Stellen, in Pflanzungen, trifft man die giftigste aller Schlangen, die Puffotter, sowie die kaum weniger gefährliche, in Kamerun sehr häufige Brillenschlange. Im Wuri (Quellfluß des Kamerun) leben außerdem zahlreiche Flußpferde,

welche aus dem Kamerun durch die Schußwaffen bereits verdrängt wurden, und in den Vorbergen des Kamerungebirges treten Elefanten in ungemeiner Häufigkeit auf. Nicht gar selten werden von den Eingebornen Elefantenzähne gebracht, welche ein Gewicht von 120 bis 150 Pfd. haben."

So wird uns nun das Tiefland von Kamerun geschildert; wenden wir unsern Blick jetzt auch nach dem Gebirge, das sich aus der fieberschwangern Sumpfregion hoch über die Wolken auftürmt.

8. Das Kamerungebirge.

Der riesige Bergstock, der sich jenseits des Bimbia und des unbewohnten, von zahllosen Wasserarmen durchzogenen Sumpfgebietes erhebt, ist ein noch thätiger Vulkan mit zahlreichen Kratern und ausgedehnten Lava- und Schlackenfeldern. Die schönsten Spitzen bilden der schon erwähnte Mongo-ma-Loba mit 3991 m und der sogenannte Pico grande mit 3860 m Höhe. Nur etwa 1500 m aufwärts sind die Flanken des noch wenig erforschten Gebirges mit Wäldern bestanden; prachtvolle Wein- und Ölpalmen, Bananen, Akazien und riesige Baumfarne bilden ein kaum durchdringbares Dickicht. Höher hinauf folgen Grassteppen und eine öde, schauerliche Lavawüste. Wir werden von der Eigenart dieser afrikanischen Bergwelt uns am leichtesten einen zutreffenden Begriff bilden, wenn wir aus den Tagebüchern des deutschen Forschers Eduard Robert Flegel, der den Pico grande im Februar 1879 in Begleitung zweier Engländer bestieg, einige Schilderungen mitteilen.

Die Banane. (S. 396.)

Die erste Haltestelle wurde in dem 538 m hoch gelegenen Bergdorfe Boando gemacht. „Der Weg führte durch einen schönen, düstern Wald, dessen Bäume im Lavageröll ihre Wurzeln geschlagen", erzählt Flegel. „Abends 5 Uhr erreichte ich den Ort, wo ich die übrigen Glieder der Expedition zu erwarten hatte. In der Hütte des sogenannten ‚King', des Ortsvorstehers, wurde mir eine Ecke reingefegt, dann eine Planke hingelegt, unter deren eines Ende das Kopfkissen, ein ästiges Stück Holz, geschoben; sodann wurde ich mit süßem, frischem Palmwein bewirtet, den ich mir zum mitgebrachten Abendbrote schmecken ließ, während meine völlig durchnäßten Kleider — es hatte geregnet — am Feuer trockneten. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang trafen dann auch die Häupter unserer Expedition ein (zwei protestantische Missionäre). Feldstühle und -tische wurden ausgepackt, Feldbetten aufgeschlagen, genießbare Gegenstände aller Art herbeigeschafft, ein guter Toddy (Punsch) aus Highlandwhisky gebraut, und die edle Familie des ‚King' zog sich in die fernsten Ecken ihrer Hütte staunend und schweigend zurück. . . . Über den Ort Boando ist nicht viel zu sagen. Die Hütten, etwa 50 bis 60, liegen sehr zerstreut in Gruppen von 4—8 Stück; ihre Wände sind aus kreuzweise übereinander gelegten Stangen gebildet und diese mit Baumrinde bekleidet. Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt, für den Rauch giebt es keinen andern Abzug als die Thüre oder vielmehr die mannshohe oblonge Öffnung, welche der Bubizimmer-

mann gelassen und die nachts mit einem Palmblättergeflecht verstellt wird. . . . An Gerätschaften sind die Räume sehr arm, so arm wie die Leiber der Bewohner an Bekleidungsgegenständen. Es giebt aber niedrige, schemelartige Sitze aus einem Stück Holz und recht kunstvoll geschnitzt. Körbe, die sich besonders zum Lasttragen in Gebirgsgegenden eignen, besitzt jedes Haus eine Anzahl. Wie weit die Bubis es in der Musik gebracht, dafür spricht ihr Instrument: ein etwa fußlanges und halb so breites Brett, woran am untern Ende, über einen Steg befestigt, fünf Holzstäbchen von verschiedener Länge und verschiedenem Tone sich befinden. . . . Vieh gedeiht vortrefflich in den Bergen, Schafe und Ziegen, besonders auch Rindvieh von jener kleinen, kurzbeinigen, der Küstengegend des westlichen Afrika eigentümlichen Rasse."

Von dem also geschilderten Bergdorfe der Bubineger ging nun der Weg in meist nördlicher Richtung aufwärts. Eine Abteilung Eingeborner mußte vorausgehen, um mit der Axt durch das Dickicht des Urwaldes Bahn zu brechen. Da trafen die Reisenden herrliche Riesenbäume, unter deren Ästen sich schlanke Palmen wiegten. Je höher sie kamen, desto mehr schwand das Unterholz, desto mehr Moos bedeckte die Stämme, desto größer ward der Reichtum an Farnkräutern. Farnbäume, diese Elfenkinder der tropischen Pflanzenwelt, wie sie Flegel nennt, übertrafen durch die Zierlichkeit ihrer Formen die schönsten Palmen. Eine Elefantenfährte erleichterte mitunter die Arbeit der Bahnbrecher. Da fanden sich in einer Breite von mehr als 2 m alle Pflanzen zu einer ebenen, grünen Straße zusammengestampft, während zu beiden Seiten gebrochene Äste und geknickte Zweige von den Bäumen herabhingen. Herrlich gefärbte, aber scheue Vögel ließen sich wohl sehen, aber nicht leicht schießen. Schöne grüne Waldtauben mit roten Füßen, dann metallisch blaugrün schillernde Vögel mit rotem Kopf und roter Brust, welche aber statt frohen Gesanges ein froschähnliches Gequat erschallen ließen, wiegten sich in den Zweigen. Herrliche Falter, deren Flügeldecken häufig ganz harmonisch mit der umgebenden Natur blaugrün oder gelbbraun schillerten und mit sonnenhellen Flecken und Augen gezeichnet waren, gaukelten in der Luft. Dagegen konnte Herr Flegel mit der Laterne während zwei Nächten keine Nachtfalter herbeilocken. Als man höher kam, traf der deutsche Forscher unter den Pflanzen auch einige alte Bekannte aus der Heimat: „Brombeersträucher und bald auch Müdigkeit und Durst verscheuchende reife Früchte daran und auch mitten im tropischen Urwald in der Nähe des Äquators — ein duftig Veilchen! Wie von einem Zauber berührt, flogen meine Gedanken zurück um Jahre — über viele Meilen Meer und Land hin zurück in die Heimat. Noch mehr alte Bekannte aus der Heimat sollten wir hier gewahr werden. Als ich mich bückte, das Veilchen zu pflücken, stach mich eine Nessel. Das Veilchen blieb ungepflückt. Ich eilte den andern weit voraus, allein zu sein in dem majestätischen Urwald, dessen Größe und Pracht und ehrfurchterweckendes Rauschen und geheimnisvolles Dunkel ich voll zu genießen in der rechten Stimmung war. Das Scheffellied klang mir in den Ohren: ‚O Heimat, alte Heimat, was machst du das Herz mir schwer!'"

Fächerpalme. (S. 396.)

Als der Waldgürtel überwunden war, erreichten die Bergsteiger eine mit Büschen, Farnkräutern und dürrem Grase bestandene Hochebene; auch Krauseminze, Strohblumen und blaue Glockenblumen

gab es da. Endlich fanden sie die nach dem deutschen Forscher Mann, der 1860 den Berg bestiegen hatte, benannte Mannsquelle, welche in einer Höhe von 2480 m (nach Dr. Zöller 2332 m) frisch und klar aus dem Lavagerölle am Fuße des Mokundokraters hervorsickert. Da konnten Flegel und seine Gefährten ihren brennenden Durst löschen. Den Ausblick vom Krater des Mokundo beschreibt uns Flegel also:

„Ich bestieg den braunen, kahlen Kraterkegel des Mokundo, der, über unserem Lager sich erhebend, eine schöne Aussicht versprach, und wurde reich belohnt für die kleine Mühe. Ein Bild, wie ich es noch nie gesehen, entfaltete sich hier vor meinen Augen; ich befand mich auf dem Rande eines mächtigen, trichterförmigen Kraters, dessen schöner, regelmäßiger Kreis nur nach Südwesten nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor mir lag eine herrliche Gruppe von hohen, kahlen Bergen (Mount Helen u. s. w.), von rotbrauner und strohgelber Färbung mit hie und da dunklern Streifen, Lavawogen, durchzogen. Im Osten begrenzte ein hoher, nach Südosten sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavastrom, den Horizont; im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Kegel des Kleinen Kamerun (Mongama-Etin-deh) das Auge, während im Westen dichtbewaldete grüne Hügel den Kreis schlossen, und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde, ringsumher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hoch über mir schwebenden Adlers unterbrochen. Ich schaute und schaute bald hinauf, bald um mich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeit meinen Blicken verbarg."

Die fünf Neger, welche als Träger und Führer die Expedition begleiteten, mußten jetzt in wollene Kleider gesteckt und mit warmen Mützen und dicken wollenen Schuhen ausgerüstet werden, um der ungewohnten Kälte dieser hohen Bergregion widerstehen zu können. So ging es durch die Lavawüste dem Kegel des Großen Kamerun zu: „Wir wanderten nun etwa 9000 Fuß hoch (2750 m) ohne besondere Steigung über den Rücken des Lavastroms, dessen eigene Erscheinung wohl am besten mit einer Mondlandschaft verglichen wird. Nichts als Lavageröll und Kraterhöhlen, tiefe Spalten und Risse im Gestein, bedeckt mit Asche und den Wurzelresten der Büschelgräser, hin und wieder gelbe, sternförmige Blümchen, an kurzen Stengeln dicht über dem Boden blühend, sind zu sehen. . . . Die Landschaft wird wilder; an Lavasäulen, an mächtigen Blöcken von den wunderlichsten Formen vorüber führt unser Weg. . . . Vor uns liegt wieder ein roter, hoher, vielgezackter Bergrücken, doch dahinter, hoch über den Wolken, der Pico grande! . . . Wieder sind wir von Lavageröll, soweit das Auge reicht, umgeben und von einer Natur, deren Ernst und Schweigen fast beklemmend wirkt. Zwei Adler jagten einander mit heiserem Schreien hoch über uns in der Luft. . . . Ein scharfer Ostwind umwehte uns auf den Höhen, und wo wir zwischen denselben in den Mulden hinschritten, war eine Gluthitze, die dem Boden ebensosehr entstrahlte, als sie aus der Höhe

Ölpalme. (S. 396.)

kam. Ich habe nie zuvor so bedeutende Temperaturunterschiede auf etwa 20—30 Schritte Entfernung wahrgenommen. . . . Nordisches Moos überzog immer reichlicher weite Lavastrecken; das Gras verschwand mehr und mehr; die Büsche und Bäume wurden niedriger, und ihr Stamm und die Zweige krummer und mehr dem Boden zugeneigt. . . . Die Schotenträger, die einzige Pflanze mit Stamm, wurden immer kleiner und krüppelhafter. Viele Moose, dunkelbraun überzogen, bildeten ein viele Zoll hohes weiches Polster, und die Lavadecke erschien desto zerrissener, je höher wir kamen. Die dunkeln Schattierungen an dem Kegel erwiesen sich als mit Zinder (ganz von dem Ansehen der Überreste aus einem Kohlenofen) überzogene Zacken, in denen der Fuß tief einsank.

„Endlich nach hartem, andauerndem Steigen erreichte ich den Rücken vom Pik. Ich strengte alle Kräfte an; denn die Steigung war hart, und sehr viele und große Strecken mit losem Zinder lagen auf unserm Wege, welche zu überwinden große Vorsicht verlangte. Immer wieder glaubte ich den höchsten Punkt erstiegen zu haben, worauf sich nach Überwindung des einen ein höherer zeigte. Die Lava war hier von ziegelroter Färbung. Ich schleppte mich eifrig, wenn auch sehr ermüdet, weiter. ‚Endlich!‘ seufzte ich laut und froh auf, und dann schallte auch gleich ein ‚Juhuheihu!‘ über die Berge hin. Ich war oben 3 Uhr 20 Minuten (14. Februar 1879).

„Es war ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit, das ich da überschaute. Im Westen ein tiefer, steiler Abgrund, die Wand rot. Gegenüber, mehr nach Nordnordwesten, zwei gewaltige Kraterschlünde, schwarz und gähnend, eine grauenvolle, schweigende Tiefe; der zur Linken fast kreisrund, sein Nachbar nach oben kreisförmig, nach unten die Öffnung in Zacken auslaufend. Im Norden lag eine Kuppe, die dem Anscheine nach noch höher war als der Punkt, auf dem ich mich befand, wahrscheinlich die Albertspitze. Nach Nordosten und Osten senkten sich erstarrte Lavaströme zu Thal. Im Südwesten hoben sich wieder mächtige Kämme, und im Westen und Nordwesten tief unter uns lag eine Welt von Kraterschlünden und Lavageröll, begrenzt durch sehr viele und schön gezackte Bergrücken. Die beiden großen Kraterschlünde mit ihrer nächsten Umgebung würden unter Künstlerhand ein Gemälde geben, wie es ernster und großartiger nicht ersonnen werden könnte.

„Ich forderte den Mann der Mission (Mr. Kirk), der ein schönes Organ hat und gute Worte braucht, auf, hier ein Gebet zu sprechen und dem Allgütigen zu danken für diesen köstlichen Augenblick, und wir knieten nieder, während er betete. Bevor der Abstieg angetreten wurde, leerten wir noch den letzten Tropfen des in Glasgow gebrannten schottischen Hochlandwassers, grüßten die vier Weltgegenden mit Revolverschüssen und freuten uns am Wiederhall, steckten die leeren Hülsen und einen Zettel mit genauer Angabe von Datum und Stunde und unserer Namen in die leere Flasche, welche wir alsdann wohlverkorkt zwischen Lavageröll bargen. Das Aneroid zeigte 13000 Fuß“ (nach Dr. Zöller 3860 m).

In einer Höhe von 11000 Fuß mußten die Bergsteiger über-

Ein Baobab. (S. 397.)

nachten. Eine Bodenvertiefung und Feuer gab Schutz gegen die Kälte. Tief unter ihnen grollte ein Gewitter, während über ihnen freundlich die Sterne schienen und der Mond, bis die Sonne wieder aufstieg. Der Abstieg wurde auf einem mehr östlichen, zwar kürzern, aber beschwerlichern Pfade bewerkstelligt, welcher durch das große Dorf Mapanja führte. Dort besuchten sie den alten „König" und gaben ihm ein Geschenk. Am Abende des 17. Februar erreichten unsere Bergsteiger wieder das protestantische Missionshaus von Viktoria und hatten, wie Herr Flegel seinen Bericht schließt, „bald alle Mühen vergessen bei gutem Thee und Kuchen der Frau Missionarin".

Seither haben katholische Missionäre an den Hängen des Berges eine Station gegründet, in der sie sich von der giftigen Fieberluft der Niederungen erholen können. Nachdem der hochw. Herr Präfekt Vieter am 9. Januar 1894 in Begleitung des Polizeimeisters Pfeil von Kamerun, der sich im Gebirge einer besondern Zuneigung der Schwarzen erfreut, nach längerer Unterhandlung mit dem Häuptling Cuba das nötige Land erhalten hatte, begann schon des andern Morgens die Abreise von Viktoria aus nach Buna. Allein der stolze Cuba hielt sein Wort nicht; er war plötzlich auf die Idee gekommen, die Weißen seien ihm feindlich gesinnt, und wollte deshalb eine Ansiedlung derselben in seiner Nähe nicht dulden. Als alles Zureden nichts half, wandte sich der hochwürdige Herr Präfekt ohne Zögern an den Häuptling von Boana, welcher der Mission auch wirklich einen großen Hügel mit viel Land zur Niederlassung überließ. Am Gründonnerstag 1894 wurde der erste Transport nach dem geschenkten Terrain bewerkstelligt. 280 Träger (Crooboys) trugen die in Kistchen eingepackten Waren. Am nächsten Tag, dem heiligen Karfreitag, wurde die eigentliche Gründung der Götterbergstation bewerkstelligt. „Unweit von unserm Grundstück", so schreibt der bei dieser Gründung beteiligte Missionär Peter Stang, „stand eine alte verwitterte und baufällige Hütte, dem Einsturze nahe. Dieselbe wurde von uns mit einigen Pfählen gestützt, so daß wir in ihr uns wenigstens vor Wind und Regen und besonders vor den wilden Tieren schützen konnten. Kurz nach Ostern begann die Arbeit; zuerst wurde ein provisorisches Häuschen errichtet, dessen Bau, dank der günstigen Witterung, schnell voranschritt. In zehn Tagen stand ein Wohnraum von 12 m Länge und 4 m Breite fertig, mit Wellblech bedeckt und mit einem Fußboden aus gestampftem Lehm. Herrlich und reizend schön ist das neue Heim gelegen. Ein bezaubernd schönes Panorama eröffnet sich hier unsern Augen. Die ganze Küste von Malimba bis Kap Bibunde liegt zu unsern Füßen, und bei hellem Wetter vermag man sogar einzelne Häuser der Stadt Kamerun und Fernando Po zu unterscheiden. Nachdem so auf diesem afrikanischen Olymp das Christentum mit seinen Segnungen Platz gegriffen, wurde der Berg von den Missionären ‚Engelberg' getauft und die Missionsstation den drei heiligen Erzengeln geweiht.

„Alle Wildnis ist auf dem Plateau verschwunden, Busch und Baum gefällt. Nur vorn, gleichsam die Eingangshalle bildend, stehen noch in ziemlich gleichmäßiger Entfernung drei hohe, mächtige Palmen. Wegen des guten Lavabodens (der Götterberg ist ein erloschener Krater) hat die Anlage einer Farm günstige Aussicht. Hundert Kaffeebäumchen sind bereits gepflanzt und mehrere hundert angesät.

„Mosquitos, welche die eigentliche Plage der Weißen bilden, fehlen hier; an deren Stelle aber giebt es die noch lästigern Sandfliegen, die in so dichten Schwärmen erscheinen, daß man sich des Stockes bedienen muß, um dieselben fern zu halten. Ziegen, ja selbst Kühe giebt es ziemlich viele in den Nachbarorten, und mitunter bekommen wir auch Kuhmilch geschenkt, aber natürlich in sehr geringem Maße, so daß nicht einmal alle davon kosten können. Die Schafe haben hier lange herabhängende Ohren und eine Art Mähne, wie bei uns die Pferde. Alles Fleisch wird mit der Haut gekocht und so gegessen. Da weder Kühe noch Schafe Tiere der afrikanischen Tropen sind, so sind dieselben im Vergleich mit den europäischen von äußerst kleinem Wuchs, ja teilweise von verkümmerter Gestalt.

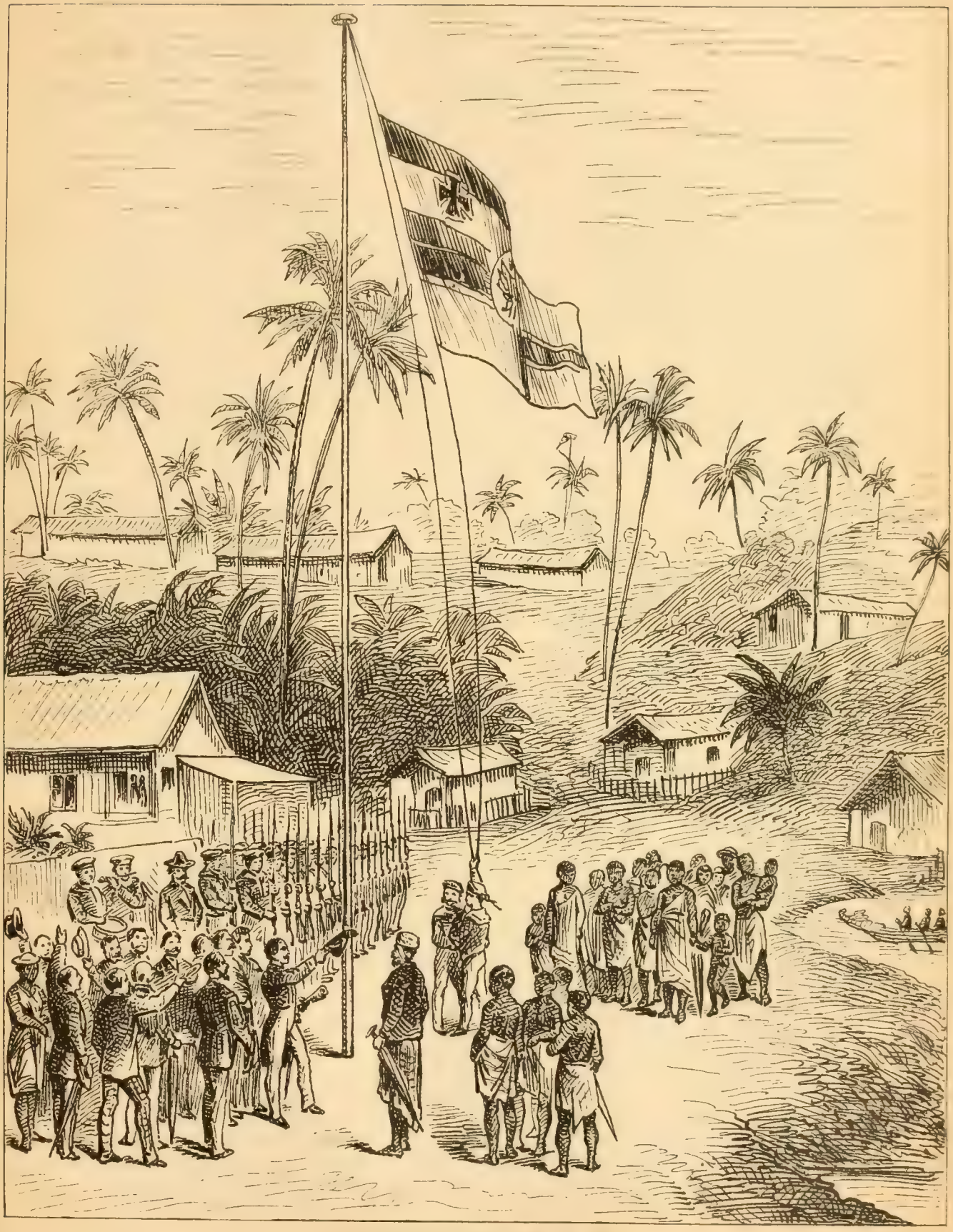
„Die Witterungsverhältnisse stehen zu denen der andern Missionsstation in einem schroffen Gegensatze. Während wir in Kribi und den andern Stationen immer 36—39° R. im Schatten hatten, zeigt das Thermometer hier nur selten 25° R. Es ist dies ein unberechenbarer Vorteil für die Mission und die beste Versicherung gegen die verzehrenden Fieber.

„Die neue Engelbergstation verdient deshalb mit Recht den Namen eines Sanatoriums, da das Klima zu den denkbar besten der Tropen gezählt werden kann. Es erwächst daraus die Hoffnung, daß, nachdem einmal für das Gedeihen europäischer Gemüse und somit für leichtere Kost gesorgt ist, die so große Geldopfer fordernde Heimreise der kranken Missionäre überflüssig wird. Allein dem armen hochw. Herrn Präfekten stehen leider die Mittel noch nicht zu Gebote, um den so fruchtbaren Boden gewinnreich ausbeuten zu können. Erst nach 5—6 Jahren dürften die Plantagen so weit sein, daß sie einen hinreichenden Ertrag abwerfen, um nicht bloß diese, sondern auch die andern Stationen zu unterhalten. Einstweilen wird im kleinen begonnen. Dabei rechnet die Mission vertrauensvoll auf die Unterstützung der deutschen Katholiken, da ja die armen Schwarzen nicht bloß zu Kindern der wahren Kirche Christi, sondern auch zu Bürgern des Deutschen Reiches herangezogen werden."

9. Die Dualaneger.

Die heutigen Eingebornen Kameruns sind die Dualla, ein Negerstamm, der vom Gebirge her eingewandert ist und die ursprünglichen Bewohner des Tieflandes, die Quaqua, verdrängt hat. Der Stamm der Dualla ist nicht sehr zahlreich; man schätzt ihn auf etwa 20000 Köpfe. Sie haben einen starken, wohlgebauten Körper, aber häßliche Gesichtszüge. Geistig sind sie auffallend stumpf und der Bildung wenig zugänglich, dabei ungemein träge, spitzbübisch, hinterlistig. Die Haut hat eine hellbraune Farbe; auf der Brust tragen sie manchmal Pfeile und Kreise eintättowiert, Erkennungszeichen für die Mitglieder gewisser Sippen. Die Kleidung besteht aus einem um die Hüften geschlungenen Streifen Baumwollenzeuges, das sie von Europäern einhandeln, oder aus einem Gürtel trockener Bananenblätter. Die Weiber durchbohren die Ohrlappen, manchmal auch die Nasenwand, und stecken Holzstücke, Gras oder Bananenblätter in die Löcher, so daß die Ohrlappen schließlich zu einem großen Ringe erweitert werden. Den Kindern pflegen sie die Augenwimpern auszureißen, wodurch dieselben noch häßlicher werden. Eitel sind sie aber dennoch, und die Weiber verwenden viel Mühe auf ihre Frisuren, indem sie das Haar vom Wirbel aus spiralförmig oder in drei Kreisen scheiteln, in zahlreiche, kurze Flechten knüpfen und schließlich durch das ganze Haargerüst einen oft recht künstlich aus Elfenbein geschnitzten Pfeil stecken. Die Weiber nehmen übrigens auch hier eine äußerst niedrige Stellung ein.

Die Wohnungen der Dualla sind schon viel besser gebaut als die bienenkorbartigen Hütten der Kaffern oder die mäusefallenähnlichen



Die Besitzergreifung Kameruns. (S. 406.)

Käfige der Hottentotten. Sie bilden längliche Rechtecke mit schrägen Firstdachern nach europäischer Art. Die Wände haben über dem Boden einen drei Fuß hohen Lehmsockel; auf diesem steht ein Flechtwerk aus Baumrippen der Ölpalme, welches von den Hülsen der Bananenstämme bekleidet ist. Die Thüre befindet sich in der Mitte der Längswand und kann durch ein Mattengeflecht geschlossen werden. Fenster fehlen; denn die Hütte wird nur zum Schlafen gebraucht. Die Dächer sind mit Palmblättern bedeckt, und gewöhnlich stehen mehrere solcher Hütten in einer Reihe zusammengebaut. Als Haustiere halten die Dualla Ziegen, Schafe, Hühner und kleine glatthaarige Spitze. Die letztern werden zum Schlachten gemästet; denn Hundefleisch gilt als Leckerbissen. Der Kamerun liefert schmackhafte Fische; sonst besteht die Nahrung aus Yams, Maniok, Erdnüssen, Bananen. Die Speisen werden mit Palmöl zubereitet. Man sagt, eine Palmölsuppe mit Schaumklößen aus geschlagenem Yams würde auch dem verwöhntesten europäischen Feinschmecker munden. Der Palmwein, Mimbo genannt, der von der Frucht der Weinpalme gewonnen wird, ist ein recht angenehmes, erfrischendes Getränk und ähnelt dem Birkenwasser, wirkt aber sehr berauschend, wenn er gegoren hat. Man kocht ihn auch, und dann schmeckt er wie Warmbier und ist zwar nicht mehr so süß, aber gesünder.

Die einzelnen Dörfer haben ihre Häuptlinge oder „Könige", und diese liegen miteinander in beständigem Hader. Der Mord eines freien Mannes fordert nämlich nach den Begriffen der Dualla Blutrache, und so nehmen die Kämpfe kein Ende. Die „Könige" Bell und Aqua stritten in endlosen Fehden um die Oberherrschaft. Die frühern Negerwaffen, Lanzen und Pfeile, sind kaum mehr gebräuchlich; statt ihrer dienen meist elende Schießwaffen. Dazu kommt ein kurzes Schwert in einer Scheide von Ziegenfell, eine Kürbisflasche für das Pulver, ein Beutel für das Blei und ein halbkugelförmiger Helm aus Flechtwerk, über welches ein Fell gezogen wird. Beim Schießen ist das Knallen die Hauptsache; deshalb stopfen sie so viel Pulver hinein, daß die Flinte oft genug platzt. An ein Treffen ist schon darum nicht leicht zu denken, weil der Schütze beim Losdrücken, das Aufblitzen des Pulvers fürchtend, den Kopf abwendet. Auch kommt es selten zum Handgemenge, sondern die Feinde beschießen sich, hinter Bäumen und Verschanzungen liegend, oft wochenlang, bis der einen Partei das Pulver ausgeht oder eine Überrumpelung gelingt. Auch Seeschlachten werden in großen, mit phantastischen Tiergestalten geschmückten Kriegskähnen geliefert, die ein halbes Hundert Mann fassen können. Allein sie halten sich zu Wasser ebenfalls in gemessener Entfernung, und sobald ein Schuß fällt, wirft sich die ganze Bemannung platt auf den Leib oder springt sogar über Bord, wenn die Kugel ausnahmsweise nahe vorbeipfeift. Können sie aber hinterlistig einen Gegner wegfangen, so wird ihm unerbittlich der Kopf abgeschnitten.

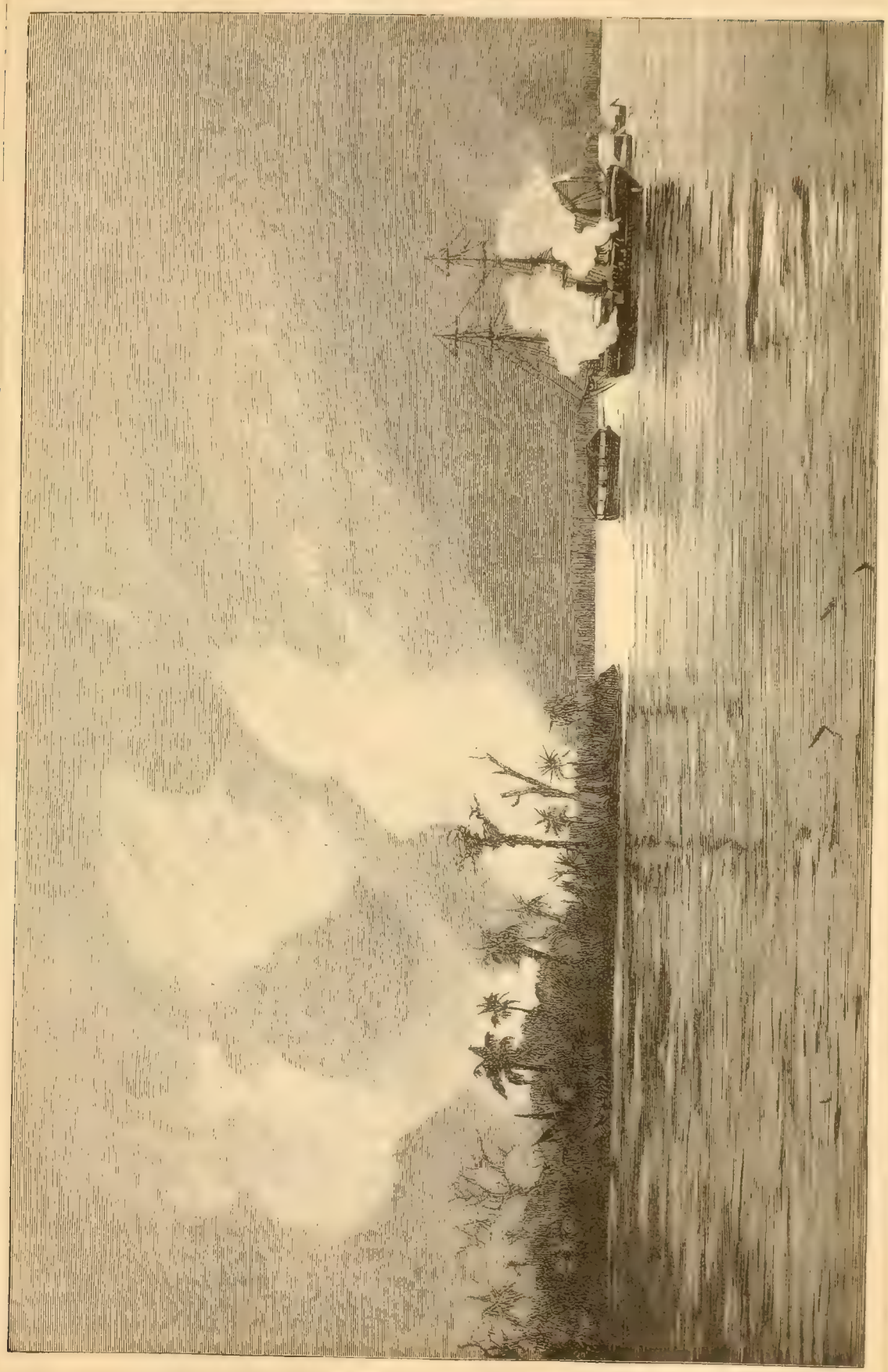
Was endlich die Religion dieser Neger betrifft, so frönen die meisten dem gröbsten Fetischdienst. Englische Baptisten suchten sie seit einer Reihe von Jahren für ihre Sekte zu gewinnen und gründeten vier Missionsstationen, welche um die Mitte der sechziger Jahre 150 Christen und 90 Gemeindemitglieder zählten. Die evangelische Missionsgeschichte von Burkhardt sagt: „Große Erfolge des Evangeliums sprangen weniger in die Augen. Dennoch bewährte sich sein stillwirkender Einfluß. Es zeigte sich deutlich, wie das Gewissen des Volkes geweckt wurde. Offenbarer noch waren die Fortschritte in der Civilisation, im Bau der Häuser mit Thüren und Fensterläden anstatt der alten ungesunden Hütten. Bei einigen fand sich ein reges Verlangen nach Tischen und Stühlen und andern Hausgeräten. Ja einige hatten sich sogar daran gewöhnt, Sonntags ein Hemd und einen Hut zu tragen oder einen schwarzen Rock und einen Hut, doch in vielen Fällen bei Abwesenheit von Beinkleidern. Diejenigen aber aus der kleinen Christengemeinde, welche einen Hausstand gründeten, nahmen fast ganz die Formen des englischen Lebens an. Unter den mit der Mission verbundenen jungen Leuten regte sich mehr und mehr das Verlangen nach der Taufe. Der Besuch der Gottesdienste, die auch an mehreren Außenplätzen gehalten wurden, war verschieden. Oft mußten erst Zuhörer herbeigerufen werden. Dann hörten manche aufmerksam zu, erklärten aber am Schlusse, daß sie nicht wiederkommen würden, wenn man nicht Reis und Fleisch für sie koche. Andere verlangten geradezu Bezahlung, und hier und dort wurde behauptet, daß die Vorräte, die für die Mission eintrafen, von der Königin von England für die Eingebornen gesandt würden." Den englischen Baptisten sind in jüngster Zeit Sendboten der Baseler Missions-Gesellschaft gefolgt.

Der hochverdiente deutsche Forscher Dr. Nachtigal wollte die katholischen Missionäre vom benachbarten Gabun, deren erfolgreiche Thätigkeit er mit Augen gesehen hatte, für Kamerun gewinnen. Die Patres vom Heiligen Geiste waren gerne bereit, deutsche Mitglieder ihrer Kongregation nach dieser deutschen Kolonie zu senden. Ihre verstorbene Majestät die deutsche Kaiserin und der damalige Kronprinz Friedrich interessierten sich lebhaft für diesen Plan; allein die beiden Missionäre wurden an maßgebender Stelle in Berlin abgewiesen. Am 1. Oktober 1890 sind endlich auch katholische Missionäre aus der Kongregation der Pallotiner nach Kamerun gegangen. Möge ihre Arbeit reich gesegnet sein!

10. Die Deutschen in Kamerun.

Der Kamerun gehört zu den sogenannten „Ölflüssen", d. h. zu denjenigen Flüssen, an deren Mündung europäische Kaufleute gegen Tauschwaren Palmöl von den Eingebornen einhandeln und zu diesem Zwecke ständige Handelsniederlassungen, Faktoreien, errichteten. Die Ölpalme trägt jährlich mehrere Büschel gelbroter, ungefähr walnußgroßer Früchte, die aus einer äußern fleischigen Masse und dem innern harten Kern bestehen. Aus diesen Früchten gewinnen die Neger in primitivster Weise durch Stampfen und Zertreten in Gruben und Auspressen das Palmöl, eine dickklebrige, gelbe Masse. Außer dem Palmöl, das der wichtigste Ausfuhrartikel ist, bringen die Neger auch Elfenbein, Palmkerne, Rotholz, Ebenholz und wollen dafür Zeuge, Rum, Tabak, Gewehre, Pulver, Salz, Glasperlen, Bandeisen, Beile, Messer und ähnliche Dinge eintauschen. Der Tauschhandel ist sehr einträglich, aber entsetzlich langweilig. Hat der Neger nach langer Zeit und vielem Feilschen sich auf den Preis geeinigt, so geht erst das Wählen an; bald will er dieses, bald jenes Muster in seinem Baumwollenzeug, und hat er zuerst Kattun gewählt, so wirft er ihn wieder hin und verlangt ein Gewehr dafür, und schließlich läßt er auch das Gewehr stehen und nimmt Schnaps. Dabei muß der Händler gut aufpassen; denn die Neger sind Erzdiebe. Das ist auch der Grund, daß man für die Faktoreien lieber im Flusse verankerte, abgetakelte Seeschiffe, „Hulks", benutzt, weil sich die besser bewachen und gegen Diebe schützen lassen als Gebäude am Ufer.

Unter den Faktoreien waren schon längere Zeit einige deutsche Handelshäuser, namentlich die Firma Woermann und die Firma Jantzen und Thormählen aus Hamburg. Beide Firmen haben am Bimbia die drei Orte King-Williams-Town, Money-Town



Beschießung von Victoria-Town in Kamerun durch die deutsche Korvette „Olga". (S. 406.)

und Dukullu-Town käuflich erworben, ebenso am Kamerun die „Städte“ der „Könige“ Bell, Aqua und Deido. Hierauf wurde im Einvernehmen mit dem deutschen Reichskanzler am 21. Juli 1884 die deutsche Flagge aufgehißt (vgl. das Bild S. 403). Das machte unter den anwesenden englischen Händlern böses Blut, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie die Einwohner der „Städte“, welche sich nicht unter den Schutz Deutschlands stellten, gegen die Leute des Königs Bell und seiner Genossen aufgereizt haben. Von Reibungen kam es bald zum Kriege zwischen diesen Ortschaften, und dieser wurde viel blutiger, als sonst die oben beschriebenen Fehden es gewöhnlich waren.

Den Nachrichten eines Hamburgers zufolge sollen sich die Ereignisse also zugetragen haben: Am 14. Dezember hätten die Leute von Joß-Town und Hikory-Town einen Angriff auf die Leute des Königs Bell gemacht, wobei zwei Mann getötet wurden. Am darauffolgenden Tage wäre der Angriff erneuert, aber mit Verlust eines Toten zurückgeschlagen worden. Darauf sollen die „Heere“ von Joß- und Hikory-Town die Stadt des Königs Bell eingeäschert haben. Dann machten die Joß-Leute noch einen Versuch, den König Aqua durch Bestechung von seinem Vertrage mit den Hamburgern abzubringen. Damit hatte der Krieg unter den Eingebornen vorläufig ein Ende. Aber nun sah es Admiral Knorr für seine Pflicht an, einzugreifen und den Feinden des verbündeten Königs Bell zu zeigen, wie die anwesenden deutschen Kriegsschiffe das deutsche Protektorat verständen.

Am 20. Dezember landete die Mannschaft der „Olga“ unbehelligt; Joß-Town hatte sogar eine weiße Flagge aufgezogen; von deutscher Seite fiel der erste Schuß. Dann krachte es bald hüben und drüben, und als die Mannschaft des „Bismarck“ landete, empfingen die Hikory-Leute dieselben mit Gewehrschüssen, jedoch ohne daß jemand verwundet wurde; einige Granatschüsse reichten hin, die Neger zu verjagen. Die Korvette „Olga“ schoß alsdann die Hütten der „Stadt“ Hikory in Brand (vgl. das Bild S. 405). Als König Bell das sah, bekam er Mut und eilte mit seinen Leuten herbei, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Die Hikory-Leute verloren auf der Flucht zwölf Tote, eine Anzahl, wie sie sonst viele Jahre in ihren Schlachten nicht gefallen war. Aber das bildete nur den Anfang der Metzelei. Es war nämlich inzwischen den feindlichen Negern gelungen, einen gewissen Pantänus, einen Agenten der Hamburger Firma Woermann, gefangen zu nehmen. Umsonst forderten die Deutschen dessen Auslieferung; die Neger behandelten ihn als Geisel und schnitten dem Unglücklichen den Kopf ab, sobald auf ihrer Seite der erste Mann fiel. Das erbitterte natürlich die Marinesoldaten, welche jetzt eine zweite „Stadt“ der Neger, „die Altstadt Bell“, die von Hikory durch ein Mangrowedickicht und einen Sumpf getrennt war, angriffen. Es mußte ein etwa 30 m hoher Hügel erstürmt werden, wobei viele Neger erschossen und auch einige Marinesoldaten verwundet wurden. Diese Stadt zündeten die Sieger ebenfalls an; das Feuer verbreitete sich rasch und ergriff selbst die Pflanzungen und große Flächen trockenen Grases. Als sich kein Feind mehr sehen ließ, zogen die deutschen Truppen gegen das Ufer zurück; da erblickten sie plötzlich einen großen Haufen bewaffneter Neger und hätten beinahe Feuer auf dieselben gegeben, als sie noch rechtzeitig in deren Mitte die deutsche Fahne gewahrten. Es war König Bell mit den Seinigen, alle in kriegerischem Aufputze. Der König trug den landesüblichen geflochtenen Helm, der mit einem Affenfelle überzogen ist; andere Neger hatten sich mit französischen Kürassierhelmen und dreispitzigen Hüten geschmückt; einer trug auch einen deutschen Landwehrhelm mit der Aufschrift: „Mit Gott für König und Vaterland“. Diese verbündeten Krieger zeichneten sich namentlich beim Brennen und Plündern sowie beim Niederschießen der umherirrenden Haustiere aus. Sogar das Dach des protestantischen Missionskirchleins brannte ab, und das Missionshaus selbst wäre beinahe ein Raub der Flammen geworden.

Inzwischen war auch der Kampf mit den Leuten von Joß-Town entbrannt. Die Mannschaft der „Olga“ wurde mit heftigem Feuer empfangen, und das Schießen dauerte 1½ Stunden. Schon ging der Mannschaft der „Olga“ die Munition aus; da kamen die Soldaten des „Bismarck“, welche inzwischen mit der Altstadt Bell fertig geworden waren, zu Hilfe. Bald war nun der Feind vertrieben, Joß-Town erstürmt und wie Hikory und Alt-Bell eingeäschert. Die Mannschaft der „Olga“ zählte neun Verwundete, wovon einer starb; diejenige des „Bismarck“ hatte nicht gelitten. Wie groß der Verlust der Neger an Toten und Verwundeten gewesen ist, wird nicht genau mitgeteilt; er muß aber sehr beträchtlich sein. Jedenfalls werden sie sich künftig bedenken, bevor sie sich gegen die Deutschen widerspenstig zeigen.

So ist also mit Feuer und Blut der neue deutsche Besitz in den letzten Tagen vor dem Weihnachtsfeste im Jahre 1884 eingeweiht worden. Inzwischen hatte das Deutsche Reich eine große Summe für einen Gouverneur und Kanzler dieser Kolonie ausgeworfen und daselbst ein Regierungsgebäude und ein Gefängnis bauen lassen. Die Dualla, welche ja nur ihre armseligen Hütten kennen, werden ob der Herrlichkeit dieses Palastes staunen. Das Gefängnis soll ihnen etwas mehr Respekt vor fremdem Eigentum einpflanzen. Wir wünschen, daß alles gut gehe, sind aber der Überzeugung, daß Polizei und Gewalt wenig hilft, wenn es nicht gelingt, die armen Leute zu wahren Christen zu machen.

Der Nutzen endlich, den sich Deutschland von dieser Kolonie versprechen darf, ist ein sehr fraglicher. Zunächst steht fest, daß man niemals eine Ackerbaukolonie in diesen Fiebergegenden wird gründen können; auch keine Kaffee-, Kakao- oder ähnliche Plantagen mit deutschen Arbeitern. Das können nur die Neger aushalten; selbst Europäer, die nicht angestrengt zu arbeiten brauchen, wie die Handelsagenten und Gouverneure, fallen dem mörderischen Klima massenhaft zum Opfer. In England ist es sprichwörtlich, für seine westafrikanischen Kolonien seien stets zwei Gouverneure unterwegs, einer, den man tot zurückbringe, und einer, der hinfahre, um des Verstorbenen Stelle zu übernehmen. Die Sterblichkeit unter den in Kamerun weilenden Kaufleuten ist eine erschreckende. Man kann sagen, für den nach Kamerun Segelnden sei die Wahrscheinlichkeit, innerhalb weniger Jahre in fremder Erde gebettet zu liegen, viel größer, als die Aussicht auf eine glückliche Heimkehr. „Nochmals sei davor gewarnt“, sagt Dr. Oskar Lenz, „diese tropischen Teile Afrikas als ein Auswanderungsziel für mittellose, europamüde Arbeiter hinzustellen; nie werden sich dieselben in einem solchen Klima mit schwerer Ackerbau- oder Plantagenarbeit beschäftigen können.“ Ganz ähnlich und ebenso scharf urteilt Dr. A. Reichenow, der das Land aus Erfahrung kennt und dessen Darstellung wir in unserer Schilderung gefolgt sind. Wenn aber Kamerun für die Auswanderung auch keine Bedeutung hat, so ist doch seine Wichtigkeit als Handelsstation nicht zu unterschätzen. Es wird daselbst viel Palmöl und Elfenbein eingehandelt. Der Vorteil für die Hamburger Faktoreien und Reeder wird also kein geringer sein. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß der noch wenig erforschte Quaquafluß vielleicht tiefer ins Innere hinein eine

Handelsstraße eröffnen kann, und endlich mag die Kamerunbucht in der Mitte Westafrikas für die deutsche Flotte ein günstig gelegener Hafenplatz sein.

Nach den neuesten Verträgen umfaßt der Flächenraum der Kolonie Kamerun rund 500 000 qkm mit einer Einwohnerzahl, die auf 1½ Millionen Seelen geschätzt wird; Weiße waren 1892 nur 215, davon 145 Deutsche, in der ungesunden Sumpfgegend nicht ansässig, sondern fast nur als zeitweilig Handel treibend wohnhaft. Krankheiten, namentlich das gefürchtete Schwarzwasserfieber, machen jeden längern Aufenthalt gefährlich. Im Jahre 1892 wurden für 4 260 000 Mark Palmöl, Kopra, Kautschuk, Ebenholz, Mahagoniholz, Rotholz, Elfenbein, Kakao und ähnliche Bodenerzeugnisse ausgeführt, wogegen die Einfuhr an Baumwollstoffen, Schnaps, Pulver, Salz u. s. w. auf 4 470 060 Mark angegeben wird. Die Kolonie hat bis jetzt ihren Haushalt nicht bestreiten können; jährlich mußten namhafte Summen zugeschossen werden. Man hofft jedoch mit dem Hinterlande von Adamaua, namentlich mit den fruchtbaren Sultanaten von Ngaundere und Marua, deren herrliche Ebenen sich bis nach Bagirmi erstrecken und die sehr volkreich sind, in lohnende Handelsbeziehungen zu treten; doch dürfte das noch auf viele Jahre hin ein leerer Wunsch bleiben.

XI. Zwischen Niger und Senegal.

1. An der Nigermündung.

Zwischen der Insel Fernando Po, welche Spanien gehört, und dem Kamerun-Gebirge hindurchsteuernd, müssen wir dem „Afrikaner“ bald eine westliche Richtung geben; denn von hier bis zum Palmenkap zwischen der Elfenbeinküste und dem Freistaate Liberia springt der dunkle Erdteil in fast gerader Linie über 500 Stunden westlich in den Atlantischen Ocean vor. Wir fahren an Old-Calabar vorüber, wo der Großriver, einer der „Ölflüsse“, mündet, welcher den Kamerunfluß an Größe und Ausdehnung seines Gebietes weit übertrifft, und nähern uns nach kurzer Fahrt der Mündung des Niger oder Nigir, eines der Stromriesen Afrikas. Mit diesem Strome müssen wir uns etwas näher bekannt machen; denn er und sein gewaltiger Nebenfluß, der Benue, versprechen eine der größten Handelsstraßen in das Innere des dunkeln Erdteils zu werden.

Der Strom wird an Wasserreichtum unter den afrikanischen Gewässern nur vom Kongo übertroffen; die Länge seines Laufes schätzt man auf nahezu 5000 km; die Größe seines Gebietes läßt sich bis jetzt auch nicht annähernd bestimmen. In 22 Mündungen fließt seine gewaltige Wassermasse zwischen zahllosen mit Mangrowewald bestandenen Inseln in den Atlantischen Ocean. Der westlichste dieser Delta-Arme, der Wari, mündet etwa 600 km vom Bonny, dem östlichsten Ausflusse, dem wir, von Kamerun kommend, zunächst begegnen, und das ganze dazwischen liegende Gebiet steht zur Regenzeit vollständig unter Wasser, während es im Sommer von einer tödlichen Fieberluft verpestet wird. Da die einzelnen Ausflüsse eng sind und der Schiffahrt keinen günstigen Zugang bieten, entdeckte man erst im Jahre 1830 die viel verästete Mündung des Riesenstromes, nachdem ein großer Teil seines obern Laufes schon lange vorher bekannt war. Bis dahin hatten die Geographen gemeint, der Niger ergieße sich irgendwo im unbekannten Innern des Landes in den Kongo. Im Jahre 1832 fuhren Laird, Allen und Oldfield in einem Dampfboote zuerst den Niger hinauf; seither wurden der Strom und sein größter Nebenfluß, der Benue, nahezu in ihrem ganzen Laufe erforscht, und es stellte sich heraus, daß beide nach Überwindung der schwierigen Mündung bis tief in das Innere ihres ungeheuern Gebietes schiffbar seien, während sowohl der Kongo als der Sambesi durch Wasserfälle und Stromschnellen den Schiffen verschlossen sind.

Mit jedem Jahr wagen sich die europäischen Kaufleute den Niger weiter stromaufwärts, und so entstehen immer tiefer im Innern Handelsniederlassungen. Da dürfen die Missionäre der katholischen Kirche nicht zurückbleiben; daher errichtete Leo XIII. 1884 die neue Apostol. Präfektur des Niger, deren südliche Grenzen der Lauf des genannten Flusses und des Benue bilden soll, und übergab dieses frische Arbeitsfeld den Lyoner Missionären für Afrika, welche seit Jahren schon in dem angrenzenden Missionsgebiete der Benin-Küste und Dahomehs unter großen Opfern segensreich thätig sind. Dieses neue apostolische Unternehmen gab die Veranlassung zu einer Reise, welche die beiden Obern der Missionen von Lagos und Abeokuta, die PP. Chausse und Holley, zusammen unternahmen. Letzterer soll uns etwas über den Strom und seine Uferbewohner erzählen:

„Am 5. Oktober 1883 lichteten wir die Anker zur Fahrt nach Bonny und sahen uns nach Umschiffung des Kap Formoso den Hauptmündungen des Niger gegenüber. Der Reihe nach erblickten wir seine zahlreichen Ausflüsse, den Nun, den Braß (vgl. das Bild S. 409), den Calabar, um nur die größten zu nennen; jeder dieser Mündungsarme ist ein gewaltiger Fluß. Endlich liefen wir in den letzten, den Bonny, ein, an dessen Ufern mehrere bedeutende Dörfer stehen. Der Bonny, wie alle Ausflüsse des Stromes, zweigt sich erst weit landeinwärts von dem Niger ab; durch ihn fuhr Lander im Jahre 1830 vom Oberlaufe des Stromes abwärts, erreichte das Meer und entdeckte so die lange unbekannte Nigermündung. An der Stelle, wo die Faktoreien stehen, ist der Bonny mehr als 1 km breit; er hat das Ansehen eines bedeutenden Sees, dessen Wasser unter der starken Ebbe und Flut des Meeres sinken und steigen. Es wäre keine leichte Aufgabe, in einem solchen Lande an niedrigen und sumpfigen Flußufern Wohnungen für die Kaufleute zu bauen; man dachte auch gar nicht daran, sondern man nahm alte Schiffe, kappte ihre Masten, entfernte das Takelwerk und verwandelte sie so in Wohnungen, deren Schiffsraum die Warengewölbe, deren Zwischendeck das ‚Erdgeschoß‘ für die Dienerschaft und deren Kajüten die Wohnräume der europäischen Kaufleute sind. Jedes dieser ‚Hulks‘ liegt mitten im Flusse verankert; es sind wahre schwimmende Gefängnisse, in welche die Gewinnsucht Weiße und Schwarze auf lange Monate einkerkert. Zu allem andern ist auch noch das Wasser des Flusses so ungesund, daß selbst die Eingebornen es nur notgezwungen genießen. Das Hulk der englischen Kauffahrteigesellschaft ist ein monumentaler Bau; es ist eine mehrstöckige Festung, die von einem Kapitäne befehligt wird, dessen Kabine das riesige Gebäude krönt. Dieser Schiffsrumpf ist der Versammlungsplatz aller Einwohner des neuen Venedig, und auf ihm können sie für einige Stunden vergessen, daß sie eigentlich ein Leben wie auf den Galeeren führen. Was thut man nicht aus Liebe zum Gelde!

„Am ersten Sonntage nach unserer Abreise besuchten wir die Dörfer am Ufer des Bonny. Die Leute haben ein wildes Aussehen, und man nennt sie sogar Kannibalen. Die Weiber rasieren den Kopf; ihre Gesichtszüge gleichen keinem der Volksstämme, welche ich bis dahin sah. Männer und Frauen haben dieselbe höchst mangelhafte Bekleidung: ein buntscheckiges Lenden- und Schultertuch; fast niemand trägt den ‚Tschokoto‘, die bei den Eingebornen sonst übliche Mütze, wahrscheinlich aus irgend einem abergläubischen Vorurteile; ich könnte mir sonst nicht erklären, weshalb sie keine Kopfbedeckung tragen wollen.

„Inzwischen nahm das Schiff, das uns nach Braß bringen sollte, seine Ladung ein. Am Montag lag unser Fahrzeug neben dem großen Hulk. Da sahen wir gegen 8 Uhr morgens am Horizonte ein Dutzend Pirogen auftauchen, welche mit 10, 20, 50 Sklaven bemannt waren. Sie kamen mit fliegenden Fahnen näher. Bald hörte man das schrille Pfeifen der Ruderer, welche im Takte die Ruder einsetzten und die Kähne mit schwindelerregender Schnelligkeit vorantrieben. Im Nu stiegen die Häuptlinge von Neu-Calabar und Bonny an Bord des Hulks, wo sie eine Zusammenkunft hatten. Eine Besprechung sollte stattfinden; trotz der Verträge mit dem englischen Konsul waren zur Schädigung des Handels aufs neue Feindseligkeiten ausgebrochen. Der englische Konsul sollte nun entscheiden. Während die kriegführenden Häuptlinge zusammen verhandelten, übten sich ihre Pirogen in einem sehenswerten Kampfspiele. Kahn um Kahn fuhren um die Wette miteinander von unserem Schiffe bis ans Ufer. Wie sie sich anstrengten, den Gegner zu überholen! Wie sie Kraft und List aufboten! Das Schauspiel gab uns eine Idee von der Gewandtheit dieser afrikanischen Krieger; jede dieser Kriegspirogen hatte ein oder zwei Verdecke, auf denen Kanonen und selbst englische Mitrailleusen aufgepflanzt waren. Diese hadernden Brüder können sich also eigentliche Seeschlachten liefern. — Inzwischen hatte der englische Konsul den Frieden hergestellt; als praktischer Mann verpflichtete er die eine der beiden Parteien zu einer Abgabe von 200 und die andere von 70 Tonnen Palmöl an seine Regierung und verurteilte auch noch einen abwesenden Hauptling zu einer

An der Mündung des Braß. (S. 408.)

ähnlichen Strafe. Der also abgeschlossene Friede mußte noch besiegelt werden, und die Häuptlinge beschlossen, daß gleich nach der Landung in Gegenwart der versöhnten Feinde ein Tier geschlachtet werde, in dessen Blut jeder der Reihe nach sein Stück Ignamenwurzel eintauchen und nach den üblichen Schwüren genießen solle. Auf diese Weise wird ‚ewiger' Friede geschlossen bis sich die Gelegenheit zu einem neuen Feldzuge bietet. Ganz ähnlich erfolgt die Besiegelung einer Privatfreundschaft; Opferblut ist dabei eine unerläßliche Ceremonie. Jedes Negerdorf hat zwei Parteien: diejenige des Häuptlings und diejenige seines Nebenbuhlers. Daraus entstehen zahllose Streitigkeiten. Der Häuptling hat manchmal Unterthanen, welche durch die Zahl ihrer Weiber und Sklaven und durch die Verbindung mit dem Nebenbuhler mächtiger sind als er selbst; wenn er dann einem solchen Manne einen Befehl erteilt, so kann er leicht zur Antwort bekommen: ‚Was willst du von mir, und was kannst du mir anhaben? Ist dir die Zahl meiner Weiber unbekannt? Hast du meine Pirogen gezählt?'

„Wir verließen Bonny an Bord des ‚Dodo' und liefen nach einer Tagereise in den Braß ein, wo wir angesichts der zahlreichen europäischen Niederlassungen, welche längs des linken Flußufers liegen, vor Anker gingen. Wir hatten darauf gerechnet, sofort nach dem obern Niger abreisen zu können; aber zu unserem Glücke war der ‚Adamawa' schon abgedampft. Zu unserem Glücke, sage ich; denn dieses Schiff stieß, wie wir später hörten, vier Tagereisen oberhalb Braß mit einem andern Dampfer zusammen, und zwar so gewaltig, daß beide Schiffe sofort sanken und die Passagiere nur das nackte Leben retten konnten. Alle unsere Reisevorräte wären in den Wogen des Niger begraben, wenn wir nicht glück-

licherweise dieses Schiff verfehlt hätten. Freilich mußten wir nun vom 10. bis zum 22. Oktober in Braß liegen bleiben. Während dieser Zeit regnete es fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, so daß wir wenig Gelegenheit hatten, die Gegend zu durchstreifen. Das Land ist flach und sumpfig; man kann keine hundert Schritte gehen, ohne in irgend einem Pfuhle zu versinken; auch für die europäischen Faktoreien am linken Ufer bildet der Strom selbst die einzige Verbindungsstraße. Die Faktoreien führen Tauschwaren aller Art ein; der Verkehr ist ziemlich lebhaft; unter anderem ist Salz ein gesuchter Artikel. Noch vor einem Dutzend Jahren war Salz unter den Leuten am Niger ein Luxusartikel: ein Mann, der Salz brauchte, galt für eine Art Rothschild. Die meisten Faktoreien treiben nur in Braß selbst Handel; es lohnt sich auch nicht der Mühe, die benachbarten Dörfer aufzusuchen. Die mächtigern Häuptlinge von Braß, welche auf ihren Einfluß und Gewinn eifersüchtig sind, haben sich den Handel mit der Umgegend vorbehalten; ihre Kähne streifen zwei bis drei Tagereisen weit in allen Richtungen und bringen das Palmöl nach Braß zum Verkaufe. In den letzten Wochen hatte es ein Händler trotz aller Warnungen und trotz der ausdrücklichen abschlägigen Antwort, welche ihm die Eingebornen gaben, gewagt, an einer Stelle der Warimündung eine Faktorei zu bauen. Das ist ihm schlimm bekommen. Am 15. Oktober kam nach Braß die Kunde, das Gebäude sei eingeäschert und seine Bewohner seien erschlagen. Das kann einen Begriff davon geben, wie wild die Stämme sind, welche hier und dort am Unterlaufe des Niger zerstreut hausen.

„Unser gezwungener Aufenthalt war sehr eintönig. Wir brachten die Zeit mit Studium und Gebet zu, forschten nach den Verhältnissen der Gegend und ließen von unserer Veranda aus den Blick nach den vielen Waldschluchten schweifen, welche wir in einiger Entfernung erblickten. Endlich kam der ‚Nape', ein Dampfer der französischen Gesellschaft. Seine Flanken waren mit einer schweren Ladung von Elfenbein und Palmöl gefüllt. Er löschte seine Ladung und nahm dafür eine neue ein: Salz, Zeuge, Pulver, Flinten, Glasperlen, Kupferdraht, und endlich, nachdem noch einige Ausbesserungen, deren das Schiff bedurfte, unsere Geduld auf eine neue Probe gestellt hatten, trat der ‚Nape' seine Fahrt den Niger aufwärts an. Schiffskapitän ist ein Mr. Palmer aus Sierra Leone, der uns freundlich aufnahm. Rasch durchschnitt der Dampfer den Braß-Fluß, steuerte bald in den Kwara, einen andern Hauptarm des Niger, und erreichte in einigen Stunden Akassa, wo die wichtige Handelsstation der englischen Gesellschaft steht. Dort hat der Nun, der mittlere Ausfluß des Stromes, eine Breite von 1800 m; seine Wasser fließen majestätisch einher und ergießen sich mit dem dumpfen Donner eines fernen Gewitters in den Ocean."

2. Flußfahrt auf dem Niger.

„Wir durchfuhren einen ausgedehnten Wasserspiegel, aus welchem die Wipfel der Mangrowebäume zahlloser überschwemmter Inseln hervorschauten. Der Mangrowe- oder Manglebaum erreicht hier eine riesige Größe und bereitet der Schiffahrt große Hindernisse; nur mit der äußersten Vorsicht fanden wir unsern Weg durch das Wirrsal dieser überfluteten Eilande und gewannen einen Stromarm, dessen Breite uns mit Staunen erfüllte. Man sagte uns aber, das würde in einigen Tagen ganz anders werden. Inzwischen übernahmen die Mosquitos die Aufgabe, unsere Begeisterung herabzustimmen; diese Stechmücken ließen uns bei Tag und bei Nacht keine Ruhe. Die Flußufer wurden bald seicht und eintönig. Einige Pirogen begegneten uns, welche mit dem Strome der Mündung zutrieben; die Schiffer hatten ein wenig Vertrauen erweckendes Aussehen. Auf dem rechten Ufer erblickten wir einige Dörfer, deren Bewohner ängstlich alle unsere Bewegungen beobachteten. ‚Ein gebranntes Kind scheut das Feuer', sagt das Sprichwort; sie denken offenbar an die Züchtigung, welche sie sich früher einmal durch ihre Feindseligkeit zugezogen. Im Jahre 1876 brannten ihnen die Engländer zur Strafe für verschiedene Grausamkeiten, welche sich diese Neger gegen englische Händler zu Schulden kommen ließen, mehrere Dörfer nieder. Die Eingebornen sehen eben höchst ungern die Weißen sich in ihrer Mitte niederlassen und den Handel, den ihre Häuptlinge vorher allein betrieben, an sich reißen.

„Der Dampfer hielt zuerst beim Dorfe Abo, wo eine französische Faktorei ist, besuchte dann die Faktorei Odugiri und ging am Abend bei Oqu, einem unbedeutenden Weiler, für die Nacht vor Anker. Ein Beamter der dortigen Faktorei hatte die Rechnungsbücher gefälscht und wurde nun seines Postens enthoben und als Gefangener an Bord gebracht. Am nächsten Tage erblickten wir der Reihe nach die Faktoreien von N'Doni, Abragada, Tschaland und Athany. Die Ufer sind zu seicht, als daß der Dampfer landen könnte. Waren wurden ein- und ausgeladen, und als die Sonne hinter dem Horizonte verschwand, erblickten wir Onitscha, das erste bemerkenswerte Dorf am linken Ufer des Niger.

„Onitscha (Onitcha) liegt einige Meter über dem Wasserspiegel des Flusses und zählt mehrere bedeutende französische Faktoreien. Hier trafen wir einen ‚Königssohn' von Sierra Leone, dessen Bekanntschaft wir auf dem ‚Loanda' gemacht hatten. Er lud uns in seine Wohnung ein, und wir wohnten einem Feste bei. Eine Schar Frauen und Mädchen führten zu Ehren unseres Gastgebers einen einfachen Tanz auf, während die Männer, getrennt von ihnen, rauchten, tranken und sich unterhielten. Der Herr ließ sogar uns zu Ehren einen Kanonenschuß abfeuern und nötigte uns beim Abschiede als königliches Geschenk ein Schaf auf.

„In der Frühe des nächsten Morgens stiegen wir ans Land, um uns die ‚Stadt' anzusehen. Es ist aber nicht leicht, sich eine richtige Vorstellung von ihr zu machen. Man müßte eine Woche oder noch länger bleiben können. Jedes größere Haus, jeder Stadtteil liegt in Mais- und Bananenpflanzungen verborgen. Der ganze bedeutende Ort ist eine weite, hochgelegene, mit zahlreichen Bauerngehöften besäete Ebene, die in dem üppigen Wachstum wie begraben liegen. Man hält die Eingebornen - ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — für sehr gewaltthätige und blutdürstige Menschen und erzählt von ihnen schauderhafte Beispiele von Menschenfresserei; nach ihrem rohen, tierischen Aussehen zu urteilen, ist man nur zu geneigt, solchen Berichten Glauben zu schenken.

„Am Abende besuchten wir das Dorf Allan, welches mit seiner schönen Faktorei von hohen Bäumen beschattet wird, und gingen dann bei Hiseku vor Anker, einem ziemlich bedeutenden Orte, dessen Hütten in riesigem Graswuchse versteckt liegen. In der Ferne tauchte eine Hügelkette auf, welche wir um Mittag des folgenden Tages erreichten. Hin und wieder unterbrachen Bergspitzen von verschiedener Höhe die einförmige Landschaft, welche wir fünf Tage lang durchreisten. Stellenweise laufen die Höhenzüge dem Strome parallel und treten näher heran; von ihnen zweigen sich höhere Bergketten ab, welche sich von Nordwest nach Südost ziehen. Es ist das Kong-Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Niger und den zahlreichen Flüssen bildet, die sich an der Sklaven-, Gold- und Elfenbeinküste in den Ocean stürzen. Das Gebirge senkt sich gegen Süden, setzt aber auch jenseits des Niger seine

Kette fort und hat bei Old-Calabar seine letzten Ausläufer. Der Strom hat sich quer durch diese Berge sein Bett gesprengt und braust in einer engen, tiefen Schlucht auch zur Zeit der Dürre an den steilen Ufern vorüber. Der Anblick dieser Berge, deren Fuß von üppigem Pflanzenwuchse umkränzt ist, bietet unserem Auge ein erwünschtes Schauspiel. Auf den Höhen stehen nur wenige Bäume; aber hin und wieder ein Busch täuscht den Blick über ihre Kahlheit und bringt eine malerische Wirkung hervor. Am Fuße der Berge breitet sich eine von niedern Hügeln durchzogene Ebene mit volkreichen Dörfern aus, die sich manchmal hinter einer Bodenwelle halb verstecken; ihre runden, mit zuckerhutförmigem Dache bedeckten Hütten geben ihnen das Ansehen eines Zeltlagers. Im ganzen ist die Landschaft doch etwas zu kahl: selten ein schöner Baum, selbst die Büsche sind oft verkrüppelt, dazwischen dunkle Felspartien, entblößte Höhen, spitze Bergzacken und steile Felswände: das sind die Hauptzüge des ernsten Bildes. An mehr als einer Stelle hat sich der Niger durch die Felsen einen Weg gebahnt, der aussieht, als ob er von Menschenhand gemeißelt wäre. Diese Engpässe machen den Flußlauf reißend und die Schiffahrt gefährlich. Obschon bei der gegenwärtigen heißen Jahreszeit der Wasserstand bedeutend gefallen ist, so war die Strömung doch immer noch sehr reißend. Wehe dem unkundigen Schiffer, der sich in diesen Strudel hineinwagte! Sein Kahn würde bald an einer Klippe scheitern oder auf einer Sandbank festsitzen. Aber

Das Dorf Lokodscha am Niger. (S. 412.)

hier ist jedermann ein geborener Schiffer, und das ist nicht zu verwundern, wenn man weiß, wie die Negerinnen ihre Kinder erziehen. Noch ist der Säugling kaum drei Tage alt, und schon trägt ihn die Mutter in den Strom, taucht ihn bis an den Hals unter, legt ihn auf den Rücken und läßt ihn einigemal Flußwasser schlucken. Dank dieser rauhen Erziehung werden alle Uferbewohner des Niger frühzeitig gewandte Schwimmer und Ruderer und später, wenn die Gelegenheit sich bietet, kühne Flußpiraten. Die Weiber und jungen Mädchen stehen dabei den Männern in nichts nach. So oft uns eine Piroge begegnet, die ein junges Mädchen an Bord hat, so führt immer dieses das Steuerruder; überhaupt überlassen die Männer den Weibern sehr gerne die Mühe des Ruderns. Dafür dürfen die Weiber sich manches herausnehmen, was wir den Frauen nicht erlauben, so z. B. rauchen sie wie die Türken. Ihnen fällt aber auch die beschwerlichste Arbeit beim Feldbau, der nicht minder anstrengende Transport des Palmöls und der Pflanzenbutter, das Stromaufwärtsrudern zur Last, und diese harte Arbeit hat sie zu halben Mannsleuten gemacht und jede Weiblichkeit in ihnen erstickt. Statt der schönen Gewebe, mit denen sich die reichen Frauen von Lagos und Abeokuta bekleiden, bedecken sie sich mit einigen schmutzigen und schlecht zusammengenähten Fetzen. Doch haben hochgestellte Damen auch hier am Niger ihren Schmuck. An verschiedenen Orten trafen wir vornehme Negerinnen, welche man zur Kettenstrafe verurteilt nennen könnte. Sie tragen an den Füßen glänzende Ringe von Elfenbein; jeder dieser Ringe hat ein Gewicht von 6 – 7 Pfund. Nur mühsam können sie gehen: die Beine sind angeschwollen, die Knöchel wundgerieben und schmerzen bei jedem Schritte; aber trotzdem

trennen sie sich nicht von diesem lästigen Gewichte und prunken mit diesem Staate.

„Am 28. Oktober erreichten wir das große Dorf Igbebe, welches am linken Ufer des Niger steht. Die französische Faktorei daselbst hat eine prächtige Lage auf der Höhe eines Felsens, welcher den Strom beherrscht. Wir trafen daselbst freundliche Leute und, Gott sei Dank, fangen wir an, ihre Sprache zu verstehen. Das sind nicht mehr die Barbaren von der Nigermündung mit ihren rohen und gemeinen Gesichtszügen. Ab und zu erblickten wir auch einige Mohammedaner, doch sind sie glücklicherweise noch nicht zahlreich. Auch hier sind die Hütten rund, die Gassen kaum einen Schritt breit, und wenn Feuer ausbricht, ist an kein Löschen zu denken.

„In dunkler Nacht erst trafen wir in Lokodscha (vgl. das Bild S. 411) ein, einem durch seine Lage bedeutenden Dorfe am Zusammenflusse des Benue mit dem Niger. Der Ort liegt auf dem nordöstlichen Hange eines Hügels und ist von einem reichen Pflanzenwuchse umringt. Datteln, Palmen, Orangen- und Feigenbäume giebt es viele und sonst noch eine Menge Obstbäume voll saftiger Früchte. Weinreben wachsen wild und würden unter der Pflege geschickter Winzer wahrscheinlich köstliche Trauben reifen. Lokodscha hat eine ebenso malerische als vorteilhafte Lage; es ist der Mittelpunkt des Nigerhandels, ein Stapelplatz für Waren sowohl als Kohlen und Holz zur Heizung der Dampfer; es bietet einen freundlichen und belebten Anblick. Da aber die Mehrzahl der Einwohner Mohammedaner sind, so hätte eine Missionsstation daselbst wenig Aussicht auf Erfolg. Die Leute haben sich nur der Faktoreien wegen angesiedelt; der Missionär müßte sich auf der andern Seite des Flusses in dem starkbevölkerten heidnischen Dorfe niederlassen. Die Einwohner lieben den Handel und betreiben die Ausfuhr von Palmöl und Elfenbein. Auch verstehen sie die Weberei, arbeiten aber mit ganz plumpen und unvollkommenen Webstühlen, und schmieden das Eisen. Ferner wird Schafzucht und Geflügelzucht im Lande betrieben."

Zusammenfluß des Niger mit dem Benue.

3. Fahrt auf dem Benue und Überblick über die Haussa-Staaten.

„Wir verließen Lokodscha am Abende des 29. Oktober, um weiter nach Osten vorzudringen, und schifften den Benue (oder Binue) aufwärts (vgl. obenstehendes Bild). Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war der Wasserstand noch ziemlich hoch und die Strömung reißend. Die Ufer sind im allgemeinen ziemlich niedrig; in der Ferne sieht man Höhenzüge, von denen das Auge aber nur die Umrisse erkennt. Das Land ist ziemlich waldig; doch ist die Palme selten; erst in der Nähe von Loko tritt sie häufiger auf. Je mehr wir vorandringen, desto zahlreicher werden die Sandbänke und die mit hohem Graswuchse bestandenen Inseln, welche zahllosen Vögeln zur Wohnung dienen. Bei unserem Nahen fliegen Schwäne, Enten und Pelikane auf, welche sich auf den Wellen des Stromes tummelten.

„Am Nachmittage des 1. November erreichten wir Loko, welches etwa 100 km von Lokodscha auf dem rechten Ufer des Benue liegt. Die ganze Einwohnerschaft strömte am Ufer zusammen; denn seit Monatsfrist war kein so reich beladenes Schiff in diesem Hauptmarkte für den Elfenbeinhandel mehr eingetroffen. So drängten sich die Leute förmlich herbei, um die zahlreichen und schweren Zeugballen, welche als Tauschgeld dienen, in die Faktorei zu schaffen. Man müßte mehr als schmeicheln, wenn man sagen wollte, die Einwohner hätten ein gewinnendes Äußere. Die Leute starren vor Schmutz und sind trotz ihrer vielfachen Waschungen — sie sind der Mehrzahl nach Mohammedaner — wahre Musterbilder von Schmierfinken. Ihre Kleider dufteten nach einer Art Moschus, und dieser Duft zusammen mit der ganz eigenartigen Ausdünstung der Neger giebt einen Geruch, den europäische Nasen kaum erträglich finden. Die arabischen Kapuzengewänder dieser treuen Söhne des Propheten werden höchst selten gewechselt, wie man auf den ersten Blick an den zahlreichen Rissen und Flecken sieht. Mit langen Stöcken, einer Art Schäferstäben, schritten die Greise ernst auf uns zu, grüßten uns im Namen Allahs und schmückten ihre Litanei von Begrüßungsformeln mit manchem Lobspruche des Propheten.

„Die Stadt Loko mag 5000—6000 Einwohner zählen. Der König ist ein Vasall des Sultans von Sokoto; augenblicklich befand er sich in Loko, um Rekruten auszuheben. Er ist ein junger Mann mit einem kalten, aber klugen Gesichtsausdruck; man rühmt ihm prompte Bestrafung des Diebstahls nach. Diebstahl mit erschwerenden Umständen wird, wie in Abeokuta, mit dem Tode bestraft; für einfachen Diebstahl büßt der Schuldige das erste Mal mit dem Verluste der rechten Hand, beim Rückfalle verliert er auch die Linke, und wenn er nochmals ertappt wird, den Kopf.

„Auf unserem Gange durch die Stadt trafen wir ziemlich geräumige Plätze. Dort saßen viele mohammedanische Müßiggänger auf ihren Schaffellen und drehten ohne Ende die Betschnüre zwischen ihren Fingern. Die französische Faktorei ist meines Erachtens der bedeutendste Bau in Loko. Über der Thüre ragt ein großes Kreuz. Beim Markte erblickten wir auf einem

Pfahl den noch blutenden Kopf eines Bandenführers, den der König enthaupten ließ, nachdem er ihn zuvor in Ketten nach allen Orten hatte führen lassen, wo derselbe seine Heldenthaten verübt. Als wir den Kopf des berühmten oder berüchtigten Führers anschauten, trat der Henker des Königs auf uns zu und redete uns an. Er ist ein schöner, schlanker Neger und hat durchaus nichts Grausames oder Wildes in seinem Wesen, ohne das man sich sonst einen afrikanischen Henker nicht leicht vorstellt. Er lachte sogar, bat uns dann aber, wie alle seine Landsleute, um eine Gabe, indem er versprach, er wolle gelegentlich mit Erlaubnis des Königs die Diebe unserer Nachbarschaft hinrichten."

Wir sind auf unserer Flußfahrt auf dem Niger und Benue in die Länder des westlichen Sudan eingedrungen und wollen uns eine gedrängte Übersicht über dieselben zu verschaffen suchen, bevor wir den beiden Missionären weiter folgen.

Die Stadt Loko am Benue, wo wir uns befinden, gehört, wie oben erwähnt, zum Reiche Sokoto, das einen Flächenraum von über 500 000 qkm und etwa 17 Millionen Einwohner hat. Es grenzt im Osten an das Reich Bornu am Tsad-See, das wir bereits besucht haben, im Süden an den Benue und an das kleinere Reich Nupe, in welchem der Zusammenfluß von Niger und Benue stattfinden, im Westen endlich an die Fellata-Reiche, die wir vom Senegal aus besuchen werden. Die jetzige Hauptstadt ist Wurno an der Nordgrenze mit etwa 30 000 Einwohnern, in der Nähe der alten Hauptstadt Sokoto. Sie wird aber an Größe und Bedeutung für den Handel von vielen andern Städten übertroffen. So hat z. B. Jakuba 150 000 Einwohner, Gando 70 000 Einwohner, und Kano (vgl. untenstehendes Bild) ist der Mittelpunkt des Handels der Länder am mittlern Niger.

Wenn wir von Loko noch etwa 600 km den Benue strom-

Kano.

aufwärts fahren, so treffen wir Jola, die Hauptstadt des Reiches Adamaua, das im Norden und Osten an die uns schon bekannten Länder Bornu und Bagirmi grenzt. Seine übrigen Grenzen sind noch nicht bekannt; doch wird sein Flächenraum auf 130 000 qkm angegeben. Sokoto und Adamaua bilden die sogenannten Haussa-Staaten. Ein bedeutender Teil von Adamaua und den Nachbarländern wird nach den neuesten Verträgen als zu Kamerun gehörendes deutsches Schutzgebiet betrachtet, während England fast ganz Sokoto beansprucht. (Vgl. die Karte am Schlusse des Bandes.)

Die Haussa-Neger haben die eigentlichen Merkmale der Neger von allen Stämmen, welche die Länder des mittlern Niger bewohnen, am reinsten beibehalten; auch durch ihre geistigen Fähigkeiten sind sie den Nachbarvölkern überlegen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung hat den Islam angenommen. Der herrschende Stamm aber sind die Fellata, welche den Islam auch hier mit der Schärfe des Schwertes ausbreiteten und mehr nach Westen, südlich von der Stadt Timbuktu (vgl. das Bild S. 414) am obern Niger, das Reich Massina oder Moassina gegründet haben.

Wir folgen nun den beiden Missionären in das Reich Nupe (Nufe), welches ebenfalls zu den Haussa-Staaten gehört. Nupe mag 60 000 qkm Flächenraum haben. Bida, seine Hauptstadt, wollen wir besuchen. Sie liegt etwa 30 deutsche Meilen stromaufwärts von der Stelle, wo der Niger den Benue aufnimmt, nicht sehr weit nördlich von dem großen Strome.

Bis zum Dorfe Wanagi an einem nördlichen Nebenflusse des Niger legten die zwei Missionäre ihre Reise zu Schiff zurück. Dort erwarteten sie Träger und Pferde, welche ihnen der König oder Sultan von Bida entgegenschickte. Lassen wir nun P. Hollen den Empfang, der ihnen zu teil wurde, und die Erlebnisse der Missionäre daselbst erzählen:

4. Die Stadt Bida.

„Die Sonne stieg am Horizonte empor. Bald mußte die Hitze auf der kahlen Ebene, welche wir zu durchziehen hatten, unerträglich werden. Nur selten spendet ein einsamer Baum etwas Schatten. Zu beiden Seiten des Pfades, der als Fußweg und Reitweg dient, befinden sich Pflanzungen von Sorgo, der eine fabelhafte Höhe erreicht, und von einer Hirseart, die von den Eingebornen Gero genannt wird. Von Wanangi nach Bida geht eine ununterbrochene Prozession von Trägern beständig hin und her. Wir begegneten langen Reihen von Sklaven, welche Potasche, schöne Tierfelle und unglaubliche Massen von Pflanzenbutter trugen. Als wir in Sicht der Stadt kamen, erblickten wir zahlreiche Herden von Hornvieh und meistens weißen Schafen. Die Kühe und Stiere haben das Eigentümliche, daß sie auf dem Rückgrate einen mit einem stark riechenden Fette angefüllten Höcker tragen: mit diesem Fette parfümieren sich die Eingebornen in einer Weise, daß es europäischen Nasen ein Greuel ist. Da lag nun also die große Hauptstadt Bida auf dem Abhange eines Hügels vor uns. Sie bildet einen scharfen Gegensatz zu der kahlen Ebene. Aus der Ferne macht sie mit ihren Bäumen den Eindruck eines großen Gartens, in dem hier und dort zerstreut die Hütten der Einwohner liegen. Das Ganze ist von einer hohen Mauer und weitläufigen Bollwerken umschlossen, die wahrscheinlich zu ihrer Zeit sehr fest waren, deren schlecht angebrachte Zinnen aber jetzt dem Einsturz drohen.

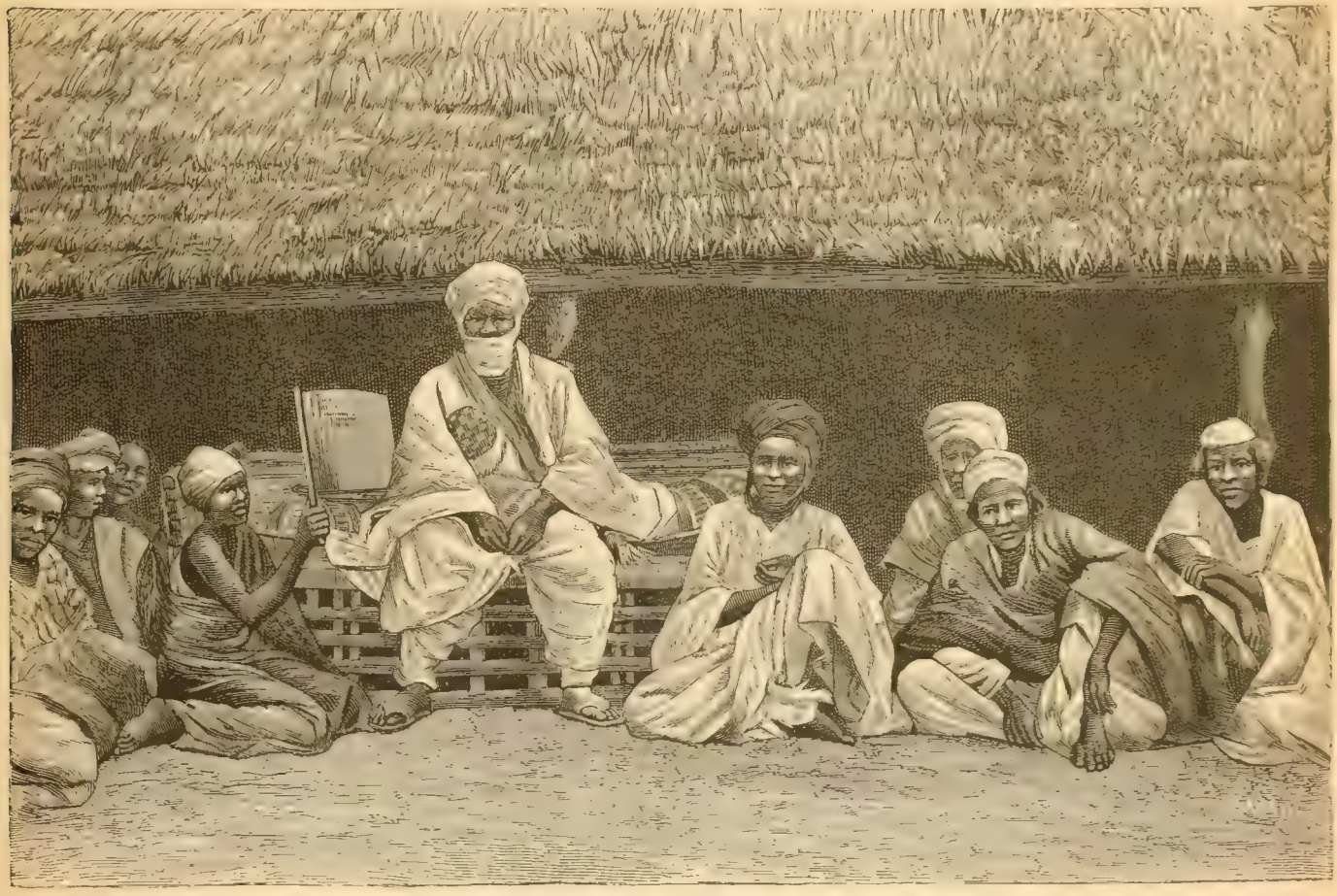
„Es war 10 Uhr, als wir am Ostthore eintrafen. Nahe bei

Timbuktu. (S. 413.)

diesem Thore ist der lärmende Markt, wo die Sklaven, welche nach Wanangi gehen oder von dort kommen, Lebensmittel erhalten. Jeder Krämer schreit die Waren in seiner eigenen Melodie aus; aber im allgemeinen herrscht ein näselnder Ton vor. Während wir unseres Weges zogen, beobachteten wir die Bevölkerung; Gestalt und Gesichtszüge waren ganz verschieden von den Eingebornen, welche wir bisher getroffen hatten. Nach 20 Minuten ließ uns der Führer in ein großes Haus eintreten; wir hatten mehrere Räume zu durchschreiten und standen endlich vor einem hochgewachsenen Mohammedaner, dessen milder Gesichtsausdruck und honigfließende Worte auffallen. Man sagte uns, das sei der Großceremonienmeister und Oberhofmeister des Königs Maliki. Er empfing uns sehr freundlich, bot uns den herzlichsten Willkomm von seiten des Fürsten und versicherte uns, wir würden mit der Gastfreundschaft, die man uns bereite, zufrieden sein. Dann beurlaubte er sich, um für unsere Wohnung und Verpflegung zu sorgen; denn auch dieses Amt liegt ihm ob, weil er als Großalmosengeber für die Pilger und Reisenden zu sorgen hat.

„Bald begaben wir uns zum Könige. Beim Eintritte in den Palast kamen wir in eine sehr große runde Halle, in welcher Höflinge und Frauen auf Matten gelagert ruhten, wahrscheinlich das Dienstpersonal des Hofstaates. Dann durchschritten wir einen geräumigen, sehr reinlichen Hofraum, dessen Boden Versuche von Mosaikbildern zeigte, welche mit einheimischen und europäischen Topfscherben hergestellt waren. Nach einer zweiten runden Halle erreichten wir den Hof der Leibwache und endlich den sogenannten Ehrenhof, in welchem sich der König befand (vgl. das Bild S. 415). Maliki lag vor der Thüre seines Zimmers auf einer landesüblichen Matte nachlässig hingestreckt; die Hand ruhte auf einem mit Arabesken reich gestickten Kissen, den Fuß hatte er auf einen Schemel

gesetzt, welchen ihm die französische Faktorei geschenkt hatte. Sonderbare Stellung eines Herrschers! Aber ein arabischer Fürst sieht in derselben durchaus nichts Ungeziemendes. Maliki mag 40—45 Jahre alt sein; er ist wohlbeleibt, hat einen kahlgeschorenen Kopf und nur am Kinne eine spärliche Bartlocke. Bei unserem Eintritt erhob sich eine herkulische Gestalt, ich glaube der Kriegsminister, und räumte uns seinen Platz ein. Wir berührten leicht die Hand des Königs, wie es die Sitte will; dann ließ sein Mund alle Segenssprüche der Haussasprache über uns regnen; es wollte gar kein Ende nehmen, und wir mußten bei all diesen Anrufungen des Himmels unzähligemal ‚Amen' antworten. Nun übergab man während der Audienz unsern arabischen Empfehlungsbrief; er las ihn wieder und wieder; wenigstens schien er so zu thun, denn er heftete zwanzig lange Minuten sein Auge auf das Schriftstück. Endlich ließ er den Hofschreiber kommen, und dieser las den Inhalt desselben dem Könige, den Räten und Rätinnen mit halblauter Stimme vor. Der König schien sehr befriedigt; er versicherte uns wiederholt seines Wohlwollens, und als wir uns entfernten, erhielten wir einen Korb voll Hühner und zwei ungeheure Platten Brei mit einer landesüblichen Brühe. Um 1 Uhr entließ uns der König. Einige seiner Hofleute gaben uns das Geleit und halfen uns bei der Einrichtung des uns zugewiesenen Hauses. 20 Sklaven des Königs arbeiteten eine Stunde lang an einem Mattendache, das uns wohl gegen die Strahlen der Sonne, nicht aber gegen



Der König Maliki und seine Minister. (S. 414.)

ihre Glut beschützen konnte. Bei Tage erstickte man fast, während man bei Nacht fror. Abends ließ sich der König durch einen Abgesandten nach unserem Befinden erkundigen. P. Chausse erwiderte diese Höflichkeit durch ein Geschenk, wie unsere Armut es erlaubte; es wurde sehr gut aufgenommen, und die französischen ‚Marabuts' fanden Gnade in den Augen Seiner königlichen Majestät.

„Am nächsten Morgen erhielten wir den Besuch der Hofleute, welche uns der Reihe nach begrüßten. Wir ließen es an Höflichkeit nicht fehlen; das ist die wohlfeilste Art, sie zufriedenzustellen. Alle tragen hochtrabende Titel, alle sind von Adel, Söhne des Königs oder zum mindesten Generäle. Diese Mohammedaner halten sich für eine ganz besondere Rasse unter den Negern; sie behaupten, sie seien ich weiß nicht aus welchem Himmel herabgestiegen, und wollen mit den gewöhnlichen Menschenkindern nichts gemein haben. Jeden Augenblick drängten sich neue Besuche ein, groß und klein, die ganze Stadt. Die Häuptlinge schmeichelten uns, die Armen bettelten, Musikkünstler spielten in allen Tönen, Tänzer verdrehten ihre Beine, gefallsüchtige Mädchen umschwärmten uns. Die eine bat um einen Ring, die andere um einen Fetzen rotes Zeug zu einer Stirnbinde. Die Weiber zeigten uns ihre Kinder, um so unser Wohlwollen zu gewinnen u. s. w.: mit allen Schätzen der Welt hätten wir diese Bettler kaum zufriedenstellen können.

„Am Abende machte P. Chausse dem Könige einen Besuch; er wurde sehr höflich empfangen. Auf die Entschuldigung, daß wir ihm kein besseres Geschenk anbieten könnten, erwiderte der Fürst, er sei vollständig befriedigt, und wir müßten ja unsere Habe sparsam verwalten, da es unseres Berufes sei, jedermann zu unterstützen. Das war für einen geizigen Sohn des Propheten alles Lobes wert.

„Er war uns auch beim Ankaufe zweier guter Reitpferde behilflich; die Stute nannten wir Bida, den stolzen Renner Krumir. Wir stiegen am Abende noch zu Pferde, um uns die Stadt anzusehen; aber der entsetzliche Staub in den Straßen trieb uns aufs offene Feld hinaus. Während der Nacht sank die Temperatur so stark, daß P. Chausse einen tüchtigen Schnupfen, ich selbst Fieber und heftige Ohrenschmerzen bekam. Doch konnte ich mich nicht entschließen, zu Hause zu bleiben. Schon mit den ersten Sonnenstrahlen waren wir auf und wollten uns zu Pferde die Stadt ansehen. Vor den Moscheen kauerten einige fromme Muselmänner und sangen das Morgengebet. Die Blinden, deren es eine unglaubliche Zahl giebt, bildeten in langer Reihe in der Hauptstraße vom Markte bis zum königlichen Palaste Spalier; die Kranken, die Lahmen, die Aussätzigen nahmen ihre gewohnten Plätze ein, an denen sie die reichen Mohammedaner im Namen Allahs um eine milde Gabe bitten. Wie viel Gutes könnte die christliche Liebe inmitten so großen Elendes thun! Die ersten Marktweiber zündeten da und dort ihre kleinen Öfen an, auf denen bald in Öl oder Pflanzenbutter Reiskugeln und Sorghokuchen schmoren werden. Auf Ochsenhäute und zierliche Haussamatten nachlässig hingestreckt, zogen die mohammedanischen ‚Frommen' an ihren Gebetschnüren, während sie gleichzeitig den neuesten Stadtklatsch und das Wohl und Wehe der Mitmenschen eingehend verhandelten. Namentlich um die kleinen Bäche, welche die Stadtviertel trennen,

Eine Fähre über den Niger. (S. 417.)

drängten sich trotz der frühen Stunde Scharen; es war die Zeit der ersten Waschung, und alles eilte lärmend und schreiend zu dem Wasser, das man während der Nacht etwas zurückgestaut hatte. Sänger und Trommler, welche hier den Morgenruf zum Gebete besorgen, zogen in Banden durch die Stadt, um den Reichen, die noch im Schlummer lagen, den Segen des Himmels und namentlich der Erde anzuwünschen. Als sie an uns vorüberkamen, begrüßten sie auch uns mit ihrem näselnden Gesang und mit Trommelschlag. Die Weber begaben sich in ihre Werkstatt, die Feldarbeiter auf die Äcker. Im königlichen Palaste gingen die Hofleute schon geschäftig aus und ein; der große Platz davor stand voll reich geschirrter Pferde, welche feurig umhertanzten und doch jedem Winke der kühnen Reiter in ihrem Sattel gehorchten. Eine Truppenschau sollte stattfinden. Wir beeilten uns, um den Vorüberzug der Streitkräfte des Königs Maliki nicht zu versäumen.

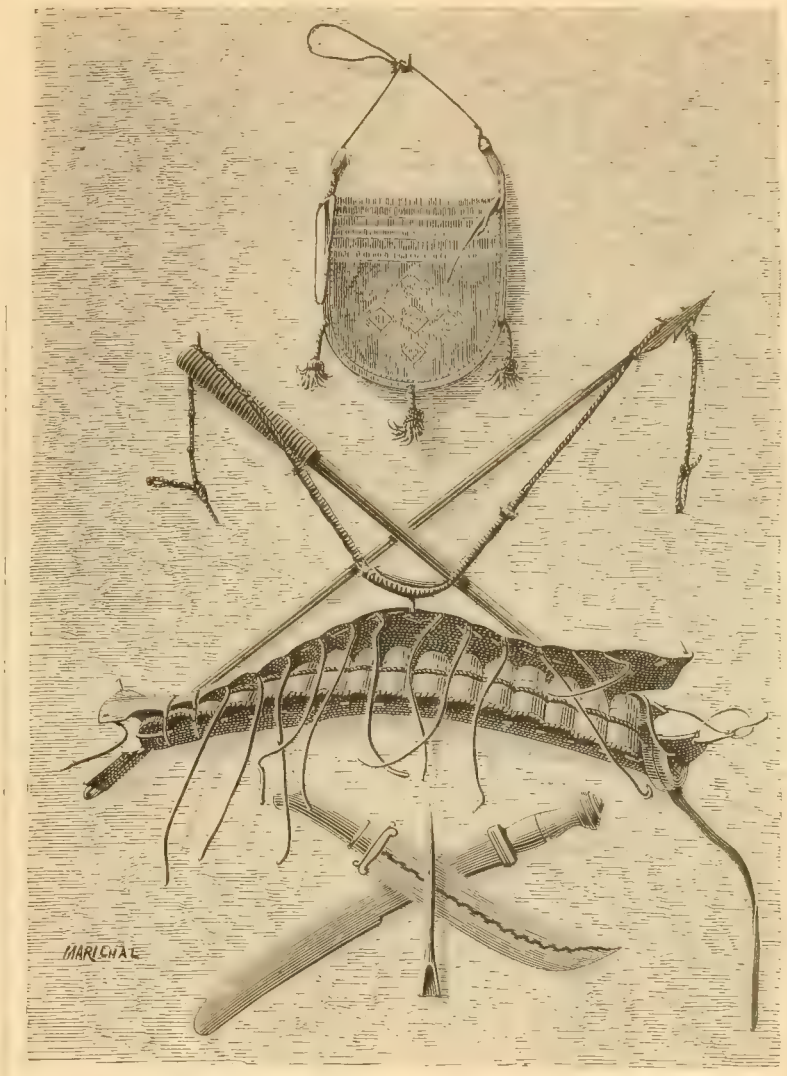
„Während die übrigen Märkte ziemlich leer waren, stand der Viehmarkt voll Hornvieh und Schafe, und rings um die Tiere drängten sich die mohammedanischen Metzger. Mit wachsendem Eifer stritten sie sich um die Preise und zeigten dabei mit ihren Stöcken auf das Tier, um welches sie feilschten. War man handelseinig, so schlug der Metzger mit einer wilden Gebärde die weiten Ärmel seines Kleides zurück, acht oder zehn Sklaven faßten den Stier, banden ihm einen Strick um die Hörner und die Hinterbeine, schleppten ihn ein wenig zur Seite und warfen ihn in den Staub; dann drehte ihm der Obermetzger den Kopf nach Osten und schnitt ihm unter genauer Beobachtung sehr eingehender Vor-

schriften die Kehle ab. Das Freudengeschrei von Weibern und Kindern und das ängstliche Brüllen der Stiere begleitete diese Handlung.

„Einige Schritte von den Tieren entfernt erblickten wir drei oder vier Reihen ziemlich gut gekleideter junger Neger, dazwischen Mädchen und alte Weiber, denen die Last der Jahre den Rücken gekrümmt hatte. Es mochten wohl 300 Sklaven in diesem Teile des Marktes zusammengepfercht sein. Wenn man diese Unglücklichen lachen und plaudern hörte, so hätte man nicht meinen sollen, daß dieselben wie unvernünftige Tiere eines Käufers harrten. P. Chausse wollte einen dieser unglücklichen Knaben freikaufen und ließ sich mit dem Sklavenhändler ins Markten ein. Seine Wahl fiel auf einen jungen Menschen, der eine gar traurige Miene machte. Aber der Knabe erhob beim Anblicke des weißen Mannes ein solches Angstgeschrei, daß wir unsere Absicht aufgaben. Einige Monate früher hatte P. Chausse in Dahomeh einen Negerknaben gekauft. Als der Preis bezahlt war, brach der Kleine in erbärmliches Weinen aus; gerne wollte er zwar mit dem freundlichen Weißen gehen, aber die Trennung von einem Bruder fiel ihm entsetzlich schwer. Es blieb P. Chausse nichts anderes übrig, als ein zweites Opfer zu bringen und auch den Bruder freizukaufen.

„Von dem Sklavenmarkte eilten wir nach dem Felde, auf welchem die Truppen, sowohl Fußvolk als Reiterei, vor König Maliki vorüberziehen mußten. Der Fürst saß auf einem stolzen Pferde, welches mit reichen Schabracken bedeckt war. Die mit Arabesken verzierten Steigbügel waren aus Kupfer, und der Kopf des Pferdes war von zahlreichen, sorgfältig gearbeiteten Kupferplättchen fast bedeckt, und all das Metall glänzte wie Gold. An der Mähne hingen in kleinen Lederbeutelchen zahllose Amulette. Der König selbst war von einem grünen, mit reichen Goldborten verzierten Gewande fast ganz verhüllt. Einige ebenfalls kostbar gekleidete Offiziere auf prächtigen Rennern bildeten die Umgebung des Fürsten. Vor diesem Stabe ließ ein Fähnrich sein Roß wahre Kunststücke zierlicher Bewegungen ausführen. Nach dem Stabe schritt das Amazonencorps kühn einher, die Weiberarmee des Königs von Bida. In der Mitte derselben ragte die tapfere Generalin Mitha hervor, welche sich bei der Eroberung von Lasiagi großen Ruhm erwarb. Schon wankten bei der unerwartet hartnäckigen Verteidigung die Soldaten Malikis und waren auf dem Punkte, Reißaus zu nehmen, da stand inmitten der Kugeln und vergifteten Pfeile Mitha unbeweglich, feuerte ihre wilden Gefährtinnen zum Kampfe an, und das Beispiel der Weiber belebte auch den Mut der Krieger aufs neue. Die Stadt wurde mit Sturm genommen und geplündert. Diese Waffenthat erwarb dem Amazonencorps die Ehre, unmittelbar hinter dem Generalstab marschieren zu dürfen, und die Kriegerinnen scheinen darauf nicht wenig stolz zu sein.

„Man kann sich nur schwer einen Begriff von der Truppenschau bilden, deren Zeugen wir waren. Fußvolk und Reiterei marschiert durcheinander. Alle sind bis an die Zähne bewaffnet; die Bogenschützen sind weit zahlreicher als die mit Flinten Bewaffneten; fast alle tragen ovale Schilde von 3 bis 4 Fuß Höhe; dieselben sind aus Leder so geschickt gearbeitet, daß man sie je nach Bedürfnis öffnen oder zusammenklappen kann. Die vornehmern Häuptlinge umgeben sich mit einer Art Leibwache aus jungen Leuten, welche sich durch bunte Kleidung auszeichnen. Da läuft und springt eine Ehrenwache von Soldatenkindern vor einem einflußreichen Anführer her; dann kommen wieder in bestimmten Zwischenräumen berittene Militärmusikbanden — Pfeifer, Trommler, Sänger, alles auf feurigen Rennern. Auch sonst ziehen viele Trommler mit und beflügeln durch ihr rasches Tempo den Vorbeimarsch des Heeres.



Waffen der Neger an der Sklavenküste. (S. 418.)

„3000 Mann, davon zwei Dritteile Reiter, mochten an uns vorübergezogen sein. Die Nachhut war noch nicht weit entfernt. Aber wir konnten unsere an die wilden Marschweisen gewöhnten Pferde nicht länger zügeln. Wir mochten wollen oder nicht, sie schlossen sich dem Zuge an, und so sahen wir uns auf einmal in die schwarze Staubwolke, welche er aufwirbelte, eingehüllt. Dreiviertel Stunden folgten wir dem Heere; der König führte es an das Nordthor und ritt dann in die Stadt zurück, während die Truppen nach einem einige Tagereisen entfernten Dorfe zogen."

Von Bida aus reisten die beiden Missionäre zurück an den Niger, setzten auf einer Fähre (vgl. das Bild S. 416) über denselben und nahmen den Weg quer durch die Landschaft Yoruba

dem Meere zu; es würde uns aber zu lange aufhalten, wenn wir ihnen auf diesem weiten und beschwerlichen Landwege folgen wollten. Wir wählten also wiederum die Wasserstraße des Niger und finden an seiner Mündung den „Afrikaner", der uns in kurzer Fahrt an die angrenzende Sklavenküste bringt.

5. Die Zöglinge von Puerto-real, Porto-novo und die Negerschule des hl. Ludwig.

Man nennt die Küste, an welcher wir nunmehr vor Anker gehen, die Sklavenküste, weil früher, als der Sklavenhandel noch mehr im Gebrauche war, die Sklavenhändler gerade hier am allermeisten die unglücklichen Neger kauften oder raubten und, auf ihren Schiffen zusammengepfercht, nach Amerika auf den Sklavenmarkt schleppten.

Wenn nun aber auch der Sklavenhandel nach außen nicht mehr so betrieben wird, wie früher, so steht er doch in Afrika selbst noch in voller Blüte. Denn die dortigen Könige und Fürsten brauchen ganze Scharen von Sklaven und pflegen sich dieselben unter ihren eigenen Unterthanen oder manchmal auch unter den angrenzenden Volksstämmen gewaltsam zu rauben. Ich will ein Beispiel erzählen, das mir zugleich Gelegenheit gibt, von einigen Anstalten zu reden, welche die christliche Liebe für die armen Kinder jenes Landes gegründet hat.

Es war in einer dunkeln Märznacht des Jahres 1862. In dem kleinen Dorfe Ischagga, nordöstlich von der großen Stadt Abeokuta, die wir später miteinander besuchen wollen, lagen alle Leute in tiefem Schlafe. Da nahten sich im Schatten der Nacht und verborgen durch das üppig wuchernde Buschwerk die Soldaten des grausamen Königs von Dahomeh, allen voran das Weiberbataillon, die Amazonen, dem friedlichen Dorfe; auch der König von Dahomeh hat nämlich unter seinen Truppen eine Schar von Weibern, und diese sind die wildesten und blutdürstigsten von allen. Die Feinde umzingelten das Dorf von allen Seiten und besetzten mit großer Vorsicht die Ausgänge; dann war alles still bis zum zweiten Hahnenschrei.

Als der Hahn krähte, erhob sich rundum wildes Kriegsgeschrei und Büchsengeknatter; Feuer ergriff die Hütten und weckte die überraschten Bewohner. Greise, Weiber und Kinder suchten zu fliehen; aber sie fielen dem Feinde in die Hand und wurden gefangen. Die Männer griffen zu ihren Waffen (vgl. das Bild S. 417) und setzten sich zur Wehre. Allein überrascht, von Rauch und Flammen umringt, stürzen sie unter den Streichen der feindlichen Keulen; auch sie werden mit Ketten beladen und mit den andern Gefangenen zusammengekoppelt.

Inzwischen bricht der Morgen herein, und das siegreiche Heer setzt sich mit seiner Beute in Marsch nach der Hafenstadt Waidah, dem berüchtigten Sklavenmarkte. Voraus ziehen die Führer auf elenden Kleppern, an deren Hals die Köpfe der besiegten Häuptlinge baumeln. Ihnen folgt ein wahrhaft höllisches Musikcorps mit gellenden Hörnern aus Elefantenzähnen, dumpfen Trommeln, klirrenden Eisenstäben und Schellen. Dann der lange Zug der Gefangenen, die in ohnmächtiger Wut unter der Last ihrer Ketten und unter den Püffen ihrer Herren knirschen. Von Zeit zu Zeit macht der Zug Halt. Dann verdoppelt sich das wilde Geheul; denn es gilt, irgend einem vorüberziehenden europäischen Kaufmann zu Ehren die Heldenthaten Dahomehs zu besingen, und die abscheulichen Krieger bringen dem Fremden einen Flaschenkürbis voll feindlichen Blutes, das sie mit sich tragen, entgegen, damit er nach ihrem Beispiele seine Hände in dasselbe eintauche.

So feiern sie mehrere Tage lang ihren Sieg; dann stellt man die Gefangenen zu Waidah auf dem Markte aus. Diejenigen, welche daselbst keinen Käufer finden, werden später nach der Stadt Abomeh geschleppt, um dort bei den jährlichen großen Menschenopfern abgeschlachtet zu werden. So will es der grausame König von Abomeh, ein ebenso geiziger als blutdürstiger Tyrann. Wir werden später von diesen schrecklichen Menschenopfern zu erzählen haben, jetzt wollen wir uns mit dem Schicksale einiger der zu Ischagga gefangenen Negerkinder befassen.

Nach Waidah waren bereits einige eifrige Missionäre gekommen und hatten daselbst ein Haus gegründet. Sobald nun dieselben hörten, daß die Raubsoldaten des Königs von Dahomeh wieder eine Schar Gefangener eingebracht hätten, ging der eine von ihnen, Borghero mit Namen, auf den Markt, um aus der unglücklichen Schar wenigstens einige von den schwarzen Kindern zu kaufen. Er hätte sie gerne alle gekauft; aber leider reichte das Geld, welches ihm der Verein der heiligen Kindheit geschickt hatte, dem wohl alle meine jungen Freunde angehören, hierzu nicht aus; so mußte er sich, wiewohl blutenden Herzens, mit einigen davon begnügen, welche ihm die hoffnungsvollsten zu sein schienen. Die armen Kinder meinten, es gehe ihnen ans Leben, und folgten ihrem Befreier laut weinend und jammernd. Etwa ein Jahr später eröffneten die Missionäre zu Puerto-real in Spanien, nahe bei dem großen Seehafen Cadix, ein Waisenhaus. Die Missionäre aus Europa werden nämlich an der Sklavenküste bald krank und sterben; denn das dortige Land ist für die Fremden sehr ungesund: sie kamen daher auf den Gedanken, ihr Waisenhaus lieber in Spanien zu bauen und die schwarzen Kinder in der Fremde zu erziehen. Vielleicht, dachten sie, gelingt es mit der Hilfe Gottes, dieselben zu Missionären heranzubilden; dann können diese ihren Landsleuten das Evangelium predigen. Im Mai 1863 wurde die erste Schar dahin gebracht und die Anstalt eröffnet. Zwei Jahre später brachte P. Borghero eine zweite Abteilung nach Puerto-real. In der Hafenstadt Lagos, etwas östlich von Waidah, bestieg er den Dreimaster „Franklin" und trat mit einem Dutzend Knaben von 9—12 Jahren die Reise nach Spanien an. Die Kinder waren unterwegs recht traurig; wie auf dem Sklavenmarkte kauerten sie auf dem Verdecke zusammen.

Ein Sturm verschlug das Schiff nach Lissabon; daselbst kaufte der Missionär seinen schwarzen Knäblein europäische Kleider, denn bis dahin hatten sie nichts getragen als ein Stück Leinwand um die Lenden. Da hätte man aber die Verlegenheit der Kleinen sehen sollen: sie wußten, wie weiland David in der Rüstung des Goliath, nicht zu gehen. Namentlich waren ihnen die Schuhe sehr unbequem, und sie zauderten auch gar nicht, sich derselben zu entledigen. Da liefen nun die einen mit ganz nackten Füßen daher, die Schuhe unter dem Arme tragend, während andere mit einem bekleideten und einem unbekleideten Fuße erschienen und noch andere sich mühsam in ihrer Fußbekleidung des Weges schleppten. Die Leute liefen zusammen, um das sonderbare Schauspiel zu sehen. Als dann der Missionär mit ihnen in ein Gasthaus trat, fing die Verlegenheit erst recht an. Mit Messern und Gabeln wußten sie nicht umzugehen, noch viel weniger hatten sie eine Ahnung, wozu man Stühle gebrauche; sie legten ihre Schuhe darauf und fingen vor lauter Angst und Bangigkeit laut zu weinen an, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. Wie sie später erzählten, waren sie nämlich der Meinung, man habe sie in das Land der Weißen geführt, um sie daselbst zu verspeisen, und glaubten nun den letzten Augenblick gekommen.

Zu Puerto-real trafen sie ihre Landsleute, die Kinder vom Dorfe Ischagga; nun war alles gut. Die Missionäre unterrichteten sie in der christlichen Religion; später kehrten die meisten wieder in ihre Heimat zurück, wo sie den Missionären gute Dienste leisteten und fast alle ihrer Erziehung Ehre machten.

Es stellte sich übrigens bald heraus, daß, wie der Gesundheit der Missionäre die afrikanische Küste nicht zuträglich war, so andererseits unsere europäische Sonne den afrikanischen Kindern nicht zusagen wollte. Auch schien es vortheilhafter, die Knaben in ihrer eigenen Heimat zu erziehen; so beschlossen denn die Missionäre, das Opfer zu bringen, und errichteten an der Sklavenküste selber Waisenhäuser. Eines der größten befindet sich in der schon erwähnten Hafenstadt Lagos; es zählte 1872 über 250 Zöglinge, und wollen wir eine Abbildung der dortigen Kirche (vgl. untenstehendes Bild) beilegen. Eine andere berühmte Schule errichteten die Missionäre in Porto-novo; aus ihr sind schon recht gut unterrichtete Kinder hervorgegangen. Die Lehrer rühmen vor allem die Liebe und die brüderliche Gesinnung, die unter allen herrsche, ob sie nun ganz arm seien oder etwas wohlhabendere Eltern besäßen. In die Schule gehen zu dürfen, halten sie für eine große Ehre; deshalb legen sie immer ihre besten Kleider an, und wenn sie einmal aus der Schule wegbleiben, so geschieht es, weil sie nicht die Mittel haben, sich anständig zu bekleiden. — Auch Cardinal Lavigerie ließ durch seine Missionäre

Die Kirche von Lagos.

auf den Sklavenmärkten Negerknaben kaufen, um sie zu erziehen und zu Gehilfen für seine Missionäre heranzubilden. Jeder dieser Knaben kostete ihn auf dem Markte durchschnittlich 120 Mark; da die Märkte aber weit im Innern des Landes liegen, kamen sie ihn mehr als noch einmal so teuer zu stehen, bevor sie in Algier landeten.

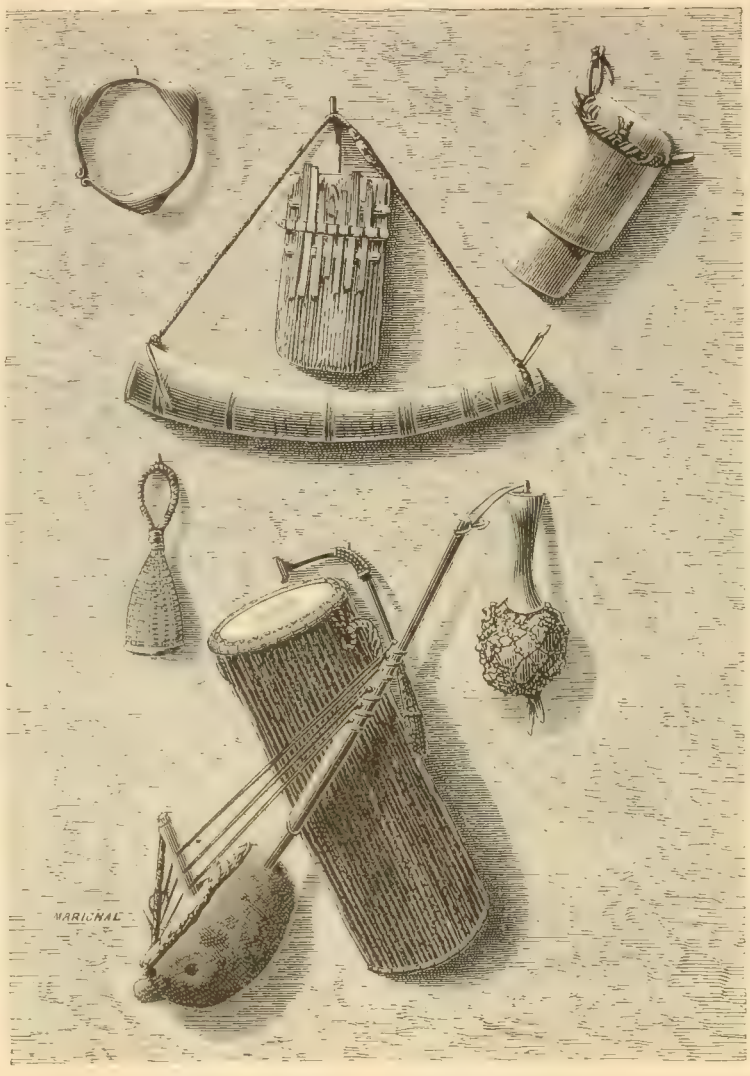
Für die losgekauften kleinen Neger hat er aber eine eigene Schule gegründet, und zwar nicht in Algier selbst, sondern in dem weiter östlich gelegenen Tunis. Wie wir früher erzählten, liegen rechter Hand, wenn man vom Mittelmeer aus durch den engen Kanal nach Tunis fährt, die Ruinen Karthagos, und aus diesen mit Sand bedeckten Schutthaufen ragt die Kapelle des hl. Ludwig hervor. Dort unter dem Schutze dieses heiligen Königs hat der Erzbischof von Algier seine Negerschule gegründet.

Später verlegte der Cardinal Lavigerie diese Schule nach der Insel Malta. Jetzt sind schon manche Zöglinge dieser Anstalt als Ärzte in den Missionen im Innern Afrikas thätig.

6. Spiele, Geld und Ceremonien.

Wenn die Schule in Porto-novo, wohin wir jetzt zurückkehren, vorbei ist, fangen die Spiele an, und unter ihnen nimmt der Tanz die erste Stelle ein; denn wie alle Neger lieben auch die Bewohner der Sklavenküste den Tanz leidenschaftlich. Gewöhnlich versammelt man sich dazu unter einem schattigen Baume, nicht selten stellen sich herumziehende Musikanten und Tanzmeister ein, die mit viel Geschick ihre Künste ausführen. Die Tanzmeister tragen leichte, bunte Kleider, Schnüre und Muscheln und allerhand kleine Knöchelchen um Schulter, Brust und Leib, an den Ellen-

bogen ein Stück Pferdeschweif und auf dem Kopfe bunte Federn. Das alles klirrt und klappert, schillert und flattert, wenn sie sich mit sonderbaren Grimassen winden und wenden und immer rascher und rascher beim Schalle des Tamtam und dem Klatschen der Menge wie ein Kreisel drehen. In den größern Ortschaften und an den Höfen der Fürsten sind große Musikbanden, die zum Tanze aufspielen. Wir haben ihre Instrumente abbilden lassen (vgl. untenstehendes Bild); die Töne, welche dieselben hervorbringen, spotten aber jeder Beschreibung: das Gebrüll der Trompeten aus Elefantenzahn, das dumpfe und stoßweise Dröhnen der Tamtam, das Rasseln der mit Knochen und Scherben gefüllten Kürbisse, die schrillen Töne der Triangel und alter zerbrochener Schellen machen einen Lärm, der für unsere Ohren entsetzlich klingt, den Negern aber ebenso schön vorkommt, wie uns das prächtige Spiel einer Regimentsmusik.



Musik-Instrumente der Neger an der Sklavenküste.

Neben dem Tanze lieben die Negerkinder auch noch manche andere Spiele. Eines hat Ähnlichkeit mit unserem Damenspiele, am meisten verbreitet ist aber das Uarispiel. Zu demselben braucht man ein Brett, in welches zwei Reihen von je sechs Löchern eingeschnitten sind. In jede dieser Vertiefungen werden vier bunte Bohnen oder Kugeln gelegt. Dann fängt der eine Spieler an, die vier Kugeln der letzten Vertiefung links je eine nach der andern, angefangen mit der zweiten Vertiefung, in die folgenden Löcher zu vertheilen. Ebenso macht es der andere Spieler mit den vier Kugeln der letzten Vertiefung auf seiner Seite. Gelingt es einem der Spieler, seine Kugeln in ein Loch zu bringen, das nur eine feindliche Kugel enthält, so gehört diese ihm, und so geht es weiter, bis einer von beiden alle Kugeln des Feindes erobert hat; die Kunst besteht also darin, seine Vertiefungen möglichst gut besetzt zu haben und seine Kugeln in die schwach besetzten Löcher des Feindes zu bringen. Dieses Spiel ist sehr verbreitet, und man macht selbst den Vornehmen im Lande eine große Freude, wenn man ihnen vier Dutzend schöner Glas- oder Marmorkügelchen schenkt, um damit ein Uarispiel besetzen zu können.

Natürlich spielt man auch oft um Geld; man hat aber dort zu Lande keine Mark und Pfennige, wie bei uns, überhaupt keine Münzen. Statt derselben sind bunte Muscheln im Gebrauche, die man Kauris nennt (vgl. das Bild S. 421). Diese finden sich nur in sehr geringer Anzahl an der Westküste von Afrika; meistens bringt man sie in Schiffen von dem weit entlegenen Sansibar oder von Mozambique her; sonst könnte ja jeder an das Meeresufer hinunterlaufen und sich sein Geld zusammensuchen. Da wir miteinander nach der Hauptstadt Abeokuta reisen wollen, müssen wir uns etwas mit dem Münzfuße des Landes vertraut machen. 40 solcher Kauris gelten gleich einem Toki, und dieser hat etwa zwei Pfennige an Wert; 5 Toki sind dann eine Gallin oder etwa 10 Pfennige, 10 Gallin gleich einem Piaster oder einer Mark, und 10 Piaster sind ein Sack oder 10 Mark. Man braucht daher nicht sehr reich zu sein, um an seinen Schätzen schwer genug schleppen zu müssen. Ein Sack Kauris (10 Mark) wiegt 50 bis 60 Pfund. Der Preis eines Huhnes ist 500 bis 1000 Kauris, eines Schafes 8000—12000 Kauris, eines Pferdes 700000—800000 Kauris u. s. w.

Bis man nur eine solche Zahl abgezählt hat, dauert es eine gute Weile; die europäischen Kaufleute haben dafür einheimische Weiber angestellt, welche im Abzählen der Kauris eine große Geschicklichkeit haben. Der König von Dahomeh läßt dieses Geschäft durch seine weiblichen Soldaten besorgen; diese nähen 30—35 Stück in Palmblätter ein, welche dann für einen Toki (40 Stück) gelten müssen; denn der König beansprucht das Vorrecht, bei jedem Toki 5—10 Stück betrügen zu dürfen. Wenn wir ihn besuchen, so wird er uns das eine oder das andere dieser Kauripäckchen zum Geschenke machen; seinen Soldaten aber gibt er für jeden Feind, den sie lebendig oder tot ihm einliefern, 10 Piaster in Kauris.

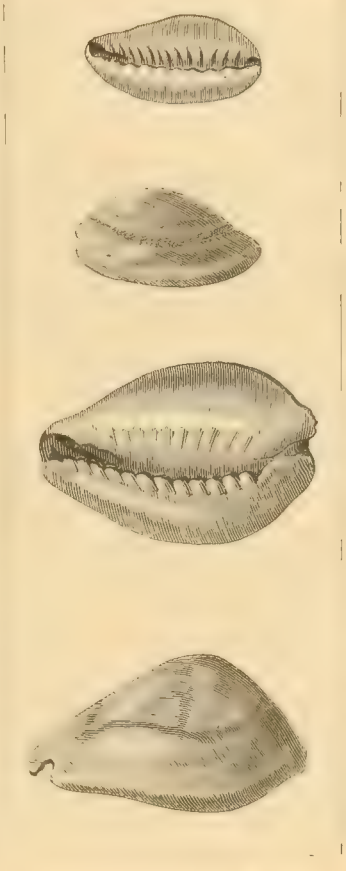
Wenn uns übrigens auf der Reise die Geldmuscheln ausgehen, so können wir uns durch Tauschhandel voranhelfen; eine leere Flasche, ein Stück Spiegel, ein Taschenmesser, irgend ein Stück Flitter wird gerne an Geldes Statt angenommen.

Bevor wir irgend einen Besuch bei einem Eingebornen, sei er König oder Unterthan, machen können, müssen wir uns einen Ceremonienstab verschaffen. Glücklicherweise ist das keine Hexerei;

wir brauchen nur den ersten besten Stock aus einer Hecke zu schneiden, oder irgend ein Bambusrohr aufzuraffen und zu erklären, das sei unser Ceremonienstab, so ist uns schon geholfen, und jeder Neger wird nun diesem Stocke die gleiche Ehre erweisen, wie uns selbst. Der Ceremonienstab der Mission ist mit einer Elfenbeinkugel geschmückt, welche ein Kreuz trägt. Die Ceremonienstäbe des Königs von Dahomeh gleichen Tambourmajor-Stöcken und sind mit Löwen geziert; denn der Löwe ist das Abzeichen der königlichen Macht, und man nennt den König „Kini-Kini", d. h. Löwe, wie man bei uns zu Lande „Ew. Majestät" sagt.

Es gibt nun drei Arten von Ceremonienstäben: der große, den man nur bei den allerfeierlichsten Anlässen, wie bei einer königlichen Audienz, braucht; der mittlere, dessen man sich bei den Besuchen der Ortsvorsteher bedient; und der sogenannte freundschaftliche, der zum Privatverkehr dient. Niemals besucht nämlich ein Neger einen Weißen oder umgekehrt, ohne daß man sich durch den Dolmetscher einen dieser drei Stöcke vortragen läßt, und wenn man nicht selber hingehen will, so schickt man seinen Stock, und das wird angenommen, als ob man persönlich die Visite abgestattet hätte. Wenn ein solcher Stock gebracht wird, faßt man ihn in seine Hand und gibt ihn dem Dolmetscher erst zurück, nachdem man seine Frage oder Bitte beantworten kann.

Hat man die Ehre, einen Stock des Königs von Dahomeh zu erhalten, so ist das Ceremoniell nicht so einfach. Der Stab wird von einem Hofherrn feierlich getragen und von den „Apoligans", von der Leibwache, wie der König selbst begleitet. Sobald der Zug ankommt, steht alles auf und entblößt sein Haupt; dann entfernt man mit großer Ehrfurcht die zwei oder drei Tuchhüllen, welche den Stock verschleiern. Sobald er entblößt ist, wirft sich der Häuptling und sein ganzes Gefolge in den Staub; in dieser Lage verharrt die Zuhörerschaft, bis die Botschaft verkündet ist. Dann erhebt man sich, und die Person, welche die Ehre hat, so vom Könige gegrüßt zu werden, und welche die ganze Zeit über die Hand auf dem Stabe ruhen ließ, nimmt denselben an sich und bewahrt ihn bis zu dem festgesetzten Tage, an dem sie dem Häuptlinge Antwort geben will.



Kauri-Muscheln. (S. 420.)

7. Die Obrigkeit an der Sklavenküste.

Die höchste Obrigkeit ist der König. Der mächtigste unter den vielen kleinen Fürsten, die sich so nennen lassen, ist der grausame König von Dahomeh, welcher in seiner Hauptstadt Abomeh, drei Tagereisen von dem Seehafen Waidah, im Innern des Landes herrscht. Er schreibt sich nicht nur die Gewalt zu, das Land zu regieren, sondern betrachtet alle Unterthanen mit Gut und Blut als sein unbeschränktes Eigentum, mit dem er nach Lust und Laune umspringen kann. Er verkauft sie oder schlachtet sie ab, wie es ihm gut scheint. Von seiner Blutherrschaft werden wir noch mehr hören. Frankreich betrachtet gegenwärtig sein Gebiet als unter seiner Schutzherrschaft stehendes Land.

Glücklicherweise sind nicht alle Könige des Landes so mächtig, noch auch so grausam wie der Beherrscher von Abomeh. Der König von Porto-novo zum Beispiel, mit dem die Missionare viel zu thun hatten, ist viel harmloserer Natur. Sein „Palast" ist nichts als eine Gruppe elender Hütten, die etwa einen Raum von 300 100 qm einnehmen und von einer mit Palmblättern bedeckten Lehmmauer umgeben sind. Nur zwei Bauten sind etwas „königlicher": die eine, errichtet von König Sudschi, ist mit einem Strohdache gekrönt; die andere, von dessen Nachfolger Mekpon aufgeführt, wurde mit Zinkeisenblech bedeckt. Den ersten dieser Paläste haben wir, nach einer Photographie gezeichnet, zur Bewunderung beigelegt (vgl. das Bild S. 422). Übrigens kümmerten sich die Könige wenig um diese von ihnen errichteten „Burgen"; sie wollten sich in denselben nur ein Denkmal setzen, und wohnten alle Tage ihres Lebens in ebenso elenden Hutten wie ihre Unterthanen.

Zwei Hauptthore führen in diese Königsburg. Sie sind mit einer kleinen Fetischkette den bösen Geistern gesperrt, und die Neger entblößen, so oft sie vorbeigehen, Haupt und linke Schulter aus Ehrfurcht vor dem Heiligtume. Nahe bei dem Palaste ist noch ein anderes Thor, ganz mit den Bildern der Ortsgötzen bedeckt; man nennt es das Fetischthor (vgl. das Bild S. 423).

Treten wir nun durch das Thor der von König Mekpon erbauten Burg ein, so erreichen wir durch einen schmutzigen Gang einen kleinen, viereckigen Hof. Ein von Holzsäulen getragenes Schirmdach geht rundum. In dem Teile, welcher dem Audienzhofe zunächst liegt, ist der Boden festgestampft und mit Kuhmist gebohnt. Da warten, auf ihre Matten gekauert, die Großen des Hofes auf die Stunde der Audienz. Der König läßt sie oft Tage lang warten; auch die Europäer müssen daselbst auf ihn harren, und da der König ihnen keinen Stuhl anzubieten hat, läßt man sich einen Sessel mitbringen. Auf dem Hofe gackern die Hühner und schnattern die Enten und tummeln sich ungeniert die Schweine Sr. Majestat; namentlich die letztern Tiere haben überall freien Zutritt. Oft trifft man auch Unterthanen des Königs, welche ihre Steuern in Person einliefern. Der eine trägt ein Bündel Holz, ein anderer einen Sack Mais, Ignamen oder Pataten, wieder andere ein paar Hennen, und wenn es hoch kommt, ein Schaf oder eine Ziege.

Der Hof, in welchem der König thront, ist ziemlich geräumig, dreieckig und nur zur Hälfte von einem Schutzdache umgeben. Rechts sieht man drei riesige Trommeln, welche nur bei außerordentlich feierlichen Audienzen geschlagen werden. Wenige Schritte von ihnen erblicken wir in einer Art Nische unter dem Schutzdache einen Neger; er sitzt mit einem Seidenschurze bekleidet, eine griechische Mütze auf seinem Kopfe und aus einer langen Pfeife rauchend auf einer Matte: das ist Se. Majestät der König Toffa, der augenblickliche Beherrscher des Königreichs Porto-novo. Rund um ihn kauern einige seiner Diener, jedes Winkes seiner Hand gewärtig. Wir gehören zu den Freunden Sr. Majestät und dürfen daher zu ihm hintreten, ihm die Hand geben und uns nach seinem

Wohlergehen erkundigen. Dann treten wir etwas zurück und setzen uns. Zum Abschlusse der Audienz bietet man uns ein Glas Wasser, dann einen Schluck Schnaps, beides in Gefäßen, die von Schmutz starren; glücklicherweise genügen wir der Hofsitte vollständig durch das bloße Eintauchen unserer Lippen. Jetzt erst dürfen wir uns erheben und nach wiederholtem Händedrucke uns von Sr. Majestät beurlauben.

Mit so einfachen Ehrenbezeigungen begnügt sich aber der König seinen eigenen Unterthanen gegenüber keineswegs. Vor allem legen Minister und Häuptlinge sämtliche Kleidungsstücke bis auf die Leibbinde ab, dann treten sie in gebückter Haltung, die Hände auf den Knieen, in den Audienzsaal. Vor dem Könige aber werfen sie sich der Länge nach auf den Boden, küssen dreimal die Erde, schnalzen nach jedem Kusse mit den Fingern und bleiben so lange liegen, bis Se. Majestät ihnen gnädigst sich aufzurichten gestattet.

Nach den Königen kommen in der obrigkeitlichen Rangordnung an der Sklavenküste die verschiedenen „Häuptlinge", cabeceira nennt sie der Portugiese. Diese entsprechen bald unsern Ministern, bald aber haben sie auch nur den Rang einfacher Dorfschulzen. Die Häuptlinge werden stets vom Könige ernannt, als Zeichen ihrer Würde erhalten sie von ihm drei Stücke: 1. Einen Sonnenschirm, ein gewaltig großes, flaches Ding von buntem Stoff und mit Fransen verziert, welches

Palast des Königs Sudschi. (S. 421.)

mehreren Personen Schutz bietet. Nur die Häuptlinge haben das Vorrecht, ein solches Gerät zu tragen, und wehe jedem andern Sterblichen, der es wagen würde, mit einem Schirme sich zu zeigen! Dagegen erscheint auch kein einziger Häuptling ohne dieses Zeichen seiner Würde. – 2. Den Thronsessel (vgl. das Bild S. 424). Derselbe ist aus einem einzigen Stücke des Huntibaumes gefertigt. Nur die Hauptstadt Abomeh besitzt das Vorrecht, solche Stühle machen zu dürfen; natürlich ändert sich Schmuck und Größe je nach der Stellung des Häuptlings. — 3. Die lange Pfeife und den großen Tabakbeutel. Die Pfeife wird von einem Holzetui umschlossen. Der Häuptling darf ohne Schirm und Thronsessel ausgehen und reisen — ersteres thut er fast nie —, aber niemals ohne seine Pfeife und ohne seinen riesigen Tabakbeutel; eines solchen Fehlers gegen Sitte und standesgemäßes Betragen wird sich ein schwarzer Beamter nicht schuldig machen.

Zu diesen drei Insignien der Macht fügt der König bei den höhern Beamten silberne Armspangen, Schnüre von Glasperlen und Korallen, einen Säbel, und die allerhöchsten Würdenträger erhalten sogar zwei kleine Hörner aus purem Golde.

In einem geordneten Staate ist auch die Polizei ein nothwendiges Übel, und obschon die Königreiche an der Sklavenküste mit unsern geordneten Staaten keineswegs verglichen werden können, halten sie doch etwas auf Ordnung und Sicherheit und haben daher bei Tage ihre Laris (Gendarmen) und bei Nacht ihre Sangbletos (Nachtwächter) auf den Beinen.

Die Laris sind an dem sonderbaren Schnitte ihres Haupthaares kenntlich; sie rasieren nämlich den Kopf zu beiden Seiten

und lassen nur in der Mitte einen Streifen wie einen Hahnenkamm stehen. Ihre Person ist unantastbar; wer sich an einem Lari vergreift, muß des Todes sterben. Ihnen zur Seite stehen die Mocas, die Knechte der Häuptlinge; sie dienen zugleich als Gerichtsboten, Gefängniswärter, Schergen und Henker.

Sonderbar benehmen sich aber dort zu Lande die Nachtwächter. Sie verteilen sich in Gruppen von sechs bis acht Mann in die verschiedenen Stadtteile. Einer von ihnen ist ganz in einen großen Strohmantel gehüllt, der ihn zuckerhutähnlich vom Scheitel bis zu den Füßen deckt und an dessen Außenseite große Schneckengehäuse anstatt Schellen hangen. Der so vermummte Sangbleto hält sich von seinen übrigen Gefährten fern, und während jene hinter einer Mauer versteckt eine wahre Katzenmusik aufführen, läuft er unter seinem Strohdache hin und her, dreht sich im Kreise, geht und kommt und begleitet sein Gebärdenspiel mit klaglichem Stöhnen und Schreien. Daher glauben auch die einfaltigern Leute, und namentlich die Negerkinder, die Sangbletos seien Gespenster, die allnächtlich aus dem Meere emporsteigen, um die Stadt zu bewachen.

Die Nachtwächter haben die Befugnis, alle, welche nach 8 oder 9 Uhr des Abends auf der Straße betroffen werden, festzunehmen. Sie sollen Dieben und Brandstiftern das Handwerk legen, haben aber leider selbst nicht den allerbesten Ruf und erinnern viel an jene Diebesbanden, die König Gelele von Dahomeh stiftete und

Fetischthor in Porto-novo. (S. 421.)

die stets irgendwo am Rauben sind. Diese königliche Einrichtung soll die Unterthanen zwingen, stets auf ihrer Hut zu sein und alles wohl in Ordnung zu halten — so erklärte Se. Majestät bei der Einführung der sonderbaren königlichen Diebesbande seinen überaus väterlichen und fürsichtigen Willen.

8. Die Totenopfer für die Könige.

Die schreckliche Tyrannei, in welcher die armen Neger an der Sklavenküste schmachten, zeigt sich niemals so deutlich, als beim Tode eines Königs. Wenn der König von Abomeh stirbt, errichtet man ihm in der Totenhöhle einen Sarg aus einer Art Gips, **den man mit dem Blute von 100 Gefangenen anmacht**; diese sollen ihm als Sklaven in die andere Welt folgen. Unter das Haupt der Leiche legt man die Schädel der überwundenen Fürsten, und ihm zu Füßen so viele Schädel und Totenbeine, als Platz haben. Dann werden 8 Tänzerinnen und 50 Soldaten in die Höhle geführt, die ebenfalls den Auftrag haben, den toten König in die andere Welt zu begleiten. Drei Tage bleibt die Höhle offen, und wer sich freiwillig anschließen will, kann es thun; man sollte nicht glauben, daß auch nur einer so thöricht wäre, und dennoch melden sich oft Scharen von Männern und Weibern zu diesem freiwilligen Hunger- und Erstickungstode.

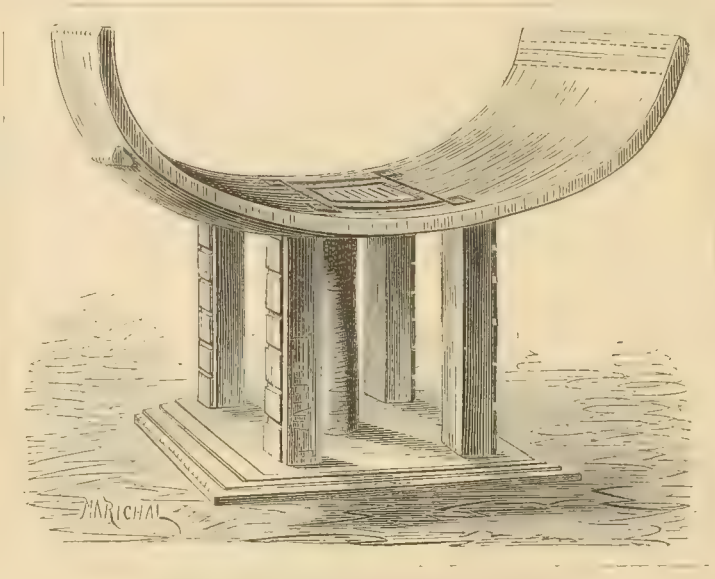
Doch diese Feierlichkeiten unmittelbar nach dem Tode des Königs sind ein Kinderspiel im Vergleiche mit den gräßlichen Schlächtereien, welche bei den großen öffentlichen Gedächtnisfeiern und namentlich $1^1/_2$ Jahre nach dem Sterbetage bei dem Regierungsantritt des neuen Königs stattfinden. Der König Bahadu von Dahomeh ließ seinem Vater Geso mehr als 3000 Menschen auf

die schrecklichste Weise abschlachten; ganze Berge von Schädeln schichtete er ihm zu Ehren auf, und ganze Ströme von Blut flossen.

Bis auf den heutigen Tag werden diese Greuel in der Königsstadt Abomeh fortgesetzt. Noch von der letzten Zeit haben wir Nachrichten über die Metzeleien, welche zu Ehren der verstorbenen Könige veranstaltet wurden. Im Juli 1889 verbluteten 500 Menschenopfer; im August täglich oft 70, im Oktober 700 bis 800 Sklaven und Kriegsgefangene am Grabe des Königs Geso. Ob Deutschland, das jetzt durch seine Besitzung an der Togo-Lagune der nächste Nachbar der königlichen Henker von Dahomeh geworden ist, künftig ein Wort mitsprechen und die Abschaffung dieser Greuel verlangen wird? — Ein Missionär schreibt: „Niemals würde man die Erzählungen von den grausamen Mordscenen für möglich halten, wenn nicht mehrere glaubwürdige Augenzeugen uns dieselben übereinstimmend schilderten. Noch im Jahre 1880 wollte sich ein Schiffsoffizier von der Richtigkeit der Erzählungen überzeugen. Er bat also den König um die Erlaubnis, nach Abomeh kommen zu dürfen; denn ohne königliche Genehmigung darf unter Todesstrafe niemand die Stadt betreten oder verlassen. Während des Aufenthaltes daselbst ist man Gefangener und kann ohne den Willen des Königs keinen Schritt thun. Die Zeit der blutigen öffentlichen Feste, die Gedächtnisfeier der verstorbenen Könige, nahte heran; täglich bluteten einige Menschenopfer. Der Offizier zeigte sein Mißfallen; man bemerkte ihm aber, wenn er noch ein Wort sage, so falle auch sein Kopf. Vereinzelte Opfer werden beständig dargebracht. Der Offizier hatte genug und bat um die Erlaubnis der Abreise; sie wurde ihm nicht zu teil; erst nach den großen Totenfesten würde man sie ihm gewähren. Nach zwei Monaten endlich wurde die Feier eröffnet. Auf einer unabsehbaren Ebene standen 3000 Sklaven und ebensoviele Ochsen in zwei Reihen aufgestellt, immer abwechselnd ein Mensch und ein Tier. Rundum schaute die zahllose Menge zu. Der König mit dem Gefolge seiner Würdenträger (auch unser Schiffsoffizier begleitete ihn gezwungen) schritt durch diese lebende Allee. Dann gab der Tyrann einen leichten Wink mit seinem Scepter, und im Nu fielen die 6000 Köpfe der Menschen und der Tiere. Jetzt stürzten sich die Krieger von Dahomeh über die Opfer her und verschlangen das blutige Fleisch der Tiere. Das sind keine Erfindungen, das ist reine Wahrheit und das wiederholte sich jedes Jahr! Der französische Offizier verlor bei diesem Anblicke seinen Verstand; immer glaubt er die Tausende von Köpfen vor seinen Augen fallen zu sehen und stößt Rufe des Schreckens aus.

„Jährlich führt der König von Dahomeh ohne allen Grund während sechs Monate Krieg mit seinen Nachbarn, einzig um Sklaven für diese blutigen Orgien herbeizuschaffen. Die Krieger tragen als Kopfputz zahlreiche Holzstacheln im Haare; das einzige Kleidungsstück ist ein Lappen um die Lenden; sie tättowieren sich und bringen sich große Narben bei, um ein schrecklicheres Aussehen zu haben. Das gelingt ihnen so ziemlich, und ich versichere Sie, diejenigen, welche ich sah, schauten nicht sehr liebenswürdig aus. Das grausamste Regiment aber bilden die Amazonen. Diese Weiber reiten im gestreckten Galopp und senden ihre vergifteten Pfeile mit wunderbarem Geschick; ebenso verstehen sie trefflich den Lasso (die Fangschlinge) zu werfen, und bedienen sich desselben gewöhnlich, um Gefangene zu machen. Wenn die Truppen von Dahomeh geschlagen sind und keine Gefangenen heimbringen, so nimmt der König für seine Opfer einfach 3000 Unterthanen, und die rechnen es sich noch zur Ehre an, zu den Opfern verwendet zu werden — so stumpf sind sie!

„Wer dem Könige eine schlimme Nachricht überbringt, kann überzeugt sein, daß er den Kopf verliert; so weiß jedermann im Reiche, wie die Sachen stehen, nur der König nicht. Für eine mißfällige Bewegung, für ein unangenehmes Wort augenblicklicher Tod! Einer der ersten Generale des Königs kam, um eine größere Anzahl Stricke zum Fesseln der Gefangenen zu verlangen. ‚Wir sind‘, sagte er, ‚die mutigsten deiner Krieger.‘ Das hörte die Anführerin der Amazonen und schrie wütend, sie allein dürften sich rühmen, die mutigsten zu sein. Der Krieger begriff seinen Fehler, warf sich dem Könige zu Füßen, streute Staub auf seinen Scheitel und bat um Verzeihung. Aber auf einen Wink des Herrschers fiel sein Haupt unter dem Beifallrufen der schrecklichen Amazonen.



Thronsessel eines Häuptlings. (S. 422.)

„Das sind einige Beispiele der Greuelthaten von Dahomeh, wie sie auch jetzt noch geschehen. Man könnte tausend ähnliche anführen, doch mögen diese genügen für den Beweis, wie tief ein Volk ohne das Licht unserer heiligen Religion sinken kann.“

Ähnliche feierliche Totenopfer wurden noch im Jahre 1875 zu Porto-novo an der Küste unter den Augen der Missionäre und der übrigen Europäer begangen, ohne daß diese im stande waren, der schrecklichen Schlächterei Einhalt zu thun. Vier Könige von Porto-novo waren gestorben, ohne daß man ihnen die feierlichen Totenopfer gewidmet hatte; da beschloß König Toffa, seinen Vorgängern den gewohnten Zins von Blut und Leichen nachzubezahlen. Ein Missionär schildert uns die Schreckensscenen also:

„Der Gongon (eine eiserne Glocke) ertönt. Er verbietet den Negern, das Land zu bebauen, obschon es gerade die Zeit der Aussaat ist; er gebietet allen Handelsleuten, die fälligen Abgaben und die Gebühren für das nächste halbe Jahr zum voraus zu entrichten. Die Häuptlinge erhalten ihre Weisungen und verkünden, wer immer des Nachts sein Haus verlasse, sei des Todes. Dann werden die Agaunigan einberufen, d. h. jene Krieger, die sich durch Stärke und Mordlust auszeichnen. Sie werden vom Könige ernannt und haben im Kriege in der ersten Linie zu marschieren, im Frieden aber bilden sie eine Art geheimer Leibwache und Henkerschar des Fürsten. Damit hat die Schreckenszeit begonnen; wer den Soldaten in die Hände fällt, ist ein Opfer für den toten

König. Wenn jetzt ein Mensch beiseite geschafft wird, kräht kein Hahn danach; Mord und Raub sind während dieser Zeit daher etwas Alltägliches. Sobald der König mit Schlachtopfern sich hinlänglich versorgt sieht, läßt er den Beginn der Feier verkünden, welche neun Tage dauern soll.

„Jetzt fließen im Königspalaste Ströme von Branntwein. Die Häuptlinge von Stadt und Land bringen dem Tode geweihte Sklaven; selbst die Prinzessinnen schenken den Verstorbenen irgend eine junge schöne Tänzerin. Der Acbadasan (der Truchseß), der Sogan (der Marschall) und der Watagan (der Sklavenaufseher) stellen Sklaven, welche an ihrer Statt zu dem toten Könige gehen und bei ihm ihres Amtes walten sollen. Am Vorabende des neuntägigen Festes wird in der Mitte des Fetischhofes eine mit Stroh gedeckte Bambushütte errichtet, welche die ‚Ago-oba', d. h. alle den verstorbenen Königen bestimmten Geschenke, aufnehmen soll. Im Fetischhofe sind nämlich die Königsgräber; in neun kleinen Hütten finden sich daselbst ebensoviele irdene Töpfe mit je zwei Totenschädeln früherer Herrscher; daneben stehen die Sonnenschirme und der andere Kriegsschmuck, den sie bei Lebzeiten brauchten.

Ein dem Kriegsgotte Ogun heiliger Baum. (S. 426.)

„Um Mitternacht beginnt das Morden. Henker ist der Häuptling von Davi mit seinen Söhnen und Sklaven. Das erste Opfer fällt im Fetischhofe; sein Blut wird in Flaschenkürbissen aufgefangen; eine Hand hängt man über den Eingang des Hofes, und die Lendenhaut des Unglücklichen wird abgezogen, getrocknet und in der Folge zu einem Trommelfell verarbeitet, das bei den nächsten Festlichkeiten dienen soll. Das geronnene Blut wird mit Kuhmist vermengt zum Pflaster der Fetischhütte verarbeitet; zu solchen Greueln verleitet der böse Feind die armen Götzendiener!" So folgt nun Opfer um Opfer. Die verstümmelten Leichen liegen am folgenden Tage auf dem öffentlichen Platze, und der Missionär, der uns das beschreibt, hat mit eigenen Augen gesehen, wie die Soldaten des Königs um dieselben herum wahrhaft teuflische Tänze aufführten. Inzwischen wird das scheußliche Blutpflaster der Bambushütte vollendet, und man trägt Stühle, Hute, Schuhe, Schirme, Messer, Schürzen, Matten, Schnaps und Säcke voll Cauris, alles besprengt mit dem Blute der Opfer, hinein. Dazu legt man die Köpfe der Hingeschlachteten. König Mai kann nun zufrieden sein; die folgenden Tage sind dem Andenken der drei andern Könige gewidmet.

Der neunte Tag kommt, der dem Gemetzel die Krone aufsetzen soll. Am Vorabende läßt der König allen Weißen sagen, sie sollten weder bei Tag noch bei Nacht ihre Häuser verlassen, sonst könne er für ihr Leben nicht gutstehen. Die Morgenstunden hindurch giebt man den Opfern, die nichts von ihrem traurigen Schicksale wissen, ein Zechgelage. Nachmittags 2 Uhr endlich schickt man sich an, die Bambushütte zu verbrennen. Von dem Missionshause aus konnten die Missionäre das schreckliche Schauspiel mitansehen; die Opferstätte ist kaum fünfzig Schritte davon entfernt. „Der Sklave, der an Stelle des Marschalls (Sogan) zu den verstorbenen Königen zu reisen hat, ist der erste, der geopfert wird. Am Vorabende hatte ihm der Marschall gesagt: ‚Willst du nicht ein Pferd, das ich den verstorbenen Königen schenken will, zum Opfer führen?' Arglos hatte der junge Mensch zugesagt. ‚Gut, so bade dich, iß und trink nach Herzenslust; du wirst das Roß zur Bambushütte führen, und merke dir die Aufträge, welche man dir daselbst geben

wird.‘ Nun naht sich ohne eine Ahnung seines schrecklichen Loses der Sklave in Festkleidern, das Pferd am Zügel führend; gleich nach ihm betritt der Stellvertreter des Truchseß (Acbadasan), die Platte in seiner Hand und das Leopardenfell unter seinem Arme, den Kreis, den die Bewaffneten rund um die Opferhütte schließen. Er breitet das Fell auf dem Boden aus und deckt für den König; Sklaven umringen ihn, seines Winkes gewärtig, und man hält den Ehrenschirm des Häuptlings über sein Haupt. Auch der Watagan, oder vielmehr der stellvertretende Sklave des Aufsehers, ist gegenwärtig.

„Inzwischen schleppt man geschäftig Stroh, Holz und Reisig herbei; andere tragen Geldmuscheln, geschlachtete Tiere und endlich die in Palmblätter eingewickelten Köpfe der im Palaste des Königs Enthaupteten zur Stelle. All das wird vor der Hütte niedergelegt; zwei Männer und vier Weiber schaffen es ins Innere — sie wissen nicht, daß sie ihren eigenen Holzstoß schichten.

„Endlich wird Feuer angelegt, die Henker entblößen ihre Waffen und stürzen sich auf die Opfer. Umsonst versuchen diese unter kläglichem Geschrei zu entspringen; sie werden eingefangen, abgeschlachtet und zusamt dem Pferde in den brennenden Schuppen geworfen, daß sie den verstorbenen Königen ihre Geschenke bringen und ihnen in der andern Welt dienstbar seien — die unglücklichen Opfer des scheußlichsten Aberwahnes!“

Der Totentempel in Porto-novo. (S. 427.)

9. Andere Menschenopfer.

Nicht nur die verstorbenen Könige, sondern auch die Götzen des Landes, die Fetische, fordern jährlich den blutigen Tribut zahlreicher Menschenopfer, und zwar ist der Teufel mit der einfachen Ermordung seiner Opfer keineswegs zufriedengestellt; nein, sie müssen auch in der allergräßlichsten Weise, wie sie nur die Hölle erfinden kann, unter den schrecklichsten Qualen langsam hingewürgt werden.

Am zahlreichsten sind die Opfer, welche dem Kriegsgotte Ogun zu Ehren verbluten. Er hat nahe bei Porto-novo einen „Tempel“, eine elende Strohhütte mit einer Binsenmatte statt einer Thüre. Rundum stehen die Hütten seiner Priester. Im Heiligtume liegt ein Stück altes Eisen — das Eisen ist dem Kriegsgotte geweiht —, welches die Priester von Zeit zu Zeit mit Palmöl besprengen. Manchmal hat Ogun auch Hunger; dann will er Fleisch haben, und vorzüglich liebt er Menschenfleisch; in Kriegszeiten hat das keine Schwierigkeit, aber im Frieden ist es teuer, denn die Sklaven sind nicht wohlfeil. Gleichwohl versagt man dem Götzen seinen Wunsch nicht. Die Leiche des Opfers oder doch wenigstens der Schädel wird an einem dem Kriegsgotte heiligen Baume befestigt (vgl. das Bild S. 425), an dessen Fuß man Totengebeine aufhäuft. Die von der Hölle verblendeten Menschen haben übrigens noch eine ganze Reihe der schrecklichsten Todesarten den bösen Geistern zur Lust erfunden. Manchmal wird das Opfer in einer Art riesigen Mausfalle zerquetscht und den Geiern zum Fraße überliefert oder lebendig begraben; ein anderes Mal beugen die Neger einen Baumstamm zur Erde, befestigen an seiner Spitze

den Unglücklichen bald in einem Korbe mit dem Kopfe nach unten, bald in aufrechter Stellung und lassen dann den Baum seine Bürde mit sich in die Höhe schnellen u. s. w. Es ist unmöglich, alle Qualen aufzuzählen, welche die Fetischpriester ersonnen haben.

Ein trauriges Denkmal der zahlreichen Menschenopfer, welche namentlich vor der Ankunft der Europäer an der Sklavenküste den Fetischen abgeschlachtet wurden, ist der Totentempel von Portonovo. Zahllose Schädel sind in den Pfeilern eingeschlossen, oder an den Mauern festgenagelt (vgl. das Bild S. 426).

10. Der Schlangentempel.

Der Schlangentempel (vgl. untenstehendes Bild) heißt in der Landessprache „Dagbehue"; „Da" heißt nämlich Schlange, „gbe" heilig und „hue" Haus. Dieses „heilige Schlangenhaus" und seine Einwohner beschreibt uns ein französischer Reisender also: „Mein erster Besuch galt dem Schlangentempel; derselbe steht nicht weit vom Fort unter einer Gruppe riesiger Bäume. Es ist eine runde Hütte, welche etwa 10 oder 12 m im Durchmesser und 7—8 m Höhe hat. Die Lehmwände des Baues sind von zwei gegenüberstehenden Thüren durchbrochen; das Dachwerk besteht aus Ästen und Sparren und ist mit Stroh bedeckt. Um diese Äste und Sparren ringeln sich eine Unzahl von Schlangen, welche zwar einer giftlosen Art angehören, aber dennoch durch ihre Größe sie haben eine Länge von 1—3 m und ihre Zahl schrecken. Bei meiner Anwesenheit waren wenigstens 100 dieser Kriechtiere im Tempel. Die einen wanden sich an den Pfosten auf und ab,

Der Schlangentempel.

andere ließen sich vom Dachstuhl herabhängen, schauten mich mit ihren funkelnden Augen an und züngelten gegen mich; wieder andere waren in Knäuel zusammengerollt. Es wurde mir bald unheimlich in der Gesellschaft dieser ekelhaften ‚Gottheiten', und ich atmete auf wie nach einem schweren Traume, als ich den Schlangentempel verließ."

In der Schlangenverehrung haben übrigens die armen Neger eine dunkle Erinnerung an das Paradies und den Sündenfall bewahrt. Wie uns ein Missionär erzählt, hat ihnen zufolge Mau (Gott) die ersten Menschen geschaffen. Der erste Mann hieß „Okikischi" und die erste Frau „Ige"; beide waren blind und wohnten in zwei weit auseinander liegenden Ländern. Zufällig trafen sie sich aber; da legte sich „Dagbe" (die heilige Schlange) zwischen beide und öffnete zuerst die Augen des Weibes und dann die Augen des Mannes. Zur Erinnerung an diese Wohlthat verehren die Neger die Schlange und rufen sie namentlich gegen alle Augenübel an; auch meinen die Neger, der Regenbogen sei nichts als eine riesige bunte Schlange.

Die Schlangen, welche sie in dem denselben errichteten Tempel reichlich nähren, können ganz nach Lust und Laune ihr Heiligtum verlassen und wiederum in dasselbe zurückkehren. Oft trifft man sie in den Straßen von Waidah. Die Neger fallen vor ihnen nieder, beten sie an, indem sie sich lebhaft die Hände reiben; dann fassen sie die Gottheit mit aller möglichen Vorsicht und Ehrfurcht an und tragen sie in den Tempel zurück, damit derselben nicht etwa ein Unfall zustoße. Wehe demjenigen, der eines dieser Tiere

mißhandeln würde; er müßte es teuer bezahlen! Wer auch nur zufällig eine Schlange mit seinem Fuße streift, wird als ein Verbrecher betrachtet; man meint, er müsse sterben, wenn er sich nicht dem Fetischpriester der „Dagbe“ stelle und sich wenigstens eine Stunde lang den Fuß mit einem Besen abreiben lasse.

Bis auf den König Geso, den Vater des gegenwärtigen Königs von Dahomeh, wurde, wer eine Schlange getötet, lebendig verbrannt; heute ist man nicht mehr ganz so strenge. Der Schuldige wird zwar in eine Strohhütte gesperrt, und man zündet dieselbe auch an, läßt ihn aber entspringen; er muß jedoch durch die Menge Spießruten laufen, bis es ihm gelingt, ein Wasser zu erreichen.

Es giebt eine große Zahl Schlangenpriester und -priesterinnen; sie gelten für Ärzte und Zauberer und führen ein bequemes und üppiges Leben; denn die Neger tragen ihnen viele Geschenke zu. Dreimal im Jahre sind große Opfer zu Ehren des Dagbe; man trinkt viel „Taffia“ (Zauberbranntwein), opfert einen Ochsen, zwei Schafe und 40 Hühner und führt schändliche Tänze auf. Die Priesterinnen behaupten, kurz vor ihrem Opfer fahre die „Schlange“ in ihren Leib, und sie seien nun „besessen“. Wirklich führen sie sich derart auf, daß diese ihre Aussage nicht ganz unwahrscheinlich lautet. Alle drei Jahre tragen die Fetischpriester eine Schlange in einer Sänfte in den Städten und Dörfern umher; vorher lassen sie ausrufen, man solle das Haus nicht verlassen und nicht einmal aus den Fenstern hinausschauen. Auf ihrem Zuge töten sie alle Hunde, Hühner und Schweine, denen sie begegnen; denn das sind, wie sie sagen, die Feinde des Dagbe. Der Hund erzürne nämlich die Schlangen durch sein Bellen; das Huhn picke ihnen die Augen aus, und das Schwein fresse sie. Der feierliche Umzug soll alle Krankheiten und Übel aus der Ortschaft verbannen. Die ganze Zeit über halten sich die Neger versteckt, „denn“, sagen sie, „wenn wir den Fetisch erblickten, würde sich unser Leib mit Würmern bedecken, und wir müßten lebendigen Leibes verfaulen“!

11. Von den Fetischen und Fetischhainen.

Wenn ein armes, kleines Kind in einer großen Stadt sich verlaufen hat, den Heimweg nicht mehr finden kann und sich allein unter den tausend fremden Leuten sieht, von denen niemand seinen Namen kennt, da fällt es in große Angst und bebt und zittert wie Espenlaub und schaut weinend umher, ob sich niemand seiner erbarmen und es zu seinen Eltern heimbringen werde. So ist es auch den Negern in Afrika ergangen, seitdem sie sich durch Thorheit und Sünde von Gott, ihrem himmlischen Vater, verirrt haben. Sie wissen nicht mehr, wo er wohnt und wer er ist. Alle die Dinge, welche Gott geschaffen hat, damit sie ihn daraus erkennen könnten, sind ihnen fremd und unverständlich geworden. Sie bangen davor und erwarten nur Übles von ihnen. Denn sie sehen böse Geister darin, welche sie Grigri oder Juju nennen und welchen sie alle erdenklichen Zauberkräfte zuschreiben. Diese Grigri oder Juju sitzen in den Wolken und in den Sternen und machen das Wetter; sie reiten auf den Winden herum und donnern vom Himmel herab. In jeder Höhle, in jeder Grotte, in jedem hohlen Baum, in jedem Fluß und Brunnen, im See wie im Meer, im Wald wie auf den Feldern ist alles voll von diesen Grigi oder Juju. Auch in den Hufen der Antilopen, in den Hörnern der Ziegen, ja in den einfachsten platten Steinen sitzen solche Schreckgespenster, welche Tod, Krankheit, Unwetter, Pest, Feindschaft und alle Übel über den Menschen bringen können. Als die Engländer und andere Reisende an die Westküste Afrikas kamen, da fürchteten die Neger sich nicht nur vor ihren Flinten und Pistolen, sondern fast noch mehr vor den Stöpseln ihrer Champagnerflaschen und vor ihren Pomadetöpfchen. Die Pomadetöpfchen verbreiteten einen so starken angenehmen Geruch; da mußte notwendig ein Juju darin sein. Wenn aber der Stöpsel einer Champagnerflasche knallend emporflog, so war das offenbar das Werk eines Grigri. So ist es mit der ganzen lebendigen oder leblosen Natur: alles, was neu, sonderbar, wunderlich oder schreckhaft aussieht, schreiben die Neger einem Grigri oder Juju zu.

Ein verirrtes Kind wird, bei allem Schrecken, doch nicht so thöricht sein, wildfremde und gar böse Menschen für Vater und Mutter zu halten, oder sie zu lieben und zu verehren und zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen, wie zu seinen Eltern. So thöricht aber handeln diese armen Neger in ihrer götzendienerischen Blindheit. Alles, was ihnen fremd oder sonderbar ist, alles, was sie fürchten, suchen sie dadurch zu gewinnen, daß sie es als Gott anbeten. Da es nun fast nichts giebt, von dem sie nicht Zauber oder Beherzung fürchten, so beten sie fast alle Dinge als Gott an. Affen und Krokodile, Elefanten und Leoparden, Hyänen und Eidechsen, Vögel und Schlangen, Bäume und Steine wurden ihnen zu Göttern. Damit gaben sie sich aber noch nicht zufrieden. Um sich gegen die Nachstellungen der Grigri und Juju zu schützen oder um sie zu versöhnen und zu gewinnen, schnitzen und formen sie die wunderlichsten Bilder aus Holz, Metall, Lehm und Thon, hängen sich solche Klötzchen und allerlei Lappen um, und setzen diesen Firlefanz auch auf Altäre und sagen Gebete und Zauberspräche davor her. Ja, obwohl sie diesen Trödel sich selbst zurechtgeschnitzt oder zusammengeschneidert haben, messen sie demselben schließlich auch noch göttliches Ansehen bei und beten das an, was sie selbst fabriziert haben. Diese Klötze, Lappen, Amulette, Kettchen, Zeichen (vgl. das Bild S. 429), Ringe und all den Schnickschnack, welchen die Neger in solcher Weise anbeten, nennt man Fetische, und diese Art von Religion, diesen traurigen Teufelsdienst, nennt man Fetischdienst oder Fetischismus.

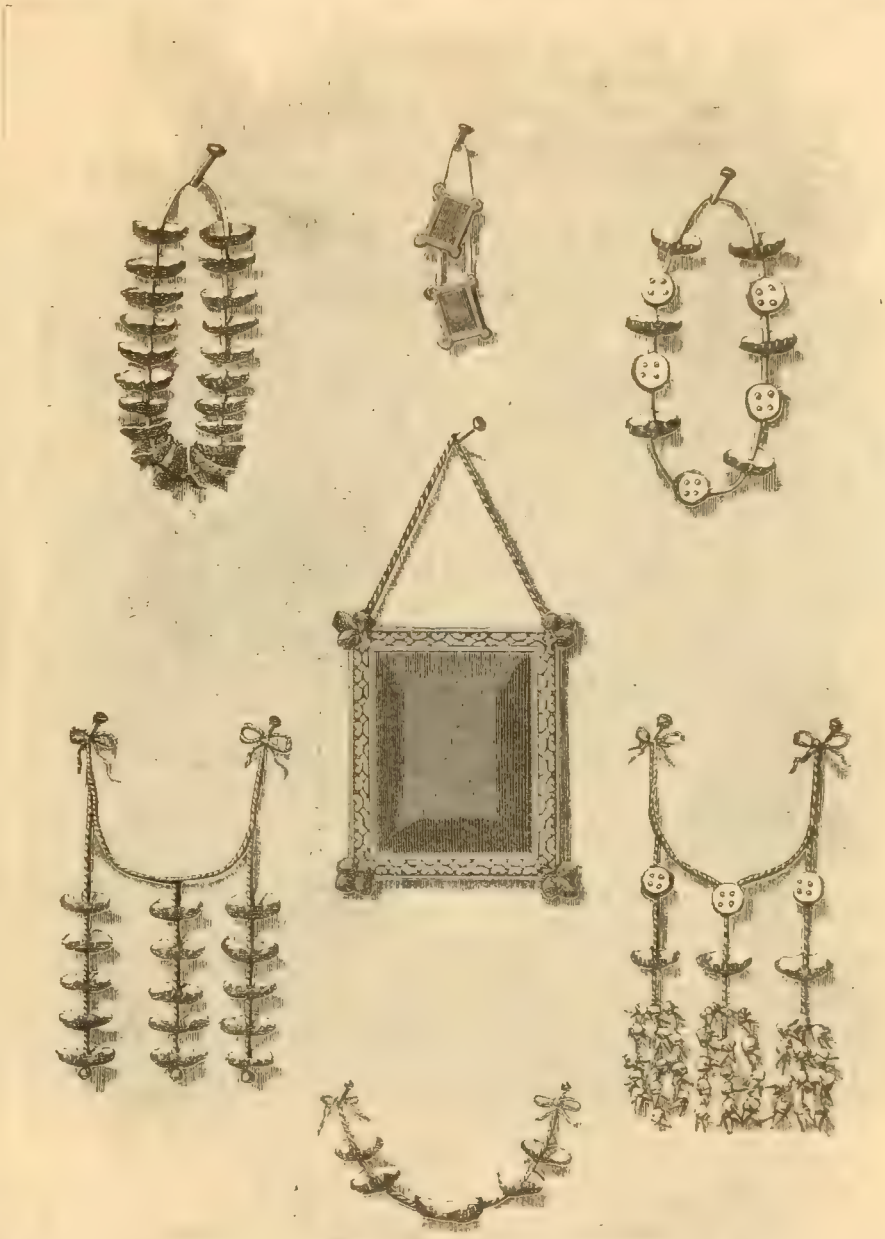
Wie jede Stadt und jedes Dorf seinem geschnitzten Götzen (Schelede) einen Tempel baut, so hat auch jedes Haus sein Winkelchen oder Kapellchen, in dem die Grigri oder Juju des Hauses aufgestellt werden. Doch selbst das ist den Negern nicht genug. Auch in Feld und Wald, auf einsamen Ackerplätzen oder wo sich ein paar Wege kreuzen, stellen sie ihre Götzen auf. In dem Lande Dahomeh und an der Sklavenküste kann man kaum ein paar Schritte gehen, ohne solchen Götzenfratzen oder abergläubischen Götzenzeichen zu begegnen. Am meisten Liebe aber hegen die Neger für kleine Götzenwäldchen oder Fetischhaine, welche sie in dichtem Gebüsche einrichten, oder sie legen sich auch einen Fetischplatz an, bald in der Ecke eines Feldes, bald an einem Ameisenhaufen, bald um einen alten hohlen Baum, bald an der Kreuzung zweier Wege.

Den Mittelpunkt eines solchen Platzes bildet gewöhnlich ein Palmbaum; an demselben wird das häßliche Bild des Götzen befestigt, welcher an diesem Orte verehrt wird. Es sind das gewöhnlich wahre Vogelscheuchen; die Neger nennen sie Gbo oder auch Legba. Hart neben dem Gbo wird auf einem Bambusrohr der Schädel eines toten Vogels aufgepflanzt; daran hat der Götze seine Freude; je häßlicher der Schädel ist, desto besser. Ein Affenkopf oder der Schädel eines Raubtieres ist dem Götzen ebenso angenehm. Ein Missionär, welcher dieses Land durchreiste, fand um einen solchen Gbo einen ganzen Kreis von Krokodilsschädeln aufgestellt, die alle mit der Spitze nach dem Palmbaum standen und ihn angrinsten wie Höllendrachen. Außer diesen grausigen

Schädeln wird aber auch noch alles Mögliche um den Gbo herum aufgestellt und aufgesteckt. Vor allem ist da ein großer, fester, gabelförmiger Stecken (Paloka genannt), mit welchem die Sklaven das Opfertier festhalten; dann eine kurze, kräftige Keule, mit welcher man das Opfertier totschlägt; ferner ein Krug, damit der Götze trinken kann, so er Durst hat. Rund herum aber stehen die Fetischteller und Fetischplatten mit Maiskorn, Wurzeln, Bananen, Palmöl und den übrigen Götzenspeisen. Davon soll der Götze essen, d. h. wie es ehedem bei dem Drachen in Babylon geschah, kommen insgeheim die Götzenpriester und nehmen fort, was man den Götzen hinstellt, und sagen dann den Leuten, der Götze habe guten Appetit und sei ihnen gnädig.

Andere Dinge, welche in dem Götzenhain herum stehen oder liegen, bedeuten die verschiedenen andern Götter, welche mit den Gbo zusammenwohnen, namentlich Ere oder die Schlange der Lagune, welche durch einen schlangenförmigen Stecken versinnbildet wird. Daneben ist ein Stecken mit einem Trichter darauf, welcher die Schlangengöttin Dagbe bedeutet. Da sieht man, daß der Teufel noch immer an der Schlange sein Gefallen hat, und noch mehr daran, daß die Menschen ihn unter der Gestalt dieses häßlichen Tieres anbeten. Den Regenbogen halten die Neger für eine göttliche Schlange, die aus den Sümpfen empor gen Himmel kriecht. Ein Eisenstab mit vier rückwärts gekrümmten Anhängseln ist das Sinnbild des Götzen Osu, welcher beständig den Glücksgott Isa begleitet. Wenn der Götzenpriester den Glücksgott Isa über die Zukunft befragen will, stellt er den Eisenstab des Osu vor ihn hin, läutet mit dem heiligen Glöcklein Aja, damit der Gott wach werde und höre, und stellt dann seine Fragen. Darum steht auch dieses Glöcklein allzeit bereit und daneben ein Deckel, um die Opfergaben, welche der Schlangengöttin Dagbe gebracht werden, zu bedecken.

Die Grigri oder Geister sind nach der Meinung der Neger nicht bloß in Tempeln, Häusern und Götzenhainen zu treffen: sie sind überall; auf jedem Schritt und Tritt glaubt der Neger von ihnen bedroht zu sein oder ihrer Hilfe zu bedürfen. Darum begnügt er sich nicht, die Grigri an bestimmten Orten zu verehren, sondern trägt allezeit ein Amulett bei sich, das den Zorn der Geister besänftigen und ihre Gunst erwerben kann. Auch wenn sie sonst nichts am Leibe tragen als etwa ein Tüchlein um die Lenden, so haben sie doch ganz gewiß etwas bei sich zum Schutze gegen die Grigri. Ein Reisender, der vor etlichen Jahren mit drei solchen Negern in einem Boot den Fluß hinabfuhr, erzählt, daß der eine gar keine Kleidung hatte, die andern nur ein Stück Baumwolle um den Leib, alle aber trugen ein Ledertäschchen an einer Schnur um den Hals. „Jack," fragte er den einen, „was ist das für ein Ding, welches du da um den Hals trägst?" Der Neger that mit wichtiger Miene einen langen Zug aus seiner schwarzen Pfeife, wirbelte feierlich eine große Rauchwolke zum linken Mundwinkel hinaus und sagte: „Das sehr gut Ding sein. Schützen mich vor Krankheit, vor Haifisch, vor böse Mensch, vor alle böse Ding." „Aber Jack," sagte der Reisende, „wie kann ein Stückchen Leder solche Kraft haben? Das ist ja nicht möglich." Da antwortete der Neger: „Drin sein lauter Ding, kräftig gar sehr." Der Reisende wollte nun die kräftigen Dinge sehen, aber



Verschiedene Amulette. (S. 428.)

der Neger wollte sie ihm um keinen Preis zeigen, gab jedoch allmählich zu verstehen, daß er das Ledertäschchen, welches ebenfalls Grigri genannt wird, wohl verkaufen möchte, wenn ihm der Reisende zwei Thaler dafür gäbe. Nach langem Hin- und Herreden ließ er sich endlich herbei, es auch für einen halben Thaler zu verkaufen, aber erst in der Stadt, wenn er sich zuvor ein anderes Grigri verschafft habe, da ihm sonst, so meinte er, unfehlbar ein Unglück zustoßen würde. Sobald sie in die Stadt zurückgekehrt waren, gab er das Ledertäschchen her, und was fand der Reisende darin? Ein Stück von einem Ziegenhorn, zwei Glasperlen und einen Lappen, auf dem einige wunderliche arabische Sprüche geschrieben waren. Das also sollte ihn vor Raubtieren und Krankheiten, vor bösen Menschen und Geistern, kurz vor allem Bösen beschützen! Andere Neger tragen in diesen Ledertäschchen verschiedene Knochen, Leoparden- und Krokodilszähne, bunte Lappen und kleine Götzenbildchen; die Vornehmsten aber unter ihnen, die sich Könige nennen, bergen darin nicht selten Asche von Menschen, welche den Götzen geschlachtet und dann verbrannt wurden.

12. Ein Ausflug nach Abeokuta.

Schon oben sprachen wir unsere Absicht aus, Abeokuta zu besuchen, und diesen Vorsatz wollen wir nunmehr ausführen. Zunächst geht der Weg über die große Lagune von Osa; wir müssen sie natürlich in Kähnen übersetzen, und zwar höchst mühsam. Stellenweise können die Ruderer in dem von dichten Wasserpflanzen bestandenen, sumpfigen Becken kaum vorankommen; der

Pfahlbauten bei den Negern.

Reisende sieht sich oft Tage und Nächte lang in dem Gewirre von Schilf und riesigem Röhricht festgehalten, den giftigen Stichen zahlloser Mücken (Moskitos) und dem noch viel giftigern Einflusse der Sumpfluft, welche gefährliche Fieber erzeugt, preisgegeben.

Nachdem wir uns endlich durch das sumpfige Ufer hinausgearbeitet haben, schaukeln wir uns in dem rasch hingleitenden Kahn auf der offenen Wasserfläche der Lagune, welche sich fast unabsehbar vor uns ausdehnt. Schwimmende Inseln, aus verwachsenen Wasserpflanzen gebildet, wiegen sich, dem Spiele von Wind und Wellen folgend, hierhin und dorthin, und zahlreiche leichte Fischerkähne steuern nach allen Richtungen. Bald erblickt unser überraschtes Auge zur Linken eine große Anzahl von Wohnungen über den Wellen. Jedes einzelne Haus steht auf hohen Pfählen; die Wände sind aus Bambusrohr, das Dach aus Palmblättern geflochten; außer ihrer eigenen Wohnung haben die Leute auch Stallungen für Kühe, Ziegen, Schweine und Schafe. Das Dorf hat seine Straßen und öffentlichen Plätze, ja sogar seinen Kramladen. Jedes Haus besitzt natürlich seinen Kahn oder wenigstens seinen ausgehöhlten Baumstamm, auf welchem die Einwohner durch die Straßen dieses Pfahldorfes gleiten, ihre Besuche machen und den Verkehr mit dem Festlande, von dem sie das Futter für ihr Vieh beziehen, aufrecht halten. Der Name dieses sonderbaren Pfahldorfes (vgl. obenstehendes Bild) ist Ketonu.

Aber weshalb ist denn diesen Negern beigefallen, ihr Dorf über dem Wasser der Lagune zu bauen? Warum haben sie sich nicht auf den Ufern angesiedelt? sie sind ja so reizend, und dort haben sie ihre Maispflanzungen! Wenn wir diese Fragen an die Einwohner von Ketonu richten, so zeigen sie mit der Hand nach

Norden und rufen statt aller Antwort: „Dahomeh! Dahomeh!“ In der That, das eine Wort erklärt alles. Auch ist Ketonu weder das einzige noch das größte Dorf dieser Art; es giebt noch neun ähnliche; ihre Einwohner bebauen den Tag über ihre Gärten und Pflanzungen auf dem Lande, aber während der Nacht flüchten alle in ihre Wasserfestungen, „Todschis“ (Hütten über Wasser) genannt, um vor dem König von Dahomeh und seinen Menschenjägern sicher zu sein; denn sie wissen wohl, welches Los ihrer harrt, wenn sie in die Krallen des blutdürstigen „Löwen“ von Dahomeh fallen.

Jenseits der großen Lagune setzen wir unsere Reise zu Land fort. Wir haben uns, wie das dort gebräuchlich ist, eine gute Anzahl Neger gemietet, welche nicht nur unser Gepäck, sondern auch uns selbst auf dem ganzen Wege tragen. Wir liegen dabei ganz bequem in einer Art Hängematte (vgl. untenstehendes Bild), die an einem Tragbaume befestigt ist, und können uns die Wunder der tropischen Vegetation betrachten, riesige Palmen-, Kokos-, Bananen-, Brotfrucht-, Gummibäume, dazwischen die vielen farbigen Blumen und Schlingpflanzen, die goldglänzenden Käfer und bunten großen Schmetterlinge. Die Wipfel sind von zahllosen herrlich gefiederten Vögeln bevölkert; namentlich giebt es viele graue, rotgeschwänzte Papageien. Sehr interessant ist der sogenannte afrikanische „Webervogel“; er hat den Namen des künstlichen Nestes wegen, das er aus Grashalmen flicht und, um seine Brut vor

Reise in einer Sänfte in Dahomeh.

Schlangen zu schützen, an den Baumästen aufhängt. Aber die riesigen Baumkronen des Waldes sind auch der Tummelplatz zahlreicher Affen, die sich schreiend und lärmend von Ast zu Ast schwingen. — Übrigens hausen in dem Waldesdickicht von Dahomeh noch viel gefährlichere Feinde: der Löwe und der wilde Elefant; in den Sümpfen lauert das Krokodil, und überall finden sich verschiedene, zum Teil sehr giftige Schlangenarten, mit Recht der Schrecken der Wanderer.

Solange wir in den Wäldern reisen, fehlt es nicht an erquickenden Früchten und an trinkbarem Wasser. Allein bald führt uns der Weg über steinige, wüste Flächen; da müßten wir nun oftmals darben, wenn nicht die Eingebornen auf einen Einfall gekommen wären, den man bei einem so wilden Volke niemals gesucht hätte. Denn derselbe setzt eine Ehrlichkeit voraus, welche man leider nicht überall findet. Wir treffen nämlich von Zeit zu Zeit am Wege, weit von den Dörfern und von jeder menschlichen Wohnung entfernt, eine Art Kramladen, da stehen Krüge voll frischen Wassers und die verschiedensten Fruchtarten, Kokosnüsse, Bananen, Bataten u. s. w., zum Kaufe ausgelegt. Daneben liegt auch Geld (Kauris) zum Wechseln; wir sehen uns um, wo denn die Händler seien, aber es ist keine Seele in der Nähe. Erstaunt fragen wir nun die Sänftenträger: „Weshalb hat man das alles dahin gelegt?“ – „Damit man es kaufe“, antworten die Neger, verwundert über eine solche Frage. — „Aber wo sind denn die Kaufleute?“ forschen wir weiter. — „Wir wissen es nicht, Fremdling. Vielleicht eine Stunde von hier.“ – „Und die Reisenden, welche des Weges ziehen, stehlen nichts von diesen Früchten oder von diesem Gelde? „Oh, oh, Fremdling!“ rufen jetzt die

Neger und machen große Augen über unsere Bemerkung. „Sie sind ja viel zu froh, auf ihrer Reise an so entlegenen Stellen Früchte und Erquickungen zu finden, als daß sie es über sich bringen könnten, den Mann, der sie hierhin trug, zu bestehlen. Jeder wird sich wohl hüten, etwas anzurühren, bevor er nicht den Preis hinlegte, wie es alle frühern Reisenden thaten." Diese Sitte findet sich in ganz Guinea, und so verkommen die Neger sonst auch sind, sie würden es nicht über sich bringen, dem Manne ein Unrecht zuzufügen, der diese Früchte tagtäglich zum Nutzen der Reisenden in die Wüste trägt.

Diebstahl gilt also auch diesen Leuten für Sünde, trotzdem ihre Könige eigene Diebesbanden auf Raub ausschicken. Um einen Dieb herauszufinden und zur Strafe zu ziehen, besteht in Dahomeh eine sonderbare Sitte. Jedes Stadtquartier muß den Fetischpriestern einen Hahn bringen, und diese lassen die Hähne von einem heiligen, d. h. den Götzen geweihten, Zaubertranke trinken. Der Hahn, welcher verendet, verrät das Stadtquartier, welchem der Dieb angehört. Jetzt hat jede Familie dieses Quartiers ihren Hahn zu stellen, damit durch das gleiche Vorgehen die schuldige Familie gefunden werde. Hat man die Familie gefunden, so bringt jedes Glied derselben den Fetischpriestern seinen Hahn, und nun muß sich bald herausstellen, wer der Übelthäter ist: wessen Hahn stirbt, der ist der Dieb, und er bezieht sofort seine Prügelstrafe.

Wenn wir des Tages über an ein Dorf kommen, so dürfen wir dasselbe nicht ohne weiteres betreten. Erst muß der Dorfschulze um die Erlaubnis angegangen werden, und nicht selten

Bewohner von Abeokuta.

wird sie verweigert, oder man sagt uns, wir hätten bis zum Einbruche der Nacht zu warten. Die Neger trauen nämlich den Europäern nichts Gutes zu, namentlich meinen sie, die bösen Geister reisten mit den Weißen und könnten von der denselben gegebenen Erlaubnis gleichfalls Gebrauch machen und Krankheit und Pest in ihr Dorf hineinschleppen. Bei der Nacht aber, meinen sie, sei das nicht so gefährlich; denn sie halten dafür, die bösen Geister zögen sich mit Einbruch der Dunkelheit in den Ocean zurück.

Endlich liegt Abeokuta vor uns — den Beschreibungen und Begriffen der Eingebornen (vgl. obenstehendes Bild) zufolge eine der größten Städte der Welt. Es ist am linken Ufer des Ogun auf wellenförmigem Boden rund um einen gewaltigen, 80 m hohen Granitblock erbaut; daher hat es auch seinen Namen, denn „Abeokuta" bedeutet „Am Fuße des Felsens".

Die Stadt ist noch keineswegs alt; mit ihrer Gründung hat es folgende Bewandtnis. Die Egbas, ein Zweig des großen Volksstammes der Nagos, waren viele Jahre lang das Opfer der Raubzüge aller benachbarten Völker; scharenweise wurden sie in die Sklaverei verkauft oder zu den blutigen Festen nach Dahomeh geschleppt. Da kam einem Teile der Egbas im Jahre 1825 der Gedanke, ihre Heimatdörfer zu verlassen und sich zu vereinigen, um gemeinsam künftigen Überfällen ihrer Feinde zu widerstehen. Zu ihrem Sammelplatze wählten sie den riesigen Felsblock am Ufer des Ogun. Bald folgten andere Volksstämme in großer Zahl diesem Beispiel; da sie aber doch auch das Andenken an die verlassenen Wohnsitze aufrecht halten wollten, bauten sie ihre alten Dörfer gewissermaßen nur an dem neuen Wohnplatze, welcher sie des gemeinschaftlichen Schutzes halber vereinigte, wieder

auf, und so besteht Abeokuta aus einer großen Zahl von Stadtquartieren oder eigentlich von Dörfern, welche ihre alten Namen beibehalten haben, und jedes dieser Stadtquartiere hat seine eigenen Sitten, Rechte und Gewohnheiten, ja sogar seinen eigenen Dialekt.

Das einzige Verteidigungswerk, welches diese Ansammlung von Dörfern umgiebt, ist ein 3 m breiter und ebenso tiefer Wassergraben und eine 2—3 m hohe Erdmauer, in welcher runde Öffnungen als Schießscharten angebracht sind. Dichtes Buschwerk ist ringsum längs der gewundenen, engen Pfade gepflanzt, welche zu den Thoren führen. Hinter dieses Gestrüpp legen sie sich in den Hinterhalt und eröffnen unversehens ein mörderisches Feuer auf den Angreifer. Diese Kampfesweise ist sogar den europäischen Truppen mehr als einmal verderblich geworden.

Der Kreis, welchen Wall und Graben rund um Abeokuta beschreiben, hat die gewaltige Ausdehnung von 35 bis 40 km. Man glaubt, daß die 25—30 Dörfer oder Stadtquartiere zusammen eine Einwohnerschaft von wenigstens 100 000 Seelen besitzen, und wirklich, wenn man von dem Granitfelsen mitten in der Stadt auf das Menschengewühl der Straßen herabsieht, ist man geneigt, die Zahl keineswegs für zu hoch gegriffen zu halten.

Ein König herrscht über alle diese verbündeten Volksstämme; er hat die höchste Gerichtsbarkeit, und ihm kommt die Entscheidung zu, wenn die Häuptlinge der einzelnen Quartiere die Streitigkeiten nicht schlichten können. Die andere Regierung, und namentlich der Oberbefehl über das Heer, steht nicht dem Könige zu, sondern einem auf Lebenszeit gewählten Häuptlinge (vgl. obenstehendes Bild). Diesem Häuptlinge, der den Titel „Basheron" führt, fällt auch nach dem Tode des Königs bis zur Wahl des neuen Herrschers die Verwaltung der königlichen Würde zu. Die Häuptlinge sehen sich übrigens wohl vor, daß sie einen gutmütigen Mann zum Könige wählen, der ihnen gegebenen Falles etwas durch die Finger sieht und mit der Prügelstrafe, welche er über sie verhängen kann, nicht gar zu freigebig ist.

Seit einigen Jahren hat das Christentum in dieser großen Stadt Fuß gefaßt.

Ogudige, Obergeneral von Abeokuta.

13. Tiko, der kleine Negerknabe von Dahomeh.

Bevor wir die Sklavenküste verlassen, besuchen wir noch einmal Porto-novo. Wir finden den Missionar inmitten seiner Zöglinge in der Nähe des grausigen Totentempels, im Schatten einer Platane gelagert (vgl. das Bild S. 435). Wegen der sehr großen Sonnenhitze tragen dortzulande die Missionare ein leichtes weißes Linnenkleid und müssen zudem stets noch einen großen Sonnenschirm brauchen, sonst würden sie alle bald am Sonnenstiche sterben. Die kleinen Neger aber brauchen sich nicht so in acht zu nehmen; ihnen ist die Sonne nicht so gefährlich, und sie können auch nicht schwärzer werden.

Von einem seiner kleinen Schüler, von dem Negerknaben Tiko, soll uns der Missionär etwas erzählen. Die Geschichte läßt uns einen Blick in das Herz eines dieser kleinen Neger thun.

„Stellt euch einmal den kleinen Negerknaben Tiko vor mit seiner Farbe, so schwarz und glänzend wie Ebenholz, mit seinen weißen Zähnen, seinen dicken Lippen, seinem breiten, platten Näschen und seinen großen, funkelnden Augen! ‚Ist er artig?' werdet ihr fragen. O, manchmal wie ein Heiliger, manchmal gebärdet er sich aber auch wie ein kleiner Affe — seht nur seine Grimassen und wie er die Augen rollt! Ich behaupte nicht, daß der kleine Tiko ein Weltwunder sei, aber er hat ein bißchen Verstand, und was mehr ist, er hat ein gutes Herz; er zeigt sich sehr liebreich und sehr dankbar. Die Buchstaben des A-B-C lernt er nur mit großer Mühe und hat die schlechte Gewohnheit, sie immer und immer wieder zu vergessen; dafür besitzt er ein seltenes Verständnis für den Religionsunterricht. Nach drei Monaten Katechis-

mus weiß er viel mehr als ein träger Knabe in Deutschland, der seine drei Jahre lang auf den Schulbänken saß. Manchmal setzt er die Missionäre durch seine ebenso originellen und naiven als richtigen Antworten in Staunen.

‚Was ist die läßliche Sünde?‘ fragte ich ihn eines Tages.

‚Die läßliche Sünde ist eine Sünde, die etwa so groß ist wie der kleine Tiko.‘

‚Giebt es auch läßliche Sünden, die größer sind als der kleine Tiko?‘

‚Gewiß, es giebt läßliche Sünden, die sind so groß wie der Pater, oder so groß wie der Orangenbaum, und einige sind noch größer.‘

‚Und wie groß ist denn eine Todsünde?‘

‚O, eine Todsünde! die ist so groß wie von der Erde zum Himmel.‘

‚Wohin kommen diejenigen, welche Todsünden begehen?‘

‚In die Hölle.‘

‚Werden sie in der Hölle viel leiden?‘

‚Ja, viel, viel, weil dort ein großes Feuer ist. Weißt du, Pater, wie groß das Feuer war, als Waidah abbrannte? Das Feuer der Hölle ist noch viel größer. Dann giebt es dort große Stechmücken. Tötet man eine,‘ und dabei schlug er mit der Hand kräftig auf seinen Arm, als ob er eine Mücke erschlüge, ‚tötet man eine, so stirbt sie nicht, sondern es kommen ihrer tausend.‘

„In Dahomeh bilden nämlich die Moskitos eine der schlimmsten Plagen. Eines Tages war Tiko wie die Affen seiner Heimat auf einen Orangenbaum geklettert. Das that er schwerlich bloß als Turnübung: die Orangen waren reif, und er warf uns die Schalen zu. Er hatte mir beim A-B-C so oft gesagt, die Neger hätten einen härtern Schädel als die Weißen, daß ich ihm jetzt scherzend zurief:

‚Geschwind mache einmal den Aufschwung an dem Aste da! zeig uns deine Künste!‘

‚Nein, Tiko will nicht fallen.‘

‚Ach was - - und wenn Tiko auch fällt! Du sagst ja immer, die Neger hätten einen harten Schädel.‘

‚Jawohl; aber wenn Tiko fällt und sich den Schädel zerbricht, so fällt er noch viel tiefer als bloß auf den Boden.‘

‚Wohin denn?‘

‚In die Hölle.‘

‚Warum das?‘

‚Tiko ist noch nicht getauft.‘

„Bald nach dem Gespräche über die Größe der Todsünde und nachdem der kleine Tiko nicht vom Baume in die Hölle fallen wollte, feierten wir das Fest Mariä Himmelfahrt. Man hatte dem Knaben gesagt, es sei ein Fest der seligsten Jungfrau. Da er den Schmuck des Altares und der ganzen Kapelle sah, begriff er, das müsse ein sehr großes Fest sein, und so hatte er auch allen heiligen Messen beigewohnt, anstatt im Freien umherzuschweifen. Als ich am Abend von einem Ausgange nach Hause kam, lief mir der kleine Tiko entgegen.

‚Pater,‘ sagte er, ‚heute ist das Fest der Hi . . . Mariä.‘

‚Wie nennt man das heutige Fest?‘ fragte ich und legte meine Hand auf seinen Kraushopf.

‚Ich hab’ es vergessen‘, und dazu schnitt er eine gar zu drollige Grimasse.

‚Es ist das Fest der Himmelfahrt‘, sagte ich. ‚Weißt du, was das zu bedeuten hat?‘

‚Nein; bitte, Pater, erzähl es mir.‘

„Ich nahm ihn an der Hand und lustwandelte mit ihm durch eine Allee von Orangen- und Mimosenbäumen. Am Himmel erschienen langsam die Sterne, während die Nacht das grelle Tageslicht verscheuchte, welches unsere Sonne ausstrahlt.

„‚Nun wohlan,‘ sagte ich, ‚aber du mußt recht aufmerksam sein. Siehe, als Jesus Christus gestorben, war das Leben für die seligste Jungfrau eine große Qual. Täglich betete sie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, nimm deine Mutter zu dir. Eines Tages erhörte Gott ihr Gebet, und die heilige Jungfrau starb. Die Apostel nahmen den Leichnam Marias und legten ihn in ein großes Grabmal und weinten bitterlich. Nach drei Tagen sagte Jesus Christus: Ich will den Leib meiner Mutter nicht im Schoße der Erde lassen. Ihr Engel, macht euch auf und holet eure Königin. — Die Engel schwebten hernieder und erweckten Maria von den Toten und trugen sie singend und jubelnd zum Himmel hinauf. Es war aber ein Apostel nicht zugegen, als die Mutter Jesu Christi starb. Als er kam, sagten ihm die übrigen Apostel: Die heilige Jungfrau ist tot. — Dieser aber sagte: O, ich muß sie noch einmal sehen, auch wenn sie tot und begraben ist. — Da gingen sie alle zum Grabe, das Grab aber war leer. Allein sie hörten die Gesänge, erhoben ihre Blicke und schauten die heilige Jungfrau inmitten der Engel, welche sie in den Himmel hinauftrugen.

„‚An der Pforte des Himmels sagte Gott der Vater: Du bist meine Tochter, komme! Gott der Sohn sagte: Du bist meine Mutter, komme! Und Gott der Heilige Geist sagte: Du bist meine Braut, komme! — Und die seligste Jungfrau schwebte empor, immer höher und höher, viel höher als alle Engel. Und Jesus Christus sagte zu ihr: Setze dich zu meiner Rechten. Sie strahlte wie die Sonne, und alle Engel, Millionen und Millionen, sangen: Du bist unsere Königin! Dich grüßen wir, dich lieben wir! Maria sagte lächelnd: Auch ich liebe euch; ich liebe aber ebenso meine Kinder auf Erden, und ihr sollt mir helfen, daß ich auch sie zu Engeln mache!‘

„Schon lange ging Tiko nicht mehr an meiner Seite. Er hatte sich vor mich hingestellt und lief rückwärts vor mir her, damit ihm kein Laut meiner Lippen entgehe. Seine Augen leuchteten vor Freude. Als ich ihm den Einzug Marias in den Himmel erzählte, blickte er zu den Sternen hinauf, klatschte mit seinen Händchen und jubelte laut, als ob er alle Trommeln und Trompeten von Dahomeh zu Ehren der Königin der Engel rasseln und schmettern hörte.

„Ich wurde natürlich beim Schlusse meiner Erzählung mit einem Schwarm von Fragen überschüttet. ‚Nun gut, Tiko,‘ sagte ich endlich, ‚willst du auch in den Himmel gehen?‘

‚Aber Pater! versteht sich.‘

‚Ja, wenn du in den Himmel willst, mußt du ein Christ werden und als Christ leben.‘

‚Das will ich, das will ich!‘

‚Wenn du aber zu deinem Vater Kuenu zurückkehrst, so wird er dir sagen: Tiko, bete diesen Fetisch an.‘

‚Ich werde Kuenu antworten: Nein, Tiko ist Christ, Tiko betet keinen Fetisch an.‘

‚Ganz gut. Aber Kuenu wird sagen: Wenn Tiko den Fetisch nicht anbetet, so werde ich Tiko den Kopf abschneiden.‘

‚Nur zu, schneide Tiko den Kopf ab. Ich bin’s zufrieden. Dann geht Tiko in den Himmel.‘

„Der kleine schwarze Schelm dachte nicht daran, daß seine Antwort der Martyrer der ersten christlichen Zeiten würdig war. Tiko ist ein wahrer Trost für das Herz eines Missionärs. Man vergißt die Schwärze der Haut, wenn man diese Kinderseelen ebenso

allem Guten zugänglich findet wie jene in Europa. Sie sind aber auch unser einziger Trost hierzulande; wenn wir nur mit den Erwachsenen zu thun hätten, bei denen die bösen Gewohnheiten schon tiefe Wurzeln faßten, würde der Mut uns bald zur Neige gehen. Der Fluch lastet noch schwer auf dem Boden Afrikas. Wir würden den Staub von unsern Füßen schütteln, die Schiffe besteigen und an eine andere Küste segeln, wo vielleicht eine reichere Ernte unsere Mühen belohnte. Aber die Kinder sind unsere Hoffnung. Wir taufen sehr viele in der Todesstunde. Manche erziehen wir auch in unsern Schulen und Waisenhäusern. Sie werden, wie wir hoffen, den Kern eines christlichen Volkes in Dahomeh bilden."

So erzählt der Missionär. Meine jungen Freunde werden aber für den kleinen Tiko und seine schwarzen Spielkameraden von der Westküste Afrikas beten, daß sie recht brave Christen werden und daß die Lehren und Mühen der Missionare an ihnen nicht verloren seien.

14. Deutsch-Togoland.

Die Küste von Dahomeh ist von Frankreich besetzt; aber gleich westlich von Groß-Popo beginnt der deutsche Besitz von Togoland mit den Hafenorten Klein-Popo (Klein-Povo wird es jetzt auch geschrieben), Porto Seguro, Bagida und Lome. Der Küstenstrich hat nur eine Länge von 52 km und ist infolge der sumpfigen Lagunen ein wahres Nest tödlicher Fieber. Aber die Häfen sind

Ein Missionär und eine Gruppe Schulkinder beim Totentempel in Porto-novo. (S. 433.)

für den Handel nicht ohne Bedeutung. Trotz seines Namens ist Klein-Popo, wie uns der Luxemburger Missionär P. Sand versichert, eine große Ortschaft, die mehr als eine Stunde Ausdehnung an der Meeresküste hat. Schon bei seinem Besuche im Dezember 1884 zählte es sieben große Faktoreien deutscher, englischer und französischer Kaufleute. Drei Segelschiffe lagen in der Bucht, Waren ein- und ausladend. Leider erschwert eine überaus heftige Brandung das Landen und macht es oft geradezu unmöglich. (Vgl. das Kärtchen S. 436.)

Die Grenzen im Innern sind noch offen; doch wird der deutsche Besitz auf etwa 60000 qkm mit 750000 Einwohnern angegeben. So ungesund das Land an der Küste in der Nähe der Lagunen ist, so schön und gesund soll es im Innern sein. Es ist nach Dr. Henrici ein immer höher ansteigendes, fruchtbares, reichbewässertes Gebirgsland. Hinter der Togo-Lagune erhebt sich der Boden rasch in mehreren Stufen zu einer Meereshöhe von 200—400 m; einzelne Berghäupter sollen über 2000 m emporragen. Das Agomegebirge, ein Teil des großen Gebirgszuges, der von der Volta-Mündung in weitem Bogen sich nach Lokodscha, an der Vereinigung des Niger und Benuë, hinzieht, schließt vorläufig das deutsche Gebiet nach Nordwesten ab. Da ist auch in einer Höhe von 710 m eine deutsche Station Bismarcksburg gegründet worden. Die Hauptflüsse eilen dem Volta zu, der auf englischem Gebiete mündet; doch hat auch das Togo-Gebiet einige kleinere, wenigstens in der Regenzeit ziemlich weit landeinwärts schiffbare Flüßchen. Die bedeutendsten heißen Haho und Sio.

Die große Regenzeit dauert von Anfang April bis Ende Juli; darauf folgt August und September die kleine Trockenzeit, Oktober

und November die kleine Regenzeit und von da bis April die große Trockenzeit. Die Hitze steigt über 43° C. und sinkt nicht unter 17° C. Der Boden scheint durchweg fruchtbar. Die Eingebornen, die sich recht gut auf Ackerbau verstehen, ziehen Mais, Yams, Bananen, Ananas, Ricinus, Baumwolle und pflegen namentlich die Ölpalme. Man findet ganze, sauber gehaltene Ölpalmenwälder. Sie treiben auch etwas Viehzucht, halten Milchkühe, kleine, schwarze Schweine, Ziegen, Schafe und Hühner. Die Schafe haben aber keine Wolle, sondern Haare, und auch eingeführte Wollschafe sollen in dem heißen Lande sehr bald ihre Wolle durch Haare ersetzen.

Die Eingebornen machen nach Dr. Wolf mehr den Eindruck von „Wilden" als die Bewohner des untern Kongo. Die Gegend von Adeli ist ein verschrieenes Fetischland. Der einflußreichste Adeli-Häuptling, Kontu, war zur Zeit, da Dr. Wolf dahinkam, von einem sehr schmerzlichen Augenleiden befallen; er wandte sich um Hilfe an den fremden Arzt. Bevor derselbe aber mit ihm sprechen durfte, wurden von Kontus Sohn und einem Fetischpriester in Gegenwart einer großen Volksmenge die Götter Adelis befragt, ob der Fremde als Freund oder Feind komme. Um sich darüber zu vergewissern, wurde einem Huhn die Kehle fast durchgeschnitten; dann warfen sie es weit weg, daß es zappelnd und mit den Flügeln schlagend zu Boden fiel. Glücklicherweise fiel es auf den Rücken und verendete in dieser Lage; wäre es auf die Brust gefallen und so verendet, so hätte Dr. Wolf als Feind Adelis gegolten und wäre als solcher behandelt worden. Ehe das Huhn geopfert wurde, hatte der Fetischpriester mit demselben den Dolmetscher und Führer Dr. Wolfs bestrichen. Dann mußten beide dem Huhn in den geöffneten Schnabel speien und demselben so „ihre innern Gedanken über den Fremden mitteilen". Da nun das Huhn auf dem Rücken, also mit freier Brust verendete, zeigte es an, daß der Fremde frei sei von feindseligen Hintergedanken. Als dann Dr. Wolf in der That den Häuptling von seinen Augenschmerzen befreite und sonst noch mehrere Heilungen bewirkte, wurde er freundlich behandelt und erhielt die Erlaubnis, eine Versuchsplantage zu gründen, in welcher die meisten europäischen Gemüse gedeihen. Man hofft also, im gebirgigen Hinterlande von Togo ein Land für Auswanderer gefunden zu haben; doch muß sich das alles noch mehr bestätigen, bevor wir unsern Freunden raten können, ihre Heimat in diesen Erdstrich, „wo der Pfeffer wächst", zu verlegen. 1892 wohnten 60 Europäer, davon 40 Deutsche, ständig im Togoland. Für 2400000 Mark wurden Palmnüsse und Palmöl ausgeführt, für 2130000 Mark Baumwollenwaren, Schnaps, Pulver und Gewehre eingeführt. Als der wichtigste Handelsort im Innern gilt Salaga; dort münden die Handelswege aus den Haussa-Staaten, von Kong und Wagadugu; doch ist es noch nicht ganz sicher, ob Salaga zum deutschen Besitz gehört, indem auch die Engländer dasselbe beanspruchen.

(S. 435.)

15. An der Goldküste.

Besteigen wir wieder unsern „Afrikaner" und fahren wir weiter, zunächst in westlicher Richtung. Vom Verdecke aus sehen wir die Küste von Aschanti, mit dessen kriegerischen Negerstämmen die Engländer wiederholt blutige Fehden hatten; dann die sogenannte Goldküste, welche die Engländer besetzt haben, und die Elfenbeinküste, wo aber gegenwärtig mehr Palmöl als Elfenbein verkauft wird. Elmina mit seiner alten Festung ist ein Haupthafenort der Goldküste und überhaupt eine der ältesten Städte an der Westküste Afrikas. Schon im 14. Jahrhundert sollen sich Schiffer aus Dieppe daselbst niedergelassen haben. 1637 kam die Stadt und Veste in den Besitz der Holländer. Sie war der Hauptsitz der niederländischen Kolonien an der Goldküste. Erst 1871 traten es die Holländer an England ab.

Der folgende Reisebericht des hochw. P. Riche macht uns mit dieser interessanten Küstenstrecke Westafrikas und mit den Arbeiten bekannt, welche daselbst die Missionäre von Lyon zum Heile der eingebornen Bevölkerung unternommen haben.

„Alles ist zur Reise bereit. Wir sind im Januar; es ist 4 Uhr abends; der Harmattam macht sich bemerklich und die Hitze ist nicht übermäßig. Der Harmattam ist ein Nordwind, der im Januar gewöhnlich vierzehn Tage weht; bei Nacht ist es dann recht frisch, bei Tage aber erdrückend heiß und außerordentlich trocken. Von seinem regelmäßigen Auftreten hängt die günstige Witterung ab. ‚Wenn der Harmattam rechtzeitig kommt, so giebt es ein gutes Jahr', sagt man hier. Wir steigen also, den Tropenhelm (zum Schutze gegen die Sonnenglut) auf dem Haupte und den Sonnenschirm unter dem Arme, den Hügel hinab, auf welchem die St. Josephsmission zu Elmina erbaut ist. Hinter uns folgen die ‚Boys' (Diener), auf dem Kopfe das Gepäck, dessen wir auf unserer Reise benötigen: ein Tragaltar, eine Hängematte, ein photographischer Apparat, Wäsche, Bilder, Kreuze, Rosenkränze zum Verteilen in den Stationen, die wir besuchen. Den Mundvorrat werden wir erst in Cape Coast mitnehmen.

„In den Gäßchen von Elmina (vgl. die Bilder S. 437 u. 438) werden wir bei jedem Schritte von den Negern freundlich gegrüßt. Von allen Seiten tönt es: Y eura — das ist der gewöhnliche Negergruß und bedeutet: ‚Du, Herr!' Der Neger will dadurch den Vorrang des Weißen anerkennen. Manchmal lautet der Gruß noch freundlicher: M'eura, d. h. ‚Mein Herr!' Nicht zu vergessen sind die Kinder, die fast unbekleidet vor uns her tanzen und springen und aus Leibeskräften auf englisch schreien: Good morning, faáá—ther! Sie legen einen ganz besondern Nachdruck auf das father, indem sie so ausdrücken wollen, daß sie uns wirklich als Väter betrachten, und wir geben ihnen dann auch zur Belohnung

einen väterlichen Klaps auf den Buckel, worauf sie schreiend und lachend sich des Weges trollen. Diese kleinen Negerbüblein sind wirklich allerliebst, und ich ziehe sie den kleinen Franzosen vor; sie sind hübscher, lustiger, freundlicher und selbst reinlicher. Man wird sich über dieses Urteil wundern; aber wer hier an der Goldküste war, wird mir recht geben. Die Fanti-Neger sind übrigens auch die schönsten der Negerrasse.

„Nun sind wir auf dem Wege von Elmina nach Cape Coast. Ein kleines Wägelchen, von den Engländern cart genannt, dient uns als Fuhrwerk. Der Cart spielt eine große Rolle an der Goldküste; nebst der Hängematte ist er das einzige Reisemittel, und er ist der sehr ermüdenden Hängematte weit vorzuziehen, wenn der Weg nicht gar zu uneben ist. Dieses Fuhrwerk hat eine Deichsel, zwei Räder, eine ein- oder zweisitzige Bank und ist sehr leicht. Gezogen wird es von Negern (Cart-Boys), gewöhnlich von dreien; einer leitet die Deichsel, während zwei hinten schieben. Sie laufen oder gehen im Schritt, wie es der Herr haben will, der sie mietet. — Natürlich waren unsere Cart-Boys nicht zur Stelle, und wir mußten warten. Die Sorglosigkeit ist ein Hauptfehler dieser Naturkinder; Schläge und Schelte helfen nichts, im Gegenteil. Und doch senkte sich die Sonne dem Horizonte zu und wir konnten Cape Coast kaum vor Nacht erreichen. Umsonst gaben P. Albert und ich unserer Unzufriedenheit Ausdruck. Endlich nach einer guten Viertelstunde sahen wir das Fuhrwerk und seine Bemannung doch zur Stelle.

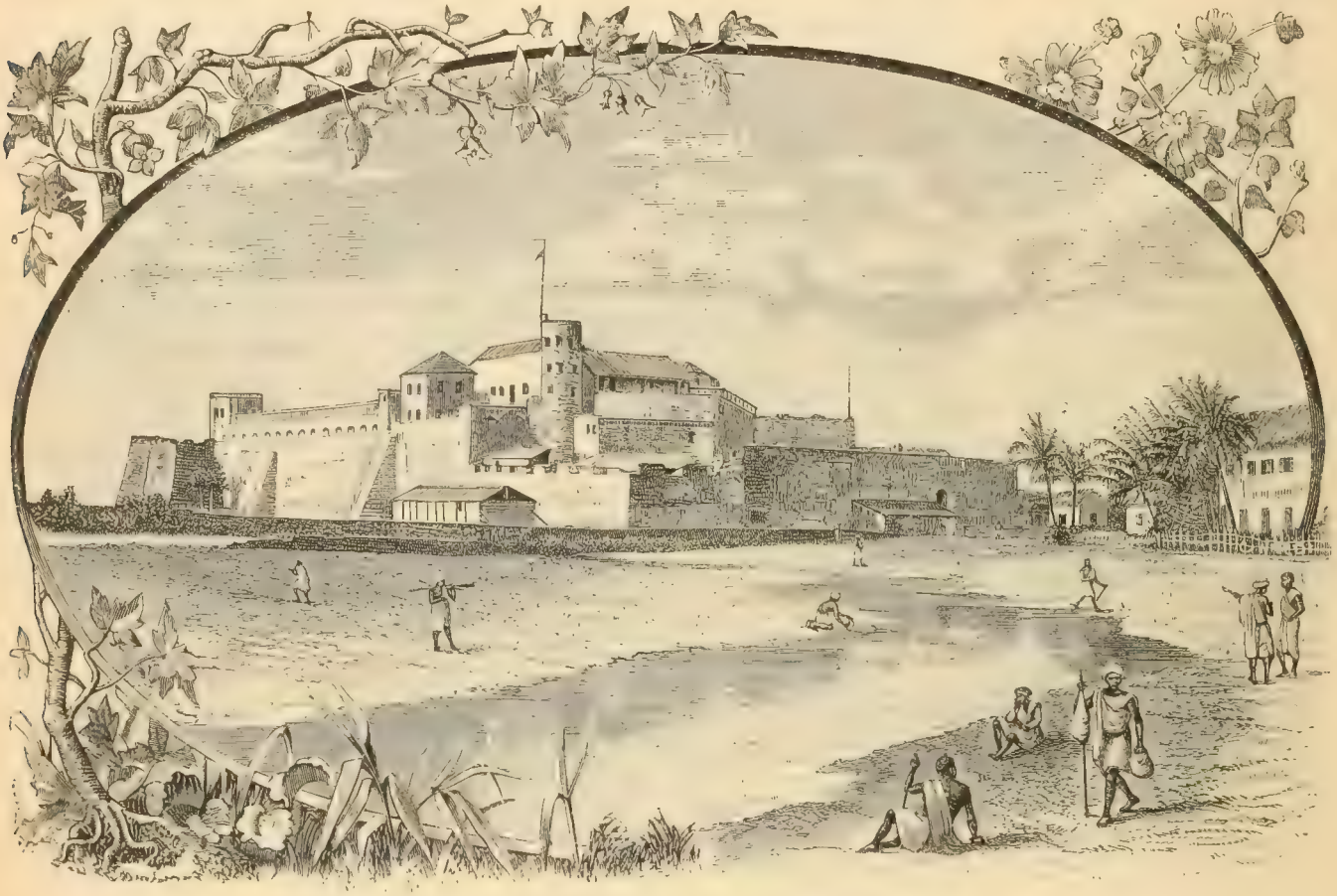
„Die Straße von Elmina nach Cape Coast wurde von den

Ansicht von Elmina. (Nach einer Photographie. - S. 436.)

Engländern angelegt und mißt 13 km; sie führt die Küste entlang und ist fast ganz eben; nur im Anfang sind einige Hügel zu überwinden. Beim Verlassen von Elmina hat man einen Begräbnisplatz zur Rechten, den man den ‚Friedhof der Verlornen' nennen könnte. Nach Landesbrauch begnügen sich die Neger nicht, für einen Verstorbenen zu beten, dessen Leiche man nicht finden und begraben kann, wie es z. B. bei einem im Meere Ertrunkenen der Fall ist, sondern man veranstaltet eine Begräbnisfeier, als ob der Leichnam gegenwärtig wäre. Der Neger hält es nämlich für das größte Unglück, das ihm zustoßen könnte, wenn er nach dem Tode des Begräbnisses entbehren müßte. Der Neger glaubt an ein künftiges Leben und meint, die Seele des Nichtbestatteten sei im Sramanadzi (im Lande der Seelen) traurig und werde sich an den Angehörigen rächen, die also ihre Pflicht versäumten. So macht man einen kleinen Miniatursarg von 30–40 cm Länge, hält bei demselben alle üblichen Ceremonien und trägt ihn auf das Sandfeld des Friedhofes der Verlornen. Ich wußte, daß es solche Friedhöfe gebe, sah aber hier den ersten. Es stehen da Miniatursärge in großer Zahl, daneben viele wohlverschlossene Kistchen. Aus Neugierde öffnete ich eines derselben: eine Thonpfeife, eine Neger-Tabaksdose, ein Talisman aus Leder, ein wenig Reis und einige Lappen, die dem Verstorbenen gehörten, bildeten den Inhalt. All das soll ihm im andern Leben dienen; denn im Sramanadzi glauben die Neger das zu sein, was sie auf Erden waren, und dieselben Bedürfnisse zu haben. Man übe dort denselben Beruf und habe dieselbe Stellung: der König sei König und der Sklave sei Sklave. Beim gewöhnlichen Begräbnisse legt man diese Sachen in den Sarg des Toten. Auf jedem Grabe steht ein kleines

Stühlchen, damit sich die Seele setzen und ausruhen könne, wenn sie, von ihren Wanderungen über die Erde müde, zum Grabe zurückkehrt. Da sie auch der Speise bedarf, legen die Angehörigen von Zeit zu Zeit Nahrungsmittel aufs Grab, und wenn sie zu Hause trinken, sprengen sie jedesmal einige Tropfen für den Verstorbenen auf die Erde, gleichzeitig die Seele bittend, daß sie ihnen nicht zürne und sie nicht beunruhigen möge. Die Neger halten viel auf diese Gebräuche und sind ganz überzeugt, daß der Geist sich rächen würde, wenn sie ihm gegenüber die Pflichten vernachlässigten. Es ist also mehr Furcht vor dem Verstorbenen als Liebe, welche die Neger zu diesem Totendienste treibt.

„In einer Viertelstunde hatten wir den Sweet River erreicht, einen ziemlich bedeutenden Fluß, der beim Dorfe Ituri in den Ocean mündet. Früher befand sich daselbst eine von den Engländern erbaute Brücke. Dort ereignete sich im Sommer 1888 eine merkwürdige Begebenheit. Unsere Zöglinge von Elmina, etwa 200, machten einen Ferienausflug nach Cape Coast. Glücklich waren sie hingekommen und hatten auf dem Rückwege voll Freude und Jubel mit flatternden Fahnen und lärmender Musik diese Brücke betreten, als dieselbe plötzlich krachend zusammenbrach und alle unter entsetzlichem Geschrei in den Fluß stürzten. Der Fluß ist zwar an dieser Stelle nicht sehr tief; aber wenn eine solche Menge übereinander ins Wasser stürzt, scheint es rein unmöglich, daß nicht einige ertrinken oder erdrückt werden. So kam denn auch die Kunde nach Elmina: ‚Alle Kinder der katholischen Mission sind ertrunken!' Und die Eltern eilten mit verzweifeltem



Fort St. Georg. Schloß von Elmina. (Nach einer Photographie. — S. 436.)

Schmerzensgeschrei zur Unglücksstätte am Sweet River. Inzwischen hatten dort die Missionäre mit Hilfe der größern Knaben die kleinern aus dem Wasser gezogen, und es war auch nicht ein einziger ertrunken. Alle lachten über den Schrecken, den sie gehabt. Die Rettung schien aber auch den Heiden so wunderbar, daß sie dieselbe einem besondern Schutze des Nyamkupon (Gott der Weißen) — etwa dem Schutzengel — zuschrieben. So hatte dieses Ereignis, welches leicht ein tödlicher Schlag für unsere Mission hätte sein können, die besten Folgen für dieselbe.

„Heute stehen nur mehr die Pfeiler der Unglücksbrücke. Ein Ferge, der von der Regierung einen Jahresgehalt von 50 Pfund Sterling (1000 Mark) bezieht, hat die Verpflichtung, bei Tag und bei Nacht die Reisenden unentgeltlich über den 20—30 m breiten Fluß zu setzen. Ohne weitern Zwischenfall erreichten wir auf der fast ebenen und einförmigen Straße in der Abenddämmerung Cape Coast. Es ging am Kirchhofe vorüber, auf welchem zwei von uns begraben liegen: P. Heiligenstein, der im März 1893 starb, nachdem er nur sechs Monate an dieser Küste gearbeitet hatte, und Schwester Ignatia, eine Irländerin, welche im Juli 1892 verschied. Wir hatten keine Zeit, die Gräber zu besuchen; so entblößten wir im Vorüberfahren unser Haupt und beteten ein De profundis für ihre Seelenruhe. Nun ging es in die Stadt hinein, über den Marktplatz, an der wesleyanischen Schule und der Post vorüber nach unserer Missionsanstalt, wo uns P. Méder mit aller Liebe und Gastfreundschaft empfing.

„Den folgenden Tag verweilten wir in Cape Coast. Vom Meer aus gesehen, ist die Stadt wirklich schön. Stufenweise steigt sie an, und die weißen Häuser heben sich freundlich von dem

grünen Hintergrunde ab, den die Hügel bilden. Wie bei allen Küstenorten, bringen hohe Baumwollbäume und majestätische Palmen Wechsel in das sonst etwas einförmige Städtebild, das neben vielen europäischen Elementen das wildromantische afrikanische Gepräge beibehalten hat. Überhaupt gelten die Städte an der Goldküste als die schönsten der afrikanischen Westküste, und Elmina und Cape Coast nennt man die Königinnen des Golfes von Guinea. Cape Coast nimmt täglich an Bedeutung zu und hat Elmina schon weit überholt. Es zählt jetzt über 20 000 Einwohner; der Handel blüht; eine Reihe englischer und deutscher Faktoreien führen die reichen Landeserzeugnisse aus. Die Barre, das große Hindernis für den Schiffsverkehr an der afrikanischen Küste, macht sich hier kaum bemerklich, dank dem gewaltigen Felsen, der hier in die See vorspringt und so eine kleine Bucht bildet, in welcher die Schiffe anlegen. An diesem Felsen brechen sich die gewaltigen Wogen und können erst eine gute Strecke weiter sich wieder bilden; so entsteht eine Lücke in der Barre, durch welche die Boote gefahrlos rudern können.

„Unter den bemerkenswerten Bauten verdient das Schloß (vgl. untenstehendes Bild) von Cape Coast die erste Stelle. Majestatisch erhebt es sich auf der Spitze des eben erwähnten Felsens. Wie das von Elmina wurde es im 17. Jahrhundert von den Portugiesen erbaut und ist trotz seines fast dreihundertjährigen Alters noch in sehr gutem Zustande. Nach dem Aschanti-Kriege (1873

Festung von Cape Coast. (Nach einer Photographie.)

bis 1874) hatte die englische Regierung ihren Sitz in Cape Coast aufgeschlagen; da aber die Kolonie von Lagos und von der Goldküste eine gemeinsame Verwaltung hatten, so wählte man das Lagos näher gelegene Accra als Verwaltungssitz. Seit drei Jahren sind aber die beiden Kolonieen getrennt. — Hinter dem Schlosse erhebt sich die anglikanische Kirche, kenntlich durch ihren im mittelalterlichen Stile aufgeführten Turm. Nicht weit davon steht auf einem der höchsten Punkte der Stadt die hübsche wesleyanische Kapelle mit ihrem wirklich schönen viereckigen Turme. Endlich beherrscht von der Spitze eines Hügels herab der Leuchtturm die Stadt; derselbe ist gleichzeitig ein Fort, welches Cape Coast von der Landseite verteidigt.

„Gerne würde ich unter den Gebäuden der Stadt auch das katholische Missionshaus nennen; aber es ist leider so unbedeutend, daß es auch für Afrika ein elender Bau ist. Es steht am Meeresufer und das ist kein Vorteil, des übeln Geruches wegen, der zu Zeiten vom Strande emporsteigt. Gemäß einer Polizeiverordnung, die gewiß ihre guten Gründe hat, wird nämlich der Unrat der ganzen Stadt jeden Morgen ins Meer geworfen. Das Haus besteht aus einem Erd- und Obergeschoß. Im erstern, das kaum 3 m Höhe und keine andere Öffnung als die drei Thüren hat, sind die viel zu engen Schulräume für 250 Kinder. Freitag abends werden die Bänke hinausgeschafft und der Raum sorgfaltig gekehrt; denn er muß Sonntags als Kapelle dienen. Am Samstag, der nach englischem Gebrauch ein Ferientag ist, wird der Altar aufgeschlagen und stellt man die Bänke für die Andächtigen zurecht. Außer den 250 Knaben und 150 Mädchen aus der Schule der Schwestern kommen selbstverständlich noch eine Menge Erwachsener

zum Gottesdienst. Ich habe mehrmals die Pfarrmesse in dieser ‚Kapelle' gelesen; man hat so wenig Platz, daß einen die Kinder am Altare berühren und man kaum die Ceremonien machen kann. Und welche Ofenhitze, welcher Dunst! Kaum kann man atmen, und ich glaubte wiederholt, ich werde die Messe nicht zu Ende bringen. So also nimmt sich unsere Kapelle zu Cape Coast neben den prächtigen protestantischen Tempeln aus! Und doch, wir stehen ihnen nicht nach. Die Zahl der Bekehrungen nimmt immer mehr zu. Die von den PP. Granier und Albert 1889 gegründete Mission hat sich kräftig entwickelt. P. Granier empfing nach kurzer irdischer Wirksamkeit die ewige Krone, ebenso wie P. Heiligenstein und Schwester Ignatia, die ich bereits nannte. Letztere hat so apostolisch gewirkt und ein so schönes Leben gelebt, daß ihr auch die Protestanten ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Es fehlt uns also nicht an Fürsprechern im Himmel. Der gegenwärtige Obere der Missionsstation ist P. Ogé, der Verfasser eines Andachtsbuches in der Landessprache, welches den Katechismus, Gebete und eine Liedersammlung umfaßt.

„Das Haus der Schwestern ist 10 Minuten vom Priesterhause entfernt und liegt auf einem mäßigen Hügel (vgl. das Bild S. 441). Wäre es nur solider gebaut! Überall drohen Risse in den Mauern den Einsturz. Man wird ein neues Haus bauen müssen; denn eine Reparatur kommt hier fast ebenso hoch. Die Schule der Schwestern mit 120—150 Mädchen geht sehr gut. Sie üben auch Krankenpflege und teilen Arzneien aus; so haben sie Gelegenheit, viel für das Seelenheil zu thun und manche Seele Gott zu gewinnen.

„Samstag in der Frühe verließen wir Cape Coast; nach der heiligen Messe ging es weiter die Küste entlang nach Osten. Unsern Trägern hatten sich vier Hängematteträger angeschlossen. Der Tag brach eben an, und der Harmattam blies empfindlich kalt. Die Stadt ruhte noch im Schlummer. Nur selten trafen wir einige Neger, die, den Kopf mit einem Tuche umwickelt und die Arme an den Leib gepreßt, vor Kälte schlotternd zum Markte gingen. Das Thermometer wird in der That kaum 15° C. zeigen, und 15° Wärme bedeutet in Afrika eine große Kälte! Selbst wir, die wir doch besser gekleidet sind als die Neger, spüren die Kälte. Nun, um so angenehmer ist der Marsch, und man hat den lästigen Schweiß nicht zu fürchten. Der Weg von Cape Coast nach Anamboe ist entschieden schöner als der von Elmina nach Cape Coast. Es geht beständig hügelauf und hügelab, und die Gegend ist wirklich malerisch; man hält diesen Teil der Goldküste für den schönsten Westafrikas. Mit Freuden ruht der Blick auf dem schönen Rasenteppich, den die Sonne noch nicht versengt hat, auf dem verschieden abgetönten Buschwerk, wie man es nur in Afrika sieht, auf den hohen Baumwollbäumen, gerade wie ein Pfeiler, deren riesiger Stamm 8—10 m im Umfange mißt. Das Gezwitscher der Vögel, die ihr Morgenlied singen, erfreut das Ohr des Reisenden und spricht ihn inmitten dieser schönen Natur harmonischer an als das schönste Konzert. Ein herrlicher Sonnenaufgang, wie er nur den Tropen eigen ist, verklärt das Bild mit seinem Strahlenglanze. Aber nicht alles ist rosig! Entsetzt hält der Wanderer inne: eine der vielen Schlangen, die in Afrika so zahlreich vorkommen, raschelt im Grase, wo man eben den Fuß hinsetzen wollte; Tausende von Ameisen ziehen in endlosen Reihen über den Pfad; wenn man nicht sehr vorsichtig ist, so heften sich einige an die Schuhe, und wenige Augenblicke später fühlt man ihre brennenden Bisse. Und dann giebt es auch noch sogenannte Stink-Ameisen (stinking ants), die einen so übelriechenden Saft ausspritzen, daß ich Hunde vor ihnen die Flucht ergreifen sah.

„Wir kommen an Amanful vorüber, einem kleinen Dorfe, etwa eine Stunde von Cape Coast. Daselbst wohnt ein Häuptling Namens Daniel, einer der ersten Katholiken dieser Gegend. Er war früher Wesleyaner; als er aber unsere Religion kennen lernte, verbrannte er öffentlich die protestantischen Traktätchen und trat mit seiner ganzen Familie zu uns über. Er hat uns ein Grundstück für eine Schule angeboten; da aber das Dorf zu nahe an der Stadt liegt, machten wir von dem Anerbieten keinen Gebrauch.

„Hinter Amanful führt der bequeme Weg weiter durch die reizende Landschaft. Viele Männer und Weiber (vgl. das Bild S. 447) begegnen uns, mächtige Lasten auf dem Kopfe tragend. Sie gehen gewöhnlich im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, zu Markte. Sie grüßen uns auf Landesart, und wir antworten ihnen ebenso, was ihnen großen Spaß macht. Von Zeit zu Zeit sieht man am Wege ein brennendes Reisigfeuer, das langsam in sich zusammensinkt. Die Neger braten sich an ihm ihren Frühstückshering und wärmen ihren Reis. Man behauptet, daß die Hügel hier viel Gold enthalten, und begegnet bei jedem Schritte Quarzstücken mit etwas Goldgehalt; doch ist derselbe so gering, daß er die Kosten nicht lohnt, welche seine Gewinnung verursachen würde. Glimmer giebt es in Menge; die Neger nennen ihn ‚Spinnenspiegel'; er glänzt, daß man die Augen abwenden muß, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen.

„Etwa zwei Stunden von Cape Coast gelangten wir auf einen kleinen Hügel, von dem aus das Auge frei über den Ocean hinschweift. Dort sehen wir einen Felsen, der ziemlich weit ins Meer vorspringt; er ist mit Negerhütten bedeckt und wird von einem alten Schloß gekrönt, das jetzt in Trümmern liegt. Das Dorf heißt Moree. Vor vier Jahren machten P. Granier und P. Albert dem Häuptling von Moree einen Besuch und trafen ihn in den Armen Bacchus', eines Gottes, den zwar die Neger unter diesem Namen nicht kennen, mit dem sie aber gute Bekanntschaft pflegen. Se. Majestät stellte sich taumelnd vor. Natürlich war keine Unterredung möglich. Die Missionäre waren etwas ungehalten über diesen Empfang, und der König wußte nicht, was er redete. Die Patres kehrten also unverrichteter Dinge nach Cape Coast zurück. Später hörten sie, daß auch die Protestanten ihr Auge auf Moree geworfen hatten, und daß der König sie abgewiesen in der Hoffnung, die Katholiken würden wieder kommen. Aber man konnte nicht daran denken; der Tod hatte in der letzten Zeit die Reihen der Missionäre grausam gelichtet. Die Goldküste ist überhaupt eine der ungesundesten Gegenden Afrikas. Wie sehr das der Fall ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die englische Regierung ihren Angestellten nach je einem Jahre Thätigkeit an der Goldküste einen halbjährigen Urlaub in Europa gewährt. Mit Mühe konnten wir unsere Hauptstationen besetzen und durften nicht daran denken, neue Nebenstationen zu gründen. Nun schickte der König von Moree in jüngster Zeit eine Botschaft des Inhaltes: ‚Die Wesleyaner wünschen hier eine Schule zu gründen; ich erwarte euren Entscheid.' Unsere Armut zwang uns, ein Anerbieten zu machen, das nicht angenommen wurde. Aber auch das weit höhere Angebot der Wesleyaner blieb erfolglos, weil der König sie nicht wohl leiden mag, und so ist die Sache noch in der Schwebe.

„Da die Sonne höher steigt und die Ermüdung fühlbar wird, legt sich P. Albert in die Tragehängematte; ich, der Stärkere, setze den Weg zu Fuß fort. Gegen 10 Uhr kamen wir in das Dorf Bilua, das am Strande des Meeres liegt. Da steht auch ein wesleyanisches Bethaus mit einer Glocke über dem Dache.

Jeden Samstag kommt ein Prediger dritter Ordnung von Anamboe für das Dutzend Zuhörer. Die Bewohner traten aus ihren Häusern, um das seltene Schauspiel von Weißen in langem Gewande zu sehen; sie grüßten freundlich. Eine Menge Schweine tummelten sich um die Hütten. Am Ausgange des Dorfes stand eine Art Triumphbogen aus zwei aufrecht stehenden und einem quer darüber befestigten Zweige, an dem ein kleines Fäßchen hing. Ich fragte unsere Neger, was das bedeute; es scheint ein Fetisch zu sein, der die Einwohner vor ansteckenden Krankheiten bewahren soll.

„Jetzt ging es an dem Strand entlang; eine sanfte Brise brachte uns Kühlung, aber die salzige Meerluft machte uns hungrig. Ein Ei und ein Stück Brot, das wir unserem Sacke entnahmen, wurde mit Appetit verspeist. P. Albert, der mich ermüdet glaubte, zwang mich, die Traghängematte ebenfalls zu besteigen. Ich that es ungern; denn die schwankende Bewegung ist sehr unangenehm. Etwa eine halbe Stunde ging es so über den Strand, und als wir den Weg wieder betraten, lag Anamboe vor unsern Augen. Ich stieg aus der Hängematte, und wir bereiteten unsern Einzug in die Stadt. Der Markt war noch nicht zu Ende, und wir mußten mitten durch die Menge. Neugierig wurden wir angeschaut; manche grüßten; eine Schar Kinder schloß sich uns an, die bei jedem Schritte anwuchs. Am Ende der Stadt erreichten wir endlich die katholische Schule. Wir waren nicht allzu müde. Da es Samstag war, fanden wir sie geschlossen. Doch sahen wir uns bald von einem Schwarm Schulknaben umringt, der uns begrüßen wollte,

Garten des Spitals von Cape Coast. (Nach einer Photographie. — S. 440.)

und nur mit Mühe konnten wir dem Lärm in das Zimmer entfliehen, das für uns bereit stand.

„Nach kurzer Rast und einem frugalen Mahle schickten wir uns an, die Schule für den morgigen Gottesdienst zu zieren; denn zu Anamboe sollte zum erstenmal die heilige Messe gefeiert werden. Wir schickten die Schulknaben in den Wald, um Palmblätter zu holen, und schlugen inzwischen den Altar auf. Ein alter Tisch mußte dazu dienen; wir stellten ihn auf zwei Bänke, weil er zu niedrig war, legten den Tragaltar darauf und umgaben ihn mit rotem Zeug, das wir von Elmina mitgebracht hatten, um so das unschöne Gerüst zu verhüllen. So brachten wir mit wenig Kosten für unsere Neger ein Wunderding zu stande. Dann bedeckten wir die Mauern mit den Palmzweigen und steckten zum Staunen der kleinen Negerjungen einige bunte Fähnchen dazwischen. Auch die Außenseite der Schule wurde mit Grün verziert, und ich pflanzte ein riesiges Banner mit dem Bilde der Unbefleckten Empfängnis auf, das aller Augen fesselte. Man hatte zu Anamboe vielleicht noch nie so etwas gesehen, und alles drängte sich um die Schule, um diese Wunder der Weißen anzustaunen. Der nächste Tag war ein Fest für die Bewohner von Anamboe. Man hatte daselbst noch nie eine Messe gesehen! Die Ceremonien waren natürlich sehr einfach; aber es war den Leuten alles neu. Die ‚Kapelle' war gedrängt voll, und viele standen draußen, weil sie sich den Zutritt nicht mehr erkämpfen konnten. Trotzdem herrschte vollkommenes Stillschweigen; schon die priesterlichen Gewänder, mit denen ich mich bekleidete, flößten ihnen heilige Scheu ein. Nach dem Evangelium richtete ich einige Worte an die Gemeinde; sie lauschten mit der größten Aufmerksamkeit. Dann wurde die Messe fortgesetzt und die Schulknaben sangen hübsche Lieder in der Landessprache. Die Harmoniumbegleitung ließ freilich zu wünschen übrig;

das Instrument litt nämlich an klimatischen Einflüssen; allein es ging so übel doch nicht, und die Neger stellten auch ihre Anforderungen nicht zu hoch. Am Schlusse betete ich die vom Papste vorgeschriebenen Gebete leise auf englisch; denn ich dachte, nur die Meßdiener würden antworten. Wie staunte ich, als der ganze Saal einstimmig auch auf englisch antwortete, nicht nur beim ‚Gegrüßet seist du, Maria', sondern auch beim Salve Regina! Das war also die erste heilige Messe in Anamboe.

„Am Nachmittag empfingen wir zahlreiche Besuche; wir drückten den guten Leuten die Hand und scherzten mit ihnen wie alte Bekannte. Das freute sie sichtlich, und sie brachten uns Geschenke, namentlich Früchte; denn sie hatten sonst nicht viel. Ananas, Orangen, Bananen und Kokosnüsse wurden uns massenhaft gebracht. Auch die Kinder kamen scharenweise, uns zu grüßen. Die Hoffnung auf etwas Zuckerzeug mag mit eine Triebfeder gewesen sein. Erst standen sie schüchtern in der Ferne; da sie aber unsere freundlichen Blicke sahen, wurden sie bald zutraulich, und das Haus schwärmte voll kleinen schwarzen Knirpsen. Sie sind wirklich allerliebst in diesem unschuldigen Alter, voll Einfalt und Fröhlichkeit, und lachen den ganzen Tag.

„Es war auch Sonntagsschule. Dieselbe soll den Erwachsenen beiderlei Geschlechtes Lesen und Schreiben in der Fantisprache beibringen; nachher wird der Katechismus erklärt und ein Lied gesungen. So wird es in allen Stationen der Mission gehalten, und man erzielt dadurch viel Gutes. Man muß den Eifer und die Ausdauer dieser alten Leute bewundern. Ein altes Mütterchen zu Elmina hat binnen sechs Monaten die 20 Buchstaben des Fanti gelernt und ist jetzt so stolz auf ihr Wissen! Überall sieht man sie mit ihrem kleinen A-B-C-Buch, und sie sagt aller Welt, sie könne perfect Fanti lesen. In der Schule sah ich sie mit einer Art Haarnadel die Buchstaben auf dem Papier verfolgen. Es ist ganz unglaublich, welche Ausdauer diese alten Negerköpfe beim Lernen entwickeln.

„Nach der Abendpredigt, welche P. Albert hielt, besuchten wir den ‚König' von Anamboe in seinem Palaste, wenn man eine Hütte mit einem ungeheuern Strohdache also benennen darf. Er wohnt ganz in der Nähe der Schule. Wir hatten tags zuvor um eine Audienz gebeten und die Antwort erhalten, Se. Majestät würde uns mit Freuden am Sonntag Abend empfangen. So gingen wir mit unserem Schulmeister, der als Dolmetsch dienen mußte, zu Hofe. Man ließ uns in einem Hofe niedersitzen, in dessen Mitte ein großer Baum den Besuchern Schatten spendet, und schon nach wenigen Minuten trat der König, umgeben von seinem graubärtigen Hofstaat, aus dem Hause. Wir erhoben uns und grüßten ihn auf englisch, das er ziemlich gut spricht. Der König ist ein schöner Mann, groß und etwas zu vollen Formen geneigt; er hat ein einnehmendes Wesen, und seine kleinen Augen verraten Verstand und Güte. Er steht in seinem kräftigsten Alter und mag ein Vierziger sein. Unter seinem Gefolge ist der frühere König, den er entthront hat, bemerklich. Derselbe sieht fast stumpfsinnig aus; wenn er seinen Sturz anfangs empfand, so hat der Rum, der große Tröster der Neger, ihn seinen frühern Glanz vergessen machen. Die Wesleyaner, die sich schon seit langem hier niedergelassen, hatten Amoenu IV. zu ihrer Sekte bekehrt; aber die ‚Bekehrung' hielt nicht stand; der König wurde Mohammedaner. Er sagte uns, wenn wir rechtzeitig gekommen wären, so würde er jetzt wohl Katholik sein; hoffen wir, daß er der Wahrheit doch noch folgt. Er zeigte sich uns sehr freundlich und wollte sich mit seinem Hofstaate von P. Albert photographieren lassen.

„Nach der Audienz war noch Zeit genug, die Stadt zu besehen. Anamboe hat etwa 7000 Einwohner; es erstreckt sich das Ufer entlang und ist ausschließlich eine Negerstadt; kein Europäer wohnt in ihr. Die wesleyanische Kapelle ist das einzige Bauwerk von Bedeutung. Auch ein Fort, ähnlich dem von Cape Coast und Elmina, erhebt sich am Meere; ein Neger ist Befehlshaber. Das Haus unserer Mission gehört nicht uns, sondern ist nur gemietet. Das Erdgeschoß wird von den Schülern eingenommen; darüber befinden sich einige Zimmer für den Schullehrer und seine Familie. Das Examen, das wir abnahmen, fiel sehr befriedigend aus; die Knabenschule zählt etwa 120 und die erst seit einigen Wochen eröffnete und von einer Negerin geleitete Mädchenschule in die 20 Kinder. Die Zahl wächst täglich, und bald wird der Raum nicht ausreichen. Bis Freitag Abend blieben wir in der Stadt. Die täglichen Messen, die Unterrichte, die Katechesen waren immer gut besucht. Wir tauften 54 Kinder; die Zahl wäre weit größer gewesen, wenn wir alle hätten taufen wollen, welche uns von den Eltern gebracht wurden; aber wir nahmen nur solche an, die unsere Schule besuchen. Erwachsene tauften wir vorläufig keine; hoffentlich werden wir sie bei einem andern Besuche besser vorbereitet treffen.

„Eben bereiteten wir uns zur Abreise nach Saltpond, da hörte ich die Klänge der Musikbande; sie kam näher und näher und marschierte endlich in unsern Hofraum. Als ich mich erkundigte, was das zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß es unsere Schülermusik von Saltpond sei, die gekommen war, uns abzuholen. Nun spielte sie den ganzen Abend vor unserer Schule Stück auf Stück; die ganze Stadt war herbeigeeilt; man tanzte, scherzte, lachte, und erst abends 10 Uhr, als wir die Musik schweigen hießen, gingen die Leute nach Hause. Zufrieden legten wir uns jetzt auf unsere Matte zu kurzer Nachtruhe; denn schon morgens 3 Uhr mußten wir uns wecken lassen.

„Um 5 Uhr, da es noch völlig dunkel war, brachen wir auf. Hier geht nämlich das ganze Jahr die Sonne ungefähr morgens 6 Uhr auf und abends 6 Uhr unter. Wieder führt der Weg über Hügel, doch scheint er weniger malerisch als hinter Cape Coast. Nach einer Stunde erreichten wir das Dorf Cormentine, das auf dem Hange eines Hügels erbaut ist, dessen Spitze eine Schloßruine krönt. Die Sonne ging eben zwischen Wolken auf, und wir hatten Zeit genug, vor der Hitze nach Saltpond zu kommen; so stiegen wir die Höhe hinan, um die Ruine zu besehen, während unsere Träger des Weges fürbaß gingen. Die Burg hatte eine herrliche Lage und beherrschte Land und Meer. Sie wurde im 17. Jahrhundert von den Portugiesen gebaut, die damals den Sklavenhandel im großen betrieben. Die solid aufgeführten Mauern sind noch beinahe unversehrt. Dann ging es weiter, unmittelbar das Meer entlang. Eine köstliche Brise erquickte uns und that uns doppelt wohl nach der schwülen Luft, welche wir bisher atmen mußten, obschon auch der Weg gar nicht weit vom Meere entfernt ist.

„Zwei verschiedene Winde herrschen an der Küste, die Meerbrise und die Landbrise; die erstere kommt von Westen und weht von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr und ist ein sehr erfrischender, von salzhaltigen Wasserdämpfen gesättigter und gesunder Wind. Umgekehrt gilt die Landbrise, die während der Nacht von Norden kommt, mit Recht als ungesund, indem sie über die weiten, manchmal halb ausgetrockneten Sümpfe streicht und sich unterwegs mit allen möglichen Miasmen beladet. An einigen Küstenorten weht dieser Landwind nur wenige Stunden, und diese Plätze sind den Europäern weniger gefährlich. Hier an der Goldküste aber, wo der Landwind meist über zwölf Stunden anhält, sind wir in einer schlimmen Lage.

„Schon kurz nach 7 Uhr morgens erreichten wir Saltpond (vgl. untenstehendes Bild) und begaben uns sofort zur katholischen Schule. Da hörten wir, ein Dampfer sei auf der Reede eingetroffen mit P. Hilberer und zwei Schwestern von Elmina an Bord, welche gesundheitshalber nach Accra in die Weihnachtsferien gingen. Natürlich mußten wir P. Hilberer sehen, und wir eilten also, von einem ganzen Schwarm der lieben Jugend gefolgt, an den Strand. Daselbst fanden wir ein mit Ölfässern beladenes Boot, das eben zum Dampfer fahren wollte. Die Bootsleute waren bereit, uns mitzunehmen. Gleich tanzten wir auf den Wogen bergauf, bergab; denn die Barre ist hier sehr stark (vgl. das Bild S. 445). Die Bewegung erinnerte mich an Ägypten und den Ritt auf dem Rücken eines Kamels. Da kommt von ferne eine ungeheure Woge, die heranrollend haushoch anschwillt! Wir klammern uns krampfhaft an die Fässer und schließen die Augen; die Woge braust vorüber und füllt unser Schiff, das zu stark beladen ist. P. Albert und ich sind naß wie die Füche und können uns Glück wünschen, daß wir wenigstens nicht über Bord geschwemmt wurden. Als die Gefahr vorüber war, rangen wir lachend unsere Kleider aus, wie man ein Leintuch auswringt, das man aus der Waschkufe zieht. Aber in welchem Aufzuge werden wir jetzt vor den Passagieren des Dampfers erscheinen?! Pah, wir sind in Afrika! Wir kletterten also getrost die Strickleiter hinan auf Deck und begrüßten P. Hilberer und

Ansicht von Saltpond. (Nach einer Photographie.)

die Schwestern, die unsern Besuch nicht im Traume erwartet hatten; dann kleideten wir uns in der Kabine des Paters, der uns seine Kleider zur Verfügung stellte, um und begegneten den etwaigen Folgen des Sturzbades durch einen heißen Grog. Nach einem gemeinsamen Frühstück und einer kurzen Unterhaltung mußten wir das Schiff verlassen. Wir erreichten diesmal den Strand ohne Unfall.

„Bevor ich von unserer Mission rede, einiges über Saltpond selbst. Saltpond bedeutet in der Fantisprache wie in der englischen Übersetzung ‚Salzsumpf'. Der Ort zerfällt in die Ober- und in die Unterstadt. Die Oberstadt, das eigentliche Saltpond, ist der volkreichste Teil und erhebt sich stufenförmig auf einer steilen Anhöhe am Meer. Sie bietet einen gefälligen Anblick, dank den vielen weißen Häusern, die ihr das Ansehen einer europäischen Stadt geben. Ein ziemlich ausgedehnter Sumpf trennt die Ober- und Unterstadt; eine Steinbrücke neuern Datums führt über denselben; die Unterstadt liegt am Meeresufer und besteht bloß aus Strohhütten, wie sie hier zu Lande üblich sind, und mitten dazwischen steht der ‚Palast' des Königs. Dieser Fürst ist ein stattlicher Mann; vormals war er reich, jetzt ist er bankrott, was seinem Ansehen nicht wenig geschadet hat. Die Einwohnerzahl beider Städte zusammen beläuft sich auf 12000—15000 Seelen. Zu Saltpond giebt es keine Festung, wie in den oben berührten Orten. Der Vertreter der Regierung bewohnt ein geräumiges und solides Steinhaus am Meeresstrande, das auch als Kaserne und Gefängnis dient. Ganz in der Nähe steht das Gerichtsgebäude. Am Ufer hin liegt sonst unbebautes Land, und die Regierung hat innerhalb einer gewissen Schranke jede Ansiedelung verboten. Die

Stadt zählt auch nicht ein einziges monumentales Gebäude; selbst die wesleyanische Kapelle ist ein ganz gewöhnliches Haus, doch hat sie eine herrliche Lage auf der Höhe.

„Saltpond ist eine Handelsstadt. Ihr Reichtum rührt, wie man mir erzählte, von einem betrügerischen Handel her, der hier vor einigen Jahren von einer Anzahl Goldstaubhändler in Scene gesetzt wurde. Diese schlauen Neger gingen dabei also zu Werk: Sie kauften im Auftrage europäischer Handelshäuser, mit denen sie Verträge geschlossen, Goldstaub auf und lieferten ihn in kleinen Kisten auf Pirogen an Bord der Dampfer, wo der Kapitän die kostbare Ware in Empfang nahm und den Lieferanten einen Schein für so und so viel Kistchen ausstellte. Leider ist die Barre von Saltpond äußerst gefährlich, so daß die Pirogen oft kenterten und die Goldstaubkistchen verloren gingen. Die Händler verlangten nun, daß der Goldstaub geprüft und gewogen werde, bevor er auf die Piroge verladen würde, und daß man ihnen im Falle des Verlustes durch die Barre eine gewisse Vergütung für jede Unze bezahle. Die europäischen Firmen gingen darauf ein. Längere Zeit wurden die Kistchen, bevor man sie nach dem Dampfer expedierte, von einem Agenten auf das genaueste untersucht und gewogen; da aber die Kistchen immer gleich waren, begnügte man sich später, sie zu zählen und zu wägen. Kaum merkten die Eingebornen diese vertrauensselige Nachlässigkeit der Agenten, als sie auch mit Sand gefüllte Kistchen unterschoben und diese an den Tagen in die Piroge verluden, an welchen die Barre ganz besonders gefährlich war. Da war es für die Schiffer ein leichtes, die Piroge auf einen Wink zum Kentern zu bringen: das Meer verschlang die ‚Goldkistchen'; die schwarzen Ruderer, sämtlich ausgezeichnete Schwimmer, retteten sich ans Ufer, wohin die Wogen bald auch die leere Piroge brachten; der Schadenersatz wurde den Händlern bezahlt, die doch nichts als einige Kistchen voll eitel Sand eingebüßt hatten. So blühte das Geschäft längere Zeit, ohne daß die europäischen Kaufleute eine Ahnung von dem Schwindel hatten; denn der Neger stirbt lieber, als daß er seinen Stammesbruder verriete. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Eines Tages hatte man bei sehr starker Brandung wieder Sand geladen; es scheint aber, daß die Schiffer durch ein Mißverständnis das Kentern versäumten, und der Schwindel wurde entdeckt. Umsonst verlangten jetzt die europäischen Kaufleute Schadenersatz; die Händler, die ihr Geld gut versteckt hatten, meldeten sich zahlungsunfähig und wanderten ins Gefängnis. Aus demselben entlassen, gründeten sie mit dem versteckten Gelde neue Geschäfte und waren angesehener als zuvor — so erzählte man mir.

„Die Mission zu Saltpond wurde zu Anfang 1891 gegründet. P. Ulrich hatte einige Monate zuvor die Stadt besucht und war vom Könige sehr gut aufgenommen worden; so hatte man die Gründung beschlossen, und P. Ulrich war mit P. Gröbly, der soeben erst in der Mission angekommen war, voll Mut und Eifer nach Saltpond geeilt, ohne Ahnung der Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen sollten. Der König (vgl. das Bild S. 446) hatte uns versprochen, eines seiner Häuser als Schulhaus abzutreten. Dasselbe war früher von den Wesleyanern, die inzwischen in die Oberstadt übergesiedelt waren, benutzt worden, und diese setzten nun alle Hebel in Bewegung, um unsere Niederlassung in Saltpond zu hintertreiben. Ein Rat der Ältesten trat zu diesem Zwecke in Cape Coast zusammen, und die Patres waren bei ihrer Ankunft in Saltpond nicht wenig erstaunt, mehrere Minister von Cape Coast daselbst zu treffen. Sie kamen zum Könige, und die Minister behaupteten, das fragliche Haus sei Eigentum der Regierung und könne daher vom Könige nicht an uns abgetreten werden. Demgegenüber behauptete der König, das Haus sei sein eigen und er könne darüber verfügen, wie er wolle. Es wurde lange und hitzig gestritten; endlich siegte der König, den P. Ulrich kräftig unterstützte. Die Patres bezogen das Haus und richteten darin eine Schule ein, die sich so gut entwickelte, daß sie auch in der Oberstadt ein Haus mieten mußten. Bald darauf erkrankte P. Gröbly und starb, nachdem er nur drei Monate an der Goldküste gearbeitet hatte. Man begrub ihn nahe bei der Unterstadt, wo die Katholiken einen Friedhof anlegten. Wir haben sein Grab besucht und an demselben gebetet. Der Friedhof wird von unsern Schulkindern vortrefflich besorgt; der Vertreter der Regierung, den wir unterwegs trafen, hat uns ein Kompliment dazu gemacht. So war nun P. Ulrich, selbst auch brustkrank und von den Ärzten aufgegeben, allein in Saltpond, und man mußte ihm von Elmina Hilfe schicken. Er mietete jetzt ein Haus, das nur wenige Schritte von der wesleyanischen Kapelle steht. Unter der Veranda mußte der Gottesdienst gehalten werden; da verkündete P. Ulrich mit einer Stimme, wie man sie bei einem Schwindsüchtigen nicht für möglich gehalten hätte, das Wort Gottes. Nun aber wohnte gerade dieser Veranda gegenüber ein früherer wesleyanischer Prediger, der während des katholischen Gottesdienstes einen Heidenlärm verführte. Umsonst bat P. Ulrich um Ruhe; der Spektakel dauerte fort. Da kamen die Neger auf ein sonderbares Mittel, den Nachbar zur Ruhe zu bewegen. Sie nahmen eine Ziege, stellten sie mit dem Kopfe gegen das Nachbarhaus an das Geländer der Veranda und zwickten sie in den Schwanz, so daß das arme Tier die jämmerlichsten Laute ausstieß, und natürlich begleitete die liebe Straßenjugend dieses Konzert mit dem entsprechenden Chore. Der Prediger merkte, daß die Ziege ihn anrede, und hielt sich in Zukunft ruhig.

„Aber die Prüfungen der Missionäre waren nicht zu Ende. Der Gehilfe des P. Ulrich mußte nach Europa zurück; er selbst wurde gefährlich krank. Eines Nachts entführte der Sturm sein Hausdach; der arme Kranke wurde durch und durch naß und mußte am folgenden Morgen seine Gegner um Hilfe ansprechen. Die Wesleyaner nahmen ihn gut auf und verpflegten ihn auf das beste. Ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit kann nicht genug gelobt werden; sie übten dabei durch die That den Wahlspruch, den auch wir ihnen gegenüber befolgen: ‚Gegner auf dem Gebiete des Glaubens, sonst in allem Freunde.' Aber der Zustand P. Ulrichs zwang ihn nun, die Goldküste zu verlassen; er starb eines heiligmäßigen Todes zu Nizza am 8. Februar 1892.

„Nach seiner Abreise blieb leider die Station Saltpond verwaist; unser Oberer hatte nicht Leute genug, um sie wieder zu besetzen. Doch wurden die Schulen nicht aufgegeben; die Hauptschule in dem durch P. Ulrich gekauften Hause zählt jetzt über 200, die Nebenschule in der Unterstadt über 60 Schüler; zusammen sind es nahezu 300. Könnten wir nur etwas mehr für diese Station aufwenden, so würde die Zahl noch bedeutend wachsen. So aber ist bei unsern beschränkten Verhältnissen leider zu fürchten, daß wir diese Station, welche zweien unserer Missionäre das Leben gekostet hat und welche zu so schönen Hoffnungen berechtigt, aufgeben müssen.

„Wir verweilten vier Tage zu Saltpond, wo man uns auf das freundlichste aufgenommen hatte; namentlich die Schulkinder feierten unsern Besuch mit Jubel. Nun, wir haben dazu das Unsrige beigetragen und mit ihnen fröhlich Blindekuh, Fangen und ähnliche Spiele gespielt. Man muß ja allen alles werden

In der Barre. (S. 443.)

nach der Lehre des hl. Paulus, um alle Christus zu gewinnen! Am Sonntag war feierlicher Gottesdienst. Über 400 Andächtige drängten sich in einen Raum, der kaum für den vierten Teil genügte. P. Albert feierte die Messe, ich machte den Organisten, wobei mich die Kinder mit offenem Munde anschauten und nicht begreifen konnten, wie ich spielen könne, ohne auf meine Finger zu sehen. Man sang mehrere Lieder auf englisch und in der Fantisprache, und 38 Personen, die wir tags zuvor Beicht gehört, nahten sich mit großer Andacht und Sammlung dem Tische des Herrn. Nach der Messe hatte ich das Glück, 41 Personen zu taufen. Noch nie hatte ich so viele auf einmal getauft, und groß war mein Trost. Tags darauf konnte ich nochmals 17 Personen das Sakrament der Wiedergeburt spenden. Es waren meistens Kinder, die von heidnischen Eltern zur Taufe gebracht wurden; der liebe Gott wird ihnen gewiß um dieser Kinder willen Gnade erweisen. Während ich die Namen der Täuflinge aufschrieb, trat eine Mutter mit einem kleinen Knäblein heran und brach plötzlich in heftiges Schluchzen aus, in welches sofort auch der Kleine einstimmte. Auf meine Frage erklärte mir der Dolmetsch, diese arme Frau habe schon früher eines ihrer Kinder zur Taufe gebracht, und weil dasselbe bald darauf gestorben sei, fürchte sie auch für diesen Knaben dasselbe Los. Ich tröstete die gute Frau, indem ich ihr sagte, ihr Kind sei jetzt glücklich im Himmel, und bat im Herzen den lieben Gott, er möge der Mutter nicht eine neue Prüfung schicken, sondern ihr Vertrauen durch die Gnade der Bekehrung belohnen.

„Manche Kinder, die uns zur Taufe angeboten wurden, mußten wir mit Schmerzen zurückweisen, namentlich Mädchen, da wir noch keine Mädchenschulen haben. Wie hätten wir sie also unterrichten und überwachen können? Dazu kommt die abscheuliche Gewohnheit, die heiratsfähigen Mädchen zu verkaufen und nach Landesbrauch zur Ehe auch mit Heiden zu zwingen. Da können sich die christlichen Mädchen wehren, wie sie wollen: die heidnischen Eltern setzen früher oder später ihren Willen mit Gewalt durch.

„Die Mehrzahl der Kinder und der erwachsenen Katholiken wohnte täglich der heiligen Messe bei; schon früh um 5 Uhr kamen die Kinder. Noch besuchter war der Religionsunterricht, den wir nach dem Abendessen erteilten. Am Sonntag mußten wir auf ihre Bitten zwei Unterrichte halten, wobei wir sie namentlich gegen einige Angriffe der Wesleyaner zu waffnen suchten. Am nächsten Morgen kamen einige Kinder und sagten: ‚Pater, der und der Wesleyaner hat unsern Glauben gelästert; ich habe ihm aber so und so geantwortet, und er ist beschämt abgezogen.‘ Mögen sie ihrem Glauben immer nicht nur durch Worte, sondern auch durch ihr Leben Ehre machen!

„Am 29. Januar, dem Feste des hl. Franz von Sales, des Patrons unserer Mission, sagten wir Saltpond Lebewohl. Zum Abschied verteilten wir Bilder und Zuckerwerk an die Kinder, und schüttelten den Erwachsenen die Hand, welche herbeieilten, um sich zu verabschieden. Am Abende kamen wir nach Anamboe, wo wir übernachteten; tags darauf erreichten wir gegen 11 Uhr Cape Coast und noch vor Einbruch der Nacht unser liebes Elmina. In der schönen Kapelle, in der es sich so gut betet, dankten wir Gott für seinen gnädigen Schutz auf der Reise, und flehten ihn an, er möge die Samenkörner segnen, die wir in seinem Namen ausstreuten.“

Ein König von der Goldküste. (S. 414.)

16. Weiterfahrt.

Von Elmina geht die Fahrt rund 200 km westlich bis Newtown, wo der englische Besitz auf eine Strecke von 500 km französischem Platz macht. Der einförmige Strand heißt die „Elfenbeinküste“, an welcher nur der Hafenort Groß-Bassam von einiger Bedeutung ist. Flach dehnt sich das Land hin, kaum einige Hügel sind vom Meere aus sichtbar; auch kein einziger bedeutender Fluß bietet eine Wasserstraße ins Innere, das zu den am wenigsten erforschten Teilen Afrikas gehört. Immer westlich steuernd erreichen wir endlich das Palmenkap, ein 280 m hohes Vorgebirge, das sich aus der flachen Küstenebene ins Meer hinausschiebt.

Am Palmenkap können wir einen nordwestlichen Kurs einschlagen und fahren nun längs der Pfefferküste, an welcher freigelassene Neger aus Amerika im Jahre 1826 verschiedene Kolonien gründeten, aus denen 1847 der Freistaat Liberia entstand. Vom Palmenkap bis zum Kap Verde, der westlichen Spitze Afrikas, ist die Küste gleichmäßig eben mit hügeligem Hintergrunde; der Strand besteht teils aus Sandbänken, teils aus Mangrovedickicht. Das Landen ist wegen der starken Brandung, welche sich über den Sanddünen bricht, überaus gefahrvoll, ja nur an wenigen Stellen durchführbar. Monrovia (vgl. das Bild S. 448) ist die Hauptstadt dieser Republik. Sierra Leone, das nun folgt, ist eine englische Besitzung; doch haben auch in seiner Hauptstadt Freetown (vgl. das Bild S. 449) katholische Missionäre eine blühende Niederlassung. Weiter dampft der „Afrikaner“ und erreicht, immer

mehr nordwärts steuernd, bald die Küste Senegambiens, an welcher Frankreich zahlreiche und ausgedehnte Kolonien besitzt. Die erste, der wir begegnen, ist diejenige am Flusse Mallecory; dann folgt die Besitzung am Rio Pongo mit der Station Boffa. Den (englischen) Losinseln gegenüber liegt zwischen den Flüssen Bramiah und Dubreca ein auf etwa 30 deutsche Quadratmeilen angegebenes Stück Land, auf welchem am 2. Januar 1885 der Kapitän des deutschen Kriegsschiffes ‚Ariadne' die deutsche Flagge aufhißte. Das Land wurde jedoch wieder an Frankreich zurückgegeben. Der ‚König' heißt Alimani Bangali und wohnt am Bramiahfluß. Was von dem mörderischen Klima am Kamerun gesagt wurde, gilt auch von demjenigen zwischen Rio Pongo und Mallecory, während die Losinseln einen herrlichen tropischen Pflanzenwuchs tragen und gesund sein sollen. Für größere Seeschiffe sind die Flüsse Bramiah und Dubreca, die allerdings an manchen Stellen eine Breite von fast einer Seemeile haben, der zahlreichen Klippen wegen nicht weit ins Innere fahrbar.

Mädchen von Cape Coast an der Goldküste im Festkleide. (S. 440.)

Die Eingebornen dieses Küstengebietes heißen Susu. Sie sind echte Neger, tiefschwarz, mit starken aufgeworfenen Lippen, breiter, platter Nase und krausem Haar. Sie haben ihre eigene Sprache; die Männer sind von hohem, kräftigem Körperbau; die reichern tragen einen großen grauen Filzhut, die ärmern eine rote Zipfelmütze oder eine aus Gras geflochtene Kopfbedeckung. Um die Schultern schlagen sie ein weißes, faltiges Wollenzeug. Dazu kommen weite Beinkleider, und kein Mann geht ohne Säbel, der in einer selbstgefertigten Lederscheide steckt und an einem weißen, blauen oder roten Gürtel getragen wird. Manche sind auch mit alten Steinschloßgewehren bewaffnet. Das alles beweist, daß die Susu schon länger mit europäischen Kaufleuten verkehren und sich einen gewissen Grad von Gesittung angeeignet haben. Sie sind geschickte Schmiede, verstehen hübsche Schnitzereien und Holzarbeiten zu machen und bauen prächtige Kanoes, welche 8—9 Tonnen tragen können und mit Mattensegeln oder Rudern bewegt werden. Die Wände ihrer Häuser bestehen aus einer doppelten Lage Flechtwerk, das innen und außen mit geknetetem Lehm bestrichen und durch eine Veranda geschützt wird. Die Dörfer sind regelmäßig gebaut, reinlich und liegen gewöhnlich am fließenden Wasser. Reis, der viel gepflanzt wird und prächtig gedeiht, und Fische, an denen es in den Flüssen nicht mangelt, sind die Hauptnahrungsmittel der Susu. Die Felder müssen von den Weibern bestellt werden, während die Männer dem Fischfange obliegen. Die Affen sind so zahlreich, daß sie eine wahre Landplage bilden und in den Reisfeldern und andern Pflanzungen großen Schaden anrichten.

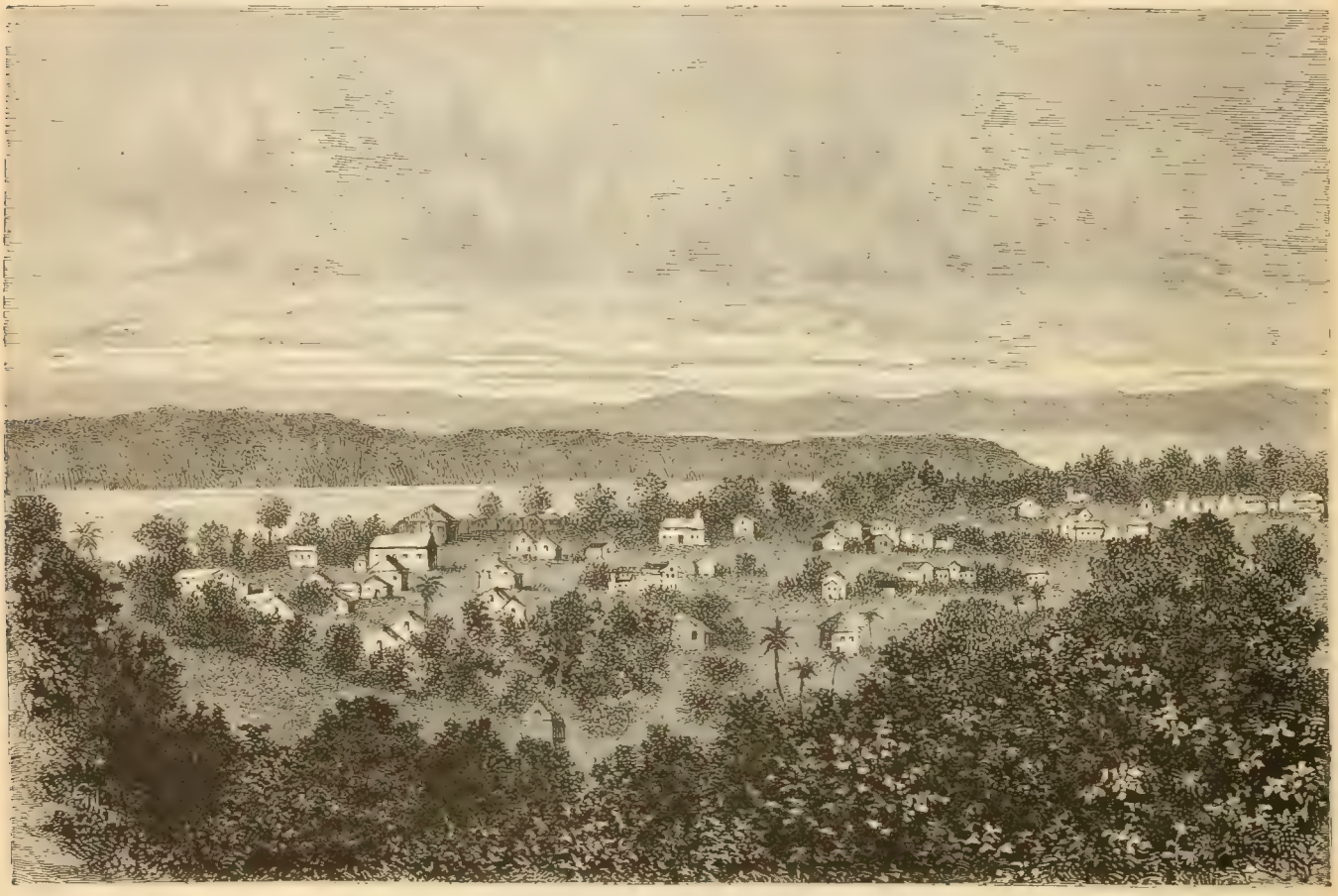
Die Susu sind Mohammedaner, doch feiern sie den Ramadan nicht durch Fasten, sondern begnügen sich damit, während dieser Zeit keinen Krieg zu führen. Sonst ziehen sie oft auf Sklavenraub aus. Sie behandeln übrigens die Sklaven nicht schlecht und betrachten dieselben als zur Familie gehörend. Die katholischen Missionäre haben für dieselben ausgewirkt, daß sie an Sonntagen nicht zu arbeiten brauchen, und außerdem haben sie noch einen Tag in der Woche frei, an dem sie ein kleines Stück Land für sich selbst bestellen dürfen.

Von den Losinseln hat der „Afrikaner" noch etwa 350 Seemeilen längs der Küste zu steuern, bevor er das ‚Grüne Vorgebirg' (Kap Verde) erreicht. Auf dieser Fahrt begegnen wir den großen Strömen Senegambiens, die wir soeben genannt haben, dem Rio Grande, dem Gambia und nach einer Fahrt von weitern 100 Seemeilen endlich dem Senegal, an dessen Mündung wir abermals vor Anker gehen wollen.

17. Das Land am Senegal.

Der Senegal wird von den Eingeborenen „Bafing", d. h. schwarzer Fluß, genannt. Am Nordufer schweift auf seinem Wüstenroß der nomadische Araber und Berber, am Südufer wohnt in ständigen Hütten und Dörfern der viehzüchtende oder ackerbautreibende Neger. Schon dem alten Sebastian Münster fiel dieser grelle Gegensatz auf, und er erzählt uns seine Beobachtungen in folgender naiven Weise: „Zwischen den Azenagen und Nigriten oder schwarzen Moren fleußt ein groß Wasser mit Namen Senega; das scheidet das unfruchtbar erdtreich von dem guten Land der Nigriten. Und wird da ein wunderlich Ding gesehen, da die jenet dem Wasser ein sandecht unfruchtbar Land ist, und sind die Menschen aschenfarb, nicht gar schwartz, und kurzer Personen, aber über dem Wasser sind die Leute ganz schwartz, langer Person, das Land ist gar grün und fruchtbar. Es sind etlich der meynung, daß das Wasser kommt von dem Nilo, der durch Egypten fleußt. Denn wie der Nilus Egyptenland fruchtbar macht, also auch Senega

der Moren Land ganz fruchtbar." Bis an die Quellen des Nil gehen nun freilich die Anfänge des Senegal nicht, denn er sowohl wie die übrigen Flüsse Senegambiens: der Gambia, Rio Grande u. s. w., entspringen in dem östlichen Kong-Gebirge und durchbrechen in westlicher Richtung, in wilden Katarakten, zahlreichen Wasserstürzen (vgl. das Bild S. 450) und Stromschnellen das tafelförmige, oft seltsame, romantisch groteske Randgebirge. Auf dem breiten Küstensaume angelangt, schleichen sie dann mit geringem Gefälle, in weiten Strombetten um zahlreiche Inseln, ruhig und majestätisch durch die wald- und wiesengrüne Ebene dem Meere zu, dessen Ebbe und Flut sie bis auf 40 Meilen landeinwärts unterworfen sind. Mit der andern Ähnlichkeit, die Sebastian Münster zwischen Senegal und Nil findet, hat es indessen seine volle Richtigkeit. Wenn im Juni die furchtbaren Wirbelstürme wehen, Blitze vom grellsten Licht den Himmel in ein Feuermeer verwandeln, erschütternde Donnerschläge das plötzliche Abbrennen von tausend Geschützen übertönen würden — dann weiß der Senegambier, daß die Regenzeit beginnt. Das Wasser strömt viel mehr in einem Gusse, als es in Tropfen niederfällt. Die Ströme und Bäche schwellen an und treten aus, und es findet sogar in der höhern Gebirgsgegend eine zeitweilige Verbindung zwischen dem Senegal und dem Gambia statt, die wellenförmige Ebene schaut nur noch mit ihren höchsten Punkten aus dem unruhigen See und gleicht mehr einem Inselabyrinth als einem bewohnten Festland.



Monrovia, Hauptstadt von Liberia. (S. 446.)

Im November verkünden wieder Gewitter das Aufhören der schlechten Jahreszeit; aus der Wüste von Nordosten weht der Harmattan. Dann ist die Sonne blaß wie der Mond, die Luft mit erstickendem Staube gefüllt. Der Glutwind fegt sengend und trocknend über die halbverschlammten Niederungen, und da er die Luft von dem schleichenden Gifte der Sumpffieber reinigt, atmet der Fremde wieder frisch auf. Der Neger geht an seine Arbeit und zündet das während der Überschwemmung hochaufgeschossene Riedgras an. Scharen wilder Raubvögel umkreischen die Feuerstellen, aus denen ihnen in den halbversengten Schlangen und Eidechsen eine reiche Beute entgegenwinkt. In kurzer Zeit hat dann ein angenehmes frisches Grün die schwarzen Brandstätten überzogen, und liegt das Land nicht gerade an der Grenze zweier Staaten und treibt der es bewohnende Stamm Ackerbau, so wird es umgearbeitet und eingesät. Viel Mühe brauchen sich übrigens die Neger für ihren Lebensunterhalt nicht zu geben. Er wächst ihnen meistens wild auf den Bäumen.

Die Pflanzenwelt Senegambiens ist bisher noch wenig bekannt, weil dem Sammler die außerordentlichsten Schwierigkeiten entgegentreten. Er muß seine Forschungen meistens auf die Meeresküste und die Stromufer beschränken. Doch auch diese Versuche scheitern häufig an den verschiedensten Unfällen.

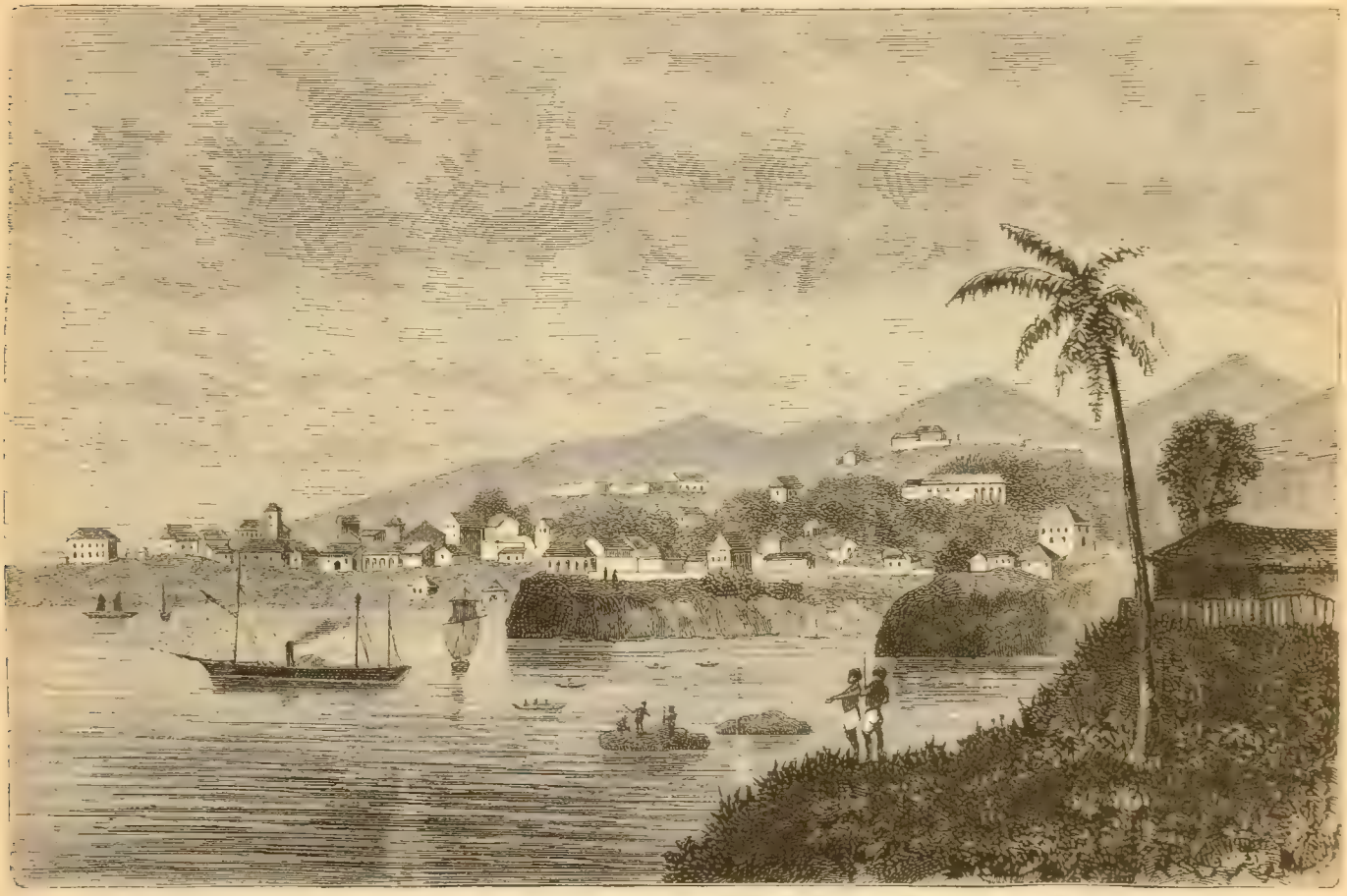
Die hohen Brandungen, die steilen Felsenküsten, die wie eine Riesenmauer senkrecht aus den brandenden Wogen emporsteigen, vor allem aber die gefährlichen Springfluten (vgl. das Bild S. 451), von denen jene am Kap Rufisque (östlich von dem Kap Verde) am meisten gefürchtet werden, erschweren oder vereiteln jeden Landungsversuch. Selbst auf den zahlreichen Strömen ist an ein

regelrechtes Eindringen in das Land nur selten zu denken. Der breite, oft tiefe Schlammsaum zwischen dem Flußwasser und dem Festland hält den Kahn zurück und erlaubt auch dem Reisenden keinen sichern Schritt. Mit dem Hackmesser muß oft der Weg durch die wuchernde Schlingpflanzenhecke gebahnt werden. Dabei senden prächtig blühende Dolichosranken ihre schwanken Brennhaarbüschel auf den Eindringling, oder schneidige Rohrblätter zerreißen ihm Gesicht und Hände. Und glücklich, wenn im Versteck keine Schlange oder kein Krokodil lauert, oder kein Panther aus seinem Mittagsschläfchen aufgestört wird.

Der Meeresstrand zeigt übrigens eine Menge Pflanzenformen, die den meisten Tropenküsten gemeinsam sind. Wo in den Flußmündungen durch die hochrollende Flut Brackwasser entsteht und Schlammbänke sich bilden, wuchern die gefürchteten Mangrovewälder; auf den meist trockenen Hügeln des Nordens wachsen Akazien und Mimosen, welche Gummi für den Handel liefern. Die Wälder des Innern sind, wie bemerkt, noch wenig erforscht. Die großen Wiesen oder Savannen gegen die Küste hin sind aus hohen Gräsern und besonders an fruchtbaren Stellen aus Cyper- und Riedgräsern gebildet; selbst den Papyrus (vgl. das Bild S. 452) finden wir auf ihnen. Commelinen, Prachtlilien, besonders aber hohe Pandangs mit ihren Stelzwurzeln unterbrechen durch ihren buntfarbigen Blütenschmuck das einförmige Grün.

Unter den Waldbäumen ist der bekannteste und allseitig wohlthätigste der Baobab oder Affenbrotbaum. Trotz einer gewaltigen Dicke, die oft bis zu 33 m Umfang erreicht, besitzt der Stamm dieses Riesenbaumes nur eine Höhe von 4–5 m, dann beginnt die Laubkrone. Wagrecht laufen von ihm drei, vier oder fünf ungeheure Äste aus, die sich gegen die Erde hinneigen, dann wieder emporstreben und ihrer ganzen Länge nach eine große Anzahl starker Verzweigungen aussenden, welche fast alle ihre Richtung nach oben nehmen. Das Holz des Baumes ist so zart und schwammig, daß schon beim schwächsten Windstoß die Zweige in Bewegung gerathen. Die Rinde ist dünn und der Stamm glatt. Die sehr entwickelten, aus der Erde emporbringenden Wurzeln erstrecken sich bis in eine weite Entfernung und gewähren dem Reisenden schattige Sitzbänke. Sobald der Baum ein gewisses Alter erreicht hat, beginnt der Gipfel des Stammes auf der Stelle, wo die Äste sich abzweigen, zu verderben und wird im Mark von oben nach unten zu hohl, während die Rinde gesund und lebendig bleibt. Dasselbe ist mit den Zweigstämmen der Fall. Diese Höhlungen füllen sich während der Regenzeit mit Wasser, das sich wie in einem verschlossenen Becken erhält. So wird dann der Baobab zu einer Cisterne, die von vielen afrikanischen Stämmen während der trockenen Jahreszeit als einziger Brunnen benutzt wird.

Der Durchmesser der Laubkrone eines Baobab beträgt nicht selten 50 und noch mehr Meter, so daß oft ein einziger Baum einem ganzen Walde gleich sieht. Im Schatten dieses Pflanzenriesen, dessen Heimat das tropische Afrika ist, siedelt sich der Mensch gerne an. Die Blätter dienen ihm als Gemüse und Würze, das rötliche mehlige Mark der Frucht von weinsäuerlichem Geschmack zur erfrischenden Nahrung, und selbst die Asche der Fruchtschalen



Ansicht von Freetown in Sierra-Leone. (S. 446.)

weiß er mit Palmöl zur Seife zu verwerten. Es kommt wohl vor, z. B. bei dem Baobab von Grand Galarques, daß selbst das ausgehöhlte Innere des Baumes zum Fetischtempel oder Gemeindehause dienen muß. Dieses einzig in seiner Art dastehende Pflanzendenkmal der Erde hat 11½ m im Durchmesser und soll ein Alter von mehreren tausend Jahren haben. Der Baobab kommt überall, auch im schlechtesten Boden, fort und ist darum eine wahre Wohlthat für die tropischen, oft von der Sonne ausgedörrten Steppen innerhalb der Wendekreise Afrikas.

Neben dem Baobab ragen die Riesenfächer der Palmen in die blauen Dämmerlüfte. Kokos und Datteln sind nach der Öl- und Weinpalme die wichtigsten unter ihnen für den Nahrungsbedarf des Negers. In Senegambien wächst ebenfalls die Schlingpalme, welche das sogenannte spanische Rohr liefert. Im Handel

Felu-Wasserfall des Senegal. (S. 448.)

hat ferner außer dem bekannten Rotholz die afrikanische Eiche und das Ebenholz einen besondern Ruf. Nützlicher für den Hausbedarf der Eingeborenen ist dagegen der Kolanußbaum, aus dessen Früchten man ein dem Kaffee ähnliches Getränk bereitet, und dann vor allem der Schibutterbaum (vgl. das Bild S. 453). Wenn man irgendwo Rodungen unternimmt und alle andern Bäume fällt, läßt man den Schibaum doch immer stehen. Er gleicht im Äußern der amerikanischen Eiche, die Frucht aber ähnelt der spanischen Olive. Sie wird in der Sonne getrocknet, im Wasser gekocht und dann zu einer Art Brei verarbeitet, der, weiß und fest, im Geschmack der Butter ähnelt und sich ein ganzes Jahr lang ohne Salz frisch erhält. Diese Pflanzenbutter ist einer der Hauptartikel afrikanischen Binnenhandels. Auch Citronen, Orangen, Feigen, Tamarinden u. s. w., ebenso Körnerfrüchte, Mais, Sorgo, der Bier liefernde Holcus gedeihen am Senegal. Das beliebteste Gewürz der Negerküche ist der Pfeffer, der denn auch in mehreren

Springflut am Kap Rufisque. (S. 418.)

Sorten vertreten ist, von denen die eine noch mehr brennt als die andere. Die eigentlichen Arzneigewächse sind noch wenig bekannt; will man aber die verschiedenartigsten mit Aberglauben vermischten Anweisungen der Priester und Zauberer als Fingerzeige benutzen, so müssen gegen die hierzulande häufigen Vergiftungen und Fieber treffliche Heilmittel in der Pflanzenwelt Senegambiens zu finden sein. Da oft durch Ausbleiben des Regens oder wegen der Heuschreckenplage die Ernte der Körnerfrüchte nicht sicher ist, haben die meisten Negerstämme sich auch die Kultur von Erdfrüchten angeeignet. Unter diesen spielen die wichtigste Rolle der Maniok, die Bataten und die Erdnüsse, welche letztere außer dem Mehl auch ein vortreffliches Öl liefern.

Zur Kleidung, die sich bei den heidnischen und mohammedanischen Negern auf das Notwendigste beschränkt, liefert die oft wild wachsende, meistens aber cultivirte Baumwolle das Material. Einige besonders rührige Stämme geben sich noch die Mühe, einheimische Färbestoffe zu verwenden; besonders ist das Blau beliebt, und blaue Kattune sind der gesuchteste Tauschartikel. Eine Art Aloe sowie eine Palmengattung liefern ebenfalls hübsche Faserstoffe zu Geweben.

Unter der Tierwelt sind in Senegambien besonders die Affen in den verschiedenartigsten Gattungen vertreten, von den großen Schimpansen und Gorillas bis herab zu den zierlichen, kleinen Kletteräffchen. Der bekannte Afrikaforscher Mage erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß er am obern Senegal eine Anhöhe gesehen,

Papyruspflanzen. (S. 449.)

welche in einer Menge von Terrassen bis ins Wasser reichte. Sowohl das schwarze und rötliche Gestein wie jeder Baum war mit Affen buchstäblich und mit solcher Menge bedeckt, daß diese Tiere einander förmlich drängten. „Ob das ein Brüllen und Springen war, als unser Fahrzeug sich ihrem Tummelplatze näherte! Es liegt nicht die mindeste Übertreibung darin, wenn ich behaupte, daß auf jenem Tafelberge, dem Hauptquartier der Affen — wo sie vielleicht einen Nationallandtag anberaumt hatten —, mindestens 6000 Hundsköpfe beisammen waren."

Ein anderer Tiergast jener Gegenden, besonders in den Savannen, ist der Elefant, den die Eingeborenen des Innern in der trockenen Jahreszeit zu jagen pflegen. Das Fleisch wird gegessen, die Haut zu Sandalen verwendet, das Elfenbein an die Europäer verkauft. Die Westküste Afrikas liefert jährlich gegen 20 Tonnen Elfenbein. Man findet wohl auch in den Thälern des Senegal nicht selten Elefantenzähne, welche dem Tiere beim Umwühlen des Bodens oder Ausheben der Sträuche abgebrochen sind, und so erklärt sich die Menge des in den Handel kommenden zerbrochenen Elfenbeins. Nichts setzt die Schwarzen der Küste mehr in Erstaunen, als der Eifer, mit dem europäische Kaufleute Elfenbein suchen. Sie hegen den Argwohn, daß man die kostbaren Zähne in Europa in viel wichtigere Ware verwandle, als zu Messerheften, Kämmen, Einbänden u. dgl. Sie können sich nicht überzeugen, daß man Schiffe baue und Reisen unternehme, um sich eine Ware zu verschaffen, aus der man Messerhefte macht, da das viel billigere Holz dazu ebenso gut diene.

Pferde und Esel sind ein Luxusartikel für den Neger, wie für uns sein Elfenbein; statt der Lasttiere hat er Sklaven. In einigen

Gegenden sind als Haustiere nur das Rindvieh und die Schafe bekannt. „Hübsche Hammel das, sehr groß!“ meinte eine Fulahfrau, als sie die Packesel eines Reisenden sah, und eine andere, auf die Pferde zeigend, war der Ansicht, daß diese Art Ochsen doch sehr mager sei.

18. Die Einwohner Senegambiens.

Die Einwohner Senegambiens zerfallen in drei Hauptstämme: die Malinke-Soninke, die Serere-Woloffen und die Peul. Die Woloffen sind die schwärzesten und zugleich die schönsten Neger, wollen aber selbst durchaus nicht für solche gehalten werden. Und in der That fehlen ihnen manche charakteristische Züge des Negertypus. Namentlich sind die Gesichtszüge der Männer vollkommen regelmäßig und Muster männlicher Schönheit, das Haar ist nicht wollig, sondern in kleine, cylindrische Locken gedreht. Die Gestalt ist hoch und ebenmäßig gebaut, einzelne Männer erreichen die Höhe von beinahe 2 m.

Der Woloff hat einen sanften, geselligen, heitern Charakter, ist dabei aber habsüchtig, diebisch und träge und steht an Kriegstüchtigkeit den übrigen Stämmen Senegambiens nach. Dennoch giebt oft der leichteste Anlaß den Grund zu einem Kriegszuge, besonders wenn der Feind weniger zahlreich ist. Dann ziehen sie mit Reiterei und Fußvolk ohne jegliche militärische Ordnung, unter einziger Leitung des Giriots oder Musikanten, der die Reichstrommel rührt, in buntem Gemenge zum Kampfe. In der ersten Schlachtlinie stehen immer die Feigsten, die Sklaven und andere verachtete Leute, hinter diesen kommen die Freien oder edle Kriegsgefangene, deren Amt darin besteht, mit Peitschenhieben ihre Vordermänner in den Kampf zu treiben. Wenn es gilt, ein Dorf anzugreifen, so werfen sich die ersten Reihen auf die befestigte Einfriedigung (Tatas), um mit Äxten und Holzkeilen die Mauern zu brechen. Haben sie dann, oft mit bedeutendem Menschenverlust, eine Bresche zu stande gebracht, so beginnen die eigentlichen Krieger mit frischen Kräften die Erstürmung. Da die Feuerwaffen noch höchst selten sind, bedienen sie sich der Sagaie (einer langen Wurfpike), des Palasches und eines maurischen Messers von 40 cm Länge; besonders gefürchtet sind aber ihre vergifteten Pfeile. Im ganzen suchen jene Völker im Kriege so wenig Menschen als möglich zu töten; denn ein Kriegsgefangener kann entweder als Sklave verkauft oder gegen hohen Preis wieder ausgelöst werden, ein Leichnam aber ist wertlos. Auf Erbeutung von Sklaven sind besonders die Könige der Woloffen, deren es eine gute Anzahl giebt, im Frieden wie im Kriege erpicht. Ihre eigenen Unterthanen sind in dieser Hinsicht ebensowenig sicher als die Feinde. Ein Ungehorsam gegen den Willen des Despoten zieht den Verlust der Freiheit nach sich, und zur Blutezeit des Sklavenhandels war diese Strafthat eine der ergiebigsten Erwerbsquellen für die Tameks (Könige) und ein treffliches Tauschmittel, um von den Weißen das Sangara (Branntwein) in möglichst reichem Maße zu erwerben. Das hindert den Woloffen jedoch keineswegs, sich der Freiheit und des Lebens so lange zu freuen, als sie ihm gestattet sind. Statt sich mühsam abzuquälen und dem Boden eine sichere Nahrung abzuringen, läßt er Gottes liebe Pflanzen und Früchte wachsen, bis sie zum Gebrauche reif sind; gedeihen sie reichlich, dann ist Jubel im Lande, Tanz und Musik haben kein Ende, und der schwarze Barde ist ein willkommener Gast in den Dorfern und auf dem Bentang (Versammlungsplatz). Mißrät aber die gehoffte Ernte, so ist die Not nicht klein; der Hausstand des Woloffen ist nicht bedeutend, und selbst wenn die Reichsten all ihre Habe verkauften, so würden sie kaum 50 Mark dafür einlösen. Um also den Hunger zu stillen, wird alles versucht, besonders die Diebsfertigkeit geübt, und wenn nichts mehr hilft, so schrickt der Woloff auch nicht davor zurück, seine Eltern, Frau und Kinder und zuletzt sich selbst um eine Portion Kuskus zu verkaufen.

Blätter und Frucht des Butterbaumes. (S. 450.)

Seit längerer Zeit haben sich die Woloffen unter die Schutzherrschaft der Franzosen begeben. Der jetzige Hauptkönig wohnt in Gorée, und von ihm sind die einzelnen Könige im Innern des Landes ganz lose abhängig, während sie ihren Unterthanen gegenüber als wahre Despoten dastehen. Die eigentlichen Woloffen haben meistenteils den Mohammedanismus angenommen, und so ist denn auch bei ihnen die königliche Würde nach dem Koran in der Weise erblich, daß vor dem Sohne der Bruder des verstorbenen Herrschers zur Krone gelangt. Die Krönung des neuen Königs ist mit besondern Gebräuchen verbunden, die nicht ohne Interesse für die Kunde des Landes sind. Nachdem der alte Brak gestorben, versammeln sich die Häuptlinge, um den Erben der Krone zu prüfen. Sie haben festzustellen, ob derselbe wirklich von königlichem Stamme, im nächste Gliede verwandt, ob er frei von körperlichen Gebrechen und nicht zu jung sei, ob er ein Pferd besteigen, einen Bogen oder ein Gewehr führen könne u. s. w. Ist er als des Thrones würdig erkannt, so wird der Tag seiner Krönung bestimmt und alles Volk zur Feier an einen Bach beschieden. Dort muß der junge König, durch vielerlei Ceremonien aufgehalten, sich sozusagen mit den einzelnen Klassen und Ständen seines künftigen Volkes in Verbindung setzen. Schließlich gelangt er zu der verachteten Kaste der Fischer, in deren Mitte er in das Wasser des Baches tritt und dort so lange verweilt, bis er einen Fisch gefangen hat. Nun sind seine Prüfungen beendet; mit dem Fisch

in der Hand tritt er an das Ufer, und dann naht das Volk zur Huldigung. Alle legen ihre Sandalen ab, beugen das Knie vor ihm und berühren unter einer tiefen Verneigung ihre Stirne mit der Hand. Ein frohes Mahl und lustige Tänze beschließen die Feier.

Der Brak und seine Familie ist einzig zur Essenszeit unsichtbar; da wird niemand vorgelassen. Das Gefolge eines Königs besteht gewöhnlich aus 20 Kriegern, welche wie er und seine Familie auf Kosten jenes Dorfes ernährt werden, in dem er eben Hof hält. Der königliche Hausmeier ist auch zugleich Staatsminister (Bukanek). Unter dem Brak stehen die Dorfhäuptlinge und die Marabuts, welche den intelligenten und gesitteten Teil der Bevölkerung ausmachen.

Die Serere unterscheiden sich bloß dadurch von den Wolossen, daß sie den angestammten Fetischismus bisher noch nicht gegen den Koran umgetauscht und darum auch die Erblichkeit des Königtums nicht angenommen haben, sondern durch drei oder vier der einflußreichsten Männer den jedesmaligen Herrscher wählen lassen. Entspricht nach einiger Zeit die erkorene Persönlichkeit ihren Wünschen nicht mehr, so wird sie als abgesetzt erklärt, und eine unversiegbare Quelle der traurigsten Kriege ist auf diese Weise eröffnet.

Wie schon angedeutet wurde, sind die Wolossen von Natur heiter und redselig. Sie lieben es besonders, die Überlieferungen ihres Landes, die Geschichte ihrer Väter zu erzählen, über die Heldenthaten der Ahnen endlose Geschichten oder Lieder zu machen, und entwickeln eine unleugbare Gewandtheit in Erfindung und Ausschmückung der Fabeln.

Die Kunst der Musik und des Liedes wird von den Giriots (Griots) (vgl. das Bild S. 455) als eigentlicher Beruf geübt, aber was ganz eigentümlich dabei bleibt und sozusagen mit der Anschauungsweise anderer Völker im Widerspruch steht, ist dieses, daß diese Giriots bei den Negern in tiefster Verachtung stehen. Man betrachtet sie als eine Art Narren und Hanswurste, die nur zum Spaß der übrigen Menschen da seien; besonders aber glaubt man auch, sie ständen mit dem bösen Geiste im Bunde, der sie in ihrer Kunst unterweise und auch noch manche andere Zauberei lehre. Außer den Gesängen der Giriots giebt es jedoch eine mehr volkstümliche Sangweise. So erzählt Mungo Park, wie er eines Abends der Nachtwache oder besser gesagt einer Spinnstube der Schwarzen beigewohnt habe. Nach dem Abendessen rief die Wirtin des Reisenden ihre Frauen zusammen, und sie begannen während eines großen Teiles der Nacht Baumwolle zu spinnen. Um die Langweile zu verscheuchen, stimmten sie Lieder an, von denen eines auf der Stelle entstanden sein mußte, da es den fremden Reisenden zum Gegenstand hatte. Eine der Frauen sang es, die übrigen fielen in Zwischenräumen als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, die Worte lauteten in buchstäblicher Übersetzung: „Die Winde heulten und der Regen rauschte nieder, der arme weiße Mann kam schwach und erschöpft und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch brächte; er hat keine Frau, die ihm sein Mehl mahlte“ u. s. w.

In den Versammlungen der Wolossen beim Mondenschein wechseln Erzählung, Gesang und geistreiches Spiel, das teils in Rätseln, mehr aber noch in gewissen Redekämpfen besteht. In dieser Beziehung erinnern die Wolossen an ihre Nachbarn, die Beduinen der Wüste, welche die Abendrast auf den Oasen oder im Zeltlager ebenfalls durch Märchen zu würzen suchen. Es ist daher aber auch nicht zu verwundern, daß bei einem sonst niedrig stehenden Volke, wie die Wolossen sind, die Sprache zu einer ungewöhnlichen Ausbildung gediehen ist.

Die Malinke-Soninke-Familie, auch kurzweg Mandingos genannt, sind die intelligentesten und fleißigsten Neger, und als Fetischpriester, Künstler und Handwerker weit durch alle Nachbarländer verbreitet. Daher ist auch ihre Sprache zur Verkehrssprache geworden.

Die Mandingos sind stark, wohlgebildet und fleißig. Ihre Sitten sind in manchen Stücken eigentümlich. Sie verheiraten sich in frühem Alter. Sobald ein junger Mann eine Frau nehmen will, so geht er zu den Eltern der Braut und hinterlegt den Kaufpreis, der nicht über fünf Kälber hinausgeht. Dieser Preis verbleibt in den Händen der Eltern, damit die Tochter, für den Fall des Ablebens ihres Mannes, sich dafür einen neuen Mann kaufen könne. Ist der Tag der Hochzeit da, so rufen die Brautleute den Schmied herbei, nicht um sie aneinander zu schmieden, sondern damit er ihnen vermittelst eines scharfen Instrumentes die Zähne schärfe und spitze. Dann führt der Mann die junge Frau in seine oder vielmehr in ihre Hütte; denn wie jeder freie Mann mehrere Frauen hat, so hat jede davon ihre eigene Hütte, welche innerhalb eines Zaunes liegt, der das ganze Familiengehöft (Surk) umschließt. In der Behausung angekommen, erhält die Braut den Auftrag, sofort die gewöhnlichste Hausarbeit zu verrichten, und mit diesem symbolischen Zeichen ihrer künftigen Bestimmung ist die Trauung vollzogen. Es folgen nun die unvermeidlichen Gastereien und Tänze (Folgar), die oft bei dem schrillen Tone der Rohrpfeife, dem dumpfen Wirbel des Tongtong (Trommel), den melancholischen Klängen der Balafo (Guitarre) bis spät in die Nacht hinein dauern.

Die Männer tragen einen Lendenschurz, der gewöhnlich mit gelben Knöpfen, Perlenschnüren und Stücken Korallen, Bernstein oder auch Kupfer besetzt ist. Arme und Beine beschweren sie sich mit Manillen, d. h. Ringen aus Kupfer, die von den einheimischen Schmieden angefertigt werden. Auf den Kopfputz verwenden sie besondere Sorgfalt; selbst der Ärmste trägt das Haar auf die eine oder die andere Art phantastisch aufgeputzt und hängt so viel Kupferstückchen daran, als er nur auftreiben kann. Die Sklaven müssen kurzes Haar tragen. Noch mehr Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre im übrigen einfache Toilette (vgl. das Bild S. 457). Nach der Menge von Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, und der Anzahl Manillen am Arme berechnet man ebenso sicher den Wohlstand des Mannes, als nach der Zahl seiner Sklaven. Dieser Schmuck der Ringe ist oft lästig und schmerzvoll, namentlich bei der Hauptbeschäftigung der Frauen, der Zubereitung des Reises; aber die Mode will diese Ringe ebenso wie das Durchbohren des Nasenknorpels, um recht viel schillernde Perlen und Korallen hineinzuhängen.

Die Wohnungen der Mandingos sind $1\frac{1}{2}$ m hohe, runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dach aus Bambusrohr und Gras; im Innern derselben steht eine erhöhte Lagerstatt aus Rohr und einer Matte oder Tierhaut, ein paar niedrige Sitze und das Kochgerät. Die Matten, welche in dem Leben der Neger eine so große Rolle spielen, dienen in Senegambien nicht selten auch als Münze. Eine andere Münze ist die Kaurimuschel, die wir schon an der Sklavenküste trafen, und die auch in südasiatischen Ländern Kurs hat, aber nirgends so hoch steht als in Senegambien, wo schon 122 Stück den Wert eines Franken (80 Pfennig) haben. Gewöhnlich sind die Kauris zu Hunderten an Schnüre gereiht, um das Zahlgeschäft zu verkürzen; mancherorts aber ist dieses nicht Mode, und die Tausende müssen einzeln abgezählt werden.

Nur ein Teil der Mandingos hat den Koran angenommen, die andern huldigen noch immer dem einheimischen Schlangendienst, und gerade sie haben bis nach Dahomeh hinab den Schlangen-

kult sozusagen sich zu eigen gemacht. Im Tempel von Massanale thront Adhula-Thajanor, die oberste der Schlangen, und wehe, wer sie zu beleidigen oder eines der Speiseopfer zu stehlen wagte, das ihr vorgesetzt wurde; noch bevor er in seiner Hütte angelangt wäre, würde ihm der Hals umgedreht sein. Bei Nachtzeit erscheint die Gottheit ihren Anbetern unter den verschiedensten Gestalten und hält ihnen ihre Vergehen vor oder verordnet zur Sühne derselben die schwersten Opfer. Dank der Verehrung, welche den Schlangen zu teil wird, haben diese sich selbstverständlich äußerst zahlreich vermehrt und nahen sich den Hütten der Neger nicht anders denn als gewöhnliche Haustiere. Wenn aber eine ausnehmend große Schlange einzieht, so verläßt der Eingeborene seine Hütte und wartet draußen, bis die Gottheit sich zurückgezogen hat. Ferner spielen die Onakys, eine Art Vampyre, die sich in Menschengestalt zeigen sollen, eine bedeutende Rolle in dem Negerglauben. Diese Onakys ernähren sich von der Lebenskraft des Menschen und werden deshalb mit der größten Sorgfalt gemieden; wenn aber jemand im Verdacht steht, ein Onaky zu sein, so rastet das ganze Dorf nicht eher, bis es dem Unglücklichen ein schmerzvolles Ende bereitet hat. Der Glaube an die Seelenwanderung ist allgemein verbreitet. Die Neger sind überzeugt, daß sie nach ihrem Tod in einem andern Lande geboren werden. So glaubten denn auch einzelne Stämme, die Europäer auf ihren stolzen Schiffen seien ihre Vorfahren und kämen geradeswegs aus ihrer paradiesischen Heimat. Auf diesem Glauben beruht die große Ehrfurcht, welche sie ihren Toten erzeigen. Diese werden in ihren Hütten begraben, so daß nach einiger Zeit ein ganzes Dorf sich zur Totenstadt gestaltet, in der kein Lebender mehr zu finden ist.

Ein Giriot oder schwarzer Musikant mit seiner fünfzehnsaitigen Mandingoguitarre.
(S. 454.)

Ganz verschieden von den seither genannten Stämmen und in mehr als einer Hinsicht wichtig ist der dritte Hauptstamm Senegambiens, das mächtige und zahlreiche Volk der Peul. Sie haben eine rote Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit schönere Gesichtsformen als die Neger, auch nicht so wolliges Haar, und sind für die Civilisation am leichtesten zugänglich; sie bilden gleichsam den Übergang zwischen dem Araber und dem eigentlichen Neger.

Die Peul sind im Ackerbau nicht unerfahren, schmieden Silber und Eisen, arbeiten sehr zierlich in Holz und Leder und weben sehr dichte Zeuge. Ihre Wohnungen sind hübsch eingerichtet. Die sittliche Natur des Peul ist fein und geweckt; in ihr liegt viel von dem Edelsinne des freien Mauren und dem religiösen Enthusiasmus des Moslim. Die größte Beleidigung, welche man einem Peul anthun kann, ist, ohne Achtung von seiner Mutter zu reden.

Wahrscheinlich wanderten die Peuls aus Oberägypten ein und setzten sich im 16. Jahrhundert in Futa-Toro am obern Senegal fest. So kam in das bisherige Hirtenvolk eine gewisse Anhänglichkeit an Boden und Ackerbau, und sie wurden nach und nach befähigt, große Reiche zu stiften. Als sie nun auch im vorigen Jahrhundert noch den Islam angenommen hatten, fuhr der Geist des religiösen und kriegerischen Fanatismus in die friedlichen Hirten, und sie wurden in Senegambien die eifrigsten und starksten Vorkämpfer des Koran. Die bedeutendste Ausbreitung der Peul fallt in das Ende des letzten Jahrhunderts. Um jene Zeit hatte der Scheich der Fellatah, Osman Dan Fodio, eine Vision. Das ganze schöne Land, soweit sein Auge über die saftigen Weiden Flachsudans streifte und noch weiter gegen Untergang, all die zahlreichen Dörfer und reichen Städte in den Thälern, an den Wasserstraßen der goldführenden Ströme, alles wollte Allah den Gläubigen des Propheten geben, alles sollte den Fellatah zu eigen sein, wenn sie Dan Fodio folgen wollten gegen die Kafir, die Ungläubigen. Nach dieser Vision verließ Osman die Walder von Tadela, trat vor die Ältesten seines Volkes und forderte sie zum heiligen Kampfe auf. Seine Begeisterung entflammte die Menge, die Zelte wurden abgebrochen, und die Fellatah fielen plötzlich über die unvorbereiteten Nachbarn her, schlugen sie in die Flucht und verfolgten mutig ihren Siegeszug. Der Schrecken ging vor ihnen her; Verwüstung und Trümmer zeichneten ihren Weg. Zwischen

dem Niger und dem Tsadsee entstand aus den Ruinen von Haussa und den umliegenden Reichen das große östliche Fulbe- oder Peulreich. An der Stelle, wo Osman sein Gesicht geschaut, gründete er die Hauptstadt Sokoto.

Durch einen ähnlichen heiligen Kriegszug sollte dann auch in diesem Jahrhundert das westliche Fulbenreich im eigentlichen Senegambien gestiftet werden.

19. Etwas aus der Landesgeschichte Senegambiens.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts trieben die Portugiesen allein an dieser Küste Handel, und ihr Verkehr mit den Negern war so rege, daß mehrere Negersprachen bis auf den heutigen Tag portugiesische Worte bewahrt haben. Das Erbe Portugals fiel nach einem Jahrhundert an die französische Krone. Diese gründete drei Niederlassungen an der Küste, St. Louis, Gorée und Rufisque am Kap Verde, aber in dem Zeitraum von 1626—1758 konnte von den acht nacheinander errichteten und gesunkenen Faktoreien keine einzige dauernden Einfluß auf die Bevölkerung oder einen regelmäßigen Handelsverkehr erringen. Auch als die Kolonie, nachdem sie seit 1758 verschiedenemal ihre Herren gewechselt hatte, im Jahre 1817 endgültig an Frankreich zurückfiel, schien sie keine rechten Fortschritte machen zu wollen. 15 Gouverneure versuchten umsonst, Leben und Sicherheit in die wenigen Ansiedelungen und in den Handel zu bringen. Die Europäer, höchstens 100 an der Zahl, saßen zusammengedrängt auf einer Sandinsel, ohne Ackerland, ohne Bäume und Rasengrund. Sie waren nicht die Eigentümer des Bodens und wollten und konnten es nicht einmal werden. Ihr ganzes Sinnen ging nur darauf, unter Entbehrungen aller Art, durch einen immer spärlichern Handel ein kleines Vermögen zu gewinnen und dann baldmöglichst das unselige Land auf immer

Ein großer Marabut und seine Diener. (S. 458.)

zu verlassen. Die Stationen im Innern des Landes, welche man mit den Waffen in der Hand den Mauren der Wüste oder einem fanatischen Fellatah-Häuptling gegenüber verteidigen mußte, waren ebenfalls nichts weiter als Märkte an den Wasserstraßen, ehemalige Sklavenbazars, auf denen man jetzt Gummi, gegerbte Häute oder einige Gramm Flußgold einhandelte. Für jeden Fleck, auf dem die Europäer und selbst die Franzosen wohnten, mußte dem eingeborenen Häuptling eine Abgabe bezahlt werden, und selbst für den Boden, auf dem die Hauptstadt der Kolonie, St. Louis, stand, erhob der Häuptling eines nahegelegenen Dorfes einen jährlichen Tribut. Steinhäuser durften aber darum noch nicht auf dem gepachteten Boden aufgeführt werden; das hätte zu sehr einer endgültigen Besitzergreifung gleichgesehen, als daß die Eingeborenen es zugelassen hätten. Wollte man Handel treiben, so ging es an ein neues Bezahlen. Noch bevor man wußte, ob man auch Geschäfte machen werde, mußte man schon gleichsam eine Gewerbesteuer an den Häuptling der Gegend entrichten. Auf den Gummimärkten z. B. zahlte man für eine Schiffsladung Gummi 480 Mark, dann entrichtete man weitern Zoll, um diese Ware ausführen zu dürfen, und wenn es unterwegs einem Häuptling einfiel, auch noch Durchgangszoll zu erheben, so mußte der Kaufmann sich auch dazu bequemen. Die französische Flagge hinderte nicht, daß von den Mauren das erhandelte Gummi gestohlen oder ein gestrandetes Schiff als Fiskalgut des Königs von Cayor weggenommen wurde.

Die „Räuber der Wüste", die Mauren, waren seit einiger Zeit die Gebieter des Landes, und wenn sie sich so, wie erzählt wurde, gegen die Franzosen benahmen, so kann man sich leicht ihre Anmaßung den eingeborenen Stämmen gegenüber denken. Die Woloffen, Peuls, Sereres und Malinkes wurden denn auch wirklich wie ein gehetztes Wild, wie eine zur Schlachtbank geführte Herde betrachtet. Seit dem Tage, als die Trarzasmauren das südliche Ufer des untern Senegal erobert hatten, teilten sie das

Frauen vom Senegal. (S. 454.)

Land formlich in Raublehen zu regelrechter Ausbeutung. Der Druck und die Erpressungen waren so stark, daß in kurzer Zeit 150 bevölkerte Dörfer der Woloffen allein auf der Strecke zwischen dem See Gayor und dem Meere verschwanden. Um sich wenigstens einen Schein von Macht zu erhalten, begaben sich mehrere eingeborene Häuptlinge unter die Schutzherrschaft der Trarzas, nahmen den Islam an und wurden bald ebenso grausam und fanatisch wie ihre mauriſchen Schirmherren. Und anstatt die armen Schwarzen zu verteidigen, lieferten die Franzosen jenen Tyrannen und deren Helfershelfern auch noch Pulver und Blei und europäische Schußwaffen, liehen den Räuberbanden sogar ihre eigenen Fahrzeuge, wenn sie aus der Wüste zum Plündern über den Fluß oder mit ihrer Beute und den Kriegsgefangenen in die Schlupfwinkel der Gebirge wollten. Es galt das alles gleichsam als Trinkgeld, welches die Kaufleute dem Herrn der Sahara schuldeten. Jeder suchte sich für seine Person auf die glimpflichste Weise aus den mißlichen Verhältnissen zu ziehen. Welche Stütze der Missionär unter solchen Umständen an seinen Landsleuten oder an seiner Regierung fand, ist leicht zu denken, und lieber wäre es ihm oft gewesen, wildfremd und allein unter den Wilden zu leben, als jeden Tag seine Lehre durch das Beispiel der Weißen Lügen gestraft zu sehen.

Der ehrw. P. Libermann auf dem Sterbelager. (S. 460.)

Diesem traurigen Zustande der Dinge wurde wenigstens für eine kurze Zeit ein Ende gemacht, als der aus dem letzten deutsch-französischen Kriege bekannte General Faidherbe im Jahre 1852 an den Senegal kam. Obgleich er anfangs nur die untergeordnete Stelle eines Vicedirektors des Genieweſens einnahm, war sein Einfluß doch von großer Bedeutung. Kaum hatte er durch eigene Anschauung die ganze Tiefe und den wahren Grund des Elends kennen gelernt, so ging seine erste Sorge dahin, um jeden Preis dem Unfuge der Mauren ein Ende zu machen, sie vom linken Ufer des Stromes zu verdrängen und so den Eingeborenen einige Ruhe und Sicherheit, den französischen Kaufleuten und Ansiedlern die gebührende Achtung und Freiheit zu verschaffen. Er griff mit Entschiedenheit ein, rasch und kräftig führte er seine Streiche. Die Trarzasmauren, welche unter Anführung des berüchtigten Hadsch (Pilger) Omar ein großes Reich bis zum untern Senegal gegründet hatten, bezwang er im Jahre 1857 nach mehreren glänzenden Waffenthaten; im folgenden Jahre griff er die rebellischen Schwarzen von Ndiampur, 1859 jene von Gimu und Sine an, und durchzog siegreich das ganze Land vom Meere bis zu den Felukakataraften und dem Gambia - das hatte genützt. Die oben erwähnten Abgaben an die Häuptlinge wurden abgeschafft; Walo und Dimar kamen unter die französische Kolonialverwaltung; die Oberherrlichkeit der Franzosen, welche an Stelle jener der Mauren trat und sich tief ins Innere bis zu den Landschaften Futa-Toro, Bondo, Kasson und Bambuk erstreckte, war vom günstigsten Einfluß, und die Bevölkerung einzelner Distriete hatte sich bald um das Doppelte vermehrt! Überall hat Faidherbe französische Schulen für Knaben und Mädchen errichten lassen und sich auch anderweitig bemüht, die Civilisation zu verbreiten. Unter diesen Umständen konnten auch die Missionäre einen neuen Anlauf nehmen und kraft der erlangten Freiheiten dauernde Niederlassungen und Steinkirchen gründen. Auch ihres Lebens wurden nun die Patres sicher. Im Jahre 1858 waren in Joal zwei Missionäre von den Tiedos des Königs von Sin mißhandelt worden. Der Tiedo ist das gerade Gegenteil des Marabut; buchstäblich bedeutet das Wort ein Gottloser, ein Mensch ohne Glauben und Gesetz. Diese Krieger sind der ärgsten Völlerei ergeben und fast immer berauscht. Zu Joal war eine Rotte von ihnen mit anderem Gesindel in die Kirche eingedrungen, hatte einen Missionär verwundet und in den scheußlichsten Orgien geschwelgt. Der Großfitor (der Steuereinnehmer) des Königs von Sin war nach Joal gekommen, hatte das Missionshaus überfallen, dort alles auf den Kopf gestellt, geplündert und die Missionäre verwundet. Diese und ähnliche Vergehen an französischen Unterthanen sollten nicht ungestraft bleiben. Faidherbe unternahm einen neuen Kriegszug und ordnete auch in diesen Gegenden alle Verhältnisse. Das Reich, welches sich die Franzosen auf diese Weise bis zum Jahre 1868 zusammenerobert haben, umfaßte 250 500 qkm mit 600 000 bis 700 000 Einwohnern, worunter nur etwa 3000 Weiße waren. Der Besitz dieses Landes war aber durchaus nicht dauerhaft. Nur ein so energischer Mann wie Faidherbe hätte ihn gegen die alljährlichen Versuche seitens der Mauren aufrecht halten können. Schon im Jahre 1869 fand ein mauriſcher Eroberungsversuch unter Amadu-Sekhu statt; dann kam der deusch-französische Krieg von 1870 bis 1871 mit seinen Rückwirkungen auf den außereuropäischen Einfluß Frankreichs. Die Marabuts (vgl. das Bild S. 456) erhoben wieder keck das Haupt, und es war nur der Ausdruck ihrer allgemeinen Gesinnung, wenn einer von ihnen sich erdreistete, auf der Straße von St. Maria von Gambia laut zu sagen: „Mit dem Christentum ist es nun aus; Frankenland ist besiegt, ist tot; das Christentum ist mit ihm gestorben."

Glücklicherweise war diese Zusammengehörigkeit Frankreichs und des Christentums nicht richtig; aber etwas Wahres lag doch in dem Satze. Frankreich hätte nie so schnell den Einfluß nicht bloß in Senegambien, sondern auch in den übrigen Kolonien verloren, wenn es in glücklichern Tagen die Einführung des Christentums mehr begünstigt und den fanatisierenden Revolutionsgeist des Islam mit mehr Thatkraft unterdrückt hätte. Da aber die Marabuts ziemlich freie Hand behalten hatten, so war das Gift ihrer Lehre und der Haß gegen die weißen Giaurs immer tiefer ins Volk gedrungen; man duldete die französischen Eroberer, solange ihre Kanonen drohten, und als eines Tages die am Senegal zurückgelassene Heeresmacht nicht mehr so bedeutend war, einem ganzen Lande zu trotzen, da erhoben überall die Mauren die Standarte des heiligen Krieges gegen die Eindringlinge. Ein ungünstiger Vertrag nach dem andern mußte abgeschlossen werden mit den Dorfhäuptlingen und den Räubern der Wüste. Von der frühern großartigen Besitzung blieb der französischen Regierung

im Jahre 1871 nur noch der Senegal bis nach Medine (250 Meilen Flußlänge), die kleine Provinz Diander mit den Städten Rufisque Dakar und der Insel Gorée; die kleinen Posten von Joal und Portudal; endlich die Flüsse Saloum, Cazamanze, Rio Nunnez, Rio Pongo und Mallecory. Alles übrige fiel wieder in die Gewalt der Mauren oder einiger schwarzen Tyrannen. Seither haben glückliche Unternehmungen nicht nur das alte Gebiet zurückerobert, sondern die Grenzen der französischen Kolonie bis an den obern Niger ausgedehnt (vgl. die Karte am Schlusse des Bandes). Das Gebiet wird jetzt auf 358 500 qkm angegeben und zählt 1 850 000 Einwohner.

Frau u. Kind von Dakar am Kap Verde. (S. 460.)

20. Der ehrwürdige P. Libermann und sein Werk.

Bevor wir Senegambien Lebewohl sagen, müssen wir etwas von dem ehrwürdigen P. Libermann erzählen; denn er ist der Gründer der Congregation vom heiligsten Herzen Mariä, welche sich namentlich der Bekehrung der Neger in Afrika widmet.

P. Franz Maria Paul Libermann war der zweite Sohn eines sehr gelehrten jüdischen Rabbiners zu Zabern im Elsaß. Er wurde am 12. April 1804 geboren und erhielt bei der Beschneidung den Namen Lazarus. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre befolgte er streng alle jüdischen Gebräuche und zeichnete sich, wie sein älterer Bruder, in der Wissenschaft des Talmud aus. Der alte Rabbiner glaubte schon, an seinen beiden Knaben berühmte Gesetzeslehrer und Schriftgelehrte zu haben; da trat zuerst der ältere Salomon und bald auch Lazarus zur katholischen Kirche über. Sie hatten nämlich durch eifriges Studium und frommes Gebet erkannt, daß der Messias, den die Juden immer noch erwarten, längst im Stalle zu Bethlehem geboren worden sei. So ließ sich Lazarus am Vorabend vor Weihnachten 1826 in Paris taufen und entschloß sich, Priester zu werden. Aber der liebe Gott hatte ihm eine harte Probe vorbehalten. Er litt an der sogenannten „Fallenden Sucht" und konnte deshalb viele Jahre nicht zum Priester geweiht werden. Das entmutigte ihn nicht; er strebte nur um so eifriger nach Tugend und Heiligkeit, indem er sich ganz der liebevollen Leitung Gottes überließ. Da geschah es, daß zwei seiner Mitschüler den großherzigen Plan faßten, ihr Leben dem Seelenheile der verlassenen Neger zu widmen. Der junge Libermann horte mit Freuden von diesem schönen Plane, ermutigte seine frommen Freunde und fühlte sich bald angetrieben, an ihrem Unternehmen sich zu beteiligen. Im Jahre 1839 ging er nach Rom, um vom Heiligen Vater die Bestätigung der neuen Missionsgenossenschaft zu erlangen. Schwere Prüfungen und peinliche Verdemütigungen erprobten auf dieser Reise seine Tugend; aber endlich wurden seine Wünsche erfüllt. Er erhielt die Erlaubnis, eine solche Missionsgesellschaft zu gründen, und zugleich gestattete man ihm den Empfang der heiligen Priesterweihe, da seine Krankheit nachgelassen hatte. Zum Danke dafür, und um sein Unternehmen unter den besondern Schutz der lieben Mutter Gottes zu stellen, machte er von Rom aus in Bettlerkleidern eine Wallfahrt nach Loreto.

Das Noviziat der Missionäre vom heiligsten Herzen Maria wurde nun im Herbste 1841 eröffnet. Schon im folgenden Jahre

Dakar am Kap Verde. (S. 460.)

1 Haus der Missionäre. 2 Die ältere Missionsniederlassung. 3 Spital der Schwestern. 4 Faktorei. 5 Vorratshaus. 6 Hafen.

1842 ging einer der Missionäre nach Ostafrika und segelten drei nach Haiti; im Jahre 1843 kamen endlich die ersten nach Westafrika. Aber das schreckliche Fieber raffte sie in kurzer Zeit fast alle weg. Der neue Obere, P. Tisserant, der als Apostolischer Präfect gesandt wurde, verlor bei einem Schiffbruche das Leben. Es war am Feste des hl. Nikolaus 1845. Noch in den letzten Augenblicken dachte er nur an die Rettung der Seelen; er erteilte den Mitreisenden die heilige Lossprechung, unterrichtete und taufte einen Juden; dann erst riß eine ungeheure Sturzwelle den Missionär, den Neugetauften und 75 Schiffsgenossen in die Tiefe des Meeres. Bei diesen Unglücksnachrichten verlor aber P. Libermann den Muth nicht, sondern übernahm mit Freude die Mission an der ungesunden Küste von Westafrika, obschon seine Genossenschaft erst wenige Mitglieder zählte. Der liebe Gott belohnte ihn dafür dadurch, daß eine andere Missionsgesellschaft, die Väter vom Heiligen Geiste, sich mit der seinigen vereinte. Nun konnte er mehr Missionäre nach Westafrika schicken, und er erlebte es noch, daß bessere Nachrichten aus dem Negerlande kamen, bevor er am 2. Februar 1852 im Rufe der Heiligkeit starb (vgl. das Bild S. 458).

Die von ihm gesandten Missionäre hatten inzwischen in Senegambien den Grund zu mehreren Christengemeinden gelegt, namentlich auf der Insel Gorée und in Dakar (vgl. die Bilder S. 459) am Kap Verde und in St. Louis an der Mündung des Senegal. Sein geistlicher Sohn, Bischof Aloysius Kobes, der fast 20 Jahre in Senegambien arbeitete, ist der eigentliche Begründer der katholischen Kirche in diesem Lande. Es wurde sogar eine Anstalt errichtet, in welcher begabte Negerknaben zu Priestern herangebildet werden, und im Jahre 1864 hatte Bischof Kobes die Freude, den ersten schwarzen Priester (vgl. obenstehendes Bild), einen Neger aus Gorée, und bald nachher vier andere zu weihen, während mehrere die niedern Weihen empfingen und im ganzen 27 Theologie studierten. So hatte man große Hoffnung, daß unsere heilige Religion in Senegambien immer mehr Herzen dem göttlichen Heilande gewinnen werde. Gegenwärtig zählt das Apostolische Vikariat Senegambien 12500 Katholiken. In 34 Schulen werden 1500 Kinder in unserem heiligen Glauben unterrichtet.

Zum Schlusse noch etwas von der Blechmusik von Dakar. Die Negerknaben, welche die Missionsschule von Dakar besuchen, haben nämlich eine Musikbande, ähnlich derjenigen, die wir am Gabun getroffen haben (vgl. das Bild S. 395). Als nun eines Tages der Bischof in Joal eine Kapelle einweihte, ließ er zur Erhöhung des Festes die Blechmusik von Dakar kommen. Wie staunten die Tausende von Negern, als sie diese neue Art von Musik zum erstenmal hörten! Mit Augen, Mund und Ohren verschlangen sie die Töne und wurden fast toll vor Freuden. Als die letzten Klänge verhallten, drängte alles zu den Musikanten hin, um die glänzenden Instrumente anzustaunen und, was sie aber anfangs nicht wagten, mit den Händen zu betasten. Am meisten bewunderten sie die dicke Trommel, deren kräftiges Dröhnen und Brummen ihren Ohren den angenehmsten Schmaus bereitete. „Ja," sagten sie, auf den Schläger der großen Trommel zeigend, „der da ist der König der Musik; die andern können ihn nur begleiten; sie sind gewissermaßen seine Kinder und sein Hofgesinde. Schlag noch einmal! Schlag noch einmal! Bum-bum!" Und als der Knabe seine Bitte erfüllte, brachten sie „dem Könige der Musik" ein Lebehoch aus.

Der erste schwarze Priester.

Die Götzendiener in der Nähe von Joal waren sehr ärgerlich über die Freude ihrer Landsleute an der christlichen Musik. Sie holten deshalb ihre Tamtams hervor und wollten nach Einbruch der Nacht das Volk zu ihren Teufelstänzen verlocken. Allein kaum hatte dieses wüste Fest begonnen, da ließ der Bischof vor dem Hause die Musik sich aufstellen, und sobald die ersten Schläge der großen Trommel ertönten, strömte auch das Volk von allen Seiten der Blechmusik zu, und nach wenigen Minuten sahen sich die Gangas (vgl. das Bild S. 462) zu ihrem großen Ärger vollständig verlassen. Sie packten also ihre Tamtams und Schellen zusammen und schlichen sich beschämt davon.

21. Die Canarischen Inseln.

Nördlich vom Senegal grenzt auf eine Strecke von mehr als 300 Stunden die Sahara an den Atlantischen Ocean. Es ist wohl die traurigste Küste auf der ganzen Erde, öde Sand- und Felssteppe, keine Stadt, nicht einmal ein Dorf von Bedeutung. Der Strand wird von weißem Sande gebildet und macht von Zeit zu Zeit einen Vorsprung ins Meer hinaus, der wiederum nichts anderes ist als eine kahle Sanddüne. Und so öde diese lange Uferstraße ist, so gefährlich ist sie auch für die Schiffer. Das weit hinaus seichte Meer wimmelt von verborgenen Klippen und trügerischen Sandbänken. So ist der Anblick gescheiterter Schiffe gerade an dieser unwirtlichen Küste etwas ganz Gewöhnliches. Und wehe den armen Schiffbrüchigen! Wenn sie den Wogen entronnen sind, erwartet sie ein noch grimmigerer Tod in der glühenden Sandwüste; oder Räuber morden sie, bevor Hunger und Durst ihrem Leben ein Ende machten. — Wir wollen deshalb diese ungastliche Hütte meiden, indem wir

Der Pik von Teneriffa. (S. 462.)

auf hoher See nordwärts steuern und so nach glücklicher Fahrt die herrliche Gruppe der Canarischen Inseln aus den Wogen auftauchen sehen. Von weitem schon erblickt man den spitzen, zuckerhutförmigen Gipfel des Pik von Teyde, des stolzen Berges der Insel Tenerifa (vgl. das Bild S. 461). Er ist ein Vulkan, der sich zu der gewaltigen Höhe von fast 4000 m erhebt und dessen Spitze vom November bis April mit Schnee bedeckt ist. Wenn man diesen Berg besteigt, so durchwandert man der Reihe nach alle Pflanzengürtel der Erde, von den Palmen der Tropen bis zu den letzten Moosen und Flechten der Polargegend. Am Fuße des Berges stehen Dattel- und Kokospalmen und Drachenbäume. Noch im Jahre 1868 wurde ein uralter Drachenbaum gezeigt, dessen Alter man auf mehrere tausend Jahre schätzte; seither hat ein Orkan diesen Riesen gefällt. Durch Kastanienwälder steigt man dann stundenlang hinauf, bis der Reihe nach die verschiedenen Baumarten der gemäßigten Gegenden zurückbleiben und man endlich in der Höhe von 2600 m eine Ginsterheide trifft. Jetzt wird es immer öder und wilder bis an die Grenzen des Schnees. Aber die Aussicht belohnt die Mühe des Steigens; denn bei der überaus reinen und durchsichtigen Luft sieht man ganz Tenerifa und das Meer und andere Inseln vor sich, und zwar so klar und bestimmt, daß man nicht nur die Dörfer und Gärten, sondern die einzelnen Häuser und die Masten der vor Anker liegenden Schiffe erkennen kann. Humboldt gesteht, er habe zwar die Ufer des Orinoco, die Berge von Peru und die schönsten Thäler Mexicos durchwandert, und wohl majestätischere, aber nirgends mannigfaltigere und anziehendere Naturbilder getroffen. Die Hauptstadt der Insel heißt Santa Cruz und hat 10 000 Einwohner; die ganze Inselgruppe hat nahezu 300 000 Bewohner, meist von spanischer Abkunft, alle katholisch. Das Bistum San Cristofero de Laguna, welches die Canarischen Inseln umfaßt, untersteht dem spanischen Erzbistum Sevilla. Das Volk der Guanches, welches die Spanier trafen, als sie diese Insel zu Ende des 15. Jahrhunderts eroberten, ist längst ausgestorben. Sie waren mit den Berbern verwandt und pflegten ihre Toten, ähnlich wie die alten Ägypter, einzubalsamieren.

Gangas oder Zauberer. (S. 460.)

Die westlichste der Canarischen Inseln ist die Insel Palma (vgl. das Bild S. 463). In der Nähe dieses Eilandes erlitt am 15. Juli 1570 der selige Ignaz Azevedo, Missionär aus der Gesellschaft Jesu, mit 39 Gefährten den Martertod. Sie waren auf der Fahrt von Lissabon nach Brasilien, um dort den Wilden den Glauben zu predigen. Da wurden sie angesichts des Hafens von Palma von dem calvinistischen Seeräuber Jakob Sourie überfallen. Der „St. Jakob", welcher die Missionäre trug, war nur ein Kauffahrteischiff; gleichwohl wollte der Kapitän sich nicht ohne Kampf dem Räuber ergeben. Der Ausgang des Gefechtes konnte aber nicht zweifelhaft sein, und so bereitete der selige Azevedo sich und seine jungen Ordensgefährten auf den Tod vor. Mit einem Bilde der seligsten Jungfrau, welches der heilige Papst Pius V. ihm geschenkt hatte, trat er vor seine Brüder hin und sagte: „Nun ist der glückliche Augenblick gekommen, wo wir unsere Liebe zu Gott und unsern Eifer für den Glauben zeigen können. Unser Blut soll heute davon Zeugnis ablegen. Fürchten wir nicht diejenigen, welche nur den Leib töten können! Richten wir unsern Blick unverwandt gen Himmel. Die Leiden werden nur einige Augenblicke dauern, der Lohn wird ewig sein!" Sie beteten dann miteinander die Lauretanische Litanei und empfingen noch einmal das heilige Bußsakrament. Der Kapitän staunte über den großen Mut, mit dem die jungen Ordensleute dem Tod entgegensahen. Gerne hätte er es gesehen, wenn sie sich bewaffnet in die Reihen der Kämpfer gestellt hätten; aber das erlaubte ihr heiliger Beruf nicht, doch boten sie sich zur Pflege der Verwundeten und Sterbenden an. Inzwischen war der Seeräuber mit dem größten seiner fünf Schiffe auf Schußweite herangekommen und forderte den „St. Jakob" zur Übergabe auf. Eine volle Kanonenlage war die Antwort der Portugiesen, und der Kampf entbrannte. Sourie versuchte das Schiff zu entern; dreimal wurde er zurückgeschlagen; da ließ er auch seine vier übrigen Schiffe angreifen und zu gleicher Zeit die Enterhaken werfen. Ein furchtbarer Kampf folgte nun auf dem Verdecke des Schiffes, und in blutigem Handgemenge wurden die Portugiesen von der Übermacht der Calvinisten erdrückt. P. Azevedo stand während desselben mit hocherhobenem Bilde der seligsten Jungfrau am Hauptmaste des Schiffes, laut den heiligen Glauben verkündend. Als das Schiff genommen war, begnadigte der Seeräuber die noch lebenden Matrosen und Reisenden. „Was aber die Jesuiten betrifft," schrie er seinen Leuten zu, „so tötet sie, bringt sie um, diese abscheulichen Papisten, die nur deswegen nach Brasilien wollen, um das Reich des Antichrist dort aufzurichten!"

Und nun begann die grausame Ermordung des seligen Ignaz und seiner Gefährten. Der selige Azevedo war das erste Opfer. Ein Säbelhieb spaltete sein Haupt, Lanzenstiche durchwühlten seine Brust; doch hielten seine Hände das Bild der seligsten Jungfrau im Tode noch fest. Die Calvinisten konnten es ihm nicht entreißen und warfen ihn mitsamt demselben über Bord. Neun seiner Gefährten, welche die Verwundeten pflegten, folgten ihrem glorreichen Anführer in die Ewigkeit. Dann drangen die Mörder in den Schiffsraum hinab, wo sie die 30 übrigen Gefährten fanden. Fast alle standen noch im Jünglingsalter, und die heilige Unschuld leuchtete von ihrer Stirne. Sie wurden ergriffen und auf das

blutbedeckte Verdeck hinaufgeschleppt. Man will ihnen das Leben schenken, wenn sie nur den katholischen Glauben abschwören. Eine ganze Stunde wurden die edeln jungen Missionäre also versucht; aber tausendmal lieber wollten sie sterben als ihren heiligen Glauben verleugnen. Da schritten die rasenden Calvinisten von der Drohung zur That. Mit ihren Musketen zerschmetterten sie einem, dem seligen Emmanuel Alvarez, Arme und Beine, und als auch dieses die mutigen Jünglinge nicht schreckte, wüteten sie mit Dolchen und Säbeln und Lanzen und schleuderten die Verwundeten ins Meer. Einen Blutzeugen banden sie vor die Öffnung einer Kanone und ließen so die Kugel dessen Leib zermalmen. Den seligen Simon Acosta, einen Jüngling von 18 Jahren, von überaus liebenswürdigem und einnehmendem Wesen, wollte Sourie zuerst, in der Hoffnung auf ein reiches Lösegeld, verschonen. Aber der Mut, mit dem auch dieser Missionär seinen Glauben bekannte, reizte den Calvinisten; auf seinen Wink wurde auch Simon erwürgt und über Bord geworfen.

Nur einen einzigen von den 39 Gefährten des seligen Azevedo verschonten die Calvinisten, den Laienbruder Johann Sanchez, den sie als Koch auf ihrem Schiffe brauchen wollten. Und doch sollte, wie bei den 40 Märtyrern von Sebaste, die geheimnisvolle Zahl 40 ausgefüllt werden. Johann von San Juan, der junge Neffe des Kapitäns, der schon vorher den seligen Azevedo um Aufnahme in seine heilige Schar gefleht hatte, wollte nun im Tode wenigstens zu ihr zählen. Azevedo hatte ihn wirklich als Novizen angenommen, wenn er ihm auch das Ordenskleid erst in Brasilien geben konnte; so stellte er sich kühn in die Reihe der Schlachtopfer, und als die Calvinisten

Stadt und Kathedrale von Palmas. (S. 462.)

den Jüngling verschonten, da er noch kein geistliches Gewand trug, bekleidete er sich auf Antrieb des Heiligen Geistes mit dem blutigen Ordenskleide eines der Opfer und empfing so, wie seine Mitbrüder, den Todesstreich als der vierzigste der glorreichen Schar. Nur zwei davon waren Priester, Azevedo und Jakob Andrada, 12 befanden sich in den Studien, 10 im Noviziate und 16 waren Laienbrüder; unter den Novizen war Anton Correa erst 15 und Alexius Delgado kaum 14 Jahre alt. Pius IX. hat diese 40 Märtyrer in die Zahl der Seligen aufgenommen und ihre öffentliche Verehrung gestattet.

So schiffen wir denn in frommer Erinnerung an den blutigen Opfertod dieser heldenmütigen Märtyrer an Palma vorüber. Nach und nach entschwinden die Canarischen Inseln aus unsern Blicken, und endlich versinkt auch der Pik von Teyde in die Fluten. Eine neue schöne Insel, Madeira, berühmt durch ihren köstlichen Wein, taucht aus dem Meere auf. Wir lassen sie links liegen und steuern nordöstlich auf die Meerenge von Gibraltar zu, durch welche der Atlantische Ocean mit dem Mittelländischen Meere zusammenhängt. Von der äußersten Spitze der europäischen Seite schaut die stolze Felsenfeste Gibraltar, welche den Engländern gehört, drohend auf den schmalen Meeresarm, während von afrikanischer Seite das maurische Tanger mit seinen zerfallenen Wällen und das spanische Ceuta, um welches Spanier und Mauren in alten Zeiten so heiße Kämpfe führten, kein sehr kriegerisches Aussehen haben. Tanger ist aber dennoch der wichtigste Hafen von Marokko, dem letzten selbständigen Maurenreiche Afrikas, das wir noch zu besuchen haben. In seinem Hafen soll also der „Afrikaner" noch einmal vor Anker gehen.

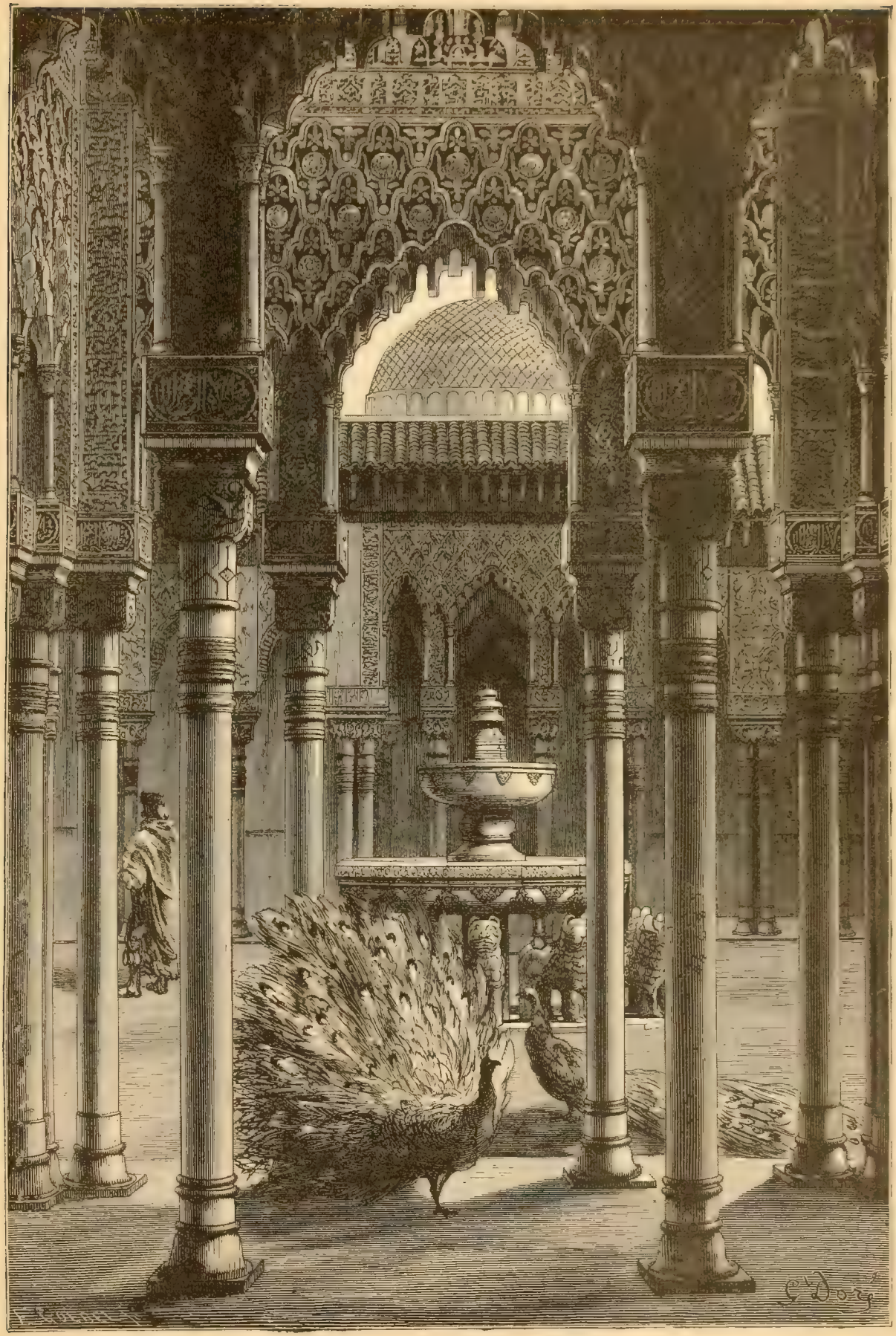
XII. Marokko.

1. Ein Blick auf das Land und seine Geschichte.

Unter den mohammedanischen Staaten Nordafrikas hat sich das Sultanat Marokko am eifersüchtigsten und leider bis jetzt am erfolgreichsten gegen das Christentum und gegen die christliche Gesittung abgeschlossen. Obschon nur durch die schmale Meerenge von Gibraltar von Europa getrennt, ist es eine ganz neue Welt, viel verschiedener von unserer Heimat als Amerika, das doch der weite Ocean von uns scheidet. „Drei Stunden von dem fieberhaften, lärmenden, glänzenden Leben einer unserer europäischen Städte," sagt ein italienischer Reisender, „nur drei Stunden von Gibraltar klingt der Name unseres Erdteils fast wie eine Fabel, heißt christlich soviel wie feindlich, ist unsere Civilisation unbekannt oder wird gefürchtet und verhöhnt. Alles ist da anders, von den Grundzügen des öffentlichen Lebens bis hinein in die unbedeutendsten Gewohnheiten des häuslichen Verkehrs; nichts erinnert mehr an das benachbarte Europa. Man findet sich plötzlich in ein unbekanntes Land versetzt, mit welchem uns kein Band verknüpft, wo uns alles fremd und ungewohnt ist. Vom Ufer aus kann man die europäische Küste noch erblicken; aber das Herz fühlt sich von ihr in unendliche Ferne gerückt, als ob der enge Meeresarm ein Ocean und jene Berge nur das trügerische Bild einer Luftspiegelung, eine ‚Fata Morgana' wären."

Eine solche Trennung hat der Islam, dem Marokko fanatisch ergeben ist, zu stande gebracht, und bis jetzt ist es weder dem Schwerte in der Faust der Eroberer, noch dem Kreuze in der Hand des Missionärs gelungen, in das Innere dieses Reiches vorzudringen, dessen Sultane einst fast ganz Spanien erobert hatten und von den Pyrenäen her das christliche Abendland mit völliger Vernichtung bedrohten. Dennoch dürfte die Zeit nicht ferne sein, da auch dieses Land seine ängstlich gehüteten Thore dem anklopfenden Christentume etwas mehr öffnen wird. Ein überaus erfreuliches Anzeichen bildet die Gesandtschaft, welche der Sultan von Marocco 1888 mit Glückwünschen und reichen Geschenken dem Heiligen Vater zu dessen Jubelfeier schickte. Im gleichen Jahre ist es zwei Missionären der Kartause von Lyon, den hochw. Herren A. Beguin und B. Peigneaux, geglückt, einen bedeutenden Teil Marokkos zu durchwandern; auch das ist ein bedeutsames Vorzeichen einer bessern Zukunft, obschon diese Reise noch keineswegs zur Gründung von Missionsstationen führte. Aus dem Berichte der beiden Missionäre wollen wir daher einige Schilderungen ausheben und dieselben durch die Nachrichten anderer Reisenden zu einem möglichst vollständigen Bilde dieses abgeschlossenen Reiches erweitern. Zunächst einige allgemeine geographische Angaben über Grenzen, Klima, Bevölkerung und Geschichte des Landes.

Marokko bildet die Nordwestecke Afrikas und grenzt somit im Westen an den Atlantischen Ocean und im Norden an das Mittelländische Meer. Im Osten stößt das Reich an Algier, und zwar zunächst an den Bezirk von Oran; die Grenze bildet eine ziemlich gerade von Kasr Malai nach Süden verlaufende Linie. Im Süden endlich ist die große afrikanische Wüste vielfach ohne bestimmte Grenze das öde Nachbarland. Das also umschlossene Land würde einen Flächeninhalt von mehr als 12000 deutschen Quadratmeilen (670000 qkm) betragen, also um rund 120000 qkm größer als das Deutsche Reich sein; doch erkennen keineswegs alle Stämme, welche dasselbe bewohnen, die Oberhoheit des Sultans an. Die Einwohnerzahl wird auf sechs Millionen geschätzt. Im Norden erstreckt sich längs des Mittelmeeres ein etwa 8 Meilen breites Bergland, das marokkanische Rif oder Er-Rif. Ohne einen flachen Küstensaum zu lassen, steigen seine Wände in schroffen Klippen aus dem Meere empor; doch überragen seine höchsten Spitzen nicht viel die Höhe von 2000 m. Südlich von diesem Küstengebirge dehnt sich vom Atlantischen Meere rasch terrassenförmig ansteigend bis an die Hänge des Atlasgebirges hin eine mehr als 400 km breite Hochebene aus, welche den reichsten Landstrich Marokkos bildet. Da liegen im Nordwesten zwischen den Flüssen El Coß und Sebu schöne, grasreiche Strecken und das quellreiche Gebiet Adherkin an den Westhängen des Atlas. Nur wenige Teile dieser viele tausend Quadratkilometer messenden Ebene sind infolge von Wassermangel unfruchtbar. In diesem gesegneten Landstrich liegen auch die volkreichsten Städte, so namentlich Fes oder Fez, Mekines und Marokko, die drei berühmten Hauptstädte des Reiches. Fes, der Mittelpunkt mohammedanischer Gelehrsamkeit, liegt in einer muldenförmigen Einsenkung der Hochebene, südlich vom Sebufluß, fast in gleicher Entfernung (etwa 150 km) vom Mittelmeere und vom Atlantischen Ocean. Es ist bei weitem die volkreichste Stadt des Landes, und ihre Einwohnerschaft wird auf 100000 Seelen angegeben. Nur halb so volkreich ist die Stadt Marokko, nach welcher wir das ganze Reich benennen; ihr eigentlicher Name ist Marâkesch, d. h. die Geschmückte, und ihre Heimat nennen die Marokkaner Maghrib-el-Aksa, d. h. der äußerste Westen. Die Stadt Marokko verdankt ihren Namen der herrlichen Lage, nahe am Tensiftflusse, zu Füßen des Atlasgebirges. Das Atlasgebirge zieht sich in einer etwa 30 km breiten Hauptkette und mehreren Nebenketten vom Ocean über die Grenze von Algier hinaus quer durch das ganze Land. Steil steigt es aus dem Meere empor; schon das Vorgebirge Aferni erreicht eine Höhe von fast 1000 m und erhebt sich rasch zu einer mittlern Höhe von 3000 m. Etwa 100 km vom Meere entfernt öffnet sich der Bibauanpaß, durch welchen von der Stadt Marokko die Karawanenstraße nach Timbuktu am obern Niger und nach den Haussa- und Senegalländern führt. Östlich von diesem Passe erreicht der Atlas mit fast 4000 m seine höchste Höhe. Auch da führen noch Bergsteige, welche die höchsten Saumpfade unserer Alpen überbieten, in die südlichen Oasen hinab. Der Hauptkette parallel läuft die südliche Nebenkette des Antiatlas. Von seinen Hängen und Schluchten sammelt der Draafluß, der größte des Landes, seine Wasser und führt sie am Rande der marokkanischen Sahara dem Ocean zu. Südlich vom Atlas, den die Umwohner Idrar Nderen nennen, sind nur einige Oasen, so das Gebiet von Sus an den Südwesthängen des Gebirges, die Oase Tafilet mit etwa 150 Dörfern und endlich die große Oase Tuat mit vielleicht 300000 Bewohnern, bemerkenswert. Rohlfs durchzog diese Länder. Außer den genannten Flüssen haben nur noch der Bu Regreg, der Umer



Der Löwenhof der Alhambra. (S. 466.)

Rebia und der Muluja Bedeutung; die beiden erstern münden in den Atlantischen Ocean, der letztere fällt nicht weit von der Grenze Algiers ins Mittelmeer. Der Umer Rebia namentlich, welcher an den Nordhängen des Atlas entspringt, ist ein herrlicher Fluß, der in seinem 50 geographische Meilen langen Laufe durch künstliche Leitungen weithin den fruchtbaren Boden bewässert.

Das Klima des also gestalteten Landes gilt für noch gesünder als dasjenige von Algier und Ägypten; an der Meeresküste ist es gemäßigt, südlich vom Atlas aber heiß und trocken. Einen eigentlichen Winter kennt Marokko nicht; nie sinkt das Thermometer auf der Ebene unter den Gefrierpunkt. Nur im Hochgebirge fällt Schnee und deckt während einiger Monate die kahlen Scheitel des Atlas. Statt des Winters herrscht vom Oktober bis März die Regenzeit; dann füllen sich auch die Wüstenbäche, die sonst trocken liegen, und führen den Salzseen der Sahara ihre Wasser zu. Der Boden zwischen dem Mittelmeer und dem Atlas ist überaus fruchtbar. Im Gebirge finden sich noch Urwälder von Fichten, Lärchen und Eichen. Nur seine höchsten Partien und das Wüstengebiet im Süden sind kahl und ohne Pflanzenwuchs. Der gänzliche Mangel an schiffbaren Flüssen, fahrbaren Straßen und Brücken macht den Verkehr im Lande und die Ausfuhr der reichen Bodenerzeugnisse fast unmöglich. Nur wenige Karawanenstraßen, so die bereits erwähnte von Fes und Marokko durch den Bibauanpaß nach den Nigerländern, eine zweite über die Oase Tafilet nach Tuat und den Sudanländern am Tsadsee, endlich der Karawanenweg von Fes nach Tlemsen in Algier, bilden eine unbequeme und vielfach unsichere Verbindung mit den Nachbarländern. So kann Marokko seine reichen Ernten an Getreide und Hülsenfrüchten, an Reis, Tabak, Mandeln, Öl, Oliven, Wein, Datteln nicht genügend ausnützen. Auch die Erzeugnisse des Gewerbfleißes müssen zumeist im Lande selbst abgesetzt werden; nur ein geringer Teil, darunter namentlich sehr gesuchte Lederwaren, Maroquins und Saffiane, findet seinen Weg nach Europa.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die Geschichte des Landes, bevor wir an der Hand der beiden Missionäre seinen Boden betreten. Marokko ist das alte Mauretania Tingitana der Römer, so genannt nach der Stadt Tingis, dem heutigen Tanger. Es teilte das Schicksal der übrigen afrikanischen Provinzen des großen alten Römerreiches. Bei seinem Zusammenbruche kam es zunächst unter die Herrschaft der Vandalen, welche es während eines Jahrhunderts, von 429 533, von Grund aus zerrütteten. Dann bemächtigten sich die eingebornen Stämme der Berber und Numidier des einst blühenden Küstenstriches, über welchen die griechisch-römischen Kaiser nur mehr eine Scheinherrschaft besaßen, bis ihnen auch diese von den anstürmenden Arabern entrissen wurde. 648 besiegte Othmans Feldherr Abdallah Gregorius, den Beherrscher von Karthago. Der Nachfolger des Siegers, Okba, unterwarf Algier und Marokko, das von nun an ein Jahrhundert unter das Kalifat Bagdad gehörte. Seither zählt das Land nicht mehr unter die Reihe der Kulturstaaten; die Einwohner, schon längst durch traurige Irrlehren im christlichen Glauben erschüttert, ließen sich zur Annahme des Islam zwingen und verschmolzen allmählich mit ihren Besiegern zu einem neuen Volke. Jetzt kam die Zeit, da die Mauren in siegreichen Kämpfen fast ganz Spanien eroberten. Im Jahre 711 setzten ihre ersten Horden unter dem Emir von Tanger, Tarif-ben-Malek, nach der Uferstelle über, wo heute noch die spanische Stadt Tarifa den Namen dieses Maurenfürsten trägt, und begann Tharic-ben-Zyad den uneinnehmbaren Felsen zu befestigen, der heute noch nach ihm benannt ist: denn Gibraltar heißt Gebel-al-Tharic. Dann verbrannte er, wie Cortez in Mexiko, seine Schiffe und entriß den Westgoten in der Schlacht von Xeres de la Frontera die Herrschaft über Spanien. Unaufhaltsam drangen die Maurenheere vor, überschritten die Pyrenäen und wurden erst 732 von Karl Martell zwischen Tours und Poitiers zurückgeworfen. Aber den größten Teil von Spanien behaupteten sie mehr als ein halbes Jahrtausend. Sie gründeten das Kalifat von Cordova, und in jahrhundertelangen Kämpfen rang das Kreuz mit dem Halbmonde, bis endlich christlicher Heldenmut Königreich um Königreich wieder eroberte und die Mauren über die Meerenge nach Marokko zurückwarf. 1085 eroberte Alfons VI. Toledo; unter ihm vollbrachte der Cid, Don Rodrigo von Vivar, seine vielbesungenen Heldenthaten; 1212 erlitten die Mauren an der Sierra Morena eine Hauptniederlage; 1250 hatte der heilige König Ferdinand alle spanischen Provinzen bis auf Granada dem Halbmonde entrissen; aber erst 1492 wurde auch dieses Königreich zurückerobert, und das Kreuz auf die Alhambra gepflanzt, fast 800 Jahre nach der Eroberung Spaniens durch die Mauren.

Auf spanischem Boden hatten die Mauren in Litteratur und Kunst eine Zeit der Blüte, welche sie im Lande ihrer Heimat niemals erreichten. Zeugen davon sind heute noch eine große Zahl maurischer Baudenkmale, deren Pracht und Formenfülle von dem Geschmack und Reichtum der Maurenfürsten reden, die sie einst erstehen ließen. Das herrlichste von allen ist wohl die eben erwähnte Alhambra, die Königsburg der Sultane von Granada. Ibn-al-Hamar begann ihren Bau, Jusuf I. brachte ihn um die Mitte des 14. Jahrhunders zur Vollendung. Er besteht aus einer Menge von Thürmen, Palästen, Säulengängen, Höfen und Gärten. Der herrlichste Teil dieses Prachtbaues ist der berühmte Löwenhof, von dem unser Bild S. 465 kaum einen schwachen Begriff zu geben vermag. Der Hof mißt 40 m in der Länge, 20 m in der Breite und wird von einem aus 168 schlanken, spiegelglatten Marmorsäulen gebildeten Säulengang umschlossen. Aus den Schmalseiten springen zierliche Pavillons in den Hofraum vor. Die Säulen werden durch Bogen von überaus geschmackvoller Arbeit verbunden, und jedes dieser Kapitäle, die auf den ersten Blick alle gleich scheinen, ist durch Zeichnung und Inschrift verschieden. Dazu kommt der Farbenglanz und die wundervolle Musterung der Wände, die alle mit den herrlichsten Lasuren bedeckt sind. In der Mitte erhebt sich der Löwenbrunnen, der dem Hofe seinen Namen gab, eine große, zwölfeckige Schale aus weißem Marmor, aus welcher eine kleinere, runde emporragt. Zwölf Löwen tragen das riesige Becken, auch aus weißem Marmor gehauen, aber nur unvollkommen der Natur nachgebildet. Als einst mächtige Wassersäulen aus der Mitte des Brunnens aufstiegen und plätschernd über den Rand der Schalen niederwallten, während alle diese Ungeheuer ebenfalls Wasserstrahlen in das Brunnenbecken spieen, war dieser Hof, der heute tot und verödet dasteht, der Zeuge des üppigsten Hoflebens, das die Maurenkönige in Spanien führten.

Während der Maurenherrschaft in Spanien hatte Marokko, das schon um das Jahr 790 unter den Edrisiden ein von Bagdad unabhängiges Kalifat geworden war, in vielfachen innern Kämpfen seine Herrscherfamilie oft geändert. Als nun Spanier und Portugiesen ihre Angreifer auf den Boden Afrikas hinüber verfolgten und ihnen zu Beginn des 16. Jahrhunderts mehrere Hafenplätze und einen Teil Marokkos entrissen, riefen die Mauren türkische Seeräuber zur Hilfe und kamen, wie die benachbarten Staaten der Berberei, zeitweilig unter die Oberhoheit der Pforte. Um das

Jahr 1546 bestiegen die Scherifs von Tafilet den Thron Marokkos und erklärten sich, als vorgebliche Nachfolger des Propheten, vom türkischen Sultan unabhängig. Unter ihnen hatte Marokko seine größte Ausdehnung, indem es im Süden bis in den Sudan hineinreichte und im Osten einen großen Teil Algiers zu seinem Besitze zählte. In der Schlacht von Alkazar verlor Portugal 1578 seine marokkanischen Besitzungen. Seither war das Reich wie Tunis und Algier ein Seeräuberstaat, der auf dem Mittelmeer und an den Küsten des Atlantischen Oceans mit den christlichen Staaten Europas einen beständigen Kleinkrieg führte und ihnen zur Schmach

Ansicht von Tanger. (S. 468.)

des christlichen Namens jährliche Piratengelder abpreßte. Die innere Geschichte Marokkos bildet eine Kette von Bürgerkriegen, Thronstreitigkeiten und Grausamkeiten. Ganz besonders berüchtigt ist die Herrschaft Mulei Ismaels (1672—1727), der eigenhändig und zum Teil unter den grausamsten Martern 5000 Menschen hingerichtet haben soll. Erst zu Anfang unseres Jahrhunderts schaffte Mulei Soliman die Christensklaven ab und verbot die Seeräuberei. Zur Zeit der Kämpfe Frankreichs in Algier zwang die fanatische mosleminische Bevölkerung ihren Beherrscher zur Unterstützung Abd-el-Kaders; aber die Niederlage des marokkanischen Heeres am Flusse Isly am 14. August 1844 nötigte zum Friedensschluß mit Frankreich. Ebenso unglücklich endigte für Marokko im

Jahre 1860 ein Krieg mit Spanien. Der jetzige Kaiser von Marokko, Mulei Hassan (vgl. das Titelbild), der im Jahre 1876 den Thron bestieg, sucht mit den abendländischen Mächten im Frieden zu leben und hat im Innern seines Reiches mit den vielen unbotmäßigen Stämmen genug zu schaffen.

Wie schon bemerkt, ist in keinem Lande des Islam der Christenhaß so glühend wie in Marokko. Es ist das eine Folge der blutigen Niederlagen, welche es in einem tausendjährigen Kampfe durch die christlichen Waffen erlitt. Daß dieser Haß lebendig bleibe, dafür wirken aber die mohammedanischen Derwische, welche von den „Gläubigen" um so mehr als „Heilige" bei Lebzeiten verehrt werden, je wahnsinniger sie sich geberden. Ganz besonders zeichnen sich durch ihre Wutanfälle die Derwische des Jemduscha- und Aissaua-Ordens aus. Man weiß wirklich nicht, ob man in diesen fast nackten, von Schmutz und Aussatz bedeckten Wesen, welche vor den Augen der Menge ganze Schüsseln voll lebendiger Kröten, Skorpione und Schlangen verzehren, Wahnsinnige oder vom Teufel Besessene vor sich hat. Welch ein Abstand zwischen dem Christentum, das Feindesliebe predigt, und zwischen diesen „Heiligen" des Islam, deren Religion der Haß ist!

Unter den Mohammedanern leben in Marokko zahlreiche Juden. Ihren Überlieferungen nach sollen unter dem römischen Kaiser Hadrian mehr als 100 000 Familien der beiden Stämme Juda und Benjamin nach Spanien gekommen sein. Dort wurden sie von den Westgoten und später von den Arabern und Mauren geduldet. Nach dem Siege des Christentums über den Halbmond wurde ihnen die Wahl zwischen der katholischen Religion und der Auswanderung gelassen; mehr als 50 000 Familien sollen die letztere vorgezogen haben und nach Afrika ausgewandert sein. So kommt es, daß wohl kein Land der Welt so mit Juden bevölkert ist wie Marokko. Ihre Sitten fand Rohlfs höchst eigentümlich; Sprache und Tracht haben sie so beibehalten wie zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien. Auch ihre Gebetbücher sind spanisch, aber mit hebräischen Buchstaben geschrieben oder gedruckt.

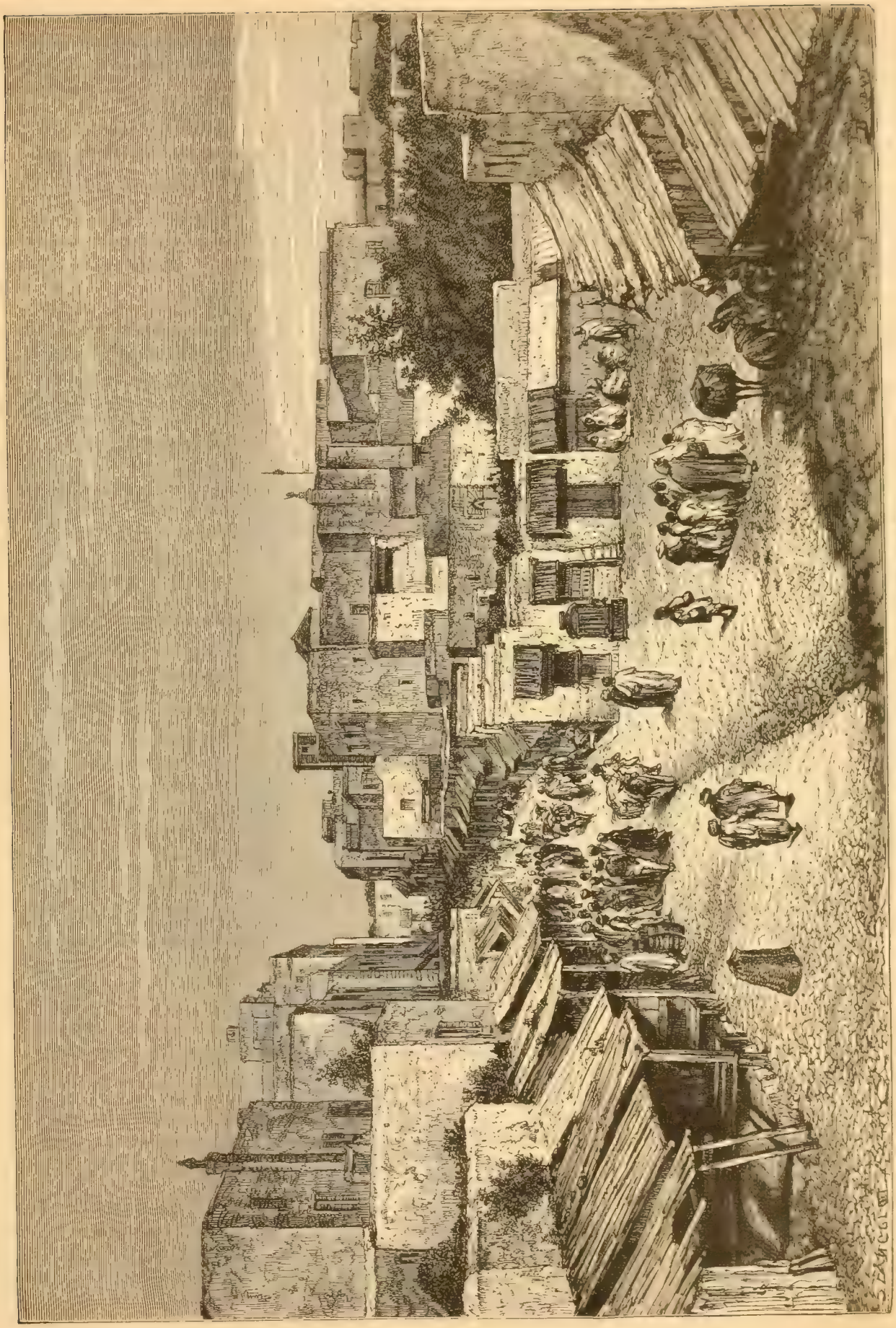
Die ursprüngliche Bevölkerung Marokkos bildeten die Berber, deren Sprache jetzt noch von einigen Stämmen, so von den Schellöchen und Amazhirgen, gesprochen wird und mit keiner andern afrikanischen Sprache Verwandtschaft zeigt. Rohlfs schildert diesen Teil der Einwohner Marokkos, bei dem das Christentum noch am ehesten Eingang finden dürfte, wie folgt: „Die Berber wohnen in Zeltdörfern (Duars). Die Frau ist, wie bei fast allen Anhängern des Islam, ein Besitz wie jedes andere Eigentum des Mannes. Scheidungen finden bei den Berbern statt, aber nie auf so leichte und grundlose Weise wie bei den Arabern oder sonstigen Mohammedanern, wie denn überhaupt alle Berber entschiedene Feinde der Vielweiberei sind. Die Tochter ist manchmal dazu bestimmt, das Leben ihres Vaters oder Bruders mittelst ihrer Sklaverei zu erkaufen; aber nie würde sie für einen Oheim, Großvater, Vetter oder sonstigen Verwandten mit ihrer Person eintreten können. Die größten und heiligsten Pflichten glaubt der Berber für sein Gemeinwesen, für seinen Stamm zu haben. Ist dem Araber zuerst die Religion die Hauptsache, so hat der Berber, trotzdem er auch den Islam angenommen hat, das nie begreifen können. Wenn der Berber sich auch vorzugsweise gern mit seinem Schwerte gegen die Christen wendet, so ist's ihm im nächsten Augenblicke auch ganz gleich, dasselbe gegen jedweden Mohammedaner zu ziehen, sobald sich dieser gegen ihn oder seinen Stamm vergangen hat. Die Ehre der Familie und des eigenen Stammes gilt dem Berber als das Höchste; doch ist dieses so zu verstehen, daß sie z. B. denjenigen ihrer Leute keineswegs für ehrlos halten, der einen Fremden bestiehlt; aber ehrlos würde es sein, wollte jemand einen von einem andern Stamme, der einmal Zutritt erhalten hat oder gar die Anya (den Sicherheitsbrief) des Stammes besitzt, bestehlen oder gar ermorden. Auch in der Gesetzgebung der Berber sind die weltlichen Angelegenheiten den kirchlichen übergeordnet. Die Berber haben eine eigene Vorliebe für Schmucksachen und schöne Kleidung. Sie treiben mit Ausnahme der Tuaregs alle Ackerbau und Viehzucht. Ihre Nahrung und Lebensweise ist sehr einfach. Was ihre Fähigkeiten betrifft, so stehen sie mindestens auf derselben Stufe wie die Araber, wenn nicht höher. Für die Civilisation sind sie bedeutend empfänglicher als die Araber Nordafrikas."

Das ist das Urteil eines der besten Kenner von Marokko über dessen Urbevölkerung, und es wäre gewiß zum Heile des Landes, wenn sie wieder zur Herrschaft käme anstatt der Araber und Mauren, dem Mischvolke aus Berbern und Arabern. Der Zahl nach sind die Berber den Mauren weit überlegen, indem sie etwa zwei Drittel der Bevölkerung, und zwar das eigentliche Land- und Bergvolk, den Ackerbau und Viehzucht treibenden Teil der Einwohner bilden, während ihre Beherrscher die Städte bewohnen, Handel und Gewerbe pflegen und in innern Kämpfen das Mark des Landes aufreiben. „Wie lange wird es noch dauern," ruft deshalb Rohlfs aus, „bis sich irgend ein Volk dieses schönen Landes erbarmt, das ebenso günstig gelegen ist wie Spanien und ebenso fruchtbar?"

Begleiten wir nun die beiden Patres der Kartause von Lyon auf ihrer Reise durch Marokko!

2. Tanger.

„Unser Schiff machte Halt", erzählten die beiden Kartäuser (vgl. oben S. 464). „Es konnte in den Hafen, der eng und versandet und für Fahrzeuge von beträchtlichem Tiefgange unbrauchbar ist, nicht einlaufen. Die freundliche Stadt, welche vor unsern Augen sich in den Wassern spiegelt, ist Tanger (vgl. das Bild S. 467). Eine kleine Barke führte uns zum Landungsplatz, den wir mühsam erklommen. Dann gaben wir einem Knaben ein Geldstück und ließen uns zu den Franziskanern führen. Diese guten Patres nahmen uns mit einer Einfalt und Güte auf, welche rührend war. Es sind Spanier; aber sie radebrechen ein wenig Französisch, so daß wir uns mehr als genügend verständigen konnten. Während der Bruder Koch ein Mahl zu unserem Empfange bereitete, zeigte uns der ehrwürdige Guardian das Kloster. Wäre es nicht das hochheilige Altarssakrament gewesen, das wir in der Kapelle anbeten konnten, so hätte dieser Rundgang allerdings kein Interesse gehabt, da bei den Söhnen des hl. Franz von Assisi, wie jedermann weiß, alles einfach und der ursprünglichen Armut gemäß eingerichtet ist. Während wir dann zusammen bei dem frugalen, aber freudigen Liebesmahle saßen, redeten wir über unsern Plan einer Reise durch Marokko und eines Besuches in Fes, das doch immerhin 200 Meilen von Tanger entfernt ist. Die guten Patres betrachteten uns mit Verwunderung und verhehlten uns keineswegs, daß eine solche Reise nicht nur mit Strapazen, sondern auch mit Gefahren verbunden sei. Was die Strapazen angeht, so machten wir uns wenig daraus, da wir kräftig und an dieselben gewöhnt sind; die Gefahren aber lassen sich mit einiger Vorsicht beschwören. Wir baten also die Franziskaner, uns einen geeigneten Führer zu nennen, und sie empfahlen uns einen Spanier Namens Fernandez, einen eifrigen Christen, der außer seiner Muttersprache französisch,



Die Marktstraße in Tanger. (S. 470.)

arabisch, englisch und etwas italienisch spricht und ein ganz zuverlässiger Mann ist. Bald wurde er uns vorgestellt; wir verständigten uns rasch über den Preis, und es wurde beschlossen, daß wir am folgenden Morgen, alle beritten, nach Fes aufbrechen sollten. Ein junger maurischer Diener Namens Mehemet, dessen Brauchbarkeit Fernandez auf seinen vielen Reisen erprobt hat, wird uns begleiten. Der heutige Tag sollte dem Besuche Tangers und dessen Umgebung geweiht sein.

„Tanger oder Tandscha, d. h. Lagune, wie es die Eingebornen nennen, soll von den Phöniziern erbaut worden sein, welche, von den Hebräern ans Meer gedrängt, in Schiffen von Tyrus bis an dieses äußerste Ende des Mittelmeeres gekommen seien. Wie der Geschichtschreiber Prokop erzählt, hätten hier vormals zwei Säulen mit der folgenden phönizischen Inschrift gestanden: ‚Wir sind diejenigen, welche vor Josue, dem Sohne Naves, geflüchtet sind.' Zur Zeit der Römer hieß die Stadt Tingis und war die Hauptstadt von Mauritania Tingitana. Die Spanier, die Portugiesen, die Engländer, haben sie vorübergehend besetzt; allein sie ist wieder in der Gewalt Marokkos. Amphitheatralisch erhebt sie sich auf dem östlichen Abhange eines Hügels, der im Halbkreis eine Bucht umschließt. Mit ihren weißen, viereckigen Häusern, zwischen denen da und dort Minarets und Palmen aufragen, mit ihrem Kranze von Mauern und Thürmen und mit der Kasbah oder dem festen Schlosse, das sie krönt, gewährt die Stadt einen überaus malerischen Anblick (vgl. das Bild S. 467). Sie ist jedoch keineswegs die volkreichste Marokkos, da sie nur etwa 20 000 Einwohner, Europäer, Mauren und Juden, zählt; aber ihre Lage am Eingange der Straße von Gibraltar und ihr Handel mit Europa macht sie zu einer der bedeutendsten Städte des Reiches.

„Unter der Führung des Fernandez, der sein Amt sofort antrat, durcheilten wir die engen und winkligen Gassen und erreichten die Hauptstraße, die Meerthorstraße oder Bab-el-Bakar. Sie ist bemerkenswert wegen ihrer Länge, da sie die ganze Stadt von unten nach oben durchschneidet, und namentlich wegen ihrer Doppelreihe von Kaufläden oder vielmehr düstern Höhlen, welche Waren aller Art enthalten (vgl. das Bild S. 469). Sie durchschneidet den einzigen Platz der Stadt, den Marktplatz. Gerne glaubten wir der Versicherung unseres Führers, daß die übrigen Gassen nichts Sehenswertes bieten, und folgten ihm nach der Kasbah, um von ihrer Höhe aus einen wechselvollen und wahrhaft feenhaften Ausblick zu genießen. So kommen wir denn mitten durch eine wogende, schreiende, lärmende Menge, an Kamelen vorbei, deren Ladung uns zu zermalmen drohte, und zwischen Wasserträgern hindurch, die uns mit ihren getheerten Schläuchen hin- und herstießen, eine steile Gasse hinan. Aber unsere Mühe wurde reichlich belohnt durch das Panorama, welches sich vor unsern Blicken erschloß. Die ganze Stadt lag zu unsern Füßen ausgebreitet. Nichts Freundlicheres als manche dieser maurischen Wohnungen, welche so sehr gegen die Paläste der Konsuln abstechen; nichts Poetischeres als diese Meerenge, wo das friedliche Mittelmeer seine azurblauen Wasser mit den dunkeln Wogen des brausenden Oceans vermählt. Jenseits des Meeresarmes erblickt man die weiße, duftumwobene Küste Europas; landeinwärts breitet sich der grüne Schmelz des Küstenstriches, aus dem da und dort ein weißes Landhaus hervorschimmert, während sich rechts und links der Blick in der unermeßlichen Wasserfläche verliert. Gerne wären wir noch lange auf dieser Hochwarte verweilt; aber wer sich nicht zu beschränken weiß, versteht nicht zu reisen. So schieden wir entzückt von der Kasbah und verließen die Stadt durch das Marktthor, Bab-es-Suk.

„Der Platz, welcher sich außerhalb dieses Thores eröffnet, ist von Kellern unterwölbt, die als Getreidekammern dienen; deshalb hallten unsere Schritte, als wir über denselben gingen. Auf diesem Platze wird der große Markt gehalten; sehr Kostbares wird daselbst nicht feilgeboten, aber man findet von allem etwas. Die Waren sind nach ihrer verschiedenen Art geordnet, was den Verkehr sehr erleichtert. Mitten auf dem Markte erblickten wir einen Soldaten, welcher einem armen Krämer eine Tracht Hiebe auf die Fußsohlen verabreichte. Der Bursche hatte seine Kunden durch falsches Gewicht betrogen und erhielt nun, ohne erst vor den Richter geführt zu werden, seinen Lohn. Das ist die Gerechtigkeitspflege, welche ein Tierbändiger seinen vernunftlosen Zöglingen angedeihen läßt; aber so ursprünglich und roh sie auch sein mag, so ist sie doch allein im stande, dieses wilde Volk im Zaum zu halten. Mit Bezug auf die Gerechtigkeitspflege machte uns Fernandez auf einige Eisenhaken aufmerksam, welche in der Mauer oberhalb des Thores angebracht sind. ‚An diesen Haken', sagte er uns, ‚hängt man die Köpfe der Verbrecher auf, welche auf diesem Platze hingerichtet werden.'

„Wir streiften dann rings um die Mauern. Da und dort erheben sich Zelte fremder herumziehender Krämer, ähnlich den Zigeunerlagern vor den Städten unserer Heimat. Seit einiger Zeit schon hatten wir Geschrei und Händeklatschen, Pfeifen und Trommeln und den Lärm eines wilden Tanzes gehört, der näher zu kommen schien. ‚Ihr werdet eine „Kaffila" sehen', sagte Fernandez. Wirklich zog eine Art Prozession, Männer, Weiber und Kinder, etwa 200 an der Zahl, mit fliegenden Fahnen und einem wahren Höllenlärm an uns vorüber. Alle diese Pilger sind beritten; die einen sitzen auf Kamelen oder Rossen, die andern auf Maultieren oder Eseln. Sie ziehen zum Berge Beni-Hassan, welcher die Stadt Tetuan beherrscht, um daselbst die Saviat oder das Grabmal des Mulei-abd-Selam zu besuchen, eines Derwisches, der in diesen Gegenden hoch verehrt wird. Unglaublichen Strapazen unterziehen sich diese Pilger; aber wenn der tollkühne Moslim im Sprunge den ‚Sprungstein' glücklich erreicht, der nahe bei dem Grabmal über einem Abgrunde hängt, so wird er als ein Heiliger und ein vom Himmel Gesegneter angesehen."

3. Umgebung Tangers.

Der Aufenthalt der beiden Missionäre, deren Schilderung Tangers wir im letzten Kapitel mitteilten, dauerte nur einen Tag; so fanden sie keine Zeit, Ausflüge in die Umgebung der Hafenstadt zu machen oder das Volksleben näher kennen zu lernen. Wir entnehmen deshalb zur Ergänzung des entworfenen Bildes noch einige Züge dem Reiseberichte des Italieners de Amicis, welcher Marokko im Jahre 1875 im Gefolge einer italienischen Gesandtschaft bereiste. Vorerst eine Schilderung der nächsten Umgebung der Stadt:

„Rings um die Stadt schlingt sich ein Kranz von Gärten und Grün. Die meisten dieser Gärten gehören den Ministern und den fremden Konsuln. Fast alle entbehren sorgsamer Pflege, sind aber von einem wunderbaren Pflanzenwuchse überwuchert. Man geht an langen Aloëhecken hin, deren Blütenstengel riesigen Lanzen gleich aus den wie ungeheure Fäuste festgeschlossenen Blätterknäufen aufragen. Mit den Stacheln und den Fibern dieser Blätter nähen die Araber ihre Wunden zu. Da stehen indische Feigenbäume — Kermuß nennt sie der Maure —, hoch und mit dichten, zollbreiten Blättern. Diese Bäume sind so groß, daß sie den Pfad versperren; auch gewöhnliche Feigenbäume, in deren Schatten

man zehn Zelte aufschlagen könnte, breiten ihre Äste aus. Daneben wiegen Eichen und Akazien ihre Kronen und verflicht Buschwerk aller Art seine Zweige mit den Ästen großer Bäume, so im Bunde mit dem Epheu, den Weinranken, den wilden Rosen und Gestrüpp ein undurchdringliches Dickicht bildend, unter dessen grüner Decke Gräben und Wege verschwinden. An vielen Stellen muß man sich durchtappen; man schlüpft von Garten zu Garten durch die Hecken oder klettert über die eingestürzten Mauern durch Gras und Blumen, die einem bis zum Gürtel reichen, und begegnet keiner Seele. Ein weißes Gartenhaus, halb im Grün versteckt, ein Brunnen, aus dem sich das Wasser durch ein Netz von Wasserrinnen verteilt, sind die einzigen Dinge, welche an die Arbeit eines Eigentümers erinnern. Jenseits dieses Kranzes von Gemüse- und Lustgärten finden sich weder Bäume noch Häuser noch Hecken noch sonst ein Zeichen, wodurch sich Grundbesitz von Grundbesitz unterscheidet. Da folgen sich grüne Hügel und Thäler und wellenförmige Ebenen, auf welchen einige Herden weiden, deren Hirten man nicht sieht, oder über welche ein freies Pferd hinsprengt. Ein einziges Mal sah ich das Feld bebauen; ein Araber pflügte; der Pflug war klein und hatte eine uralte Gestalt, wie sie dieser vor Jahrtausenden schon gehabt haben mag. Mit diesem Gerate riß er eine kaum sichtbare Furche in den mit Steinen und Gestrüpp bedeckten Boden, wobei ein Esel und eine Ziege sein Gespann bildeten. Man versicherte mir, daß man oft ein Weib und einen

Der Leuchtturm am Kap Spartel.

Esel zusammen vor den Pflug gespannt sieht, und das kann einen Begriff von dem Zustande des Ackerbaues in Marokko geben. Der einzige Dünger, den man anwendet, ist die Asche des Strohes, welches nach der Ernte verbrannt wird, und die einzige Vorsichtsmaßregel gegen die gänzliche Erschöpfung des Bodens besteht darin, daß man jedes dritte Jahr das Feld als Weide benutzt, nachdem es die beiden andern Jahre Weizen und Mais getragen hat. Allein das genügt nicht; der Boden wird nach jeder Ernte unfruchtbarer. Dann ziehen die Bauern wie Nomaden weiter und brechen ein neues Landstück um, welches sie später wieder verlassen, um zu den alten Feldern zurückzukehren. So ist stets nur ein kleines Stück des Landes angebaut. Übrigens trägt der Boden trotz der schlechten Pflege immer noch hundertfältige Ernten."

Einer der lohnendsten Ausflüge von Tanger ist der Weg längs des Meeres zum nahen Kap Spartel, den de Amicis also schildert:

„Der reizendste Spaziergang, den wir machten, ist der nach Kap Spartel (vgl. obenstehendes Bild); Ampelusisches Vorgebirge nannten es die Alten. Es bildet die äußerste Nordwestecke des afrikanischen Festlandes. Ein 300 m hoher Berg aus grauem Felsgestein ragt empor; sein Scheitel ist schroff und sein Fuß seit uralter Zeit von vielen großen Höhlen zerklüftet; die größte war dem Herkules geweiht. Auf der Spitze des Berges steht seit wenigen Jahren ein Leuchtturm, zu dessen Unterhalt die meisten europäischen Staaten beitragen. Wir bestiegen ihn und traten in das Innere des Laternenraumes, der sein Licht bis zu einer Entfernung von 46 km hinaussendet. Von dieser Höhe schweift der

Blick über zwei Meere und zwei Kontinente. Man erblickt ein Stück des Mittelmeeres und den unabsehbaren Gesichtskreis des Atlantischen Oceanes, des Bar-el-Dolma (Meer der Finsternis), wie es die Araber nennen. Die spanische Küste ist vom Kap Trafalgar bis zum Kap Algesiras, die afrikanische Küste hin bis zu den Bergen von Ceute, den ‚sieben Brüdern' der Römer, sichtbar, und in der Ferne dämmert in halbverschwommenen Umrissen der gewaltige Felsen von Gibraltar, diese ewige Schildwache am Thore der Alten Welt, diese Grenzsäule für die Schiffahrt des Altertums, welche für die Schiffer unserer Zeit keine Schrecken mehr hat.

„Auf diesen Ausflügen begegneten wir sehr wenig Menschen, etwa einem Araber, der an uns vorübergeht, ohne uns anzublicken, oder einem berittenen Mauren, einem durch Reichtum oder Ämter einflußreichen Manne, der von einer Schar bewaffneter Diener umringt ist und uns einen Blick voll Verachtung zuschleudert. Die Frauen sind noch dichter verschleiert als in der Stadt; bei unserem Anblicke murren sie entweder oder drehen uns barsch den Rücken. Mitunter blieben aber einige Araber stehen, schauten uns fest an und murmelten einige Worte in bittendem Tone; dann gingen sie ihres Weges, ohne sich umzuwenden. Anfangs wußten wir nicht, was sie wollten; später erfuhren wir, daß sie uns bäten, für sie bei Gott eine Gnade zu erflehen. Bei den Arabern ist nämlich der Glaube sehr verbreitet, das Gebet der Muselmänner sei Gott so angenehm, daß er die Gewährung der Bitte absichtlich hinausschiebe, nur um das Vergnügen zu haben, ihre Gebete länger zu vernehmen; das Gebet eines Ungläubigen, eines Christen- oder Judenhundes dagegen sei ihm so widerwärtig, daß er es augenblicklich erhöre, nur um es nicht länger anhören zu müssen."

Was dem Europäer in den Straßen einer marokkanischen Stadt am meisten auffällt, das ist die bunte, malerische Tracht der Mauren (vgl. das Bild S. 473), welche sich vor unserer nüchternen und geschmacklosen Modekleidung so vorteilhaft durch Farbe und Faltenwurf auszeichnet. „Ich schäme mich vor mir selber," sagt unser Italiener, „wenn ich mich neben diesen schönen Mauren in ihren Festgewändern sehe. Ich vergleiche meinen elenden Hut mit seinem prächtigen Turban aus Musselin, meine armselige Jacke mit seinem jasminfarbenen oder rosaroten Kaftan, meine enge, grauschwarze Kleidung mit seinem weiten, glänzendweißen, einfachen und edeln Gewande, und ich komme mir vor wie ein wüster Käfer neben einem Schmetterlinge. Vom Fenster meiner Wohnung aus kann ich mich nicht satt sehen an so einem blutroten Beinkleide oder einem goldgelben Pantoffel. Was mich aber am meisten entzückt, ist der Haïk, diese lange Bahn aus weißer Wolle oder Seide mit durchschimmernden Streifen, welche den Turban umschlingt, auf den Rücken hinabfällt, um den Leib gezogen und über die Schultern zurückgeworfen wird, von wo sie bis auf die Erde hinabwallt, die satten Farben des Gewandes leicht verschleiernd; im sanftesten Windhauche erzittert er, weht und bläht sich auf, scheint in den Strahlen der Sonne zu flammen und verleiht dem Träger die duftigen Umrisse einer Vision." Diese Beschreibung gilt natürlich nur von den Festgewändern der Reichen; die Armen (vgl. das Bild S. 475) tragen gewöhnlich einen mehr oder weniger weißen Mantel, der überdies oft so zerrissen ist, daß ein Reisender sagt, ihre Kleidung bestehe aus vielen großen Löchern, welche mit ein wenig Zeug verbunden seien. Einen eigentümlichen Anblick gewähren die Kinder der Araber. Die ganz kleinen, welche kaum gehen können, kamen de Amicis in ihrem blauen Gewande, dessen Hauptstück eine große Kapuze ist, wie wandelnde Löschhörnchen vor. Der Kopf ist glatt rasirt bis auf eine Locke auf dem Scheitel; einige haben auch hinter dem Ohre oder an der Schläfe viereckige oder dreieckige Stellen, wo die Haare nicht wegrasirt wurden; das ist ein Zeichen, daß es nachgeborne Söhne sind. Die Kinder haben fast alle ein schönes bleiches Gesicht, einen schlanken Körperwuchs und einen frühreifen Ausdruck. In den belebtern Stadtteilen kümmern sie sich nicht um die vorübergehenden Europäer, in den einsamern Gassen aber werfen auch schon diese kleinen Geschöpfe dem Fremden Blicke voll Haß zu, und oft genug rufen sie ihm die Verwünschung nach: „Daß Allah deinen Großvater brate, du Christenhund!" Überhaupt muß sich der Fremde hüten, durch irgend eine Unvorsichtigkeit den Fanatismus wachzurufen, der auch in den Hafenstädten nur durch die Furcht vor den Konsuln niedergehalten wird. Namentlich aber geht man den als Heilige verehrten, ganz oder halb wahnsinnigen Derwischen besser aus dem Wege, wenn man sich nicht einem derben Faustschlag ins Gesicht oder noch Schlimmerem aussetzen will. Am gefährlichsten aber sind die öffentlichen Aufzüge dieser Gesellen. De Amicis war in Tanger Zeuge eines solchen der Aïssauas, der berüchtigtsten Bruderschaft von Marokko, welche wir oben bereits erwähnten.

4. Ein Aufzug der Aïssauas.

„Eines Abends verbreitete sich die Nachricht," erzählt unser Gewährsmann, „daß am nächsten Tage die Aïssauas, welche man schon länger erwartet hatte, in der Stadt einziehen würden. Die Aïssauas sind eine der angesehensten Derwischverbrüderungen Marokkos. Sie wurden, wie die übrigen, vorgeblich unter Gottes Eingebung von einem ‚Heiligen' Namens Sidi-Mohammed-ben-Aïssa gegründet, welcher vor 200 Jahren zu Mekines lebte, und dessen Leben als eine verworrene Reihe fabelhafter Wunder und Abenteuer auf die verschiedenste Weise erzählt wird. Die Aïssauas wollen sich durch beständiges Gebet und die tollsten Übungen, namentlich aber durch einen bis zum Wahnsinn gesteigerten Fanatismus die ganz besondere Gunst des Himmels erwerben; in diesem überreizten und fieberartigen Zustand thun sie die unsinnigsten und tollsten Dinge. Zu Fes besitzen sie eine große Moschee, welche gewissermaßen den Mittelpunkt ihrer Bruderschaft bildet; von da aus durchstreifen sie jährlich in Banden die verschiedenen Provinzen und ziehen zur Feier ihrer Feste die in Stadt und Land zerstreuten Brüder an sich. Ihr Gottesdienst besteht wie bei den heulenden und drehenden Derwischen im Morgenlande in einer Art wahnsinnigen Tanzes mit Luftsprüngen und Gliederverrenkungen, wobei sie schreien, hin- und herwanken, immer toller werden und schließlich den Verstand so völlig verlieren, daß sie mit den Zähnen Holz und Eisen zerbeißen, sich das Fleisch mit glühenden Kohlen verbrennen, die Haut mit Messern zerschneiden, Knochen und Steine verschlingen, lebendige Tiere zerfleischen, sie roh verzehren, deren Blut trinken und endlich ohne Kraft und Bewußtsein zu Boden stürzen. So weit trieben es nun die Aïssauas in Tanger, welche ich sah, nicht; aber sie gebärdeten sich doch derart, daß sie mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterließen.

„Der belgische Konsul hatte uns eingeladen, von der Terrasse seines Hauses an der Hauptstraße, wo die Aïssauas auf dem Wege zur Moschee gewöhnlich vorbeikommen, dem Aufzuge zuzusehen. Um 10 Uhr sollten sie vom Marktthore herunterziehen. Bereits eine Stunde vorher waren die Straßen gedrängt voll Menschen und die flachen Dächer der Häuser mit arabischen und jüdischen Weibern dicht besetzt, so daß ihre bunten Gewänder den Terrassen das Aussehen großer Blumenkörbe verliehen. Aller Augen wendeten sich nach dem Thore am Ende der Straße, und wenige

Vornehmer Maure. (S. 472.)

Minuten nach der angegebenen Zeit erschienen die Vorläufer der Bande. Die Straße war so voll Menschen, daß die Aïssauas bis ganz in unserer Nähe mit der Menge eine Masse bildeten. Längere Zeit sah ich nichts als einen Strom wogender, mit Kapuzen bedeckter Köpfe, aus dem eine Anzahl nackter Schädel auftauchte und untertauchte, als ob eine große Schlägerei stattfände. Einige Banner flatterten über diesem Gewoge von Köpfen. Von Zeit zu Zeit hörte man einen Schrei, der gleichzeitig von all diesen Kehlen ausgestoßen wurde, während der Zug sich langsam voranwälzte. Nach und nach konnte man in dem Wirrwarr eine gewisse Ordnung erkennen. Die ersten bildeten einen Kreis, die folgenden eine Doppelreihe, diesen schloß sich wiederum ein Kreis an; dann löste sich der erste Kreis in eine Doppelreihe auf, während die folgende Doppelreihe jetzt einen Kreis schlang u. s. f. Es wurde mir übrigens schwer, die genaue Ordnung des Zuges aufzufassen, da meine Aufmerksamkeit gleichzeitig durch die Beobachtung der einzelnen Mithandelnden in Anspruch genommen war.

Bald langte der Zug unter unserer Terrasse an. Mein erster Eindruck war ein Gemisch von Mitleid und Schauder. Zwei Reihen Menschen, die Gesichter sich gegenseitig zugewendet, mit Mänteln und weißen Unterkleidern bedeckt, fassen sich an den Händen, Armen oder Schultern, wiegen sich und wanken im Tacte auf den Füßen, werfen den Kopf nach vorn und nach hinten und lassen dabei ein dumpfes, unterdrücktes Grunzen hören, in das sich Seufzen, Röcheln, Stöhnen und Ausrufe der Wuth und Raserei mischen. Die Besessenen von Rubens, die von den Toten Auferweckten von Goya, der galvanisirte Leichnam von Poë können allein einen Begriff von dem Mienenspiel dieser leichenfarbenen, verzerrten Gesichter, dieser aus ihren Höhlen tretenden Augen, dieses mit Schaum bedeckten Mundes geben. Einige hatten in ihren Zügen ein unheimliches Lachen, andere zeigten nur das Weiße der Augen, wieder andere schienen durch einen gräßlichen Krampfanfall entstellt, und noch andere waren bleich und starr wie das Antlitz einer Leiche. Von Zeit zu Zeit zeigten sie mit schlenkerndem Arme auseinander hin und wiederholten alle zusammen denselben zischenden, qualvollen Aufschrei, einem Opfer gleich, das den Todesstreich empfängt. Dann bewegten sie sich einige Schritte voran und begannen stöhnend und vor Zorn schnaubend den Tanz aufs neue. Nun sah man ein Gewoge von Kapuzen, weiten Ärmeln, Schnüren, Troddeln, wirrem Haare und langen Zöpfen, die sich wie Nattern um die Köpfe schlangen. Einige, aufgeregter als die übrigen, sprangen zwischen die Reihen, wankten wie Trunkene, schlugen an Mauern und Thüren; andere wandelten einher wie in Verzückung, geradeaus, mit ernster Miene, erhobenen Hauptes, mit halbgeschlossenen Augen und herabhängenden Armen; mehrere waren zum Tode abgehetzt, konnten weder schreien noch sich regen und wurden in den Armen ihrer Gefährten wie hin- und herschwankende Leichen durch die Menge geschleift. Mit jedem Augenblicke wurde der Hexentanz toller, das Geheul betäubender. Die Köpfe wackelten, daß man meinte, die Halswirbel müßten sich ausrenken, und es ertönte ein Röcheln, als ob die Brust am Bersten sei. Schweiß rann an all diesen Gestalten nieder, und eine ekelhafte Ausdünstung verbreitete sich. So oft eines dieser verzerrten Gesichter sich unserer Terrasse zuwendete und seine verstörten Blicke auf mich heftete, mußte ich unwillkürlich meine Augen abwenden. . . . So fuhren sie fort zu stöhnen, Mann an Mann gedrängt, bleich, zerzaust, mit klagender, stoßweiser Stimme, als ob sie mit dem Laute die Seele aushauchen müßten. Ein wankender Greis, das Ebenbild des Königs Lear in seinem Wahnsinne, stürzte aus der Reihe heraus, als ob er sich den Schädel an der Mauer zerschmettern wollte; seine Gefährten hielten ihn zurück. Ein junger Mensch schlug starr und seiner Sinne beraubt zu Boden; ein anderer schritt mit fliegendem Haare, das Gesicht mit den Händen bedeckt und bis auf den Boden gebeugt, einher wie ein von Gott Verfluchter. Beduinen, Mauren, Berber, Neger, Riesen, Mumien, Satyre, Kannibalen, Sphinxe, Hindugötzen, Furien, Faune, Teufel zogen der Reihe nach vorbei; es mochten ihrer 300—400 sein. In weniger als einer halben Stunde war der Zug der Rasenden vorüber. Die letzten waren zwei Weiber (denn auch Weiber haben in dieser Bruderschaft Zutritt), zwei Gestalten lebendig Begrabener, die ihre Gruft sprengten, zwei belebte Beingerüste, in weiße Laken gehüllt, die Haare im Gesicht, die Augen weit aufgerissen, Schaum vor dem Munde, zum Sterben erschöpft, aber noch mit so viel bewußtloser Kraft, daß sie ihre Glieder verrenken und heulen konnten und dann wieder ermattet zusammenbrachen. Zwischen ihnen schritt ein reckenhafter Greis, die Gestalt eines Hexenmeisters, wohl hundertjährig, in ein weißes Kleid gehüllt, der seine langen Totenarme ausstreckte und bald das eine, bald das andere Weib mit seiner Hand schützte und stützte. Hinter diesen drei Gespenstern her wälzte sich eine Masse von Arabern, Bewaffneten, Weibern, Bettlern, Kindern, und dieser ganze wilde Aufzug, diese Raserei, dieses gräßliche Gemisch menschlichen Elends zog nach dem Platze, und fort war es!"

Aus diesem in hohem Grade unerquicklichen Gemälde mache man sich einen Begriff von der Natur der mohammedanischen Religion, welche solche entsetzliche Früchte, wahre Ausgeburten der Hölle, zeitigt und als Gottesdienst betrachtet. Dennoch fehlt es nicht an „christlichen" Schriftstellern, welche für einen solchen Hexensabbat Worte der Entschuldigung, ja selbst der Bewunderung haben, während sie über die herzerhebenden Ceremonien und Processionen der katholischen Kirche nur höhnisch die Nase rümpfen. Folgen wir nun zum Schlusse de Amicis zu einer freundlichern Scene: zu einer Mahlzeit in einem reichen maurischen Hause, wobei wir Gelegenheit haben werden, dessen innere Einrichtung zu sehen und die Volkssitten näher kennen zu lernen.

5. Ein maurisches Gastmahl.

Ein reicher Maure hatte die Mitglieder der italienischen Gesandtschaft zu Tische geladen. „Wir machten uns also eines Abends spät auf den Weg", erzählt unser Gewährsmann, „und langten, von einem Dolmetsch und vier Dienern unseres Konsuls begleitet, durch dunkle Gäßchen vor einem in maurischem Stile aufgeführten Thore an, das sich bei unserer Ankunft wie durch Zauberkraft öffnete und uns durch ein kleines, geweißtes, kahles Vorzimmer plötzlich mitten in die Wohnung eintreten ließ. Der erste Eindruck war verwirrend; der Anblick vieler Leute, eine seltsame Beleuchtung und der Glanz blendender Farben drang auf uns ein. Der Herr des Hauses, dessen Sohn und seine Vettern traten, mit großen Turbanen geschmückt, uns entgegen; hinter ihnen standen die Diener in Kapuzen; im Hintergrunde und halb in Dunkelheit unterschied man die Gestalten neugieriger Frauen und Kinder, welche hinter Säulen und Thüren hervorschauten. Trotz der großen Menge der Anwesenden herrschte tiefes Schweigen. Ich glaubte zuerst, wir seien in einem Saale; als ich aber die Augen erhob, erblickte ich über meinem Haupte die Sterne; denn wir befanden uns im Hofraume. Das Haus bildet nämlich, wie alle maurischen Wohnungen, ein Viereck mit einem Mittelhofe, auf den sich zwei lange, hohe, fensterlose Räume mittels einer großen, in einem mau-

rischen Halbbogen überwölbten Thüre öffnen, welche durch einen Vorhang verschlossen werden kann. Die äußern Mauern waren schneeweiß, die Bogen der Thüren mit Zahnschnitt verziert, der Fußboden mit Mosaik eingelegt. Hin und wieder erblickte man ein kleines Doppelfenster oder eine Nische für die Pantoffeln. Teppiche bedeckten die Fliesen. Zu beiden Seiten der Thüren hatte man große Leuchterständer mit roten, grünen und gelben Wachskerzen gestellt; auf den Tischen standen Spiegel und ein Meer von Blumen. Die Gesamtwirkung all dieser Gegenstände, welche an sich nichts Ungewöhnliches hatten, war dennoch eine überraschende. Alles zusammen hatte etwas von der Ausschmückung einer Kirche, von dem Prunke eines Theaters, eines Ballsaales, von der Nachahmung eines Königspalastes; aber man mußte gestehen, das Ganze war voll Anmut und Reiz. Die Verteilung des Lichtes und die Zusammenstellung der Farben verlieh dem Schauspiele etwas Neues und gestattete uns einen Blick in die Denk- und Empfindungsart dieses Volkes.

„Man verlor einige Zeit mit gegenseitigen Verbeugungen und Händedrücken; dann wurden wir in das Familienzimmer eingeführt. Dieses Zimmer ist ein hoher, langgestreckter, aber schmaler Raum mit einer Thüre nach dem Hofe. Im Hintergrund standen die Betten des Herrn und der Frau, beide mit reichen Stoffen von tiefroter Farbe, mit Spitzenbesatz, bedeckt. Dicke Teppiche von Rabat[1] waren über den Fußboden gebreitet, während die Wände mit gelben und roten Geweben behangen waren. Zwischen den Betten waren alle Kleider der Frau wie die Ausstattung einer Braut zur Bewunderung aufgestellt: Jacken, Juppen, Beinkleider, Röcke von sonderbarem Schnitte und allen möglichen Farben und Blumen von Wolle, Seide, Sammt mit Tressen und Sternen von Gold und Silber geschmückt — eine Garderobe, deren sich keine Prinzessin zu schämen gehabt hätte. Von hier begaben wir uns in den Speisesaal. Da fanden wir wieder kostbare Teppiche und Tapeten, Massen von Blumen, Kandelaber auf dem Fußboden, Matten und buntfarbige Kissen längs den Wänden. Auch hier standen zwei Prachtbetten. Daneben war, dem Gebrauche der Araber entgegen, welche die Platten auf den Boden stellen und ohne Teller speisen, ein Tisch gedeckt, und auf demselben strahlte, dem Propheten zum Trotz, ein Kranz von Flaschen voll alter Weine. Bevor wir uns zu Tische setzten, kauerten wir mit untergeschlagenen Beinen rings um den Schreibtisch des Hausherrn auf den Teppich nieder. Der Herr, ein schöner Maure, bereitete vor unsern Augen den Thee und schenkte dem Gebrauche gemäß für jeden von uns drei sehr stark gezuckerte und mit Pfeffermünz gewürzte Tassen ein. Wir streichelten inzwischen die Haarlocke und den kahlgeschorenen Kopf seines jüngsten Knaben, eines Kindes von vier Jahren, der verstohlen die Finger unserer Hand zählte, um sich zu versichern, ob wir wirklich auch ihrer fünf hatten wie die Muselmänner. Nach dem Thee setzten wir uns zu Tische. Auf unsere Einladung setzte sich der Herr des Hauses ebenfalls, um uns Gesellschaft zu leisten, und die arabischen Gerichte, auf welche wir sehr neugierig waren, begannen die Runde zu machen. Mit großem Appetit nahm ich das erste in Angriff; aber, lieber Himmel! mein erster Gedanke war, den Koch durchzuprügeln. Die Verzweiflung eines Menschen, der plötzlich von der Seekrankheit befallen wird, muß sich in meinen Mienen gespiegelt haben.

Ein Maure aus dem Volke. (S. 472.)

„Das Gefühl meines Gaumens kann ich nicht anders beschreiben als durch den Vergleich mit einem Menschen, der vermutet ist, alle Töpfchen eines Haarkünstlers auszuessen. In der That hatte ich den Geschmack von Pomade, Wachspflaster, Seife, Salbe, Farbwasser, Schönheitspflästerchen und von andern Dingen, welche mit dem menschlichen Gaumen unverträglich sind. Bei jedem Gerichte wechselten wir Blicke des Entsetzens. Der Stoff an sich war gut; es gab Geflügel, Schaffleisch, Wildbret, Fische, und zwar in riesigen Stücken und von einladendstem Aussehen. Aber all das schwamm in abscheulichen Brühen, fett, parfümirt, pomadeähnlich und so zubereitet, daß man sie eher für die Haare als für den Mund berechnet halten mußte. Dennoch sahen wir uns gezwungen, einiges hinabzuwürgen. Am genießbarsten war noch am Spieße gebratenes Schaffleisch. Nicht vergessen darf ich den Kuskus, das Nationalgericht der Mauren, welches aus zu Gries gemahlenem Getreide besteht, das gedämpft und mit Milch oder Fleischbrühe angemacht wird. Manche Europäer lieben dieses Gericht; ich konnte es genießen, ohne die Farbe zu wechseln. Bei jedem Bissen fragte uns der Wirt mit seinem Blicke, wie es schmecke, und wir rollten die Augen und antworteten im Chore: ‚Ausgezeichnet! Vorzüglich'! und gossen sofort ein Glas Wein nach, um uns Mut zu machen.

Plötzlich ertönte eine seltsame Musik. Nach maurischem Gebrauche waren drei Musikanten eingetreten, um das Mahl zu erheitern, drei Araber mit großen Augen und Habichtsnasen, in weißer und roter Kleidung. Der eine hatte eine Art Laute, der andere eine Mandoline, der dritte ein Tamburin. Vor der Thüre des Speisesaales waren sie neben einer Nische niedergekauert, in welche sie ihre Pantoffeln gelegt hatten. Inzwischen kreisten die Gerichte weiter — ich zählte, die Früchte eingerechnet, 25 Gänge, wenn ich mich recht erinnere. Unsere Mienen wurden in dem Maße belebter, als die Korke flogen. Der Wein, der Blumenduft, das Räucherwerk von Aloen, das in den schön ciselierten Räucherpfannen von Fes dampfte, die eigenartige arabische Musik, welche geheimnisvolle Klagelaute mit eindringlicher Kraft immer wiederholte,

[1] Stadt an der Westküste Marokkos.

versetzten uns in eine eigentümliche phantastische Stimmung. Endlich entrissen wir uns dieser Atmosphäre von Licht und Duft und traten in tiefem Schweigen mitten durch die einsamen, stockfinstern Gäßchen beim Scheine einer Pechpfanne den Heimweg an."

6. Von Tanger nach Fes.

„Am nächsten Morgen", fahren unsere beiden Missionäre in ihrer Beschreibung fort, „erhoben wir uns mit der Sonne. Wir feierten das heilige Meßopfer und stärkten so unsere Seele für die Reise durch das Brot des Himmels. Wie gerne hätten wir, wie es in alter Zeit gestattet war, die heilige Hostie mit auf die Reise genommen; denn lange Zeit sollten wir keine christliche Kirche mehr antreffen! Kaum hatten wir eine Tasse Thee genommen und den guten Franziskanern für ihre liebevolle Gastfreundschaft gedankt, so meldete man uns auch schon, unser Führer Fernandez warte an der Klosterpforte. Da standen drei gesattelte Kamele und ein Maultier, mit zwei Zelten und mit Vorräten aller Art beladen, wozu noch unser kleines Reisegepäck kam. Noch einmal umarmten wir unsere Gastfreunde; dann bestiegen wir unsere Pferde und ritten von dannen.

„Vielleicht wäre der Weg nach Fes längs der Meeresküste angenehmer; man würde so die Gebirge (des Rif) umgehen. Allein zunächst würde man einen gewaltigen Umweg machen, und überdies müßte man acht oder neun Flüsse durchreiten, welche keine Brücken haben und in der Nähe des Meeres ziemlich tief und breit sind. Wir zogen also die gerade Richtung vor; wir sagen absichtlich nicht ‚Straße'; denn man würde sich darunter fälschlich einen fahrbaren Weg vorstellen. Selbst die Bezeichnung ‚Weg' ist nur insofern richtig, als man sich darunter einen Pfad denkt, welchen die Sohlen der Reisenden dem Boden kaum sichtbar eingedrückt haben. In Marokko kann sich jedermann seinen eigenen Weg bahnen.

„Die Sonne leuchtete am Himmel und versprach uns einen herrlichen Reisetag. So zog unsere kleine Karawane freudig fürbaß. Wir ritten an endlosen Maisfeldern vorbei. Der Mais bedarf keiner künstlichen Bewässerung; Sonne und Thau genügen ihm; man gewinnt aus dem Mais vortrefflichen Alkohol. Auch an weitläufigen Weingärten kamen wir vorbei. Die Reben werden etwas anders behandelt als in Frankreich. Die einzelnen Weinstöcke sind in einem Abstand von 3—4 m gepflanzt, werden in einer Höhe von etwa 50 cm abgeschnitten und bilden so einen Busch, der ganz mit Trauben bedeckt ist.

„Plötzlich fiel hinter uns ein Schuß. Als wir uns umkehrten, sahen wir Mehemet, den Diener, aus dem Sattel springen, ins Feld eilen und triumphierend einen prächtigen Hasen an den Löffeln emporhalten; nachdem er seine Beute am Sattelknopf befestigt hatte, schwang er sich wieder auf den Rücken seines Maultieres. Es scheint, daß es in der Gegend von Hasen schwärmt. Der Knall der Flinte hatte sie aufgescheucht, und man sah sie in Rudeln nach allen Seiten über die Felder flüchten.

„Seit Tanger hatten wir schon zwei Flüßchen, welche vom Berge Halib herabeilen, überschritten, und da die Hitze erdrückend wurde, machten wir am Ufer des letztern Halt, um unser Mittagsmahl einzunehmen. Der Leser ist wohl neugierig, was man hierzulande auf einer Reise haben könne. Unser Führer hatte sich gut versehen; er konnte uns Brot, kaltes Huhn, harte Eier und Orangen vorlegen und als Getränk einen Schluck Wein vom Rif oder einen Becher Wasser aus dem Flüßchen mit etwas Citronensaft anbieten. Während Fernandez den Tisch deckte, d. h. eine Decke auf den Rasen im Schatten der Citronenbäume ausbreitete und die Speisen auf Tellern von Blech vorsetzte, der Diener aber die Reittiere fütterte, beteten wir einen Teil unseres Breviers. Nach Tisch hielten die beiden einen Mittagsschlaf, während wir das Breviergebet vollendeten. Eine weite Strecke Weges lag noch vor uns, und wir sollten unser Nachtlager nicht vor Einbruch der Dunkelheit erreichen; denn nur in der Nähe von Ksar-el-Kebir, ‚der Stadt des großen Schlosses', durften wir unsere Zelte aufschlagen. Endlich brachen wir auf. Ein besonderes Ereignis stieß uns unterwegs nicht zu; wir begegneten einer friedlichen arabischen Karawane, erblickten zwei Ketten Störche sowie ein Rudel Antilopen und stießen gegen Abend auf einen Sumpf, den wir überwinden mußten. Es war in der That Nacht, als wir das rechte Ufer des Wadi Sukkos erreichten, an dessen jenseitigem Ufer das ‚Große Schloß' erbaut ist. Wir sahen seine dunkeln Umrisse, welche sich von dem gestirnten Himmel abhoben, wagten aber nicht mehr, über den Fluß zu setzen. Der Tag war ermüdend gewesen. Rasch nahmen wir unser kleines Abendessen, schlugen die Zelte auf, hüllten uns in die Decken und schliefen unter dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel sofort ein.

„Am Morgen waren wir vor Sonnenaufgang wieder auf den Beinen und setzten, bevor die Nacht gänzlich wich, nicht ohne einige Furcht über den Fluß. Doch war es hell genug, um die berühmte Stadt Ksar-el-Kebir zu sehen, welche schlecht gebaut und schmutzig ist."

Ksar-el-Kebir ist das alte Al-Kaser, traurigen Andenkens für jedes christliche Herz. Auf der Ebene, welche die beiden Missionäre durchzogen, und an den Ufern des Flusses, über den sie setzten, wurde am 4. August 1578 die unglückliche Schlacht geschlagen, in welcher der heldenmüthige König Don Sebastian von Portugal mit seinem Christenheere verblutete. Mulei Mohammed hatte ihn herbeigerufen, um mit Hilfe der Christen seinen Bruder Mulei Moluk zu züchtigen, der ihn vom Throne gestürzt hatte. Alle drei Könige, die beiden Mulei und Sebastian, fanden in der Schlacht ihren Tod. Im christlichen Heere, das etwa 15 000 Mann zählte, kämpften auch 3000 Deutsche mit Todesverachtung gegen einen 60 000 Mann starken Feind. Wunder der Tapferkeit geschahen, drei Pferde wurden Don Sebastian unter dem Leibe getötet; allein die Übermacht erdrückte die christlichen Streiter; kaum 1000 Mann entrannen dem erbarmungslosen Säbel der Mauren. Heute erinnert nur noch der Pfeiler einer längst eingestürzten Brücke, welche in jener Schlacht heiß umstritten wurde, an das entsetzliche Blutbad. Bei Al-Kaser (Alkazar) hatte der Sultan sein Lager, während das Heer der Christen von Arsila (Arzilla) heranzog. Aber die Stelle, wo Sebastian von einer Kugel getroffen und von Säbelhieben zerfetzt wurde, wo er, und mit ihm die Hoffnung Portugals, in den Staub sank, oder wo sein Bundesgenosse Mulei Mohammed im Flusse den Tod fand, oder wo der Sieger im Kreise seiner Offiziere während der Schlacht einem Fieberanfall erlag, oder wo der Herzog von Riveiro seinen ersten siegreichen Reiterangriff unternahm, oder wo die blutigen Hufe der Berberrosse an 6000 Mann christlicher Fußtruppen niederritten und in den Staub stampften — kann heute niemand mehr dem Wanderer weisen.

„Die Gegend, die wir durchzogen," erzählen die beiden Missionäre weiter, „war nicht so gebirgig wie am Tage zuvor; sie ist nur von einigen wellenförmigen Höhen durchzogen. Die Einförmigkeit der Reise wurde durch die Unterhaltung unseres Führers Fernandez gemildert, der uns interessante Einzelheiten über das Land und seine Regierung erzählte. ‚Marokko', sagte er, ‚könnte ein wahres Paradies sein. Alle Früchte gedeihen hier; es vereinigt

in sich alle Lagen und alle Höhen und alle Wärmezonen, Küstenlandschaft, Ebenen, Berge, Thäler, und sein Boden ist unglaublich fruchtbar. Er bedarf nur geringer Pflege. Die Ackergeräte sind die allerunvollkommensten, einige spitze Stecken und Eisenhaken, mit denen man den Boden aufreißt, und doch trägt das Samenkorn, das man in diese rohen Furchen wirft, hundertfältige Frucht. Der Grund, weshalb man nicht weit mehr aus dem Boden zieht, ist der Umstand, daß die Ausfuhr beinahe unmöglich gemacht ist; auch würde der Sultan den Bauern für die reichere Ernte um so viel höhere Steuern auferlegen, so daß dieselben keinen Vorteil für ihre größere Arbeit fänden. Darum erntet man nur so viel, als das Bedürfnis des Landes erheischt, und nur zu oft leidet der Bauer Hunger, weil sein Acker von drei Geißeln heimgesucht wird: von der Dürre, von den Heuschrecken, die manchmal erscheinen, und vom Sultan, der niemals ausbleibt.

„‚Man unterscheidet zwei Arten von Steuern: den Garahn oder die Grundsteuer und die eigentliche Steuer. Die erstere ist der Zehnte, den der Amin oder Steuereinnehmer von der Ernte in Empfang nimmt. Unter dem Namen Zehnten hat man aber manchmal den vierten Teil oder die Hälfte und mitunter sogar die ganze Ernte zu verstehen. Die indirecten Steuern sind demselben Mißbrauche unterworfen. Alles kann besteuert werden, und alles wird besteuert. Selbst die Feste des Islam, welche jährlich mehreremal gefeiert werden, sind dem Sultan steuerpflichtig; doch hat man dieser Steuer den schönen Namen Geschenk gegeben. Das gesamte Beamtenpersonal, Pascha, Vezir, Kaïd, Scheik u. s. w., erhält keinerlei Besoldung; im Gegenteil, sie bezahlen bei der Übernahme der Verwaltung das Geschenk des sogen. freudigen Amtsantrittes, wissen sich aber in der Folge durch Unterschlagung eines großen Teils der Steuern reichlich schadlos zu halten. Diese Bedrückungen haben einen Teil der Landbevölkerung der Empörung in die Arme getrieben: die Bergberber, welche nach eigenen Gesetzen leben und sich als unabhängig betrachten. Sie verweigern dem Scherif die Steuern; aber der Amin nimmt ihnen mit Waffengewalt weg, was er findet: Früchte, Getreide und Vieh. Die Berber, welche die Ebene bewohnen, beklagen ihre Bedrückung nur mit den Worten des Koran: So ist es geschrieben!

„‚Die Millionen, welche durch die Steuern in die Staatskasse oder vielmehr in die Kasse des Sultans fließen (denn der Sultan ist der Staat), werden keineswegs zur Verbesserung oder zur Wohlfahrt des Landes verwendet. Wie Sie gesehen, haben wir seit Tanger noch keine Brücke getroffen. Es gibt keine Straßen; die Häfen sind nicht in Stand gehalten; kein Leuchtturm brennt an den Küsten Marokkos mit Ausnahme desjenigen von Spartel, und diesen haben Europäer erbaut. Alle Einnahmen werden zu einem doppelten Zwecke verwendet: die kleinere Hälfte erhält das Heer, welches aus 20 000 Mann besteht. Der Sold beträgt täglich 2 Müsün (etwa 16 Pfennig) auf den Kopf; aber auch dieser geringe Sold wird oft nicht ausbezahlt. So fließt fast alles in die Privatkasse des Sultans, der das Geld zum Unterhalte seines Hofes und seiner 2000 Sklavinnen verwendet. Das Rekrutieren gestaltet sich höchst einfach. Eigentlich hat jeder Stamm von Makhzen einen Mann aus jeder Familie zu stellen; aber der Kadi, der diese Aushebung vornehmen soll, ergreift den ersten besten, legt ihn in Ketten und übergiebt ihn dem Anführer, der ihn beim Heere behält, bis derselbe stirbt, oder bis ein Mitglied seiner Familie für ihn eintritt.‘

„Fernandez unterbrach seine Belehrungen und zeigte uns die ersten Duars oder Zelthütten der Wessani. Am Südwestabhange des Bu-Hellil-Berges erblickten wir in der That einige zerstreute Hütten dieses einzigen Stammes von Marokko, der den Fremden nicht feindlich gesinnt ist. Ihr Sheriff gilt im Lande als heiliger und edler als selbst der Sultan; er empfangt viele Geschenke und wird von zahlreichen Pilgern aufgesucht, welche von weither kommen, um den Saum seines Haik zu küssen. Wir zogen ohne Aufenthalt durch das Hüttendorf und bemerkten, daß uns die Leute mit einem gewissen Wohlwollen betrachteten. Bei der Mahlzeit stellte uns Mehemet außer dem Hasen, den er erlegt hatte, auch eine Platte Heuschrecken vor, welche er auf dem Felde gesammelt hatte, und welche in Marokko als Leckerbissen betrachtet werden.

„Wir erreichten jetzt die Ebene und gelangten nach einem scharfen Ritt von drei Stunden an die Ufer eines Flusses, dessen Name mir entfallen ist. Es ist der bedeutendste Nebenfluß des Sebu (der Wadi Wergha). Ein Mann, der bis zum Gürtel im Wasser war und einen Ledersack auf dem Kopfe trug, durchschritt ihn eben, und unser Führer sagte uns, das sei der Rekas oder Postbote, welcher den Dienst zwischen Fes und Tanger versieht. Eine einfachere Postverbindung kann es kaum geben. Etwa 10 km jenseits des Wadi schlugen wir am Fuße eines niedrigen Hügels noch einmal unsere Zelte auf. Am frühen Morgen weckte uns Fernandez mit dem Rufe: ‚Nach Fes, nach Fes! wir werden es am Abend erreichen!‘

„Zahlreichere Reisenden zogen jetzt vorüber; die einen maßen uns mit zornigem Auge, andere erwiderten freundlich unsern Gruß. Der Boden war um so besser gepflegt, je näher wir der Stadt kamen. Lachende Gärten nahmen uns auf. Wir ritten zwischen herrlichen Feldern hin, welche mit Wassermelonen bepflanzt sind, und zwischen Aprikosen-, Pflaumen-, Citronen- und Orangenbäumen. Über den Sebufluß hatten wir gesetzt und zogen nun an seinen Ufern aufwärts. Immer mehr machte sich die Nähe einer großen Stadt bemerklich, und vor Sonnenuntergang schwangen wir uns unter den Mauern von Fes aus dem Sattel.“

7. Fes.

„Fes bedeutet Hacke, und die Stadt hat diesen Namen von dem Umstande, daß man beim Ausgraben ihrer Fundamente im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Hacke im Boden fand. Sie ist die heilige Stadt des Reiches, eine der drei Residenzen des Sultans (Fes, Mekines und Marokko) und die volkreichste von allen; mag sie doch 80 000 Einwohner zählen. Ihre Lage ist überaus malerisch, indem sich ihre Straßen ringsum von einem Hügelkranze in eine trichterförmige Mulde hinabsenken. Die Stadt zerfällt in zwei Teile: Fes-el-Bali, d. h. Alt-Fes, und Fes-el-Dschedid oder Neu-Fes; zwischen beiden Teilen liegt das Schloßviertel. Wir betraten die Stadt auf der Seite von Alt-Fes, welches der bedeutendste Teil ist. Die Straßen sind enge, winkelig und düster; zum größten Teile werden sie von den Galerien bedeckt, welche die obern Geschosse der Häuser miteinander verbinden, deren erstes Stockwerk schon nach der Straße vorspringt. Die Häuser sind feucht und unreinlich. Die Bächlein, welche von dem Hügelkranz in die Tiefe rinnen, fließen durch die Gassen, bilden große Kotlachen und wälzen Schmutz und Abfälle mit sich. Man kann sich denken, daß die Bewohner dieser ungesunden Gäßchen kränkliche, bleiche, verkrüppelte Wesen sind.

„Wir betraten ein Gasthaus in der neuen Stadt, einen Rundgang durch Fes für den nächsten Morgen festsetzend. Ein reichliches Mahl wurde uns aufgetragen, ein Huhn auf einem Berge von Kuskus (Reis) — das Nationalgericht von Marokko. Das

Brot war nicht schlecht, aber die Gemüse abscheulich. Früchte wurden uns in Fülle vorgelegt, und der Wein von Sefru war feurig. Eine solche Mahlzeit ist sehr wohlfeil, was man begreift, wenn man erfährt, daß der Preis eines Huhnes nur 4 Müsün (etwa 30 Pfennig) beträgt; für alles verlangte der Gastwirt von uns drei Mann zusammen einen Mitzakel (2 M. 40 Pfg.). Zur Nachtruhe führte uns Fernandez in einen Fondak, das ist eine Herberge, in welchem der Fremde nur ein mäßiges Zimmer mit einer Matte, aber nichts zu essen erhält.

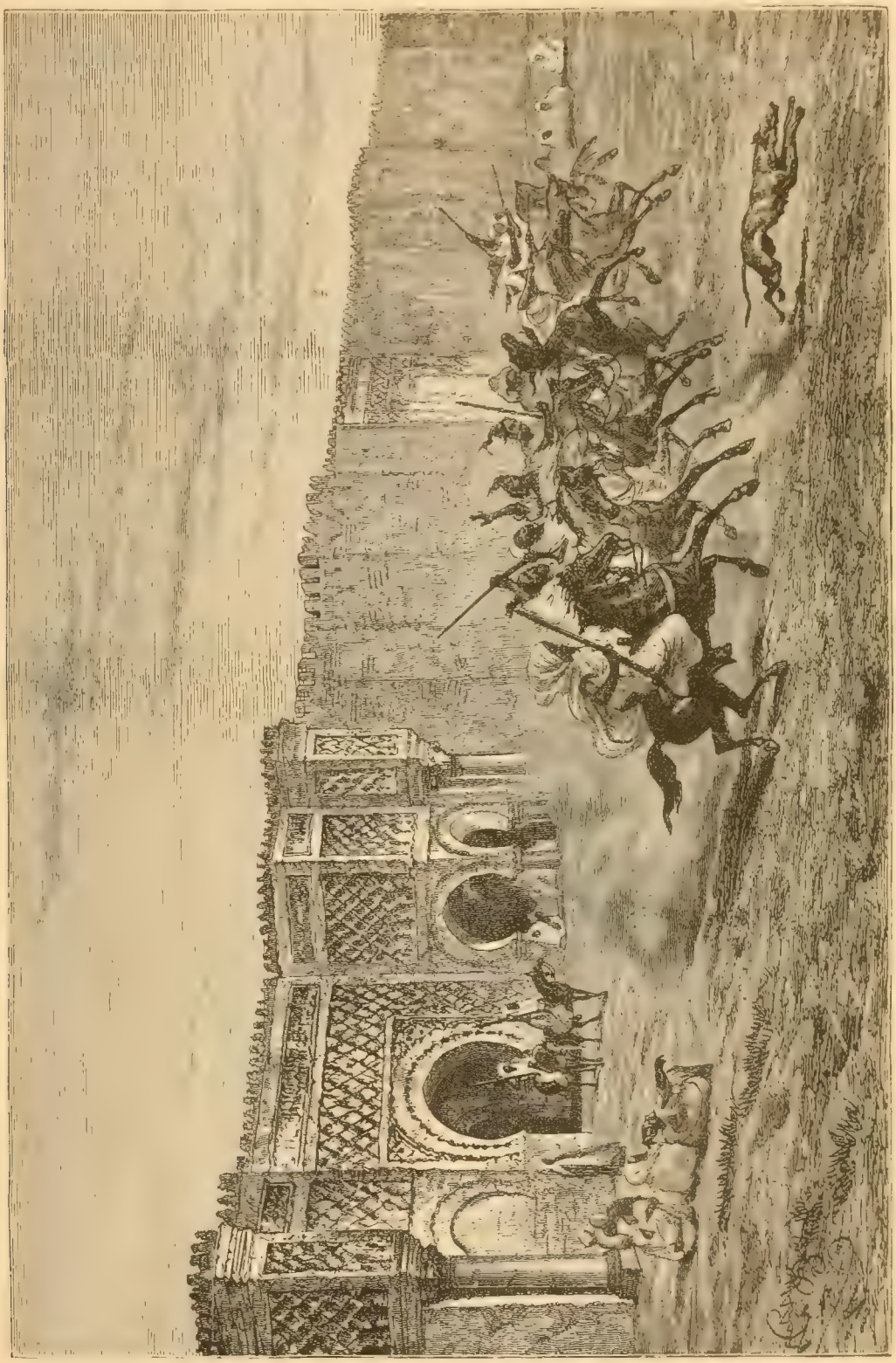
„Am Morgen wurde es zur guten Stunde munter in den Straßen, in denen überhaupt, wie wir es schon am Abend bemerkt hatten, ein reges Leben herrschte. Was uns zunächst auffiel, waren die kleinen Knaben, welche mit langen Brettern auf dem Kopfe von Hausthüre zu Hausthüre liefen, um den Brotteig für die Backöfen abzuholen. Wenn die Brote dann gebacken sind, tragen sie dieselben in die betreffenden Häuser zurück. Kaufläden finden sich in bestimmten Straßen; außerdem wird ein Obstmarkt unter polizeilicher Aufsicht gehalten. Die Bokkari oder Polizisten sind Neger aus dem Sudan; man kennt sie an der hohen Kopfbedeckung und an einer biegsamen Rute, welche sie in der Hand führen. Auf dem Marktplatz in Fes giebt es wie auf unsern Messen eine Menge Komödianten und Possenreißer, welche Scharen von Neugierigen um sich versammeln. Wir drängten uns durch einen solchen Kreis und sahen einen Aissaua, der, entblößt bis zum Gürtel, tanzte und krampfhafte Verdrehungen seiner gebräunten Glieder ausführte, während er mit heiserer Stimme schrie und einer seiner Gehilfen wie wahnsinnig auf einer Pfeife blies. Neben ihnen stand auf dem Boden eine halboffene Kiste, aus welcher der Wahnwitzige eine ungeheure Schlange hervorlangte. Er spielte mit dem Gewürm, wie ein Mädchen mit seiner Puppe, ringelte es um seine Arme, seine Beine, seinen Hals und ließ sich schließlich von ihm mehrmals in die Brust stechen. Wie manche der Zuschauer waren wir zuerst der Meinung, der Schlange seien die Giftzähne ausgebrochen. Irrthum! Der Beschwörer ließ ein Huhn vor unsern Augen von der Schlange stechen, und es war nach einem Flügelschlage sofort tot. Geschah das durch natürliche Mittel oder durch teuflische Hilfe?

„Man kann kaum einige Schritte in Fes machen, ohne auf eine Moschee zu stoßen. Hat doch die Stadt deren 120, wovon freilich einige in Trümmern liegen und dem Kulte nicht mehr geweiht sind. In dreien wird das ‚Ghosthba‘ gebetet, das Gebet für den Sultan, das Domine, salvum fac des Islam. Die berühmteste unter diesen Moscheen ist ohne Zweifel die des Mulei-Edris, des Gründers von Fes. Sie liegt im Mittelpunkt und also an der tiefsten Stelle der Stadt. Wir betraten den Vorhof; mehrere Moslemin verrichteten daselbst an einem Brunnen die vom Koran vor dem Gebete vorgeschriebene Waschung. Man verlangte zunächst von uns, daß wir die Schuhe auszögen, gab sich aber endlich für ein gutes Trinkgeld damit zufrieden, daß wir große rote Pantoffeln darüber anzogen. So betraten wir also die Moschee, eine große viereckige Halle ohne Säulen oder Gewölbe, mit einer Decke, welche durch sonderbar verschlungene Arabesken verziert ist. Neben dem Stuhle des Imam steht das Grabmal des Mulei-Edris; ein bunter, aber mit Staub bedeckter Traghimmel breitet sich darüber. Auf den Matten, welche den Fußboden bedecken, erblickt man Muselmänner in den verschiedenen Stellungen des Gebetes, welche der Koran verlangt, und von welchen ich die wichtigsten anführen will. Zuerst steht der Betende aufrecht mit herabhängenden oder auf der Brust gekreuzten Armen und betet so die ‚Fatha‘ oder das Anfangskapitel des Koran: ‚Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Allbarmherzigen, dem König des Tages des Weltgerichtes! Wir beten dich an und flehen um deinen Beistand. Leite uns auf den rechten Weg, den Weg derjenigen, welche du mit deinen Gnaden überschüttet hast, welche ohne Makel sind und nicht zur Zahl der Verirrten gehören.‘ Hierauf beugt der Betende den Oberleib, indem er die Hände auf die Kniee legt und mit lauter Stimme ausruft: ‚Gott ist sehr groß.‘ Dann richtet er sich wieder auf und sagt: ‚Gott hört es, wenn man ihm sein Lob vorträgt.‘ Nun wirft sich der Betende so zur Erde, daß gleichzeitig seine Kniee, seine Hände, seine Nase und Stirne den Boden berühren, und sagt: ‚Gott ist sehr groß.‘ Hierauf setzt er sich kniend auf die Fersen, legt die Hände auf die Unterschenkel und wiederholt dieselben Worte, und sie ein drittes Mal wiederholend, wirft er sich abermals auf seine Hände nieder, mit der Stirne den Boden berührend. Dann stellt er sich gerade hin und sagt: ‚Die Nachtwachen sind Gott zu Ehren, wie auch die Gebete und Almosen, und der Friede sei über dich, o Prophet Gottes! Auch Gottes Barmherzigkeit und Segen sei über dich. Heil und Friede sei über uns und alle Diener Gottes, über alle Gerechten und Tugendhaften. Ich beteure, daß es keinen Gott giebt außer dem einzigen Gott, und daß Mohammed sein Knecht und Prophet ist; ich beteure, daß er Mohammed zu sich gerufen hat, und ich beteure, daß es ein Paradies giebt und eine Hölle, und den Sirat (die Brücke über die Hölle zum Paradies, welche so schmal ist wie die Schneide eines Säbels), und eine Wage, und ein ewiges Glück, das denjenigen zugesprochen ist, die nicht zweifeln, und daß Gott in Wahrheit sie aus dem Grabe erwecken wird. O mein Gott, gieb dein Heil und deinen Frieden Mohammed und dem Geschlechte Mohammeds, wie du dein Heil und deinen Frieden Abraham gegeben hast, und segne Mohammed, wie du Abraham gesegnet hast und das Geschlecht Abrahams. Dank und Lob und Erhebung deiner Glorie seien dir und für dich!‘ Dieses ganze Gebet wird eingeleitet durch die Worte: ‚Gott ist sehr groß‘, welche mit bis an die Ohren erhobenen Händen gesprochen werden, und abgeschlossen durch den Gruß oder Wunsch: ‚Der Friede sei mit euch!‘, der den Umstehenden geboten wird, indem der Betende sein Gesicht zuerst nach rechts und dann nach links wendet.

„Die Moschee des Mulei-Edris steht in so hoher Verehrung, daß jeder Verbrecher, der sie erreicht, in Sicherheit ist; kein Bokkari würde wagen, in dieselbe einzudringen und ihn da zu verhaften. Als wir die Moschee verließen, trafen wir im Vorhause einen fast nackten Menschen, der mit zur Erde gewandtem Blicke geheimnisvoll einherschritt. Das war ein Derwisch aus der Bruderschaft der muselmännischen Einsiedler, welche in Höhlen, auf den Gebirgen, manchmal auch einsam in der Stadt wohnen. Man versichert alles Ernstes, ihre Seele weile im Himmel in der Gegenwart Allahs, während nur ihr Leib hier auf Erden wandere. Alle Tollheiten werden ihnen nachgesehen; man wage es ja nicht, sich mit einem Blicke, einem Worte, einer Geberde über sie lustig zu machen. Das würde die schlimmsten Folgen haben, und nicht einmal der Sultan könnte einen Fremden schützen, welcher einen Derwisch beleidigte.

„Wir gingen durch ein Gäßchen neben der Moschee und kamen an einen offenen Hof, aus dem uns der betäubende Lärm vieler Kinderstimmen entgegenscholl. ‚Das ist die Mektib, die Schule‘, sagte Fernandez. Ohne Umstände traten wir ein und fanden eine wahre Herde in Lumpen gehüllter Kinder. Ohne jede Ordnung waren sie bunt durcheinander gewürfelt; die einen standen, andere saßen auf der Erde, einige lagen auf dem Rücken, wieder andere auf dem Bauche, wobei sie das Kinn auf die Hände stützten. Alle

waren damit beschäftigt, einige Koranverse herzusagen; dabei überwachte sie ein alter schmutziger Schulmeister, der mit einer langen Rute Hiebe unter diejenigen seiner Schüler verteilte, welche die Worte des heiligen Buches ihrem jungen Gehirn nicht einprägen wollten. Und man sage noch, der Unterricht in Marokko sei nicht obligatorisch! Freilich bleibt die ganze Wissenschaft beim Koran



Der Palast zu Mekines. (S. 482.)

stehen. Von einem Unterricht in der Geschichte, in der Erdbeschreibung, in der Rechenkunst oder sonst in einem andern Wissenszweige ist keine Rede. Der Name eines Landes wird mit dem einer Person verwechselt, und einen Kompaß sieht man für eine Uhr an. Wissenschaftliche Bildung wird unter diesem durch seinen Schicksalsglauben stumpfsinnigen Volke so wenig geachtet, daß ein Gelehrter geradezu gefürchtet würde und keinen Zutritt zum Sultan erhielte.

„Auf unserer Streife durch die Stadt zeigte uns Fernandez auch das Hospital, ein großes, düsteres, massives Gebäude. Es

ist reich und hat große Einkünfte, von denen ein Teil eine sonderbare Bestimmung hat. Man verpflegt nämlich daselbst kranke Störche und bestattet die verendeten. Dieser bizarre Gebrauch beruht auf dem Glauben, die Störche seien Menschen, welche sich in das Gefieder dieses Vogels hüllten und von irgend einem fernen Gestade herkämen; nach einer bestimmten Zeit würden sie in ihre Heimat zurückkehren und dort ihre menschliche Gestalt wieder annehmen. Überhaupt genießen die Störche manche und sonderbare Vorrechte. (Wer erinnert sich nicht an Hauffs schönes Märchen vom Chalifen Storch?)

„Als wir zur Kasbah, zum Schlosse, hinanstiegen, begegnete uns ein langer Zug von Negern, Weiber und Kinder, alle gefesselt, und ein Araber mit einer Peitsche schritt vor ihnen her. ‚Sind das Übelthäter?' fragten wir Fernandez. ‚Nein, es sind Sklaven', antwortete er. ‚Wie, herrscht hier noch öffentlich die Sklaverei?' ‚Ja, der Sklavenhandel ist in Marokko noch im Schwunge. Jährlich führt man zu Tausenden Neger aus dem Sudan ein, wo man sie für ein wenig Salz oder einige Ellen Zeug einhandelt, während sie hier teuer verkauft werden. Durch diesen Handel hat schon mancher Kaufmann ein großes Vermögen erworben. Letztes Jahr war ich in Marakesch (Marokko) und sah daselbst den Sklavenmarkt; denn dort giebt es einen eigenen Sklavenmarkt, wie bei uns einen Gemüsemarkt. Während der Dellali diese menschliche Ware unter dem Hammer ausbot, untersuchten sie die Käufer gerade, wie die Roßkämme die Pferde auf einem Viehmarkt.'

„Während dieses Gespräches hatten wir durch schmutzige Gäßchen aufsteigend den Hügel erklommen und das Judenviertel, die Mella, erreicht, welches zur Neustadt gehört und in der Nähe des Schlosses liegt. Die Häuser dieses Viertels scheinen von außen ebenso armselig und verfallen, wie die übrigen Wohnungen von Fes. Wir wunderten uns darob, da die Juden sehr reich sind. ‚Ihr dürft nicht nach dem Äußern urteilen', sagte unser Führer. ‚Sie sind im Innern sehr reich und manche geradezu fürstlich eingerichtet. Das ist nur eine List der Juden; sie verbergen auf diese Art ihre unermeßlichen Schätze, um die Habsucht der Mauren nicht wachzurufen. Ihr könnt euch selbst überzeugen, wenn ihr mit mir das Haus eines Juden betreten wollt, der hier wohnt, und den ich sehr gut kenne.' Wir waren es gerne zufrieden und gingen in das Haus. Wirklich war dasselbe im Innern ebenso schön und reich, wie es von außen häßlich und armselig schien. Der Jude nahm uns kühl, aber höflich auf; er stellte uns seine kleine Familie vor und bot uns sogar eine Honigwabe und eine Tasse Thee an. Unter anderem erzählte er uns, daß die jüdische Gemeinde eine Schule, eine wahre Universität im kleinen, gegründet habe, und daß dieselbe bereits von etwa 100 Schülern besucht werde.

„Da stehen wir vor der Kasbah (dem Schlosse). Vor uns kauern zwei Gruppen in ihre Schleier gehüllter Frauen, welche leise miteinander reden, und da und dort rauchen Araber in halb liegender Stellung ihren Haschisch und überlassen sich dem Hochgenusse des süßen Nichtsthuns. Wir ließen unsere Blicke über die Doppelstadt schweifen, welche sich zu unsern Füßen ausbreitete. Es war die Stunde, da der Schatten eines Stockes seiner Höhe gleich ist; auf den Terrassen aller Minarets standen die Muezzins und sangen aus aller Kraft die Worte des Gebetsrufes, welche also lauten: ‚Es giebt keinen andern Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Kommet zum Gebet, bevor die Zeit entflieht! Beeilet euch, Buße zu thun, bevor der Tod euch ereilt!' Der Muezzin ist die Kirchenglocke, und die Sala, die er ruft, fordert die Gläubigen zum Gebete auf. Da verrichten alle frommen Moslemin ihr Gebet, die einen in der Moschee, die andern auf offener Straße, auf dem Marktplatz, in den Häusern, wo immer sie sich befinden mögen. Und fünfmal im Tage wird dieser Ruf wiederholt. Wir stiegen zum kaiserlichen Garten hinab, der den üppigsten Pflanzenwuchs entfaltet; breite Alleen durchziehen ihn, und ein Arm des Wad-el-Fes führt ihm sein Wasser zu. In dieser Stunde sitzt der Sultan zu Pferde, nicht weil er das Reiten liebt, wie man uns sagt, sondern um sich dem Grundsatze eines seiner Vorgänger zu fügen, der gesagt hat: ‚Das Roß ist der Thron der Kaiser von Marokko.' Der gegenwärtige Sultan heißt Mulei Hassan (vgl. das Titelbild). Dem Aussehen nach mag er 40—45 Jahre alt sein; seine Gestalt ist unbedeutend, sein Charakter schwach. Was schadet das? Es herrscht ja doch nicht er, sondern sein Leibminister, der Makhsen, wie einst der Majordomus für unsere Schattenkönige. Seine ganze Politik beschränkt sich auf den Wunsch, im Innern mit seinen Schätzen, Rossen und Weibern unbehelligt zu leben und nach außen mit den europäischen Mächten Frieden zu haben. Wenn dieselben ihm diplomatische Noten mitzuteilen haben, so wenden sie sich an seinen bevollmächtigten Minister, der in Tanger, am äußersten Ende seines Reiches, wohnt.

„Während die strahlende Sonne sich zum Untergange neigte, verließen wir die Stadt durch ein stolzes maurisches Thor, um von einer benachbarten Höhe aus in einem leuchtenden Gesamtbilde die Doppelstadt mit ihrer Hügelkrone, ihrem Gartenkranze, ihrem grauen Häusermeere zu sehen, aus dem zahlreiche Minarets aufragen, jedes von einem Halbmond und drei vergoldeten Kugeln gekrönt.

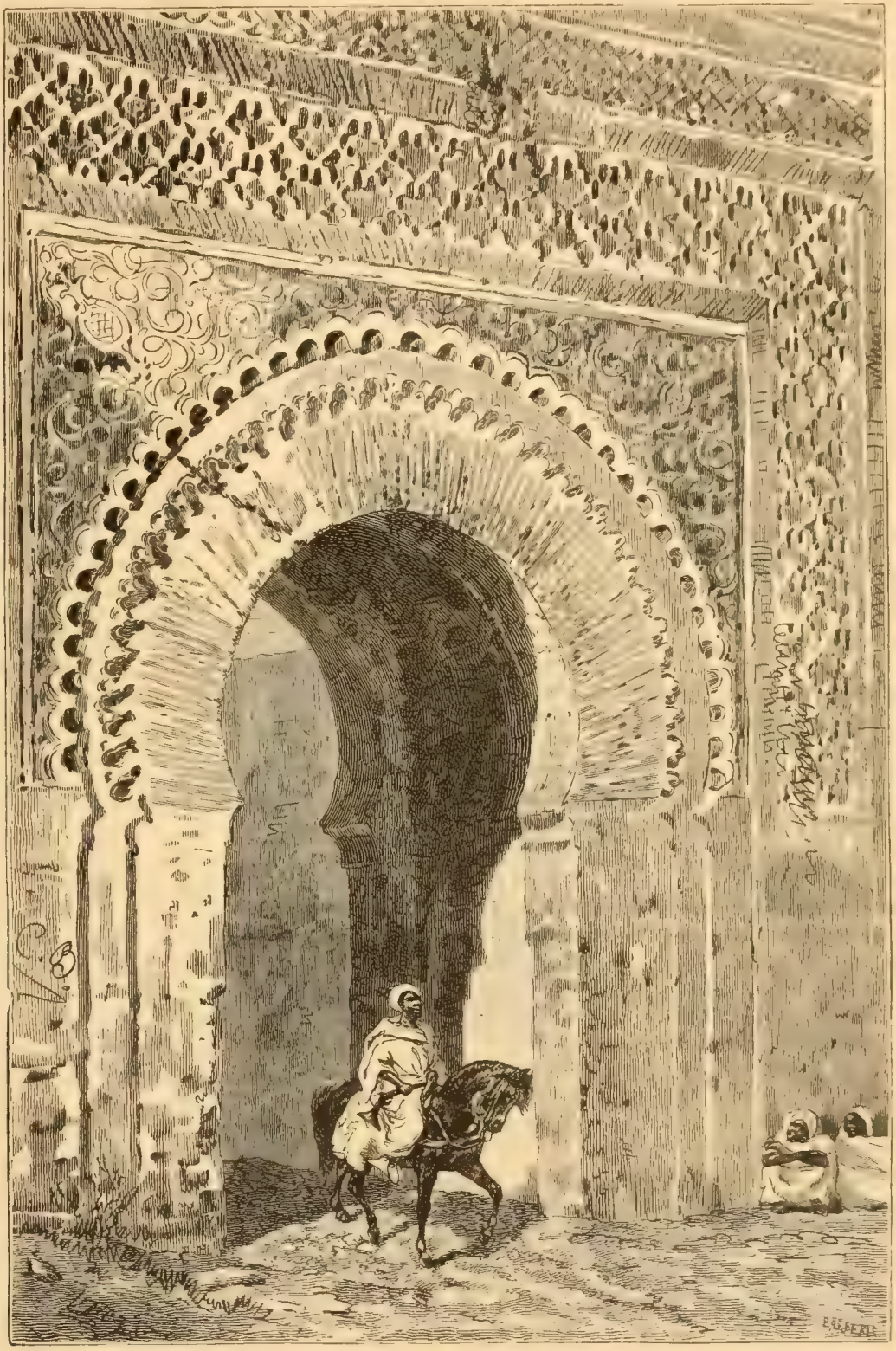
„Den zahlreichen Mühlen, welche Fes umgeben, den berühmten Gerbereien, wo die feinen Lederwaren verfertigt werden, welche man in Europa unter dem Namen Maroquins verkauft, den Werkstätten, wo die Schleier gewoben werden, zart, wie die feinste Gaze, den Fabrikanten, welche die roten Türkenmützen machen, die man Fes nennt, konnten wir nur im Vorbeigehen einen Besuch abstatten. Die farbigen Töpferwaren und die damascierten Waffen hatten wir in den Bazars bewundert. Wer sollte es glauben, daß in dieser heiligen Stadt, wo der Gebrauch geistiger Getränke den Söhnen des Propheten streng verboten ist, auch eine Schnapsbrennerei besteht? Freilich gehört dieselbe den Juden, und diese sollen das Getränke, welches sie aus den Früchten gewinnen, teils selbst trinken, teils ausführen."

8. Mekines und Marakesch.

Etwa 10 Stunden westlich von Fes liegt die zweite Residenzstadt des Reiches Marokko, Mekines, das man sein Versailles genannt hat. Unsere beiden Missionäre fanden nicht die Zeit, dieser merkwürdigen Stadt einen Besuch zu machen. Wir wollen deshalb de Amicis, der auf seiner Rückreise dieselbe berührte, dorthin begleiten.

Die Straße zwischen den beiden benachbarten Hauptstädten war so belebt, wie der Reisende in Marokko nichts Ähnliches gesehen hatte. Kamelkarawanen, große Herden, Kaufleute, welche zahlreiche Prachtrosse auf den Markt nach Fes führten, Derwische, die auf offenem Felde predigten, Boten zu Fuß und zu Pferd, Scharen mit Sicheln versehener Araber, die zur Ernte auszogen, mehrere maurische Familien, die mit Kind und Kegel nach Fes übersiedelten, begegneten dem Reisenden. Kaum zwei Stunden unterwegs sah man über eine unermeßliche Ebene her schon die

weißen Minarets von Mekines in schwachen Umrissen schimmern, als suchten sie die Fremden über ihre Entfernung zu täuschen. Bald waren sie sichtbar, bald entschwanden sie wieder, bis endlich die langersehnte Stadt beim Austritte aus einem Walde wilder Ölbäume vor den erstaunten Blicken stand. „Mekines bedeckt einen langgestreckten Hügel, ist von Garten und einem dreifachen



Ein Thor des Palastes in Mekines. (S. 482.)

Kranze mit Zinnen gekrönter Mauern umgeben und wird von Minarets und Palmen überragt. Freundlich und majestätisch stand es plötzlich vor unsern Augen, einer der prachtvollen Vorstädte Konstantinopels ähnlich; scharf hoben sich ihre Hunderte von weißen Terrassen von dem azurblauen Himmel ab. Auch nicht ein einziges Rauchwölkchen stieg aus der Häusermasse auf; keine lebende

Seele zeigte sich, weder auf den flachen Dächern noch auf den Ringmauern; kein Laut drang an unser Ohr. Man hätte die Stadt für unbewohnt, für einen gemalten Theaterhintergrund halten können."

Der Ruhm von Mekines sind seine Gärten und sein Kaiserpalast; die Gärten halten die Marokkaner für die schönsten Afrikas, das Sultansschloß für den herrlichsten Bau der Welt. Dasselbe ist nicht alt; Mulei-Ismael gründete es zu Ende des 17. Jahrhunderts. Der Palast hatte 2000 Schritt im Umfang und wurde mit Säulen geschmückt, die teils aus einer benachbarten Ruinenstadt, teils aus Livorno und Marseille bezogen wurden. Er soll einen großen Bazar enthalten haben, in welchem die kostbarsten Gewebe Europas zum Kaufe auslagen; eine Straße mit 100 Springbrunnen verband den Markt mit der Stadt. Ferner fanden sich da ein riesiger Park mit schattigen Ölbäumen, sieben große Moscheen, eine gefürchtete Artillerie, welche die Berber der nahen Berge im Zaume hielt, der kaiserliche Schatz, angeblich eine halbe Milliarde, und die Bevölkerung, welche auf 50 000 Seelen angegeben wird, soll die gebildetste und gastfreundlichste des Landes sein. Noch immer spielt der Schatz des Sultans, der inzwischen doch bedeutend zusammengeschmolzen sein mag, wenn er überhaupt noch besteht, eine große Rolle in der Einbildungskraft der Marokkaner, wie aus der folgenden Schilderung hervorgeht, welche einer der Führer de Amicis' entwirft: „Im Palaste des Sultans findet sich ein abgesondertes Schloß, das ganz aus Stein aufgeführt ist, nur durch das Dach Licht empfängt und von einer dreifachen Mauer umschlossen wird. Durch ein Thor von Eisen tritt man ein und gelangt an ein zweites und drittes Eisenthor. Hinter diesem letzten Thore kommt man in einen niedern und dunkeln Gang, den man mit Lichtern durchschreiten muß. Der Boden ist mit schwarzem Marmor belegt, die Wände sind schwarz und das Gewölbe ist schwarz; dumpfe Grabluft füllt den Korridor. An seinem Ende öffnet sich ein großer Saal, in dessen Mitte ein Schacht angebracht ist, der in ein unterirdisches Gewölbe führt. Durch diesen Schacht schaufeln viermal im Jahre 300 Negersklaven das Gold und Silber, welches der Sultan sendet. Der Sultan überwacht diese Arbeit persönlich. Die Neger, welche diese Arbeit zu besorgen haben, sind für ihr ganzes Leben im Schlosse eingethürmt, und wer von ihnen das unterirdische Gewölbe betritt, verläßt es nie mehr lebend. Rings um den Saal stehen 10 irdene Töpfe mit 10 Schädeln von Sklaven, welche zu stehlen versuchten. Mulei-Soliman ließ überhaupt allen Sklaven den Kopf abschlagen, sobald das Gold an Ort und Stelle gebracht war. Niemals hat ein Mensch lebend dieses Schloß verlassen als der Sultan, unser Herr."

Der Marokkaner erzählte dies mit geheimnisvoller Ehrfurcht, als ob sowohl solche Grausamkeit wie solcher Reichtum bei einem Sultan ganz selbstverständlich wären. De Amicis schildert seine Eindrücke von Mekines wie folgt:

„Nachdem wir zwei durch einen steilen Aufstieg getrennte Thore hinter uns hatten, befanden wir uns in der Stadt. Wir waren zuerst angenehm enttäuscht. Wir hatten nämlich erwartet, daß Mekines einen traurigern Anblick als Fes darbieten werde, und fanden nun im Gegenteil eine freundliche Stadt voll grüner Gärten, mit vielen zwar krummen, aber breiten Gassen, welche von kleinen Häusern und niedrigen Gartenmauern eingesäumt werden, über die hinweg die schön geschwungenen Hügellinien der Umgegend sichtbar sind. Von allen Seiten ragen hier ein Minaret, dort eine Palme oder eine mit Zinnen gekrönte Mauer über die Wohnungen empor; bei jedem Schritt trifft man einen Brunnen oder ein mit Arabesken geschmücktes Thor. Eichen und Gruppen von Feigenbäumen stehen mitten in den Straßen und öffentlichen Plätzen; überall freie Luft, Licht, Blumengeruch und die liebliche Ruhe eines zwar gesunkenen, aber doch immer noch nicht ganz erloschenen Hoflebens.

„Nach manchen Umwegen erreichten wir einen weiten Platz, der sich vor der monumentalen Front des Palastes ausdehnt, welchen jetzt der Gouverneur bewohnt (vgl. das Bild S. 479). Die Mauern leuchten von den wundervollsten Mosaiken, welche in hundertfarbiger Schmelzarbeit ausgeführt sind. Jetzt, da die letzten Strahlen der Sonne sie streifen, funkeln die Wände über und über, als ob sie mit Perlen bedeckt wären gleich den orientalischen Palästen in ‚Tausend und eine Nacht'.

„Die berittene Wache ließ ‚das Pulver reden' (d. h. feuerte ihre Flinten ab und führte einen Scheinangriff aus), während wohl 50 Diener und Soldaten schweigend vor dem Thore auf der Erde kauerten. Sonst war der Platz menschenleer. Welch herrliches Schauspiel! Diese strahlende Fassade, diese Reiter, diese Thürme, diese Einsamkeit und dazu der Sonnenuntergang vereinten sich zu einem echt maurischen Bilde und brachten uns den Glanz vergangener Jahrhunderte in träumerischer Dichtung vor Augen, so daß wir wie verzückt in seinem Anblick dastanden. Die Soldaten führten uns um den Palast herum und zeigten uns noch ein anderes Thor, das im reinsten maurischen Stile aufgeführt und vom Sockel bis zum Gesimskranze mit den zartesten buntfarbigen Mosaiken bedeckt ist, welche in den Sonnenstrahlen wie Tausende von Rubinen, Saphiren und Smaragden blitzten, die in einen Triumphbogen von Elfenbein gefaßt sind. Unsere Zeichner versuchten eine Skizze dieser Herrlichkeit zu entwerfen (vgl. das Bild S. 481). Dann kehrten wir in die Stadt zurück.

„Bis jetzt hatten die Leute, welche wir in den Gassen trafen, uns zwar neugierig, aber nicht unfreundlich beobachtet, ja es schien uns sogar, daß sie besser gesinnt seien als die Bewohner von Fes. Aber plötzlich änderte sich die Stimmung ohne die geringste Veranlassung. Einige alte Weiber sahen uns scheel nach; dann warfen ein paar Straßenjungen Steine nach unsern Maultieren, und im Nu sahen wir uns von einer Wolke von Gesindel umringt, das vor und hinter uns einherschwärmte und einen Höllenlärm verführte. Steine, faule Orangen, Gossenabfälle und Schlimmeres kamen von allen Seiten dahergeflogen. Als wir schon das Stadtthor erreicht hatten und zum Lager hinabritten, hörten wir noch von den Mauern herabschreien: ‚Verflucht sei dein Vater! Dein ganzes Geschlecht sei dem Verderben geweiht! Gott möge deine Ahnen braten!' So empfing uns das ‚gastliche' Mekines!

„Am nächsten Tage gegen Abend brachen wir auf und durchzogen während zwei Stunden die lieblichste Landschaft, die sich ein Maler denken kann. Noch sehe ich, noch schweben mir im Geiste die mit fast überirdischer Schönheit verklärten Hügel vor, deren sanfte, grüne Flanken Rosen- und Myrtenbüsche, Oleander und Aloën trugen; noch sehe ich im Goldglanze der sinkenden Sonne die Pracht von Mekines, das langsam unsern Blicken entschwindet, Minaret um Minaret, Palme um Palme, Terrasse um Terrasse; noch atme ich in der Erinnerung die mit Wohlgerüchen gesättigte Luft; noch schaue ich den Wasserspiegel, der die buntfarbige Begleitung und die unaussprechliche Zartheit des in Rosatönen schwimmenden Himmels zurückstrahlt; noch sehe ich und fühle ich das alles: aber beschreiben kann ich es nicht."

Auch der dritten Hauptstadt, Marakesch, von welcher das Reich seinen Namen Marokko hat, wollen wir einen kurzen Besuch abstatten. Der Engländer Sir Joseph Hooker, der diese Stadt und den Großen Atlas im Jahre 1871 besuchte, möge uns hier als

Führer dienen. Er trat die Landreise an von der südmarokkanischen Hafenstadt Mogador aus, welches Sidi Mohammed erst vor etwas mehr als 100 Jahren, im Jahre 1760, gegründet hat. Jetzt zählt sie eine wohlhabende Bevölkerung von vielleicht 12 000 Seelen. Der Weg führt zuerst zwei Tagereisen weit durch das wellige Hügelland der Küste und erreicht dann die große marokkanische Hochebene, welche fast unmerklich der Atlaskette zu ansteigt. Niedrige, abgestumpfte Hügel erheben sich über die Fläche; Kalksteintrümmer bedecken die Erde; drei mühsame Tage geht es durch diese öde, wasserlose Wüste, an deren Südrand immer deutlicher die Kette des Großen Atlas sich abhebt. Jetzt zeigt sich davor ein schlanker, hochragender Thurm. „Die Katubia von Marakesch!" ruft der Führer. Statt der weißen kahlen Kalkebene tauchen rechts und links kleine Wälder von Oliven- und Feigenbäumen auf; dann folgen von hohen Mauern umfriedete Gärten, und bald liegt die mächtige Stadt vor den Augen der Reisenden, weit sich ausdehnend und rings von einer 10 m hohen Mauer umschlossen, welche im Abstande von etwa 120 m von viereckigen Thürmen verteidigt wird.

Hooker und seine Gefährten fanden trotz des Empfehlungsschreibens des Sultans eine nichts weniger als freundliche Aufnahme in der südlichen Hauptstadt des Reiches. Zu der äußersten Feindseligkeit der Bewohner gegen alle Fremden, namentlich alle Christen, kam noch eine Fehde zwischen dem Gouverneur der Stadt, welcher dem Sultan feindselig war, und dem Vicekönig. So ließ der erstere die vom Sultan empfohlenen Fremden von Soldaten am Thore in Empfang nehmen und durch die schmutzigsten Gäßchen zu einem von Unrat starrenden Häuschen führen, das er ihnen als Wohnung anzubieten wagte. Die Engländer weigerten sich, diese Herberge zu beziehen, und nachdem sie auf offenem Platze übernachtet hatten, wurde ihnen endlich am folgenden Morgen in einer Vorstadt eine anständigere Wohnung angewiesen.

Die einzigen Sehenswürdigkeiten der Stadt sind die Katubia, die große Moschee und einige Teile des alten Sultanspalastes, welche aus der Blütezeit des alten Maurenreiches, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, herstammen. Der reichverzierte Turm der Katubia hat eine Höhe von 90 m. All die kunstreich und zierlich behauenen Steine sollen aus Spanien herübergebracht und von Christensklaven zu diesem gewaltigen Bau zusammengesetzt worden sein. Der Bazar der Stadt hatte nichts Bemerkenswertes; billige und dauerhafte Teppiche sind das einzige Erzeugnis der einheimischen Industrie. Die Bevölkerung, welche auf 50 000 Seelen angegeben wird, zeigte den Fremden andauernd eine so feindselige Stimmung, daß sie froh waren, als sie der Stadt Lebewohl sagen und die Weiterreise in die Hochthäler des Atlasgebirges antreten konnten.

Schluß.

Von Fes aus wandten sich die beiden Missionäre aus Lyon ostwärts nach der Grenze Algiers, wohin wir ihnen folgen, um am Ausgangspunkte unserer Rundfahrt um den dunkeln Erdteil noch einmal U. L. Frau von Afrika in der schönen Kirche zu besuchen, welche ihr Kardinal Lavigerie bei Algier erbaut hat (vgl. das Bild S. 5).

Ein Dichter aus der Provence hat dieses Heiligtum wunderschön also besungen:

„Auf sonnumflammter Felsenhöhe
Baun, Jungfrau, wir ein Kirchlein dir,
Daß treu es gleich dem Wächter stehe,
Des Landes Hort, der Wüste Zier.
Es sei das Haus, die Heimat aller,
Klar aufgeführt aus Marmorstein.
Es lade gastlich jeden Waller
Zur Rast an heil'ger Schwelle ein.

Rose der Wüste! Milde Frau!
O laß erbarmen dich die Not!
Sieh, glutverbrannt ist unsre Au,
Die Herzen aber kalt und tot!
Holdsel'ge Rose, sende du
Der Blume Thau und Düften,
Erfrischend Herz und Triften,
Wie sanften Maienregen zu!

Fern in der See wildwogend Toben,
Fern in die Wüsteneinsamkeit
Dein gold'nes Bildnis schaut von droben
Und kündet Hoffnung weit und breit.
Im Wogendrang der arme Ferge,
Der Berber auf des Saumtiers Pfad
Blickt grüßend auf zum heil'gen Berge
Und fühlet froh, daß Rettung naht.
Rose der Wüste u. s. w.

Und wo im Flugsand glutgeblendet
Die Karawane eilig zieht,
Zur Jungfrau sich der Pilger wendet,
Wenn er verschmachtet, krank und müd:
O, milde Mutter, laß zum Baume
Den kleinen Rosenstrauch erblühn,
Daß zu der Wüste letztem Saume
Frischkühlend seine Schatten ziehn!
Rose der Wüste u. s. w."

Vor dem Bilde der seligsten Jungfrau, welche so schön die „Rose der Wüste" genannt wird, wollen wir noch einmal zusammen niederknieen und für die Bekehrung der unglücklichen Völker beten, welche wir auf unserer Rundreise besucht haben. Die ganze Welt war eine Wüste, als die seligste Jungfrau Maria wie eine wunderbare Rose den Thau der Gnade, ja den Urquell aller Gnade vom Himmel in ihren Schoß herabzog. Alle Gnade und aller Segen wurde uns durch ihren göttlichen Sohn zu teil. O, daß nun auch die Wüste Afrikas im Schatten dieser Wunderblume erblühe! Daß die 200 Millionen Menschen, welche Afrika bewohnen, durch die mächtige Fürbitte Marias ihrem göttlichen Kinde zugeführt werden! Wie wenige von dieser großen Zahl gehören bis jetzt unserer heiligen Kirche! Der Norden Afrikas bis an den Senegal und bis an die Quellen des Nil zählt mit geringer Ausnahme zu den Anhängern des Islam; Abessinien liegt in den Banden des Irrtums verstrickt; fast der ganze Süden und Westen und das ungeheure Binnenland des großen Weltteiles schmachtet im Abgrunde des verkommensten Heidentums, betet statt den wahren Gott die lächerlichsten Fetische an und ehrt dieselben mit Greueln aller Art. In welchem Elende seufzen die armen Menschen schon in diesem Leben! Denket nur an die Greuel der Sklaverei, welcher jährlich Tausende anheimfallen, und an die entsetzlichen Menschenopfer in Dahomeh. Wie unglücklich wären wir, wenn wir statt fromme, katholische Eltern jene unseligen Fetischdiener zu Vater und Mutter hätten! Danken wir dem lieben Gott, daß er uns das Glück zuteilte, von Kindheit an der heiligen katholischen Kirche anzugehören. Und nun noch einmal knieen wir nieder vor dem Bilde U. L. Frau von Afrika, dankend für unser Glück und betend, daß dasselbe auch den armen Kindern Afrikas zugewendet werde.

AFRIKA

Zu Spillmann, Rund um Afrika. 3. Aufl.

Verlag von Herder in Freiburg i. B.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind von **demselben Verfasser** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Durch Asien.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Erste Hälfte: **Die mohammedanischen und die russischen Länder.** (West- und Nordasien.) Mit einer großen colorierten Karte von Asien. Zweite Auflage. 4°. (XII u. 430 S.) *M.* 8; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 9.20.

Zweite Hälfte: **Japan, China und Indien.** (Ost- und Südasien.) 4°. (XII u. 538 S.) *M.* 9; geb. *M.* 10.40.

„. . . Es ist bewundernswert, welch eine Fülle thatsächlichen Materials auf den 430 sehr inhaltreichen Seiten geboten wird. In klaren, lebensvollen, oft stilistisch glänzenden Schilderungen, die fast durchweg fesseln und durchaus nicht nur für die Jugend wertvoll sind, sondern auch demjenigen, der sich schon viel mit Asien beschäftigt hat, noch vielfältig lehrreich sein können, werden uns Land und Leute, gegenwärtige Städte und historische Stätten, Bodenbau und Verkehrsverhältnisse u. a. m. vorgeführt, vertieft durch historische Exkurse. Natürlich werden, wie es ja für ein Laienpublikum naheliegend ist, die menschlichen Elemente des geographischen Stoffes, also die historischen, culturellen und ethnographischen Gesichtspunkte, vorzugsweise behandelt, stets in anregender und wohl unterrichtender Weise. Und vielleicht gerade weil die Darstellung aus so vielen verschiedenen Quellen fließt, ist sie immer wieder von neuer anschaulicher Frische. Ein besonderer Vorzug dieses Buches ist ferner sein Bilderschmuck, der ungewöhnlich reich ist. . . ." (Geograph. Zeitschrift. Leipzig 1897. 7. Heft.)

„. . . Der Verfasser, als Reiseschriftsteller durch seine frühern geographischen Schilderungen vorteilhaft bekannt, weiß das Interesse des jugendlichen Lesers festzuhalten, indem er den Stoff und die Färbung wechselt: Städtebilder reihen sich den Landschaftsschilderungen an, Cultur- und wissenschaftliche Darstellungen wechseln mit ethnographischen Typen, Jagd- und Reiseabenteuer fügen sich den geographischen Scenen ein, während selbstverständlich das religiöse Moment, das Verdienst der katholischen Missionsstationen, die Aufopferung der Missionäre an den passenden Stellen hervorleuchten.

„Die ungemein reiche Illustration veranschaulicht auf charakteristische und technisch-tadellose Weise alle Seiten der im Texte vorgeführten Elemente und ist trefflich geeignet, das Verständnis des Textes zu unterstützen und das Werk bei der schaulustigen Jugend beliebt zu machen." (Zeitschrift für das Realschulwesen. Wien 1897. 7. Heft.)

Ueber die Südsee.

(Australien und Oceanien.)

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Mit zwei colorierten Karten. 4°. (X u. 312 S.) *M.* 5.50; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 6.50.

„Die Stimmen der katholischen und protestantischen Presse sind in dem Urteile über die rühmlichst bekannten Werke des hochw. Herrn Verfassers, über ‚Rund um Afrika' und ‚Durch Asien', einig, daß dieselben großartige Leistungen allgemeinsten Interesses und Jugendschriften ersten Ranges sind. Die Vorzüge, welche an diesen Werken hervorgehoben wurden, eignen in gleichem Maße dem vorliegenden. Physische und politische Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie, Cultur- und Religionsgeschichte finden sich hier in harmonischer Thätigkeit zusammen, um dem Leser nebst einem Schatze von Kenntnissen ein Bild Australiens und der Inselgruppen Oceaniens zu bieten, welches anschaulicher und lebendiger nicht gedacht werden kann. . . ." (Correspondenzblatt f. d. kath. Clerus Oesterreichs. Wien 1898. Nr. 157. [Augustinus.])

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist von **demselben Verfasser** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

In der Neuen Welt.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Erste Hälfte: **Westindien und Südamerika.** Mit zwei colorierten Karten. 4°. (XII u. 380 S.) *M.* 7; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 8.20.

Zweite Hälfte: **Mittel- und Nordamerika.** Mit einer colorierten Karte. 4°. (XII u. 484 S.) *M.* 9; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 10.40.

„Die frühern Werke des ebenso liebenswürdigen wie geistvollen katholischen Geistlichen habe ich schon früher empfehlend besprochen. . . . Bewundernswürdig ist das ungeheure Wissen des gelehrten Verfassers, offen und scharf seine Beobachtungsgabe, anerkennenswert unparteiisch seine Darstellung bei aller Glaubenswärme und Hingebung an die Kirche, die er vertritt, und ungemein anziehend und ansprechend die Form, so daß das Werk nicht bloß bei der Jugend verdienten Beifall finden wird. Die Zahl der durchweg vorzüglichen Illustrationen ist ungemein groß. So geht der Wert des bedeutenden Werkes weit über den ursprünglichen enggezogenen Rahmen einer Geschichte der katholischen Missionen hinaus und wird von unbefangenen protestantischen Lesern nicht minder gewürdigt werden als von katholischen."

(Prof. Dr. L. Freytag im „Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens". Berlin 1896. 2. Heft.)

Die zweite Hälfte von **„In der Neuen Welt"** beschließt die Reihe der geographischen Werke des Verfassers: **„Rund um Afrika", „Durch Asien", „Ueber die Südsee".**

Alle außereuropäischen Länder sind an unserem Auge vorbeigezogen. Die Wüsten und die Wälder Afrikas mit ihren kraushaarigen und dunkelfarbenen Menschenkindern; die Hochsteppen und Hochgebirge von Nord- und Mittelasien mit ihrer Nomadenbevölkerung; die alten Culturstaaten Chinas, Japans und beider Indien mit ihrem Völkergewimmel; Australien und die Inseln der weiten Südsee mit ihren wilden Bewohnern inmitten ihrer meerumrauschten lieblichen Heimat; endlich die Neue Welt von der Südspitze bis zu den Eisfeldern des nördlichen Polarmeeres mit ihren Savannen und Prairien, mit ihrer majestätischen Gebirgswelt, deren eisgepanzerte Hochgipfel Feuer und Flammen speien, mit ihren Riesenströmen und herrlichen Wasserstürzen, mit der unbeschreiblichen Pracht ihrer Tropenwälder voll überströmenden Lebens und mit der toten Oede ihrer in ewigem Winter starrenden arktischen Eiswüsten, deren lange Nächte die spielende Flammenpracht des Nordlichts verklärt. Und auch hier wieder welches Völkergewimmel von den armen Bewohnern des Feuerlandes, die ihre Hütten aus spärlichem Treibholz bauen, bis zu den Eskimos, die sich in Schnee und Eis die Wohnung eingraben; von den Wilden am Amazonas, denen Palmblätter ein luftiges Obdach bieten, bis zu den Rothäuten am Mississippi und Ottawa in ihrem von einer Büffelhaut gedeckten Wigwam; von den Höhlen der Armut bis zu den stolzesten Palästen, die Reichtum und Macht himmelhoch auftürmten!

Die zahlreichen **Bilder** (über **1700**), die in diesen Bänden verteilt sind, führen dem Auge die Schilderungen lebendig vor und bieten, im Verein mit den colorierten Karten, ein umfassendes Material für den geographischen und ethnographischen Unterricht.

„Mit diesem letzten stattlichen Bande (In der Neuen Welt. II) schließt P. Spillmann seine großartig angelegte Sammlung von Berichten und Schilderungen aus fremden Ländern. Dieselbe umfaßt jetzt sechs prachtvolle Quartbände mit einer Anzahl der herrlichsten Illustrationen und einem staunenswerten Reichtum an Landschafts-, Sitten- und Geschichts-Darstellungen. Je ein Band ist Afrika und Australien, je zwei Bände Asien und Amerika gewidmet. Wir dürfen wohl kühn behaupten, daß keine andere Litteratur ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das gleich dem vorliegenden verdient, ein Volksbuch im vollsten und edelsten Sinne des Wortes zu werden. Denn was wir bei Besprechung früherer Bände bereits hervorhoben, müssen wir auch diesmal wieder betonen: das Buch ist nicht bloß für die Jugend geschrieben, wenn es ihr auch in erster Linie gewidmet ist. P. Spillmanns Stil ist so volkstümlich in seiner edeln Einfachheit, daß die Jugend ihn wohl gerne liest und versteht; dabei aber ist er doch wieder so frei von allem, was man in Jugendschriften so oft als Naivetät hinnehmen muß, daß auch jeder gebildete Erwachsene das Buch mit ungeteilter Freude liest. . . ."

(Büchermarkt. Crefeld 1895. Nr. 11.)

„. . . **Wir wüßten in der katholischen Litteratur diesen Bänden kein Werk ähnlicher Art an die Seite zu stellen und überhaupt nur wenige zu nennen, die es gleichmäßig verdienten, in der Handbibliothek des katholischen Bürgerhauses zu stehen.** Nicht zu religiös, um nicht als Profanlectüre zu gelten, und doch getragen von einem apostolischen Hauch, der nur veredelnd wirken kann, anziehend geschrieben und doch auf gründlichen Studien beruhend, aus den zuverlässigsten und neuesten Quellen ergänzt, ist das Buch ganz anders noch als bloße Romandichtungen geeignet, eine Familienlesung zu bilden, die den ernsten Mann ebenso fesselt als die phantasievolle Jugend."

(Deutscher Hausschatz, Regensburg 1895. 10. Heft, über die Werke „In der Neuen Welt", „Rund um Afrika", „Durch Asien" und „Ueber die Südsee".)

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind von **demselben Verfasser** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wolken und Sonnenschein.

Novellen und Erzählungen.

Vierte Auflage.

Zwei Bände. 12°. (XVI u. 630 S.) *M.* 4.20; in eleg. Original-Einband: Leinwand mit reichem Farbendruck *M.* 6.

„. . . Diese Erzählungen ragen in ihrer vornehmen Gestalt weit über das Durchschnittskontingent des belletristischen Büchermarktes hinaus und zeichnen sich sowohl durch formvollendete Darstellung als durch feine Charakteristik der Personen und Verhältnisse aus. Nicht unempfindlich bleibt die Seele beim Lesen dieser phantasie- und gefühlvollen Erzählungen, die außerdem durch den Wechsel von Ernst und Scherz in der Affectserregung eine seltene Meisterschaft bekunden. . . . Mögen recht viele aus dem Garten dieser litterarischen Schätze die edeln Früchte der Wahrheit und Tugend zur Ernährung und Ergötzung ihres Geistes und Gemütes lesend so genießen, daß sie dadurch an Weisheit und Vollkommenheit immer mehr zunehmen!" (Von Haus zu Haus. Leipzig 1[illegible]. Nr. [illegible].)

Die Wunderblume von Woxindon.

Historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuarts.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. 12°. (XVI u. 650 S.) *M.* 5; in Original-Einband: Leinwand mit reichem Farbendruck *M.* 6.50.

„Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß eine Erscheinung wie dieser histor. Roman bei dem kathol. Lesepublikum Anklang finden mußte. Die durchaus originelle, leicht archaïsirende Form, die anschauliche und interessante Schilderung und insbesondere die Bedeutsamkeit der erzählten geschichtlichen Vorgänge, deren Darlegung mit solcher anheimelnden künstlerisch abgemessenen Ruhe und ohne die geringste Spur von Tendenz erfolgt, mußte das Buch einem jeden, dem es auch nur flüchtig durch die Hände ging, schätzenswert machen."

(Alte und Neue Welt. Einsiedeln 1896. 7. Heft.)

„In vornehmer Ausstattung präsentiert sich auch in zweiter Auflage ein Roman: ‚Die Wunderblume von Woxindon' von Joseph Spillmann, der ein farben- und figurenreiches Gemälde aus den Tagen der unglücklichen Königin Maria Stuart entrollt und sich hoch über das Niveau der landläufigen Romanlitteratur erhebt. Der Verfasser bewahrt in dem Roman die historische Treue und weiß dabei durch eine geschickt entwickelte, gut erfundene Handlung das volle Interesse auf sich zu lenken." (Allgemeine Modenzeitung. Leipzig 1895. Nr. 51.)

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt.

Dritte, unveränderte Auflage.

12°. (VIII u. 318 S.) *M.* 2; geb. in Leinwand *M.* 3.

„Wohl keine Einrichtung der katholischen Kirche ist in letzter Zeit so in den Vordergrund des wissenschaftlichen und populären Interesses getreten wie das Beichtgeheimnis. Ein berühmter Gerichtsfall und die sich daran anknüpfenden Controversen haben dies bewirkt. Da begrüßen wir denn nach den mehr wissenschaftlichen, theologisch-juristischen Behandlungen der Frage ganz besonders die angezeigte Erzählung des berühmten Verfassers der ‚Wunderblume von Woxindon'. . . . Seine Erzählung vereinigt das spannende Interesse eines Criminalromans mit der Erbauung der Martyreracten. Niemand wird sie ohne Rührung zu Ende lesen, und man wird sich dieser Rührung um so lieber überlassen, als man weiß, daß man keinen bloß erdichteten, auf Erregung des Mitleids zugespitzten Fall vor sich hat, sondern ein wirkliches Geschehnis, dessen Held heute noch in Südfrankreich lebt und priesterlich wirkt. Wir empfehlen das Buch nicht bloß als ein Muster edler Volkserzählung, sondern auch allen Gebildeten als eine allseitige künstlerische Behandlung der Frage des Beichtgeheimnisses."

(Büchermarkt. Crefeld 1896. Nr. [illegible].)

Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII.

(38. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8°. (VIII u. 172 S.) *M.* 2.25.

Die englischen Martyrer unter Elisabeth bis 1583.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. (39. u. 40. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8°. (XIV u. 320 S.) *M.* 4.20.

Diese beiden Schriften entstanden aus Anlaß des päpstlichen Decretes vom 29. December 1886 betreffs Seligsprechung der zur Zeit der Katholikenverfolgung in England in den Tod gegangenen Blutzeugen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau sind von **demselben Verfasser** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tapfer und Treu.

Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI.

Historischer Roman in zwei Bänden.

12°. (XII u. 712 S.) *M.* 5; in Original-Leinwandband *M.* 7.

(Soeben erschienen.)

Der gefeierte Verfasser der „Wunderblume von Woxindon" tritt wiederum mit einem größern Roman vor die Oeffentlichkeit. Auch diesmal muß der Historiker dem Dichter den Hintergrund zu seiner Schöpfung liefern: es sind die ersten Stadien der großen französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts, in die wir geführt werden. Von dem dunklen Bilde hebt sich leuchtend ab der Todeskampf einer heldenmütigen Schar der Schweizergarde Ludwigs XVI., die allein in jener schrecklichen Zeit noch aushielt bei der Fahne, zu der sie geschworen, und die, ihre Losung „Tapfer und Treu" wahr machend, am 10. August 1792 sich in den Tuilerien verblutete.

Wir müssen es uns versagen, aus der Fülle der Bilder, die an uns vorüberziehen, einzelnes herauszugreifen; nur der zuversichtlichen Hoffnung sei Ausdruck verliehen, daß auch diese Gabe des so rasch in die vorderste Reihe von Verfassern historischer Romane gerückten Autors ein dankbares Publikum finden wird.

Aus fernen Landen.

Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend.

Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt

von **Joseph Spillmann** S. J.

Bis jetzt sind erschienen:

Erstes Bändchen: Liebet eure Feinde! Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. **Vierte Auflage.** 12°. (VIII u. 80 S.) 60 *Pf.*; eleg. geb. in Halbleinwand mit illustriertem Umschlag 80 *Pf.*

Zweites Bändchen: Arumugam, der standhafte indische Prinz. Schicksale eines bekehrten indischen Prinzen. Frei nach den Missionsberichten erzählt von **A. v. B.** Mit 4 Bildern. **Dritte Auflage.** 12°. (VI u. 78 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Drittes Bändchen: Die Marienkinder. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. **Vierte Auflage.** 12°. (VI u. 86 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Viertes Bändchen: Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. Eine Erzählung aus der letzten großen Christenverfolgung durch die Drusen. Von **A. v. B.** Mit 4 Bildern. **Dritte Auflage.** 12°. (VI u. 70 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Fünftes Bändchen: Der Neffe der Königin. Historische Erzählung aus der Missionsgeschichte Japans. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. **Dritte Auflage.** 12°. (VI u. 102 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Sechstes Bändchen: Drei Indianergeschichten. — Namameha und Watomilka. Erzählt von **A. Baumgartner** S. J. — Tahko, der junge Indianer-Missionär. Erzählt von **A. v. B.** — Vater Renés letzte Fahrt. Erzählt von **A. Huonder** S. J. — Mit 4 Bildern. **Dritte Auflage.** 12°. (VIII u. 80 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Siebentes Bändchen: Der Gefangene des Korsaren. Eine Erzählung von **F. S.** Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 90 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Achtes Bändchen: Kämpfe und Kronen. Eine Erzählung aus Annam. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 106 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Neuntes Bändchen: Der Schwur des Huronenhäuptlings. Eine Erzählung aus der ältern Missionsgeschichte Kanadas. Dem Englischen McSherrys frei nacherzählt von **A. Huonder** S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Zehntes Bändchen: Die Sklaven des Sultans. Eine Erzählung aus Konstantinopel im 17. Jahrhundert. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 110 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Elftes Bändchen: Eine rote und eine weiße Rose. Die rote Rose: **Abdu'l Masich, der junge Blutzeuge von Singara.** Ein Blatt aus den Märtyrerakten des Morgenlandes. — Die weiße Rose: **Hadra, die kleine Bekennerin.** Eine Erzählung aus Algier. Von **A. Huonder** S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VIII u. 100 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Zwölftes Bändchen: Die koreanischen Brüder. Ein Zug aus der Missionsgeschichte Koreas. Von **Joseph Spillmann** S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Dreizehntes Bändchen: Der Zug nach Nicaragua. Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. Von Joseph Spillmann S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 112 S.)

Date Due

Demco 293-5

DATE DUE

AFRICAN COLLECTION

q
DT11
S6x
1897

STACKS q DT11.S6x 1897
Spillmann, Joseph,
Rund um Afrika
3 5282 00183 3030